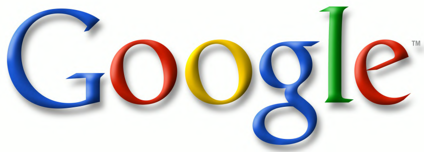






ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

FÜNFTER JAHRGANG.



ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1817.

Num. 1.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

THEOLOGIE.

Jena, b. Frommann: *Magazin für Prediger.* Herausgegeben von D. *Josias Friedrich Christian Löffler.* VII Band. 2 St. 1813. VI und 225 S. gr. 8. (18 gr.)

Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: Desselben Werkes VIII Band, 1 und 2 St. 1815. 1816. VIII und 280, VI und 274 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1804. No. 184 und 1814. No. 5. 6.]

Das 2 *St.* des 7 *Bandes* beginnt mit einer Abhandlung des Predigers *Kirsten* zu Eisleben: *Versuch zu einer Beylegung des Streites über die Wunder bey der christlichen Religion.* Der Vf. sucht 3 Fragen zu beantworten: 1) *Hat es Wunder gegeben?* 2) *In welchem Verhältnisse stehen die Wunder zur christlichen Religion?* 3) *Welchen Gebrauch hat der Religionslehrer noch jetzt von den Wundern zu machen?* Seltsam scheint die Behauptung: „Ob diese oder jene Begebenheit, die wir aus der Geschichte kennen lernen, ein Wunder sey, wird durch das subjective Urtheil des Lesers, und nicht durch das Urtheil des Schriftstellers, *entschieden.*" Der Vf. leugnet aber, wenn wir ihn recht verstehen, die Wunder im metaphysischen Sinne, und behauptet, dass nur die Unfähigkeit, einen Erfolg aus den Gesetzen der Natur abzuleiten, die Annahme eines Wunders veranlasse. Mit dieser Entscheidung ist die Sache schwerlich abgethan. Denn wie beweist nun Hr. *K.*, dass Alles aus den Gesetzen der Natur erfolgen müsse, dass eine andere Wirkung der Vorsehung nicht Statt haben könne, und nicht wirklich Statt habe? *Non liquet*, dünkt uns hier das Ergebniss ächtphilosophischer Untersuchung zu seyn. Dass die Wunder mit dem Christenthume in keiner nothwendigen Verbindung stehen, oder vielmehr, dass der Glaube an die Wunder nicht nothwendig Glaube des Christen sey, geben wir gern zu; aber wir sind nicht der Meinung, dass Jesus, wie die Sache hier vorgestellt wird, die Berufung auf seine Sendung von Gott und auf seine Thaten als einen Nothbehelf gebrauchte, um seiner Lehre Eingang zu verschaffen. Diess stimmt gar nicht mit dem Charakter Jesu überein. Der Vf. dringt nicht tief genug ein, und seine Ansicht der Religion ist überhaupt ein wenig [illegible]. Sie ist ihm bloss Mittel, das Wohlgefallen Gottes und Glückseligkeit zu erreichen, und wahr, wenn sie diesen Zweck erreicht. Wie schwankend dieses Merkmal sey, dürfen wir nicht erst darthun. Die dritte Frage hat der Vf. unseres Erachtens im Ganzen ziemlich gut beantwortet; aber dass der Streit dadurch beygelegt werde, glauben wir nicht. — Hr. *Henneberg* zu Neuroda giebt auf die Frage: *Wie hat der Prediger zu vermeiden, dass er, bey der Verschiedenheit der Ansichten der Glaubenslehren unter seinen Zuhörern, keinem Theile anstössig werde, und auch seine eigene Überzeugung nicht verletze?* im Wesentlichen diese Antwort: Wähle zu deinen Vorträgen nur diejenigen Glaubenslehren, von welchen alle deine Zuhörer die nämliche Ansicht haben, und die du nicht übergehen kannst und darfst, behandle sie von der Seite, von welcher sie alle als wahr anerkennen, halte dich besonders an das reiche Gebiet der christlichen Sittenlehre und der biblischen Geschichte, und mache jede Predigt zu einer Casualpredigt. — Dass auf diesem Wege aller Anstoss vermieden werde, bezweifeln wir: denn es giebt Leute, denen es sehr anstössig ist, wenn diese oder jene Lehre nicht oft und vorzüglich behandelt wird, die eine gewisse Sprache für wesentlich halten, die das Unterscheidende ihrer Ansicht hervorgezogen haben wollen, die von Abhandlungen aus dem Gebiete der Sittenlehre nichts halten, oder die selbst von dieser so eigenthümliche Vorstellungen haben, dass der, welcher der gesunden Vernunft und dem Geiste der Lehre Jesu gemäss redet, es ihnen nicht recht macht. Überdiess soll ja der Prediger auch schädliche Vorstellungsarten berichtigen und Vorurtheile bekämpfen.

Den 8 *Band* eröffnet eine Abhandlung des Herausgebers über die Frage: *Welche Offenbarung Gottes an uns ist die unmittelbare, die durch unsere Natur und die Welt, oder die durch andere Menschen und ihre Schriften?* Eigentlich unmittelbar ist keine von beiden; dass aber die letztere *unmittelbarer* sey, als die erstere, hat Hr. *L.* befriedigend bewiesen. Auf den Namen kommt freylich wenig an, aber die Abhandlung berührt und entwickelt manche Dinge, die heutiges Tages von Neuem verkannt und durch Machtsprüche abgethan werden. Sie ist mit der Besonnenheit und Klarheit geschrieben, die wir an dem Vf. gewohnt waren, und zeugt zugleich von seiner erleuchteten Achtung gegen Jesum und die Bibel. — Es folgt eine *Beantwortung der Frage: Wie macht sich der Prediger die Geschicklichkeit ei-*

gen, nach einem kurzen Entwurfe oder auch fast ganz aus dem Stegreife zu reden, ohne sich dadurch zu einer Nachlässigkeit in seinem Vortrage und zu einer faden Geschwätzigkeit zu verwöhnen? Von *Kirsten*, mit einer Zugabe des *Herausgebers*. Über eben diese, in einem früheren Stücke des *Mag.* aufgegebene Frage finden sich Abhandlungen in dem 2 *St.* des 8 *Bandes* von *Kochen* (damals) zu Wilster und von *Fritsch* zu Quedlinburg. Die Vff. treffen in vielen Stücken zusammen, widersprechen sich aber auch in einigen. Wer sie mit einander vergleicht und prüft, dem wird nicht leicht etwas Wesentliches, den behandelten Punct betreffend, entgehen. — Die *zweyte Abhandlung* jedes Stückes von diesem *Magazin* enthält *Anzeigen* und *Aufgaben*. *Sacks* Schrift über die *Vereinigung der beiden protestantischen Kirchenparteyen* gab einem Ungenannten (dem sel. *Ukert*) Gelegenheit zu einigen nicht zu übersehenden Bemerkungen. (Dass man auch selbst in Berlin noch nicht so weit ist, als man sich vorgestellt hat, lehren manche neuere dortige Vorfälle. Und die jetzt beliebte Weise, die alten Vorstellungsarten sorgfältig wieder hervorzusuchen und die Sprache der alten Dogmatik zu reden, wird die Vereinigung der Protestanten gewiss nicht erleichtern.) Der *Herausg.* selbst liefert lehrreiche Anzeigen von *Ammons Anleitung zur Kanzelberedsamkeit*, *Müllers Vorträgen für die Belehrung und Erbauung des Volks* und *Krause's* Programm: *de rationalismo ecclesiae nostrae in doctrina de praedestinatione*, macht insonderheit bey Gelegenheit des letzten wichtige Bemerkungen, erklärt sich abermals wider die Benennung *Priester*, von dem protestantischen Geistlichen gebraucht, und legt Fragen und Aufgaben vor. Auch giebt er Nachricht von dem Leben, dem Charakter und den Schriften des 1814 zu Gotha gestorbenen ehemaligen Hofpredigers zu Eutin, *G. H. A. Ukert*. Hr. Pred. *Themar* zu Nordhosen giebt beurtheilende Bemerkungen über einen Theil der *reinhardischen* Psalmenübersetzung. — In der *dritten Abtheilung* enthalten die vor uns liegenden Stücke mehr ausgeführte Predigten und Reden, als die früheren, und der grössere Theil derselben sowohl als der Entwürfe ist casuistisch. Des *Herausgebers* Arbeiten zeichnen sich auch hier durch ihre Gediegenheit und Angemessenheit aus. Wir erwähnen darunter nur der Rede *zum Andenken des Superintendenten Bohn* zu Waltershausen, und der *Ordinationshandlung* im 2 St. des 7 Bandes, der Predigt *am 2 Osterfeyertage* 1814 im 1 St. des 8 Bandes, der *Rede bey der Weihe zweyer Geistlichen am Tage der Feyer der Siege der Verbündeten* im 2 St. desselben Bandes, und der ebendaselbst befindlichen *Rede bey der Trauung Hn. Hornbostels und Ch. Becker*, einer Tochter des Hn. Hofr. *Becker* in Gotha. Nach dem Herausg. nennen wir *Stolz*, der uns nur bedauern lässt, dass wir ausser der Fortsetzung seiner *Entwürfe zu Homilieen über Psalmen* Nichts von ihm hier erhalten haben. In *Bail's* zu Glogau Weihnachtspredigt sollten die (8 B. 2 St. S. 68) hinzugefügten Schlussbemerkungen mit dem Ganzen mehr in Verbindung gebracht seyn. Der Anhang über die göttliche Autorität Jesu kann keinen Forscher befriedigen. Macht die Uneinigkeit der Philosophen, wie der Vf. sich ausdrückt, „einen unmittelbaren Ursprung des Christenthums (von Gott) erwünschbar:" welchen Wunsch muss denn nun wieder die eben so grosse Uneinigkeit der aus der Lehre Jesu schöpfenden Theologen erregen? Rec. scheint es, als müsse Hr. *B.*, um consequent zu seyn, eine unfehlbare Autorität in der Kirche annehmen. Übrigens achten wir seine Überzeugung und seine Art zu predigen. Hn. *Biederstedts Homilie über Marc. VII*, 31 — 37, die für Einen Vortrag zu viel enthält, giebt Stoff zu einer Anzahl von Vorträgen über dieses und ähnliche Evangelien. Seine Arbeiten sind überhaupt reich an Gedanken und durchaus praktisch; die Sprache ist kräftig und klar, blühend, aber nicht blümelnd; nur ein oder etliche Male möchte der Ton zu nahe an das Empfindelnde streifen. Ausdrücke, wie *Glückseligkeitswürdigkeit* scheinen, wenigstens für die Kanzel, verwerflich. Hr. *Röver* redet an die erwachsene Landjugend *über Höflichkeit und Manierlichkeit*; warum nicht lieber über die *Bescheidenheit*, die das, was von jener auf die Kanzel gebracht werden darf, in sich schliesst oder nach sich zieht? Am wenigsten würden wir uns erlauben, auf der Kanzel zu sagen: „Durch Höflichkeit in Wort und Mienen kommt auch der Ärmste durch die Welt; die dieser Münze sich bedienen, erkaufen Vieles ohne Geld; drum lerne Jeder höflich seyn, es kostet nichts, und bringt viel ein." Die übrigen Entwürfe dieses Verfassers sind besser. — In einer im Betsaale zu Schnepfenthal am Reformationsfeste 1812 gehaltenen *Gottesverehrung* ergriff Hr. *Weissenborn* die Gelegenheit, zu *Reinhards* Andenken einige Verehrung und Dank ausdrückende Worte zu reden, und damit eine jährlich zu erneuernde Gedächtnissfeyer *Salzmanns* zu verbinden. Die Ausführung ist wohl gelungen. In einem ähnlichen Vortrage am Stiftungstage der Anstalt ist die gefeyerte Begebenheit zu sehr anhangsweise behandelt. — Hn. *Rienäcker's* zweyte Predigt scheint uns über den Umstand, dass der König des protestantischen Glaubens ist, zu geschwätzig, ohne Manches zu berühren, was darüber verdiente gesagt zu werden. Zu übereilt äusserte sich die Gutmüthigkeit des Hn. *Fritsch* am Sonnt. Misericord. 1814 so: „Unsere Feinde erkennen es selbst, dass sie uns ungerecht bekriegten, und dass wir den gerechtesten Krieg führen, der je war. Ihre Gesinnung hat sich frey und öffentlich, da auch sie der Sklavenketten, die sie zuvor gebunden hielten, entledigt waren, aufs Kräftigste ausgesprochen; die Ersten und Edelsten des Volkes haben sich laut wider ihren bisherigen Regenten, den sie selbst einen Tyrannen nennen, erklärt" u. s. w. Aus Hn. *Hahn's* zu Bleicherode *Rede bey Vereidigung des Landsturms* wünschten wir einige zu niedrige Wendungen des ersten Abschnitts weg, z. B.: „Seine Raubgier ist ihm dieses Mal vergolten. Hinausgetrieben unter Schmach und Schlägen, hat er sich jämmerlich flüchten müssen." Auch ist die Sache zu wenig aus dem religiö-

ſen und ſelbſt aus dem eigentlich ſittlichen Geſichtspuncte betrachtet. In Hn. *Geiſenhayners Rede bey der Feyer einer 50 Jahre beglückt geführten Eheverbindung* miſsfällt die an das Ehepaar gerichtete *Erzählung* ſeiner Schickſale und Lobpreiſung ſeiner Tugenden, auch daſs das Schluſsgebet bloſs im Namen der Gefeyerten geſprochen wird. Ob man in religiöſen Reden von einer *beneidenswerthen* Gelegenheit reden ſollte, laſſen wir dahin geſtellt; aber: ich werde von Jemand gerathen, iſt als ſprachwidrig zu verwerfen. — In einer Traurede des Hn. *Steinbrenner* will uns unter anderen „der warme Freund des Alters, der Tod" nicht behagen. Die Wendung in einer Taufrede von Hn. *Gerken* zu Rappin auf Rügen: „Versprich mir das durch deiner Pathen Mund," iſt ſehr unnatürlich, wenn ſie auch im Geiſt der älteren Formulare iſt. — In der *Friedenspredigt* des Hn. *Reuſch* heiſst es, der Nebukadnezar unſerer Tage ſey in den Staub zurückgeſunken, aus welchem er ſich widerrechtlich erhoben habe. Ob ein Prediger, dem es doch obliegt, richtiges Urtheil über die Verhältniſſe des Lebens zu verbreiten, den Privatſtand in Vergleichung gegen den Fürſtenſtand *Staub* nennen ſollte? Und wenn *Buonaparte* die Zügel des Reichs, dem damals Niemand helfen wollte oder konnte, mit Zuſtimmung des Volkes ergriff: ſo iſt das Widerrechtliche darin noch nicht ausgemacht. Aber daſs er die ihm zu Theil gewordene Macht miſsbrauchte, ſein Volk zu *einer Räuberbande* zu bilden und allen Geboten der Gerechtigkeit Hohn zu ſprechen, und das Heiligſte ſeiner Begierde aufzuopfern, das iſt ſein groſses Verbrechen. Und iſt er in das zurückgeſunken, was Hr. *R.* Staub zu nennen beliebt? Wird er nicht als ausgezeichnete Perſon behandelt, und im Grunde der Fürſt noch in ihm geehrt? Auch das Lob in dieſer Predigt überſchreitet wohl das Maſs, das der Kanzelredner beobachten ſollte. — Hr. *Immen. Löffler* ſpricht in einer *Synodalpredigt* von ſo manchen „Lehrern der chriſtlichen Religion," die „den hohen Zweck derſelben, daſs ſie uns zu Theilnehmern der ſeligen Gottesreiches bildet, leugneten," ja ſie in ihren „Vorträgen mit Spott herabwürdigten." Dergleichen ſind Rec. nicht vorgekommen. — Noch erwähnen wir der *Rede am Sarge des Prof. Kaltwaſſer* von *Schulze* und der *Rede am Grabe des Landkammerraths Bertuch* von *Horn*, und bemerken, daſs auch diejenigen Vorträge, an denen wir Einiges getadelt haben, in anderen Hinſichten ihren Werth haben und ihre Stelle verdienen. Das Nämliche gilt auch von den Beyträgen der bisher von uns noch nicht genannten Verfaſſer: *Gebhard*, *Heydenreich*, *Grobe*, *Starke*, *Günther*, *Hamelmann*, *Schläger*, *Breiger*, *Caspari* und *Credner*. — Die *vierte Abtheilung* zerfällt in 2 Unterabtheilungen: I. *Katechetik und katechetiſche Entwürfe*; II. *Liturgik und liturgiſche Formulare*. Was aber dieſe Stücke enthalten, gehört Alles unter die letzte. Da wir nicht alle hier gelieferten wackeren Arbeiten nennen können: ſo führen wir nur Einiges an. Von *Tiedge* finden wir ein ſchönes Lied. In einigen darauf folgenden von *Demme* laufen matte Stellen und Hiate, wie: *erhalte uns, dringe uns* — mit unter; auch ſind Zwiſchenſätze, die das Zuſammengehörende zu weit aus einander reiſsen, dem Kirchenliede nicht angemeſſen, z. B.

Und gieb, o Gott, uns immerfort,
Zu deines Namens Ehre
Und unſerm Heil — daſs deine Welt
Durch Wahrheit werde aufgehellt —
Getreue fromme Lehrer.

Hr. *Peſtel* liefert einige nicht gemeine *Gebete unter den Drangſalen des Krieges*, in deren einem aber ſtatt: deine *wunderliche* Macht, ſtehen ſollte: d. wunderbare Macht. In einem anderen heiſst es: „doch was ſollen wir dir klagen, was dir nicht verholen iſt?" Die Zweydeutigkeit, die darin liegt, und das übel klingende doppelte *was* wäre vermieden, wenn der Vf. geſagt hätte: doch warum klagen wir dir, was d. n. v. iſt? — Die von Hn. *Müller* zu Neumark mitgetheilten Intonationen und Collecten verdienen mit Achtung und Dank aufgenommen zu werden; aber das ſcheint uns unpaſſend, Worte anzuſtimmen, die nur im Munde Jeſu, Johannis u. ſ. w., nicht in dem Munde des Predigers und der Gemeinde, wahr ſind, z. B. „Siehe, ich komme, im Buch iſt von mir geſchrieben." — Im 2 St. des 8 B. S. 260 ff. theilt ein Ungenannter den zuſammengezogenen Inhalt einiger Predigten in Verſen mit, wie er ihn öfter beym Auftritte zu geben pflegt. Da heiſst es: „Jede unſrer *Kraft* hat Schranken;" es ſollte *Kräfte* heiſsen. Zu ſtark und allgemein iſt es auch geſagt: „Eine (Tugend) nur iſt ohne Wanken, Eine weiſs von keinen Schranken, Mutterliebe nimmt nicht ab... Mag ſich Vaterliebe mindern, Dank erkalten bey den Kindern, Mutterlieb' erkaltet nicht." Der Vf. mag die Geſchichte des Dichters *Savage* nicht gekannt haben! Aber ſollten ihm in ſeiner Erfahrung nie Mütter vorgekommen ſeyn, die Ausnahmen machten? Und ſoll der Prediger auf der Kanzel Sätze als allgemein aufſtellen, von denen dem Zuhörer Ausnahmen aus eigener Erfahrung bekannt ſeyn können? Übrigens ſcheint es uns zweckmäſsiger, am Ende, als am Anfange der Predigt ihren Inhalt in Verſen zuſammen zu faſſen. — In der 5 *Abtheilung* enthalten dieſe Stücke eine Anzeige der neuen Agende des Königreichs Sachſen, preuſſiſche Verfügungen zum Beſten der Geiſtlichen und zur Beförderung der Religioſität, und dadurch, wie durch einige zum Theil darüber erſchienene Schriften veranlaſste Gedanken *über die Wiederbelebung der Andacht und die Erhebung des Predigerſtandes in der proteſtantiſchen Kirche*. Der Vf. wünſcht, daſs die Tage, Zeiten und Orte des Gottesdienſtes als heilige Zeiten und Orte weder von der Regierung noch von Einzelnen entweiht, alſo keine Soldatenübungen, Gerichtstage u. ſ. w. am Sonntage oder gar während der Andacht gehalten, auch Störungen durch Luſtbarkeiten in der Nacht vor den Sonn- und Feſt-Tagen verhindert, und obrigkeitliche Perſonen gehalten werden, den öffentlichen Gottesdienſt durch ihre Gegenwart zu ehren, daſs die Lage

der Prediger verbessert werde und für ihre Bildung mehr geschehe, dass man für tüchtige, wissenschaftlich gebildete und sittlich erwärmte Geistliche, für reinliche Gebäude und nicht zu arme Kirchen sorge, und dass die Gottesverehrung sich nicht bloss auf Belehrung und Ermahnung beschränke, sondern auch die eigentliche Anbetung zu einem wichtigen Theile der Andacht erhoben werde. „Sind," so schliesst der Vf., „jene Hindernisse besiegt, und die besser vorbereiteten Geistlichen erhoben: so wird der Geist der Lehrer sich der Gemeinden bemächtigen, und ein frömmeres Geschlecht wird die jetzt verlassenen christlichen Tempel nicht verachten oder kaltsinnig fliehen; sondern mit Eifer und Wohlgefallen suchen."

Diess sind die letzten Worte, die der würdige *Löffler* für dieses *Magazin* schrieb. Mögen seine Wünsche in Erfüllung gehen, und möge sein Geist, der Geist der gesunden Vernunft und der ruhigen Prüfung, der mit christlicher Frömmigkeit gar wohl vereinbar ist und bey dem Hingegangenen vereint war, nicht aus unserer Kirche verschwinden, damit nicht wir oder unsere Nachkommen genöthigt werden, da wieder anzufangen, wo *Luther* anfing, dessen Werke diejenigen am eifrigsten entgegen arbeiten, die, jetzt von Neuem, an seinen Buchstaben uns fesseln wollen!

JCFD.

Hannover und Leipzig, b. den Gebrüdern Hahn: *Magazin für christliche Prediger.* Herausgegeben von Dr. *Christoph Friedrich Ammon.* Ersten Bandes erstes Stück. Mit dem Bildnisse des Herrn Consistorialraths Dr. *Biederstedt* in Greifswald. VIII und 314 S. gr. 8. (18 gr.)

Diese Zeitschrift ist eine Fortsetzung des von dem verewigten *Löffler* herausgegebenen Magazins. Nicht allein der Schmerz über den schnellen Hingang dieses gelehrten und helldenkenden Mannes, dem Hr. *Ammon*, als seinem älteren und vieljährigen Freunde, innige Achtung gewidmet hatte, sondern auch — so drückt er sich aus — das Unvermögen, auf den Grundsätzen der dialektischen Verstandestheologie fortzubauen, die in den letzten Heften dieser ascetischen Zeitschrift vertheidigt waren, konnten den neuen Herausgeber bestimmen, diese Arbeit abzulehnen. Aber neue Ermunterungen und Zuschriften der früheren Mitarbeiter überwanden seine Bedenklichkeiten. Durch den Zusatz *christliche* auf dem Titel wollte er die Grundsätze und den Geist bestimmen, von welchem dieses Magazin belebt seyn soll, und, wie es scheint, einen Gegensatz des dialektischen Verstandesgeistes ausdrücken. Indessen gab auch *L.* sein Magazin *für christliche Prediger* heraus, und hielt den Geist, in dem er arbeitete, für einen christlichen. Hält ihn Hr. *A.* nicht dafür: so wird es wieder Viele geben, die ihn und seine Mitarbeiter nicht für ächt christliche Theologen gelten lassen und tief unter sich erblicken. Bey dem so sehr verschiedenen Sinne, in welchem das Wort *Verstand* noch immer genommen wird, ist es uns übrigens nicht ganz klar, was Hr. *A.* tadelt, wenn er dem sel. *L.* eine dialektische Verstandestheologie missbilligend zuschreibt. Man kann doch nicht behaupten, dass *L.*, um mit *Jacobi* zu reden, dem Verstande ohne Vernunft gehuldigt habe. Die *Gefühlstheologie* aber und die *Ahnung* in *Friesens* und *de Wette's* Sinne verwirft Hr. *A.* (S. 6), und hält den Standpunct des *Glaubens* für den richtigen. Er wird doch aber seinen Glauben rechtfertigen müssen, und kann er das ohne einen durch Vernunft erleuchteten Verstand? Und etwas Dialektisches müssen wohl gründliche philosophische und theologische Untersuchungen immer haben. Übrigens ist der Herausg. nicht gesonnen, die Mannichfaltigkeit und anständige Freymüthigkeit der ihm anvertrauten Aufsätze zu beschränken.

In Absicht des Plans ist keine wesentliche Veränderung vorgenommen, als dass eine *kritische Übersicht der neuesten theologischen Literatur* gegeben werden soll, wie denn auch in diesem Stücke schon der Anfang damit gemacht ist.

Die *Abhandlung* dieses Stücks vom Hn. Pred. *Gelpke* zu Hartha betrifft die Frage: *Wie hat man seine Predigten einzurichten, wenn der Inhalt derselben von dem Gedächtnisse der ungebildeten, niederen Volksclassen leicht gefasst und aufbewahrt werden soll?* und verdient nicht unbeachtet gelassen zu werden.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Heidelberg*, b. Oswald: *Commentatio, in qua et Protestantium et Catholicorum de regno Christi doctrinam symbolicam, et quasnam hac in re sectae Fanaticorum praecipuae recent. temporum sibi finxerint opiniones*, monstrare studuit, et philos. ord. auctorit. in acad. Rup. Car. ad summos in phil. hon. cap. proponit *Wilh. Henr. Elias Schwarz*, hucusque Rect. scholae Vinhemiensis. 1816. 24 S. 4. (4 gr.)

Der Vf. hat aus den Schriften der Reformatoren, der augsburg. Confess., dem heidelberger Katech., Bellarmin und dem *Catech. rom.* einige Stellen aufgegriffen, und fast ohne alle Erklärung zusammengestellt, welche von dem Reiche Christi sprechen, und die bekanntesten Anhänger einiger schwärmerischen Parteyen namentlich aufgezählt. Zu irgend einem Resultate kann diese Zusammenstellung nicht führen, weil der Vf. ganz verabsäumt hat, aus dem N. T. den Begriff von dem Reiche Christi zu entwickeln. Spätere Schriftsteller, als *Gerhard*, *Arnold* und J. G. *Walch* kommen in der hier angeführten Literatur nicht vor. §. 10 *de enthusiastis* fängt sich so an (S. 19): „*Haud satis constat, utrum unquam secta Enthus. fuerit, an, quod verisimilius, hoc nomine omnes ii sint designati, qui se impetu fanatico et miraculoso quodam modo ad miserum hom. statum emendandum vocatos putaverint, et res absurdas de praeceptis doctrinae Chr. docuerint. Differunt igitur a Fanaticis strictiori sensu eo, quod furiam praedicere non audeant. Sed utrique saepe commutantur, Fanaticus appellatur Enthusiastes, Enthusiastes Fanaticus.*"

O. P. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

THEOLOGIE.

Hannover und Leipzig, b. den Gebrüdern Hahn: *Magazin für christliche Prediger.* Herausgegeben von D. *Christoph Friedrich Ammon* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Unter den 14 mitgetheilten *Predigten* sind 6 von dem *Herausgeber.* Die 1 am Feste der Erscheinung über die Ep. (Jes. LX, 1—6), enthält *Betrachtungen des Glaubens über die Weissagungen des alten Bundes.* Hr. D. *Ammon* leugnet nicht ab, dass die Propheten des alten Bundes zuweilen *mehr als* eifrige Israeliten, *wie als* fromme Weise sprechen, und dass man die Erfüllung ihrer merkwürdigsten Weissagungen mehr in der Zeit selbst, als in dem alten Sinne ihrer Worte zu suchen habe (wie viele der Zuhörer mögen wohl verstanden haben, was das heissen soll?); er behauptet, dass jene Weissagungen menschlich gefasst oder den engen Schranken der menschlichen Natur angemessen, zeitgemäss vorgetragen und ausgedrückt seyen, dass aber die Seher, ob wir gleich nicht wissen, was sie sich bey ihren Blicken in die Zukunft gedacht haben, auf die Zeiten des Christenthums hinweisen, und dass wir wissen, sie seyen nicht bloss menschliche Dichter und Seher, sondern heilige Gottesmänner, welche geredet haben, getrieben von dem heiligen Geiste; dass sie aber nur darum so weit hinaus auf die Nachwelt blickten, weil sie Alles in Gott zu denken, zu überlegen, zu hoffen und zu erwarten pflegten. Wir fürchten, dass die Zuhörer des Herrn Oberhofpredigers sich gedrungen gefühlt haben, auf ihn anzuwenden, was er von den Propheten sagt, und zu gestehen, sie wissen nicht, was er bey vielen seiner Aussprüche gedacht haben möge. Rec. bekennt, dass auch beym aufmerksamen Lesen ihm nicht gelungen ist, des Vfs. Sinn zu ergründen, und dass er, so weit er denselben verstanden zu haben meint, keine Folgerichtigkeit hat finden können. Die 2 Predigt kündigt *Lehren der Weisheit aus den Selbstbekenntnissen ausgezeichneter Menschen* an. Aus ihnen lernen wir, nach dem Vf., dass es Fälle giebt, wo man verpflichtet ist, seinen Freunden auch unangenehme Wahrheiten ohne Schonung zu sagen; sich gegen die Anmassungen Anderer mit einem gerechten Selbstgefühle zu vertheidigen; den falschen Begriffen von Ehre und Schande mit freyer Selbstüberwindung zu begegnen; sich auf seine Erfahrungen und selbst auf seine Verdienste mit Würde zu berufen; und besonders seiner Rettung aus Gefahren immer mit Dank und Preis für Gottes väterlichen Beystand zu gedenken. — Allein von dem Allen lernen wir Nichts aus den Selbstbekenntnissen, als solchen, sondern wir lernen es allenfalls aus dem Leben und den Begebenheiten merkwürdiger Männer, von denen wir freylich durch Selbstbekenntnisse, aber auch auf andere Weise, auch wenn keine Selbstbekenntnisse von ihnen vorhanden sind, das wissen können, was auf jene Wahrheiten führt. Das Thema dieser Predigt müsste etwa so heissen: Einige Wahrheiten, an die uns Pauli Beyspiel (oder Lage und Betragen) erinnert. Lehren, die man aus den Selbstbekenntnissen merkwürdiger Menschen ziehen könnte, wären: dass die Menschen das nicht immer sind, was sie nach ihrem Betragen zu seyn scheinen; dass der Mensch es in der Erforschung seiner selbst weit bringen könne u. dgl. m. — *Der glorreiche Sieg eines guten Herzens über das gebildete Talent* ist der Gegenstand der 3 Predigt. Vielleicht ist in ihr Manches zu wissenschaftlich für gemischte Zuhörer ausgedrückt; auch hätte mögen der viel gemissbrauchte Ausdruck: *gutes Herz* — genauer bestimmt oder mit einem anderen vertauscht werden; endlich können wir es nicht billigen, wenn gesagt wird: „Gott denkt nur, um zu sprechen," und wenn es heisst: „Der Mensch fängt mit dem ersten Schlage seines Herzens schon an zu *wollen*:" so sollte statt des letzten Wortes *begehren* stehen. Sonst finden wir diese Predigt vorzüglich. Die folgende stellt *das Abendmahl als einen heiligen Bund ohne Gleichen* vor: „es stösst nämlich, sagt Hr. *A.*, alle Unreinen aus" (er zeigt aber nur, dass man ehemals Frevler zurückwies, und behauptet, das Abendmahl habe an Würde und Ansehen verloren, seitdem diess nicht mehr geschieht; heisst denn diess: Das Abendmahl stösst die Frevler aus? Und sind solche, die öffentlich freveln, *alle Unreine?*); „es verurtheilt mächtige Frevler, welche die Welt nicht richtet" (sollte heissen: erinnert uns an die Verwerfung derer, welche die Gesetze der Treue, Wahrheit und Redlichkeit mit Trotz und Übermuth brechen, und flösst heiligen Unwillen über diejenigen ein, die den Mördern unseres Herrn gleichen; — denn das sucht Hr. *A.* zu zeigen); — „es ist die geistvollste" (kräftig-

ste) „Erregung unseres sittlichen Gefühls." „Ach umsonst, ruft hier Hr. *A.* aus, würden wir unsere Tempel schmücken, unsere Altäre weihen, unsere Versammlungen mit allen Schätzen der Kunst umgeben, umsonst würden wir selbst allen Zauber der Töne und vielleicht auch alle *Mächte der Weisheit und Beredsamkeit* aufbieten, wenn uns *das heilige Opfer des sterbenden Erlösers* genommen würde, *das wir* dem Herrn .... *weihen*, das wir als ein unschätzbares Unterpfand seiner Liebe und neuen Gemeinschaft mit uns .... geniessen, durch das wir uns, als (durch) die köstlichste Speise unseres Geistes, zu den würdigsten Entschliessungen und Hoffnungen gestärkt fühlen." (Offenbar wird aber das Abendmahl nur dem heilsam, der frommen Sinn schon hinzubringt.) — „Es erinnert uns an die Gewissheit der nahen Rechenschaft" (der Beweis ist sehr künstlich, und die „nahe" Rechenschaft wird in der Ausführung bloss eine „künftige"); — „es beschleunigt den Fall des kühnen Heuchlers" (weil an dem, der „heuchlerisch und vielleicht mit stillem Lastersinne an dem Mahle der Versöhnung Theil" nimmt, „das ihm die sich aufopfernde und erbarmende Liebe bereitet, das höchste und kräftigste Mittel der geistigen Genesung verloren ist, der Geist des Herrn von ihm abgewendet ist, sein Glaube immer schwächer, sein Gewissen immer unreiner wird"); — „es entreisst den reuevollen Sünder dem Verderben, das ihn ohne Rettung zu ereilen schien." (Unter anderen heisst es hier: „Wie kann der Glaube selbst, ohne diese Zeichen des erneuerten Bundes der Gnade und Verheissung, dieses Gefühl der Erlösung und der seligsten Hoffnung in dem bekümmerten Gemüthe wecken?") — Die Frage: *Wie denkt der Christ über die Vorherbestimmung seines Todes?* wird in der 5 Predigt beantwortet, welche in 2 Theile zerfällt: Er verweilt bey ihr *forschend nach ihrer unleugbaren Gewissheit*, aber auch *aufmerksam* und weise *bey ihrer heilsamen Fruchtbarkeit*. Kann man denn nach dem noch *forschen*, was man als *unleugbar gewiss* erkennt? Durchaus an Klarheit fehlt es dem Abschnitte des ersten Theiles, worin gezeigt werden soll, dass das Beyspiel Jesu „die Vorherbestimmung unseres Todes in ein deutliches Licht setze." Nur Eine Stelle zum Beweise: „Was sollen wir erst zu den merkwürdigen Ahnungen derer sagen, die das Ziel ihres Lebens am Schlusse ihrer irdischen Laufbahn mit grosser Sicherheit ins Auge fassen; was von denen, die ganz unvermuthet in der Ferne, im Laufe ihrer Geschäfte, mitten unter den freudigsten Hoffnungen und Wünschen von dieser Erde abgerufen werden? ..... Lauter Erscheinungen, *die uns die Bestimmtheit und Zuversicht erklären, mit welcher Jesus spricht, es müsse Alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn.*" Ein Gedanke ist darin ohne Zweifel, aber der *Leser* wird kaum gewiss, ob er des Vfs. Sinn habe; sollten denn wohl die *Zuhörer* ihn haben fassen können? — Eine *Busstagspredigt* über Matth. XI, 28 — 30 handelt *von der hohen Wichtigkeit des Berufes, den wahren Frieden der Seele bey Jesu zu suchen. Beruf* soll hier so viel seyn, als *Ruf*, *Auffoderung*, unserem jetzigen Sprachgebrauche wohl nicht ganz gemäss. Obgleich auch in dieser Predigt einige schöne praktische Stellen sind: so ist doch das Ganze durch eine wunderliche Auslegung der herzlichen und klaren Texteswortе und durch das Bemühen, recht viel Dogmatik hineinzutragen, unseres Bedünkens, missrathen. Die Bibel benutzt Hr. *A.* sehr, und erfüllt so eine Foderung, die jetzt oft wiederholt wird. Ob aber die rechte Benutzung der Bibel darin bestehe, Ausdrücke, die eigentlich nur denen, an welche sie zuerst gerichtet wurden, klar, Bilder, die nur ihnen erläuternd und erweckend, Anspielungen, die nur ihnen bedeutend waren, anzuhäufen, das bezweifeln wir. — Es ist irgendwo angedeutet worden, Hr. *A.* werde dem *Magazin* Vorzüge geben, welche der sel. *Löffler* ihm nicht habe geben können, dessen Amtsberedsamkeit nicht seine glänzendste Seite gewesen sey. Es kann zugegeben werden, dass Hn. *A's.* Vorträge Einiges haben, was *L's.* Vorträgen abging; aber dagegen hatten auch *L's.* Vorträge etliche Eigenschaften, durch welche die Predigten des Hn. *A.* in unseren Augen gewinnen würden, und die Erinnerungen, zu welchen die in diesem 1 St. mitgetheilten Predigten Anlass gaben, werden jeden Unparteyischen überzeugen, dass das nicht unwichtige Eigenschaften sind. — Des Herrn Generalsup. *Brescius* Predigt *über den Selbstmord* giebt, obgleich im Einzelnen gelungen, doch zu viele Blössen, als dass wir sie gründlich nennen könnten. Das Meiste, was er sagt, setzt schon die Unrechtmässigkeit des Selbstmordes voraus. Die biblischen Stellen sind vollends gewaltsam gedeutet, und dem, welcher seine Endigung des Lebens mit der Veränderung eines Wohnortes vergliche oder den Mangel der Lebenslust als Wink der Vorsehung betrachtete, finden wir Nichts entgegen gesetzt. — Die Frage: *Wie wirkt auf uns der Hintritt theuerer edler Menschen?* wird von dem Hn. Superint. *Schuderoff* in einer Predigt beantwortet, in welcher sich ein lebhaftes Gefühl und eine rege Einbildungskraft aussprechen. — Hn. *Bail's Ermunterung, den durch die grossen Begebenheiten unserer denkwürdigen Zeit geweckten religiösen Sinn treu zu bewahren und sorgsam zu pflegen*, stellt, wie es jetzt von Vielen geschieht, die Behauptung auf, dass wir die Unfälle und Erniedrigungen, denen wir preis gegeben waren, nie erfahren haben würden, wenn Deutschlands Völker den ewigen Gesetzen der Religion und des Rechts getreu geblieben wären. Darin ist allerdings etwas Wahres; aber so schlechthin kann man doch nicht behaupten, dass das äussere Schicksal der Einzelnen und der Völker *bloss* Folge ihrer sittlichen und religiösen Gesinnung sey. — Hr. *Dräseke* hat 2 Predigten *über den Krieg* geliefert; die 1 zeigt *des Krieges Wesen*, die 2 *des Krieges Greuel*. Sie haben die Vorzüge, auch wohl einen oder den anderen Fehler seiner übrigen Arbeiten. Lieb ist es uns, dass der Vf., der hin und wieder der neumodischen Altgläubigkeit, welche sich jetzt überall hören lässt, ein wenig zu viel nachzugeben scheint.

doch noch anerkennt, der Vernunft allein gebühre, zu bestimmen, was Recht sey, vollkommener, gottähnlicher mache nur willige Anerkennung jedes Vernunftgebotes in seiner unverletzlichen Heiligkeit, die unbedingte Ehrfurcht für Alles, was Gott uns durch sie als recht ankündigt. Wenn sie aber als „Ausgeberin" des „Haushalts" Gottes vorgestellt wird: so scheint uns das, wegen der leicht entstehenden Nebenvorstellungen, kein würdiges Bild zu seyn. Auch der aus der Asche von Moskau emporsteigende „Wundervogel" einer neuen Zeit will uns nicht recht gefallen. — Hr. *Biederstedt* hat eine Neujahrspredigt mitgetheilt; Hr. *Jaspis* eine am Kirchweihfeste zu *Pobles* bey *Lützen* am 2 May 1814 gehaltene Predigt, aus welcher wir die „kritischen Momente" wegwünschten. Dass *Stolz'es* im J. 1809 gehaltene freymüthige *Reformationspredigt* auf eine neue Verbesserung der lutherischen Kirche *antrage*, wie der Herausg. in der Vorrede sagt, können wir nicht finden; der würdige Mann bekennt nur, dass er es als einen Nachtheil für die ganze protestantische Kirche ansehen würde, wenn gerade diejenige der protestantischen Kirchenparteyen, in welcher (nach seiner Meinung) ein freyerer Geist herrscht, sich nicht als selbstständige Kirche behaupten könnte, sondern von der grösseren verschlungen würde, oder allmählich sich in ihr verlöre; *„eher müsste sich*, setzt er hinzu, nach meiner innigsten Überzeugung, jene grössere Kirchenpartey der unserigen nähern, *als dass wir* uns weiter, als es bis dahin geschehen ist, in der Lehre und in den Gebräuchen nähern dürften." — In einer Confirmationsrede des Hn. Sup. *Fritzsche* heisst es: „Möchte es uns werden das unschätzbare Glück, euch alle in dem Himmel zu finden, euch Alle ewig selig zu sehen! *Auferstandener, gewähre uns dieses Glück; dir ist gegeben alle Gewalt*" u. s. w. Klingt das nicht, als nehme Jesus willkührlich in den Himmel auf, und lasse sich auch wohl erbitten, diesen und jenen aufzunehmen? Den Glauben an Jesum so auf das Factum der Auferstehung zu gründen, als S. 230 geschieht, und zu sagen: „Wenn ihr auch von den übrigen Gründen, auf welchen die Göttlichkeit des Christenthums beruht, Nichts gefasst hättet: so viel müsstet ihr doch einsehen, dass der gewiss von Gott gekommen sey, welcher, wie er bestimmt vorher gesagt hatte, am dritten Tage wieder auferstand" — scheint Rec. wenigstens sehr ungründlich. — In der sehr langen und trivialen Taufrede des Hn. *Sauppe* heisst es: „In diesem Falle (wenn wir nicht an das Evangelium Jesu glauben) sind wir entweder von dem Daseyn eines höheren Wesens überzeugt, oder wir verwerfen dieses als leeren Wahn. Glauben wir an Gott, wie wollen wir zu so beglückenden Vorstellungen von ihm gelangen, als uns Jesu Religion einflösst? Ja, schaffen wir uns auch die trostvollsten Ideen von Gott, womit wollen wir uns die Wahrheit derselben verbürgen? Muss uns nicht, so oft wir uns ihrer zu unserer Beruhigung bedienen wollen, einfallen, dass sie vielleicht nichts weiter sind, als Geschöpfe unserer Einbildungskraft, dass sie mithin aller Wahrheit ermangeln?" Kann denn aber nicht eben sowohl ein Zweifel entstehen, ob das Evangelium auch auf so sicheren Gründen beruhe, als man glaubte? Und wer der Vernunft nicht traut, muss der nicht jedem Wahrheitsgrunde misstrauen, weil jede Erkenntniss eines Grundes zuletzt doch auf dem Gebrauche der Vernunft beruht? — Was Sachen, die jeder Prediger wenigstens eben so gut aus dem Stegreife müsste sagen können, und solche Halbheiten, als diese Taufrede und etliche andere hier mitgetheilte Aufsätze enthalten, in einem Werke sollen, das die Absicht hat oder haben müsste, Prediger auf neue Ideen zu führen, können wir nicht einsehen. — Hr. *Müller* setzt seine Sammlung von *Collecten* fort, und liefert hier solche, die beym Anfange des Gottesdienstes oder in Betstunden können gebraucht werden, giebt aber, was nicht nöthig wäre, darunter einige aus alten Agenden allgemein bekannte mit geringen Veränderungen. — Unter der Aufschrift *Miscellen* finden sich am Schlusse 2 kurze Aufsätze, deren erster die von Hn. *A.* in dem *krit. Journ. d. theol. Lit.* aufgestellte Behauptung, dass das grosse Synedrium zu Jerusalem unter den römischen Procuratoren nur die bürgerliche Criminaljustiz verloren, in kirchlichen Angelegenheiten aber noch Todesstrafen nach dem mosaischen Gesetze verhängt habe, gegen Hn. *Reinhold* zu Woldegk (nicht Wolbegk) vertheidigt. Der zweyte erinnert die Prediger, dass sie an Einigem selbst Schuld seyen, worüber jetzt geklagt wird. Wenn diess auch nicht geleugnet werden kann: so liesse sich doch dem, was hier gesagt wird, manches Treffende entgegensetzen. — Der Herausg. schreibt unrichtig *Verheisung*, *geiseln*, *beweisst*, *Preiss*, *Preisses*, und nimmt kein Jod an.

KCFD.

FRANKFURT a. M., in der andreäischen Buchhandl.: *Deutsches, katholisches, ausübendes Ritual* von Dr. *Vitus Anton Winter*, königl. bairischem, u. regensburgisch erzbischöfl. wirklich geistl. Rathe u. s. w. 1813. 246 S. 2ter Band 1813. 246 S. nebst Inhaltsanzeige. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Für den schon d. 27 Febr. 1814 verstorbenen Vf. kömmt freylich gegenwärtige Recension zu spät, aber gewiss nicht für diejenigen, die dieses treffliche *Ritual*, in der Sprache der Protestanten *Agende* genannt, benutzen wollen, mögen sie der katholischen oder protestantischen Confession zugethan seyn: denn auch der protestantische Prediger wird das Buch *mutatis mutandis* recht gut gebrauchen können, ein Beweis, wie sehr die katholische Geistlichkeit in der Aufklärung, das Wort in seiner edelsten Bedeutung genommen, fortgeschritten ist. In der *Einleitung* wird die *äussere Rel.* recht gut vertheidigt, aber auch recht sehr beklagt, dass die katholische Kirche sich dabey der lateinischen Sprache bediene. Rec. befürchtet nur, dass, wenn der Cultus in dieser Sprache aufhört und in den mancherley Zungen der Erde gehalten wird, die so hoch gerühmte Einigkeit erschüttert werden möchte, wiewohl kein noch so kräftiges

Wort in einer fremden Sprache dem Volke etwas nützen wird. Dann folgen die *Formulare* selbst, und zwar im 1sten B. 1) *die bey der Taufe*, wo sich 6 vorfinden, nebst einem zu einer feyerlichen Taufe mehrerer Kinder, so wie Umschreibungen des V. U. und des apostolischen Symboli, auch Lieder, welche dabey gesungen werden können. Rec., ein Protestant, hat sie gröſstentheils in seinem Gesangbuche auch, nur wenig verändert, und bezeugt hier seine Freude zu der immer mehr nahenden Einigkeit beider Confessionen in der Einigkeit des wahren Glaubens, der sich durch ein und dieselben religiösen Empfindungen und Gesinnungen zu erkennen giebt. 2) *Formulare bey der Confirmation der Kinder.* Da die *Firmelung* nur ein Geschäft des Bischofs ist: so sind hier nur Anweisungen gegeben, wie die Pfarrer darauf vorbereiten sollen. Aber eben weil sie nur der Bischof allein verrichten kann, und oft die Anzahl der Confirmanden zu groſs, die Kinder selbst noch zu klein und unmündig sind: so wird sie das nie bewirken, was sie in der protestantischen Kirche bewirkt, in der jeder Pfarrer seine Katechumenen und zwar erwachsene, wenigstens sollen sie 14 Jahre alt seyn, in der reformirten sind sie meist noch älter, selbst confirmirt, sondern sie wird eine wenigstens für die Kinder herzlose Ceremonie bleiben. Nimmer werden auch 8 bis 9jährige Kinder das verstehen, was S. 113 f. der Pastor von der Kanzel verlesen soll. 3) *Formulare bey der Beichte*, die selbst von protestantischen Predigern recht gut zu Beichtreden benutzt werden können. Warum der Vf. S. 149 nicht auch der *Ehefrau* in das Gewissen spricht, sehen wir nicht ab. Wie? wenn der Ehemann, dem er vorher das Gewissen geschärft, sagte: unser guter Pastor hat keine Frau, und weiſs also nicht, daſs auch ihr das Löbchen gepriesen werden muſs u. s. w. Auch ist, da die *Tochter* angeführt wird, der *Sohn* vergessen. 3) *Formulare bey dem Abendmahle.* Es macht dem Vf. Ehre, daſs er die Lieder der Protestanten benutzt hat. Dabey wäre zu wünschen, theils daſs wir Protestanten unsere Communion feyerlicher machten, theils daſs während derselben Lieder für die Gemeinde da wären. Der Vf. liefert einen Wechselgesang zwischen dem Chor und der Gemeinde, der volle Wirkung thun muſs. Der 2te Band enthält die *Formulare bey der Trauung, der Krankencommunion, der letzten Ölung*, und bey *Begräbnissen.* Angehängt sind noch *Segnungen*, die sich an gewisse Zeiten halten, z. B. *Weihung* des *Weins* am Tage des Ap. und Ev. *Johannes*, und *Segnungen* an keine Zeit gebunden. Unter den Begräbnisshandlungen sind freylich *Trauerreden*, die der Vf. selbst gehalten, und die ohne Abänderung nicht benutzt werden können; indeſs spricht sich doch ein aufgeklärter und frommer Geist darin aus; auch eines *Gellert* wird mit Ehren darin gedacht. Da sie selbst vor einem gebildeten Publicum gehalten wurden: so dürfen Ausdrücke, wie *Cultur* des *Kopfes* und *Herzens*, nicht zu genau genommen werden, wiewohl die deutsche Kanzel jedes nichtdeutsche Wort ausschlieſst; gewiſs entspricht das Wort *Bildung* besser, das auch der Bauer versteht, bey *Cultur* denkt er höchstens an seine Äcker. Daſs verschiedene, den katholischen Predigern eigene Ausdrücke, z. B. *Erbmakel* statt Ersünde, vorkommen, sind zu geringe Fehler, als daſs darüber viele Ausstellungen gemacht werden könnten. Rec. wünscht von Herzen eine verständige und fleiſsige Benutzung des Buches, zu dessen Empfehlung Verleger und Drucker es an nichts haben fehlen lassen.

Z. f. E.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Frankfurt a. M.*, b. Jäger: *Palig(n)genesia, oder der kathol. Kirche Germaniens Wiedergeburt nach ihres Stifters Jesus Geiste, ohne Beeinträchtigung der Rechte des Staats und der Kirche.* Mit einem Entwurf zur künftigen Organisation der deutschen Kirche. 1816. XVI u. 127 S. gr. 8. (16 Gr.)

Wenn man nach der Zahl der erscheinenden Schriften urtheilen darf: so wird der kathol. Kirche Deutschlands das Bedürfniſs einer Reform, und durch diese einer festeren gesetzmäſsigen Verfassung, immer fühlbarer. Auch der Vf. vorliegender Schrift spricht seine Ansichten und Wünsche bescheiden und verständig aus, indem er alles dahin Gehörige unter die Aufschriften fasset: vom Papste, von Patriarchen, Exarchen, Metropoliten, von den Bischöfen, von den päpstlichen die bischöfliche Gewalt beschränkenden Verordnungen, von den Mönchen, vom Cölibate, von den Eheverhältnissen, vom Kirchengute, vom Einflusse der Staatsgewalt auf die Kirche. Aus der Geschichte wird gezeigt, was ursprünglich diese kirchlichen Institute waren, was sie im Fortgange der Zeit, durch Unwissenheit, Anmaſsung und andere Umstände wurden, und was sie in der neuen Ordnung der Dinge wieder seyn werden können und sollen. Überall zeigt er sich als einen Vertheidiger der bischöflichen Rechte und der Freyheit der deutschen Katholiken, ohne jedoch den Grundsätzen der katholischen Kirche, welche wohl von der päpstlichen zu unterscheiden ist, zu nahe zu treten. Wie gut er die Ursachen des Verfalles der Kirche kenne, möge folgende Stelle (S. 81) beweisen: „Gewiſs ist, daſs der weiseste Gesetzgeber ein sittenloses Volk nicht bessern könne, wenn er nicht zugleich für Vollziehung moralischer Gesetze Sorge trägt. Er sehe also darauf, daſs der Gläubige sich seiner Confession gemäſs auch in seinem öffentlichen Wandel betragen müsse; — er sichere durch kräftige Maſsregeln den Erfolg der Amtsthätigkeit kenntniſsvoller und rechtschaffener Seelsorger; — er sorge dafür, daſs man nicht mit unverschämter Stirne die schützenden Dämme der Unschuld durchbreche: — gewiſs wird Religion und Sittlichkeit gewinnen." Der Entwurf zur Organisation der deutschen Kirche (S. 116 — 127) berücksichtiget, so weit Rec. urtheilen kann, zu wenig die Hindernisse, welche noch bestehende und erneuerte Verhältnisse entgegenstellen werden.

O. P. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Nicolai: *Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft*, herausgegeben von *F. C. v. Savigny*, *C. F. Eichhorn* und *J. F. L. Göschen*. Erster Band. 1815. 427 S. Zweyter Band. 1816. 440 S. 8. (Beide Bände 3 Rthlr. 15 gr.)

Über den Zweck dieser neuen Zeitschrift belehrt uns die mit philosophischem Geiste geschriebene erste Abhandlung von *Savigny*. Der Vf. führt in derselben die Juristen selbst auf zwey Schulen zurück, die der *geschichtlichen* und die der *ungeschichtlichen*. Letztere soll sich mit der ersteren in einem beständigen Widerspruche befinden, ausserdem aber in den verschiedensten und widersprechendsten Formen, bald als Philosophie und Naturrecht, bald als gesunder Menschenverstand, den Ankündigungen ihrer Bekenner nach, auftreten. Rec. übergeht, wie billig, die hier gar nicht zur Entscheidung stehende Frage, ob diese Ansicht des Vfs., gegen welche sich, so schroff, wie sie hier ausgesprochen wird, gewiss manche Erinnerung machen liesse, gegründet sey; und bemerkt nur, dass diese Zeitschrift vorzüglich zum Vereinigungspuncte der Bekenner der sogenannten geschichtlichen Schule dienen soll. Demgemäss soll die gegenwärtige Zeitschrift enthalten: I. Abhandlungen aus allen Theilen der positiven Rechtswissenschaft, vorzugsweise jedoch aus dem römischen und germanischen Rechte, jedoch nur solche, welche ihren Gegenstand von dem wissenschaftlichen und insbesondere von dem geschichtlichen Standpuncte aus auffassen; Aufsätze von bloss praktischer Beziehung sind ausgeschlossen. II. Rechtsquellen, welche entweder noch gar nicht, oder nur in seltenen Büchern abgedruckt waren. III. Miscellaneen. (Literarische Notizen von seltenen oder wenig gekannten und benutzten Büchern und von Handschriften, Beyträge zur juristischen Biographie, und zur Geschichte der Lehranstalten, kritische Bemerkungen über einzelne Stellen wichtiger Rechtsquellen, desgleichen Erklärungen schwieriger Stellen dieser Art; kürzere Aufsätze, die den Zweck haben, Untersuchungen über gewisse Gegenstände zu veranlassen.) IV. Recensionen, jedoch nur mit strenger Auswahl.

Der *erste* Band enthält folgende zu diesen Classen gehörende Aufsätze: I. *Über den Zweck dieser Zeitschrift*, von *Savigny*; II. *Giebt es nach dem Sachsenspiegel ein Eigenthum an beweglichen Sachen, und wird dieses aufgegeben durch die blosse freywillige Entfernung aus der Wehre?* Von Hn. Prof. *Hasse* in Königsberg. Diese Abhandlung bezieht sich auf die oft besprochene Stelle des Sachsenspiegels B. II Art. 60. Bekanntlich ist im Allgemeinen der Sinn derselben der, dass, wenn wir unsere Sache freywillig aus unserer Wehre geben, d. h. sie unserem natürlichen Besitze entziehen, um sie einem Anderen hinzugeben, jedoch ohne die Absicht, die Sache zu veräussern, also, wenn wir ihm die Sache leihen, vermiethen, deponiren, als Pfand geben u. s. w., und dieser nun die Sache an einen Dritten veräussert, wir sie von dem Letzteren nicht vindiciren können. Über die tiefer liegende Bedeutung, und über den eigentlichen Grund der hieraus abgeleiteten Regel: „Hand muss Hand wahren," hat man viel gestritten. Der Vf. widerlegt die verschiedenen Meinungen *vorläufig*, ohne die seinige zu eröffnen. III. *Berichtigung der Begriffe von infans, und infantiae proximus*, von Hn. Prof. *Unterholzner* in Breslau. Aus dem Theophilus wird ausgeführt, dass die Grenze nicht durch ein bestimmtes Alter, sondern lediglich durch die natürliche Entwickelung der Beurtheilungsfähigkeit gebildet werde, die denn begreiflicher Weise nicht bey allen Kindern gleich frühe oder gleich spät eintrete; das siebente Jahr mithin nicht in allen Stücken als absolute Grenze betrachtet werden könne. III. *Über die Res quotidianae des Gajus*, von *Göschen*. Mit überwiegenden Gründen wird dargethan, dass der Titel *res quotidianae* Gegenstände bedeute, welche, um es nach unserer Art auszudrücken, für das juristische Publicum, als solches, etwas täglich Wiederkehrendes sind, also, Rechtsverhältnisse von so gangbarer Art, dass sie im wirklichen Leben sich alle Tage darbieten, und dass die sich darauf beziehenden Rechtssätze der Inhalt dieses Werkes gewesen seyen; auch dass es den Titel *Aurea* wahrscheinlich durch die Schüler des Vfs. erhalten, und dass dasselbe aus 7 Büchern bestanden habe. V. *Beytrag zur Geschichte der römischen Testamente*, von *Savigny*. Der Vf. macht auf den, auch in seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter vorkommenden, und selbst zu jener Zeit noch in Urkunden erwähnten Unterschied zwischen Testamenten nach dem *jus civile* mit fünf Zeugen, und nach dem *jus praetorium* mit sieben

Zeugen aufmerksam; besonders nach *Marini Papiri diplomatici*. VI. *Über L. 10 [11] pr. de rebus dubiis*, von *Göschen*. Der Vf. liest: „*Et verius est, in his omnibus etiam legata et libertates impediri; in ademptione autem utrumque (sc. legatum) valere*,“ und erklärt das *in ademptione*, *was das Entziehen betrifft*, so dass nun L. 10 mit dem florentinischen Text des L. 3 §. 7 *de adim. leg.* vollkommen übereinstimmt. VIII. *Über das geschichtliche Studium des deutschen Rechts*, von *Eichhorn*. Ein äusserst interessanter Aufsatz. Der gröste Theil des deutschen Rechts erscheint jetzt in der Gestalt eines particulären Rechts. Allein kein einziges von allen deutschen Particularrechten hat ein abgesondertes für sich bestehendes Daseyn, und keines von ihnen kann es haben, weil kein deutsches Land durch Volkseigenthümlichkeit und Geschichte jemals ganz von dem übrigen Deutschland getrennt gewesen ist, vielmehr die Rechtsverfassung jedes deutschen Landes in einem inneren Zusammenhange mit der des übrigen Deutschlands gedacht werden muss. Daher strebt auch kein Particularrecht nach der Vollständigkeit, die ein in sich abgeschlossenes, als ein für sich bestehendes Ganzes zu betrachtendes Recht nothwendig haben muss, und darum würde man sich auch ganz vergeblich bemühen, irgend ein Particularrecht *bloss* aus seinen geschriebenen Quellen, und dem, was wirklich *ungeschriebenes Localrecht* ist, in einem wissenschaftlichen Zusammenhange darzustellen. Beide Arten von Rechtsquellen setzen vielmehr wesentlich ein von ihnen unabhängiges und über ihnen stehendes gemeines Recht voraus, welches sie bestätigen, näher bestimmen, abändern oder beschränken, und aus welchem sie selbst ergänzt werden. Dass von diesem gemeinen Rechte das römische Recht einen Hauptbestandtheil ausmache, und dass aus diesem namentlich auch deutsche Rechtsinstitute beurtheilt werden können, sofern es für sie im römischen Rechte ein analogisches Princip der Entscheidung giebt, ist ausser Zweifel. Aber eben so gewiss ist es, dass das römische Recht zur Beurtheilung aller bürgerlichen Rechtsverhältnisse nicht hinreicht, weil es nicht für alle eine Analogie im römischen Rechte giebt, und nicht geben kann, da es nicht unmittelbar mit unserem früheren Rechtszustande zusammenhängt, sondern erst durch das neben ihm stehende deutsche Recht damit verknüpft wird. Es muss also noch ausser dem römischen Rechte eine gemeinrechtliche Entscheidungsquelle geben, aus welcher das Particularrecht ergänzt werden kann. Der Vf. sucht diese Entscheidungsquelle in der auf mannichfache Verhältnisse begründeten *Gemeinschaft des Ursprunges* der deutschen Particularrechte, und dem aus dieser Gemeinschaft hervorgehenden *inneren Zusammenhange*, und stellt die Regel auf, dass jeder Satz, welcher sich auf *jene Gemeinschaft*, und nicht bloss auf eine *zufällige Übereinstimmung wirklich particulärer Bestimmungen* gründe, nothwendig überall anwendbar seyn müsse, und die Natur eines *gemeinen Rechts* habe, so ergebe sich nicht das Daseyn einer *Anomalie* im Particularrechte darthun lasse. Hieraus ergiebt sich denn zugleich, auf welchem Wege das Auffinden solcher Sätze allein möglich ist, und worin mithin die Aufgabe besteht, welche die wissenschaftliche Bearbeitung des deutschen Privatrechts zu lösen hat. Es soll nämlich für jedes deutsche Rechtsinstitut, *auf historischem Wege*, die *rechtliche Idee* aufgefunden werden, welche den Bestimmungen der deutschen Particularrechte zum Grunde liegt, und aus dieser soll dann entwickelt werden, was als wesentliche (gemeinrechtliche) und zufällige (particuläre) Bestimmung in den Grundsätzen zu betrachten ist, die über ein solches Rechtsinstitut gelten. VIII. *Über den Ursprung der städtischen Verfassung in Deutschland*, von *demselben*. Eine sehr lehrreiche, jedoch keines Auszugs fähige Abhandlung. IX. *Über die Rede des Cicero für den Schauspieler Q. Roscius, und über die literarum obligatio insbesondere*. Von Hn. Prof. *Unterholzner* in Breslau. So wenig Rec. den Fleiss und das Quellenstudium des Vfs. verkennt: so sehr muss er es doch bedauern, dass ihm diese Abhandlung nicht als genügend erschienen ist, um die über den in jener Rede entwickelten Rechtsfall obwaltenden Schwierigkeiten zu lösen. X. *Über L.* 44. D. *de donationibus inter virum et uxorem*. Von *Savigny*. Der Vf. findet in derselben nicht zwey, sondern drey Fälle unterschieden: 1) *Si extraneus rem viri, ... uxori patris donaverit*. Hier wird vorausgesetzt, dass alle drey Personen die Lage des Eigenthums nicht kannten. 2) *Sed si vir nescierit ... ab eo factae donationis*. Erfahren vor vollendeter *Usucapion* beide Ehegatten die wahre Lage des Eigenthums, und lassen sie absichtlich alles ungeändert: so ist der Besitz (als ein zur Usucapion tauglicher) unterbrochen, weil er nunmehr als auf Schenkung des Mannes gegründet zu betrachten ist. 3) *Ipsius mulieris scientia ... prohibitae sunt*. Dass gerade die Frau (und sie allein, nicht der Mann) das Eigenthum des Mannes erfährt, stört die Usucapion nicht, obgleich auch hier die Frau sich wissentlich aus dem Vermögen des Mannes bereichert. Denn es ist ja nicht jede Bereicherung dieser Art verboten; sondern nur diejenige, welche zugleich Schenkung ist, welches aber nicht ohne übereinstimmendes Bewusstseyn beider Ehegatten gedacht werden kann. XI. *Schreiben des Hn. Prof. Buttmann* in Berlin, *eine Stelle des Paullus betreffend*. Schon *Laurentius Valla* citirte dessen *receptae sententiae* in seinen Anmerkungen zum *Quintilian* (*Ed. Jodoci Badii Ascensii*. Paris 1516 f.), mit merkwürdiger Verschiedenheit der Lesart. — XII. *Kleine kritische Bemerkungen*. Von Hn. Prof. *Cramer* in Kiel. Vortrefflich, aber keines Auszugs fähig. XIII. *Über Duaren's Handschrift des Ulpian*. Von *Savigny*. Duaren hatte den Ulpian, ehe er gedruckt war; doch gewiss nur von *Tilius* oder *Ranconnet*. XIV. *Über eine eigene altgermanische Weise der Mordsühne*. Von Hn. *Jacob Grimm*. Bedeckung des Erschlagenen mit Gold, oder Getreide. XV. *D. Ubertus aus Lampamiano, und D. Peter mit dem Beynamen von der Stadt Andlaw im Elsass.*

Von Hn. Hofr. *Hugo* in Göttingen. Eine Berichtigung der *pütter*schen Literatur des deutschen Staatsrechts. B. 1 Z. 28—36. XVI. *Anzeige von fünf Handschriften der Institutionen zu Königsberg.* Von Hn. Prof. *Dirkfen* in Königsberg. Eine ist Privateigenthum der wallenrodtschen Bibliothek; die anderen befinden sich auf der Universitätsbibliothek. Genaue Beschreibung, und Proben. XVII. *Recension* des Gönner'schen Werks: „*Über Gesetzgebung und Rechtswissenschaft unserer Zeit.*" Von *Savigny.* Eine bittere Abfertigung. XVIII. Nachträge. Zusatz zu Nro. X und XV.

Zweyter Band. I. *Über die Anzahl der Bücher, in welche die Institutionen des Gajus abgetheilt waren.* Von *Göschen.* Der Vf. beweist durch überwiegende Gründe, dass deren Anzahl nicht zwey oder drey, sondern *vier* gewesen seyen. II. *Von der Poesie im Recht.* Von Hn. *Jacob Grimm.* Ein origineller, keines Auszugs fähiger Aufsatz, schwerlich aber dem Plane der gegenwärtigen Zeitschrift anzueignen. III. *Beytrag zur Geschichte des lateinischen Novellentextes, nebst einigen (2) abgedruckten Novellen.* Von *Savigny.* Das Resultat dieser reichen, aus Handschriften und ungedruckten Quellen bearbeiteten Abhandlung ist folgendes. Der altlateinische Text unserer 168 Novellen enthält 97 Novellen, welche sich in den meisten Handschriften und den Ausgaben von Anfang an finden; 21 sind nachher zu verschiedenen Zeiten gedruckt worden, mit Einschluss zweyer hier zuerst in der Beylage abgedruckter; 15 andere finden sich in einer münchner und wiener Handschrift (in der letzten allein Nov. 50. 64. 68, an beiden Orten zugleich No. 24—31. 40. 43. 102. 103.); 2 andere werden im Mittelalter citirt, sind also einmal vorhanden gewesen, nämlich Nov. 87. 144; von den übrigen 33 ist keine Spur vorhanden (Nov. 32. 41. 75. 121. 122. 126. 135—139. 141. 142. 148—158. 160—168. IV. *Zusatz zu Bd. I No. XIV.* Von Hn. D. *Hudtwalcker* in Hamburg. V. *Von den Formen der manumissio per vindictam* (richtiger: *vindicta*) *und der emancipatio.* Von Hn. Prof. *Unterholzner* in Breslau. VI. *Über den Ursprung der städtischen Verfassung in Deutschland.* Von *Eichhorn.* — Beschluss der Abhandlung im ersten Bande No. VIII. — VII. *Einige Nachrichten über den Rechtsgelehrten Ubertus von Lampugnano oder Lampamiano.* Von Hn. Prof. *Dolliner* in Wien. Aus Handschriften der kaiserl. Bibliothek zu Wien, worin sich die von *Pütter* erwähnten *Disputationes*, ihrem ganzen Inhalte nach, finden. — VIII. *Über eine Stelle im Suetonius.* Von Hn. Etatsrath *Cramer* in Kiel. Erklärung des Cap. 40 und 41 im Caligula. — IX. *Correspondenznachrichten aus Italien.* Aus Briefen des D. *Förster* in Breslau. — Die florentinische Pandektenhandschrift war, während des räuberischen Einfalles der Franzosen, vergraben, und befindet sich jetzt wieder an ihrem vorigen Platze. — Der Zustand der Rechtsschulen ist höchst elend. — X. *Ein paar Worte über eine Recension in den heidelberger Jahrbüchern.* Von *Göschen.* Eine Antikritik gegen eine Kritik des Aufsatzes B. I No. VI. — XI. *Anfrage:* Wo über das von *Oberlin* erwähnte *SC. Romanum in gratiam Lunae, repertum in ea urbe a.* 1786, Auskunft zu finden sey? Rec. kann, ungeachtet er sich viele Mühe desshalb gegeben hat, dieselbe auch nicht ertheilen. — XII. *Über die Sprache des Codex und dessen Herausgeber, ein Beytrag zur Hermeneutik und Literärgeschichte.* Von Hn. Etatsrath *Cramer* in Kiel. Äusserst gehaltvoll, aber keines Auszugs fähig. XIII. *Über L. 5. C. ad SC. Trebell.* Von *demselben.* Durch Versetzung der Interpunctionszeichen wird folgender Sinn entlockt: „Die Intestaterben, von den Fideicommissaren, auf mehr, als die jenen gebührende Quart, d. h. auf das Ganze, oder doch auf mehr als $\frac{3}{4}$ des Ganzen belangt, sind befugt, nach Abrechnung der Schulden des Verstorbenen, soviel zurückzubehalten, als ihnen zwar nicht der Buchstabe, aber doch Geist und Absicht des Pegasianum beylegt." Das ganze Rescript ist also Bestätigung und Erläuterung dessen, was schon Ulpian, in L. 6 §. 1 d. eod., aber kürzer, gesagt hatte. XIV. *Beyträge zur Geschichte der ehelichen Gütergemeinschaft, des Erbrechts, und der Freyheit zu testiren im Mittelalter.* Von Hn. Prof. *Mittermaier* in Landshut. — Ungedruckte Urkunden, nebst Erläuterungen. XV. *Über die juristische Behandlung der sacra privata bey den Römern, und über einige damit verwandte Gegenstände.* Von *Savigny.* Diese Lehre ist bekanntlich sehr schwierig. Der Vf. erläutert zuerst *Cicero de Legib. II.* 19—21, dann *Festus v. publica sacra* u. s. w. Schwierigkeiten bleiben dennoch genug. — XVI. *Über die gesetzlichen Beschränkungen des Eigenthums nach römischem Rechte, und über die arborum sublucatio insbesondere.* Von Hn. Prof. *Dirksen* in Königsberg. — XVII. *Über die Stelle der zwölf Tafeln, Si in jus vocat.* Von Hn. Prof. *Unterholzner* in Breslau. Nach *Heindorf* wird zweckmässig verbessert: *Si in jus vocat, ito, ni it, testamino; igitur em capito.*

M. B.

Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Beyträge zum Criminalrecht* von *Georg Bayl*, königl. baierischem Appellationsgerichtsrathe zu Bamberg. Erster Theil. 1813. VIII und 244 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Rec. hat diese Beyträge mit vielem Vergnügen gelesen, und glaubt, dass sie wegen des Interesse ihrer Gegenstände und der Gründlichkeit der Bearbeitung mit vollem Rechte empfohlen werden können. Sie enthalten folgende Abhandlungen: — I. *Ideen über die Lehre von Appellationen in Criminalsachen.* In der Einleitung wird vielleicht etwas zu umständlich dargethan, dass die Idee der Berufung, auf Criminalsachen angewandt, keine inhalts- und bedeutungslose sey, dass vielmehr Appellationen auch hier nothwendig gelten müssten. Die Abhandlung selbst beantwortet die Fragen: 1) in welchen Fällen, 2) von wem, 3) binnen welcher Zeit appellirt werden könne; 4) wie viele Instanzen zulässig, und 5) welches die Wirkungen der Appellationen seyen. Gegen die Verhängung der Specialinquisition lässt der Vf. die Ap-

pellation zu, weil er diese (was jedoch bey richtiger gesetzlicher Bestimmung sehr zu bezweifeln seyn dürfte) nur als ein für den Angeschuldigten nachtheiliges Institut betrachtet. Der Appellation gegen die Verhaftung wird mit Recht suspensiver Effect abgesprochen. Bey Appellationen gegen verurtheilende Erkenntnisse wird unterschieden, ob sie nur gegen das Mafs der Strafe gerichtet sind, oder gegen Strafe überhaupt. In jenem Falle wird die Appellation für unzulässig erklärt, wenn das Mafs, welches angefochten werde, nicht von einer gewissen Grösse sey, wie es in Civilsachen eine Appellationssumme gebe. Rec. hat sich hievon nicht überzeugen können. Auch in Civilsachen hat die Bestimmung einer Appellationssumme nur den Sinn, dass die Appellation, wenn der Gegenstand den Werth einer solchen Summe nicht enthält, nicht zur Justification angenommen werden könne; eine Änderung der Sentenz kann dessen ungeachtet auf die Appellation von der obersten Justizbehörde erfolgen. Auch in Criminalsachen muss diese Behörde die, sey es auch nur um wenige Stunden, zu harte Gefängnisstrafe u. s. w. auf die Appellation herabsetzen und herabsetzen können. Die Appellation ist nur die Berufung auf den Ausspruch eines höheren Richters über eine zweifelhafte Frage. Bey besonderer Wichtigkeit dieser Frage (*summa appellabilis*) kann ein förmliches neues Verfahren Statt finden, im umgekehrten Falle bedarf es dieser Förmlichkeit nicht, aber der Beschwerde wird, wenn sie wahr befunden wird, abgeholfen werden. Das Recht, Appellationen in Criminalsachen einzulegen, gesteht der Vf. mit Recht nur den dabey interessirten Personen zu. Zur Einlegung der Appellation selbst will er nicht (wie *Weber* angenommen) zwey, sondern *drey* Tage festgesetzt, zur Eingabe der Schrift selbst aber, wie nach den römischen Gesetzen, gar keine Frist bestimmt haben. Es müsse vielmehr dieselbe vom untersuchenden Richter in jedem einzelnen Falle nach der Beschaffenheit der Sache festgesetzt werden. Bey der Erörterung der Wirkungen der Appellation (die in Rücksicht der Suspensiv- und Devolutiv-Kraft wie gewöhnlich bestimmt werden) wird zugleich die Frage untersucht, ob die höheren Behörden das Recht haben, das Erkenntniss, gegen welches appellirt worden ist, auch zu schärfen. In der Theorie wird diess bejaht, weil es dem Staate darauf ankomme, dass ein gerechtes Urtheil gefällt werde; allein man müsse die Frage darum verneinen, weil dann die Furcht, ein geschärfteres Urtheil zu erhalten, die Lust zum Appelliren benehmen werde. Rec. würde daran keinen Anstoss finden. Die Zahl der Instanzen wird auf drey angegeben. Rec. glaubt, dass es deren nicht bedürfe. — II. *Über die Publicität der Criminalurtheile.* S. 119. Nach Aufzählung der Vortheile dieser Publicität, wird die Frage erörtert, ob auch die Entscheidungsgründe mittelst Druckes bekannt gemacht werden sollten. Der Vf. verneint sie mit Recht, weil diese dem Publico nicht verständlich genug gemacht, und dann leicht falsch verstanden und gemissbraucht werden können. — III. *Über das Begnadigungsrecht und die neueren Ansichten desselben.* S. 122. Ist bereits im Archive des Criminalrechts VI B. 3 St. No. IV S. 87 ff. abgedruckt, hier aber mit neuen Zusätzen versehen. — IV. *Ist die öftere Ungestraftheit eines Verbrechens ein Milderungsgrund der Strafe, in Beziehung auf die L. 17 D. de aed. edicto.* S. 145. Beschränkt sich bloss auf den Beweis, dass die angeführte Gesetzstelle ihrem Inhalte nach den Grundsatz nicht rechtfertigen könne, dass die Strafe gemildert werden müsse, weil das Verbrechen an Anderen nicht gestraft worden. — V. *Über das Verhältniss der Philosophie zum Criminalrecht, als Kritik der neueren Philosopheme über das Criminalrecht.* S. 153. Auch dieser schon im Archive des Criminalrechts VI B. 2 St. No. I abgedruckte Aufsatz ist hier mit neuen Zusätzen vermehrt worden. — VI. *Über den §. 3 des kleinschrodschen Entwurfs eines peinlichen Gesetzbuches.* S. 190. Beweist sehr gründlich, dass es richtig sey, ein neues Criminalgesetzbuch auch auf vorher verübte Verbrechen anzuwenden, nämlich: Processbestimmungen, ohne Unterschied, eigentliche Strafbestimmungen aber nur, in sofern sie gelinder sind, als die alten. — VII. *Noch Einiges über ausserordentliche Strafen wegen Unvollkommenheit des Beweises.* S. 201. Der Vf. redet in diesem höchst interessanten Aufsatze den ausserordentlichen Strafen keineswegs das Wort. Aber er deckt den Irrthum auf, in welchem man sich bisher bey der Beurtheilung des sogenannten künstlichen Beweises befunden, und beweist, dass es nur darauf ankomme, diesem Beweise sein Recht zu geben, um der ausserordentlichen Strafen überhoben seyn zu können. Anziehend ist der hiebey geführte Beweis 1) der Inconsequenz der Gesetzgebungen, welche einen künstlichen Beweis als zuläfsig zur Überführung eines Verbrechers nicht anerkannten, und 2) der Wahrheit, dass der aus Anzeigen hervorgehende Beweis gleiche Kraft und Stärke, wie der aus den übrigen Beweismitteln, haben könne. Möchte dieser Aufsatz von allen denen gelesen werden, welche jetzt noch bey dem blossen Namen künstlicher Beweis einen Fieberschauer empfinden! — VIII. *Wie ist derjenige, welcher bereits einmal unter 5 Gulden fr. gestohlen hat, wegen eines zweyten Diebstahls über 5 Gulden fr. nach der neueren bambergischen peinlichen Gesetzgebung zu bestrafen?* S. 235. Ist zwar nur particular, aber als Muster gründlicher Gesetzauslegung interessant.

In der Vorrede hat der Vf. noch zwey Theile versprochen, wovon der letzte dessen gekrönte Preisschrift über den *von Eggers'schen* Entwurf eines peinlichen Gesetzbuchs enthalten soll. Zur Zeit weiss Rec. von der Erfüllung dieser Zusage noch nichts. Möchte der Vf. doch ja nicht etwa verhindert seyn, Wort zu halten!

F. M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

MEDICIN.

Dresden, b. Arnold: *Reine Arzneymittellehre* von *Samuel Hahnemann.* Zweyter Theil. Nebst einer Abhandlung: *Geist der homöopathischen* (homopathischen) *Heillehre.* 1816. 396 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

[Vgl. Ergänzungsbl. 1815. No. 20.]

Hr. *H.* eröffnet das Werk mit der Abhandlung über den Geist der homopathischen Heillehre. Er spricht in derselben seine Verzweiflung an der Möglichkeit, die Natur des krankhaft veränderten inneren Zustandes zu erforschen, und die die Gesundheit in Krankheit verändernden Kräfte zu enträthseln, mit starken Worten aus. Sodann erklärt er, dass die Heilkunst in weiter nichts bestehen könne, als im Erkennen des *sinnlichdeutlich*-Erkennbaren der Krankheiten und der Arzneymittel. In diesen Kenntnissen besteht denn auch seine Heilkunst. „Ich werde, sagt er, zeigen, was sich an Krankheiten *unleugbar Heilbares* uns darbietet, und wie *die heilenden Kräfte* der Arzneyen *deutlich wahrzunehmen* und zum Heilzwecke *anzuwenden* sind." Darauf also kommt es bey der *hahnemannischen* Lehre an; dahin ist sein ganzes Streben gerichtet; das will er leisten; das glaubt er leisten zu können. Nur durch ein Aggregat von Symptomen vermögen sich, seiner Lehre zufolge, *die Krankheiten* auszusprechen, und bloss als ein solches sind sie unserem Wahrnehmungsvermögen erkennbar; nur durch ein Aggregat von Symptomen vermögen sich gegenseitig auch *die Arzneymittel* auszusprechen, und bloss als ein solches sind sie unserem Wahrnehmungsvermögen erkennbar. In diesen zwey Stücken besteht die *hahnemannische* Pathologie und Pharmakologie; und in der Vergleichung der Arzneysymptome mit den Krankheitssymptomen und der Wahl desjenigen unter den Arzneymitteln, welches in seiner Symptomenäusserung bey völlig gesunden Menschen die meiste Ähnlichkeit mit den Symptomen des zu behandelnden Krankheitsfalles hat, besteht seine Therapie.

Die Geschichte der Medicin meldet durchaus nichts von einem Gedanken der Art. Diese Heillehre ist demnach in der That etwas ganz Neues und Unerhörtes! Denn die Lehre der Alten von der Signatur (*de signatura rerum*) hat, näher erwogen, nichts mit dieser Symptomenheilkunstlehre gemein. Jener liegt der Gedanke zum Grunde, von der Gleichheit der Gestaltung auf die Ähnlichkeit der bildenden Kraft zu schliessen, der leidenden mikrokosmischen Kraft mit Hülfe der ihr correspondirenden gleichen Kraft aus dem Reiche des Makrokosmus heilend beyzustehen, und so wahrhaft dynamisch und virtuell zu heilen; der *hahnemannischen* hingegen der Gedanke, aus der Gleichheit der Kränkungssymptome, künstlich durch Arzneymittel bey gesunden Menschen hervorgebracht, mit den natürlichen Krankheitssymptomen, die Heilpotenz zu entdecken und die Heilung zu vollbringen.

Zur Beförderung dieser seiner Kunst will Hr. *H.* den Freunden derselben durch die reine Arzneymittellehre zu Hülfe kommen. Sie enthält in diesem zweyten Bande jedoch nicht mehr als 9 Arzneymittel, namentlich Ätzstofftinctur (*tinctura Antimonii acris*), Arsenik, Eisen, Ignazbohne, Magnet, Pulsatille, Rhabarber, Wurzelsumach, Zaunrebe. Von dem Ätzstoff hat er 99 Symptome selbst beobachtet, und 176 von Anderen bemerkte; von dem Arsenik 294 selbst- und 368 von Anderen beobachtete; von dem Eisen 228 selbst- und 35 von Anderen; von der ungeheuer symptomenreichen Pulsatille 971 von sich und 102 von Anderen; von der Rhabarber 79 von sich und 115 von Anderen; von dem Sumach 409 von sich und 334 von Anderen; von der Zaunrebe 407 von sich und 102 von Anderen angeführt. Wem möchte nicht ein Grauen über diese ungeheuere reine Symptomen-Arzney-Gelehrsamkeit, des Gedächtnisses halber, ankommen! — Wer möchte nicht alle Lust, Arzt zu seyn, ganz verlieren, wenn er an den Wirrwarr denkt, in welchen diese Symptomenschaaren unvermeidlich führen! — Rec. gesteht, dass er es bald für eine unnütze Mühe und für einen Zeitverderb erkannte, diese Symptomenverzeichnisse durchzulesen; und dass er die Jünglinge bedauert, die ihre Studienzeit, vielleicht auch die Gesundheit, mit diesen Geistesverirrungen des Hn. *H.* verderben. — Man bedenke nur, was er selbst in der Vorerinnerung sagt! Da in der Homöopathie (Homopathie) nicht nach vermuthlichen und fingirten inneren Ursachen der Krankheit und eben so wenig nach Krankheitsnamen das Heilgeschäft unternommen wird, und da jeder Fall unmiasmatischer Krankheit ein einzelner, für sich bestehender, eigenartiger, von der Natur stets aus verschiedenen, nie hypothetisch vorauszusetzenden Symptomen zusam

mengesetzter ist: so kann nichts Einzelnes hierüber (kein Schema, keine Tabelle) vorgeschrieben werden, außer dass der Arzt dem jedesmaligen Aggregate von Krankheitssymptomen eines Falles eine Gruppe ähnlicher Arzneysymptome zur Heilung entgegensetze, so vollständig, als in einer einzeln gekannten Arzney angetroffen werden, indem diese Heillehre nie mehr als ein einfaches Arzneymittel, dessen Wirkungen genau ausgeprüft sind, auf einmal zu geben verstatten kann. — Da lassen sich nun weder die möglichen Aggregate von Symptomen aller dereinst vorkommen könnenden Krankheitsfälle nennen, noch im Voraus homopathische Arzney für diese im Voraus unbestimmbaren Möglichkeiten angeben. — Für jeden einzeln gegebenen Fall (denn jeder ist einzeln, jeder ist verschieden) muss der homopathische Heilkünstler sie selbst finden, und zu dieser Absicht die Symptome der bis jetzt nach ihrer positiven Wirkung ausgeforschten Arzneyen inne haben, oder doch für jeden Krankheitsfall zu Rathe ziehen; daneben aber sich befleissigen, die noch unerforschten Arzneyen an sich oder anderen gesunden Menschen auf die krankhaften Veränderungen, die sie hervorzubringen geeignet sind, *selbst auszuprüfen*, um den Vorrath gekannter Arzneymittel zu vermehren, damit die Wahl eines Heilmittels für jeden der unendlich verschiedenen Krankheitsfälle desto leichter, desto treffender werde. — Derjenige ist noch lange nicht, erklärt Hr. *H.* ferner, mit dem wahren Geiste homopathischer Heilung beseelt, der nur im mindesten Anstand nimmt, selbst genaue Versuche zur Erforschung der eigenthümlichen Wirkungen der seit dritthalbtausend Jahren unbekannt gebliebenen Arzneyen anzustellen, ohne deren Ausforschung, und ohne dass ihre reinen krankhaften Wirkungen auf gesunde Menschen vorher bekannt geworden sind, jede Krankheitsbehandlung nicht nur eine thörichte, sondern auch verbrecherische Handlung bleibt, ein gefährlicher Angriff auf Menschenleben. — — Was für eine Kunst, und welche Kunststücke haben wir demnach zu hoffen! Aus wie viel Bänden wird dereinst die reine Arzneymittellehre bestehen, da das Symptomenregister von 9 Arzneyen allein fast ein ganzes Alphabet Bogen erfüllt! Wie lange wird es dauern, bis die mühseligen Ärzte zu der schönen Kunst umfassend gelangen! Wie viel ganz gesunde Menschen werden wir krank, vielleicht ganz krank machen müssen, um einen Kranken gesund zu machen! — Hr. *H.* ist auch nichts weniger als gesonnen, den Ärzten, welche nicht selbst entweder an ihrer eigenen Person oder an anderen ganz gesunden Menschen die neue Symptomenkunde zu bereichern behülflich seyn mögen, weiter belehrend beyzustehen. Solchen selbstsüchtigen Menschen, sagt er S. 25 der Vorerinnerung, die zum vollständigen und unentbehrlichen Ausbau des unentbehrlichen Gebäudes nichts beytragen, die nur damit gewinnen wollen, was Andere mit Anstrengung erfunden und ausgeforscht haben, bloss in die Hände zu arbeiten, und ihnen nur so die Renten der Wissenschaftscapitale zu verzehren geben, zu deren Mitzwerbung beyzutragen sie nicht dem deste Neigung bezeigen, ist etwas zu viel verlangt! — Specielle Krankheitsfälle mitzutheilen, wie viele auf halbem Wege zu dieser Heilmethode stehende Freunde von ihm verlangten, sey *schwierig zu erfüllen*, und auch von keinem Nutzen. — Jeder geheilte Fall von Krankheit zeige ja nur an, wie dieser behandelt worden sey. Das Specielle desselben (und jeder sey eigenartig und speciell), was ihn von jedem anderen Falle unterscheide, sey nur ihm zugehörig, könne aber die Behandlung anderer Fälle nicht modeln. Wenn nun, schliesst er endlich, ein verwickelter, aus vielen Symptomen bestehender Krankheitsfall so pragmatisch dargestellt worden, dass die Bestimmungsgründe für die Wahl des Heilmittels ganz klärlich daliegen: so erheischt diess eine ermüdende Erörterung für den Darsteller und für den Leser! — — Gewiss, rufen wir hier Hn. *A.* zu, und sind überzeugt, dass alle Ärzte, welche seine reine Arzneylehre haben kennen lernen, uns einmüthig beystimmen werden, gewiss würden dergleichen Darstellungen doch wohl weniger ermüdend, als der leidige Kunstballast der Symptomenregistraturen, freylich aber auch eben so wenig heilbringend und nützlich seyn!

Zuletzt hat denn Hr. *H.* dem gar zu inständigen Bitten einiger seiner auf halbem Wege zur homopathischen Heilkunde stehenden Freunde doch noch nachgegeben, und ein paar der kleinsten Fälle homopathischer Heilung ihnen zum Besten mitgetheilt. Der eine Fall betrifft eine Lohnwäscherin, die einen einzigen Tropfen Bryoniensaft bekam und dadurch blitzschnell geheilt wurde; der zweyte Fall einen hypochondrischen Schwächling, der gegen Abend einen halben Tropfen des Quadrilliontels eines starken Tropfens Pulsatille erhielt, und am Morgen des folgenden Tages frey von allen Beschwerden war. — Eben hatte Rec. zwey Kranken zu besorgen, deren Krankheitssymptome denen der beiden *hahnemannischen* in allen Stücken gleich waren. Es wurde nun ungesäumt beschlossen, die hier genannten Mittel zu erproben — und was erfolgte? Nichts, im mindesten nichts von Heilung, — die jedoch nachher durch andere Arzneyen bald gelang. Hr. *H.* kann freylich sagen, die Fälle wären nicht die ganz gleichen gewesen, es hätte andere Arzneyen die Wahl treffen müssen u. s. w. Nun ja, so hätte denn Hr. *H.* die Arzneykunst, die er in seinem Lehrgeist ein leichtfertiges Würfelspiel um Menschenleben nennt, zu einem schwerfälligen Würfelspiel um Menschenleben gemacht, wofür uns der Himmel ebenfalls bewahren wolle!

V.

FRANKFURT a. M., b. Jäger: *Auswahl aus der Materia medica oder praktische Abhandlung der unentbehrlichsten und nützlichsten Arzneymittel, ihren Kräften, und ihrem Gebrauch in den verschiedenen Krankheiten des menschlichen Körpers, mit beygefügten Formeln, in welchen sie am besten verordnet werden können.* Dritte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1803. 272 S. 8.

Von jeher war die Fertigung der Bücher über die sogenannte *Arzneymittellehre* die bequemste. — Einer copirt den Anderen, und setzt hie und da etwas zu, oder giebt das Alte in anderer Form, und so ist das Machwerk fertig. Auch die Brownianer verstehen diese Kunst! Sie nehmen die gewöhnlichen Mittel, beschreiben sie botanisch und pharmaceutisch, legen die neue Terminologie ihres Systems unter, und fügen Einiges über die Wirkungen bey. So verfuhr auch der fleissige Vf. dieser Schrift. Er schickt eine *Abhandlung über die Wirkungsart der Arzneymittel und ihre zweckmässige Anwendung* voraus, nach Brown's Principien, als den einzig wahren, mit Beseitigung aller ehemaligen Vorstellungs- und Erklärungs-Arten (diese sind nun auf immer falsch und irrig); er verfährt dabey so streng orthodox, wie alle Neubekehrten. Nach dieser harten Aburtheilung, folgt ein *Verzeichniss der vornehmsten sthenischen Heilmittel*, worin die Existenz der beiden Asthenieen auf die bekannte Art erwiesen, und die incitirenden Potenzen in zweyerley Classen gebracht werden, in *flüchtig incitirende*, und *in weniger flüchtig durchdringende Potenzen*. Nunmehr paradirt ganz systematisch die *erste und zweyte Ordnung*. Zu jener gehören *Wärme*, *Licht*, *Elektricität*, *reine Luft*, *angenehme Empfindung*, *Zusammenziehung der Muskelfasern*, *Opium*, *Wein*, *Weingeist*, *Äther*, *Moschus*, *Kampher*, *Zimmet*, *Baldrian*, *Krausemünze*, *Virgin*, *Schlangenwurz*, *Kamillen*, *Ammoniakgummi*, *stinkender Asant*, *flüchtiges Alkali*, *spanische Fliegen* (netto 21 Stück); zur Zugabe einige *Formeln innerlicher und äusserlicher schnell wirkender sthenischer Mittel*, ohne den Hoppelpopel zu vergessen. Zur zweyten Ordnung, *langsam wirkende sthenische Mittel*, gehören namentlich *Fleischspeise*, *Thiermilch*, *Eydotter*, *Chinarinde*, *Quassienholz*, *rother Enzian*, *Senfsaamen*, *Aloe*, *Meerzwiebel*, *Fingerhut*, *Therpentin*, *Ochsengalle!!*, *Eisen*, *Alaun*, *Spiessglas*, *Quecksilber* (netto 17 Stück); dazu, wie vorher, eine Parthie *Formeln*, zum beliebigen Gebrauch.

Dann erscheint in gleicher Masse ein *Verzeichniss von den vornehmsten asthenischen Heilmitteln*, mit einigen Ausfällen und Seitenhieben auf die Krankheitscurirer, und in der *ersten Ordnung*, *schnell wirkende asthenische Mittel*, wie folget, *Kälte*, *Aderlassen*, *Brechmittel*, die nicht als incitirend, sondern als eindringend wirken, *Abführungsmittel* (netto 4 ausser der Specification), dazu einige *innerliche complicirte Formeln*; in der *zweyten Ordnung* die *langsam wirkenden asthenischen Mittel*, namentlich *vegetabilische Diät*, *Wasser*, *Ruhe*, *Salpeter*, *Weinsteinsäure*, *auflöslicher Weinsteinrahm* (netto 6), zuletzt einige *Formeln*.

Endlich folgt die *dritte Classe*, *Heilmittel örtlicher Krankheiten* (nur 9½ Seite, obgleich unter dem Titel: *ein unübersehbares Feld menschlicher Gebrechen und Leiden*, angekündigt), nebst einer *Auswahl der wirksamsten Mittel*, und damit, lieber Leser, Gott befohlen! Rec. kennt die erste und zweyte Ausgabe dieses Buches nicht, aber so viel weiss er jetzt aus eigener Ansicht, dass dieser *Delectus Materiae medicae* ausserordentlich compendiös und mager gerathen ist, und mancher Artikel kaum eine Seite einnimmt, dass also die bescheidenen Leser mit dem Wenigen und mit dem guten Willen des Gebers zufrieden seyn müssen. Rec. musste lächeln, dass sich der Vf. hie und da förmlich gegen die Achtung des alten Systems verwahrt, und sich rein von allen Schlacken der Vorzeit nennt, dass er so oft von *Krankheitscurirern* und *Heilkünstlern* spricht, weil einmal ein gewisser Jemand über *curare* und *sanare* hochgelehrt declamirte, jenes den Ärzten des alten Systems, dieses ausschliesslich den Brownianern beyzulegen beliebte. Rec. möchte ihn und Alle, die so keck vor dem lieben Publicum sprechen, unter vier Augen fragen, ob es ihm Ernst mit dem Verächtlichthun gegen die Altgläubigen sey. Die Hand in den Busen, die Finger an den Mund, und nun, Hr. Autor, kein solches beleidigendes Schimpfwort weiter! Wer schimpft, hat in der Regel Unrecht! S. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Bremen*, b. Heyse: *Magendie's zwey Abhandlungen über das Erbrechen und den Nutzen des Kehldeckels beym Verschlucken*, vorgelesen und überreicht in der ersten Classe des französischen Instituts. Aus dem Französischen von *Heinrich Dittmar*. 1814. XIII und 87 S. 8. (8 gr.)

I. Durch sinnreiche Versuche beweist der Vf. (D. der Heilkunde, Prof. der Anatomie, Physiologie u. s. w.), dass nicht sowohl, wie *Haller* aus seinen und *Wepfers* Versuchen schloss (S. 11 Z. 8 steht durch einen Druckfehler *vortrefflich* statt *verwerflich*), das Zusammenziehen des Magens, sondern hauptsächlich das Wirken des Zwerchfelles und nächstdem der Bauchmuskeln das Erbrechen verursache. Bey einem Hunde, den man Brechweinstein hatte verschlingen lassen, machte man einen Einschnitt in die weisse Linie, wodurch man deutlich fühlte, dass die durch den Druck des Zwerchfelles heruntergepresste Leber auf den Magen drückte, und diesen mit der durch den Schlund dahin gelangenden Luft etwas ausdehnte und durch Erbrechen ausleerte, welches zu wiederholten Malen erfolgte. Einem anderen Hunde wurde eine Brechweinstein-Auflösung in die Drosselader eingespritzt, sodann der Magen, sobald sich Neigung zum Brechen einstellte, durch eine gemachte Öffnung herausgezogen und zwischen beiden Händen zusammengedrückt, wodurch bey jeder Wiederholung Würgen, und zuletzt bey heftigem und anhaltendem Drucke wirkliches Erbrechen erfolgte; diese Zusammenziehung des Zwerchfelles und der Bauchmuskeln konnte auch durch einfaches Zerren am Schlunde hervorgebracht werden. Ein Druck auf den Magen wirkte, ohne vorher gegebenes Brechmittel, Erbrechen. Nach Wegnahme des Magens erregte eine Einspritzung der Brechweinstein-Auflösung in die Schenkelvene bey jedesmaliger Wiederholung Anstrengungen zum Erbrechen. Ein ander Mal wurde an dessen Statt eine mit gefärbtem Wasser angefüllte, und an ihrem Halse mit einem Röhrchen von elastischem Harze versehene Schweinsblase eingebracht und durch dasselbe in genaue Verbindung mit dem Schlunde gesetzt: eine Einspritzung in die Drosselader bewirkte nach vorhergegangenem Würgen das Wegbrechen des gefärbten Wassers,

Die zusammenziehende Kraft des Zwerchfelles wird durch Zerschneidung des Zwerchfellnervens sehr vermindert. Die Wegnahme sämmtlicher Bauchmuskeln verhinderte die Wirkung der eingespritzten Auflösung nicht: die zurückgelassene weisse Linie leistete dem Drucke der Eingeweide so viel Widerstand, dass von dem durch das Zwerchfell verursachten Drucke das Bauchfell hie und da einriss. In der Folge verspricht der Vf. seine aus diesen und den von ihm wiederholten *wepferschen* Versuchen gezogenen Schlüsse mitzutheilen, und die Einwürfe durch unmittelbare Erfahrungen zu beantworten.

Der dem Institute über diese Abhandlung erstattete Bericht ist von *Cuvier*, *Pinel*, *Humboldt* und *Percy* unterschrieben, und wird hier im Auszuge aus dem Protocoll mitgetheilt. Nach einigen Zusätzen zu dem Geschichtlichen dieser Untersuchung (wobey jedoch die chronologische Ordnung etwas vernachlässigt scheint), werden die Versuche kurz erzählt, und einige Bemerkungen und Beobachtungen eingewebt, z. B. über das Wiederkäuen; über das Erbrechen, das man bey einem Soldaten nach seiner Genesung durch das hinreichend durchsichtige Bauchfell sehen konnte, nachdem ihm ein Streifschuss von einer Stückkugel alle den Unterleib bedeckenden Muskeln fortgerissen oder zerquetscht hatte; dass ein Brechmittel nicht anders als durch Einwirken auf diejenige Stelle im Sitze der Nervenkraft erfolge, von welcher ursprünglich die Zusammenziehungen des Zwerchfelles und der Bauchmuskeln abhangen; dass das Brechen beym Schlagflusse bloss von einem Leiden des Gehirns entstehe; dass das Brechmittel nach Verschiedenheit der Umstände eben sowohl als ein Reiz auf die Nerven des Magens unmittelbar, als durch Einsaugung und den Umlauf des Blutes, wirken könne, wie Letzteres auch bey dem Upasgifte der Fall sey; diese Stelle des Sitzes der Nervenkraft scheine, wenn es nicht gar eine und eben dieselbe sey, derjenigen sehr nahe zu liegen, wo das zum Athmen so nöthige achte Nervenpaar entspringt: welche Untersuchungen den Hnn. *Le Gallois* und *Magendie* dringend empfohlen werden.

II. Hr. *M.* schnitt bey zwey Hunden den Kehldeckel völlig weg, und die Thiere hatten nicht die geringsten Beschwerden beym Schlingen, sie mochten von selbst fressen oder saufen, oder es mochte ihnen Wasser in den Hals gegossen werden; die Stimmritze verschloss sich völlig, sobald das Thier zu schlucken anfing. Das Durchschneiden der zurückgehenden Nerven hat dabey keinen Einfluss, wohl aber der Kehlkopfnerven; werden aber diese durchschnitten: so können die Kannenknorpel nicht mehr so fest an einander schliessen. Hr. *M.* geht genauer in die Vertheilung der Kehlkopfsnerven und den Nutzen des *musc. cricothyreoideus* ein, der mehr in Aufhebung des Ring-, als im Herunterziehen des Schild-Knorpels besteht. — Aus dem von *Pinel* und *Percy* ans Institut erstatteten Berichte heben wir eine Stelle des Einganges aus, und überlassen das Urtheil darüber unseren Lesern. „Wie sehr ist die Physiologie unserer Tage von der des letzten Jahrhunderts verschieden, mit welchen trefflichen und unerwarteten Entdeckungen ist sie seit zwanzig Jahren bereichert worden, und vorzüglich verdankt sie den Franzosen diese bewunderswürdigen Fortschritte. Einige unserer Nachbarn, wie wir diess aus ihren eigenen Werken würden beweisen können, liefen Gefahr, sie, nach Verhältniss der Anstrengungen, die man in Frankreich gemacht hat, um ihr Fortschreiten und ihre Entwickelung zu beschleunigen, zurückschreiten zu lassen. Anstatt die Natur zu befragen, haben sie sich angemasst, ihr Gesetze vorzuschreiben; es scheint, als hätten sie sie verblenden und nicht aufklären wollen; und nie hat man in den Lehrsälen des Nordens abgeschmacktere Irrthümer gelehrt, als diejenigen sind, von welchen sie heutzutage wiederhallen."

Noch fügt Hr. *M.* eine *Abhandlung über ein sehr einfaches Mittel* bey, *die Bilder nachzuahmen*, *welche sich auf dem Grunde des Auges gestalten.* Wenn man bey einem hellen Tage am Fenster die durchsichtige Hornhaut eines starken weissen Caninchens gegen die Strasse zu richtet: so erscheint das Bild eines jeden Vorübergehenden auf der Markhaut deutlich und rein in der Höhe von ungefähr 1/2 Linie. Ein durch einen kleinen Lanzettenstich bewirkter Ausfluss einer geringen Menge der wässerigen Feuchtigkeit machte, dass die Reinheit des Bildes verschwand. Floss sie ganz heraus: so schien es einen grösseren Raum auf der Markhaut einzunehmen. Machte man einen kreisförmigen Einschnitt in die durchsichtige Hornhaut bey ihrer Vereinigung mit der festen Haut: so schien das Bild nicht an Grösse, aber sehr merklich an Intensität des Lichts verloren zu haben. Nach gänzlicher Wegnahme der Hornhaut schien das Bild nur an Grösse zugenommen zu haben; nimmt man hierauf behutsam die vordere Lamelle der Linsencapsel weg: so wird das Bild von einem minder lebhaften und im Umkreise unregelmässigen Scheine umgeben; wird, wie bey der Staaroperation, die Linse herausgezogen: so erscheint das Bild im Grunde des Auges wenigstens viermal so gross, als im natürlichen Zustande, aber schlecht begrenzt und von sehr schwachem Glanze; lässt man von allen durchsichtigen Körpern nur den Glaskörper und die Linsencapsel zurück: so gelangt zwar das Licht zum Grunde des Auges, doch ohne die Gestalt zu bilden.

Kz.

Würzburg, b. Stahel: *Pharmacopoea in usum nosocomii militaris Würceburgensis*, samt Instructionen für das ärztliche und Verwaltungs-Personale in den würzburgischen Militär-Spitälern. 1815. VI, 24 u. 26 S. 4. (12 gr.)

Diese Pharmakopöe wurde schon vor einigen Jahren von *Brünningshausen*, als Aufseher der Militärspitäler, und dem Militärapotheker *Hofmann* abgefasst, und in dem würzburgischen Militärhospitale eingeführt. Zum Grunde wurde die *Pharm. Boruss.* und *Pharm. Boruss. castrensis* gelegt, dabey aber auch auf die *Ph. Austriaco-castrensis* und eigene Erfahrungen Rücksicht genommen. Hier wird nun zuerst, wie gewöhnlich, das *Verzeichniss der einfachen*, *der zubereiteten und zusammengesetzten Arzneymittel*, und eine *Sammlung sogenannter Magistralformeln* geliefert, wovon vielleicht die erste Abtheilung manches einfache Mittel entbehren könnte. Hierauf folgt ein *Anhang von der Nahrung der Kranken im Militärspitale zu W.* Sie ist von Viertel- bis zu ganzen Portionen nach Verhältniss reichlich, aber zweckmässig. Anweisung über die bey Verordnung derselben nöthigen Modalitäten. Dieser Aufsatz ist von *Br.* allein unterschrieben. Nun folgen nach einander 6 *Instructionen*: I. *Für die Verwaltung des Militärspitals*, von der grossherzogl. Landesdirection. II. *Über die ärztliche Ordination in den sämmtlichen Militärspitälern zu W. im J. 1813*, entworfen von *Br.*, genehmigt und zur genauen Befolgung vorgeschrieben von der grossherzogl. LD.; so auch III. *Für die Assistenzärzte und Wundärzte u. s. w.* („Klystiere müssen sie den Kranken selbst geben, und sie dürfen dieses nicht den Krankenwärtern überlassen"). IV. *Für die Oberkrankenwärter* („der Oberkrankenwärter giebt in der Regel jedem Krankenwärter 20 Kranke zu besorgen, welche Zahl nach den Umständen, welche der dirigirende Arzt zu bestimmen hat, vermehrt oder vermindert werden könne"). V. *Für die Krankenwärter u. s. w.* VI. *Verhaltungsregeln für die Kranken in den Militärspit. zu W.*, von *Br.* „Diese Vorschriften sollen in beiden Sprachen gedruckt und zur Kenntniss eines jeden Kranken in den Krankenzimmern angeheftet werden."

Kz.

Num. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Joh. H. Hellmuths Volksnaturlehre. Pflanzenreich.* Siebenter Band. 1803. 604 S. 69 Abbild. Achter Band. 1804. 554 S. 11 Abbild. *Mineralreich.* Neunter Band. 1805. 472 S. 8. (6 Rthlr.)

Es ist unstreitig ein sehr verdienstliches Unternehmen, eine populäre Botanik zu schreiben, wenn sie die Foderungen erfüllt, welche sich an sie machen lassen. Sie muss zuerst die Mittel zeigen, wie man die gemeinen sehr nutzbaren oder sehr schädlichen Pflanzen erkennen könne. Eine genaue Revision der Charaktere, welche selbst in unseren besten Systemen oft falsch, oft undeutlich, oft unzureichend sind, und eine Vergleichung derselben mit der Natur ist dazu durchaus erfoderlich. Einige gute Abbildungen lassen sich dabey nicht entbehren. Die wirklichen Arten der Benutzung, nicht auch die Vorschläge zu Benutzungen, wovon die meisten unangewendet blieben, oder unanwendbar waren, lassen sich leicht nach den besseren Schriftstellern angeben. Endlich ist eine gute Einleitung nöthig, welche den Bau und die Organisation der Pflanzen nach den neuesten Beobachtungen angiebt, und immerhin wenig, nur nichts offenbar Falsches enthalten mag. Hr. *Hellmuth* erfüllt keine dieser Foderungen. Er handelt die Pflanzen nach dem linneischen System und zwar nach der gmelinschen Ausgabe ab; er übersetzt die Kennzeichen derselben, wie er sie in diesem System findet, ohne Bedenken ins Deutsche. Oft ist diese Übersetzung undeutlich und unbestimmt. Die Kapsel der Reseda nennt er gelappt (*lobata*), ohne dieses weiter zu erklären, den Weidenarten giebt er eine Saftgrube oder Honigdrüse auf dem Blumenboden, an welchen Ausdrücken wohl Niemand diesen Theil erkennen wird, u. dgl. m. Die Abbildungen sind abscheulich, so dass man Mühe hat, die Pflanzen zu erkennen. Übrigens hat er, was die Benutzung der Pflanzen betrifft, fleissig gesammelt, nur zu viel: denn mancher medicinische Gebrauch kommt hier noch vor, woran kein Arzt mehr denkt, z. B. dass *Lichen pyxidatus* beym Keichhusten helfe, *Spiraea Filipendula* in der Gelbsucht u. s. w. Auch wird dieses Werk durch die weitläuftige Beschreibung ausländischer Bäume, von welchen eine kurze Notiz hinreichte, unnöthig vergrössert. Die Einleitung ist schlecht. „Die Fäserchen der Wurzel, sagt der Vf., bestehen aus lauter Haarröhrchen, in welchen der Nahrungssaft durch den Druck der Luft und durch die Bewegung der Pflanzen in die Höhe steiget" (!!). „Auch ist es der Wirkung der Luft zuzuschreiben, dass ein junger Baum mit seinen Zweigen gerade in die Höhe wächst. Denn wenn die Luft ihn von allen Seiten gleich stark drückt: so kann er keinen anderen Wuchs, als den in die Höhe, nehmen. Stehet er aber unter einem älteren und grösseren Baume, dass die Luft auf ihn nicht von allen Seiten mit gleicher Stärke drücken kann: so fängt seine Krone an, sich zur Erde zu neigen." Welche Verwirrung! Eben so wenig kann Rec. ein günstiges Urtheil von der Behandlung des Mineralreichs fällen. Der Vf. handelt zuerst von den einfachen Erden, und zwar von den Kieselerden, deren Grundstoff, wie es heisst, die Kieselerde ist. Hier wird von den Edelsteinen, als Diamant (dessen Brennbarkeit der Vf. doch erwähnt), Rubin, Sapphir, Topas, Beryll, Smaragd (der Beryllerde wird nicht gedacht), Chrysolith, Hyazint (der Zirkonerde wird auch nicht gedacht), Granat u. s. w. geredet. Dann folgen die alaunigen Erden, als natürliche Alaunerde, Porzellanerde u. s. w. ferner die Bittersalzerden, als Seifenstein, spanische Kreide, Brianzoner Kreide u. s. w.; dann die Kalkerden, als Bergmilch, gemeine Kreide u. s. w. Nun kommt die zweyte Ordnung der zusammengesetzten Erden, und zwar zuerst solcher, welche aus Kieselerde und Alaunerde bestehen, als Opal, Weltauge, Porphyr, Chrysopras, Feldspat u. s. w. Dann solcher, welche aus Kieselerde und Bittersalzerde bestehen u. s. w. Wir brauchen nur dieses kurz anzugeben, um jeden Kenner sogleich zu überzeugen, dass es dem Vf. zu sehr an allen mineralogischen und chemischen Kenntnissen fehlt, um ein solches Buch zu schreiben.

L. R.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Zoologie.* Zu seinen Vorlesungen entworfen von D. *Fr. Tiedemann*, Prof. u. s. w. Dritter Band. Anatomie und Naturgeschichte der Vögel. 1814. VIII u. 654 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1812. No. 117.]

Kaum bedarf die Fortsetzung dieses Werks noch einer Revision. Sein Charakter und sein Werth sind

bekannt; für wen das Buch ist, der wird es haben. In Hinsicht auf das Publicum könnte man daher fast schweigen. Der Schriftsteller hat aber auch ein Recht an die Kritik, das Recht, anerkannt zu werden; die Wissenschaft hat auch eines, das Recht, durch Anerkennung ihrer Pfleger gefördert zu werden. Auch sind schon an sich dieses die Hauptpuncte jeder Kritik, und hier nur die einzigen.

Im ersten Theil der Vögel (zweyten des Werkes) wurde das *Anatomische* abgethan, hier das *Physiologische* und *Allgemeinnaturhistorische*, und zwar in 4 Abschnitten, die vom sechsten anfangen. Dieser enthält die *Zeugungs-* und *Bildungs-Geschichte* der Vögel, der siebente die *Metamorphosen*, der achte den *Aufenthalt* und die *Verbreitung*, der neunte die *Wanderung*. Bey dem bedeutenden Volumen des Buches kann man schon denken, dass Alles mit grossem Fleisse möglichst genau zusammengetragen ist. Besonders bewundern wir diesen Fleiss bey der *Verbreitung* der Vögel, einer Arbeit, die man für neu in der Naturgeschichte ansehen kann. Der Vf. hat alle Reisen durchgesucht und angeführt.

Der erste Abschn. von S. 1 — 287 zerfällt in 9 Capitel, die von Begattung, Nest, Zahl u. dgl., Bau, Entstehung, Missbildung der Eyer, Brüten, Bilden des Jungen und Missgeburten handeln. — Bey der *Begattung* ist die Jahreszeit, das Klima, die Weltgegend, die Wiederholung, die Art hinlänglich berücksichtigt; beym *Nest* alle mögliche Verschiedenheit, die besonders in heissen Ländern so zahlreich und oft bis zur Bewunderung ausstudirt vorkommt, angegeben; die *Eyerzahl* in eine sehr vollständige, guten Überblick gewährende Tabelle gebracht und daraus gefolgert: wir hätten dasselbe auch von der *Farbe* gewünscht, da diese noch charakteristischer, beständiger, sonderbarer als die Zahl ist. Über *Grösse* und *Gestalt* lässt sich wenig sagen; die so mannichfaltig gefärbten Eyer aber, glauben wir, lassen sich in ein solches System bringen, dass sich eine Übereinstimmung der Vögelsippschaften mit den Eyersippschaften müsste aufzeigen lassen. Freylich fehlt uns eine Theorie der Farben organischer Körper zur Zeit noch gänzlich: allein dennoch ist es erspriesslich, diese Farben oder vielmehr diese Körper nach ihren Farben zu ordnen, einmal um den Überblick zu erleichtern und die Neugierde zu befriedigen, dann als Vorarbeit für die künftige philosophische Entwickelung dieser Farbentheorie. Hier hat demnach der Vf. der Wissenschaft eine Lücke gelassen, von der wir wünschten, dass irgend Jemand wenigstens nun seine Musse anwendete, um von den Eyerfarben solche Zusammenstellungen zu machen, dass sie als Data zu einer künftigen Anordnung und Ausziehung von Gesetzen dienen könnten. — Dass die Färbung vom Koth herkomme, ist nicht unwahrscheinlich; doch bleiben dabey die gedüpfelten äusserst schwer zu erklären.

Der *Bau* des Eyes ist deutlich aus einander gesetzt. Was aber aus den vielen Theilen zu machen sey, weiss man leider noch nicht. In der That ist die Entwickelung und der Zusammenhang der Theile im Ey, obschon so sichtbar, noch ein grösseres Geheimniss, als die Entwickelung der Hüllen der Säugthier-Jungen. Was sollen die zwey Eyweisse? Was die gedrehten Hagelschnüre? Wodurch verdreht? Was überhaupt das Eyweiss? Man hat noch nicht einmal versucht, es mit den Säften des Säugthier-Jungen zu vergleichen. — Was uns betrifft: so halten wir, aus guten Gründen, dem *System der Bedeutungen* gemäss, dafür, dass das Ey schon einem *theilweis entwickelten Säugthierfötus* gleich zu achten ist, der nur, fast wie bey den Beutelthieren, vor der Reife geboren wird. Doch von solchen Dingen kann man fast nicht reden, ohne ein Buch zu schreiben. — Befruchtung nimmt der Vf. schon im Eyerstock an; weil eine Henne von wenigen Tretungen auf lange Zeit fruchtbare Eyer legt. Dieser Grund lässt sich hören, aber wichtiger wäre doch die Frage, wie der Saame an die Narbe des Dotters gelangen soll, wenn dieser mit Eyweiss umgeben ist.

Dem *Brüten* und der *Bildung des Fötus* hat der Vf. besonderen Fleiss gewidmet, und auch eine Tabelle über die Dauer des ersten verfertigt. Woher bekommen die Eyer, welche in die Bauchhöhle fallen, die Schaale, da diese doch im Eyergange abgesetzt wird? Für die Bildung des Fötus sind alle die vielen Beobachtungen der älteren tüchtigen Physiologen, *Malpighis*, *Hallers*, *Fr. Wolffs* u. s. w. u. s. w., und eigene Ansicht benutzt; und man wird sich, da die Veränderungen Tag für Tag angegeben sind, einen klaren Begriff von der Entwickelung der Organe, wie sie in der Zeit sichtbar werden, verschaffen können. In so schwieriger Sache einiges Verdienst erringen, will viel sagen. Das kann man dem Vf. nicht absprechen. Niemand hat diese Entwickelungsgeschichte so kurz, deutlich und genau dargestellt, wie Hr. *T.* — Bey der Erklärung des Gefässsystems im Embryo und der Entstehung des Darms hat er uns nicht genügt, was wir aber dem Vf. nicht zum Vorwurf sagen wollen; indem mehrere mit Recht geschätzte Physiologen, z. B. mit *Fr. Wolffs* Darstellung der Entstehung des Darmkanals, welche hier der Vf. aufgenommen hat, sich sehr wohl verständigen können, was bisher uns nicht möglich gewesen ist. Wir müssen uns hierin so ungeschickt bekennen, dass wir von *Fr. Wolffs* ganzem Buche auch nicht eine Sylbe verstehen. — Wir bäten hiebey um nichts, als dass uns der Vf. hätte *Abbildungen* geben mögen, von dem Bau der Theile, *so wie er sich ihn denkt*, nicht wie er etwa ist, oder gar wie ihn *Wolff* abgebildet hat. Wir haben Tage lang versucht, Zeichnungen nach *T's.* und nach *W's.* Beschreibungen zu entwerfen, allein vergeblich. Es ging uns vielleicht wie den ungeübten Trigonometern, die keine Figur zum Schliessen bringen. — Übrigens macht dieser Abschnitt dem Fleisse, der Belesenheit, der Einsicht, dem Genauigkeitstalente des Vfs. alle Ehre.

Die *Missgeburten* sind durch alle Prädicamente durchgeführt. Dass durch *vermehrten* Bildungstrieb *zwey* Embryonen im Ey ohne zwey Dottern entstehen könnten, will uns auch wieder unverständlich bleiben,

obschon wir wohl einzusehen glauben, dass durch eine *Verrückung* oder vielleicht *Hemmung* des sogenannten Bildungstriebes, der freylich sehr zahm ist, gewisse Organe verkümmern können.

Metamorphose, Ätzung, Alter, Mausern, Schlafen der Vögel, Versteinerungen derselben, die bekanntlich äusserst selten sind, sind gehörig behandelt, — und nun stehen wir an der zweyten Hälfte des Buches, an Aufenthalt, Verbreitung und Wanderung der Vögel, was von S. 326 bis zu Ende 654 läuft. — Das Vorkommen der Vögel in den verschiedenen Welttheilen muss dem Vf. eine herkulische Arbeit gemacht haben, da er jede *Species* anführt, welche allein in Europa, oder Asien, oder Amerika u. s. w. lebt, dann die, welche in 2 Welttheilen, welche in 3, 4 u. s. f. sich aufhalten, wobey eine unsägliche Menge Reisebeschreibungen citirt wird. Dann wird die Verbreitung der Pflanzenfressenden, Insecten-, Wurm-, Schnecken-, Fisch-, Amphibien-fressenden u. s. w. Vögel mit gleicher Genauigkeit durchgeführt. Diese Arbeit gleicht einem Wörterbuch, mehr zum Nachschlagen als zum Durchlesen, und ist fast keiner Kritik fähig. Wer sie ansieht, wird nur an den Dank denken, den er dafür dem Vf. schuldig ist, nicht ob er ein und das andere Vögelein vergessen hat. Der Vf. will hiebey die Kälte nichts gelten lassen, sondern bloss die Nahrung, die sich freylich auch nach der Kälte richtet. Hierin ist aber der Vf. offenbar zu allgemein. Auch zugegeben, dass die Vögel Winters aus Mangel an Nahrung wanderten (was übrigens bey den wenigsten die wirkliche Ursache ist, da sie in der Regel im Herbste, ja schon im September und August südlich ziehen, wo gerade an Nahrung *aller* Art am meisten Überfluss ist); dieses zugegeben, so darf man billig fragen, warum kommen sie denn wieder? Hier muss der Vf. selbst endlich zur Hitze, die sie nicht ertragen könnten, seine Zuflucht nehmen. Allein warum sollen sie denn die Kälte ertragen können? Dass in den südlichen Ländern wegen des Versammelns *Nahrungsmangel für die Vögel* eintreten könnte, wird jetzt, so herausgehoben, dem Vf. gewiss eben so vorkommen, wie uns; nämlich diese Behauptung ist ihm in einer Stunde entfallen, wie sie wohl jeder einmal hat. — Die Wanderungen sind übrigens wieder in allen Welttheilen betrachtet.

Da des Vfs. System nun wohl erst im vierten Bande zum Vorschein kommt: so wollen wir hier davon das angeben, was sich zufällig aus der Verbreitung entnehmen lässt. Er stellt 7 Ordnungen auf: I. Raubvögel; II. Klettervögel, wobey Papagey, Rampharton, Bucco, Tecgon, Cuculus; III. Singvögel, wobey Lanius, Turdus, Ampelis, Certhia, Sitta, Trochilus, Merops, Upupa, Todus, Hirundo, Momot, Corvus; IV. Strausse; V. Hühner; VI. Sumpfvögel; VII. Schwimmvögel.

Wir wünschen nur, dass der Vf. auch die Säugthiere so ausführlich behandelt hätte, wie die Vögel, die nun wenigstens *drey* Bände werden, während die Säugthiere in einen gedrängt sind. Ein Buch für Vorlesungen ist es doch einmal nicht mehr; daher könnte der Vf. vielleicht, *ohne* den Band der Säugthiere zu vernichten, noch einige Bände dazu ausarbeiten.

O.

Frankfurt a. M., in der andreäischen Buchhandl.: *Anatomie der Maki und der ihnen verwandten Thiere* von *Gotthelf Fischer*. Dr. der Philos. und Medicin, kaiserlich russischem Hofrath u. s. w. Erster Band, enthält die Naturgeschichte und den Knochenbau der Maki, mit 24 Kupfern und zwey Vignetten. 1804. 194 S. gr. 4. (3 Rthlr. 16 gr.)

Diese Schrift gehört unter das Bessere, was seit einigen Jahren in der Naturgeschichte erschienen ist. Ihr Vf. beginnt mit der speciellen Naturgeschichte der zu untersuchenden Thiere. Auf analytischem Wege sucht er zum reinen Begriffe der Makifamilie zu gelangen, indem er nach und nach von ihr trennt, was ihr nicht angehört. So reisst er den sogenannten fliegenden Maki, Geoffroy's Galeopithek los von dem Geschlecht, und ordnet ihn aus trifftigen Gründen als eigene Gattung in die Nähe der Fledermäuse. Eben so trennt er Pennants Maki mit dem Wickelschwanze, und gelangt so zur Definition der Maki's: *Dentes incisores in maxilla superiore per paria remoti, in inferiore strictiores, oblique inclinati, prominentes; unguis indicis posteriorum pedum subulatus, excavatus, acuminatus, apertura canalis lacrymalis extra orbitam.* Er lässt sie alsdann mit Cuvier und Geoffroy in fünf Unterabtheilungen, Indri, Maki im engeren Sinne (Lemur), Loris, Galagos und die Tarser, zerfallen; jedoch so, dass er die letzteren beiden Gattungen, ihrer inneren Verhältnisse wegen, als eine eigene Familie betrachtet. Besonders nimmt er dabey das merkwürdige Verhältniss des Fusses zu den Unterschenkeln und Schenkeln dieser Thiere zur Norm, vermöge dessen sie zwischen den Affen und den Maki's stehen, so dass die Galagos den Übergang zu den Letzteren machen, was denn auch wieder durch die Lebensart Beider bestätigt wird. Er bringt alsdann dieser Classification gemäss bey, was von den verschiedenen einzelnen Gattungen dieser Thiere bekannt ist. Die Schrift geht alsdann zu ihrem eigentlichen Objecte, der Anatomie dieser Thiere über, und beginnt zunächst mit dem Knochenbau. Der Schädel ist im Ganzen mehr rund als länglich in den Tarsern, mehr länglich als rund in den Loris, Indris und Lemurs. In den Letzteren liegt das Stirnbein am horizontalsten, bey den Tarsern und Loris hingegen bildet es keine ebene Fläche, sondern wird durch den erhabenen Augenrand mehr oder weniger unterbrochen. In den Makis und den Loris findet man wie bey den Affen keine Spur von Stirnhöhle, ein Beweis mehr für Blumenbachs Meinung, dass dieselben keinen Einfluss auf die Stimme, wohl aber auf den Geruch haben, da viele dieser Thiere starke Stimme und feines Gehör, aber im Ganzen schwachen Geruch haben, während bey dem fein riechenden Elephanten bekanntlich jene Höhlen

um den ganzen Schädel bis zum Hinterhauptbeine herumgehen. Die Scheiteltheile aller dieser Thiere sind von Aussen convex, von Innen concav, und diese Fläche zeigt deutlich den Ansatz des Sichelfortsatzes, der eine Leiste und eine Vertiefung zurückläst. Andere grössere Vertiefungen, deren man im Mococo fünf zählt, in den Loris und Tarsern aber nur Eine deutlich nach vorn bemerkt, kommen von den Wölbungen im Hirne her. Das Hinterhauptbein ist überall mit rauhen Erhabenheiten und Vertiefungen bedeckt, die zur Befestigung der Hinterhauptsmuskeln dienen; am stärksten ist Jene, die von der Insertion des grossen Kappenmuskels herrührt, und am auffallendsten treten sie bey alten Subjecten hervor. Das Hinterhauptloch ist gross, und mehr eyförmig als rund in den Lemur's, in den Loris und Tarsern wird es mehr cirkelrund; die Schläfebeine haben einen grossen Umfang, und auch sie sind stark mit Unebenheiten besetzt, die in Furchen bestehen, welche zum Theil die Richtung der Muskelfibern haben, zum Theil aber auch durch die Wölbungen und Vertiefungen des Gehirns entstehen. Das Gehörwerkzeug ist wie bey vielen anderen Thieren in eine besondere Kapsel eingeschlossen. Die Augenhöhle ist geschlossen, und durch eine besondere knöcherne Scheidewand von der Schläfegrube getrennt. Der innere Schädel hat, wie bey anderen Thieren, drey Hauptvertiefungen, für die vorderen und mittleren Windungen des grossen und die Substanz des kleinen Gehirns. Die Spuren der knochigten Scheidewand entdeckt man nur schwach bey den Tarsern, sonst nirgends. Die Bildung des Thränenbeins macht eine Ausnahme von einer beynahe ganz allgemeinen Regel, der Thränencanal nämlich mündet ausserhalb der Augenhöhle, was sonst kaum noch beym Vampyr und dem Phalanger angenommen werden kann. Das hier vom Schädel Mitgetheilte mag als Probe der Behandlungsart des Ganzen gelten; wie dieser Theil, so ist die ganze Osteologie des Rumpfes bearbeitet, und in einer hinten beygefügten Tabelle sind die Dimensionen aller Knochen aufs genaueste angegeben. Der Druck ist gut, die Kupfer aber sind meist sehr mittelmässig.

J. G.

Wien und Triest, b. Geistinger: *Das Thierreich.* Ein Handbuch für die Hörer der Philosophie. Von *Reginald Kneifel*, aus den frommen Schulen, Prof. der Zoologie und Mineralogie an der k. k. theresianischen Ritterakademie. 1812. VI und 396 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die Veranlassung zur Herausgabe dieses neuen Handbuches ist nach der Andeutung des Vfs. der Mangel an einem vaterländischen, nach dem jetzigen verbesserten Systeme eingerichteten und mit den nöthigen Zusätzen versehenen Schulbuche. An dem *blumenbachischen* Handbuche hat der Vf. auszusetzen, dass die Charakteristik der Thiere lateinisch gegeben ist, und dass die Beschreibungen so vieler Thiere zu dürftig ausgefallen sind. Hr. *Kn.* wollte ein wohlfeileres, von den lateinischen Formen entkleidetes, mit den bemerkungswürdigsten Notizen reicher ausgestattetes Handbuch für sein Vaterland liefern. Dawider lässt sich nichts sagen. Auch hat der Vf. die angegebenen Zwecke nicht aus dem Auge gelassen. Besonders zeichnet sich dieses Handbuch dadurch vor vielen anderen vortheilhaft aus, dass die vorbereitenden Bemerkungen zu jeder Thierclasse so ausführlich und gründlich sind, dass jeder Wissbegierige die nöthige Belehrung darin findet. In der systematischen Darstellung ist der Vf. dem *Linné* gefolgt. Einzelne Bemerkungen und Berichtigungen mögen die Aufmerksamkeit bezeichnen, mit welcher Rec. dieses nützliche Handbuch durchgelesen hat.

In der Classificirung der Vögel ist hie und da noch Verwirrung, und die neueren Untersuchungen sind nicht gehörig benutzt. Der Neuntödter steht z. B. hier noch unter den Raubvögeln, zu welchen er durchaus nicht gehört; ohne Bedenken gehört er den Singvögeln an. *Loxia Chloris* gehört offenbar zu *Fringilla.* Die Wachtel bildet mit vollem Rechte unter dem Namen *Coturnix* ein eigenes Geschlecht. Bey der Feldlerche ist die Bemerkung aller Erfahrung zuwider, dass die Spätlinge sich den Winter über unter der Erde verbergen; die Feldlerche ist ein blosser Strichvogel, der sich nach der Temperatur des Winters nur mehr oder weniger in wärmere Gegenden entfernt, oft ist er schon im Januar wieder auf unseren Feldern. — Einige Beschreibungen der Thiere sind zu dürftig ausgefallen; von mehreren Thieren ist nichts gesagt, als dass sie da sind. Ein genaues Verzeichniss der Classen, Ordnungen und Gattungen giebt eine leichte Übersicht des Ganzen. Die Sprache ist grösstentheils rein. Rec. darf sonach dieses Handbuch mit Recht unter die besseren zählen, das auch seiner Wohlfeilheit wegen als Lehrbuch der Zoologie in den Schulen empfohlen zu werden verdient.

* d. *

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Vorschläge zur Auseinandersetzung der preussischen Grundeigenthümer mit ihren Gläubigern wegen der Kriegs-Schäden.* Entworfen von dem schlesischen Ober-Landes-Gerichts-Präsidenten *von Reibnitz.* Zweyte revidirte und vermehrte Auflage. 1814. 98 S. 8. (12 gr.) - (S. die Recension Jahrg. 1816. No. 28.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

PÄDAGOGIK.

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Johann Friedrich Wilhelm Himly von der Verdunkelung des Erziehungsganzen.* 1814. IV und 45 S. gr. 8. (4 gr.)

Diese Schrift ist durch eine frühere vorbereitet worden, die wir auch in diesen Ergänzungsblättern 1816. No. 6 angezeigt haben. Eine dritte wird folgen, um nach weggeräumtem Hinderniss einen Beytrag zu dem zu geben, was nach der Ansicht des Vfs. „für eine wahrhafte und gehaltige pädagogische Leistung geschehen muss." Der Vf. sucht die gepriesensten Anstrengungen neuerer und neuester Zeit als verfehlt darzustellen, und erwartet von dieser Bemühung wenig Dank und Beyfall. Er wendet sich „an die Wenigen, die einen höheren Standpunct zu nehmen wissen, als derjenige ist, auf welchem, ohne Einsicht in das unwandelbar bestehende Innerste und Tiefste der Sache, der gängigen Theorie gehuldigt wird." — Der Vf. stand von jeher in Fehde mit dem herrschenden Zeitgeist, und kämpfte nach Kräften gegen die Bestrebungen der Tonangeber. Eine sehr gewandte Dialektik kam ihm dabey wohl zu Statten, eine etwas schwerfällige und erkünstelte Sprache aber hinderte oft das rechte Verständniss. Schon in seinen pädagogischen Mittheilungen (die unseres Wissens mit dem *zweyten* Hefte ihre Endschaft erreicht haben) besorgte er, dass die Speculation, die sich in den lebendigsten Moment der pädagogischen Praxis gedrängt hat, dasjenige wieder ganz aus der Praxis hinausschieben werde, was recht eigentlich auf sie berechnet gewesen zu seyn schien. „Das Gesetz der stetigen Entwickelung (heisst es dort) Eines aus dem Anderen, welches für alles menschliche Thun und Wissen gilt, wird vergessen; und man geht ernstlich damit um, ein grosses Werk von Grund aus von Neuem zu schaffen: ein Unternehmen, das in sich selbst nichtig und verwerflich sich zeigen, fürs Erste aber doch auch im Felde der bescheidensten Thätigkeit Umwälzungen hervorbringen müsste, die die Störung altes Besitzes und ruhiger Entwickelungen, an welchen unsere Zeit leider so reich ist, auf eine bedeutende und sehr bedauerungswürdige Weise vermehren würden." Wenn gleich die Beziehung dieser Worte auf *Pestalozzi* und einige seiner Schüler uns wohl verständlich war, und wir in der vorerwähnten Schrift eine Hinneigung zur alten Lehrpraxis und zur weltlichen Erziehungsweise wahrnehmen: so hat uns doch das Resultat der in den vorliegenden Blättern fortgeführten Untersuchungen nicht wenig überrascht.

Nach dem Vf. soll die ganze Tendenz der Erziehung dahin gehen, den Blick immer auf das naheliegende, augenscheinliche Bedürfniss gerichtet, dem Zögling nur für das Leben oder für den gesellschaftlichen Nutzen die gehörige Tüchtigkeit zu verschaffen. So lange das ganze Streben der Erziehenden hierauf gerichtet ist, waltet in ihrem Geschäft ein durchgreifender Einheits- oder Mittel-Punct entscheidend ob, und ordnet sich unter diesem Gesichtspunct praktisch das Einzelne der Erziehungsrücksichten. Sie bekümmern sich wenig um eine Theorie, die ihr festes sicheres Princip mit den einzelnen Erziehungsweisen und mit den besonderen Bestrebungen der Zeit wörtlich und ausdrücklich, oder wissenschaftlich und terminologisch auszugleichen sucht. Ihrer Sache gewiss, verfolgen sie ruhig den wohlbegründeten Plan, und gelangen sicher zum Ziel. — Es ist nicht genug zu beklagen, dass man von diesem sicheren Wege abgekommen ist, und sich in leere Speculationen und trügliche Theorieen verloren hat. Innerer Zwiespalt, getäuschte Hoffnungen und zweckloses Ankämpfen gegen den sicheren Gang der Natur sind unausbleibliche Folgen davon. Man liess weiland ruhig durch das Lebensbedürfniss das Bildungsbedürfniss bestimmen, und jedes Besondere der Bildung, wie es die angeborene Lebenslage für Classen und Individuen natürlich herbeyführte, folgte unaufgehalten einem Bildungs-Allgemeinen, welches selbst keinen anderen Sinn und Zweck hatte, als den des Lebensbedürfnisses. So wie die Individuen ihrer Bestimmung ruhig zu folgen gewohnt waren: so diente auch die Erziehungspraxis willig dem Leben, und es gab keinen Gesichtspunct im Erziehungs- und Unterrichts-Wesen, der die Verbindung beider zu führen, oder jene Besonderheit und Bestimmtheit der Lebensentwickelung zu hindern vermocht hätte, die dem Erzieher unabänderlich vorliegt.

Indessen erschien jene Zeit, wo ein gewisser Fortschritt der gesellschaftlichen Verhältnisse eingetreten war, oder doch gesucht wurde, wo die Feststellung und Verkündigung der allgemeinen Menschenrechte zum Besten der niederen Stände herrschender Gedanke oder herrschende Leidenschaft war. Im natür-

lichen Zusammenhange mit diesem Zeitcharakter und aus einem daherstammenden nicht unedlen Antriebe geschah es demnach, daſs unter das dem Menschen als solchem Zukommende, in Rücksicht auf seine Erziehung, eine allgemein gleiche Entwickelung der in jedem geborenen Menschen gegebenen gleichen Anlage gezählt wurde. Jene Verschiedenheit in der gesellschaftlichen Bestimmung des Menschen, die vormals über das Erziehungsganze ruhig entschied, trat nun für einen nach Möglichkeit erstreckten Theil der Erziehungszeit in einen verachteten Hintergrund, und als Verrath an die Menschheit wurde die Ansicht betrachtet, als könne und solle der Mensch in solche verschiedene Bestimmung auch ganz eigentlich, d. h. auf verschiedene Weise erwachsen. Hiemit war denn auch unwiderruflich der Grund dazu gelegt, daſs das Erziehungsganze, in sofern ein solches im Umlauf der Erziehungssache sich wirklich darstellen oder allmählich einfinden soll, in eine theoretisch angelegte zunehmende Verdunkelung gerieth. Es trat eine Periode der Erziehungstheorie ein, deren Charakter sich durch gesuchte Bildungsausgleichung *für Alle* zu wachsender Bildungs-Verallgemeinerung *für den Einzelnen* entscheiden muſste. Mit der bloſsen Verallgemeinerungstendenz aber kann keine Erziehungspraxis begründet werden. Eine ganz unbeschränkte oder unconcentrirte Anlagen-Entwickelung kann nichts als ein immer mehr divergirendes, vielfach gespaltenes *Auseinander* geben. „Dieses nicht zu empfinden bey erstem Rückblick, wäre *Verrücktheit*."

Die einmal beliebte Gemüthsstimmung gestattete nicht, daſs die Sache in der Tiefe des Irrthums erwogen wurde, und so erzeugte sich denn und gefiel folgende wortgestützte, an und für sich aber völlig leere und ausweichende Behauptung: „Das Höchste, welches der Mensch in sich vorfinde — Sittlichkeit, Vernunftwirksamkeit — sey der Punct, wo alle Einwirkung im Einzelnen während der Erziehungszeit, so wie künftig alles gewordene Einzelne im Leben und in der Thätigkeit des Menschen, zusammentreffe. Der Mittel- oder Ziel-Punct aller Erziehungsabsicht oder die Summe des Ganzen der Einwirkung müsse demnach in das beförderte Sittlich- oder Vernünftig-Seyn gesetzt werden." Damit versank die Erziehung in den schmählichsten Irrthum, und sie muſste auf diesem Wege nothwendig verfehlen, was in der Tiefe ihres eigenen auf Bildungsveredlung gerichteten Zweckes lag. Dieser unseligen Zeittheorie muſste auch das Trefflichste unterliegen, was uns die neueste Zeit gebracht hat, nämlich *Pestalozzi's* Lehr- und Erziehungs-Weise. Der hellste Punct in dem Leben dieses ausgezeichneten Mannes war der, wo er, voll glühenden Eifers für das Wohl des niederen Volkes, die Kinder der Armen um sich sammelte, um ihr Bildungsbedürfniss zu erspähen; da war es, wo er in Lienhard und Gertrud lehrte: „wie ein Bildungsganzes der angeborenen Lebenslage wahrhaft anzuschlieſsen, d. i. nach ihrer besonderen Natur wirksam zu specialisiren sey." Späterhin hat das Schicksal gewollt, oder richtiger vielleicht, *Pestalozzi's* eigene Individualität, seine edelgeartete, eine vollführte Ideenschöpfung aber und eine stetige Ausführung nicht zulassende Unruhe und eine gewisse Unbestimmtheit im Thun wie im Reden, die für jenes einen durchzuführenden letzten Zweck, für dieses den letzten treffenden Ausdruck nicht festzustellen vermochte, hat es veranlaſst oder doch nicht zu verhindern gewuſst, daſs seine tiefgeschöpften Ideen und die Wahrheit und Innigkeit seines Wirkens der bestimmtesten fremden Einwirkung, und nach der Individualität der Hinzutretenden, den Truggebilden selbstgefälliger Speculation und ihrer nie endenden Eitelkeit anheim gefallen sind. Auf solche Weise ist nicht nur ein unverkennbarer Keim wesentlicher Fortschritte der Erziehungssache im Groſsen, der Keim zu weiterer Verbesserung und ächter Veredlung der Volksschulen, ungepflegt gelassen und abgewelkt, sondern es ist auch, was die Theorie betrifft, ein fernerer bedeutender Miſsgriff aller Grundansicht entschieden worden.

Es können aus den *pestalozzischen* Ideen subjective Hülfsmittel für das wiederhergestellte natürliche Erziehungswerk genommen werden; aber nie wird sie sich als eine absolute Methode geltend machen können, weil es überall keine absolute Methode giebt, und eine solche auch nie existirt hat. Auch in ihrer letzten Zuflucht, in der absoluten Scheidung, wird sie nie existiren. Sie ist nichts mehr als ein *theoretischer Eigensinn*. In diesem hat alle neuere Erziehungstheorie geendet! Der Erzieher kann über das, was er thun soll, allein die Praxis befragen. Eine einzige, durchzuführende, groſse Selbstentwickelung ist offen liegend ein Unding; die verschiedenen Methoden, die man zur Durchführung derselben versucht hat, waren ein verhülltes Trugwerk, und haben die Unausführbarkeit des ganzen Unternehmens anschaulich gemacht. Eine *mehrere Aufklärung* des Erziehungsganzen, als bisher geleistet worden, ist möglich. Wer aber dessen *vollkommene Verdeutlichung* begehrt, wird zu jeder Zeit seine gröſste Verdunkelung verschulden. Die Verdeutlichung treibt ihr nie endendes Geschäft, indem sie das Allgemein-Menschliche auf dem subjectiven, oder gar auf dem vereinigten subjectiv-objectiven Wege zusehends zu leisten und darzustellen strebt; wobey sie sich unausbleiblich darin verliert, daſs sie nicht, wie es geschehen soll, menschliches *Leben*, sondern menschliches *Seyn und Wissen* in dem Abstracten entwickelt. Da aber der einzelne beschränkte Mensch diese nicht darstellen kann, auch gar nicht Seyn und Wissen, sondern Leben darstellen soll: so kann man zwar wohl demjenigen, der dem allgemeineren Lebenseingange noch nahe ist, das Dunkel seiner Behandlung eine Zeitlang verbergen. Gewiſs wird er es aber empfinden, wenn ihn der Erzieher zu dem entläſst, wozu er am wenigsten taugt — zu einem besonderen und bestimmten Daseyn und Wirken in dem Ganzen, dessen Theil *er* nur ist, obwohl er bis dahin so behandelt worden, als ruhe das Ganze *in ihm*. Die Erziehung des Menschen ist in tiefster Hinsicht ein Räthsel. Es ist unmöglich, derselben eine gröſsere Klarheit zu verleihen, als das Menschliche überhaupt und an und für

sich selber hat. Diejenigen, welche die Lösung des Räthsels am deutlichsten darzustellen vermeinen, verfehlen dieselbe leicht am meisten. Es giebt nur *eine* Lösung: *Thätigkeitsbestimmtheit*. Die Erziehung muss *eben daher* ihren *Mittelpunct* entnehmen, worin ihr *Zielpunct* ruht. So wie das einzig geltende Erziehungs-Ende Thätigkeits*bestimmtheit* ist: so ist auch der Erziehungs-Verlauf seinem innersten Wesen und seiner letzten Grundbestimmung nach einzig und allein Thätigkeits*bestimmung*.

Auf diese Weise hat Hr. *H.* den Gang der bisherigen Irrthümer in der Pädagogik bezeichnen und zugleich im Vorübergehen andeuten wollen, von welcher Seite und aus welchen Quellen wir eine wahrhafte Verbesserung des öffentlichen Erziehungswesens zu erwarten haben. Wenn gleich wir das grosse Werk der Menschenbildung von einem ganz anderen Gesichtspuncte aus betrachten, und über Zweck und Mittel der Erziehung gerade der entgegengesetzten Meinung sind: so lassen wir doch dem gewiss redlichen Streben des Vfs. gern Gerechtigkeit widerfahren, und warnen ihn nur, sich von Lieblingsideen und von seinem Hange zum Polemisiren nicht zu einer ganz verkehrten Behandlungsweise der Pädagogik verleiten zu lassen, und nicht in den Fehler zu verfallen, den er an Anderen mit so strengen und harten Worten rügt. Der Zweck aller Erziehung ist doch Entwickelung geistiger Anlagen und physischer Kräfte nach dem Ideal der Menschheit, zum freyen selbstständigen Gebrauch derselben im Zustande der Mündigkeit. Der gesammte Mensch soll in allen seinen Bestrebungen auf das Höchste und Würdigste gerichtet, die gesammte Kraft harmonisch ausgebildet werden. Schon *Rousseau* bemerkt sehr richtig: *l'humanité cherche toujours le niveau*. Jede einseitige Richtung, die der Mensch bekommt, ist Verirrung vom rechten Wege, und ein blosses Abrichten zur bürgerlichen Tüchtigkeit eine Versündigung an der edleren Menschheit. Darum darf kein Bilden und Unterrichten objectiv seyn, d. h. bloss auf die Erwerbung gewisser Kenntnisse unbedingt ausgehen, sondern subjectiv, durch die harmonische Entwickelung geistiger Anlagen. Das eigentliche Lernen und Ausbilden kann dazu nur Mittel seyn; eine freye, selbstständige, von äusseren Beschränkungen möglichst unabhängige Selbstthätigkeit ist der Zweck aller Erziehung und der einzige consequente Erweisgrund für die Nothwendigkeit der Pädagogik und Didaktik. Jede Theorie und Praxis, die von etwas Anderem ausgeht, verwickelt sich in Widersprüche und leere Täuschungen. Bildet und entwickelt sich doch die Pflanze nach der naturgemässen Thätigkeit eines inneren Organismus. So muss auch in der Menschheit eine innere Thätigkeit, die Folge eines Organismus höherer Art, sich wirksam erweisen, und alles Bilden und Erziehen den Gesetzen dieses Organismus analog seyn. „Alles was ich bin — sagt *Pestalozzi* —, alles was ich will, alles was ich soll, geht von mir selbst aus."

Darin sind wir mit dem Vf. einverstanden, dass sich die Erziehung die Bestimmung des Menschen zur Thätigkeit zum Zweck machen müsse; aber nur zu einer höheren Thätigkeit als die für das bürgerliche Verhältniss. Die Schule und das Erziehungshaus sollen nicht im Dienste der Welt stehen, und nur für *diese* wirken und arbeiten, sondern den Menschen zu einem freyen, selbstständigen und selbstthätigen Vernunftleben erziehen. Jene unendliche Kraft des Denkens, Empfindens und Wollens, die in der Seele auch des ärmsten Bettlerkindes schlummert, ist etwas sehr Ehrwürdiges und Heiliges, und soll durch Erziehung und Unterricht geweckt, geleitet und gestärkt werden. Es wäre Hochverrath an der Menschheit, wenn man diese Kräfte in gewissen engbegrenzten Kreisen festbannen, und sie in ihrem freyen und fröhlichen Aufschwung zum Höheren lähmen und zum Staube der Erde zurückziehen wollte. Und das muss geschehen, wenn man den Menschen in dem künftigen Staatsbürger untergehen lässt. Wer von früher Jugend gewöhnt wird, all sein Wissen und Lernen nur auf die Tüchtigkeit für ein gewisses bürgerliches Amt oder Gewerbe zu beschränken, wer die Beweggründe für seine gesammte Thätigkeit nur vom Broderwerb hernimmt, der wird mit beengtem Gemüthe auch nur dem Gemeinen dienen und Grosses und Würdiges nie vollbringen. Eine reinmenschliche Bildung bereitet am würdigsten vor für das bürgerliche Leben. Wäre das nicht: so könnte ja der Staat nichts Besseres thun, als durch seine Schulen sich nur erwerbsame und brauchbare Unterthanen abrichten zu lassen, um sie desto leichter und sicherer nach willkührlichen Absichten leiten zu können. Dahin gingen auch die Bestrebungen aller Despoten, und sie hätten es sehr gern gesehen, wenn sie alle Freyheit und Selbstständigkeit hätten ertödten und den Trieb der höher strebenden Menschheit auf ganze Generationen hinaus im ersten Keime ersticken können. Darum erscheint eben der hochgesinnte *Pestalozzi* bey seinen Bemühungen so ehrwürdig, dass er sich mit seinem reichen Gemüth und mit der innigen Liebe für das Göttliche im Menschen an die Kinder des armen Landvolks wandte, und sie aus ihrem tiefen Elende zu retten suchte. Er setzte sich dem verderbten Zeitgeiste kräftig entgegen, suchte die Unglücklichen aus ihrer geistigen und sittlichen Versunkenheit zu heben, und sie auf einem naturgemässen Wege anzuleiten, die innere Organisation der menschlichen Natur zu enthüllen, damit sie menschlich denken und menschlich handeln lernen. Der Vf. thut also dem ehrwürdigen *Pestalozzi* sehr Unrecht, wenn er ihn beschuldigt, er habe sich der angeborenen Lebenslage des zu erziehenden Subjects anschliessen und es nach seiner besonderen Lage zu specialisiren gesucht. Wie wenig hat er doch den Sinn der *pestalozzischen* Erziehungsweise begriffen. Aber so geht es, wenn man ein System nach eigenen Absichten beurtheilt, und fremde Ideen nach eigenen vorgefassten Meinungen auslegt und deutet. So kommt man denn auch zu einer so wunderlichen und seltsamen Behauptung, wie sie S. 40, freylich in folgerechter Conse-

quenz, fieht: „Wer die unabänderliche Relativität und Verschiedenheit alles Erziehens theoretisch oder praktisch verleugnet, nimmt an der Verkehrtheit oder Unwahrheit verallgemeinernder, entwickelnder oder absoluter Methoden mehr oder weniger Theil; und theilt auch die damit unausbleiblich verbundene Gefahr, den Erfolg der angestrengtesten Bemühungen zu verlieren." Was sollte aus der Pädagogik werden, wenn man für jedes Alter und Geschlecht, für jedes Gewerbe und jede Lebensart, so wie für jedes besondere bürgerliche Verhältniss eine eigene Lehr- und Erziehungs-Weise sich erfinden, und die höchste und herrlichste Wissenschaft des Lebens in so unnatürlich enge Grenzen einzwängen wollte? Diese unselige Zersplitterung des Unzertrennbaren hat über unsere Jugend den Geist der Oberflächlichkeit, der Selbstsucht und des Dünkels gebracht. Wenn auch die *vollständige* Entwickelung der auf den Gebrauch der Vernunft abzielenden Naturanlagen im Menschen dem Individuum nicht gestattet ist: so muss es doch derselben möglichst nahe gebracht, und in der freyen Entwickelung nicht unablässig gehindert werden. Es wird sich dann schon den eigenen Lebensweg wählen und dahin neigen, wohin es Talente, Kraft und Wille treiben. *Ad quas artes aptissimi erimus* (sagt *Cicero de off. C. 7*), *in iis potissimum elaborabimus.*

Wir haben uns mit Fleiss bey dieser Schrift länger verweilt, als es sonst wohl der Zweck dieser Blätter bey so wenigen Bogen gestattet, weil der Vf., der von jeher einen lebhaften Antheil an der Verbesserung des Erziehungswesens genommen und durch seine *Einleitung in die Grundsätze des pestalozzischen Elementar-Unterrichts* (Berlin, 1803) und durch den *Beytrag zur näheren Einverständigung über die pestalozzische Methode* (Ebendas. 1804) sich als einen denkenden Kopf gezeigt hat, Achtung und Aufmerksamkeit verdient. Wir waren ihm diese Ausführlichkeit um so mehr schuldig, da seine jetzigen pädagogischen Ansichten eine bedenkliche und gefährliche Richtung genommen haben, er in einseitigen und vorgefassten Meinungen befangen ist, und es ihm nicht an Scharfsinn und Gewandtheit des Geistes fehlt, dieselbe mit einer gewissen Gründlichkeit und Consequenz darzustellen. Wir haben uns darin selbst durch sein vornehmes Herabschauen auf Andersdenkende nicht stören lassen. „Es verlohnt nicht der Mühe (ruft er seinen Gegnern S. 13 zu) einer sorgfältigen Auflösung und Hinwegräumung." Übrigens ist es bemerkenswerth, dass zu derselben Zeit, wo Hr. *Himly Niederers* Erläuterung der *pestalozzischen* Methode ein Truggebilde selbstgefälliger Speculation und eine Verdunkelung tiefgeschöpfter Ideen nennt, sein Freund *Plamann*, mit dem er lange eines Sinnes war, öffentlich bekennt, dass ihm erst durch *Niederer* das rechte Licht über die *pestalozzische* Lehrweise aufgegangen, und er durch denselben in das innerste Wesen derselben eingeführt sey.

L. Th.

EISENBERG, b. Schöne: *Handbuch der kirchlichen Pericopen zum Gebrauche beym Unterrichte in niederen Stadt- und Land-Schulen.* Von M. *Christoph Wilhelm Mössler*, Prediger zu Malitzschkendorf und Osterode im wittenberger Kreise. 1815. XVI und 518 S. 8. (1 Rthlr.)

Weil die Einführung neuer Lehrbücher in niederen Stadt- und Dorf-Schulen gewöhnlich mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist: so hält der Vf. obiger Schrift mit Recht dafür, so lange als diese Hindernisse nicht beseitiget werden können, den gewöhnlichen Schulbüchern wenigstens eine solche Einrichtung zu geben, dass auch ungeübte und unstudirte Lehrer einen nützlichen Gebrauch davon machen können. Bekanntlich hat das sogenannte Epistel- und Evangelien-Buch für den gemeinen Mann einen sehr grossen Werth; daher war es keine überflüssige Mühe, wenn man darauf dachte, dieses Buch mit fasslichen und fruchtbaren Erklärungen für niedere Schulen zu versehen. Auch der Vf. hat sich an diese Arbeit gemacht, die im Ganzen nicht übel gerathen ist. Voran geht allemal eine kurze Geschichte jedes Festes oder Sonntages, wo es nöthig ist, dann folgt die Epistel und das Evangelium mit untergesetzten Erläuterungen, und endlich finden sich Winke zum Auffinden der in den Perikopen enthaltenen Wahrheiten. Freylich kann man nicht leugnen, dass oft die Erläuterungen bestimmter und genauer seyn sollten, so wie auch die praktischen Winke theils nicht reichhaltig, theils nicht zweckmässig genug sind. Z. B. die Epistel am 1 Adventssonntage. Hier werden Waffen des Lichts so erklärt: „Waffen sind gleichsam die schönste Kleidung des Kriegers; daher ist es gekommen, dass in der Sprache des N. T. zuweilen unter Waffen Kleider (?) zu verstehen sind, zumal die Kleider uns gegen unangenehme Witterung gleichsam waffnen. Waffen des Lichts sind daher eigentlich Kleider, die man bey Tage trägt, anständige Kleider." Rec. hat nie gehört, dass in der Sprache des N. T. Waffen Kleidung bedeute. Vielmehr sind Waffen Werkzeuge der besseren Erkenntniss. Zu den Worten Hader und Neid wird die Anmerkung gemacht: „Mit diesen Worten sieht der Apostel auf die Händel und die Eifersucht, die es bey dem nächtlichen Herumschwärmen und den Besuchen der Buhlerinnen setzte, wobey es oft zu Mord und Todtschlag kam." Gesetzt der Apostel hätte darauf specielle Rücksicht genommen: gehört diese Bemerkung wohl in ein Handbuch für Schulen, und wird dadurch der Sinn deutlicher? Ziehet an den Herrn Jesus wird recht gut erklärt: werdet ihm ähnlich an Gesinnung und Betragen. Aber nun der sonderbare Zusatz: Dieser Sinn liegt in sofern in den Worten des Apostels, in wiefern man demjenigen ähnlich wird, dessen Kleider man anzieht. Aber solche spielende Erklärungen liebt der Vf., statt die Bedeutungen der Wörter aus dem Sprachgebrauche abzuleiten. Unter den Lehren, die aus dieser Epistel abgeleitet werden, heisst es: Kinder, glaubt nicht, dass das bevorstehende Geburtsfest Jesus deswegen gefeyert werde, dass ihr eueren Leib mit allerhand Näschereyen und Backwerk vollstopfen sollt.

— R —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Leipzig, b. Weidmanns: *Epistolae Parisienses, in quibus de rebus variis, quae ad studium antiquitatis pertinent, agitur*, editae a *G. G. Bredow*, Prof. Histor. in Universitate Vratislaviensi. 1812. XII und 200 S. 8.

Diese Briefe, deren Anzeige durch den späten Empfang des Buches verzögert worden ist, enthalten nicht sowohl verarbeitetes Gut, als brauchbaren Hülfsstoff, der für kritische Bearbeitungen einzelner alter Schriftsteller dargeboten wird, und werden folglich als kritischer Apparat betrachtet. Aus der genauen Darlegung des Inhalts wird sich der Werth des Buches und das Verdienst der Verfasser, welches in dem Fleiße des Sammelns besteht, von selbst am besten ergeben.

Eine Sammlung verschiedener Lesarten besonders griechischer Werke aus den Handschriften der pariser Bibliothek sind in diese Briefe niedergelegt, welche der, von *Bredow* im J. 1807 nach Paris unternommenen, Reise ihr Entstehen verdanken. Die Veranlassung war, dass *Bredow* mit den Hn. *Hase*, *Koës*, *Bröndstedt* und *Bast* auf der pariser Bibliothek in genauere Freundschaft trat, deren Andenken ein Denkmal gesetzt werden sollte — ein von *Bredow* gemachter Vorschlag, den alle annahmen, und die Aufschrift *Epistolae Parisienses* selbst wählten. Schon in den Jahren 1807 — 8 — 9 sandten die Hn. *Hase*, *Koës*, *Bröndstedt*, *Bast*, ihre Briefe dem Herausgeber zu; dieser aber, durch seine Versetzung nach Frankfurt und von da nach Breslau, durch Berufsgeschäfte, endlich durch eine schwere Krankheit abgehalten, konnte nicht eher, als im J. 1812 seine eigenen Briefe vollenden, so dass erst in diesem Jahre die Früchte der gelehrten Studien jener literarischen, in Paris vereint gewesenen, Freunde, besonders *Bredows*, herausgegeben wurden.

Von den 14 Briefen sind 7 von dem Herausgeber, und beziehen sich, der grösseren Zahl nach, auf die alten Geographen, wozu, dem Inhalt nach, auch die hier S. 3 abgedruckte *epistola Lucae Holstenii ad Peirescium* und S. 60 eine Sammlung abweichender Lesarten, die sich in *Plethon's*, aus Strabo's Geographie gezogenen, Excerpten in pariser Handschriften finden, gehören.

Sie betreffen einen vernachlässigten Zweig der alten Literatur, die, neben Strabo und Ptolemäus noch ganz oder zum Theil vorhandenen, kleineren Geographen, über welche ein ungünstiges Schicksal bisher obgewaltet hat, und welches die beiden ersten an Hn. Prof. *Schneider* gerichteten Briefe in Erinnerung bringen. Die Sammlung und genaue Bearbeitung jener Schriftsteller war seit dem Aufleben der Wissenschaften ein gefühltes, und ist jetzt noch ein nicht ganz befriedigtes Bedürfniss. Nachdem von *Gelenius* 1533 die erste, und von *Hoeschel* 1600 die zweyte Sammlung der kleinen Geographen veranstaltet worden war, nahm sich *Lucas Holstenius* dieses Faches mit Eifer an, indem er die *Codices* alter Geographen, die er in London, Oxford, Paris und Rom auftreiben konnte, theils abschrieb, theils verglich. Bereits 1628 hatte er ein *syntagma Geographorum Graecorum, duabus partibus distinctum*, zum Drucke fertig, worüber der durch *Bast's* Bemühungen ausfindig gemachte und hier S. 9 mitgetheilte, aus Rom datirte Brief von *Lucas Holstenius* nähere Auskunft giebt. Er enthält eine Aufzählung aller zu diesem Syntagma gehörigen Werke, von denen zu befürchten ist, dass, wenn gleich die meisten von anderen Gelehrten späterhin herausgegeben worden, einige derselben doch verloren gegangen sind. Wenigstens haben die Hnn. *von Uhden* und *Koës* zu Rom in der Bibliothek der Familie Barberini, in welcher der Commentar und die griechische Paraphrase über Dionysius aufbewahrt werden, keine Spur von *Lucas Holstenius* Handschriften entdecken können. — Fast das ganze Jahrhundert verging, ehe *Jacob Gronov* 1797 mit seiner Sammlung auftrat, die sich nur auf Scylax, den Periplus des schwarzen Meeres von einem Ungenannten, auf Agathemeres und die barbarisch geschriebene *expositio totius mundi* beschränkte. Im folgenden Jahre unternahm *Hudson*, mehr auf Anregung des Buchhändlers, als aus eigener Neigung, eine grössere Sammlung in 4 Bänden von 1698 — 1712, die zwar dasjenige, was seine Vorgänger geliefert hatten, vereinigte, und noch einiges Andere, sogar aus Abulfeda's geographischen Schriften, zusammenfasste, keineswegs aber auf Vollständigkeit oder richtige Anordnung und gründliche Bearbeitung Anspruch machen konnte. Inzwischen war doch ein Hauptschritt durch diese Ausgabe der *Geographi minores* gethan. Allein die vollständigen Exemplare wurden bald so selten, und werden wirklich selbst in England so selten vollständig gefunden, dass die Nach-

richt, die *Bredow* von einem aus England zurückkehrenden Reisenden hörte, als sey nicht lange nach Erscheinung der beiden letzten Theile eine grosse Zahl Exemplare bey einer Feuersbrunst vernichtet worden, wahrscheinlich wird. — Um diesem Mangel abzuhelfen, und eine mehr planmäsige und vollständigere Sammlung der alten Geographen zu veranstalten, machten *Penzel* 1785 und der Baron *Saint Croix* 1789 neue Pläne bekannt, nach welchen die kleineren Geographen herausgegeben werden sollten. Da aber die Ausführung unterblieb: so bildete *Bredow*, durch *Voss* in das Studium der alten Geographie eingeweiht, aus *Penzel's* und *Saint Croix's* Plänen einen neuen und mehr umfassenden Entwurf zu einer möglichst vollständigen Ausgabe der kleinen Geographen und aller dazu gehörigen Fragmente. Desswegen ging er nach Paris, verglich oder copirte während 5 Monate die nöthigen Codices, und brachte eine Ausbeute zurück, welche nicht ganz unbeträchtlich war. Aber er wünschte zuvor auch noch in München, Wien, Venedig, Mailand, Florenz, Rom diejenigen Codices, in denen alte Geographen enthalten sind, zu vergleichen, und hoffte durch höhere Unterstützung eine Reise dahin zu unternehmen, um das vollständige Material zusammen zu bringen. Aber diese Hoffnung und die Herausgabe der kleinen Geographen wurden durch den Tod des trefflichen Mannes vereitelt.

Die Bemühungen, welche er bereits an sein Unternehmen gewandt hatte, werden von ihm S. 36 f. dargelegt. Das Hauptresultat seiner pariser Reise giebt er auf folgende Art S. 41: *Maximus fructus ad me ipsum redundavit; quae in publicum prodam τοῖς πολλοῖς certe tantis sumptibus tantaque animi contentione haud digna esse videbuntur. Novos enim atque incognitos scriptores, quos gravioris momenti laudare possem, non reperi; fragmenta, quibus lacuna codicum majores supplerentur, non detexi; nihil quod in vulgus splendeat, inveni.* Dieses Urtheil finden wir in Beziehung der Varianten zu den Geographen, von denen in diesen *Epistolis* unstreitig das Wichtigste niedergelegt ist, im Ganzen richtig. Denn wesentliche, grosse und durchlaufende Verbesserungen des Textes können nicht aus diesen Varianten hervorgehen, wenn gleich für einzelne Stellen Beyhülfe darin gefunden wird.

Bey der Vergleichung der 30 Codices des *Dionysius Periegeta* fand sich keine wesentliche Ausbeute, wohl aber in dem Commentar des Eustathius, der fast in jeder Zeile verbessert und gleichsam ganz neu erscheinen sollte. S. 43. Von der kurzen, noch unedirten Geographie des *Nicephorus Blemmida*, welche bloss die in Capitel getheilte und in Prosa aufgelöste Geographie des Dionysius enthält, nahm er aus einem pariser Codex eine Abschrift, und gedachte von ihr eine *editio princeps* zu geben. Er fand von jenem Mönch, welcher im 13 Jahrhunderte in Constantinopel lebte, noch eine ἑτέραν ἱστορίαν περὶ τῆς γῆς, in welcher er von der Gestalt und Grösse der Erde, vorzüglich über die verschiedenen Tageslängen, nicht ungelehrt handelt. S. 60. Ausserdem verglich er einen, wie er glaubt, vor dem Eustathius verfertigten Commentator des Dionysius; bey dem er sogar aus Euripides einen verlorenen Vers, der unstreitig zu mehreren anderen herausgefallenen gehört, vorfand, copirte ferner ein auch von einem Christen verfertigtes Werkchen: περὶ κόσμου οὐρανοῦ καὶ γῆς, ἡλίου, σελήνης, ἀστέρων, χρόνου καὶ ἡμερῶν, welches die alte und im ganzen Mittelalter vorherrschende Meinung von der Flächenform der Erde, der Vorstellung des Ptolemäus zuwider, aus einander setzt; sodann einen *Anonymum de divisione orbis*, welchen *Sainte-Croix* schon herausgeben wollte, ferner *Isaaci Argyri plures libellos ineditos*, welche von dem Planiglobium handeln, und schon von *Lucas Holstenius* versprochen waren. *Bredow* schien geneigt, Letzteres der neuen Ausgabe von Petav's *Uranologium* beyzufügen.

Nächstdem verglich er Excerpte, welche *Georgius Gemistus*, gewöhnlich Gemistus Plethon genannt, vorzüglich aus Strabo, nächstdem aus Ptolemäus gemacht hat, und fügt hinter dem 6ten Briefe die sich für Strabo daraus ergebenden, verschiedenen Lesarten bey. Das einzelne Werk desselben Plethon: Διόρθωσις ἐνίων τῶν οὐκ ὀρθῶς ὑπὸ Στράβωνος λεγομένων, schon von *Lucas Holstenius* versprochen, und von *Siebenkees* aus einem vaticanischen Codex abgeschrieben, und aus dessen Papieren von *Goez* in den *Anecdotis graecis* bereits bekannt gemacht, ward auch von *Br.* mit einem pariser Codex verglichen, und sollte in correcter Gestalt wiederholt werden. Es folgen dann noch einzelne geographische Fragmente, die grösstentheils Auszüge sind aus *Ptolemäus* und des *Constantinus Porphyrogenitu* Büchlein *de thematibus*, welches *Br.* mit dem pariser Codex verglich, und viele Nachlässigkeiten in dem Text Banduris zu verbessern fand. Auch ein kleines geographisches Fragment aus der Schrift des *Joannes Laur. Lydus* (der unter Constantin lebte) περὶ ἀρχῶν πολιτικῶν über den Rhein und die Donau excerpirt; theilt er S. 67 als Beschluss des 6ten Briefes mit, in dem die bekannte Vorstellung von dem gemeinschaftlichen Ursprung und dem divergirenden Laufe des Rheins und der Donau im Ganzen vorherrscht, nur diess neu ist, dass, den Behauptungen anderer Schriftsteller zuwider, der obere Theil der Donau Ister, der untere Danubius genannt worden sey. Er giebt Danubius für ein Wort aus, dessen sich die Thracier bedienen, um den Nordwind, der ihnen vielen Regen bringt, zu bezeichnen, den Wolkenträger νεφελοφόρον, unstreitig Wasserheber, von *Dan*, Wasser.

Das beygefügte Verzeichniss der Lesarten, die sich aus den Excerpten des *Plethon* für den strabonischen Text ergeben, von S. 60 — 104, ist nicht unwichtig, und wird mit Vortheil von denjenigen gebraucht werden, die sich mit Strabo beschäftigen. Sie sind für die ersten von *Siebenkees* herausgegebenen Bücher ergiebiger, als für für die letzteren, welche *Tzschucke* besorgte, weil zu dessen Behuf Hr. *Weigel* den wiener, die plethonischen Excerpte enthaltenden Codex, der wenig von dem pariser abweicht, sehr genau verglichen hatte. Daher findet *Br.* hier wenig zu verbessern, und seine Bemerkungen enthalten eine unbe-

dehnende Nachlese noch gefundener Varianten, einige gute Erläuterungen dunkeler Stellen, und hie und da Vorschläge zur Veränderung des Textes. Die aus Plethon selbst mitgetheilten Stücke über das 10te Buch des Werkes geben den Erweis, dass Plethon zwar im Ganzen die Worte Strabo's beybehielt, aber doch Vieles versetzte, und aus anderen Schriftstellern einmischte, wie er denn in der früheren Geschichte der westlichen Länder und Küsten Griechenlands Manches anders und weitläuftiger als Strabo erzählt, und S. 97 aus Plutarchs *quaestionibus Graecis* sogar eine Erzählung einstreut. Überdiess gedachte *Br.* noch die Schrift eines Unbekannten in der madrider Bibliothek σταδιασμὸς τῆς θαλάσσης vollständig zu erhalten, und eine andere ebenfalls von einem Anonymus *de provinciis orbis* genauer, als sie bisher gesehen, nach einem pariser Codex zu geben.

Der letzte Brief enthält *Bredows* Gedanken, in einem besonderen Bande auch die lateinischen kleinen Geographen, sowohl die alten, als vorzüglich vom 6—9 Jahrhundert, nebst geographischen Auszügen aus Historikern, Dichtern und anderen Schriftstellern jenes Zeitalters zu sammeln. *Dicuilis de Mensura orbis terrarum*, seitdem von *Valckenaer* herausgegeben, dann *Palladius de gentibus Indiae et Bragmanibus*, *Ambrosius de vita et moribus Bragmanorum*, und ein Werklein desselben Inhalts von einem Anonymus, alle drey von *Eduard Bissäus* nur einmal herausgegeben, sollten nach pariser Codd. verbessert erscheinen, nebst noch einem anderen Tractat, der auch *Ambrosius* als Verfasser auf dem Titel führt, aber ganz verschieden von dem bereits gedruckten ist.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich zur Genüge der Umfang oder vielmehr die Ausdehnung des Planes und der Vorarbeiten zu einer neuen und vollständigen Sammlung der kleinen griechischen und lateinischen Geographen. Die Briefe selbst wegen ihrer mannichfaltigen Notizen, Lesarten, Nachweisungen werden Keinem entbehrlich seyn, der sich mit Bearbeitung der alten Geographen befassen will. Noch mehr ist der Nachlass seiner Excerpte und Abschriften, wofern sie sich alle vollständig unter den Papieren des Verstorbenen vorgefunden haben, ein angelegter Schatz, dem zu wünschen ist, dass er von den jetzt in Italien reisenden Gelehrten, was *Bredow* selbst zu thun feurig wünschte, durch Nachforschungen in den dortigen Codicibus möglichst vervollständigt werden möge.

Der 7te in der Sammlung der 11 Briefe von *Br.* an *Wolf* gerichtete giebt die Varianten zu der Chronographie des *Georgius Syncellus* aus einem zweyten pariser Codex. *Br.* sagt, dieser Codex sey von *Goar* bey seiner Ausgabe nicht gebraucht, von einem fleissigen und genauen Leser jedoch verglichen, und die vorgefundenen Varianten und Ausfüllungen auf den Rand eines Exemplars der *goar*'schen Ausgabe in der pariser Bibliothek eingetragen worden; er habe gefunden, dass die Vergleichung sehr genau gemacht sey, und habe also bloss diese Randvarianten abgeschrieben. Aber *Br.* irrte sich, wenn er glaubte, dass *Scaliger* oder *Goar* die Vergleichung dieses Codex aus Nachlässigkeit unterlassen hätten. Denn erst 36 Jahr nach der *goar*'schen Ausgabe ward die pariser Bibliothek durch diesen zweyten Codex bereichert, welcher nebst 15 anderen bey einer zu diesem Behuf glücklichen Conjunctur zu Constantinopel aus dem kaiserlichen Serail angekauft wurde. Die erste Vergleichung machte *Pouget*, und diese war noch im J. 1739 vorhanden, doch späterhin verloren gegangen. Darauf verglich *Parquoy* denselben aufs Neue, und damit diese Variantensammlung nicht dasselbe Schicksal mit der von *Pouget* theilen möchte, machte er sie doppelt, und trug sie in sein eigenes Exemplar der *goar*'schen Ausgabe und in ein anderes der Bibliothek zugehöriges auf den Rand ein. Von Letzteren hat sie *Bredow* leichten Kaufes abgeschrieben.

Da der Codex, bey seiner übrigen Güte, doch nicht vollständig ist: so reichen die Varianten nur bis zu S. 341 der goarschen Ausgabe, wo jener Codex sich endigt. Es ist diess sehr zu bedauern, da die Vorzüglichkeit desselben durch eine Menge unbestreitbar richtiger Lesarten zu deutlich in die Augen fällt. So reich aber auch dieser Fund trefflicher Lesarten ist: so ist er doch bey weitem nicht hinreichend, alle Ungewissheiten des Textes zu heben, da an vielen Stellen dieselben Lücken in dem Codex und in der gedruckten Ausgabe gefunden werden. Es wird daher ein künftiger Herausgeber noch viele Schwierigkeiten zu überwinden haben. *Bredow* verhehlte sich diese nicht, und wiewohl er nach Anleitung dieser Varianten eine Reihe wirklicher Textverbesserungen macht: so konnte er doch bey seinem Vorsatze, auch diesen Schriftsteller herauszugeben, keinen durchgehends correcten Text versprechen. Es wäre sehr zu wünschen, dass das Vorhaben, des Georgius Syncellus Chronographie, welche dem Geschichtsforscher unentbehrlich ist, abermals herauszugeben, von dem Besitzer des *bredow*'schen Nachlasses ausgeführt werde.

Der letzte Brief des Herausgebers in der Sammlung der 12, an *Pfaff* gerichtet, enthält die Nachforschungen, welche er anstellte zum Behuf einer *editio Graeca* von *Pappi Collectionibus Mathematicis*, zu deren Bearbeitung er seinen Freund auffodert. Er theilt die Varianten eines pariser Codex mit, in so weit sie das zu dem zweyten Buche des Pappus gehörende Fragment betreffen, welches von Wallis griechisch und lateinisch herausgegeben ist. Es sind wenige und nur einige wichtig darunter. Er bemerkt ferner, dass er von dem dritten Buche eine Abschrift aus dem pariser Codex genommen habe, und fügt dann ein Fragment bey, welches von der Verdoppelung des Cubus handelt, und in dem pariser Codex sich zwischen dem dritten und vierten Buche befindet, nach der Aufschrift aber augenscheinlich die zehnte Aufgabe im dritten Buche der Sammlung dieses Mathematikers gewesen ist. Dieses Fragment erscheint hier vollständig abgedruckt, und zwar von dem Professor *Nickel*, Lehrer an dem Elisabethanum in Breslau, kritisch bearbeitet, mit nöthiger Figur und lateinischer Version ausgestattet, wodurch sich dieser verdienstvolle Gelehrte die Mathematiker sehr verbindlich gemacht hat.

Die übrigen Briefe sind von den oben genannten Freunden geschrieben. Der von *Bast* in der Reihe der 5 enthält eine kleine lehrreiche Abhandlung über die in Manuscripten vorkommende Abbreviatur *ᾱ*, die

ſonſt gewöhnlich ἦν geleſen wurde; *Baſt* zeigt, daſs man ἤγουν oder ἤτοι und εἴτουν darunter verſtehen müſſe. Die Epiſtel leidet keinen Auszug, und muſs von Freunden der Paläographie ſelbſt nachgeleſen werden.

Die von *Koës* aus Mailand datirte Epiſtel iſt gewichtvoller. Sie liefert das Reſultat, welches ſich ergeben hat aus der Vergleichung der drey, auf der pariſer Bibliothek befindlichen Codices, welche das noch gerettete Tractätlein des *Aeneas Tacticus* enthalten. Man ſieht daraus, daſs *Caſaubonus* nicht nur den ſchlechteſten von jenen drey Codd., ſondern auch dieſen nicht einmal genau hat abdrucken laſſen. Dieſer Abdruck kam mit ſeinen Mängeln in die Sammlung tactiſcher Schriftſteller von *Scriver*, und auch in die *gronov*'ſche Ausgabe des Polybius. Nachher ergänzte *Gronov* durch das *ſupplementum lacunarum in Aenea Tactico*, *Dione Caſſio et Arriano*, *Lugd. Bat.* 1675, viele Lücken aus einem florentiniſchen Codex. *Koës* giebt nun hiernoch einen Nachtrag wichtiger Lesarten, welche ſich auf die drey pariſer Codices gemeinſam gründen, und daher das Bürgerrecht verdienen. Sodann betrachtet er die zwey anderen von *Caſaubonus* nicht gebrauchten Codices, die zwar aus dem 15 Jahrhundert herrühren, aber beſſer und vollſtändiger ſind in Rückſicht der erwähnten Lücken, und bemerkt, daſs der erſte, von ihm mit *A* bezeichnete Codex faſt alle Ergänzungen enthalte, die von *Gronov* aus dem florentiniſchen gezogen, und in das oben genannte Supplementum eingetragen ſind. Es iſt daher zu vermuthen, daſs er eine treue Abſchrift des florentiniſchen ſelbſt iſt. Aus der Vergleichung des Codex *B.* werden ferner noch manche Lesarten beygebracht, die zwar gröſstentheils an ſich falſch ſind, aber doch theils zur Einleitung annehmbarer Vorſchläge zu Verbeſſerungen gebraucht, theils als Material für künftige Herausgeber zur Ausmittelung der rechten Lesart dienen können, und zu dieſem Zweck mitgetheilt werden. Endlich geht er mit Zuziehung der Codd *A* und *B.* noch die einzelnen Stellen durch, welche minder verderbt, nur einer geringen Beyhülfe bedürfen. Unter dieſen letzten Bemerkungen iſt Vieles, deſſen Richtigkeit auf der Stelle einleuchtet. Wiewohl nun auch durch das *gronov*'ſche Supplement und die Varianten der drey pariſer Codd. zuſammengenommen nicht alle Stellen in Richtigkeit gebracht werden können: ſo iſt doch vor der Hand der kritiſche Apparat für dieſen Aeneas abgeſchloſſen, da auſser den genannten Codd. jetzt wenigſtens keine mehr bekannt ſind.

(Der Beſchluſs dieſer Recenſion folgt im nächſten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Wien*, b. Gerold: *Neu entdeckte Fabeln des Phädrus.* Aus dem Lateiniſchen überſetzt von dem Aſſeſſor und Bibliothekar *Carl Ant. von Gruber.* Mit dem lateiniſchen Text und Anmerkungen. 1815. 876 S. kl. 8. (6 gr.)

Auf eine Unzahl von Ausgaben der von *Caſſitto* aufgefundenen Fabeln folgt auch, damit nicht einmal dieſe vermiſst werde, eine deutſche Überſetzung in Proſa, weil, wie der Vf. bemerkt, eine franzöſiſche und eine italiäniſche ſchon vorausgegangen ſey. Über die Ächtheit der Fabeln, oder ob dieſelben den Phädrus zum Verfaſſer haben, ſcheint dem Vf. die Entſcheidung leicht: denn ſie ſeyen wirklich ſo vortrefflich, als man ſie vom Phädrus zu erwarten berechtigt ſey. Statt daſs ſie von anderen Schriftſtellern entlehnt wären, möchten dieſe ſie dem Phädrus abgeborgt haben. Hiemit aber wird freylich noch nichts ausgemacht, und ehe die problematiſche Exiſtenz eines Phädrus überhaupt mehr geſichert iſt, kann von keiner Behauptung über den beſtimmten Urheber jener Fabeln weiter nicht die Rede ſeyn. Hätte Hr. *v. Gr. Eichſtädts* Ausgabe und Urtheil gekannt: ſo würde er eine andere Anſicht gewonnen, und vielleicht die Überſetzung ganz unterlaſſen haben, deren Zweck man nicht leicht einſieht. Der Text iſt nach *Janellis* Lesarten und Conjecturen verbeſſert abgedruckt worden, demſelben zur Seite ſteht die Überſetzung, und beygefügte Anmerkungen geben die Verſchiedenheit der Ausgaben von *Janelli* und *Caſſitto* an, und Einiges aus dem zu Paris 1812 erſchienenen *Examen des nouvelles fables de Phèdre.* Von dem, was *Burmann* und *Dorville* verbeſſert haben, geſchieht keine Erwähnung; und der Vf. beſchränkt ſich auf die Abwägung der ihm bekannt gewordenen Vorſchläge. Als ein Beyſpiel der hiebey angewendeten Kritik mag die Bemerkung zur 12 Fabel hinreichen, wo *Janelli* um des Metrum willen *Jactantiorem quum vidiſſet vir ſophus*, und richtiger *Caſſitto jact. quum eſſe vidiſſet ſophus* ſtatt *Aeſopus* ſchrieben. Dagegen ſagt der Vf.: „Meines Erachtens ſollte man hier von der metriſchen Ängſtlichkeit abſtehen, um durch allzu gewiſſenhafte Veränderungen den Vers nicht zu verhunzen. Findet man denn nicht in den gröſsten Dichterwerken älterer und neuerer Zeiten metriſche Fehler, die noch auffallender als dieſe ſind? Es iſt doch eine bloſse Grille, in dem ſechsfüſsigen Jamben am Ende keinen Spondeus zu dulden." In Fab. 17, 6, wo die Worte kaum erklärbar ſcheinen:

> *Poſtquam eſurire coepit ſocietas fera*
> *Diſcerpſit dominum et fecit partes facinoris,*

glaubt der Vf., *ſocietas fera* ſey richtig, „weil das Epithetum *fera* auf die Katzen trefflich paſſe," und überſetzt die letzten Worte: *und theilte die Früchte ihres Verbrechens*, in der Anmerkung: *und machte Theile aus dem Verbrechen*; beides ohne erfaſslichen Sinn. Im Texte ſind die Fehler unverbeſſert oder ungeahndet geblieben, wo nicht die früheren Herausgeber etwas erinnert hatten; ſo wie wir das in der Vorrede verheiſsene Eigene nicht haben auffinden können, wenn nicht die Änderung in der vorletzten Fabel von Hn. *v. Gr.* herrührt:

> *Reſpondit contra: Tu quidem bene praedicas,*
> *Non ſum tamen propius tibi, ſed ſum ſub divo.*
> *Quin ſequor, et ſic vitam tibi committo meam.*

Sie ſcheint aber aus dem *Examen* entlehnt zu ſeyn, und bedarf wenigſtens der abermaligen Verbeſſerung *propior* ſtatt *propius.* — Von der Überſetzung weitläuftig zu ſprechen, verlohnt der Mühe nicht. Wie der Vf. überſetzt habe, mögen nur wenige Beyſpiele zeigen: Fab. 15: „Als der beſtimmte Hochzeittag erſchien, zog ſich der Liebende, weil er den Schmerz nicht ertragen konnte, trauernd auf ſeinen benachbarten Meyerhof zurück, von dem nicht weit entfernt des Reichen glänzendes Landhaus die Jungfrau von dem Mutterbuſen zu empfangen hatte, da das Haus in der Stadt nicht geräumig genug zu ſeyn ſchien." Fab. 13: *Bella res, mehercules! Sed male ceſſit, ait, artis quia ſum neſcius.* „Warlich eine ſchöne Sache, ſprach er: aber es fiel ſchlecht aus, weil ich die Kunſt nicht verſtehe." Fab. 28: „Eine läſtige (*odioſa*) Krähe hatte ſich auf ein Schaaf geſetzt, das, nachdem es die erſtere wider Willen und lange auf dem Rücken trug, ſagte: du würdeſt, hätteſt du dieſs dem beiſsenden (*dentato*) Hunde gethan, die Strafe empfunden haben." — Ob die Bemerkung, daſs der in der 31 Fabel ſich findende Name des Vogels *terrancola* (welchen Hr. *v. Gr.* durch *Erdſchwalbe* verdeutſcht) nur in dem *Cornucopiae* des *Perotti* vorkommt (nämlich S. 65, Z. 27 und 37), von dem Vf. herrührt, wiſſen wir nicht; ſie iſt aber dem Beurtheiler dieſer Fabeln nicht unwichtig.

H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Leipzig, b. Weidmanns: *Epistolae Parisienses, in quibus de rebus variis, quae ad studium antiquitatis pertinent, agitur*, editae a *G. G. Bredow* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Eine eben so achtungswerthe und für die Verehrer des göttlichen Plato die wichtigste Epistel ist die, in der Sammlung zehnte, von *Bröndstedt* an den Rector *Worm* geschriebene, welche sich über die Fehlerhaftigkeit der von *Ruhnken* herausgegebenen Scholiensammlung zum Plato verbreitet. Zuerst wird allerdings mit Recht beklagt, dass *Ruhnken* diese Scholien ohne Commentar herausgegeben habe, und die Hoffnung angeregt, dass aus den Papieren desselben dieser Mangel einigermassen ersetzt werden möchte. Sodann zeigt er in einer grösstentheils mit den Scholien über die 10 Bücher der Republik Platos angestellten Musterung, wie sehr das Ganze noch einer kritischen Berichtigung bedürfe, und zeigt endlich, auf welche Weise die kleinen Scholien zum Plato in grösserer Vollständigkeit von einem künftigen Herausgeber gesammelt und vereinigt werden müssten. Was die Verbesserungen der *ruhnken*'schen Scholien betrifft: so gründen sie sich grösstentheils auf verglichene Manuscripte der pariser Bibliothek, von denen *Bröndstedt* diejenigen, welche sich auf Plato beziehen, mit besonderer Vorliebe fleissig gebraucht hat. Sie sind daher wichtig und lehrreich, um so mehr, da eine Menge von Stellen berichtigt, deren Verderbniss nicht einmal leicht Jemand erkannt haben würde, wie diess ohne Zuziehung abweichender Lesarten häufig der Fall ist. Es ist hiebey zu bedauern, dass Hr. *Br.* durch die engen Grenzen dieser Epistel verhindert worden ist, seine Schätze auch für die übrigen Schriften Plato's in gleicher Fülle mitzutheilen. — In Betreff einer neuen vollständigen Ausgabe der kleineren Scholien geht sein Vorschlag dahin, die in den *Anecdotis Graecis* von *Siebenkees* enthaltenen Scholien mit *Ruhnkens* Sammlung zu verschmelzen, dann die längeren Commentarien von Theon, Proklus, Olympiodorus, Damascius und Anderen, welche zum Theil noch in Bibliotheken halbvergraben liegen, zweckmässig zu excerpiren, und endlich die vielen noch nicht abgeschriebenen oder unedirten Randscholien in den noch vorhandenen Codicibus des Plato beyzufügen. Welch eine reiche Nachlese bloss im letzteren Felde noch zu sammeln sey, zeigt er durch Beyfügung einer dankenswerthen Zugabe von Scholien, die er aus 3 Codd. für die Republik, den Gorgias und Parmenides gezogen hat. — So wenig aber die erwähnte Verschmelzung nützlich und zweckmässig seyn dürfte: so würde die Ausführung des übrigen Vorschlages wünschenswerth seyn. Allein derjenige, welcher diese Arbeit übernimmt, muss nicht bloss, wie Hr. *Bröndstedt*, der Sache gewachsen seyn, sondern vorzüglich durch Vermögensumstände, glückliche Verhältnisse und hinreichende Musse begünstigt werden, um das vollständige Material zusammen zu schaffen — Eigenschaften, die sich selten in einer Person beysammen finden.

Den Beschluss der vorliegenden Sammlung von Briefen machen zwey Auffsätze von Hn. *Hase*. Der erste, *dialogus* betitelt, ist wirklich in Form eines Gespräches abgefasst und mit Gewandtheit, wenn gleich nicht in üblichem Latein geschrieben. Indem sich *Koës*, *Bröndstedt*, *Bast* und *Bredow* über einen alten merkwürdigen lateinischen Codex auf der Bibliothek unterreden, findet sich zu ihnen ein junger Grieche, der Secretär des Grafen Choiseul, der ein neugriechisches Fragment erklären muss, worauf die Gesellschaft in die elysäischen Felder hinausgeht, um die aus Attika angekommenen Marmorstatüen in dem Garten des Grafen zu besehen. Die Munterkeit, welche dieser Auffsatz durch das Hin- und Her-Reden dieser gelehrten Freunde erhält, entschädigt jedoch nicht für die unangenehme Zertheilung des Inhalts, welcher, einfach zusammengestellt, anziehender geworden wäre.

Er betrifft die nähere und genauere Kenntniss eines sehr alten Codex, von dem man bisher nur unvollständig und nicht allgemein unterrichtet war. Dieser Codex auf Pergament in Quart, nach dem Urtheil des Vfs. nicht lange nach Justinian verfertigt, mit Uncialbuchstaben geschrieben, ist vor ungefähr 200 Jahren aus Deutschland nach Paris gekommen, und ehemals von Justus Lipsius gebraucht, und dem grössten Theil nach auch schon von Schott herausgegeben worden, wie durch Hn. Prof. *Schneider* ausgemittelt ist. Es sind darin mehrere lateinische Schriften enthalten, die grösstentheils von der Feldmesskunst handeln. Ausser Julius Frontinus und Hyginus kommen hier vorzüglich die weniger bekannten Ma-

cus Junius Nypſus, Epaphroditus und Vitruvius Rufus und Aggenus Urbicus in Berührung. Aus des Vitruvius Rufus und Epaphroditus Compendium der Geometrie wird hier ein Fragment, und zwar der Anfang des Werkleins, mitgetheilt. Beygefügt iſt ein Fragment, welches ſchon von Andreas Schott herausgegeben iſt, und zur Vergleichung dienen kann. An und für ſich haben dieſe Fragmente wenig Werth, wenn nicht das Ganze herausgegeben wird. Die gelehrten Mathematiker würden Hn. *Haſe* unſtreitig vielen Dank ſchuldig werden, wenn er das Werk vollſtändig liefern wollte.

Der zweyte Aufſatz von Hn. *Haſe*, mit dem dieſe pariſer Briefe ſchlieſsen, giebt aus einem pariſer Codex einige wenige Varianten zu des Heraklides *Allegoriae Homericae* (nach der Ausgabe von *Schow*), und fügt dazu eine gröſsere Anzahl aus den venetianiſchen Scholien, die Villoiſon herausgab, gröſstentheils ohne weitere Bemerkungen. Man findet demnach hier nichts Neues oder Unedirtes, ſondern bloſs die Mühe erleichtert, die villoiſonſchen Scholien zu vergleichen.

Man ſieht aus dieſer ganzen Darlegung, daſs dieſe Briefe eine reichhaltige und nutzbare *ſupellex* ſind, und ihrer Keiner entbehren kann, der ſich vorzüglich mit dem kritiſchen Theil der claſſiſchen Gelehrſamkeit beſchäftigt. Durch die hie und da eingeſtreuten Bemerkungen, Nachweiſungen, Notizen, gröſstentheils in Beziehung der pariſer Bibliothek, gewinnen die Briefe noch ein anderes Nebenintereſſe. Als Monument der fünf vereint geweſenen literäriſchen Freunde, von denen *Baſt*, *Koës* und *Bredow* nicht mehr ſind, betrachtet, entſprechen ſie ihrer Beſtimmung auf die zweckmäſsigſte Weiſe. A. K.

SPRACHLEHRE.

Ohne Angabe des Druckorts: *Vorſchläge zu einer nothwendigen Sprachlehre.* 1811. X u. 177 S. 8. (1 Rthlr.)

Giebt es der Sprachlehren, die das Beywort nothwendig verdienen, verſchiedene? Kann man alſo *eine* nothwendige Sprachlehre ankündigen, und muſs man nicht ſagen, *die* nothwendige Sprachlehre? Und kann man auch Vorſchläge thun und zu Rathe gehen über das Nothwendige? Das Oſtermeſsverzeichniſs 1816 führt jedoch den veränderten Titel auf: *Trede's nothwendige Sprachlehre*, Leipzig, in Commiſſion b. Vogel, und daſs dieſer Titel nicht eine andere, als die vorliegende Schrift bezeichnen ſoll, kann Rec. daraus beweiſen, weil er auf ſeine Nachfrage nach dem *trediſchen* Buche eben dieſes mit der obigen Aufſchrift und Jahrzahl erhielt. Niemand aber wird errathen, welchen Umfang der Vf. ſeiner ſogenannten nothwendigen Sprachlehre giebt. Die Einrichtung einer Sprache, die von allen bisherigen verſchieden dem Zuſammenhang der menſchlichen Begriffe von ihren Elementen aus durch gleiche Zuſammenſetzung der Sprachzeichen von den Wurzellauten aus entſpräche, iſt eine Aufgabe, deren Möglichkeit die Sprachwiſſenſchaft zu erörtern hat; aber die Auflöſung durchzuführen, d. i. das Wortthum einer ſolchen Sprache aus den angenommenen Urlauten wirklich zu entwickeln, liegt auſser den Grenzen der Sprachlehre ſelbſt. Schon im 17 Jahrh. brachte der Engländer Wilkins eine philoſophiſche Sprache in Vorſchlag, deren Eigenthümliches in Abſicht der Bezeichnung der Begriffe darin beſteht, daſs darin eine beſchränkte Anzahl Grundlaute vorhanden ſind, die ſich unmittelbar auf Begriffe beziehen, und an ſich etwas Beſtimmtes bedeuten (z. B. *do*, Stein; *ti*, ſinnliche Eigenſchaft); alle hinzutretenden Laute aber als Zahlzeichen gelten, die regiſtermäſsig auf eine von Wilkins ſelbſt entworfene Claſſeneintheilung der ſämmtlichen Begriffe hinweiſen. Z. B. „wenn *ti* die Art der ſinnlichen Eigenſchaft anzeigt, ſo muſs *tid* die zweyte Differenz, welche Farben begreift, andeuten, und *tida* muſs die zweyte Gattung unter dieſer Differenz, nämlich Röthe bedeuten, *tide* die dritte Gattung, welche Grüne iſt" (ſ. Monboddo überſ. von E. *A. Schmid* Th. I S. 295). Demnach gilt *d* ſoviel als No. 2 in der Reihe der hier ſogenannten Differenzen bald dieſes, bald jenes Claſſenbegriffs, und *a* wieder No. 2 durch alle Reihen der dieſen Differenzen untergeordneten Gattungen. *Tida* bedeutet alſo ſo viel, als: der ſinnlichen Eigenſchaften zweyte Differenz, zweyte Gattung, und *doda* der Steine zweyte Differenz, zweyte Gattung, welche in dem Inventarium der ſinnlichen Eigenſchaften oder der Steine nachzuſehen. Eine Sprache von ſolcher Einrichtung verdient den Namen einer philoſophiſchen nicht, ſelbſt wenn die Aufzählung und Eintheilung der Begriffe, worauf ſie ſich bezöge, die höchſte Vollendung erreicht hätte. Hr. T. verzichtet bey ſeiner Sprachſchöpfung auf das Materiale, und beſchränkt ſich auf das Formale, die reinen Verſtandesbegriffe oder Kategorieen und die reinen Anſchauungsformen zum Grunde legend. Er wählt folgende Laute zu Zeichen dafür: *l* Quantität, *n* Qualität, *r* Relation, *s* Modalität, *f* Zeit, *p* Raum. Zu der Relation zieht er noch *t*, „praktiſche Beſtimmung der Relation," und *m*, „Beziehung der Relation auf das Bewuſstſeyn, grammatiſche Perſon, Vorſtellung eines Gegenſtandes überhaupt als eines; etwas im Bewuſstſeyn zur Mittheilung durch Sprache." An dieſe Conſonanten ſchlieſsen ſich neun Vocale: *i*, *e*, *ḋ* (unſer Leſer unterſcheide einſtweilen dieſen Laut von *a* und *ä* nach ſeinem Belieben), *a*, *o*, *u*, *ä*, *ö*, *ü*. Die Vocale *a*, *o*, *u* bedeuten das erſte, zweyte, dritte Moment einer jeden Kategorie, und ſind alſo zwar auf den erſten Blick Ziffern nach wilkins'ſcher Art, aber in ſofern vorauszuſetzen iſt, daſs, wenn die Kategorieenlehre innere Haltung hat, alle erſten Momente der verſchiedenen Kategorieen, und alle zweyten und alle dritten zuſammengenommen wieder unter einem gemeinſchaftlichen Begriffe ſtehen, ſind ſie Benennungen für dieſes Gemeinſchaftliche, deſſen Nachweiſung wir von unſerem Vf. am erſten hätten verlangen können. In der Kategorie der Relation bedeutet nun nicht, wie ſich erwarten lieſse, *ra* das Verhältniſs zwiſchen Subſtanz und Accidens, *ro* zwiſchen Urſache und Wirkung, *ru* Wechſelwirkung; ſondern hier ſpaltet Hr. T. die Momente: *ra* iſt Subſiſtenz, *ro* Cauſa-

lität, *ru* ist das Verschaffende, Mittheilende; hingegen *rä* ist Inhärenz, *rö* Dependenz, *rü* das Empfangende. Eben so im Fache der Modalität bedeuten *sa*, *so*, *su*, möglich, wirklich, nothwendig; aber *sä*, *sö*, *sü*, unmöglich, nicht wirklich, zufällig. Im Fache der Quantität und Qualität, wo solche Gegensätze fehlen, wendet er die Vocale *ä*, *ö*, *ü* an, die Bestimmung der einen dieser Kategorieen durch die andere (Quantität der Qualität oder umgekehrt) zu bezeichnen. Die Richtigkeit seiner Durchführungen lassen wir überhaupt auf sich beruhen. So viel also zur Andeutung, welcherley Art die *tredischen* Sprachelemente sind. Nun wäre es darauf angekommen, dass Hr. T. sich selbst und seinen Lesern Rechenschaft gegeben hätte, wie und in wiefern überhaupt Kategorieen Prädicate von Kategorieen, und welche von welchen insbesondere es seyn könnten. Allein er meint: „Das Moment der Verknüpfung müssen die Begriffe selbst ergeben," und: „bey der grossen Allgemeinheit der Stammbegriffe können einige Zusammensetzungen mehrere Bedeutungen zulassen, wodurch dann eine willkührliche Festsetzung erfoderlich wird:" Ansichten, die auf eine Sprache passen, die von sinnlicher Erscheinung ausgeht, nicht auf eine ganz unkörperliche, alles Bildlichen ermangelnden Sprache. Auf Proben dieser Sprache, die Niemand sich aneignen wird, kann Rec. sich nicht einlassen; die dazu nothwendigen Erläuterungen würden zu vielen Raum einnehmen; wie Hr. T. die Sache behandelt, so kommt nichts dabey heraus, als ein philosophisches Kinderspiel, welches gleichwohl hindeutet auf die ernste Foderung der Wissenschaft, sich einst in einer eigens für sie gebildeten Sprache und durch dieselbe zu vollenden, eine Foderung, die ganz neuerlich *Reinhold* und *Krause* tiefer erwogen und bestimmter ausgesprochen haben. Wenn übrigens Hr. T. selbst im Inneren der einzelnen Wörter, wenn sie zusammengesetzte sind, Subject und Prädicat unterscheidet: so bezeichnet er mit S. und P. etwas, wofür in der gewöhnlichen Sprachterminologie die Benennung wirklich vermisst wird: denn diese nennt zwar Substantiv und Adjectiv in ihrer Beziehung auf einander Subject und Prädicat, aber Attributiven in dem ähnlichen Verhältnisse zu einander als bestimmtes und bestimmendes Glied giebt sie weder diese Benennungen, noch ersetzt sie durch andere. Jedes Wort nun, sey es einfach oder zusammengesetzt, gilt in dem *tredischen* Sprachversuche für ein blosses Prädicat, oder, was eben so viel ist, es gilt für rohen Stoff, dem erst noch der Stempel eines bestimmten Redetheils aufgedrückt werden muss, wodurch es auch erst zum eigentlichen Worte wird. Die Zeichen der 9 Redetheile, die Hr. T. annimmt, sind die 9 schon angeführten Vocale, die in dieser Bedeutung dem Worte voranstehen. Auch die Wörter der gemeinen Sprache, die seine, bloss das logisch und ästhetisch Formale umfassende, ergänzen, werden als blosser Stoff aufgenommen, woraus „alle (so steht wirklich S. 64) Redetheile gebildet werden können, z. B. baum, bedeutet den Begriff: baum, d. i. baumlich, *arboreum*, und daraus wird gemacht O baum, ein Baum; ä baum, baumlich; o baum, baum seyn, baum werden u. s. w." Dieses neidische „u. s. w." bringt uns um die Baumcopula, um die Baumpräposition u. s. w. Von den 8 Redetheilen, die in den gewöhnlichen lateinischen Grammatiken aufgeführt werden, unterscheiden sich die 9 des Hn. *T.*, mit dem wir uns nun auf dem Gebiet der eigentlichen Sprachlehre befinden so, dass statt des Nomen das Substantivum und Adjectivum besonders aufgezählt sind, die Interjection ausgeschlossen wird, und neben dem Verbum auch die Copula auftritt. Man wird hierunter keine Sonderbarkeit ahnden; die ersten beiden Abänderungen in dem Verzeichnisse der Redetheile sind schon von Anderen gemacht, und die dritte wird auch nicht befremden, wenn man sich vorstellt, der Vf. wolle das sogenannte *verbum substantivum*, das als Copula gebraucht wird, von den wirklichen *verbis*, die Prädicate mit Einschluss der Copula sind, abgesondert wissen. Aber weit gefehlt! Hinter den gewöhnlichen Namen stecken bisher unerhörte Dinge. Es giebt nämlich sechserley Copeln nach den 6 Momenten der Relation: seyn und inseyn, wirken und leiden, verschaffen und empfangen. Verbum aber ist das dritte Glied des Urtheils, als ein Prädicat (nicht als ein Object) ausgedrückt. In dem Satze also: Er ist fleissig, ist *fleissig* das Verbum. (S. 35 unten.) „Wenn in einem Satze, heisst es §. 28 S. 36, ausser dem Prädicat des Urtheils als Verbum, auch ein Object steht: so sind in dem Satze zwey Urtheile vorhanden, in welche er zerlegt werden kann; z. B.: Er lebet glücklich, d. i. Er *ist* lebendig, oder im Leben; das Leben *ist* glücklich; oder im Glück. Er bauet das Haus, d. i. Er *thut* das Bauen; das Bauen *wirket* das Haus." Das erste Mal ist also *ist* die Copel; lebendig Prädicat, glücklich Object. Das zweyte Mal sind *thut* und *wirkt* Copeln; das Bauen ist Prädicat; das Haus ist Object. So verwirrt der Vf. die Begriffe. Die Substanz, sagen wir dagegen, steht in innerem Verhältniss mit ihrem Prädicat, das Vereinigungsglied von beiden ist die *copula*. Die Substanz steht in äusserem Verhältniss mit einer anderen Substanz, als ihrem Object; das Verknüpfungsglied zwischen beiden ist das Prädicat, in der Bezeichnung entweder gesondert von der Copula; z. B.: Cajus — ist günstig — dem Titius; oder verschmolzen mit ihr (welche Verschmelzung das Verbum giebt): *Cajus — favet — Titio.* Hieraus lässt sich nun beurtheilen, wie weit folgende Behauptung S. 32 richtig ist: „Die 6 Momente der Relationen werden bey der Copel Genus, bey den Objecten des Urtheils Casus benannt. Der Casus des Objects ist das Correlat des Moments der Copel. Sie können benannt werden: Genus und Casus Substantiv, Activ, Dativ; Adjectiv, Passiv, Acceptiv." Aus dem Obengesagten ergeben sich folgende Berichtigungen: Ein *genus* der *copula*, der ächten nämlich, giebt es nicht; sie ist immer eine und dieselbe, und vereinigt Subject und Prädicat, niemals aber Subject und Object, und ein Object *in statu substantivo* oder *adjectivo* ist ein Unding. Ferner: nicht die Copel ist es, sondern das Verbum, welchem ein *genus activum* oder *passivum*, *dativum* oder *acceptivum* zukommen kann, dem jedesmaligen Object die entgegengesetzte Bestimmung. Die

Gegensätze *act.* und *pass.*, *dat.* und *acc.* sind an sich richtig und fruchtbar für die Verhältnisslehre der wirklichen Sprachen, leicht der beste Wink in Hn. *T's* Sprachlehre. Wir haben dennoch hier statt *casus objecti* ein anderes Wort gebraucht, *status.* Schon unter den Alten gab es Grammatiker (s. Seyfarts lat. Sprachlehre §. 644), welche bemerkten, das Object, das dem *verbo activo* zugehöre, sey nicht selbst *activum*, obwohl man sagt, es stehe in *casu activo* (αἰτιατικῇ, welches Wort von Einigen richtig *causativus* übersetzt worden, indess der arge Missverstand *accusativus* die herrschende Benennung geblieben), und ebenso gehört dem *verbo dativo* das *objectum*, das den sogenannten *casum dativum* hat, zu als *acquisitivum* oder *acceptivum*. Aber der *casus* ist die Postposition (gleichviel mit Präposition, in vielen Sprachen giebt es nur Postpositionen), welche die Beziehungsweise des *verbi* auf das Object überträgt, also dem Verbo in der Grundbedeutung gleichartig ist. Der dem Verbo ungleichartige *status objecti* wird gedacht, nicht bezeichnet. Die *casus objecti* stehen in adverbartiger Beziehung aufs Verbum, nicht in adjectivartiger auf das Object selbst. Hr. *T.* hat aber in seinen Sprachversuch eigentlich das gar nicht aufgenommen, was man Casus nennt; seine Bezeichnungsweise ist gleich folgender: ich bringe Hülfe Freund empfangend; wenn die in den wirklichen Sprachen gleich ist folgender: ich bringe Hülfe Freund hin (ιταιξω d. i. ιταιξω — ι, und dieses ι = hin). Wir hatten bisher verschwiegen, dass der Vf. auch dem Subjecte allemal einen Casus und zwar den gleichartigen des *verbi* zuerkennt; er bezüchtigt sogar die wirklichen Sprachen, die von keinem *casu subjecti* wissen, ausser dem Nominativ, der eigentlich keiner ist, einer Unrichtigkeit. Die baskische Sprache hat nach *Adelungs* Mithridates B. II S. 17 etwas von dem, was Hr. *T.* verlangt, eine unterscheidende Form für das Subject, wenn es als handelnd zu bezeichnen ist; die Sprachlehrer haben aber mit Recht diese Form nicht für eine vom *nom.* unterschiedene Form erklärt, sondern nur für eine Spielart desselben, *nominativus agendi*, ausser welcher neben dem *nomin. rectus*, d. i. blossen und schlichten *nom.*, noch ein *nom. negandi* vorkömmt. Fruchtbaren Stoff enthielte das Buch noch zu Berichtigungen, die aber für den Leser zu unfruchtbar seyn dürften; der Vf. wird sie finden, wenn er bey seinem Selbstdenken die Gedanken Anderer mehr zu Rathe zieht.

Lfa.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leiden*, b. Haak u. Comp.: *Simonis Speyert van der Eyk Poëma de ingenii humani praestantia et sagacitate in variis artibus ac disciplinis, maxime in mathematicis, physicis atque astronomicis conspicua.* 1808. 78 S. gr. 4.

Ein lateinisches Gedicht von einem solchen Umfang und bey einer solchen Gelegenheit geschrieben, ist etwas Seltenes in unseren Tagen; die Anzeige verdient schon desswegen in diesen Blättern nachgeholt zu werden. Der Vf. hatte schon früherhin durch fleissiges Lesen und genaueres Studium der lateinischen Dichter die lateinische Poesie liebgewonnen, und mehrere Versuche darin gemacht, die den Beyfall seiner Landsleute erhielten. Er hatte nun vor, ein Gedicht vom Ackerbau auszuarbeiten, fand aber bey der Bearbeitung mehrere Schwierigkeiten, welche zu überwinden Virgils Talent erfoderlich wäre. Er fand es auch den Umständen angemessener, bey der Niederlegung des Rectorats, welches er auf der Universität zu Leiden bekleidet hatte, die Vorzüge des menschlichen Geistes und seinen Scharfsinn in der Erfindung verschiedener Künste und Wissenschaften, besonders im mathematischen, physischen und astronomischen Fach zu besingen. Innerhalb 4 Monaten entwarf er das Ganze, und suchte es nachher noch mehr auszubessern und zu bereichern. Dieses Gedicht ist nun auch im Druck erschienen, und mit einigen angehängten Anmerkungen begleitet worden. Der Vf. ist mit der Geschichte der Künste und Wissenschaften, wovon er redet, bekannt, und hat sich wirklich eine seltene Fertigkeit, sich in lateinischen Versen auszudrücken, zu eigen gemacht. Den ganzen Gang des Gedichtes darzulegen, würde zu weitläuftig werden. Rec. will also nur einige Proben geben, woraus man selbst über den Werth des Gedichts bestimmter wird urtheilen können. Er wählt dazu einige kürzere Stellen. Nachdem der Vf. den Zustand der ersten Menschen und ihre ersten Erfindungen geschildert hat, kommt er auf die neueren Fortschritte in Künsten und Wissenschaften. S. 12 heisst es:

Sublimes animos genuit quoque serior aetas;
Quae tulit Eulerum, Newtonum et caede nefanda
Quod Lavoiserii caput abstulit improbus ensis.
Quae tulit et Landi ingenium, ex qua divite vena
Astronomis hodie tam limpida flumina currunt.
Quae tulit Herschelium, tulit Herscheliique sororem;
Quae seclo, quo vivimus, incipiente Piazzum
Et paulo post Olberum quoque laude perenni
Prosequitur: tres qui Solem comitare Planetas
Hactenus ignotos docuere, et dicitur ipse
Primus ab auctore Herschelius, reliquosque vocantes
Astronomi Cererem dixere et Pallada; Diva
Frugifera ut Siculum, doctum referatque Minerva.
Exoptatus honos tibi, ne, Saturnia! desit,
Deinde etiam Hardingo sua lumina prima refulgent.
Tu quoque, Vesta! comes quae non his ire recusas,
Claro, iterum Olbero, nuper splendore rubescis.
Quidque alios memorem, quorum sublime sagaxque
Ingenium videt hoc elapsis clarius aevum?

Wenn von der Erfindung der Luftschiffahrt geredet wird: so findet man hier folgende Schilderung:

Ecce globus turget rarefacto igne flagranti
Aëre, quem tenet, aut fluido leviore repletus.
Etiam celsa petens inflatum sponte volumen
Consurgit, retinent vix stupea vincula molem;
Quando profecturus pendentem a mole phaselum
Occupat, et plausus spectantum verberat auras
Nuntius adscensus: solvuntur vincula tandem,
En! globus, en! rapitur sublimis ad astra viator.
Ingeminant plausus: manibus fluctantia motis
Ostentat volitans vexilla per aëra laetus;
Cui simul haud tantum turres et tecta domorum
Fugisse ex oculis, at tellus tota videtur.
Aëre, sed tenui nimium, circumdatus ille
Vix bene respirat, tractusque incommoda sentit.
Percipit esse nefas mortali tangere coelum,
Et jam jamque magis capitur telluris amore.
Exoptat tandem sublimes linquere sedes;
Jamque iterum admissus ruit intus densior aër,
Et redit in terras majori pondere moles.

Ausführlichere Stellen kann Rec. nicht ausheben, wenn gleich der poëtische Charakter des Gedichts dadurch anschaulicher würde. Einzelne Schilderungen sind dem Vf. nicht übel gelungen, und er hat viel Kunst auf die Zusammenstellung verwendet.

T. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, b. Vogel: *Geschichte der Kreuzzüge*, nach morgenländischen und abendländischen Berichten von *Friedr. Wilken*, Prof. der Geschichte zu Heidelberg u. s. w. Erster Theil. Gründung des Königsreichs Jerusalem. 1807. VIII u. 424 S. und 40 S. Beylagen. Zweyter Theil. Das Königreich Jerusalem und die Kämpfe der Christen wider die Ungläubigen bis zum Verluste der Grafschaft Edessa und dem Kreuzzuge der Könige Conrad III und Ludwig VII im J. 1145. 1813. 735 S. und 51 S. Anhang gr. 8. (5 Rthlr. 2 gr.)

2) Paris, b. d. Gebr. Michaud: *Histoire des croisades*, par M. *Michaud*. Première Partie, contenant l'histoire de la première croisade; avec une carte de l'Asie Mineure, les plans d'Antioche, de Jérusalem, et deux des batailles de Dorylée et d'Ascalon. Premier Volume. 1812. 484 S. und Pièces justificatives S. 485 — 575. Seconde Partie, contenant l'histoire des seconde et troisième croisade; avec une carte des états chrétiens en Asie et le Plan de Ptolomaïs. Deuxième Volume. 1814. 448 S. und Pieces justificatives. S. 449 — 587 gr. 8.

Wir glauben No. 2 nicht besser charakterisiren zu können, als wenn wir es mit No. 1 in Parallele stellen. Das Anziehende einer solchen Parallele leuchtet ein, und es bedarf mithin keiner Rechtfertigung, dass wir von Hn. *Wilkens* Schrift, welche in unserer A. L. Z. (1810. No. 13 und 1815. No. 68) schon beurtheilt worden ist, hier eine zweyte Recension folgen lassen. An sich freylich kann der gelehrte und gründliche *Wilken* mit dem seichten und oberflächlichen *Michaud* durchaus nicht zusammengestellt werden. Die Arbeit des deutschen Gelehrten wird jedem Geschichtsforscher und Kenner gewiss unentbehrlich bleiben, auch durch keine folgende so leicht überflüssig gemacht werden, während das Buch des Franzosen für den Augenblick berechnet und nur zur Befriedigung der Neugierde geschrieben zu seyn scheint. Um so interessanter aber ist es, beide zusammen zu halten, da sie in der Behandlung Eines Gegenstandes gleichsam die beiden Extreme bezeichnen, zwischen welchen immer noch ein Mittelweg offen bleibt, zu dem Hr. *Wilken* alle Zugänge gebahnt hat, Hn. *Michauds* Buch aber nur als Warnungstafel daneben steht. Zwar hat ein Deutscher über die Manier des Franzosen durchaus kein Urtheil, weil der ganz verschiedene Charakter beider Nationen auch eine verschiedene Behandlung der Geschichte nothwendig macht. Der Deutsche denkt sich, wenn er nicht einen Roman oder eine Komödie schreibt, gründlich gebildete Leute als seine Leser, der Franzose hingegen kann die Damen und die höheren Kreise der Gesellschaft, wo nicht zur Belehrung, sondern zum Zeitvertreib gelesen wird, nicht vergessen; dieser arbeitet auf die augenblickliche Wirkung, der Deutsche, je besser er ist, desto mehr auf den dauernden Nutzen. Daher werden die Gaukler in unserer Literatur gar bald ihren Lohn dahin haben, bey den Franzosen aber muss auch der Beste etwas gaukeln, damit er das Gute und Ächte unter die Leute bringe. Wir sind daher auch überzeugt, dass die Franzosen, aller lächerlichen Deutschheit vieler ephemeren Redner zum Trotz, sich in gewissen Cirkeln der Lesewelt, bey den Vornehmen, den Reichen, den Frauen, die auf Bildung Anspruch machen, u. s. w. erhalten, und durch deutsche Gründlichkeit nicht verdrängt werden können. Wie gern wollten wir ihnen auch diese überlassen, wenn nur unsere Gelehrten nicht darauf ausgehen wollten, den Charakter des Ernstes und der Forschung aufzugeben, und eine einfache Wahrheit oder Erzählung in eine Menge nichts sagender aber prächtig klingender Redensarten zu hüllen! Das Letzte hat Hr. *M.* sich besonders angelegen seyn lassen, und er ahnet gar nicht, dass ein an sich grosser Gegenstand durch hochtönende Worte nur kleiner gemacht wird. Wir wissen nicht, was die Franzosen zu der Incorrectheit seiner Sprache sagen; uns war es auffallend, dass in einer Geschichte der Kreuzzüge mitten im Text bald *Montesquieu*, bald *Bossuet*, bald sogar *Maimbourg*, den wir für längst verrufen hielten, mit einem „*dit Bossuet*" u. s. w. redend eingeführt werden, und dann wieder *Wilhelm von Tyrus* nach der alten französischen Übersetzung seines lateinischen Werkes redet. Freylich hatte sich der Geist der Hauptstadt, wie der Vf. schrieb, schon so gestellt, dass die Frivolität nichts Pikantes mehr hatte, und die Leute, welche noch lasen, durch *Chateaubriand* umgestimmt waren; Hr. *M.* will also Sinn für das Religiöse haben, und man kann ihn nur bedauern, wenn er es nicht weiter als bis zur Lauheit bringt. Wir sind übrigens weit entfernt, von einem Geschichtschreiber der Kreuzzüge Fanatismus zu fo-

dern; nur die ächte Wärme wollten wir, und wir gestehen, dass auch Hr. *Wilken* oft nicht von dieser, sondern vom erborgten Feuer warm scheint.

Es ist Schade, dass Hr. *Wilken* sich mit dem grossen Verdienste, Alles, was zur Geschichte der Kreuzzüge gehört, klar und vollständig zusammengestellt und gründlich behandelt zu haben, mit dem Verdienste, dem Gelehrten verständig und belehrend erzählt zu haben, nicht begnügen wollte, obgleich er gewiss dadurch allein seinen Namen auf die Nachwelt bringen wird, sondern darauf Anspruch machte, ein historisches Kunstwerk zu liefern, und das grosse Publicum in sein Interesse zu ziehen. Denn dadurch ward er verleitet, oft aus seinem Ton zu fallen, und hie und da auch den Zweck, den er sicher erreichen konnte, eines unsicheren wegen aufzugeben. Doch diess ist kein Fehler, sondern eine Selbsttäuschung, die leicht hätte verschwinden müssen, wenn nur der Vf. bedacht hätte, dass jedes Werk historischer Kunst durchaus *Einen* Hauptgegenstand haben, *Einen* Faden geben muss, an den sich alle Nebenfäden knüpfen lassen, dass es aber auch, gleich einem epischen Gedicht, nicht durch zu viel Einzelnes getrübt und verdunkelt seyn darf. Hätte er dieses auf seine Geschichte der Kreuzzüge angewandt, besonders auf den zweyten Theil (denn der erste ist, wenn wir das 12 Buch als Anfang betrachten, nicht zu sehr mit Detail überladen): so hätte ihm schon die Stärke dieses zweyten Theils, der nur bis 1147 reicht, zeigen können, dass Manches den Kreuzzügen Fremde eingemischt ist. Nimmt man dazu, dass Hr. *W.* weder die Personen der Könige von Jerusalem, noch diese Stadt, noch Antiochia, noch die grossen Pilgerzüge zum Augenmerk nahm, auf die er die anderen Begebenheiten bezog, noch auch die gewöhnliche Manier, die Geschichte der christlichen Staaten in Asien z. B. Edessa, Antiochia, Jerusalem einzeln zu behandeln, wählte, sondern die wiederholten nichts entscheidenden kleinen Kämpfe erzählte, und sehr willkührlich seine Erzählung von einem Staate zum anderen, von einer Gegend zur anderen wandte: so wird man leicht sehen, dass der Vf. auf historische Kunst Verzicht leisten musste. Wir wissen wohl, dass nur durch das Einzelne und durch genaue Erzählung desselben wahre Geschichte und eigentliche Kenntniss der Zeiten möglich ist; aber gerade da liegt auch die Schwierigkeit, zugleich gründlicher Forscher und philosophischer Erzähler zu seyn; wenigstens erfodert diess so viele Überlegung, Takt, Mühe, als Hr. *W.* auf die Bearbeitung nicht mehr wenden wollte oder konnte, weil er auf die Materialien so viele gewendet hatte. Vergeblich ist es daher, dass der Vf. sich einen Stil geben will, der nicht sein eigen ist. Wir dürfen nur Th. 2 S. 6 die Drohungen Afdals mit dem Schlusse: *Also sollte Afdal gedacht haben*, anführen, um zu beweisen, dass jede fremde Manier schlecht steht; so sucht der Vf. auch an anderen Stellen den Chronikenstil vergeblich. Aber deutlicher erhellet diess S. 85, wo die Beschreibung Balduins Wiederholungen hat, und das sonderbare Versehen sich findet, dass eine und dieselbe lange Note S. 78 und 151 mit denselben Worten abgedruckt ist. Wir würden das letzte für eine Verwechselung des Setzers halten, wenn nicht S. 151 ausdrücklich auf S. 78 verwiesen wäre, und die Note an der einen Stelle mit den Worten: *nennt Kaiser Antonin als ihren Erbauer*, an der anderen aber: *nennt Kaiser Antonin als den Erbauer dieser Strasse*, schlösse. Ferner S. 397, wo im Text S. 86 wörtlich abgedruckt ist. Ferner S. 418 — 420 die gedehnte Bartgeschichte, welche Hr. *W.* S. 420 in der Note selbst einen Schwank nennt. Schwänke finden in einer so ernsthaften Geschichte nicht Platz, obgleich sie allerdings oft den naiven Chronikenschreibern auch im ernsthaften Vortrage entschlüpfen. Ferner endlich gehört dahin, dass derselbe Mann S. 602 Radulpf von Craon und S. 685 Robert von Craon genannt wird. Wie Hr. *W.* aus falschem Streben nach Beyfall oft den Ton verfehlte, davon wird in der Folge mehr die Rede seyn.

Bey dieser Gelegenheit dürfen wir eine gute Bemerkung Hn. *M's.* nicht übergehen, welche, richtig verstanden, den einzig möglichen Weg angiebt, den der Geschichtschreiber zu gehen hat, falsch verstanden aber einen Skepticismus erzeugt, welcher der Geschichte alles Interesse für den hochstrebenden Geist raubt. Th. 1 S. 414, wo von den Grausamkeiten die Rede ist, welche die Christen bey der Eroberung von Jerusalem begingen, sagt er: *Quelques écrivains ont cru y trouver un prétexte pour accuser la religion chrétienne; d'autres non moins aveugles et non moins passionés ont voulu excuser les déplorables excès du fanatisme; l'historien impartial se contente de les raconter, et gémit en silence sur les foiblesses de la nature humaine.*

Dass wir aber Hn. *Michaud* nicht zu viel thun, wenn wir sagen, dass er für die Neugierde schrieb und für den Augenblick, geht aus seinen eigenen Worten hervor. Th. 2 S. 66: *On trouvera peutêtre que j'ai emprunté de ces différens historiens une trop grande quantité de détails* (???), *mais je n'ai pu résister au désir d'apprendre à mes lecteurs des choses, qu'on n'a point racontées dans la langue française.* Wie gut gesagt das Letztere sey, oder wie grammatisch, müssen wir den Landsleuten des Vfs. zur Entscheidung überlassen. Wir erinnern nur noch, dass er neben Wilhelm von Tyrus in gleicher Linie seinen Epitomator Bernhard Thesaurarius, und neben Robert de Mont den Baronius citirt. Einiges hat er hie und da aus der reichen Quelle arabischer und persischer Schriften beygebracht, da man diese in Paris nicht allein haben, sondern auch durch verschiedene Orientalisten benutzen kann, weil die französ. Nation in den letzten Zeiten das Studium des Griechischen sinken liess, und wegen ihres politischen Nutzens einigen Fleiss auf die orientalischen Sprachen wendete. Vergleicht man aber, was Hr. *M.* gegeben, mit dem, was Hr. *W.* bloss aus Kemaleddin und dem Wenigen, was er sonst gebrauchen konnte, ans Licht gebracht hat: so wird es zu gar nichts. S. 6 sagt Hr. *M.: parmi les historiens Arabes dont la savant D. Bertheraud a fait des extraits, nous avons consulté* 1) *les annales musulmanes d'Abulfeda*, 2) *l'histoire de Tabari, ou*

plutôt le continuateur de cet historien qu'on appelle le Tite Live des Arabes, 3) *l'histoire de Jérusalem par Moudgireddin*, 4) *l'histoire d'Halep par Kemaleddin*, 5) *l'histoire des Habecks par Ben Latir.* Schon diess ist viel, aber S. 224 kömmt noch dazu Abulmahasan, Ijemaleddin, Macrizi; dann S. 241: *Saladin a eu plusieurs historiens parmi les auteurs Arabes, les plus celebres sont qui a écrit sa vie, Omad el Catheb sécrétaire du Sultan, auteur du Phatah, Schahab-Eddin, auteur d'une vie de Noureddin et de Saladin, contitulés les Roudatains.* — — *On peut* (??) *consulter aussi à la Bibliothèque impériale deux vies manuscriptes de Saladin, l'une par l'abbé Renaudot, et l'autre par Galland traducteur des mille et une nuit.* Nun wird man freylich fragen: *quid tanto dignum feret hic promissor hiatu?* Aber der Vf. hat selbst schon S. 6 unsere Erwartung von seiner Lust und seinem Talente, aus den, freylich nicht zu übersetzenden, sondern zu *benutzenden* Schriftstellern wichtige Puncte zu erläutern und zu bestimmen, sehr herabgestimmt, da er sagt: *ces historiens et quelques autres nous ont fourni quelques points de comparaison et quelques documents souvent incomplets, le plus souvent inutiles.* Dabey muss man bedenken, dass Abulfeda und Kemaleddin, den Hr. *W.* so gut benutzt hat und mit Recht hervorhebt, hierin begriffen sind. Was aber der Vf. so naiv sagt, ist auch strenge wahr: denn, wo er sich zuweilen etwas aus arabischen Schriftstellern hat sagen lassen, oder einen flüchtigen Blick auf die Übersetzung geworfen, sind es ganz unnöthige und überflüssige Dinge, welche er beybringt. Er sagt auch S. 30 selbst: *nous avons évité de citer trop souvent les sultans et les emirs de la Syrie dont les nous paraissent d'autant plus barbares, qu'ils sont écrits plus correctement.* Freylich ist es schwer, bey durchaus fremden Geschichten das gehörige Maß zu halten; und Hr. *W.* hat sich nach unserem Urtheil zuweilen von Kemaleddin zu weit führen lassen, z. B. gleich Th. 1 S. 62 — 68, wo uns sechs Zeilen mehr hätten sagen können, als diese ausführliche Erzählung, und Brämunds Gefangennehmung mehr hervorgetreten wäre, weil wir doch Brämund nicht aus den Augen verlieren sollen. Übrigens ist es sonderbar, dass beide Verfasser für ihr Werk fünf Bände, die aber für Hn. *W.* wohl nicht hinreichen werden, bestimmt haben, und dass auch der Franzose, wie Hr. *W.* für den 5ten eine Bibliographie der Kreuzzüge vorbehält, wo er über alle Werke, die er genannt, oder wie er sagt, benutzt hat, nähere Auskunft geben wird. Dieser Theil seiner Arbeit könnte, durch die Unterstützung der vielen Bücherkenner unter seinen Freunden, leicht der bedeutendste werden.

Der *erste* Band des französischen Werkes, von dessen Einrichtung wir hier zunächst sprachen, zerfällt in vier Bücher. Das erste enthält eine Geschichte der Pilgerfahrten, die Geschichte der Züge des Zimisces und Nicephorus, und die Vorbereitungen zu dem ersten Zuge. Das zweyte beginnt mit dem Auszuge der Schaaren, welche Peter der Eremite führte, bis auf die Ankunft der Kreuzfahrer in der Nähe von Antiochia. Das dritte ist ganz der Belagerung von Antiochia, den Gefechten mit den Türken, die es entsetzen wollten, bis auf den Aufbruch nach Jerusalem gewidmet. Das vierte enthält die Geschichte der Einnahme von Jerusalem, und schliesst mit dem unglücklichen Zuge der Ida von Österreich und Welf IV, der hier S. 455 vielleicht durch einen Druckfehler *Wolf* heisst. Der *zweyte* Band erzählt die Geschichte bis auf die Rückkehr von Richard Löwenherz 1192. Der *dritte* soll mit dem Kreuzzuge Friedrich II schliessen; der *vierte* Ludwig des Heiligen Bemühungen um das heilige Land und die Versuche, die Besitzungen an der Küste zu behaupten, bis auf ihren gänzlichen Verlust, nebst einer Reihe von Betrachtungen über die Kreuzzüge in sich fassen.

Dass Hr. *M.* sich einem Gegenstande unterzogen, dem er nicht gewachsen war, scheint er selbst gefühlt zu haben. Diess beweisen nicht allein die tiefen Reverenzen, die er überall allerley Männern, unter anderen auch Chateaubriand, macht, sondern auch die Demuth, mit der er S. 474 sagt: *Mr. Ginguene, dans son histoire littéraire d'Italie, a daigné adopter, en les modifiant, quelques unes de mes observations, ce qui est le plus digne prix de mon travail et de mes recherches.* Demuth ist gut, aber ein Geschichtschreiber, der seiner Sache gewiss ist, muss sicherer auftreten. Den Damen zu Gefallen hat der Vf., der wahrscheinlich weder selbst recht weiss, *wie* jeder Dichter einen gegebenen Stoff ansieht und ansehen muss, noch voraussetzen darf, dass seine Leser diess wissen, sich auch mit dem Tasso viel Unnöthiges zu schaffen gemacht, statt dass er durch einige unter dem Text geschickt angebrachte Verse desselben viel Bombast im Text hätte ersparen können. Daher traut er sich, dem Geschichtschreiber der Kreuzzüge, der Alles aus den Quellen will studirt haben, auch nicht zu, über den Einfluss der Kreuzzüge zu urtheilen, sondern er glaubt, ein Mann, dem von Leuten, die vielleicht gar das Mittelalter nicht kennen, der Preis zuerkannt worden, müsse das besser verstehen, S. 476, *dans les conclusions générales, nous aurons souvent à citer les ouvrages* (?) *de M. Heeren et de M. Choiseul d'Aillecourt sur l'influence des croisades.* Das heisst man doch demüthig seyn! Dass er übrigens die Quellen verglichen habe, lässt sich nicht leugnen; man sieht aber an seinem Beyspiele recht deutlich, wie schwer es sey, sich der Quellen recht zu bedienen. Was er geleistet hat, hätte wenigstens auch ohne die Quellen recht gut geschehen können. Ob der Vf. die Bücher, die er hie und da, aber selten nach Seitenzahlen, oder sonst einer näheren Bezeichnung, anführt, gelesen habe, ist eine Gewissensfrage, deren Beantwortung wir dahin gestellt seyn lassen; bey einem deutschen Schriftsteller, der uns, wie hier sogar in den *pieces justificatives* No. V. S. 536 geschieht, citirte: *Baronius (édition du P. Pagi. Lucques* 1745), würden wir laut auflachen; ein Franzose ist flüchtiger und übereilt sich also eher. Etwas leidlicher ist, was ihm S. 480 begegnet, wo er von dem Concilium zu Bourges 1031 spricht, und das Citiren nicht vergessend, hinzusetzt: *Voy. la*

Collection des conciles par le P. Labbe. Warum nicht lieber: sucht in irgend einer Conciliensammlung? dann hätte man doch freyere Hand behalten. Das möchte hingehen; wer wollte den galanten Leuten, denen das Buch bestimmt ist, zumuthen, Lateinisch zu lernen, oder einen staubigen Folianten in die Hand zu nehmen! Man kann es ihrem Propheten ja gönnen, wenn sie ihn für einen grundgelehrten Mann halten, nur uns Pedanten soll der Vf. nicht, was wir lieber französisch nennen, *jetter de la poudre aux yeux.* Diess scheint uns der Fall mit seinem Armenier *Matthias von Edessa*, den er zuweilen redend einführt, und sich viel damit weiss, dass er dieses handschriftliche Document benutzt habe, wobey denn auch dem Übersetzer desselben ein Compliment gemacht wird. S. 188 führt er daraus an, dass bey dem Angriffe der Türken auf die Kreuzfahrer bey Nycäa „die Waffen geklirrt, die Helme geglänzt, die Luft vom Geschrey wiederhallt hätte, die Pferde erschrocken wären." Um das zu wissen, brauchen wir den Matthias nicht. Nach einigen anderen, selbst vom Vf. angegebenen Beweisen, dass dieser Matthias von Edessa ein späterer, elender Schriftsteller, leichtgläubig und fabelhaft sey, führt er aus ihm an, und freut sich über den Fund, dass der Herr von Edessa, zu dem Gottfrieds Bruder Balduin gerufen wurde, Theodor geheissen habe. Was nützt uns das, ob er Peter oder Jacob heisst, wenn wir nichts Anderes von ihm wissen? Sah denn der Vf. nicht, dass dieser Matthias, wenn er in der That zu gebrauchen wäre, gerade hier, wo von Edessa die Rede ist, ganz genaue Details geben müsste, die die abendländischen Schriftsteller nicht haben? Es wäre immer eine Quelle mehr, wenn uns nur der Vf. den eiteln Armenier, der seine Landsleute überall einmischt, nicht als Gewährsmann von Dingen aufdringen wollte, die in fremden Ländern vorgefallen, und er nur allein erzählt. Z. B. bey der Belagerung von Antiochia lässt dieser Matthias und Hr. *M.* S. 254 mit ihm „die Lateiner durch die Fürsten und Klöster verproviantiren," sagt aber nicht, wer die Transporte escortirte, was von Hn. *M.* um so mehr zu erwarten gewesen wäre, da man ihm eine gute Kenntniss der Geographie nicht absprechen kann. Übel gemeint war es indessen nicht; denn er setzt ganz unbefangen in der Note hinzu: „*On doit s'étonner que les historiens latins n'en aient pas fait mention.*" Freylich! Endlich wird doch selbst dem Vf. sein Matthias verdächtig, und das Einzige, was er S. 405 aus ihm anführt, hätte ihm zeigen können, wie wenig Glauben er verdiene; er sagt nämlich, Godfried hätte Vespasians Degen gehabt, und dieser habe also zum dritten Male bey der Eroberung von Jerusalem gedient. Hr. *M.* scheint zu bedauern, dass diess wichtige Factum nicht noch eine andere Autorität für sich habe, und sagt ganz kleinlaut: *aucun historien latin le parle de cette circonstance.*

Eben so unglücklich, wie in der Wahl seiner Quellen, scheint der Vf. auch in der Wahl seiner helfenden Freunde zu seyn. Hr. *Walckenaer*, den wir von Hn. *Malte-Brun*, vielschreibenden Andenkens, und seinem Journal her kennen, mag ein recht guter Geograph und Bibliograph seyn; auch wollen wir ihm zugeben, dass sein *Itinerarium Antonini Augusti*, 1588 durch *Peter Pithou* herausgegeben, recht selten sey, und wünschen, dass er es an einen von den reichen Sammlern von Curiositäten, selbst an Lord Spencer, der, wie uns einer von seinen Aufkäufern sagt, schon so oft von Franzosen betrogen ist, recht theuer verkaufen möge: aber was soll die *notice bibliographique, critique, et géographique* über diess *Itinerarium* unter den Beweisstücken einer Geschichte der Kreuzzüge S. 488 — 508? Mit den anderen Stücken sieht es nicht viel besser aus. Doch müssen wir eingestehen, dass Hr. *Walckenaers* geographische Kenntnisse dem Vf. oft nützlich gewesen sind, nicht wegen der Chärtchen, die uns ungeachtet der langen Analyse (*Pièces justificatives* No. XI, S. 560 — 575) ziemlich überflüssig scheinen, bis auf den Plan von Jerusalem, sondern wegen der hie und da vorkommenden Angaben der Lagen. So z. B. hat Hr. *Wilken* die Lage vom Meseburg der Kreuzfahrer zwar angegeben, den neueren Namen aber unbestimmt gelassen; Hr. *M.* (wie auch *Engel* Geschichte des ungr. Reichs I. S. 198) giebt ganz richtig Ungrisch-Altenburg an. Dagegen lässt auch er den Ort, wo Gottschalk verrathen wurde, unbestimmt; Hn. *W.* machte, wie es scheint, der Name Belegrava irre, weil er von Belgrad spricht, wo man gewiss die Gegend von Stuhlweissenburg verstehen muss. Eben so wie eine durchaus richtige Geographie muss man an Hn. *M.* eine genaue Kenntniss der orientalischen Namen und der Dynastieen rühmen, doch kann man sich nicht überall mit Sicherheit darauf verlassen. Was soll man z. B. zu der Note S. 467 sagen: „*Les Turcs trente ans avant la prise des Jerusalem avaient à peine trouvé quelque résistence dans leur invasion des plus riches provinces de l'Asie, parceque la religion musulmann qu'ils venaient d'embrasser étoit celle des pays où ils portaient leurs armes.*" Die Araber, heisst es dort weiter, seyen Sieger in Asien und Afrika gewesen, weil die Religionen, die dort herrschten, *tombaient en decadence*, sie seyen in Europa gescheitert, weil *la religion chrêtienne y étoit mieux établie qu'en Orient.* Wir wissen freylich, dass solcher Pragmatismus auch in deutschen Büchern gefunden wird; darum wollten wir nur darauf aufmerksam machen. So begegnet es ihm auch, dass er über den Namen des Herrn von Antiochia S. 237 eine Untersuchung anstellt, ob er Baghisian oder Akhy Syan heisse, und sich für das Letzte erklärt, ihn aber nur einmal im Text Baghisian nennt, hernach immer Accien. Auch Hn. *W.*, der sich aber unter der Anzeige der Druckfehler über dergleichen entschuldigt, ist im ersten Theile seiner Geschichte etwas Ähnliches begegnet, da er den bekannten Neffen Godfrieds einmal Balduin von Burg, ein ander Mal von Bourg, und endlich sogar von Borgo nennt. An Hn. *M.*, der es ja ändern konnte, verdient diess eher gerügt zu werden, als wenn er S. 465 über Alexander, den er mit Gewalt herbeyzieht, viel ungereimte Dinge sagt, da er allenfalls über die Kreuzzüge gut schreiben konnte, ohne Alexander zu kennen. Um indess nicht ungerecht zu seyn, wollen wir den Vf. auf seinem Wege eine Zeitlang begleiten.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1817.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, b. Vogel: *Geschichte der Kreuzzüge,* nach morgenländischen und abendländischen Berichten von *Friedr. Wilken* u. s. w.

2) Paris, b. d. Gebr. Michaud: *Histoire des croisades,* par M. *Michaud* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was die Vorgeschichte der Kreuzzüge betrifft: so hat Hr. *W.* in seiner kurzen Einleitung das Nöthige bey Weitem treffender zusammengestellt, als Hr. *M.*, der seinem Matthias zu Gefallen bey den Kreuzzügen des Nicephorus und Zimisces verweilt, welche mit den Kreuzzügen durchaus nichts gemein haben, weil sie nicht gegen Seldschukken, mit denen die Kreuzfahrer ihre schwersten Kämpfe hatten, gerichtet waren. Überdiess würde ein deutscher Schriftsteller sich doch bedenken, ehe er so zweifelhafte Berichte aufnähme, und ihrer gewiss nicht anders als in den Noten erwähnen. Den vorgeblichen Brief des Zimisces an den König von Armenien, den Hr. *M.* in den Beweisstücken liefert, kennt das Publicum schon aus dem *Magazin encyclopédique.* Besser ist es, dass er der Verfolgungen des Chalifen Hakim ausführlicher gedenkt, als Hr. *W.*, und auch der Pilgerfahrt Gerberts erwähnt, der als Papst Sylvester schon einen Zug gegen die Ungläubigen zu Stande brachte. Doch ist auch hier bey der Art, aus den einzelnen Fällen allgemeine Sätze zu machen, und nur dann die alten Chroniken zu gebrauchen, wenn sie nach der rhetorischen Weise der in den Klosterschulen gebildeten Gelehrten des Mittelalters sich in hyperbolischen Redensarten verlieren, Alles schlüpfrig. Wie wenig Hr. *M.* nur die gewöhnlichen historischen Kenntnisse zu einem so grossen Unternehmen bringe, sieht man auch hier, wo er den bekanntlich unzählige Mal in den Urkunden gegen das Jahr Tausend vorkommenden Ausdruck, dass das Ende der Welt nahe, S. 42 so erläutert: *dans un acte de donation fait par S. Géraud, baron d'Aurillac, on lit ces mots: appropinquante mundi termino.* Dürfte man von einem Franzosen, auch wenn er, wie Hr. *M.* oft gethan hat, Deutsche benutzt, verlangen, dass er *Johann von Müller* lesen solle: so würden wir ihm gerathen haben, im 1 Theile der Schweizergeschichte S. 245 die Stiftung von Peterlingen, aber Text und Noten, zu lesen, dann würde er sich anders gefasst haben; hätte er dann die vorhergehende Seite und noch einige andere gelesen: so hätte er auch die Züge der Pisaner, Genueser und Boso's durchaus mit den Kreuzzügen in keine Verbindung gebracht; sie vergalten, was man ihnen gethan. Wenn Hr. *M.* auf die Entstehung der türkischen Macht kommt: so geht das wieder ins Allgemeine, und er hütet sich wohl, durch irgend ein Detail trocken zu werden. Statt, dass uns Alles daran liegt, zu wissen, *wann* Soliman nach Nicäa drang, und auch Hr. *W.* bedauert, diess nicht bestimmen zu können, weiss sich Hr. *M.* zu helfen; er sagt S. 66 bloss: *tandis que les Turcs sous les ordres de Toutoush et d'Ortots désolaient la Syrie et la Palestine, d'autres tribus de cette nation conduites par Soliman neveu de Malek Shah avoient penetré dans l'Asie mineure.* Dabey kommt es denn auf Grundsätze der Geschichtschreibung weiter nicht an; und was sich am ersten ausschmücken lässt, wird aufgenommen, mag es übrigens ächt oder unächt seyn. Diess ist S. 67 mit einer Stelle der Fall, welche, wenn wir nicht irren, schon *Gibbon* anführt, wenigstens hat diese reine ähnliche noch anstössigere, obgleich die Ächtheit des Briefes des Alexius mit Grund bezweifelt wird, und Hr. *M.* durch die fast kindische Vertheidigung S. 86 ihn nicht retten wird. Wenn der Brief aber auch ächt wäre: so bieten alle Nomaden-Züge und Streifereyen dasselbe Bild. Wie sonderbar dabey Anekdoten und einzelne Stücke, die oft nicht einmal recht zuverlässig sind, zu allgemeinen Sätzen werden, ist uns hier sehr auffallend gewesen. Der Vf. sagt S. 68: *Les Turcs montraient tant d'ardeur pour les combats, qu'il suffisoit à un chef d'envoyer ses flèches ou son arc à ceux de sa tribu pour leur faire prendre les armes.* Wer würde hier nicht stutzen, wenn nicht zufällig die Anekdote, auf welche hier angespielt wird, sehr bekannt wäre! Es ist nämlich die nach orientalischer Weise erzählte erste Zusammenkunft Mahmud des Gasnaviden mit Ismaël dem Seldschukken, die man auch bey *Gibbon hist. of the decl. and fall of the Roman empire chap. LVII (ed. Basil. Vol. X p. 204)* findet. Da es in diesem Ton immer fort geht: so sieht man leicht, dass der Effect gross und die Wahrheit klein seyn muss. So heisst es S. 69, dass von allen Horden, die den Seldschukken gehorchten, die, welche Kleinasien und Syrien besetzten, die ärmsten,

die unerschrockensten, die rohsten gewesen seyen. Woher weiss doch das Hr. M.? Über das Schicksal des Kaisers Romanus Diogenes wird S. 72 eben so declamirt, und matter kann man den Occident kaum darstellen, als S. 72. 73 geschieht. Doch scheint uns die Bemerkung über den Einfluss der Religion auf die Gemüther, wem sie auch gehören mag, vortrefflich; wir setzen nur den Anfang her: „Die christliche Religion der Griechen war nichts als ein Halten an gewissen Formeln und ein Beobachten gewisser abergläubischer Gebräuche; dem Abendländer flösste sie hohe Entwürfe und edle Gedanken ein. Die Völker des Occidents hatten noch nicht die Glaubenslehren philosophisch zu begründen und zu bestimmen versucht, sie hatte also noch Herrschaft und Einfluss aufs Gefühl, sie stimmte das Herz zur Begeisterung, und gab ihnen Helden und Heilige." Auch das Folgende ist gut; nur ist freylich das Besondere allein ergreifend, und alles gemeine Gerede wird endlich widerlich. So ist es auch mit dem Kreuzzug, den Gregor VII entworfen, über den sich noch Manches sagen liesse. S. 76 — 77 bringt der Vf. die alten Declamationen bey Gelegenheit dieses Papstes wieder vor. Was aber den Zug der Genueser und Pisaner, dessen S. 78 als einer *véritable croisade* gedacht wird, und über den sich der Vf. als über einen Fund freut: so haben, wie uns scheint, die Geschichtschreiber der Kreuzzüge ganz wohl gethan, seiner nicht zu erwähnen: denn was hat der Kriegszug der Kaufleute zum Rauben und zum Schutz ihres Handels mit dem Zuge der Helden, die der Glaube bewaffnete, und der Elenden, die der Aberglaube trieb, gemein? Wer wird es einen Kreuzzug nennen, wenn die Normänner den Zeiriden 1091 ganz Sicilien, 1125 einen Theil der Küste von Afrika, und 1146 Tripoli entreissen, und doch könnte man diess noch eher. Das Concilium zu Piacenza lässt der Vf. ausdrücklich des Kreuzzugs wegen versammeln, und macht einen grossen Lärm mit Worten, statt dass uns Hr. *W.* kurz und ruhig belehrt. Wenn Hr. *M.* S. 94 glaubt, dass Urban auf dem Concil zu Clermont in der *langue du pays* gepredigt habe: so hätte er uns sagen sollen, was für einen Dialekt er darunter verstanden wissen will, da alle 10 Meilen ein anderer war. Wie hätten es dann die Provenzalen, *wie* die Italiäner, deren so viele waren, gemacht? Warum führten dann die Geschichtschreiber als etwas Abweichendes das *Diex lo volt* des Haufens an? Doch der Vf. wird diess jetzt schon besser wissen, da er Vorrede und Dissertationen seines gelehrten Landsmannes *du Fresne du Cange* zu Joinville gesehen haben wird; dass er das *Glossarium med. et infim. Latinitatis* nachschlagen werde, ist wohl nicht zu erwarten, sonst ist auch dort im 2 Bande Belehrung zu finden. Zu den Geistlichen redete Urban, und ihre Bewegungen nahmen die Laien auf, wenn sie auch nicht alle Worte verstanden; so war es auch später bey dem heil. Bernhard. Eins müssen wir hier erwähnen, dessen der Vf. nicht gedenkt, ungeachtet wir neugierig waren, etwas darüber von ihm zu hören, da Hr. *Wilken* aus leicht begreiflichen Ursachen es nicht bemerkt hatte. Der erste *aller Herrn* nämlich, die nach dem von Peter verbreiteten Lärm das Kreuz nahmen, scheint uns Roger II von Foix zu seyn; diess scheint aus den Actenstücken in den *Preuves de l'histoire de Languedoc* hervorzugehen. Er hatte mit seiner Nichte Ermengarde Streit, weil sie die Grafschaft Carcassonne, auf deren Mitbesitz er Anspruch machte, an den Grafen von Barcellona verkauft hatte; diesen Streit legt er, wegen seiner Reise nach Jerusalem, durch einen a. a. O. enthaltenen Vertrag vom 21 April 1095 bey, und stellt unter dem Datum eine Verpfändungsurkunde über das Schloss Dun und andere Güter aus, auf die er *duo millia solidorum* erhalten habe, so dass, wenn er *anno peracto, quo fuerit reversus de Jherusalem*, diese nicht eingelöset habe, er sich ihrer begebe. Aus eben diesen Actenstücken hätte sich auch noch das ziehen lassen, dass Raimund eigentlich auf dem Concilium, das Urban zu Nismes hielt, den festen Entschluss des Zugs fasste, wobey dann über die Vergabungen Raimunds, von denen die Urkunden reden, Manches zu sagen gewesen wäre. Am meisten aber ist uns aufgefallen, dass bey der Begeisterung, mit der auch so viele Frauen das Kreuz nahmen, und nicht wenig durch den vermehrten Tross zu dem Unglück des Zugs beytrugen, doch hie und da einzelne Geistliche dieser Frömmigkeit eine vernünftigere Richtung gaben, und die Geschichte durfte wohl ihre Namen erhalten. *L. c. Preuves CCCXXIII* heisst es: *Emerias de Altejas, quae crucem in spatula dextra levaverat ad pergendum Jerosolymam*, habe von dem *Isarnus*, der in der Urkunde *justus et bonus Tolosanus episcopus, qui ibat videre ecclesias Tolosanae dioecesis quomodo se haberent*, genannt wird, seinen Segen begehrt, er hätte ihn ihr ertheilt; aber *accepta benedictione episcopus ei dixit, quod melius ei esset, si domum in honore dei, ut ibi pauperes Christi reciperentur, aedificaret, quo audito ejus consilio acquievit.* Das ist aber dem Vf. wahrscheinlich zu klein und das Gemälde S. 113 folg. gross: denn nach diesem sollte man glauben, dass die Leute toll waren, was doch nicht der Fall war. So fertigt er uns bey Boëmund kurz ab; der deutsche Geschichtschreiber aber sagt, wie billig, warum Boëmund von seinem Vater ausgeschlossen wurde: doch scheint, was auch Hr. *Wilken* nicht erwähnt, Robert seinem ältesten Sohne seine Eroberungen jenseits des Meers bestimmt gehabt zu haben, und Hr. *W.* weiss gewiss auch, dass Boëmund in dem 1088 nach dem Treffen bey Farnito durch den Oheim beider Brüder vermittelten Vertrag ausser Tarent auch Oria, Gallipoli, Otranto und mehrere Castelle erhielt. Wie schlecht bey Declamationen und rhetorischem Schmuck für die Wahrheit gesorgt wird, sieht man auch hier wieder. S. 161 heisst es bey Hn. *M.*: *„Amalfi, ville florissante, qui réfusoit avec mépris la protection des nouveaux maitres de la Pouille et de la Sicile."* Wahrer, freylich nicht so prächtig klingend, würden wir so erzählen: „Den grösstentheils noch von Griechen oder doch von aus der Verbindung mit ihnen

entsprossenen Italiänern bewohnten Städten des unteren Italiens war die militärische Herrschaft der rohen Normänner drückend, Roger hatte kurz vorher Cosenza mit Hülfe seines Oheims, des Boëmund, und der Sarazenen bezwingen müssen, und legte ein Castell an, um die Stadt im Zügel zu halten. Oria hatte sich gegen Boëmund empört, und ihn genöthigt, den Besitz der Stadt aufzugeben, Amalfi, eine bis dahin ganz freye Stadt, hatte dem Kaiser Alexius geholfen, Durazzo den Normännern wieder zu entreissen, und verschmähte jetzt ihre Herrschaft; diess bewog die drey Fürsten u. s. w." Derselbe Fall ist bey Raymund von Toulouse, wo sich die Schilderung S. 164 mit dem Ausruf endigt: *Malheureux prince, il fit d'éternels adieux à sa patrie, qui devoit être un jour le théatre d'une croisade prêchée contre sa propre famille!* Das hat mit den Kreuzzügen nichts gemein, als das Wort *croisade.* Wie gern hätten wir dagegen etwas von dem Bischof von Orange, Wilhelm, gehört, den Urban zum Vicelegaten ernannt hatte, und den auch Hr. *W.*, der übrigens dem Adhemar ganz anders als Hr. *M.* zu der verdienten Ehre hilft, zu sehr in Schatten gestellt hat. Auf den verschiedenen Wegen, welche die Kreuzfahrer wählten, sie zu begleiten, was Hn. *W.* so vorzüglich gelungen ist, schien Hn. *M.* zu schwer und zu ermüdend für seine Leser, die darin wahrscheinlich nicht suchen und finden würden, was darin zu suchen ist: die Vergleichung des Zustandes der berührten Länder und Städte, die Verschiedenheit der Massregeln der Führer, und ihr und ihrer Untergebenen verschiedener Charakter. Hr. *M.* nennt die Berichte darüber *diffus*: wir hätten diess Diffuse lieber gelesen, als die prächtigen Worte S. 170 — 71 über die Zwietracht der Lateiner und Griechen, wo das Wenigste zur Sache passt. Man kann den Contrast der belehrenden und der rhetorischen Manier nicht besser vergleichen, als wenn man Hn. *W's.* und Hn. *M's.* Erzählung von Gottfrieds Aufenthalt bey Constantinopel nach einander liest. Übrigens können wir nicht unterlassen, zu erinnern, dass wir, ohne dem übertriebenen historischen Skepticismus hold zu seyn, doch die übergrossen Zahlen, wenn von den Armeen der Kreuzfahrer die Rede ist, nicht so unbedingt nachschreiben würden. Wir haben in unseren Tagen am besten gesehen, wie bey den ungeheuersten Anstrengungen des ganzen Europa, das jetzt ganz anders bevölkert ist, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, doch das Effective der Heere hinter dem Angeblichen so weit zurücksteht, wie schwer es den Gegenden, die zu den schönsten und angebautesten von Europa gehören, ward, eine Macht, die, was man auch sagen mag, nie 400000 Mann von beiden Seiten betragen hat, nur einige Wochen zu nähren; man mache die Anwendung! Ferner, wie schwer ist es bey unseren in Regimenter, Compagnieen u. s. w. eingetheilten, bezahlten, in doppelte Listen eingetragenen Truppen, wo man denken sollte, man könne Alles aufs genaueste angeben, die genaue Zahl der Truppen, die in einem Treffen gebraucht wurden, zu bestimmen? Wie sollte diess in einer Zeit möglich seyn, wo Niemand eigentlich wusste, wie viel er Leute bey sich hatte, und an Aufschreiben gar nicht zu denken war? Man erinnere sich übrigens, wie die Chroniken mit Tausenden so freygebig sind, wie schwer man selbst durch Römer und Griechen die Zahl der Cimbern und Teutonen, oder von Cäsar die Zahl der von ihm besiegten Gallier und Germanen erfährt. Wir könnten noch mehr anführen, wäre nicht diess schon zu viel. Hr. *M.* scheint aber geneigt zu seyn, in seiner übrigens ganz nach moderner Art behandelten Geschichte, das Wunderbare noch zu vermehren; darum erzählte er S. 192 — 193 mit grosser Ausführlichkeit aus Wilhelm von Tyrus die Geschichte eines Riesen, den Godfried bekämpft. Bey Wilhelm ist die Geschichte an ihrem Ort, da bey ihm dergleichen Dinge natürlich sind, und der Ton des Ganzen dazu passt; bey Hn. *M.* nimmt es sich aus, wie Homers Erzählung von Odysseus in des guten Fenelons Telemaque. Ob die Franzosen das lieber lesen, wissen wir nicht; wir hätten dagegen gewünscht, er hätte nicht vergessen, uns zu sagen, dass, um Nicäa zu zu erobern, griechische Schiffe auf den See Ascanius gebracht wurden, dass sie wahrscheinlich mit Turkopulen bemannt waren, dann hätten wir nicht, wie durch einen Zauber, die griechischen Fahnen auf den Thürmen von Nicäa wehen sehen. Man vergleiche einmal bey Hn. *W.* Th. I. S. 147 die treffliche Erzählung mit Th. 1 S. 195 bey Hn. *M.*, wo es ganz einfach heisst: *et lorsque les croisés se disposaient à livrer un dernier assaut les étendards d'Alexis parurent tout à coup sur les remparts et les tours de Nicée.* Sehr freygebig ertheilt hernach Hr. *M.* dem Balduin ganz Mesopotamien, wo er seinen Gewährsmann freylich nicht anzugeben braucht, da die Sache durch sich selbst fällt. Über den viel bestrittenen dänischen Prinzen Suero, den Hr. *W.* nennt, ohne sich weiter darüber einzulassen, drückt doch Hr. *M.* einigen Zweifel aus, da hingegen *Gibbon* kurz abspricht. Unbedeutend ist es, wenn Hr. *M.* einen Zweifel darauf gründet, dass Hr. *Mallet* in seiner Geschichte Dänemarks seiner nicht erwähne, unbedeutend, wenn er in den Beweisstücken aus *Langenbeck scriptt. rerum Danic.* eine lange Stelle beybringt, die nichts beweist. Dass Dänen einen Zug gemacht haben, viele oder wenige, mag wahr seyn: einen Prinzen, der diesen Zug geführt, kennt die Geschichte nicht, einer öffentlichen Unternehmung wird in den Geschichten des Reichs nicht gedacht, sie kann durch keine Dissertation bewiesen werden. Freylich erzählt Wilhelm von Tyrus so, aber Wilhelm erzählt viel Falsches, und lebte 100 Jahr nachher, wusste auch wenig von den dänischen Prinzen und Geschichten, von denen uns bekannt ist, dass sie damals nicht erlaubten, an einen Zug mit 15000 Mann zu denken. Albertus Aquensis ist aber längst als ein von Hörensagen schreibender Erzähler bekannt, und sogar Hn. *M's.* Landsleute werfen ihm vor (vergl. *histoire de Provence* II. 380), dass er die Namen entstelle und die Zeitrechnung verwirre. Besser hat jedoch Hr. *M.* den Wilhelm von Melün bezeichnet, als Hr. *W.*, der ihn immer nur den Zimmermann nennt, ohne dass wir wissen, wie er zu diesem Namen kommt. Hr. *M.* hat sich um die-

sen wilden Krieger nicht bloss durch die Erklärung, *que les vigoureuses expéditions de sa hache d'armes avaient fait appeler charpentier*, verdient gemacht, sondern durch eine sehr gut gewählte kurze Note aus dem Mönch Robert, fast das einzige passende Citat. Wilhelm verläst, wie Peter der Eremit, seine Glaubensbrüder bey Antiochia, und Robert sagt: *Sed non hoc metu proeliorum, ut speramus, fecerat; sed tantum famis injuriam pati numquam didicerat.* Ganz anders ist es in der Geschichte des Renegaten Pyrrhus, des Verräthers von Antiochia, den Hr. *M.* mitten im Dunkel der Nacht, während die Christen die Mauer ersteigen, in ein langes pathetisches Gespräch mit seinem Bruder verwickelt, welches ganz herzbrechend S. 280 — 81 so endet: *en achevant ces mots il jette sur Phirous un regard menaçant.* Man meint, der Vf. wäre dabey gewesen. Loben müssen wir jedoch, dass er S. 288 die weiteren Schicksale des Pyrrhus erzählt, deren Hr. *W.* wenigstens in einer Note wohl hätte gedenken können. Ganz verständig dagegen hat sich Hr. *W.* gehütet, unter die Beute, die über Kerbogas Heer erhalten wurde, 15000 Kameele zu rechnen, weil er weiss, was das sagen will. Wenn wir aber gleich Hn. *W's.* Absicht nicht verkennen: so scheint doch Hr. *M.* Peters Schicksal S. 354 wahrer zu erzählen. S. 370 kommt Hr. *M.* auf die frühere Geschichte von Jerusalem, und hier sieht man deutlich, dass er noch nicht recht reif ist für die Geschichte: denn er läst die Stadt durch Titus *de fond en comble* zerstören, und Adrian *détruit jusque à ses propres ruines.* Diess ist eben so gut begründet, als wenn er, ohne uns zu sagen, woher er das genommen hat, S. 374 behauptet, die Cisternen um Jerusalem seyen vergiftet worden.

Diese wenigen Andeutungen werden hinreichen, um unseren Landsleuten zu beweisen, dass Hn. *M's.* Buch sich zur Unterhaltung recht gut mag lesen lassen, von allen Frivolitäten ganz frey ist, *Voltairen*, der sonst in einer Geschichte der Kreuzzüge nicht fehlen durfte, der sogar bey *Gibbon* erscheint, auch nicht einmal erwähnt, und seine Ansichten missbilligt; dass es aber zur Geschichte und gründlichen Belehrung nicht zu gebrauchen, und in einem Geschmack geschrieben ist, den wir an unseren Nachbarn nicht tadeln können, dem wir unter uns aber keinen Eingang geben dürfen. Die Anzeige des zweyten Theils können wir kürzer fassen, besonders da sich der Vf. durch den Beyfall, den sein erster Band gefunden hat, etwas gehoben fühlte, und sicherer auftrat. Wir werden daher von hier an Hn. *Wilken* zum Führer nehmen, und ihm gegen über aus Hn. *Michauds* Schrift nur einzelne Nachrichten ausheben.

Zuerst müssen wir loben, dass Hr. *W.* das Gedicht des Modaffar-Al Abiwardi, das auch Hr. *Jourdain* für den ersten Theil von Hr. *M's.* Werke übersetzt geliefert hatte, in den Beylagen ganz gegeben hat; nur bedauern wir, die wir über die Treue nicht urtheilen können, dass er nicht einem Freunde die Übersetzung aus der wörtlichen Übertragung überliess. Wir kennen *Gaabs* Behandlung des Gedichts nicht; uns scheint aber *Reiskes* lateinische Übersetzung von dem Werthe des Gedichts einen besseren Begriff zu geben, als diese deutsche. Zur Probe No. 5 und 6 bey Hn. *W.*: „Und euere Brüder in Syrien — ihr Ruheplatz ist auf dem Rücken junger Rosse, oder im Schlunde alter Geyer! sie belastet der Römer mit Schmach, und ihr zieht die Schleppe des Wohllebens, als lebtet ihr in Frieden" u. s. w. *Reiske* (*Abulfed. annal. moslem.* Tom. III p. 321 ed. *Adler*): *Fratres vestri recubant, aut super dorsis velocium camelorum, aut in visceribus vulturum. Illis imperitant Romani cum intolerabili contemtu, ceu vilibus mancipiis: et vos, quod faciunt alta pace sepulti, delicatae mollitiei syrma trahitis.* Wenn bald hernach S. 11 Hr. *W.* den Sieg der Christen über Afdal bey Ascalon recht schön erzählt, und dabey wie billig dem Mönch Robert folgt: so scheint es uns doch, dass er sich Note 28 geirrt habe. Er erzählt nämlich, und führt auch die Stelle an, dass Gottfried *nicht* Antheil am Treffen genommen habe, und sagt, von *keinem* Schriftsteller werde der Grund davon angegeben. Aber Robert war kein Kriegsmann, seine Erzählung ist keine cäsarische, er übergeht also, dass Gottfried den Posten der Anfangseinnahme wieder verlassen, und dem Feinde näher gerückt sey. Diess steht auf derselben Seite, die Hr. *W.* anführt (ed. *Bongars* p. 78). Er erzählt erst, wie Robert von der Normandie, der wie billig den Ehrenplatz hatte, den ersten Angriff that, und auf die Feinde an der Stelle einstürzte, wo der Oberfeldherr stand, gestritten habe; gleich hernach heisst es: *non dissimili audacia Rex et ceteri comites irruerunt*, und erst nach diesen wird des Angriffs von Tancred und Eustathius gedacht. Bey Baldrach (*Bongars. p.* 137) wird ja gar die Schlachtordnung so angegeben: *in dextro cornu juxta mare Tholosanus equitabat, in parte sinistra rex cum suis expeditionibus properabat: porro Normannus in medio etc.* Auch *Albertus Aquensis* (*l. c. p.* 287) erzählt so. Fulcher (*l. c. p.* 400) läst Gottfried im Hintertreffen. Ganz anders ist die Schlachtordnung (*l. c. p.* 541) bey *Guibert*, doch ist auch hier Gottfried auf dem linken Flügel. Ohne diess weiter fortzuführen, sieht man leicht, dass Gottfried unstreitig Antheil am Treffen hatte, dass aber diese ungeübten Schriftsteller vorsichtig zu gebrauchen sind. Sehr gut hat Hr. *W.* an der Stelle, wo er das Ende des ersten Kreuzzuges durch die Rückkehr der beiden Roberte bezeichnen konnte, die ferneren Schicksale der beiden Männer von S. 23 an erzählt; nur hätte die Geschichte des Normannen kürzer gefasst werden können. Wenn Hr. *W. Guiberts* Anekdote (S. 35) von der Schaar aus lauter dürftigem Volk unter einem König Thafur einer Erwähnung würdigt: so hätte er zu dem Worte Trudennes den englischen Ausdruck *truant* setzen sollen, der daraus entstanden oder vielmehr dasselbe Wort ist.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, b. Vogel: *Geschichte der Kreuzzüge*, nach morgenländischen und abendländischen Berichten von *Friedr. Wilken* u. s. w.

2) Paris, b. d. Gebr. Michaud: *Histoire des croisades*, par M. *Michaud* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Den Charakter Gottfrieds hat Hr. *W.*, da wir ihn früher gewünscht hätten, recht gut am Ende des 5 Cap. hinzugefügt. Wenn aber Gottfried, ungeachtet sein Freund Gerhard von Avesnes auf der Mauer von Arsuf von den Ungläubigen den Würfen der Stürmenden ausgesetzt wird, diese bestürmt, und Gerhard von zehn Geschossen durchbohrt wird: so ist uns der Erzähler *Albertus Aquensis*, der bloss berichtete, was er erfragt hatte, und sehr oft irrt, besonders Zeitrechnung und Namen verdirbt, nicht beglaubigt genug, um die romanhafte Überraschung, da S. 44 dieser todtgeglaubte Gerhard wieder erscheint, wahrscheinlich zu machen. Seine Wiedererscheinung bezweifeln wir nicht, wohl aber die 10 Pfeile, die er im Leibe gehabt. Hr. *M.* scheint auch so etwas gefühlt zu haben; er hat jedoch die Geschichte nicht auslassen wollen, hat aber entweder nicht Geduld genug gehabt, die Geschichte in *Albert* auszulesen, oder hat sie auch verbessern wollen: er läfst S. 7 Gerhard sterben. Denn es heisst: *peu de tems après il succomba sous une grêle de javelots lancés par les chretiens*, und gleich hernach: *les soldats de Godefroi en voyant expirer Gerard d'Avesnes* u. s. w. Auf den folgenden Seiten spricht auch Hr. *M.* über die *Assises* von Jerusalem, denen Hr. *W.* im ersten Theile das letzte Capitel gewidmet hatte. Sonderbar ist, dass beide Schriftsteller über die Hauptfrage, die *Ächtheit* der vorgeblich geschriebenen niedergelegten Lehngesetze, durchaus hinwegschlüpfen. Diess fällt besonders bey Hn. *W.* auf, da erst dann, wenn dieses bewiesen war, jenes Capitel seinen Platz verdiente, sonst aber in den Anhang gehörte, wo des cyprischen Königreichs gedacht werden wird. Wir glauben wohl, dass hier die Lehngesetze der älteren Zeit geschrieben sind, das beweist der Inhalt; das Document selbst aber kann durchaus nur aus dem XIII Jahrhundert seyn, das beweist die Sprache, die man nur mit der von *Villehardouin* und *Joinville* vergleichen darf, um gar keinem Zweifel Raum zu geben. Übrigens wird Hr. *W.* wohl wissen, dass die Assises in den *coutumes de Beauvoisés par Beaumanoir* schon 1690 abgedruckt waren; aber auch er, um nicht von Hn. *M.* zu reden, hat sich die Sache zu leicht gemacht. Es wäre zu wünschen, dass ein wissenschaftlicher und philosophisch gebildeter Jurist sich daran machte, und auf dem Wege fortginge, den *du Fresne du Cange* schon eingeschlagen hat, in seinen Noten zu den *établissemens de S. Louis, roi de France, selon l'usage de Paris, d'Orleans et de Court de Baronie* und dem *Conseil que Pierre Fontaines donne à son ami ou traité de l'ancienne jurisprudence des François*, welche sich hinter der *histoire de Saint Louis, Edit. de Paris*, 1668. fol. finden. Um uns bestimmter auszudrücken, setzen wir hinzu, dass dort *du Fresne*, freylich nur sehr kurz, auf die *coutumes* der verschiedenen Provinzen, auf die englischen Gesetze, auf *Littleton* und *Cook*, diese beiden Stützen englischer Rechtsgelehrsamkeit, auf das longobardische Gesetz, und auf das, was sich aus den *chartres du roi* ziehen läfst, hindeutet. Sachen, welche nur durch Gelehrsamkeit erkannt werden können, müssen immer so behandelt werden, dass der, welcher diese nicht besitzt, nicht weiter gehen darf, um Alles zu finden, und sich bey dem, was er erhält, beruhigen kann; sonst ist man genöthigt, über eine und dieselbe Sache eine ganze Bibliothek zu haben und zu lesen, da ohnehin das Studium immer gröfser wird, wie der Fleifs immer geringer. Was (Hr. *W.* S. 51) die Ernennung des Erzbischofs von Pisa, Daimberts, den wir nicht Dagobert nennen würden, zum Anführer seiner Landesleute auf ihrem Zuge gegen die Ungläubigen angeht: so heisst es freylich in der von dem Vf. angeführten, von einem Geistlichen verfassten Chronik, der Papst Urban II habe ihn den Pisanern zum Anführer gegeben; wir würden aber doch die Version einer Chronik vorziehen, die zwar, wie die anderen, viel offenbar Falsches enthält, und hundert Jahr später geschrieben ist, aber über so entfernte Begebenheiten eben so glaubwürdig als die anderen seyn mag. Wir meinen die *croniche di Pisa* in *Murat. rerum Italic. Scriptt. ab anno aerae christianae millesimo ad millesimum sexcentesimum ex Florent. bibl. codd. Florent.* 1748. *Tom. I p.* 332. *E con tutto che c' non mancasse a Pisani il poter far un capitano generale al loro eser-*

cito, per dare reputazione al arcivescovo, fecione lui capitano generale, avendo appresso di se piu uomini a questo sufficientissimi. Aus eben der Chronik (S. 337) hätte denn auch zu S. 104 angeführt werden können, dass die Pisaner unter den kaufmännisch gesinnten Seestaaten doch den reinsten Patriotismus hatten, obgleich sie auch plünderten: denn bey ihrer Rückkehr *ne porturono di molto tesoro, il quale fu distribuito secondo il lora solito o in beneficio delle chiese, ovvero del publico,* und zwar bauten sie daran *la Porta la quale viene di verso San Pietro in Grado.* — Hier scheint uns auch der Ort, von der spielenden oder tändelnden Manier, die Hn. *W.*, einem ernsten Manne so schlecht steht, die er mehr affectirt, als hat, zu reden. Wir können nicht verhehlen, dass der guten Sache der Religion dadurch wenig geholfen ist, dass man sie poetisch machen will; wir freuen uns, wenn die Geschichte der Kreuzzüge so behandelt wird, dass wir die Religiosität der alten Zeit, die von der unserigen verschieden ist, nicht als eine Blindheit betrachten, auf welche wir hochmüthig herabsehen, sondern gern anerkennen, dass das Grosse und Erhabene nur im Einfachen kund werde, und dass dieses jenen Zeiten eigen war, wo mitten unter Rohheit und thierischer Wildheit das nicht erloschene Gefühl des göttlichen Ursprungs den Menschen oft höher hob, als die gebildetste Vernunft und der berechnende Verstand je vermögen; aber eine Grenze ist dabey zu wahren, dass man nicht in das Gemälde, welches Einen bestimmten Eindruck machen, Einen Charakter haben soll, solche Züge aufnehme, die den Zuschauer zurückschrecken, den verständigen Mann zum Mitleiden, den Thoren zum Spott reizen. Dass Mönche und Geistliche den göttlichen Glauben missbrauchten, rief die Ketzer des Mittelalters und endlich den Protestantismus hervor; dass sie alberne Geschichten erfanden und der Haufe sie glaubte, ist ja die *cantilena decantata*, die wir jetzt ruhen lassen wollen. Dürfen aber Geschichtschreiber diese albernen Geschichten als Poësie hinstellen, und neben dem Namen des Heilandes, der wahre Wunder gethan, wahrhaftig gestorben, wahrhaftig wieder auferstanden und ewig das Haupt seiner Gemeinde seyn und bleiben wird, von dessen Geist wir Trost im Leben und Errettung vom Tode erwarten, ein Stück Kreuzesholz stellen? Neben den Evangelisten einen Abt Guibert ordnen? Das sey ferne! Solche poetische Prose, in der auch Hr. *W.* S. 98 — 99 über dergleichen Wunder sich ergiesst, und in den Noten den Schalk durch die Hinterthüre sehen lässt, geziemt sich nicht, wo von ernsten Dingen die Rede ist. Die Religion ist durchaus keine Poësie (ποίησις), sondern sie ist von Gott und sein Werk, wie die Welt und die Menschen, die sie verderben und verbrämen; wer sie im Herzen hat und mit Feuereifer predigen möchte, wird das fühlen; er wird auch gewiss lieber wollen, dass, wenn es zur Kenntniss der Zeit nothwendig ist, dass Possen und Betrügereyen erzählt werden, welche von Schurken von jeher mit dem Heiligsten gespielt wurden, dass es dann mit Würde geschehe und mit deutlichem Unwillen über den schändlichen Missbrauch, der mit der damals vorhandenen, leider jetzt verschwundenen Achtung aller Christen für den unsichtbaren Richter aller Wesen getrieben wurde, als dass ein windiges und eitles Poetisiren und Mysticificiren, welches denn leider im Sinne des französischen *mystification* zu nehmen wäre, getrieben werde. — Diess gilt auch von den Erzählungen der Wunder des heil. Kreuzes S. 167 — 168, die einen sehr widerlichen Eindruck machen, und einen Raum einnehmen, der viel besser hätte angewendet werden können. — Bey dem zweyten Zuge, dessen Erzählung Hr. *M.* am Ende seines ersten Theils ganz kurz abbricht, Hr. *W.* aber S. 116 beginnt, hätten wir noch Einiges zu wünschen übrig. Zuerst hätten wir wissen mögen, warum Hr. *W.* von Wilhelm v. Poitou sagt, er sammelte sich ein Heer von Dreyhunderttausenden. Diese Angabe streitet nicht bloss mit der Vernunft und der Zahl der gesammten Armee in Asien (Hr. *W.* S. 125), sondern mit allen uns bekannten Nachrichten. Im *Chronicon Urspergense*, dessen Nachrichten bekanntlich wörtlich aus dem Abt Ekkehard, der um diese Zeit lebte, gezogen sind, den auch der Vf. vor sich hatte, da er ihn S. 119 citirt, heisst es: *postremo ab Aquitanicis, quibus Wilhelmus praeerat, praeter vulgus ad triginta millia loricatis.* Damit stimmt auch ganz genau überein, was *Albertus Aquensis lib. VIII c.* 34 sagt, dass, nachdem alle Deutschen und andere, Welf, Ida, Themo u. s. w., sich mit ihm vereinigt hatten, in Ungarn und Bulgarien, doch nur 160,000 Menschen, allen Tross mitgerechnet, gezählt wurden (*ed. Bongars p.* 314): *in ingenti manu equitum et peditum et foeminei sexus, supra centum et sexaginta millia,* welche Stelle, nur anders interpungirt, auch bey Hn. *W.* S. 143 vorkommt. Hier war auch der Ort, über die Ida von Österreich Nachricht zu geben, da ihre Herkunft und ihre Schicksale so streitig sind. Dass *Voigtel* in dem erneuerten Abdruck der *hübner'schen* genealogischen Tafeln sie ohne Umstände als eine Tochter Heinrichs III stehen liess, und auch in der Tafel, die diesen Kaiser enthält, ihm als Tochter unterschiebt, nahm uns kein Wunder, da *Hübner* Vieles nicht untersucht hat; dass aber Hr. *W.* eine so gute Gelegenheit, uns durch einen Wink darüber zu belehren, vorbeyliess, war uns auffallend. Schon das Alter, in welchem Ida war, die Schönheit, die man an ihr rühmt, macht es unmöglich, dass sie eine Tochter Heinrichs III, der schon 1056 starb, gewesen seyn kann, und doch stimmen darin die Chroniken überein. Freylich erwähnt die salzburger und klosterneuburgische Chronik (in *Hieronymi Pez scriptoribus rerum Austriacarum*, Lips. 1721. Fol. Tom. I — III) ihres Geschlechts nicht, wohl aber die sogenannten *tabulae Claustro-Neoburgenses* (p. 1011) und *Vitus Arenpek* (p. 1186); dagegen aber sträubt sich der gelehrte *Pez* in der jenem Werke vorgesetzten 6ten Dissertation, wo er von §. VI — XVII, S. CXV — CXXII, beweist, dass diess unmöglich sey, zugleich aber vermuthet, dass sie aus welfischem Stamme gewesen, wo-

durch dann ihr Kreuzzug in der Gesellschaft begreiflicher wäre; doch gestehen wir, dass uns *Pez* nicht so glücklich in seiner Vermuthung scheint, als im Beweise, dass Ida nicht des Kaisers Tochter war. Hätte Hr. *W.* uns darüber seine Meinung gesagt: so würde er, der ja auch des, nicht bloss in der *historia* des *monachi Weingartensis*, sondern auch in allen österreichischen Chroniken bey *Pez* sich findenden Mährchens erwähnt, dass sie nämlich Mutter des Zenki geworden sey, auf die nicht zu verachtende Stelle in den sogenannten Kloster-Neuburgischen Tafeln gestossen seyn, wo es S. 1011 heisst: „und die bestimbt Fraw Ita nach Abgang Marggraf Leopolds jres Gemahls zog zu dem Heiligen Grab mit Herrn Thiemo Erzbischof zu Salzburg und Hn. Welffen, Herzog zu Pairn, und an der Widerfahrt starb die bemelte Fraw in Kriechen und liegt daselbst begraben.“ Zu S. 122, 125, Note 25 und 26, wo von dem Orte bey Constantinopel, an welchem Gottfried und auch die Lanbarden des zweyten Zuges gelagert waren, hätte erwähnt werden sollen, was *Dallaway* über diesen Platz sagt (nach der französischen Übersetzung T. I p. 197). Wie wenig übrigens von den griechischen Geschichtschreibern zu erwarten sey, wie wenig man darauf rechnen könne, bey der Anna Comnena auch nur eine Andeutung der merkwürdigsten Ereignisse zu finden, sieht man am besten aus ihrem Bericht über das, was seit Ankunft des neuen Kreuzheeres bis zu seiner Vernichtung vorfiel, welches sie am besten, ja, von dem sie Manches ganz allein nur erfahren konnte. Man muss diess lesen (Alexiad. lib. XI p. 262 ed. Venet.), um mit Hn. *W.* sich nie auf sie allein zu verlassen. Ihr zufolge hätten sich die tollkühnen Abendländer nicht, wie S. 125 erzählt wird, Wegweiser vom Kaiser erbeten, sondern er hätte ihnen von selbst einige Truppen und den General beygeordnet. Doch sollte Hr. *W.* uns nicht nöthigen, ihm nur mit Vorsicht zu trauen, wenn er über Kleinigkeiten so leicht hinweggeht, dass er denselben Erzbischof S. 143 Themo oder Dietrich und S. 147 Ditmar nennt. Diess ist weniger zu verzeihen, als wenn er S. 201 und in den dazu gehörigen Beylagen III über die viel bestrittene Verwandtschaft des Wilhelm von Cerdagne mit Raimund von Toulouse nicht recht Bescheid geben kann, da über diese selbst der tiefgelehrte *du Fresne* in den Anmerkungen zur *Alexias* (p. 93 ed. Venet.) irrt, und das in der Beylage Beygebrachte wenig oder nichts sagt. Schon der Zusatz: aus dem Geschlechte der Grafen von Barcellona, ist etwas sehr Unbestimmtes. Es waren damals von dem alten Besitzer der Grafschaft Barcellona *Miro*, der 928 gestorben war, noch 2 Linien in Frankreich übrig: die Eine die der Grafen von Besalu und Fenouillèdes, deren letzter, Bernard III, die Tochter Raymund Berengars III von Barcellona heirathete, und als er ohne Erben starb, von seinem Schwiegervater beerbt ward; die Andere die genannten Grafen von Cerdagne, deren Land auch an Raymund Berengar fiel. Wilhelm Raymund nämlich heirathete Adelhaid Sancia, die Tochter der Rangardis, der Mutterschwester des Raymund von Toulouse, und hatte von ihr 2 Söhne, Wilhelm Jordan, von dem hier die Rede ist, und Bernhard Wilhelm, der 1117 auch ohne Kinder starb, worauf die Grafschaft an den Grafen von Barcellona kam. Die ganze Schwierigkeit ruht auf den doppelten Namen der Adelhaid. Die Verfasser der *art de verifier les dates*, wenn sie Wilhelm von Cerdagne den *neveu à la mode de Bretagne* von Raymund nennen, folgen in der von Hn. *W.* angeführten Stelle der *histoire de Languedoc* Tom. II Not. XXVII No. 19 p. 599 f., der auch wir beystimmen. Diess scheint uns aber weniger wichtig, als die Gleichgültigkeit, welche der in Asien so habsüchtige Raymund selbst gegen seine europäischen Besitzungen zeigte, die eigentlich er in seiner Jugend vereinigt hatte, und von denen wenigstens die Grafschaft Toulouse nach seiner Abreise von Herzog Wilhelm IX von Aquitanien besetzt ward, dem sie Raymunds Sohn, Bertrand, hernach mit Gewalt wieder entreissen musste, sobald er im Stande war, das Schwerdt zu führen. Von ihm wäre auch das genaue Verhältniss mit dem Abt von St. Victor in Marseille zu merken, dem er in einer Urkunde, ausgestellt *in castello quod appellatur Mons peregrinus et est ante portam Tripolensem constitutum*, eine bedeutende Schenkung macht. Darin heisst es: *labores suos et sollicitudinem in meo servitio expendente domno Richardo S. R. E. cardinali et Massiliensi abbate dono et concedo — — medietatem civitatis Gibellet, quae etiam in littore maris magni altis muris firmisque turribus munita inter Tripolim et Beritum sita est cet.* Diess steht gewiss in näherer Beziehung mit der Geschichte der Kreuzzüge, als der Streit Bertrands mit den Mönchen von St. Ägidus (S. 302), der sich auch etwas anders verhielt, als hier erzählt wird. Wichtiger wäre es noch, auszumachen, was hier nicht erwähnt ist, ob Wilhelm V, Graf von Montpellier, der Freund des alten Raymund von Toulouse, nachdem er 1103 aus dem Orient zurückgekommen war, die neue Pilgerschaft 1105 bloss aus Freundschaft antrat, weil es erwiesen ist, dass er und andere Herren der Gegenden, wahrscheinlich auch Roger II von Irex, den jüngsten in Palästina geborenen Sohn Raymunds, den Alfons Jordan, nach Frankreich zurückführten, und ihm die Grafschaft Rouergue verschafften. Weil die Ankunft von Raymunds Sohn Bertrand mit der Eroberung von Tripoli, bey welcher die Christen eine so grosse Treulosigkeit bewiesen, nahe zusammenhängt: so fügen wir hier bey, dass Abulfeda's Autorität, auf welche sich Hr. *W.* S. 211 beruft, an dieser Stelle durchaus nichtig ist, da er sich selbst darin widerspricht. — Auch sagt er, soviel wir sehen, nirgends ausdrücklich, dass die Stadt mit Sturm eingenommen worden. Wir würden diess gar nicht erwähnen, wenn wir nicht bey dieser Gelegenheit die Unverschämtheit des Franzosen aufdecken müssten. Hr. *M.* hat sich wahrscheinlich von einem seiner Freunde sagen lassen, dass Hr. *W.* sage, Abulfeda's Erzählung der Eroberung von Tripoli weiche von den christlichen Schriftstellern ab; ohne sich nun die Mühe zu geben, nur in der Übersetzung nachzusehen, sagt er S. 43: *Abulfeda justifie dans son recit les Genois du massacres des musulmans, attendu que*

la ville avoit été prise d'assaut et que les vainqueurs n'avoient fait qu'user du droit de la guerre. Man lese die Stelle *Abulf. ann. Mosl.* p. 371, und man wird von allem diesem kein Wort darin finden, sondern er erzählt ganz trocken: „Tripoli wäre nicht erobert worden, wenn die widrigen Winde die ägyptische Flotte nicht gehindert hätten, in den Hafen einzulaufen; aber was Gott beschlossen hatte, habe sich ereignet. Einige Leute aus Tripoli seyen einem Vertrage zufolge nach Damaskus entlassen, die anderen umgebracht worden.“ Das ist Alles. Dass auch Hr. *W.* uns das Mährchen von der Bibliothek von 3 Millionen Bänden arabischer Werke, die in Tripoli von den Kreuzfahrern sollen verbrannt worden seyn, was der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek durch Omar so ähnlich ist, wie ein Ey dem anderen, im Texte zum Besten giebt, wundert uns, wiewohl er es nur als Mährchen erzählt; da hingegen Hr. *M.* die Franken schilt, dass sie über die Bibliothek nichts gesagt haben, ohne daran zu denken, aus welcher Zeit und wie lügenhaft die orientalischen Berichte sind. Uns däucht auch immer, dass man da, wo Menschenblut in Strömen fliesst, die Bücher nicht bedauern solle, da doch die ewige Quelle wahrer Wissenschaft in uns ist. Statt der höchst zweifelhaften, wenigstens mit Mährchen durchwebten Geschichten von Sigurds Thaten und Zügen und Schicksalen S. 218 — 223 hätten wir lieber andere Dinge, besonders die Händel der Pisaner und Genueser mit den griechischen Kaisern erfahren, deren Hr. *W. in rerum ab Alex. cet. gestarum lib. II c.* 10 *p.* 388 gedenkt. Wir erinnern diess, um zugleich aufmerksam zu machen, dass der Vf. der Anna Comnena Unrecht thut, wenn er ihr S. 229 die Abgeschmacktheit Schuld giebt, dass sie erzähle, die Franken seyen von Tyrus fortgeflohen, als der Statthalter von Tyrus 6 Köpfe gefangener Franken in das Lager der Christen werfen lassen. Das sagt sie nicht, sie zieht nur die Erzählung mehr zusammen; die Worte lauten p. 338: πάντα θεασάμενοι τὸ στράτευμα πᾶν καὶ τὸ πῦρ καὶ τὰς κεφαλὰς μετ' ἐκπλήξεως ἔφυγον κ. τ. λ. Man sieht, dass immer das Feuer die Hauptsache war. Übrigens weiss Jedermann, was ein solcher panischer Schrecken auch bey den tapfersten Truppen vermag. Anna läfst übrigens dem König Balduin bey dieser Gelegenheit bey weitem mehr Ehre ernten, als selbst Hr. *W.* Denn bey ihr glänzt der eine Mann, *quantum inter ignes luna minores.* Gleich nachher erwähnt der Vf. der Verwandtschaft des Balduin von Burg mit Gottfried von Bouillon, über die wir nichts Genaueres wissen. Wir wollen noch dazu setzen, dass es in des *Sozomeni Pistoriensis historia* bey Murat. I p. 25 in der Aufzählung der Helden des ersten Kreuzzuges so heisst: *et Balduinus de Burgo eorum consanguineus filius comitis Deitachest,* wo offenbar ein Schreibfehler oder Name verdorben ist; es ist wohl ein Graf von Dachsburg, die bekanntlich zu dem lothringischen Hause gehörten, gemeint.

Wir kommen auf die Assassinen oder Ismaëliten, deren Geschichte Hr. *W.* S. 240 gedenkt, über die aber auch in den *pièces justificatives* bey Hn. *M.* No. XVII S. 537 eine von dem Orientalisten *Jourdain* aus anderen Quellen, als Hr. *W.* benutzen konnte, gezogene Geschichte sich findet. Hr. *Jourdain* giebt zuerst einen interessanten Bericht über die ersten Jahre des Stifters der Secte, des Hassan Ben Sabbah, und über sein eigenes Geständniss, wie er unter die von den Fatimiten damals überall ausgesandten Apostel der schiitischen Lehre gerathen sey. Dann wird, nur mit einiger Verschiedenheit von Hn. *W.*, berichtet, wie dieser neue Apostel nach Ägypten ging, und dort die Gunst des Chalifen gewann. Statt dass aber Hr. *W.* sagt: „das Glück, dessen er genoss, erweckte ihm bald viele und mächtige Feinde, welchen es gelang“ u. s. w., sagt Hr. *Jourdain* bestimmter und ins Einzelne gehend, was immer Zutrauen erweckt: „der berühmte Badr-al-djémalí, der Befehlshaber der Truppen des Chalifen, sey mit ihm entzweyt, und er sey nicht, wie Hr. *W.* uns sehr unwahrscheinlich erzählt, auf einem fränkischen Schiff, sondern in einem und demselben Schiff mit einigen Franken auf die Nordküste von Afrika geschickt worden. — Über eine andere wesentliche Abweichung können wir nicht entscheiden; doch stimmen wir mehr für Hn. *Jourdain,* weil *Abulfeda,* auf den sich Hr. *W.* wohl berufen wird (*Abulf. Geogr. tab. XX exhib. Dailomitidem et Kilan* in *Büschings* Magazin u. s. w. Th. V S. 329), doch seiner Sache nicht gewiss scheint. Es heisst nämlich bey Hn. *W.*, da wo der Rückkehr dieses Stifters der Secte nach Persien erwähnt wird, S. 243: In Dailem kaufte er die Burg Rudbar von dem Statthalter des Kamah, welchem der Sultan Dschelal-eddaulah sie geschenkt hatte, bald hernach setzte er sich durch Bestechung und List in den Besitz der Bergfeste Alamuth im Gebiete von Kaywin u. s. w. Bey *Jourdain* S. 544: *Hassan après différentes autres courses s'empara enfin d'Alamout château très fort situé dans le Roudbard, pays voisin de Casbin.* Hr. *Jourdain* hat, wie sich unten zeigen wird, seine Gründe gehabt, sich so auszudrücken, wenn gleich auch *d'Herbelot* Rudbar ein Schloss nennt. Bey dieser Gelegenheit wollen wir erinnern, was Hr. *W.* und Hr. *M.* vergessen haben, dass die Nachrichten über diese merkwürdige Secte sich bey *Herbelot* unter dem Artikel *Roudbar, Scheihh Algebal Ismaelioun,* am Ende des Ismaël, und Molhedoun, zerstreut finden, aber leider, wie bey so vielen Artikeln, ohne Kritik und Genauigkeit, wie er denn im Artikel *Ismaeloun* Rudbar ein Schloss nennt, hernach ein Land zu nennen scheint. Recht wohl hat Hr. *W.* gethan, uns die Geschichte aus *Mirkhond,* wo Hassan Alamuth kauft, wie die Dido bey Justinus den Platz zur Erbauung von Carthago, nicht aufzutischen; doch hat er sich nicht enthalten können, uns aus *Abulfeda* die Geschichte der Gründung des Schlosses von Ispahan mitzutheilen, die doch nicht wichtiger und gewisser ist, als die auf derselben Seite der *adler*schen Ausgabe von Abulfeda erzählte, dass Alamuth eigentlich Ahramuth heissen solle, weil ein Falke die Gründung der Burg veranlasst habe; was Hr. *W.* weislich nicht erzählt.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, b. Vogel: *Geschichte der Kreuzzüge, nach morgenländischen und abendländischen Berichten von Friedr. Wilken* u. s. w.

2) Paris, b. d. Gebr. Michaud: *Histoire des croisades, par M. Michaud* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. *Jourdain* theilt dann sehr interessante Nachrichten über Hassans Strenge und Klugheit mit. Houssein, einer seiner Söhne, musste sterben, weil er Jemand umgebracht, ein anderer Sohn, weil er Wein getrunken. Doch möchten wir seine genaue Verbindung mit dem berühmten Minister des Malek-schah, dem Nizam-el-mulk, nicht so unbedingt glauben oder verbürgen. Wir hätten gewünscht, dass sich Hr. *W.* S. 247 über die Benennung *Bateniten* bestimmter erklärt hätte; Hr. *Jourdain* S. 509 sagt, es heisse Anhänger der inneren Lehre, und beziehe sich auf die allegorische Art, mit der sie die Lehren des Gesetzes erklärt hätten. Übrigens nennte sich erst einer von Bassans Nachkommen Hassen-Ben-Mohamed gegen das Jahr 1164 einen Sohn Nezzars, des Sohns Mostanser des Chalifen, schaffte das mohamedanische Gesetz ab, und erlaubte das Weintrinken. Mehr als 50 Jahre lang war seine schwärmerische Lehre allein herrschend, bis sein Enkel Djelal-eddin die Religion wieder in ihrer vorigen Reinheit herstellte. Das, und wie Hulagu unter dem achten Fürsten, Roikn-eddin-Korchah, diese Secte in Persien zu zerstören versuchte, hat schon *Herbelot* erzählt. Merkwürdig ist indess, was Hr. *W.* nicht erzählt, dass *der* Zweig der Ismaëliten, den wir eigentlich die Assassinen nennen, *étoient soumis aux souverains d'Alumant et dirigés par des Daï: il est même remarquable que la plupart des fédaïs employés à commettre le meurtre en Syrie étoient Persans de nation.* Den Sitz der eigentlichen Macht derselben setzt Hr. *Jourdain* in die Nähe der jetzigen Hauptstadt von Persien, Taheran: denn nach einem persisch-türkischen Wörterbuch *Terhank-Chousi* sey Rudbar eine Provinz zwischen Casbin und Guilan. Dass noch bis auf den heutigen Tag Überbleibsel dieser Secte sich in Syrien finden, weiss man freylich, Hr. *Jourdain* hat aber die Nachrichten zusammengestellt. Diess ist unstreitig das interessanteste Stück in Hn. *M's.* ganzem Buche, und hat uns neugierig gemacht auf das Werk: *la Perse ou le tableau de l'histoire du gouvernement, de la litérature de cet Empire, de moeurs et coutumes de ses habitans,* welches Hr. *Jourdain* herausgiebt. Je weiter man freylich diesen Geschichten nachgeht: desto mehr sieht man ein, wie wir zu unserer Art, die Geschichte zu behandeln, orientalische Quellen wenig oder gar nicht gebrauchen können, da wir uns mit einem: *Gott weiss, wie es eigentlich war,* womit die Orientalen ohne Bedenken die wichtigsten Fragen beseitigen, nicht helfen dürfen. Über das Naphta-Feuer, dessen sich die Muhamedaner hernach bedienten, hätten wir gern von Hn. *Jourdain* orientalische Nachrichten gehabt; wenn aber Hr. *W.* des von der Anna Comnena beschriebenen Feuers gedenkt: so hätte er S. 341 δάκρυον ἄκαυστον nicht *unverbrennlich Harz* übersetzen sollen, weil das eine *contradictio in adjecto,* und *du Fresne* viel besser wie Hr. *W.* erklärend übersetzt (*ed. Venet. p.* 303 unten): *pinus et piceae arborumque id genus ob succum intus pinguem in virore perennantium lacrymae, stillant, unguinis lenti, oleosique glutinis, amica flammis materies et ea concepta diu durans.* Wir können übrigens nicht glauben, dass Anna das gewöhnliche griechische Feuer und seine Verfertigung hier beschrieben habe, weil wir finden, dass man von diesem Vorrathe lange vorher bereitete, eigene Maschinen hatte, um es zu werfen, dass es ferner sehr flüssig war, welches hier nicht der Fall scheint. Auch scheint der Ausdruck der Prinzessin τούτῳ τῷ πυρὶ κεχρημένοι, auf ein besonderes, nicht auf das bekannte, Feuer zu gehen, was sie sonst wohl auch durch das hinzugesetzte θαλάσσιον angedeutet hätte. Ferner ist ausgemacht, dass zu dem griechischen Feuer auch Wachs und andere Substanzen kamen; doch blieb es immer ein Geheimniss. Wäre es so einfach gewesen, wie hier beschrieben wird: so hätte es theils die Wirkung nicht haben können, theils wäre es bald entdeckt worden. Wir wiederholen aber hier, dass, ungeachtet die Schriftsteller sich des Ausdruckes: griechisches Feuer, auch von dem der Mahomedaner bedienen, das Feuer, welches diese in jenen Zeiten zu gebrauchen pflegten, und dessen Wirkungen Hr. *Joinville* so naiv beschreibt, von dem von Gallinicus erfundenen durchaus verschieden war. Hr. *Joinville* S. 39 sagt: die Feinde hätten gehabt *un terrible engin à*

malfaire par lequel engin ils nous jettoient le feu grégois à planté, diess sey niedergefallen zwischen ihre Thürme, und sie hätten sich auf die Knie geworfen, wenn man es geworfen, sie hätten einen Mann dazu gehabt, der es ausgelöscht, es wäre gewesen *aussi gros qu' un tonneau, la queue en duroit bien comme d' une demi canne à quatre pous.* Es hätte einen Lärm gemacht wie der Donner, es sey ihm erschienen *comme un grand dragon volant par l' air.* Doch wird es in einer Nacht nur siebenmal geworfen. Dazu muss man die Note von *du Fresne* in den *observations sur l'histoire de St. Louis* S. 71. vergleichen; aber weder hier noch in seinen Bemerkungen zu Gottfried von *Villehardouin* (No. CXIII und XIV *ed. Venet. p.* 146) ist er der Sache auf den Grund gegangen, ob man gleich alle Stellen bey einander findet. Das Feuer der Mahomedaner war, wie alle Umstände bezeichnen, ganz gewiss nur Naphta oder Steinöl, und die Griechen nannten es daher mit Recht zuweilen medisches Feuer, weil in den Gegenden Mediens bekanntlich reiche Naphtaquellen sind. Übrigens hätte natürlich die Expedition Boëmunds gegen den griechischen Kaiser, bey deren Anlasse dieses Feuers erwähnt wird, entweder ganz wegbleiben, oder doch viel kürzer gefasst werden sollen, nicht bloss um Raum zu sparen, sondern um in der Geschichte der Kreuzzüge, wo man schon zu sehr zerstreut wird, der Aufmerksamkeit und dem Vorstellungsvermögen des Lesers nicht zuviel zuzumuthen. Sonderbar ist es, dass Hr. *W.* an den Wundern, die in den Büchern erzählt werden, welche er benutzen *muss*, noch nicht genug hat, sondern noch andere hineinzieht, wie S. 336, wo er sich sogar damit nach Constantinopel verirrt, und da sich Anna Comnena begnügt, zu sagen, das gewöhnliche Wunder sey nicht erfolgt, nach einer anderen sehr unzuverlässigen Quelle diess *ausgebliebene* Wunder beschreibt. Statt dessen hätte man lieber gewusst, was denn das sey, was der Vf. S. 344 Altbrück nennt, und wozu er in der Note *vieux pont* setzt. Da auch wir weder das Eine noch das Andere kennen: so wäre es uns lieb gewesen, wenigstens zu erfahren, ob es denn der Vf. für einen deutschen oder französischen Ort hält. Denn wenn er uns Cap. XVIII Note 65 S. 354 auf diese Note zurückweiset: so ist das doch in den April geschickt. Eben so wird Niemand wissen, was μακρὸς αἰγιαλὸς ist, wenn Hr. *W.* im Text die lange Küste übersetzt, obgleich diess freylich eher zu erfahren ist. Auch hätten wir S. 431 gern dafür die Note über die Frohnkämpen vermisst, weil wir nicht oft genug sagen können, dass der Vf. durchaus nicht nöthig hat, sich mit solchem Flitterstaat zu putzen, da ihm der ruhige, aus ihm selbst fliessende Ton viel besser steht, und er durch dieses Angenommene sogar oft ungerecht und unzuverlässig wird. Diess fiel uns S. 441 besonders auf. Nach jeder christlichen Moral, und wir sind der laxen Disciplin gewiss nicht gewogen, ist im Kriege List und offenbare Gewalt gleich erlaubt, da durch die Kriegserklärung oder durch die Feindseligkeit selbst das gesellige Band aufgehoben wird, und ein Wettstreit der Kräfte des Körpers und Geistes beginnt, wobey jeder auf seiner Hut seyn muss. Am angeführten Orte nun ist Ilgazi dumm genug, oder vielmehr verlangt so sehr nach seinen Vergnügungen, dass er, wie ihm ein christlicher Commandant von Artasia die Übergabe des Platzes verspricht, sich bewegen lässt, nur einen Officier in den Platz zu schicken, weil ihm der Christ vorgelegen, dass sonst sein Sohn, der in Antiochia sey, werde umgebracht werden und er selbst die Ehre verlieren. Diess nennt Hr. *W.* heuchlerische Thränen, den alten Schlaukopf, einen lügenhaften Christen; um um aber diess zu begründen, lässt er ihn *flehentlich* und mit Thränen bitten, wovon wir bey *Gautier* nichts finden. Es heisst vielmehr *Gaut. cancell. bell. Antiochena* (*ed. Bongars. p.* 456) ganz ordentlich: *Joseph astutia praemunitus non repugnando sed quasi assentiendo hoc modo respondit etc.* Auch in der ganzen Rede ist nichts Jammerndes, und das grosse Lob, das *Gautier* nach Hn. *W.* dem Manne ertheilt, ist weiter nichts, als dass er den Joseph *prudentissimum* nennt. Das sind Kleinigkeiten; aber diese zeigen am besten, wie leicht man sich gehen lässt. Übrigens wäre nach unserem Urtheil gerade hier der beste Ort gewesen, durch einige wenige Winke anzudeuten, wie gerade die heftige Bewegung zum Glaubenskriege, die in den Christen sich entzündete, und durch unter den Text gelegte Stellen der Schriftsteller selbst viel besser als durch das Nachäffen ihres Tons angedeutet wäre, eine Reaction unter den Mahomedanern erzeugte, die die schrecklichsten Folgen hatte. Wir meinen hier nicht bloss die Grausamkeiten und Kriegspredigten der Lehrer des mahomedanischen Glaubens, nicht bloss die Begeisterung des Zenki und des edlen Saladin, sondern wir erinnern auch an die wüthenden Mohaden, die sich um eben diese Zeit auf der Nordküste von Afrika und bald auch in Spanien erheben, und keinen christlichen Cultus dulden wollten, statt dass vorher die Christen, besonders die der mozarabischen Liturgie, friedlich unter den Mauren wohnten. Diess ist doppelt merkwürdig, da zu eben dieser Zeit (seit 1109) auch die monophysitischen Streitigkeiten unter den griechisch redenden Christen einen neuen Umschwung in Syrien erhalten hatten, und die Maroniten sogar ihren Patriarchen desswegen ermordeten. Diess scheint uns eigentlich der Geschichte der Kreuzzüge, so fern sie aus Religionsgründen geführt wurden, näher verwandt zu seyn, als manche Gefechte und Geschichte der kleinen syrischen Fürsten, und noch mehr als die Wunder, die Hr. *W.* so gern vervielfältigt. So erzählt S. 456 *Gautier* (*habeat sibi*) allerdings, dass der Leichnam eines getödteten Christen verschwunden sey; er macht aber nicht so viel Aufhebens dabey, als Hr. *W.*, und gerade *das* ist Charakter der Zeit und des Glaubens oder Aberglaubens. Er sagt auch gar nicht, wie Hr. *W.*: durch solches Wunder geschreckt, soll der blutdurstige Ilgazi von der fallenden Sucht u. s. w.," sondern (Bongars p. 465): *et hoc facto* (d. h. da diess geschehen war, also, nachdem Ilgazi sich müde ge-

mordet) *profanus, viribus destitutus, in effuso sanguine spumans et elisus occidit cet.*. Hr. *W.* glaubte sich wahrscheinlich diese Freyheit mit *Gautier* am ersten nehmen zu können, da er sich um dessen oft verworrenen Bericht und seine verdorbenen Namen und dergleichen so grosse Verdienste erworben hatte, welche nur der richtig schätzen wird, der *Gautier* erst allein gelesen, und dann mit Hn. *W's.* Buch in der Hand noch einmal durchgeht. Wenn Hr. *W.* S. 516 von der Gefangenschaft und der Befreyung des Königs Balduin II spricht: so hat er vergessen, dass mit dem *Datum* des *Wilhelm von Tyrus* auch *Fulcher* von Chartres bey *Duchesne* Tom. IV p. 879 übereinstimmt, der aber für die Zeit der Gefangenschaft 18 Monate und *paullo magis* angiebt, was doch nicht herauskommt. Was übrigens den König bewog, gegen sein Versprechen Aleppo zu belagern, sagt *Fulcher* frey heraus, *vel obsides suos a civibus extorqueret vel forte fame compressam comprehendere posset.* Des Grundes, den Hr. *M.* erwähnt, hat billig Hr. *W.* nicht gedacht. Hr. *M.* Th. II S. 68: *Les musulmans lui avoient d'ailleurs fourni un prétexte pour les attaquer en maltraitant les otages qu'il leur avoit donnés.* Dazu die Note: *Edme, fille de Boudouin, encore enfant fut violée par les musulmans à qui son père l'avoit donnée en otage.* Dass Hr. *W.* diess S. 512 übergangen hat, billigen wir durchaus; nur hätten wir gewünscht, dort, wovon der Eroberung von Tyrus die Rede ist, von ihm zu hören, was die Griechen mit Recht gegen die Abendländer erbitterte. Diess war besonders der Eigennutz der Handelsstaaten, deren feinere Politik ihnen weit gefährlicher war, als die Rohheit und wilde Habsucht der Barbaren. Diess gesteht *Fulcher* in der Fortsetzung seiner Geschichte, die Bongars nicht kannte, die sich aber im 4ten Theile von *Duchesne* findet. Dort heisst es S. 880 No. XLI: „Damals wurde uns verkündet, dass die Venetianer bey der Rückkehr ins Vaterland nach der Eroberung von Tyrus die Inseln des Kaisers, an welchen sie vorbeysegelten, als Rhodus, Mothon, Samos, Chios, mit Gewalt erobert, die Befestigungswerke zerstört, die Mädchen und jungen Leute fortgeführt, und auf alle Weise Geld mit sich fortgeschleppt.“ Er selbst setzt hinzu: *sed quoniam nequivimus hoc commendare, in visceribus internis hoc audientes condoluimus, hi enim adversus imperatorem, hic quoque contra Veneticos crudelissime ubique desaeviebat.* Aus eben der angeführten Fortsetzung S. 882, die sonst ganz genau mit *Wilhelm von Tyrus* übereinstimmt, möchten wir diesen doch darin berichtigen, dass er, und Hr. *W.* mit ihm, S. 524 sagt, in der rühmlichen Schlacht bey Ezaz, wo die Christen mit 3000 Mann die 15000 Türken schlugen, „sey kein Emir oder anderer vornehmer Mann erschlagen worden.“ *Fulcher: „amiserunt Satrapas Turci quindecim in illo congressu,“* was auch zu den 2000 Mann, welche sie sonst verloren, besser passt. Wir erinnern diess nur, um zu bemerken, wie auch der genauesten Aufmerksamkeit viele Dinge entgehen müssen, weil Hr. *W.* sonst die kleinen Abweichungen in der Zeitbestimmung, die zwischen *Fulcher* und *Wilhelm von Tyrus* Statt finden, genau bemerkt hat, z. B. S. 528 in der Note. — Über die Geschichte der Entstehung der Orden im heiligen Lande liesse sich Manches erinnern, wenn wir nicht, um auf das französische Werk zurückzukommen, darüber hinauseilen müssten. Wenn von dem Orden der Tempelherren die Rede ist: so wäre es allerdings sehr wichtig, wenn sie das Haus, das sie späterhin in Montpellier besassen, und welches von ihnen an die Johanniter überging, schon im Jahre 1122 erhalten hätten, da sie im heiligen Lande erst 1120 sich bildeten, wie *Mabillon* in der *Chronologia Bernardina* gut gezeigt hat, und ganz anders bildeten, als dass an eine Niederlassung zu denken wäre. Es waren ja nach *Wilhelm von Tyrus* in den ersten neun Jahren nur neun, denen man wohl Geld, vor dem Concilium in Tyrus aber keine Besitzung schenken konnte. Hr. *W.* führt die *histoire de Languedoc* an; wir vermuthen aber, theils daraus, dass er Tom. I statt Tom. II citirt, und dass er auf den Text, nicht aber auf Note XXXVII No. 9, noch weniger auf die Actenstücke selbst, wo sich eigentlich das Gründliche findet, zurückweist, dass diese ihm selbst nicht zur Hand war. Die Urkunde, in der des Hauses vor 1169 erwähnt wird, ist falsch, oder doch das Datum, welches aus anderen Umständen erhellt. Auch hätte ja dieser Schenkung in dem Testamente Wilhelms, das in den *Preuves* CCCLXXXVI p. 414 — 417 steht, erwähnt werden müssen, da p. 416 alle Legate benannt werden, und Wilhelm sonderbar genug darin vorschreibt, dass, wenn seine damals schwangere Frau mit einem Knaben niederkomme, dieser Mönch werden und 3000 *solidos* zur Ausstattung erhalten solle, wenn mit einem Mädchen, sie Nonne werden und 2000 *solidos* erhalten solle. Wir kommen auf die Schrift des heil. *Bernhard*, *de laude novae militiae ad milites templi*, welche der gute *Bernhard* auf Bitten des Meister Hugo schrieb, und welche S. 555 eine beredte Schrift genannt, auch ausgezogen wird. In einer Note oder einer Beylage möchte man allerdings gern etwas daraus erfahren, im Text aber, wo vom Historischen die Rede ist, scheint sie keinen Platz zu verdienen; noch weniger sollte Hr. *M.* sich darauf als auf ein historisches Document berufen S. 77. Diese Schrift des heil. Bernhard scheint uns, so gut sie auch gemeint ist, eine seiner schwächsten Arbeiten, obgleich offenbar seine Absicht dahin geht, die unruhigen Kämpfer, die den vaterländischen Boden mit Feuer und Schwerd verheerten, aufzufodern, sich an die neue Verbrüderung anzuschliessen, und Kraft und Muth gegen die Ungläubigen zu üben, wenn ihnen denn das Blutvergiessen nothwendig scheine. Zu diesem Endzweck tadelt er in den drey ersten Capp. seines Büchleins die Ritter und Kämpfer seiner Zeit, wegen ihrer Rohheit und Wildheit, billigerweise, setzt ihnen dann im 4 Cap. die Tempelherren entgegen, und giebt diesen Alles, was er an den Anderen vermisst. Wie konnte der h. Bernhard wissen, ob sie seinem Bilde entsprachen? Wie kann man von seiner auf Bitten des Vorstehers rhetorisch im äussersten Westen geschriebenen Schrift auf das schliessen, was im fernen Osten vorging? Was die Beredsamkeit angeht: so ist sie viel grösser in anderen Schriften desselben Verfassers. Denn nach den 4 ersten

Capiteln ſind 9 andere ſonderbar genug hinzugefügt, in denen er ſeine Auffoderungen an die Ritter von den Orten des heil. Landes hernimmt. So heiſst Cap. VI Bethlehem das Haus des Brodes, daher nimmt er Gelegenheit, ihnen etwas über das himmliſche Brod zu ſagen; Cap. VII heiſst Nazareth Blume, in dieſer iſt Chriſtus die Frucht u. ſ. f. So geht es bis ans Ende. Dieſs iſt im Geſchmack der Zeit, und die Tempelritter ſelbſt haben wahrſcheinlich davon nichts verſtehen können; es war aber auch nur auf den Clerus berechnet, damit dieſer viele Leute auffodere, ſich dieſem heiligen Kriegsdienſt zu widmen: hiſtoriſch ſcheint es uns durchaus nicht brauchbar. Nach der Entſtehungsgeſchichte der geiſtlichen Orden, über die von einem Geſchichtſchreiber, wie Hr. *W.*, wohl mehr zu erwarten geweſen wäre, ſieht man deutlich, daſs die Geſchichte auch durch die Jahre, welche weniger merkwürdige Ereigniſſe darbieten, auf dieſelbe Weiſe durchgeführt werden ſoll, ſtatt daſs es nöthig geweſen wäre, mit raſchem dreiſtem Schritte mit Zenki, Nureddin und Saladin vorwärts zu gehen. Wir haben freylich erkannt, daſs der Vf. dasjenige, was ſich aus jetzt bekannten Quellen über die Atabebs ſagen läſst, ſehr gut zuſammengeſtellt hat, und werden ihn gewiſs nicht auf *Fieldings* Einleitung zu Tom Jones verweiſen, obgleich ſich dort etwas lernen läſst, und er ſeine Forſchungen an einer anderen Stelle hätte geben können, auch Fulco's frühere Geſchichte nicht in der Ausführlichkeit hätte beybringen, und ſeine Geſchichte in Paläſtina kürzer faſſen dürfen. *Marin* in ſeiner Geſchichte iſt freylich zu kurz über Fulco, wenn er ſagt, er ſey durch keine glückliche oder unglückliche Begebenheit bekannt geworden. Da Hr. *W.* dieſe Begebenheiten einmal ausführlich behandeln wollte, und aus arabiſchen Schriftſtellern ſo Vieles auszog: ſo hätte er auch über König Leo von Cilicien oder Klein-Armenien, deſſen *Marin* I S. 253 und Hr. *W.* S. 644 erwähnt, wohl nähere Auskunft geben können, da ſogar Al Athir wahrſcheinlich ſeiner gedenkt, weil wir glauben, daſs *Notices des manuscrits du Roi Tom. I p.* 551., wo es heiſst, der *empereur de Constantinople, que notre auteur appelle simplement le roi de Roum*, ſey mit den Franken nach Syrien gezogen, ein Irrthum des Epitomators ſey, der ſich nur durch Anſicht des Originals heben läſst. Beyläufig erinnern wir, daſs die Familie der Fürſten von Armenien, deren Haupt damals Johannes ſoll nach Conſtantinopel geſchickt haben, für die Geſchichte des Reichs Jeruſalem nicht unbedeutend iſt, wie ſchon ein Blick auf die Geſchlechtstafel bey *du Fresne in notis ad Joann. Cinnam.* p. 140 zeigt. Wir wiſſen auch nicht, warum Hr. *W.* in der Note zu S. 656 eine andere Erklärung des griechiſchen φέρμα zu billigen ſcheint, als die, welche *du Fresne* l. c. p. 141 gegeben und Hr. *W.* ſelbſt in *rer. a Comn. geſt. hiſtoria* p. 508 aufgenommen hatte. Dagegen billigen wir ſehr, daſs er in der Geſchichte der Kreuzzüge S. 670 der Erzählung der Griechen über die Art, wie ihr Kaiſer vom Schaiſar abgezogen, den Vorzug gegeben, ſtatt daſs er in dem vorher genannten Werke l. c. dem Ebn el Athir folgte.

Wir ſcheiden hier ungern von Hn. *Wilken*, der nicht allein gründlich belehrend, ſondern auch für den, der Gründlichkeit liebt, intereſſant erzählt, ſobald ihn nicht ſein böſer Genius ſich ſelbſt ungetreu macht, und ihn in eine Sphäre führt, wo er nicht mehr zu Hauſe iſt. Nun noch einige Worte über Hn. *Michaud*, und zwar nicht über ſeine Behandlung der Geſchichte, ſondern über die Geſchichte ſelbſt.

Hr. *M.* hat den Fall von Edeſſa beſchrieben, wie Hr. *W.*, er beruft ſich auf die Beyträge von Armeniern, die mit ihm in Paris leben; aber er bleibt an Treue und Wahrheit dennoch auch hier zurück. Was das Gedicht des armeniſchen Patriarchen Nerſes betrifft, das Hr. *Cerbied* überſetzt hat: ſo ſcheint er nicht gewuſst zu haben, was Hr. *W.* erinnert, daſs von vielen ſyriſchen Dichtern dieſer Gegenſtand behandelt worden. Bey der Erzählung des zweyten Kreuzzuges, den Ludwig VII und Conrad III unternahmen, gedenkt Hr. *M.* nicht einmal der Vorſicht, die der König ſeines Vaterlandes nahm, ehe er den Zug antrat, ſich in gutes Verhältniſs mit dem Kaiſer Manuel zu ſetzen, da er doch der Correſpondenz des Kaiſer Conrad mit dem Griechen erwähnt hat. Der Brief des griechiſchen Kaiſers an den König Ludwig ſcheint auch Hn. *W.* noch nicht bekannt geweſen zu ſeyn, als er die Geſchichte der Familie der Comnenen ſchrieb, er wird ihn aber gewiſs in ſeinem 3 Theil der Kreuzzüge benutzt haben. Wir meinen die in *Martene et Durand theſaurus novus anecdotorum T. I p.* 399 enthaltene *epiſtola Manuelis imperatoris Conſtantinopolitani ad Ludovicum Francorum regem*, worin er den Brief, den ihm Ludwig geſchrieben, um ihm ſeinen Kreuzzug zu verkündigen, und um den Durchzug durch ſein Land gebeten hatte, beantwortet. Er ſagt, daſs er das Schreiben des Königs, deſſen Geſandtſchaft ſehr anſehnlich war, erhalten habe, daſs er ſich über des Königs Entſchluſs ſehr freue: *ſed quoniam cauſa magna erat et egens conſideratione, duos quidem fratres templi detinuit, his imperium meum, quo mittat cum eis apocriſiarium ad tuam nobilitatem etc.* Übrigens wünſcht er *millies et millies utinam veniat nobilitas tua*, und dieſs ſollte der Theil von Ludwigs Geſandtſchaft, den er mit Briefen zurückſchickte, dem König betheuern, hernach ſolle ſein *apocriſiarius* alles Nöthige in Ordnung bringen, und er wolle ſogar gegen die Türken helfen, weil dieſe den neulich gemachten Frieden ſchon wieder gebrochen hätten; auch wolle er für die *panegena i. e. conventus rerum venalium* ſorgen. Dieſes Briefes gedenkt auch *du Fresne*, der ihn nach des Radulphus de Diceto Chronik anführt. Wenn man dieſs mit *Cinnamus* (p. 30 oben oder 37 unten) vergleicht: ſo ſieht man, wie wenig Mühe ſich die griechiſchen Schriftſteller gaben, oder wie wenig Gelegenheit ſie hatten, die Wahrheit zu erfahren. Bey dem angeführten Ort bey *Mart.* und *Durand.* findet ſich auch ein intereſſanter Brief, wo die ſchlaue Weltklugheit eines Geiſtlichen in dem Kreuzzuge eine Art Conſcription und in dem h. Bernhard einen Mann ſieht, der davon frey machen könne.

(Die Fortſetzung dieſer Recenſion folgt im nächſten Stücke.)

Geschichtschreiber der Kreuzzüge zu untersuchen und anzudeuten, da es für die Geschichte Nureddins und seiner Eroberungen sehr wichtig ist. Diese Abweichung der occidentalischen und orientalischen Schriftsteller in der Zeitrechnung ist übrigens die bedeutendste Abweichung in der Erzählung, und die arabischen Schriftsteller scheinen Recht zu haben. Denn was *Reiske* Note 374 zu Abulfeda über die Abweichung in der Erzählung von der Gefangennehmung selbst erzählt, läſst sich mit dem, was *Wilhelm von Tyrus* sagt, lib. XVII c. XI (ed. Bongars p. 916) ganz leicht vereinigen; und wenn *Wilhelm* a. a. O. ihn einen *virum supinum, a patria degenerem honestate, sordibus effluentem, libidine dissolutum, spretis melioribus perniciosa sequentem* nennt, so könnte er bey diesem Charakter dennoch, wie die arabischen Schriftsteller erzählen, sehr tapfer gewesen seyn, ob er es gleich bey seines Vaters Leben und gleich nach seinem Tode nicht war. Indeſs ist es wahrscheinlicher, daſs die mahomedanischen Schriftsteller, wie sogar auch *Herbelot*, den Vater mit dem Sohne verwechselt haben. Bey den Unruhen in Ägypten, die der Besitznahme durch Saladin vorangingen, sind bey Hn. *M.* nur sehr dürftige Nachrichten, da doch hier sehr viele und auch interessante Begebenheiten zu erzählen wären. Wir gestehen, daſs auch *Marin* in der Geschichte Saladins uns nicht Genüge geleistet hat. *Marin*, den *Reiske* (*Büschings* Magazin u. s. w. Th. 5 S. 371) hervorgezogen, hat hier manche interessante Nachrichten, welche wohl näher beleuchtet zu werden verdienten, obgleich er erst für die folgende Zeit brauchbar ist. Hr. *M.* möchte uns gern glauben machen, daſs er die arabischen Schriftsteller alle verglichen hätte; indeſs ersuchen wir den Leser, nur *Marin* in die Hand zu nehmen, um zu erkennen, was an den allgemeinen Declamationen S. 220 seyn mag. Ägypten ward bis auf die Unruhen, die Schawer und Dargan veranlaſsten, so gut regiert, als eine orientalische Despotie regiert werden kann, und der Umstand, daſs Baharam, ein Christ, nicht allein lange Vezier war (*Büschings* Magazin S. 389), sondern sogar vom Chalifen gegen alle Vorstellungen der Groſsen beybehalten ward, daſs ferner die Anzahl der Sunniten so bedeutend in Ägypten war, beweist wenigstens eine gelinde und tolerante Regierung. Auch das groſse Lob, welches *Marin* (*Büschings* Mag. S. 390) dem Vezir al Malek es Saleh Thalajeh Ibn Ragik, den *Marin* (Leben Saladins, deutsche Übers. Th. 1 S. 74) unter dem Namen Talai als einen Tyrannen des Chalifen aufführt, ertheilt, und mit Autoritäten belegt, beweist doch, daſs dieſs Land sich nicht so bedrängt fand, als Hr. *M.* uns mit prächtigen Worten malt. Beyläufig widerspricht sich auch *Marin*, wenn er den Talai erst herabsetzt, und dann doch selbst gesteht, daſs er allein das Unglück, welches durch Schawer über Ägypten kommen könne, vorausgesehen habe. Mit Recht sagt übrigens *Marai* (*Büschings* Mag. S. 391), daſs Schawer für Ägypten dasselbe gewesen sey, was Ibn al Alcami für die Chalifen von Bagdad war. Gern möchten wir auch darüber Gewiſsheit haben, und hätten sie durch einen Schriftsteller, dem so viele arabische Quellen durch seine Freunde zugänglich waren, leicht erhalten können, ob der Vorwurf, daſs die ägyptischen Chalifen nicht bloſs Rafedhis (Ketzer), sondern auch Zendiks (Atheisten), gewesen, einen anderen Grund habe, als den Haſs der Parteyen, da dieſs sonst für die philosophische Lehre der arabischen Aristoteliker und der mit ihnen so genau zusammenhängenden Aristoteliker des unteren und mittleren Italiens von der gröſsten Wichtigkeit wäre. Um nicht weitläufig zu seyn, erinnern wir hier nur an die, Friedrich II, dem Freunde der arabischen und jeder anderen Gelehrsamkeit, gemachten Vorwürfe, die auch seinen Kanzler und seine Freunde trafen, unter die wir jedoch den Ezzelino, der seinen teuflischen Unglauben aus seiner eigenen Tigerseele hatte, nicht rechnen. *Marin* erzählt übrigens den Antheil, den der abissidische Chalife an Nureddins Unternehmung nahm, viel richtiger, und sogar auch mit *Marai* übereinstimmender, als Hr. *M.*, der seine Nachrichten doch bloſs aus ihm entlehnt. Beyläufig können wir nicht umhin, einer Stelle des *Wilhelm von Tyrus* zu gedenken, wodurch die Erzählung Herodots von dem ganzen Heere des Cambyses, welches auf dem Zuge zum Tempel des Jupiter Ammon im Sande verschüttet ward, sehr gut erläutert und bestätigt wird. Wir meinen Herodot III, 26, und *Wilhelm von Tyrus* lib. XIX c. 15 (ed. Bongars 964), den wir wieder öffneten, weil wir in der Schilderung bey Hn. *M.* S. 227, die sich mit den Worten schlieſst: *et lorsque Chirkon arriva sur les bords du Nil il n'avoit pour sa defense que le souvenir de ses premieres victoires*, beym Mangel eines Citats, den guten *Wilhelm* nicht mehr erkannten. Ohne Hn. *M.* zu kennen, würden wir eine andere Quelle vermuthet haben; als wir aber bey *Marin* (Übers. S. 81) nachsahen, fanden wir, daſs Hn. *M.* ihn nur verbessert habe, und *Marin* citirt *Guilielmus Tyrus*; also meint er wohl die erwähnte Stelle. Die Vergleichung derselben mit *Marin's* und Hn. *Michauds* Erzählung wird zeigen, daſs der Erste als Historiker, der Andere als Dichter verfuhr. Nicht zufrieden damit, daſs er den Wind und das Ereigniſs mit dem Flugsand übertrieben hat, kömmt er noch S. 229 darauf zurück, und interpolirt mit unverschämter Stirn sogar *Marin*, der (Übers. S. 84) ganz anders erzählt. Weil er es leichter findet, Geschichte zu machen, als zu suchen: so hat er es auch nicht der Mühe werth gehalten, aus *Marin* die Geschichte von Ayub und Schirkuh, die doch für Saladins Geschichte viel wichtiger ist, als hundert allgemeine Declamationen, in sein Werk aufzunehmen. An eine ernsthafte Untersuchung, wie schuldig oder unschuldig Graf Raymund von Tripoli an dem Fall von Jerusalem war, darf man daher nicht denken; Hr. *M.* sucht ihn so gut, als sich thun läſst, zu entschuldigen, wenn er gleich seine Streitigkeiten mit dem Groſsmeister der Tempelherren nicht ganz verschweigen kann. Von der Absendung des Patriarchen von Jerusalem und der Groſsmeister der beiden Orden nach Frankreich im J. 1184, wo sie die Schlüssel der Stadt Jerusalem und des h. Grabes an Philipp brach-

ten, darf man nicht hoffen von Hn. *M.* etwas zu erfahren, ungeachtet damals Geld und Truppen von Philipp abgeschickt wurden, deren sogar die mahomedanischen Schriftsteller erwähnen. *Rigordus de gest. Phil. Aug. apud Freher. p. 171. Et ideo de consilio principum strenuos milites cum magna multitudine peditum rex de propriis reditibus sumtus sufficientes, ut fama referente didicimus, ministrans devote Hierusalem transmisit.* Auch den Umstand, dass Jerusalem nur vom 10 Sept. bis 3 Octbr. von Saladin belagert ward, ist nicht angeführt. Doch finden sich in den *pièces justificatives* einige sehr interessante Stücke über diese Eroberung. Zuerst No. IX S. 485 der Brief, den der Kadi Alfadhel in Saladins Namen an den Chalifen über den Sieg bey Tiberias und über die Eroberung von Jerusalem schrieb, und No. X S. 492 die Predigt des Mahomed Ben Zeky nach dem Einrücken Saladins in die heilige Stadt. Wenn Hr. *M.* nicht recht weiss, was eigentlich Friedrich Barbarossa bewogen habe, den Kreuzzug zu unternehmen: so hätte ihm das leicht eine einfache und sehr bekannte Chronik des *Otto v.* St. Blasius in Verbindung mit *Roger* von Hoveden gelehrt, wenn er wirklich Geschichte zu schreiben verstände. *Roger* nämlich berichtet, die Cardinäle hätten gelobt, alles Wohlleben und allen Reichthum eine Zeitlang aufzugeben, und das Kreuz Christi nicht bloss mit dem Munde, sondern durch die That zu predigen: *ut euntes mendicando acciperent crucem primi et praecederent alios in terram Jerusalem.* Diese Kreuzesprediger vertheilten sich, und der Cardinal Heinrich hielt in seinem demüthigen Aufzuge Reden vor dem Kaiser in Mainz, den er vorher schon gesprochen und bewegt hatte, und *Otto* setzt hinzu (*cap. XXXI Murat. Tom. VI p. 887*): *patrociniumque Romani imperii per ejus auxilium imploraverunt. Quo habita deliberatione ad subveniendum se obtulit: acceptaque cum filio, Friderico scilicet Suevorum duce, peregrinationis cruce in remissionem peccatorum crucis ignominiam se vindicaturum publice denunciavit.* Der Anonymus bey *Canisius* sagt sogar, er hätte sich schon vorher entschlossen gehabt, und nur zurückgehalten, weil er erst wartete, bis viele andere Herren sich erklärt hätten. Man sieht also, Religion und Wunsch, als Kaiser auch der Pflicht, den Glauben zu schützen, Genüge zu thun, trieben ihn zu dem Zuge. Wie wenig Vorstellung hat Hr. *M.* von der Grösse des Gegenstandes, da er den Reichstag in Mainz, zu dem der Cardinal alle Geistlichen so feyerlich entbot, wo die Ertheilung des Kreuzes so rührend vorgenommen wurde, so kalt und kahl abfertigt! Bey Gelegenheit der Correspondenz Friederichs mit Saladin, sagt er, natürlich ohne in eine Untersuchung über den Glauben, den das Ganze verdient, einzugehen, wieder recht naiv (S. 552): *la lettre écrite par Frédéric à Saladin et la réponse de Saladin à Frédéric ont été conservées par Baronius et Matthieu Paris.* Das heisst *Marin*, der sehr vernünftig davon redet, verderben und verstümmeln. Besser als diese Hinweisung ist der S. 546 beygefügte Plan von Ptolemais, den ein Mann, der an Ort und Stelle war, entworfen, oder doch berichtigt hat, und welcher desswegen auch ganz anders ausgefallen ist, als der bey *Marin*, wenn anders der der Übersetzung Th. II S. 140 beygefügte eine treue Copie des Originals ist.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Rudolstadt*, in der Buch- und Kunst-Handlung: *Eutropii breviarium historiae Romanae.* Diligentissime recognovit et in usum scholarum edidit *Carolus Rupp. Fröbel.* 1816. 4 1/2 Bog. 8. (2 gr.)

Der Herausgeber, ehemals Professor am Gymnasio zu Rudolstadt, der jetzt, nach niedergelegter Professur, die Zahl der gelehrten Buchdrucker vermehrt, und durch seine Pressen in einem ausgebreiteteren Kreise den Musen nützlich zu werden sucht, hat das Versprechen des Titels und der sehr kurzen Vorrede völlig erfüllt: *Eutropium diligentissime recognovit!* Da der Abdruck sehr sorgfältig, möglichst von Druckfehlern gereinigt, auf gutem weissem Druckpapier, mit sehr scharfen, zwar kleinen, aber gut ins Auge fallenden schwarzen Lettern veranstaltet ist: so hoffen wir, dass dieser Probedruck den Beyfall einsichtsvoller Schulmänner finden, und der Herausgeber ermuntert werden wird, diesem *Eutropius*, dem Versprechen der Vorrede gemäss, bald mehrere Classiker nachfolgen zu lassen. Gegenwärtige Probe ist den beliebten Ausgaben des hallischen Waisenhauses an innerer Genauigkeit, an äusserer Eleganz und an Wohlfeilheit des Preises überlegen. In der Vorrede verspricht Hr. *Fr.*, wenn Beschäftigungen ihm solches zulassen, eine grössere, zum gelehrteren Gebrauch eingerichtete Ausgabe, die etwas Vorzügliches erwarten lässt. Hier ist keine Note und kein Register angehängt; auf den drey letzten Seiten folgt, vermuthlich nur um sie nicht ganz leer zu lassen, *Imperii Romani regiones XI.* Man hätte diese drey Seiten zweckmässiger zu einem kleinen geographischen Register verwenden, so wie auch Marginalien zur Bestimmung der Chronologie beyfügen, und die Columnentitel zur Übersicht des Ganzen benutzen können. Bey den künftigen Ausgaben wünschen wir, es möge Hr. *Fr.* folgende, so wenig Kosten verursachende, und dem Leser so sehr nützliche Kleinigkeiten nicht aus der Acht lassen: a) Zum Columnentitel anstatt des zu nichts frommenden *EUTROPII LIBER SEXTUS*, (welches blosser Zierrath ist), Übersicht der vornehmsten, auf beiden einander gegenüberstehenden Seiten abgehandelten Materien. b) Am Rande jedes Capitels die Chronologie. Beym Eutropius waren die Jahre der julianischen Periode, n. C. G. und n. R. E. hinlänglich. c) Am Schlusse jedes Capitels Nachweisung der Parallelstellen anderer Schriftsteller, so von der nämlichen Sache umständlicher, oder doch wenigstens beyläufig gehandelt. Endlich d) müsste jedem Schriftsteller ein Register beygefügt werden. Bey Eutropius war ein ganz kleines geographisches hinreichend; bey anderen Autoren dürfte ein historisches, wohl auch ein Schriftstellerverzeichniss nöthig seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, b. Vogel: *Geschichte der Kreuzzüge*, nach morgenländischen und abendländischen Berichten von *Friedr. Wilken* u. s. w.

2) Paris, b. d. Gebr. Michaud: *Histoire des croisades*, par M. *Michaud* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Am schlimmsten kommt bey *Marin* und Hn. *M.*, dessen Quelle der Erke ist, der König Richard von England weg, und was *Marin* ihm noch übrig gelassen, das nimmt ihm Hr. *M.* vollends, durch die neuesten Ereignisse gegen die Engländer noch erbitterter. Nichts Gutes bleibt an ihm, er ist an allem Unglück Schuld, ja seine Schuld ist es, dass er Jerusalem nicht erobern kann, obgleich offenbar die Franzosen nicht weiter wollten, und die Riesenstärke, der Löwenmuth Richards kommen so in Schatten, dass sie Untugenden werden. Doch möchte diess immerhin seyn, wenn ihn nicht Hr. *M.* noch dazu zum Verräther seiner Glaubensgenossen, und zu einem treulosen Freunde machen wollte. Wir wollen durchaus den Charakter Richards nicht vertheidigen; wir wollen nicht einmal auf *Hume* und *Gibbon*, ungeachtet der Erstere seine Erzählungen ganz anders documentirt, als Hr. *M.*, verweisen; wir wollen glauben, dass Richard die drey Töchter (Habsucht, Wollust, Stolz), die Fulco von Neuilly (*Hume Vol. II p. 5 ed. Basil.*) ihm rieth, vor dem Kreuzzuge zu verheirathen, mit sich nach Palästina genommen: hat man darum Recht, ihn ganz herabzusetzen? Hr. *M.* nimmt bey der Gelegenheit sogar wieder die Miene eines Forschers an, und erzählt uns ganz treuherzig, dass Richard dem Bruder Saladins, Malec Adel, die Wittwe Wilhelms von Sicilien Johanna, die freylich damals erst 23 Jahr alt war und Richard begleitete, mit dem Königreich Jerusalem angeboten habe. Diese Absurdität in jenen Zeiten will der Vf. durch das Zeugniss der arabischen Schriftsteller, beym Stillschweigen aller Lateiner, beweisen, ohne zu bedenken, dass diese den Hauptumstand, dass Richard natürlich den Übertritt des Malec Adel zur christlichen Religion foderte, auslassen. Wenn wir alles Übrige übergehen: hatte denn der im revolutionairen Frankreich erwachsene Vf. ganz vergessen, dass Richard wohl wusste, dass keine gültige Ehe zwischen einem Mahomedaner und einer Christin geschlossen werden könne? Sollte der stolze englische König seine Schwester dem Mahomedaner zur Beyschläferin haben geben wollen? Zu welchem Endzweck? Würden, wenn es wahr wäre, was der Vf. sagt, *les évêques chrêtiens, lorsqu'ils en furent instruits, firent éclater leur indignation et menacerent Jeanne et Richard des foudres de l'église*, Richards Feinde hernach so ganz darüber geschwiegen haben, als die Kirche sich seiner annehmen sollte, wie er gefangen war? Hätte Leopold, hätte Heinrich VI, hätten die deutschen Bischöfe, besonders der von Mainz, den Peter von Blois, sein Mitschüler, so bestürmte, sich für Richard zu verwenden, diess nicht zum Vorwand gebraucht, um ihr durchaus ungerechtes Verfahren wenigstens zu entschuldigen? In allen Acten, Verhandlungen und Geschichten des Occidents ist aber auch keine Sylbe davon. Dass ein solcher Vorwurf dem Vf. leicht wird, muss uns weniger in Verwunderung setzen, da wir ja schon gelesen haben, dass das Niederhauen von 5000 mahomedanischen Gefangenen Richard allein zuzurechnen sey: denn dass die Capitulation von Ptolemais von Saladin noch immer nicht erfüllt war, darüber geht Hr. *M.* leicht hinaus. An dieser Stelle heisst es dann in der gewöhnlichen hochtrabenden Sprache von Richard, dessen Betragen gegen seinen Bruder Johann, der sich gegen ihn so unverantwortlich benahm, dessen Verhältniss zu Saladin, der auch edel und tapfer war, durchaus nicht beweist, dass er ein solcher Unmensch gewesen: *ennemi barbare et implacable, il ne pouvoit être un rival généreux.* Wäre diess wahr: wie dürfte sich Peter von Blois unterstanden haben, jene beiden merkwürdigen Briefe, die im *Martene* und *Durand novus thesaurus anecdotorum* T. I p. 640 — 645 stehen, zu schreiben? Wie hätte er in dem letzten, an den Erzbischof von Mainz gerichteten, sich in so bitteren Ausdrücken über die Gefangenhaltung desselben beschweren können? „Als er, heisst es S. 643, für Gottes Vermächtniss anstrengende Mühseligkeiten übernommen, als er kriegerische Beschwerden erduldet, und viele Kosten verwendet, kehrte er in seine Heimath zurück, um bald wieder zu kommen, und mit klügerem Rath und besserem Glück eine neue Pilgerschaft zu beginnen. *Et nunc reges intelligite, reminiscimini, qui judicatis terram, si unquam ab infantia nascentis ecclesiae*

aliquis rex pacificus, fidelis, innocens, peregrinus, tam subdole captus cet. cet." Sonderbar ist es freylich, dass den Vf. der Nationalsinn so gegen das Ende des Buches erst ergriffen hat, von dem er doch gegen die Deutschen sich ziemlich frey erhielt, ungeachtet er den Tancred schon im 1 Band, Gott weiss mit welchem Recht, einen *chevalier François* nannte. Dass es sich wirklich so verhält, zeigt die Manier, wie er den König Philipp abtreten lässt. Man weiss nicht recht, ob man mehr über die Dreistigkeit lachen, oder sich über diejenigen, welche solche Waare, wie die des Hn. *M.*, gegen ihr besser Wissen loben, ärgern soll. Selbst *Marin* hatte gefühlt, dass Philipp eine subalterne Rolle in Palästina spielte, und diess als Franzose nicht ertragen konnte. Hr. *M.* sagt: *Philippe craignit de compromettre la dignité d'un roi et l'intérêt de la croisade en punissant les outrages et la perfidie de son rival.* Ist doch selbst Guillermus Brito, Armoricus, der die Philippis, ein Heldengedicht in 12 Büchern, von Philipp dichtete, noch gerechter, indem er im 4 Buch bey *Freher* p. 274 bloss die Krankheit Philipps, von der er in Palästina nicht habe genesen können, als Ursache seiner Abreise angiebt, wiewohl er naiv genug ist, zu gestehen, dass er schon auf der Rückreise die rothen Backen wieder bekommen:

Sanus et in vultu solito ridente rubore
(Reddimus unde deo grates) in propria venit.

Da es sich noch bezweifeln lässt, ob Philipp vom Papst die Lossprechung von dem Eide, der ihn hindern sollte, in das Land des Königs von England einzufallen, schon damals verlangte: so wollen wir dem Vf. keinen Vorwurf darüber machen, dass er dessen nicht erwähnt; aber was es mit den Palmen und mit dem Lobe des Papstes, deren er S. 405 gedenkt, für eine Bewandtniss hatte, hätte er doch erwähnen sollen, da nicht zu bezweifelnde Autoritäten beweisen, dass der prächtige Ausdruck: *où le saint pontife loua son dévouement et lui donna les palmes du pèlerinage,* nichts sagt. Philipp beschuldigte bey seiner Ankunft in Rom den König Richard, dass er ihn gezwungen habe, seine Rückreise anzutreten, und wollte ihn der Verrätherey anklagen (*appellavit eum de proditione sua*). Darauf wollte sich der Papst nicht einlassen, und weder er noch die Cardinäle glaubten der Lüge. Um aber Philipp zufrieden zu stellen, dispensirte man ihn und seine Begleiter von dem noch zu erfüllenden Theil des Gelübdes, und der Papst gab ihnen, nach einer ganz neuen Sitte, die Palmen, die man sonst in Jericho zu holen pflegte, hing ihnen auch Kreuze um, indem er sie aus seiner Machtvollkommenheit zu Pilgern machte, die ihr Gelübde vollbracht hätten (*statuens quod essent peregrini*). Wenn wir das schändliche Beginnen Philipps zur Zeit der Gefangenschaft Richards, wenn wir der Unterstützung, ja des Aufhetzens seines Bruders gegen ihn, wenn wir des Bruchs des Eides, den er auf das heilige Evangelium geleistet, gedenken: sollten wir nicht unwillig werden, dass man es wagt, auch die frühere Geschichte zu missbrauchen, wie die Zeitungen die neueste? Bedarf es noch eines Beweises, dass Philipp wohl Klugheit im Kopfe, aber kein Herz wie Richard im Busen hatte: so denke man an seine Gemahlin, die arme Ingeberg, und ihr gebrochenes Wehe, das in Compiegne 1193 den Barbaren und seine Helfershelfer nicht rührte. So ist es aber mit der Welt, *corre la dove il più di sue dolcezze verse il lusinghier Parnaso.* Derselbe Mann, der für die Wahrheit sein Herz verhärtet, ist S. 438 — 39 weitläuftig über die Begebenheiten des *châtelain de Coucy* und der Dame *de Fayel*, die den Troubadours ihr Theatralisches verdankt, obgleich auch Hr. *Meusel* allgem. Welthistorie, 36 Theil S. 485 ihr einen bedeutenden Platz einräumte. Wir müssen hier abbrechen, und gedenken nur noch, wie bey der Geschichte von Coucy Hr. *M.* sich auf dasselbe *mémoire* von Belloy stützt, das Hr. *Meusel* auch anführt. Uns fiel das Wandelbare der belletristischen Literatur ein, als wir bey diesem Anlass bey *Meusel* sahen, dass er, wie er Arnaulds Trauerspiel, dessen Stoff Fayel gegeben, erwähnt, der Umarbeitung durch Hn. *Schmid*, *die aller Welt bekannt sey*, gedenkt. *Sic transit gloria mundi!*

D. u. A.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

HALLE, b. Renger: *Grammatik der englischen Sprache, nebst einem Wörterbuche zur Hülfe bey Erlernung der Aussprache*, von D. *W. Wachsmuth*, Privatdocenten an der Universität und ordentlichem Lehrer an den vereinigten Gymnasien in Halle. 1816. VI und 202 S. (14 gr.)

„Eine neue englische Grammatik, heisst es in der Vorrede, bedarf einer Rechtfertigung gegen die wahrscheinlich erfolgende Beschuldigung, die Zahl der schon vorhandenen werde unnöthig vermehrt. Diese sind entweder praktisch, wie man sagt, und zur leichten Erlernung, wo möglich in vier und zwanzig Stunden, bestimmt; mit ihnen hat die gegenwärtige weder Vocabeln noch Briefsteller gemein; oder sie sind zum wissenschaftlichen Unterrichte bestimmt. Eine wissenschaftlich angelegte und ausgeführte soll nun die unsrige seyn; besonders bestimmt, die Sprache der trefflichsten Denker mit ihren Eigenthümlichkeiten, so weit die Grenzen einer Grammatik es erlauben, aus sicheren Grundsätzen zu entwickeln, und eine gründliche Erlernung derselben beym öffentlichen und beym Privat-Unterricht zu erleichtern. Ob in dieser Hinsicht in dieser Grammatik mehr geleistet worden sey, als in denen von *Albrecht*, *Wagner* und Anderen, wird durch das Urtheil der Kenner entschieden werden." Verkennen kann man es nicht, dass der Vf. in Hinsicht auf die Aussprache *Walker's pronouncing dictionary* treu und fleissig studirt habe; allein auch seine Arbeit ist ein Beweis, dass der todte Buchstabe allein hier nicht zum Ziele führt. So findet man nichts von dem Unterschiede des Lautes, womit *a* in *fate* und *care* ausgesprochen wird. *Walker* bezeichnete ihn in beiden Fällen auf die nämliche Art, weil der Engländer auf den Einfluss, den der Consonant auf die Aussprache des vor ihm hergehenden

a sol, nicht weiter aufmerksam gemacht zu werden brauchte; aber der Deutsche muss es erfahren, dass das *a* in *fate* wie *eh*, in *care* aber wie *äh* lautet. Auch hätten wegen des Einflusses, den das *r* auf den Laut des vorhergehenden Vocals hat, *bear* und *break* (S. 13) nicht unter eine und dieselbe Regel gebracht werden sollen, und eben so wenig *their* und *reign*. Auffallend war Rec. die Bestimmung des kurzen Lautes, womit das *o* ausgesprochen wird, der nach S. 6 zwischen *a* und *ä* fallen soll. Das *oi* in *oil* soll wie *ei* lauten. Gegen diese Aussprache eifern aber alle englischen Orthoepisten (s. *Nares* p. 73); und Rec. möchte den Laut des *oi* dem des deutschen *eu* in *heute* an die Seite setzen, der nach S. 4 den Engländern fehlen soll. Weiterhin wird auch in vorliegender Grammatik jener Laut mit *oi* bezeichnet. Dem *e* in der Endung *le*, z. B. in *people*, wird S. 7 der Laut ö beygelegt gegen *Walker* S. 405. S. 8 liest man: „*i* wie *ei* und *i* in *wind*, Wind." Aber die Sprache des Umgangs kennt durchaus nur den kurzen Laut (s. *Walker* unter *wind*); den langen hört man nur in dem Verbo *to wind*. Nach S. 9 soll *o* in *solve* und *dissolve* seinen langen Laut haben, womit es z. B. in *roll* ausgesprochen wird. Dem *o* in der Anfangssylbe *col* wird S. 10 der kurze Laut des *u* beygelegt, und doch steht unter den Beyspielen zu dem Laute, den das *o* in *not* hat, *collect*. Wie es sich damit verhalte, lehrt *Walker* unter diesem Worte. Nach S. 25 ist *w* in den Wörtern, die zu dem Doppellaute *ow* eine Verlängerungssylbe setzen, stumm, als *allow-ing*, *dow-ager*, *tow-er*. Wäre aber diess: so würde ja durch *o* allein der Laut *au* bezeichnet.

Die Etymologie ist, wie in der *wagner*'schen Sprachlehre, und aus den nämlichen Gründen, mit der Syntax verbunden. Überhaupt kann man diesen Theil als eine gedrängte Recapitulation dessen ansehen, was jene Grammatik enthält, unter Hinzufügung einiger weniger unbedeutender Bemerkungen, und mit gleich unbedeutenden, selbst irrigen Abweichungen. Selbst wo *Wagner* irrt, geschieht es auch hier. So heisst es S. 58 (nach *Wagners* Grammatik §. 262, der es jedoch nur von *of which* bemerkt): „*of whom*, *to whom* und *whom* werden oft nicht von dem Verbo des Satzes, sondern einem anderen eingeschobenen Worte regiert, und dann diesem nachgesetzt. — Dasselbe gilt von *which*." Dem widersprechen aber folgende Stellen: *To expose her to the snares and dangers inevitably encircling a house, of* w h i c h t h e m a s t e r *is dissipated and unprincipled seemed to me no less than suffering her to stumble into some dreadful pit*. (*Burney's Evel.*). *Such irregularities, of* w h i c h *it is impossible to mistake* t h e s p i r i t, *had a direct tendency to produce moderation and firmness in the public councils*. (*Gillies Hist. of Gr.*) Abweichend dagegen von *Wagner* wird S. 59 irrig behauptet, bey *what*, welches in jeder Hinsicht durch *that which* aufzulösen ist, sey *that* zu ergänzen. Wäre diess: so würde man auch *all what* sagen können, statt dass es jetzt Regel ist, *all that* oder *all which* für für unser deutsches *alles was* zu gebrauchen. Redensarten, wie die S. 101 aufgestellte: *his wounds were* l i k e l y *not to be mortal*, würde Rec. in Hinsicht auf Wortverbindung unter die Rubrik der sogenannten Attraction bringen.

Rw.

1) Leipzig, in Kleins Kunst- und Commissions-Comptoir: *Praktische Grammatik der russischen Sprache* sowohl für Lehrende als auch zum Selbstunterricht, nach einer möglichst leichten und deutlichen Methode, von M. *J. A. E. Schmidt*, russischem Sprachlehrer. Mit *Übungs-Aufgaben* zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Russische, einer in Kupfer gestochenen Tafel der russischen Schreibschrift, einer Tabelle der abweichenden Zeitwörter, und Stücken zum Lesen. 1813. 10½ B. (1 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Neuestes russisch-deutsches und deutsch-russisches Taschenwörterbuch*, enthaltend die gebräuchlichsten in Schriften und im Sprechen am häufigsten vorkommenden und nothwendigsten Wörter; herausgegeben unter der Redaction von M. *J. A. E. Schmidt*, R. S. *Erster russisch-deutscher Theil*. 1815. 1348 Columnen, *Zweyter, deutsch-russischer Theil*. 1814. 982 Columnen 12. (3 Rthlr.)

Diese russische Grammatik übertrifft alle ihre Vorgängerinnen an Deutlichkeit, Fasslichkeit und gedrängter Kürze. Nach der beliebten *meidinger*'schen Lehrart sind von S. 18 überall Übungsbeyspiele eingeschaltet, die zwar den Fehler der *meidinger*'schen haben, allzu kindisch zu seyn, für die man aber doch dem Vf. Dank wissen muss, weil sie alle seinen Vorgängern fehlen, und auf die gründliche Erlernung der Sprache einen so wichtigen Einfluss haben. Sie sind sehr leicht, und diess ist ihr grösstes Verdienst; und derjenige Lehrer, der sie von seinen Schülern ein paar Mal durcharbeiten läst, wird es durch ihre Beyhülfe gewiss bald dahin bringen, dass der Schüler richtig declinirt und conjugirt: der einzige Nutzen, den Aufsätze dieser Art haben können und sollen. Denn russisch schreiben wird man aus ihnen nie, so wenig wie lateinisch schreiben aus *Speccius*, lernen; auch soll man niemals das Schreiben in einer Sprache eher versuchen, bis man ihrer nicht wenigstens in so weit mächtig ist, in ihr, ohne das Intermedium einer anderen Sprache zu bedürfen, denken zu können; grammatisch richtig denken kann man aber nicht, ohne decliniren und conjugiren zu können, Regimen der Präpositionen und Conjunctionen zu wissen, u. s. w. Die Syntax ist sehr kurz, und von ihr sind nur die unentbehrlichsten Regeln angebracht. Auch diess sehr zweckmässig, denn die feineren syntaktischen Regeln gehören nicht für den der noch die Kunst des Declinirens zu lernen hat, und unsere klügeren Vorfahren unterschieden sehr treffend *Donat* und *Grammatik*. — Die angehängte Schrifttabelle scheint Rec. nicht völlig gut gerathen zu seyn; ihm wenigstens wäre es unmöglich, durch

ihre Beyhülfe auch den beygeschriebenen russischen Brief zu dechiffriren. Aber geht es Russen oder Franzosen mit der deutschen Handschrift besser? d. i. werden sie durch die ihnen vorgelegten deutschen Schriftproben besser in Stand gesetzt, deutsche Briefe zu lesen? — Der Preis des Büchleins, für zehn Bogen einen Thaler, ist ungeheuer, und lässt sich kaum durch die, unseren Schriftgiessern zur Zeit noch nicht völlig gewöhnlichen russischen Lettern entschuldigen.

Gegen die Grammatik gerechnet, ist verhältnissmässig der Preis des *Wörterbuchs* sehr billig, dem wir übrigens alles das Gute nachrühmen müssen, das wir von der Grammatik gesagt. Dass es kein vollständiges Lexikon seyn soll, besagt der Titel, dessen Versprechen die Ausführung völliges Genüge leistet: so dass ein, im gemeinen Leben vorkommendes Wort hier schwerlich vergebens aufgesucht werden dürfte. Die Zeitwörter werden jederzeit (doch finden sich einige, wiewohl seltene, Ausnahmen) im Infinitiv angegeben: können aber von selbigem die anderen Tempora nicht völlig regelmässig abgeleitet werden, so wird grösstentheils das Präsens hinter dem Infinitiv noch besonders hingesetzt.

Pia.

KURZE ANZEIGEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Nürnberg*, in der Reinischen Buchhandl.: *Allgemeines Post- und Reise-Handbuch für Deutschland, Frankreich, die Schweiz, Italien, Spanien, Grossbritannien, die nordischen Reiche und einige andere Länder:* nebst einem alphabetischen Ortsverzeichniss, vermittelst dessen alle Postrouten der vorzüglichsten Orte in Europa, deren Lage, Bevölkerung, Merkwürdigkeiten und Gasthöfe sogleich zu finden sind. *Dritte*, nach den neuesten Quellen durchaus umgearbeitete *Auflage*. Mit einem Anhang verschiedener dem Reisenden nützlichen Nachrichten, sowie mit einer Übersicht der vorzüglichsten europäischen Münzen und einer *Postcharte (von Deutschland)* versehen. 1816. 1 Alphabet und 1/2 Bog. 8. (Geheftet im Futteral 2 Rthlr. 12 gr.)

Der Umstand, dass dieses bereits die dritte Ausgabe ist — die erste erschien 1805, und ist in unserer A. L. Z. 1807. No. 201 beurtheilt worden, die zweyte kam 1811 heraus — zeigt hinreichend, dass das Publicum die Bemühungen des Hn. *Bischof* (so heisst der auf dem Titel nicht genannte Redacteur) mit Wohlgefallen aufgenommen hat. Wir trauen Hn. *Bischofs* Versicherung, dass diese Auflage wirklich *umgearbeitet* ist. Dass es, alles angewendeten Fleisses ungeachtet, dennoch an kleinen Unrichtigkeiten nicht fehle, versteht sich beynahe von selbst; so wie wenn z. B. bey *Jena* der halbe Mond und der weimarische Hof als vorzügliche Gasthäuser aufgeführt werden, welches sie auf keinen Fall sind. In der Vorrede ersucht Hr. *B.* um Berichtigungen, die ihm wohl besser handschriftlich, als durch Recensionen, mitzutheilen sind.

H. L.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Glarus*, ohne Angabe des Verlegers: *Rettungsentwurf und Aufruf an das Vaterland zu gründlicher Hebung des beyspiellosen Elends der Armen im Linth- und Sernf-Thale und auf Kerenzen im Kanton Glarus.* VI und 96 S. 8.

Diese Schrift, eigentlich nicht für den Buchhandel bestimmt, verdient eine Anzeige in diesen Blättern, um daraus einen Grad des Elendes kennen zu lernen, der alle Vorstellung übersteigt, zumal da er sich in einem Lande findet, das man gewöhnlich nur von seiner schönen und einnehmenden Seite schildert; es ist daher billig, auch an die Schattenseite zu erinnern. — Der Kanton Glarus ist, den Kerenzenberg ausgenommen, ein grosses Gebirgsthal, von der Linth durchströmt, in einige engere, unfruchtbare Seitenthäler verzweigt. Noch ist kein Jahrhundert verflossen, seit die Erzeugnisse des Bodens und der Viehzucht, nebst einigem Verkehr mit den Nachbarn, die Einwohner hinlänglich ernähren konnten. Das Baumwollenspinnen schlich sich ins Land, Anfangs als erfreulicher Nebenerwerb; bald ward es Hauptbeschäftigung, in 70 Jahren war die Bevölkerung um die Hälfte gestiegen, an dem unfruchtbarsten Boden am meisten. Jener künstliche Nahrungszweig verdorrte, und unaufhaltsam brach das schaudervollste Elend über das Land ein. Man sann auf Mittel, sprach, handelte, half, aber einerseits waren die Kräfte zu schwach, andererseits die um sich greifende Noth zu mächtig. Alle Gemeingüter sind vertheilt, selten sind die Theile hinreichend, um für eine Haushaltung von fünf Köpfen für sechs Monate Erdäpfel (das ganze Jahr hindurch die einzige Nahrung) hervorzubringen; die Unterstützung der Wohlhabenden, durch die Menge der Dürftigen ins Unendliche zersplittert, ist gering, der Lohn vom Baumwollspinnen für eine Person, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitet, im besten Fall kaum 4 Kreuzer, welche auch den sparsamsten Lebensunterhalt (zumal jetzt) anzuschaffen nicht hinreichen. Die Vorräthe reichen nie über den Januar hinaus; dann nöthigt der quälendste Hunger diese Leute, Aase aus der Erde hervorzuscharren, Klösse von Kleyen zu verschlingen, Nesselkraut und andere frühkeimende Gräser aufzusuchen. Säuglingen versiegt die Mutterbrust, Kranke liegen ohne Pflege, Sterbende lechzen vergeblich nach einem Tröpfchen blauer Milch. In Hütten leben sie, zwanzig bis dreyssig in engem Raum schmachtend, Alles unter einander, ohne Kleider, in Lumpen gehüllt, die an dem Körper vermodern, kaum für die gemeinste Schaamhaftigkeit bedeckt, so dass aus Mangel an Kleidung Erwachsene die Kirche, Kinder die Schule, beide das Freye meiden müssen. An Betten ist nicht zu denken, nothdürftig mögen Alter oder Krankheit einen näheren Platz an dem Ofen gestatten. Mit dem Hungertode kämpfend, wandelnden Gerippen ähnlich, schleicht dieses bejammernswürdige Geschlecht umher.

Dieses Elend einigermassen zu lindern, hat ein Verein von Vaterlandsfreunden mit vieler Umsicht den wohlberechneten Plan entworfen, auf einem Theil des entsumpften Linthbodens eine Colonie anzulegen, und die moralisch am Wenigsten Verdorbenen dieser Armen dorthin zu verpflanzen, damit die in den Gemeinden Zurückbleibenden dadurch mehr Raum und grössere Theile des Gemeinbodens bekämen. Freylich bedarf es zur Ausführung dieses Plans nicht nur grosser Hülfskräfte, zu deren Ausmittelung sie auf den Nationalsinn und die Vaterlandsliebe der gesammten Eidgenossenschaft (die sich in der Wohlthätigkeit noch am schönsten zeigen) rechnen (wie denn schon bereits von mehreren Kantonen ansehnliche Beyträge eingegangen sind), sondern auch beharrlicher Anstrengung von Seiten derer, welche das Werk leiten sollen. — Wird es (wie Rec. nicht zweifelt) gelungen seyn: dann gebührt ihnen die schönste Bürgerkrone.

F. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

THEOLOGIE.

Amsterdam, b. Peter d. Hengst u. Sohn: *Selecta e scholis Lud. Casp. Valckenarii in libros quosdam N. T.* Editore discipulo *Ev. Wassenbergh*, qui *Dissertationem* praemisit *de Glossis N. T.* Tom. I. Scholae in *Lucae evangelium et acta Apostolorum* cum brevi Editoris annotatione. 1815. Praef. XIV S. 606 S. Dissert. 82 S. gr. 8.

Freylich ist bey Herausgabe solcher *Operum posthumorum* nach Vorr. I alle Sorgfalt anzuwenden, „*ne, quod a viris doctissimis, ad discentium se imbecillitatem saepe demittentibus, subinde leviuscule traditum fuerit, nulla selectione facta in vulgus protrudatur*," und S. XIII wird versichert, „*quaecunque leviora mihi visa sunt momenti, pressi fere.*" Dennoch scheint, wenn man diese *Selecta* näher ansieht, nur wenig weggelassen zu seyn, obgleich ohne Auslassungszeichen — oder — —. Ganz übergangen sind Luc. Cap. 1, 9 f. 22 f. 26. 32. 33. 38. 43 — 46. 60 f. 63. 65. 68. 70 — 72. 74 f. 77. Cap. 2, 3 — 6. 10 — 13. 16 — 18. 20 f. 23. 25. 27. 30 — 33. 39 — 43. 45 — 47. 50 — 52. Cap. 3, 1 — 4. 11. 18 — 38 u. s. w. Mit Apg. 24, 22. ἀνεβάλετο αὐτοὺς wird geschlossen. Was aber in Vorlesungen über *neutest. Bücher* jetzt Niemand mehr erwartet, eine Menge lexikographischer und etymologischer Bemerkungen ist gegeben, und mancher Nachtrag zum *Etymol. Lennepio-Scheid*. Lehrreich bleibt jedoch, was ein *Valckenaer* giebt, und Freunden der griechischen Sprache ein angenehmes Geschenk, wenn auch nicht gerade die neutestament. Exegese und Kritik dadurch viel gewinnen dürfte, und, abgesehen von einigen zweckmäfsigen Hinweisungen auf die alexandrinische Übersetzung des A. T., derjenige, der einer Leitung bedarf, um in Sprache und Geist des Schriftstellers einzudringen, hier oft verlassen steht, oder geführt wird, wohin er nicht will. Doch wir heben einige Bemerkungen aus. S. 5 und 384. Wie aus Σιλουανὸς zusammengezogen Σιλᾶς, was aber schon *Hofmanni Introduct.* p. 175 lehrt, so aus Λουκανὸς zusammengezogen Λουκᾶς, und in einigen lat. Handschriften findet sich allerdings *Lucanus* statt *Lucas*. S. 6. Nach Matthäus und Marcus hat er geschrieben, und beide gelesen. Luc. I, 1. In ἀνατάξασθαι διήγησιν *scripto consignare historiam in ordinem digestam* ist zuviel getragen, so wie wenn nachher S. 9 ἀνατάξ. durch *curis repetitis in ordinem digerere*, und διήγησις S. 10 durch *liber varias narrationes complexus* erklärt, und hinzugefügt wird: „*Apte Lucas de illis διήγησιν adhibuit, qui historias evangelicas in unum volumen contexuerunt;*" desgleichen wenn V. 4 ἵνα ἐπιγνῷς „*ut accurate pernosceres*" übersetzt ist. Auch hat sich bey τὴν ἀσφάλειαν zweymal S. 8 und 15 „*certitudinem inconcussam*" eingeschlichen, obgleich *certitudo* und *incertitudo* schon längst von Grammatikern geächtet, und selbst von Beza, den gewiss *Valck.* zur Hand hatte (vgl. S. 55 f.), angemerkt ist: „ἀσφάλειαν *non converti certitudinem cum Erasmo* (*nam hoc vocabulum apud idoneos auctores non legi*), *sed veritatem, id est* ἀλήθειαν, *cum Vetere interprete, quamvis firmitatem proprie declaret.*" *Camerar.* giebt „*non labascentem firmitatem.*" Nachdem S. 8 bey ἀνατάξ. erst von τάσσω und τάω und verwandten Verben gesprochen worden, folgt II. „*Dantur* (*sunt*) *apud Graecos Praepositiones XVIII, quae plerisque verbis praefigi potuerunt. Supersunt nobis verbi* τάσσω *XIV composita cum praepositionibus. Nativa verbi significatio semper est in compositis; eadem variat pro diversa natura praepositionum.* Ἀνὰ *in compositis significat elevationem, vel iterationem. Prius hic locum non invenit; posterius itaque* (?) *etc.*; dann III, die Erklärung des ἀνατάξασθαι durch συγγράψασθαι im Hesychius, und endlich über eine halbe Seite, was Hesychius für ein Buch sey, wovon auch wieder S. 113 zu Luc. 5, 29 und 476 zu Apg. 10, 46 die Rede ist. S. 10 „πεπληροφορημένων *verti debet: de rebus, quarum nos fidem habemus certis argumentis comprobatam: Tot indigemus vocibus ad unius Graecae vim exprimendam!*" als wenn nur allein πεπληροφ., und nicht auch ἐν ἡμῖν πραγμάτων mit übersetzt wäre. Kürzer aber geben διήγησιν περὶ τῶν πεπληρ. ἐν ἡμῖν πραγμ. unter anderen *Küttner* in Hypomn. und *Schott*: „*historiam rerum, quae nobis compertissimae sunt.*" *Valck.* fährt fort: πληροφορεῖσθαι *eximie dici de rebus, quas quis habet certissime notas et compertas, exemplis allatis ostendit G. Budaeus in Comment. L. Gr.,*" und dessenungeachtet folgt: *Eximie* πληροφορεῖσθαι *dicitur qui firmo nititur tibicine.*" Welches von beiden *Eximie* ist nun richtig? „ὑπηρέται, *ministri.* I. *Vocab.* ὑπηρέτης *a re navali translatum ad alia ministeria. Ab* ἐρέω, *vel* ἐρέσσω *dictus* ἐρέτης, *remex, quales erant olim in navibus majoribus plurimi, a Nau-*

tis et Gubernatoribus distincti etc. II. *In majoribus navigiis tres erant ordines Remigum etc.* III. *Remigis notio pulcre fuit traducta ad administrum etc.* IV. *Ab ὑπηρέτης verbum ductum ὑπηρετεῖν in usu notabat, ministrando alicui inservire. Formam mediam frequentat Heliodorus in Aethiopicis teste Bergler. ad Alciphon. p. 45* — *verbum (quale Grammatici vocant dedomp dsizum) ἀνθυπηρετεῖν, significans vices pro benefactis reddere, Aristophani restituit Hemsterhus. in Plut. v.* 980." Konnte nicht wenigstens diese IV weggelassen werden? „Παρηκολουθηκότι. *Quum proprie v. παρακολουθεῖν notet tam prope aliquem subsequi ut assequaris, usus auctorum probatorum transtulit ad animum. Dicitur quis παρακολουθεῖν, assequi, nempe intellectu, res, quas comprehendit. Qui celeris ingenii* (wozu gerade *cel. ing.?*) *rem traditam facile assequitur*, εὐπαρακολούθητος, *qui difficulter*, δυσπαρακολούθητος. Hierauf eine Stelle des Plato, in welcher ἕπεσθαι und ἀκολουθεῖν *mente assequi* heiſse, und dann „*Usum hunc* (des ἕπεσθαι und ἀκολουθεῖν oder παρακολουθεῖν?) *exemplis! firmaverunt Budaeus in Comm. L. Gr. et Gatakerus ad Marcum Antoninum p.* 144," wo freylich nur von παρακολ. die Rede ist. „*Explicanda hinc duo Pauli loca* 1 *Tim. IV*, 6. 2 *Tim. III*, 10. *Amant jungere Graeci, ut verba finitima*, παρακολουθῆσαι *et* συνιέναι, *intelligere. II. Simplex.* v. ἀκολουθεῖν, *sequi, vulgo solet construi cum Dativo. Nonnumquam dicitur et, pro sequi aliquem*, ἀκολουθεῖν μετά τινος." Nicht doch, ob sich gleich auch in andere Bücher dieser Irrthum eingeschlichen hat. Es ist ein Unterschied zwischen: „dem Führer folge ich," und „dem Führer folge ich mit einem anderen," oder in Begleitung eines anderen. „*Sic loquuntur Matth.* (lies *Luc.*) *IX*, 49. *et Joh. in Apocal. XIV*, 13." Aber mit jener Stelle ist Marc. 9, 38 zu vergleichen, und daselbst *Griesb. Comm. Crit. p.* 140. „*discipuli non hoc volunt: iste non sectatur nos, sed hoc potius: non nobiscum sectatur te*," was auch in der Stelle der Offenb. gilt, und in der noch übrigen, hier aber weggelassenen, Offenb. 6, 8 wird für μετ' αὐτοῦ in vielen und guten MSS. auch in *Vulg. lat.* und den Matth. Ausgg. αὐτῷ gelesen. „*Sic Sophistas quoque Graecos aliquando loquutos ostenderunt L. Bos in Exercitt. sacris p.* 39 *et Hor. Vitringa in Animadv. ad Vorstium c.* 8." Die Stellen, welche jener anführt, lassen sich auf die schon erwähnte Art erklären; dieser aber redet nicht von ἀκολ. μετά τινος, sondern von der Construction ἀκολ. ὀπίσω τινός, Matth. 10, 38, die *Valck.* übergangen. Καθεξῆς „*unus Lucas e scriptoribus N. T. adhibuit voces* ἑξῆς *et* καθεξῆς," ist eine sehr gute Bemerkung, dergleichen man diesen *Scholis* recht viele wünschen sollte; z. B. auch, daſs das hier befindliche ἔδοξε κἀμοὶ γράψαι dem Lucas eigen sey, was in den vor uns liegenden Beyträgen zur Sprachcharakteristik von *Gersdorf* Th. 1 S. 160 nachgewiesen wird. Sie sind in vorigem Jahre herausgekommen, und veranlassen, manche Vergleichung anzustellen, und wiederholt dieselben anzuführen. Gut ist auch die Bemerkung, daſs κατηχεῖν öfter im N. T. (beym Lucas und Paulus) und in KVV. vorkomme, nie aber in der alex. Übersetzung des A. T. und sehr selten in alten griechischen Schriftstellern. Aber warum muſste diesem voranstehen „I. Ἦχος *est sonus*, ἠχέω *sonum edo*"? Warum dem κατηχήθης „*audiendo accepisti*" unter II angefügt werden „*quod ad salutem spectat*"? Warum, nach der unter III sehr unnützen Erklärung „κατηχούμενοι *catechumeni q. d. mysteriis religionis nondum initiatos*", dieses willkührliche *myst. rel.* die Brücke werden zu „IV *Mysteria Eleusinia cum Christianorum mysteriis*" *etc. etc.* (vgl. wieder zu Luc. 8, 10), das doch nur auf Abwege führt? Gleich darauf zu V. 5 ἐν ταῖς ἡμέραις Ἡρώδου wird die Erklärung griechischer Namen aus dem Hebräischen, dergleichen Ἡρώδης durch δερμάτινος oder ἔνδοξος in *Alberti Glossar. p.* 37, mit Recht getadelt, und Ἡρώδης als ursprüngliches Patronymicum (eigentlich Ἡρωΐδης, Ἡρῴδης *Herois filius*, vgl. Μινώδης von Μίνως *Etym. M. p.* 438, und weibl. ἡρωΐνη, ἡρῴνη *herois filia*, *Aristoph. Nub.* 314) von ἥρως, ἥρω (ἥρῳ *Il.* η, 453. *Od.* θ, 483) abgeleitet, das wie Heraklides, Dioklides u. s. w. Eigenname geworden. Die meisten Patronym., und namentlich alle, die im Lat. ein langes *i* haben, stammen von Dativ. Nom., und die mit kurzem *i* von Nom. in *os*, als Eubulides und Philippides von Eubulus und Philippus, Atrides hingegen und Pelides von Ἀτρεύς und Πηλεύς. Aber unbeachtet ist bey diesem V. geblieben, daſs ἐγένετο ἐν ταῖς ἡμέραις und dergl., auch ἱερεύς τις ὀνόματι Ζαχαρ. im N. T. eigenthümliche Sprache des Lucas ist. S. die so eben angeführten Beyträge S. 163 und 169 f. Dem ἡ γυνὴ αὐτοῦ wird ἡ γυνὴ αὐτῷ (vielmehr γυνὴ αὐτῷ) aus einigen wenigen MSS. vorgezogen, nicht deſswegen, weil diese MSS. zu den vorzüglicheren gehören, sondern weil die *Griechen* dieses belieben: „*Amant in talibus Graeci istius praesertim pronominis dativum adhibere loco casus secundi. Legatur Hemsterhus. ad argument. Pluti p.* 2 *et Raphelius Vol. II annott. p.* 463." Aber verliert nicht gerade dadurch αὐτῷ das Übergewicht? Selbst *Valck.* spricht unmittelbar darauf zu πορευόμενοι V. 6, nachdem der bekannte Unterschied zwischen πορεύειν und πορεύεσθαι aus einander gesetzt und bewiesen worden, weitläuftig über die wesentliche Verschiedenheit der griechischen und hellenistischen oder neutest. Sprache, um nämlich πορεύεσθαι ἐν ταῖς ἐντολαῖς τοῦ κυρίου durch „*vivere secundum praecepta domini*" zu übersetzen. Aber nicht mit Unrecht wird dieser Vers in den Beyträgen S. 551 abgetheilt ἦσαν δὲ δίκαιοι ἀμφότεροι, ἐνώπιον τοῦ θεοῦ πορευόμενοι, ἐν πάσαις τ. ἐντολ. — ἄμεμπτοι. Nur hätte erinnert werden sollen, daſs sich zwar eben so wenig ἄμεμπτος ἔν τινι, als das bisherige πορεύεσθαι ἔν τινι, sonst im Lucas nachweisen lasse, doch aber πορεύεσθαι ἐνώπιόν τινος wenigstens in der alex. Version, als 1 Kön. 2, 4. 8, 23. 25, oder auch, da hier im Lucas die Lesart ἐναντίον statt ἐνώπιον in Betrachtung kommt, πορεύεσθαι ἐναντίον τινός 2 Chron. 6, 14. 7, 17, und zu ἄμεμπτος Hiob 22, 3. ἦσθα τοῖς ἔργοις ἄμεμπτος; überhaupt aber zu dieser Stelle des Lucas 1 Mos. 17, 1. Sehr gut zu

V. 7 στεῖρα „ter vocab. de *muliere sterili* adhibitum a *Luca*, semel a scriptore ad Hebr. XI, 11. Nostris quidem in edit. illud non invenietur (doch aber in Complutensi, und denen, die daraus geflossen), *sed Codices scripti exhibent post nomen* Σάῤῥα *has duas voces* στεῖρα οὖσα, *cum esset sterilis*.“ Unmittelbar darauf wird zu V. 8 ἐν τῷ ἱερατεύειν bemerkt, dafs ἱερατ. ein alex. und makedonisches Wort sey, statt des altgriechischen ἱερᾶσθαι; nicht aber, dafs die Form ἐγένετο δὲ ἐν τῷ ἱερατεύειν αὐτὸν im N. T. nur an den Lucas erinnere. Vgl. Beyträge S. 172 f. Gut zu V. 12, dafs φόβος ἐπέπεσεν ἐπ' αὐτὸν eine dem Lucas eigene Phrase sey, Apg. 19, 17. 10, 10. (vgl. Beytr. S. 180.) „*Ante Lucam eamdem adhibuit auctor fabulae Judaicae Judith c. XV, 2. ubi legitur* ἐπέπεσεν ἐπ' αὐτοὺς φόβος καὶ τρόμος.“ Aber sie findet sich auch Maccab. 7, 18. 2 Mos. 15, 16. Jos. 2, 9. Ps. 105, 38. Zu V. 14 giebt ἀγαλλίασις Gelegenheit, von ἀγαλλιάω zu sprechen, das der Form nach „*hilaris esse desidero*“ heifse, und nun ein Mehreres sowohl von den Desiderativis in αω — was wieder S. 237 zu Luc. 17, 7 bey ἀροτριάω zur Sprache kommt, ohne hieher zurückzuweisen —, als auch von den Desid. in σιω, abgeleitet von den *Futuris simplicium*, dergleichen γελασείω (v. γελάω, γελάσω), ἐλασείω, δρασείω, πολεμησείω. V. 15 wird der Abbreviatur κς = κύριος gedacht, und *Bentley's* Vermuthung empfohlen, Jac. 5, 6 statt οὐκ ἀντιτάσσεται ὑμῖν zu lesen ο κς, d. i. ὁ κύριος ἀντιτ. ὑμ., weil jenes οὐκ ἀντ. ὑμ. mit dem Vorhergehenden nicht zusammenhange, ὁ κύριος ἀντ. ὑμ. aber mit Cap. 4, 6 übereinstimme; sich auch, was hier ausgefallen ist, an den folg. V. 7. 8 anschliefst. Vgl. *Pott* zu d. St. Unmittelbar darauf wird καὶ αὐτὸς und ἐν πνεύματι καὶ δυνάμει aus V. 17 angeführt, nicht aber erinnert, dafs beides insbesondere der Sprache des Lucas gemäfs sey. Beytr. S. 185 f. V. 20 soll εἰς τὸν καιρὸν αὐτῶν (zu ihrer Zeit) stehen für ἐν τῷ καιρῷ αὐτῶν? V. 21. „*Pro* θαυμάζειν ἐπί τινι *Marcus scripsit* διά τι, *VI*, 6. *Quia autem* διά τι *et* ἐν τινι *nonnumquam permutantur, scribi quoque potuit a Luca* ἐθαύμαζον ἐν τῷ χρονίζειν.“ Das ist weit hergeholt und ganz ungegründet. Sicher steht ἐν τῷ χρονίζειν αὐτὸν statt der *Genit. conseq.* χρονίζοντος αὐτοῦ. Vgl. Beytr. S. 189 f. V. 27 ist das dem ἐξ οἴκου in verschiedenen MSS. beygefügte καὶ πατριᾶς für ein Glossem erklärt, was es um so gewisser ist, da keine Übersetzung dafür, wohl aber Luc. 2, 4 als Quelle nachgewiesen werden kann. V. 28 wird bey κεχαριτωμένη der Vulgate „*gratia plena*“ gegen Beza's „*gratis dilecta*“ mit Recht vertheidigt. „*A* χάρις, χάριτος, χαριτόω *gratia aliquem cumulo* (Eph. 1, 6) — *Inde* κεχαρ. *est gratia cumulata, sive plena, quod multo plus dicit, quam si Lucas scripsisset* χαρίεσσα, *vel* εὔχαρις, *vel* ἐπίχαρις, *quae formosarum sunt mulierum apud poetas graecos epitheta. — Quidquid enim est hujus formae verborum omnia significant cumulare, vel plenum reddere.* Αἱματόω *significat cruentare*, θαυματόω, *stupore implere*, σποδόω, *cinere obruere*.“ V. 29. ἐπὶ τῷ λόγῳ διεταράχθη. „*Amat Lucas in tales usus adhibere istam praepositionem. Propter aliquid vehementer perturbari dicitur ipsi* διαταράττεσθαι ἐπί τινι,“ wofür auch ἐκπλήττεσθαι und σπλαγχνισθῆναι ἐπί τινι Luc. 4, 32. 7, 13. 9, 43 angeführt wird. Noch andere Stellen des Ev. und der Apg. Luc. können dazu dienen; aber auch Matth. 7, 28. 14, 14. (im Griesb. T.) 18, 13. 26. 29. 22, 33. Marc. 1, 22. 3, 5. 6, 34. 10, 22. 24. 11, 18., so dafs „*amat Lucas*“ wenigstens nicht von einer Spracheigenheit desselben zu verstehen ist. V. 36. Der gewöhnlichen Lesart ἐν γήρᾳ wird ἐν γήρει aus wenigstens 30 Codd. (darf wenigstens 100 Codd. heifsen) mit Recht vorgezogen. Vom alten γέρω, wovon γέρων, stammt γῆρος, ausgesprochen auch γῆρος (Eusth. zu Odyss. λ. p. 452), wie δέρος und δέρας, οὖδος und οὖδας, χνόος und χνάος. Vgl. Ps. 91, 14. Sirach 8, 6; auch darf hinzugesetzt werden: in MSS. 1 Mos. 15, 15. 21, 7. 25, 8. 1 Chron. 29, 28. *Fischer de Vit. Lex.* p. 670. V. 50. εἰς γενεὰς γενεῶν. „*Joh. Millius in XXV Codicibus scriptum invenit* εἰς γενεὰς καὶ γενεάς. *Hoc dubium nullum (?) est, quin a Luca sit profectum* (was nicht bewiesen ist, und nicht bewiesen werden kann). *Editiones nostrae N. T. fluxerunt e perpaucis Codicibus. Hoc praesertim seculo et superioris fine ubique per Europam Codices plurimi excussi sunt, ex quibus varias nobis lectiones homines eruditi enotarunt. Ex istis codd. vel lectionibus diversis editiones nostrae debent expoliri. Nostrum hoc,* εἰς γενεὰς καὶ γενεάς, *quod tot numero Codices praebent, non quidem accurate graecum est, sed accurate exprimit hebraeam formulam, quam ista ratione verterunt Alexandrini Interpretes. ex. gr. Ps. 88, init.* — 101, 13. *Conf. Ps.* 89, 1. 144, 4. *Dan.* 3, *fin.* 4, 31.“ Doch findet sich diese Lesart nicht nur, wie man nach *Valck.* glauben könnte, in Handschriften, deren jetzt einige 60 gezählt werden, sondern auch, nach *Wetst.*, in den Erasm. und anderen alten Ausgaben, sowie in den neueren von Matthäi und Paulus, obgleich dieser im Comm. S. 88 dieselbe wieder verläfst, und εἰς γενεὰς καὶ γενεὰς für die ursprüngliche erklärt, aus welcher die übrigen Varietäten könnten entstanden seyn. Unbezweifelt ist aber weder die eine noch die andere, und das gewöhnliche εἰς γενεὰς γενεῶν, *in secula seculorum*, hat doch unter anderen *D gr. colbert.* für sich, und ebenfalls Stellen der alex. Übers. Jes. 51, 8. Joel 2, 2. 3, 20 und Sirach 39, 9. Aus *Wolfii Curis* und *Vorst. Philol.* S. konnte es *Valck*, keinesweges unbekannt seyn, dafs sich sein „*accurate exprimit hebraeam formulam*“ auch auf diese Lesart erstrecke. V. 56. ὡσεί. „*Amat Lucas in talibus adhibere* ὡσεί (*ferme, propemodum*).“ Aber auch ὡς. Beytr. S. 201. V. 66. ἔθεντο ἐν τῇ καρδίᾳ. *Dubium non est, quin scriptores SS. expresserint phrasin orientalem obviam Dan.* 7, 28. *Prov.* 3, 1.“ Statt „*scriptores SS. expresserint*“ mufs es „*Lucas expresserit*“ heifsen. Beytr. S. 205. Χεὶρ κυρίου ἦν μετ' αὐτοῦ — „*His in libris* (nur *in Lucae libris*) *duplex observabitur forma loquendi:* χεὶρ κυρίου ἦν μετ' αὐτῶν, *et* χεὶρ κυρίου ἐπ' αὐτόν. *Posterior de hebraeis ponitur vatibus* (?), *quando Deo pleni futura vaticinabantur. Prior notat opem divinam, Deique manum auxiliatricem.*“ Vgl. Beytr. S. 206. Allerdings kommt —

ἦν μετὰ — noch einmal Apg. 11, 21 vor; aber — ἦν ἐπὶ — nur Apg. 13, 11, und offenbar ist ἐπὶ daselbst *adversative* anzunehmen, wie 1 Sam. 12, 15. 24, 14, und nicht *de hebr. vatibus*, wie ἐγένετο ἐπ' αὐτὸν χεὶρ κυρίου 2 Kön. 3, 15. Ezech. 1, 3. 3, 14. 22. 37, 1. V. 80 soll ηὔξανε καὶ ἐκραταιοῦτο soviel als κατὰ κράτος ηὔξανε seyn, mit Berufung auf Apg. 19, 20. Daselbst aber steht κατὰ κράτος — ηὔξανε καὶ ἴσχυεν, und ist mehr wider als für *Valck.* Bemerkung. Luc. 2, 15 οἱ ἄνθρωποι οἱ ποιμένες. „*Haec omnino jungi debent — viri isti, pastores inquam.*" Aber καὶ οἱ ἄνθρωποι gehört sicher nicht in den Text. Beytr. S. 235 f. V. 38. Die Verwechselung Ἱερουσαλὴμ und Ἰσραὴλ in einigen Büchern wird durch die Abbreviaturen Ἰλημ und Ἰηλ erklärt, wie Matth. 27, 9. Ἰρίου oder Ἰερημίου aus Ζρίου oder Ζαχαρίου geworden. Vgl. Miscell. Obs. Vol. II p. 287. Luc. 3, 8. μὴ ἄρξησθε λέγειν, soviel als μὴ λέγητε. Lucas liebe dieses pleonastische ἄρχεσθαι, und aus dergleichen Erscheinungen könne man abnehmen, dass jeder neutestamentl. Schriftsteller seine Spracheigenheiten habe. Nur aber wird ἄρχεσθαι auf solche Weise nicht allein im Lucas gefunden, sondern auch im Matthäus und Marcus. Luc. 5, 5. ἐπιστάτα. Statt διδάσκαλος der übrigen Evv. kommt nur im Lucas (8, 24. 45. 9, 33, 49. 17, 13) ἐπιστάτης vor. Weiterhin aber stösst man auf dergleichen Bemerkungen nicht, ausser noch zu Luc. 13, 2, dass das vergleichende παρὰ nur im Lucas und dem Briefe an die Hebräer gefunden werde.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Der Gott Abraham's, die erste Epoche der Universal-Cultur-Geschichte.* Von *H. D. A. Sonne.* Angehängt eine Ankündigung der Herausgabe einer pragmatischen Darstellung des Ur-Christenthums. 1806. 84 S. gr. 8. (6 gr.)

Obgleich diese kleine Schrift gerade keine neuen Ideen enthält: so zeigt sie doch überall, dass der mit mannichfaltigen Kenntnissen ausgerüstete Vf. selbst gedacht, und dabey die von Anderen schon mitgetheilten Ansichten zweckmässig zu benutzen und zu einem Ganzen zu verbinden gewusst hat. Hr. *S.* beginnt damit, die religiösen Begriffe Abraham's aus der ältesten Urkunde darzulegen und zu entwickeln. Er macht einige recht artige Bemerkungen über die verschiedenen Ansichten, die der *Elohim*- und *Jehovah-Urkunde* zum Grunde liegen, und hält sich bloss an die erstere, die ihm die ältere und am meisten consequente zu seyn scheint. Doch werden auch die Jehovah-Urkunden berücksichtiget, jedoch „nur als Quellen vom zweyten Range, zur Erläuterung und Bestätigung der aus jenen Quellen vom ersten Range geschöpften Ideen" (S. 15). Hätte der Vf. über *Eichhorns* Einleitung hinausgehen wollen: so würden sich ihm gerade hier noch andere Observationen dargeboten haben. Über den Gott Melchisedeks wird S. 16 Folgendes bemerkt: „Melchisedek erkannte den Gott, den er verehrte, nicht für einen gewöhnlichen Elohim, sondern für den höchsten Gott, den *El Eljon*, den Besitzer Himmels und der Erde. Da dieser Ausdruck *(koneh schammajim vaarez)* nicht den Schöpfer des Weltalls bezeichnen kann, welches Melchisedek noch nicht kennt; noch weniger den Schöpfer unseres Erdkreises, wovon nur ein so kleiner Theil dem Melchisedek bekannt seyn konnte, sondern bloss das göttliche Wesen, welches in dem Lande, das Melchisedek kannte, an dem Himmelsgewölbe herrscht, das sein Auge erblickt: so bezeichnet der *El Eljon* wohl nicht ausschliesslich und allein das Supremat über alle anderen Elohim, sondern zugleich den Sitz des Elohims Melchisedeks im oder am Himmel, der alle Veränderungen leitet, die sich an demselben zutragen, welche aber Melchisedek nicht nach astronomischen oder physikalischen Grundsätzen, sondern nach dem äusseren Scheine beurtheilt." Weiterhin sucht der Vf. wahrscheinlich zu machen, dass Abraham die Religionsideen seines Freundes Melchisedek (der ein „*rechter König*, d. i. ein König, wie er seyn sollte" war) und die Verehrung des *El-Eljon* angenommen habe. S. 19: „Wie aber Melchisedek zu einem Elohim kam, der erhaben über alle im Himmel thront? Hier schweigt die Geschichte. War es ein glücklicher Griff desselben in das Reich der Begriffe (?): so kann in dieser Hinsicht mit Recht auf ihn der Ausdruck des Briefes an die Hebräer angewendet werden — er sey ἀπάτωρ, ἀμήτωρ gewesen. Jetzt, nachdem durch Abrahams leibliche und geistige Nachkommen sich aus dem Gotte Himmels und der Erden eine Verbindung zwischen Erde und Himmel (?) entwickelt hat, die in alle jüdischen, christlichen, türkischen (soll heissen: *muhammedanischen*) und philosophischen Secten übergegangen ist, sehen wir, dass Melchisedek einer von den glücklichen Köpfen der Menschheit war, welche Werkzeuge in den Händen der Vorsehung sind, ihre Zeitgenossen zu heben und Fortschritte des menschlichen Geistes zu bewirken."

Sollten diese Folgerungen aus der so einfachen Erzählung nicht zu weit hergeholt seyn? Und sollte diese Ansicht mit der Absicht des alten Schriftstellers harmoniren? Mag immerhin die theokratische Tendenz, wodurch sich der Jahovist so sehr auszeichnet, nicht in gleichem Grade bey dem Elohisten sichtbar seyn: so ist doch auch bey diesem Abraham *Held der Geschichte, Bundesfreund der Gottheit.* Und dieser sollte erst von einem Manne, dessen Bekanntschaft er zufällig macht, den wahren Gott kennen und verehren lernen? Das konnte kein hebräischer Schriftsteller sagen wollen!

In den folgenden Bemerkungen über die *Stamina* der hebr. Sprache und den Begriff *Ruach*, so wie über das Klimatische in der Religion Abrahams, findet man viel Gutes. Die Vergleichung der Geistescultur der Hebräer und Griechen S. 46 ff. (die Seitenzahlen 45 und 48 sind verwechselt), giebt die Hauptpuncte richtig an, lässt aber ein grösseres Detail zu wünschen übrig. Die Götter Griechenlands und Palästinas Elohim sollten nach ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten einander gegenüber gestellt und verglichen seyn. Das Resultat lautet S. 50 so: „Für Universal-Culturgeschichte findet griechische Culturgeschichte bloss eine pädeutische Anwendung. So gewiss es ist, dass bloss durch eine classische Bildung der Geist des Jünglings zur neuen Cultur fähig wird: so ist es doch eben so gewiss, dass, wenn Abrahams Gott Europa Begriffe zugeführt hat, welche wesentlichere Bestandtheile der neuen Cultur sind, als die Materie der griechischen Bildung, dieser für die Universal-Culturgeschichte eine grössere Wichtigkeit als die griechische Cultur hat; dass also Abrahams Gott die erste Epoche der Universal-Culturgeschichte ist."

Die am Schluss angekündigte: *Pragmatische Darstellung des Urchristenthums* soll in 3 Abtheilungen bestehen: 1) als Einleitung: Religiöse Culturgeschichte der Juden des A. T.; 2) Pragmatische Darlegung des paulinischen Christenthums; 3) Schilderung des Geisteszustandes der Juden-Christen. Wir wünschen, dass der Vf. dabey die Wiederholung des längst Bekannten, von dem die neuesten Versuche dieser Art keinesweges frey sind, vermeiden, und sich einer gedrängten Darstellung befleissigen möge. Doch dürfen die Sätze nicht ohne nähere Beweisführung, als allgemeines Räsonnement, hingestellt werden — was Hr. S. bey diesem Versuch S. 77 durch den kleinen Umfang dieser Abhandlung zu entschuldigen sucht.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

THEOLOGIE.

AMSTERDAM, b. Peter d. Hengst und Sohn: *Selecta e scholis Lud. Casp. Valckenarii in libros quosdam N. T.* Editore discipulo *Ev. Wassenbergh*, qui *Dissertationem* praemisit *de Glossis. N. T.* Tom. I. etc.

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In den Anmerkungen des Herausgebers wird Luc. 1, 47 ἠγαλλίασε τὸ πνεῦμα μου der Correctur gedacht in *Valck. Schediasm. p.* 359 ἠγαλλιάσατο το πν. μου, weil nämlich die active Form im N. T. ungewöhnlich. Auch ist Offenb. 19, 7 statt ἀγαλλιώμεθα in einigen wenigen MSS. fälschlich ἀγαλλιῶμεν geschrieben. Luc. 2, 29 wird statt ἀπολύεις vermuthet ἀπολύοις, das aber weder nöthig, noch in der Sprache des Lucas gegründet ist. Zu Luc. 4, 9 wird die Versuchungsgeschichte Christi für eine allegorische Erzählung erklärt, die ein Judenchrist dem Herkules am Scheidewege (Prodik. b. Xenoph. Apomn. 2, 1.) in jüdischer Manier nachgebildet habe. Zu Luc. 5, 37 soll das Wort οἶνος, das *Valck.* zugleich mit dem Gewächse aus dem Orient abstammen läfst, von οἴω *fero* herkommen. „*Nam ab* οἴω *est* οἶνο, *ut a* πίω, πῖνω, *a* δέω, δέινω. *Appellandi causam statim percipiet (?), qui cogitaverit modum, quo ministerium obibant* οἱ οἰνοχόοι, *qua de re post alios Wyttenb. ad Select. Histor. p.* 374 *f.*" Zu Luc. 10, 20. S. 182 ist ein auffallender Irrthum vorgegangen, indem zu χαίρετε δὲ sowohl *Valck.* sagt: „*additur* μᾶλλον *in Codd. minimum* 70. *Cur itaque vocem non reciperemus, quum editiones nostrae N. T. ex perpaucis codicibus inter se collatis sint conformatae*" *etc.*, als auch *Wassenb.*: „*Mirum sane in tanto codicum, etiam optimorum, consensu non receptam fuisse a Griesbachio.*" Denn der gewöhnliche Text hat wirklich χαίρετε δὲ μᾶλλον, aber jeder kritisch berichtigte läfst μᾶλλον weg, nach mehr als 140 gr. MSS., sämmtlichen Übersetzungen u. s. f.

Unter die „*Errata operarum*" ist auch zu setzen z. B. *Pag.* 4 *lin.* 8 das zwischen *Capite* und *summi* ausgelassene *reditus in vitam et. l.* 21 *etiam*, das gestrichen werden muſs. *P.* 5 *l.* 6 *Sylvanus* statt *Silvanus. P.* 8 *l.* 11 οω, νω, st. νω, οω. *l.* 12 τάω st. πάω. *P.* 9 *l.* 28 Ποίησεις st. Ποιήσεις. *P.* 21 *l.* 24 ἐν ἐντολ. st. ἐν ταῖς ἐντο. *P.* 24 *l.* 1 nach ἐπέκειτο setze ἐπ' αὐτόν. *P.* 39 *l.* 1 am Rande: 31. *P.* 41 *l.* 1 γηρὸς st. γῆρος. *P.* 53 *l.* 9 am Rande: 55: *P.* 62 *l.* 23 am Rande: 78.

Zu dem lobenswerthen Unternehmen, *de Glossis N. T.* zu schreiben, wurde der Herausgeber durch die schwierige Stelle Luc. Cap. 2 V. 2 veranlaſst, und bedurfte wenigstens in Deutschland nicht der vorausgeschickten Cautelen und Entschuldigungen, gesetzt daſs auch gerade der veranlassende Vers, nach *Paulus's* Commentar und *Gersdorf's* Beyträgen zur Sprachcharakteristik, keineswegs ein glossematischer ist, wie nämlich *Chandler*, *Bowyer*, *Venema*, *Valck.*, *Wassenb. p.* 24 42 vermuthen. Denn unleugbar giebt es im neuteſtam. Texte noch hin und wieder fremde Zusätze, und kann in so oft vor Alters abgeschriebenen, und so verschiedentlich gebrauchten oder auch gemiſsbrauchten Büchern kaum anders seyn. Aber durch vereinte Bemühungen und Arbeiten mehrerer, und nach sorgfältigerer Vergleichung und Benutzung noch vorhandener gr. MSS. und der alten Übersetzungen und Kirchenschriftsteller, wird auch ferner für die erzielte Textes-Integrität allmählich Manches, wenn auch nicht Alles, gewonnen werden. Einige Verletzungen dürften freylich älter seyn, als daſs Heilmittel aus bis jetzt noch aufbewahrten schriftlichen Überlieferungen dafür gefunden werden können, oder die gehörigen Dienste leisten; und daher sind Versuche der vermuthenden Kritik, die sich auch in vorliegender Dissertation ausspricht, nicht zu verschmähen. Nach den oft angeführten Beyträgen S. 38 ff. wird in den drey ersten Evgg. Ἰησοῦς Χριστὸς nie zusammengestellt, ausser einmal zu Anfange des Matth. und Marcus. *Gersdorf* S. 319 f. ist nun Marc. 1, 1 Ἰησοῦ Χριστοῦ υἱοῦ τοῦ Θεοῦ nach Iren. und alten Scholien für unächt erklärt; warum nicht geradehin auch Matth. 1, 1. Ἰησοῦ Χριστοῦ? Konnte nicht schon Irenäus ein Exemplar des Matthäus vor sich haben, in welchem Ἰησ. Χρ. eingetragen war, und in frühester Zeit die Quelle hier getrübt worden seyn, aus welcher die Citate unserer KVV., so wie die alten Übersetzungen und bis jetzt bekannten griech. MSS. geflossen sind? Hat sich nicht eine gewisse Periergie der Abschreiber und Commentatoren besonders auch im Eingange der Bücher und in den ersten Perikopen derselben vorwitzig bewiesen? Die vermuthende Kritik wird also nie ganz eingeengt oder verdrängt seyn, wenn auch ihre Grenzen immer enger gesteckt werden sollten, und es bleibt etwas Verdienstliches, mit gehöriger Umsicht *de glossis N. T.* zu schreiben. Nämlich die nähere Ansicht dieser Dissert. zeigt, daſs ihr Vf. meist nur Vermuthungen folgte, und von bloſs

vermuthlichen Glossemen nicht diejenigen gehörig ausschied, die für solche bereits durch Auslassung in einem und dem anderen, zuweilen auch in verschiedenen alten Büchern erklärt werden. Dass aber davon die mehrere oder mindere Wahrscheinlichkeit abhange, und historische Glosseme vor den bloss vermutheten einen bedeutenden Vorzug haben, wird selbst Hr. *W.* nicht in Abrede seyn, und, bey den trefflichen Kenntnissen, die er zu Tage legt, auch gern zugeben, dass vor allem anderen die Sprache des einzelnen Schriftstellers zu Rathe gezogen werden müsse, und mittelst dieser Einsicht in die Sprache das vermuthliche Glossem wenigstens Wahrscheinlichkeit, dass es ein solches sey, und das historische sogar Gewissheit erhalten könne. Aber auf die Sprache hat der Vf. fast nirgends Rücksicht genommen. Sonst würde er nicht gleich Anfangs Rom. 4, 11 εἰς τὸ λογισθῆναι καὶ αὐτοῖς τὴν δικαιοσύνην, das der paulinischen Schreibart völlig entspricht (vgl. *Gersdorfs* Beytr. S. 210) und mit Ausnahme des καὶ und τὴν in keiner Handschrift oder Übersetzung fehlt, für ein Glossem erklärt haben; eben so wenig Matth. 4, 18 τὸν λεγόμενον Πέτρον (vgl. Beytr. S. 53) oder Matth. 11, 2 δύο, das nach den Beytr. S. 87 διὰ heissen soll. Matth. 1, 18 ist freylich ἐκ πνεύματος ἁγίου sehr überflüssig, und gilt Beza'n und R. in Bowyer's Conjecturen, so wie unserem Vf., für ein Glossem. Aber „*quandoque bonus dormitat Homerus*," und weder Sprache, noch Handschriften oder Übersetzungen lassen hier Verdacht schöpfen. Hingegen ist, in demselben Verse, was Hr. *W.* unerinnert lässt, Ἰησοῦ gewiss ein Glossem, nach *Gersdorfs* Beytr. S. 61 ff., so wie auch Μαρίας, Beytr. S. 69, 529, und πρὶν ἢ συνελθεῖν αὐτούς, Beytr. S. 529 ff. Denn sowohl die Sprache des Matthäus, als auch die eine oder andere Handschrift oder Übersetzung, oder auch Kirchenväter zeugen gegen diese Worte. Matth. 1, 23 wird ὅ ἐστι μεθερμηνευόμενον μεθ' ἡμῶν ὁ θεός als Glossem verworfen; nicht aber bemerkt, dass diese Worte in *Arab. polyglott.* und *Chrysost.* b. *Montfauc.* und in *Mt. 5 codd.* fehlen, und wenigstens das verdächtige μεθερμ. im Iren. fehlt. Vgl. *Gersdorf* S. 88 f. und 545. Matth. 2, 23 ὅπως πληρωθῇ — Ναζωρ. κληθήσεται. Mit Recht wird die Ächtheit dieser Worte, die aber nicht aus Jud. 13, 5 entlehnt sind, gegen Upton und Andere in Schutz genommen. Um so weniger dürfen sie ausfallen, da sie der Sprache des Matthäus völlig gemäss sind (vgl. Matth. 4, 12—15), und das folg. 3 Cap. u. s. w. mit diesem 2 Cap. genau verbinden. S. *Gersdorf* S. 141 ff. Aber höchst auffallend ist Cap. II §. 1 zu lesen: „*Glossarum in N. T. hoc statuimus Criterium abesse posse sensu integro.*" Wie verträgt sich das mit den unserem Vf. Alles geltenden Bemerkungen *Valck.*, z. B. zu Luc. 1, 20. S. 31 ἔσῃ σιωπῶν καὶ μὴ δυνάμενος λαλῆσαι: „*Ad rem validius firmandam sacri nonnunquam scriptores illam diversis modis in una periodo exprimunt*" etc., oder zu Apg. 13, 11. S. 498 ἔσῃ τυφλὸς, μὴ βλέπων τὸν ἥλιον: „*Satis utique erat dixisse* ἔσῃ τυφλός. — *Talia his in libris omnino non sunt vituperanda, quum reperiantur ap. quosvis scriptores optimos*" etc., oder zu Luc. 6, 48. S. 124 ἔσκαψε καὶ ἐβάθυνε: „*Figura obtinet his in libris pervulgata, binis vocibus expresse (f. exprimi); quod una dici poterat*"? Wäre jenes Kriterium der Glosseme richtig: wie würden nicht so manche Bücher zusammenschwinden, und wo fände sich nicht endlich Unkraut unter dem Weizen? Selbst z. B. *Praef. p. X* „*omnem navavit operam (Valck.), ut rei hujus ex veritate aestimandae rationem rectam auditores tenerent*" würde dann nicht frey von Glossemen geblieben seyn, da „*ex veritate*" und „*rectam*," oder doch eines von beiden *unbeschadet des Sinnes* ausfallen kann.

B. S—k.

KÖNIGSBERG, in Commiss. b. Nicolovius: *Die vorzüglichsten Beweise der Wahrheit des göttlichen Ursprungs der christlichen Religion*, vorzüglich für die Jugend von *Beilby Porteus*, D. D. Lord Bischof von London. Aus dem Englischen übersetzt von *Carl Wilhelm Rördanz.* 1816. 119 S. 8. (12 gr.)

Ein Buch, das zu seiner Zeit durch Gründlichkeit und helle Darstellung über einen äusserst wichtigen Gegenstand ungemeines Aufsehen machen, und allgemein gelesen und geschätzt werden musste, zumal da es von einem Manne geschrieben war, der in grossem Ansehn stand. Seine Lebensgeschichte ist von dem Übersetzer kürzlich beschrieben worden, und sein Charakter wird mit wenig Worten am Ende derselben auf folgende Weise geschildert: „Es ist unmöglich, seinen Charakter so zu loben, wie er es verdiente; genug er war ein vortrefflicher Prediger, ein vortrefflicher Mensch. Ausser gegenwärtiger Schrift hat er zwey Theile Predigten, zwey Theile Vorlesungen über das Evangelium Matthäi, einen Theil verschiedener Aufsätze und andere Werke herausgegeben — lange wird sein Andenken jedem guten Menschen theuer seyn.". In dieser Schrift hat der gelehrte Vf. sich bemüht, durch zwölf historische Beweise zu zeigen, dass die christliche Religion wahr und göttlichen Ursprungs sey. Diess Letztere nimmt er ohne Zweifel im strengen Sinne. Denn ausserdem hätte er wohl nicht Ursache gehabt, ihres göttlichen Ursprunges besonders zu erwähnen, da alles Wahre und Gute von Gott ist und seyn muss. Wirklich ist auch das ganze Werk auf diesen Zweck angelegt. Wir wollen die Beweise, ihrem wesentlichen Inhalte nach, anführen. 1) „Der Zustand der heidnischen Welt vor Christi Geburt machte es durchaus nothwendig, dass eine Offenbarung des göttlichen Willens gegeben wurde, und dass daher eine grosse Wahrscheinlichkeit vorhanden war, dass eine solche Offenbarung gegeben werden würde." Ohne die Möglichkeit und Erkennbarkeit einer solchen zu zeigen, setzt er sie schon voraus, und führt also das Gebäude seines Beweises auf einem eingebildeten Grunde auf. Und wenn eine solche Offenbarung nothwendig war: so konnte man sie nicht, wie er sagt, mit Wahrscheinlichkeit, sondern mit Gewissheit erwarten; denn was nothwendig ist, muss geschehen. 2) „Zu derselbigen Zeit, als in der ganzen Welt eine allgemeine Erwartung war, dass eine ausserordentliche Person auftreten

würde, trat Jesus auf, und zeigte, dass er der Sohn Gottes sey, der vom Himmel gesandt sey, denen (die) Menschen wahre Religion zu lehren (statt bestimmt, die wahre Religion: denn es giebt ja nur Eine Religion, welche wahr ist, die vernünftige; die es nicht ist, verdient diesen Namen nicht, sondern ist blosser Religionsglaube oder vielmehr Meinung), und dass er daher die christliche Religion stiftete." — Ist wohl dieses bündig geschlossen? Wie folgt aus jener allgemeinen Erwartung, dass eine solche Person kommen müsse? Und wie folgt, dass Jesus gerade diese Person sey, welches die Juden, unter denen sich jene Erwartung entspann, selbst nicht einräumen? Wir reden nicht von der Sache, sondern nur von der Folgerung des Vfs. 3) „Die Bücher des N. T. wurden von den Personen geschrieben, denen sie zugeschrieben werden, und enthalten eine getreue Geschichte Christi und seiner Religion." — Was folgt aber hieraus anders, als höchstens die Wahrheit der Geschichte, nicht aber desshalb auch der Lehre, deren Wahrheit von der Geschichte ganz unabhängig ist; noch weniger ihre göttliche Eingebung. 4) „Die Bücher des A. T. sind die wirklichen Schriften derjenigen Personen, deren Namen sie führen." — Auch hieraus folgt nichts, wenn auch die Behauptung selbst streng bewiesen werden könnte, welches der Fall nicht ist. 5) „Der Charakter Christi, wie er in den Evangelien vorgestellt wird, ist ein starker Grund, zu glauben, dass Christus eine göttliche Person war." Für eine göttliche Person im eigentlichen Sinne, wie es der Vf. nimmt, hat sich Christus selbst nicht ausgegeben. Nirgends sagt er, er sey eine göttliche Person oder eine Person der Gottheit; diess erlaubte ihm seine Wahrheitsliebe und sein bescheidener Charakter nicht; auch stimmt eine solche metaphysische Aussage mit seinem populären Vortrage nicht überein; diese Kunstsprache ist erst nach ihm erfunden worden. Hiemit fällt auch der 6 Beweis, der von der Erhabenheit seiner Lehren und von der Reinheit seiner moralischen Vorschriften handelt, welches beides mit jener metaphysischen Behauptung nichts gemein hat. Seine Lehren waren eben darum erhaben, weil sie vernünftig, besonders der praktischen Vernunft angemessen waren. Der 7 Beweis ist von der schnellen und starken Ausbreitung des Evangeliums durch die ersten Lehrer desselben hergenommen. Diess aber beweist bloss die Kraft ihrer Lehre und der moralischen Wahrheit derselben, aber daraus kann noch nicht unmittelbar auf ihren göttlichen Ursprung geschlossen werden. Hiemit fällt auch der 8 Beweis, der von der Vergleichung zwischen Christus und Mahomed entlehnt ist, weg. Die vier letzten, welche von den Prophezeihungen der Propheten von Jesu, von den Prophezeihungen Jesu selbst, von seinen Wundern und seiner Auferstehung hergenommen sind, sind die gewöhnlichen, denen schon oft widersprochen worden ist, und bey welchen keine vollkommene Gewissheit Statt findet. Bey alle dem bleibt die Lehre Jesu wahr und göttlich, und bedarf der Geschichte nicht, hängt auch gar nicht von ihr ab, und kann durch sie weder gewisser noch ungewisser gemacht werden, als sie i[st]; alle Zeugnisse reichen nicht zu, wenn die Vernu[nft] widerspricht, und nichts kann geglaubt werden, [als] was die Vernunft aus ihren eigenen Gründen f[ür] wahr hält. Die angeführten Beweise des Vfs. ha[t]ten zu ihrer Zeit für die noch nicht gehörig gebild[e]ten und aufgeklärten Menschen ihre Kraft, und mu[ss]ten, der Natur und der Ordnung der Dinge nac[h] den Vernunftbeweisen vorangehen. Aber jetzt re[i]chen sie nicht mehr zu, und müssen dem Lichte d[er] Vernunft, wie die Nacht dem Tage, weichen. [Sie] waren Beweise für Kinder, aber nicht für Männe[r], und sie werden es auch noch seyn, so lange die Me[n]schen Kinder sind. Wir sollen sie aber weiter fü[h]ren, und sie nicht länger mit trüglichen Beweis[en] täuschen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, da[ss] sie nach und nach selbst die Täuschung einsehen u[nd] unglaubig werden. Wir könnten gegen verschieden[e] Behauptungen in der ausführlichen Darstellung di[e]ser Beweise noch Manches erinnern, wenn d[er] Raum es vergönnte. Um nur Einiges davon ausz[u]heben, bemerken wir sogleich eine Stelle im 1 A[b]schnitt: „Selbst die gebildetsten und erleuchtetste[n] Männer, die man Philosophen nannte, welche ric[h]tigere Begriffe von Moralität und Religion, als d[ie] übrigen Menschen, hatten, haben nur sehr unvol[l]kommene und fehlerhafte Begriffe von Gott und se[i]nen Eigenschaften, von der Verehrung, die er ve[r]lange, und von den Pflichten der Moralität gehabt." Ist diess der Geschichte wohl ganz angemessen? Fi[n]den wir in ihren Schriften nicht alles dieses m[it] einer Klarheit, Deutlichkeit und Bündigkeit vorg[e]tragen, die selten ist? Und wenn sie in ausserwesen[t]lichen Meinungen verschieden waren und irrten: sin[d] nicht auch unsere Philosophen verschiedener Me[i]nungen, gegen die Manches erinnert werden kann? Stimmen jene in den wesentlichen Lehren der Mor[al] und Religion nicht alle überein? Was kann Schöne[]res, Kläreres und Einleuchtenderes über die Pflich[t]lehre gesagt werden, als was wir in Ciceros Büchern hierüber finden? Wer kann die moralischen Rel[i]gionslehren würdiger und edler darstellen, als de[r] Philosoph Seneca, dessen Lehren mit denen des Chr[i]stenthums so sehr übereinstimmen, dass Viele ih[n] selbst für einen Christen gehalten haben? Die Spe[]culationen der alten Philosophen über den Ursprun[g] der Welt und das Fatum gehören nicht hieher: den[n] diese vergassen sie, so bald sie die Religion praktisc[h] darstellten, und sie hatten auf dieselbe keinen ode[r] nur wenigen Einfluss. „Aber, fährt der Vf. for[t], auch dasjenige, was sie wirklich gewusst, hätten si[e] nicht so ganz befolgt und ihr eigenes Beyspiel, ansta[tt] ihre Vorschriften zu empfehlen, habe ihnen entge[]gen gearbeitet; selbst die besten unter ihnen hätte[n] beynahe das Gegentheil von dem gethan, was si[e] gelehrt; die abscheulichsten Laster, denen viele vo[n] ihnen ergeben gewesen wären, hätten allen Einflu[ss] ihrer Lehren gänzlich zerstört." Ist diess nicht über[]trieben? Ist es gerecht, auf Kosten der Wahrheit un[d] der Menschheit das Christenthum heben zu wollen[?] Sind übrigens die Philosophen unserer Zeit alle so hei[]

lige und untadelhafte Männer, dass jene gegen diese im Schatten stehen sollen? Und, was noch hinzugesetzt wird, „es habe ihnen die grosse Eingebung der Religion gemangelt," dient mehr zu ihrer Empfehlung als Herabsetzung; weil sie bey diesem Mangel gleichwohl einen so hohen Grad der sittlichen Vollkommenheit erlangt hatten, als uns die Geschichte von ihnen erzählt. Was für eine Eingebung der Religion findet aber bey den Christen Statt? Durch welche Kennzeichen können sie dieselbe sich und Anderen beweisen? Diese wenigen Erinnerungen mögen genug seyn, um zu zeigen, dass die Gründe, die der Vf. für die Wahrheit und Göttlichkeit der Religion anführt, nicht mehr hinreichend sind, und dass diese entweder auf sich selbst beruhen, oder, bey allen auch noch so sehr gehäuften historischen Beweisen, in sich selbst zerfallen muss. Denn was nicht Wahrheit ist, wird es durch die Geschichte nicht, und was Wahrheit ist, bedarf ihrer nicht.

φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Freyberg*, in Commiss. b. Craz und Gerlach: *Versuch über den Sinn und die Verheissung Christi bey der Stiftung des heiligen Abendmahls*; angestellet von M. T. *W. Hildebrand*. 1816. 55 S. 8. (6 gr.)

Jesus wollte seine Jünger gewiss machen, er sey ihnen immer hülfreich gegenwärtig. Daran sollte sie das Abendmahl erinnern. Das ist mein Leib! Das ist mein Blut! heisst: dieser Genuss sey in Zukunft immer ein festes Zeichen, dass ich mit meinem verklärten Leibe unsichtbar unter euch bin; im Brod und Wein habt ihr einen Ersatz meines Leibes und Blutes, d. h. meiner menschlichen Person, meiner persönlichen Gegenwart, meines verklärten Leibes; dieses Brod ist in Zukunft mein Leib, dieser Wein mein Blut, oder Ersatz, Unterpfand meines Leibes und Blutes; und so erinnert euch dabey meiner, vergewissert euch beym Genusse, dass ich durch Brod und Wein unter euch bin, so gewiss, als jetzt noch sichtbar durch meinen Körper. — Diess ist die Deutung des Vfs., die er exegetisch zu beweisen sucht. Wenn wir auch zugeben, dass die angeführten Stellen so genommen werden *können*, wie er sie versteht: so liegt doch der Sinn, den er darin findet, nicht so klar darin, dass sie als Beweise dienen können, des Vfs. Ansicht sey die ursprüngliche biblische. Luc. XXII, 16 umschreibt er so: „Ich werde nicht mehr mit euch das Passahmahl als Passahmahl feyern, bis die Zeit kommt, wo dieses jüdische Mahl, als Typus des neuen Bundes, in dem neuen besseren Messiasreiche seine Erfüllung, d. h. seine höhere Bestimmung, erhalte, bis wir es als Abendmahl in der christlichen Kirche wieder mit einander halten werden." Sollten die Jünger Jesu auf diesen Sinn haben fallen können? — 1 Kor. X, 16. 17 werden so erklärt: „Uns Christen führen Brod und Wein in die Verbindung mit dem Leibe und Blute Christi, oder mit dem gekreuzigten Messias selbst, als von dem und zu dessen Ehren das Abendmahl verordnet ist. *Κοινωνία τοῦ* bezeichnet eine besondere Vereinigung und Annäherung; nicht blossen Antheil und Gemeinschaft mit Jesu. Der Danksagungskelch, welchen wir weihen zum Behuf des Abendmahls, schafft er nicht Annäherung an Christi Blut? .... Durch Brod und Wein haben wir den Leib, das Blut des Logos vor uns, stehen alle unter ihm, dem unsichtbaren Oberhaupte." — Das *ἄχρις οὗ ἂν ἔλθῃ* soll bedeuten: „so lange er kommt, d. h. entweder: so lange als er ein Abendmahl feyern und mit seiner Gegenwart verbinden lässt; oder vielmehr: während das Abendmahl dauert, weil und so lange seine Gegenwart Statt findet." — Aber wenn eine solche körperliche Nähe Jesu, als der Vf. behauptet, nöthig ist und Statt hat: muss und wird sie sich denn nicht weiter erstrecken, als auf die Zeit, da das Abendmahl gehalten wird? Kann man aber dann sagen, dass das Abendmahl Jesum körperlich näher bringe? Wird es nicht bloss Erinnerungsmittel, also Symbol der Gegenwart Christi seyn, was dem Vf. doch nicht zu genügen scheint? — Nachdem er seine Deutung exegetisch meint erwiesen zu haben, sucht er die Ansichten und Urtheile der alten Kirche als einstimmig mit seiner Ansicht vorzustellen, was bey der Unbestimmtheit der meisten Äusserungen, die uns übrig geblieben sind, so sehr schwer nicht ist. Aber freylich werden sie für andere Ansichten mit ungefähr gleichem Rechte gebraucht. In dem letzten §. sucht Hr. *H.* seine Vorstellungsart noch „nach theoretischen und praktischen Ideen," wie die Überschrift lautet, annehmlich zu machen. Allein Ubiquität, Allgegenwart eines Körpers, ist und bleibt ein widersinniger Begriff, und der Vf. hat durchaus Nichts gesagt, wodurch derselbe anders erschiene. Was aber den praktischen Einfluss betrifft, den die hier vertheidigte Ansicht haben soll: so hat ihr Eigenthümliches wenig Antheil an demselben. — Die Schreibart des Vfs. ist nicht rein. S. 6 lesen wir von einem am Kreuz *gelittenen* Leibe. S. 24: der Gedanke ... *diess* erhebt den Geist. — Aufgefallen ist uns, dass verschiedene Schriftsteller *lateinisch* angeführt werden. Auf eine seltsame Weise wird S. 9 der *äusserste Protestantismus* in der Abendmahlsfeyer dem Zwinglianismus entgegengesetzt.

HIKL.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Einige Bemerkungen über die Schrift des Herrn Pfarrers Pflaum (:) Frage und Bitte an die gesammte protestantische Geistlichkeit in Deutschland (,)* dargelegt von *einem protestantischen Amtsbruder*. 1816. 56 S. 8. (6 gr.)

Diese Bemerkungen sind, obgleich in einer etwas breiten und nicht allenthalben richtigen Schreibart vorgetragen, grösstentheils gegründet. Der Vf. findet in der katholischen Kirche das neuerwachte Leben nicht, welches der protestantische Pfarrer *Pflaum* schildert, findet nur Versuche, die morsch gewordenen Räder des alten Triebwerkes abermals in Bewegung zu setzen, Versuche, die bloss durch das kräftige Entgegenwirken erleuchteter Regierungen scheiterten. Die Klagen über den Verfall der protestantischen Kirche hält er für übertrieben, und erklärt sich mit guten Gründen gegen die Anträge, durch Zwangsmittel die Kirchen zu füllen. „Wo auf Verstand und Herz durch Überzeugung des Ersteren und durch Erweckung guter Empfindungen in dem Letzteren gewirkt werden soll, da wird die weltliche Macht vergebens" (mit Unrecht) „zum Eingreifen aufgefodert, da muss die Macht des Wortes und der Wahrheit allein Alles ausrichten." Gegen dieses *Allein* lassen sich freylich gegründete Einwendungen machen, da Beyspiele, Zucht und Symbole auch mitwirken dürfen und müssen; aber das will der Vf. auch nicht leugnen, er hat sich nur nicht bestimmt genug ausgedrückt. Er verwirft nur alle Einmischung der weltlichen Obrigkeit, um religiöse Handlungen zu erzwingen, zu welchen Überzeugung und Gefühl und eigene Wahl nicht führen. Und gewiss ist eine solche von Vielen jetzt verlangte Einmischung äusserer Gewalt in das, was Gewissenssache ist, offenbar dem Geiste des Protestantismus zuwider. Aber freylich dieser Geist ist jetzt Vielen ein Greuel, die als Wortführer der protestantischen Kirche auftreten. Sie wissen nicht, was sie thun! — Übrigens sucht der Vf. zu beweisen, dass in dem Königreiche Baiern von dem, was Hr. *Pflaum* verlangt, das Ausführbare grösstentheils schon vorhanden sey. Der Nachtrag enthält eine Stelle aus einer eben erschienenen Predigt eines katholischen Geistlichen (*Boxleidner's*) zum Beweise, dass die Katholiken über den Verfall der Sitten und der Religion in ihrer Kirche die nämliche Klage führen, welche *Pflaum* über das Verderben in der protestantischen führen zu müssen meint.

HIKL.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Engelmann: *Das Recht der Forderungen nach dem neuesten römischen Recht* bearbeitet von *D. Karl (Fr. Ft.) Bucher*, Professor der königl. preuss. Friedrichs-Universität zu Halle. 1815. XXII u. 432 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. hat zur Rechtfertigung des Titels seines Buches in der Einleitung bemerkt, dass die Römer den Begriff von Obligation schärfer genommen haben, als man ihn heutzutage zu nehmen pflege. Bey den Römern ist nach Hn. *B.* Obligation theils die Handlung, wodurch eine Verbindlichkeit bewirkt wird, wie z. B. das Miethen, das Kaufen u. s. w., theils aber auch das obligatorische Verhältniss selbst, und zwar wechselseitig auf Seiten des Schuldners und des Gläubigers. Also nicht bloss die Verbindlichkeit des Schuldners, sondern das ganze aus irgend einem obligatorischen Grunde entstandene Verhältniss zwischen dem Schuldner und dem Gläubiger wird im römischen Recht durch Obligation ausgedrückt. Wenn aber dieser Begriff der Obligation nach dem neuesten römischen Rechte unbedingt anzunehmen wäre: so hätte doch das Correlat des Rechts der Foderungen, deren Beendigung, um so mehr auf dem Titel bemerkt werden sollen, als solcher das ganze zweyte Buch dieses Werkes gewidmet ist. Es hätte auch in der Einleitung berührt werden können, dass das Wort *obligatio* ein gutes römisches Kunstwort, aber bey Cicero und anderen classischen Autoren nie, wie es von heutigen Philosophen und Juristen gebraucht wird, passiv, sondern nur activ — zu finden sey.

Die Abhandlung selbst hat zwey Theile. Im ersten werden die Entstehung und Wirkungen der bürgerlichen Foderungen, die aus Verträgen hervorgehenden Verhältnisse, der Zweck und Gegenstand der Verträge, weiter die Einwilligung und die näheren Bestimmungen derselben überhaupt vorgetragen, dann aber die einzelnen Verträge nach ihren bekannten Eintheilungen in Real-, Consensual- u. s. w. Verträge, und darauf die aus widerrechtlichen Handlungen, sogenannten Quasicontracten und vermischten Fällen entspringenden Obligationen in Betrachtung gezogen. Ausserdem wird nach den Bestimmungen der Einwilligung in Hinsicht auf den Gegenstand, auf das Quantum, die Zeit und den Ort der Leistung ein besonderer, hier unerwarteter Anhang von der Entschädigung, wenn der Gegenstand einer Foderung verloren ging, oder verschlimmert wurde, eingeschaltet und dabey unterschieden, ob solches vom Zufall, Arglist, oder von der *Culpa* oder auch *Mora* herrühre. Bey der *Culpa* werden nur zwey Arten oder Grade, *culpa lata* und *levis*, unterschieden. Unter *Culpa* überhaupt versteht der Vf. jede Unbesonnenheit, wodurch einem Anderen widerrechtlich Schaden zugefügt wird. Diese Unbesonnenheit unterscheidet die *Culpa* und *Dolus*. Die *Culpa lata* soll vorhanden seyn, wenn Jemand entweder nicht dieselbe Sorgfalt bey fremden, ihm anvertrauten Geschäften anwendet, welche er bey seinen eigenen anzuwenden pflegt, oder wenn Jemand eine solche Unwissenheit vorgiebt, die man bey keinem Menschen voraussetzen kann. Die *Culpa levis* aber soll in allen Fällen eintreten, wo einem durch widerrechtliche Unbesonnenheit Schaden zugefügt wird, dabey aber keines der bemerkten Merkmale der *culpa lata* vorhanden ist. Ja, der Vf. will weiter behaupten, dass, wenn die *culpa* oder *culpa levis* zufällig *levissima* genannt wird, diese Verschiedenheit im Ausdruck so wenig einen verschiedenen Grad bewirken könne, als *culpa latior* von *culpa lata* verschieden ist. Gegen diese Theorie des Hn. B. möchte sich wohl Manches, nicht Unerhebliches, einwenden lassen. Denn zu geschweigen, dass hier nur von der *Culpa in abstracto* und nicht *in concreto* die Rede ist: so möchte wohl die der *culpa lata* beygefügte Alternative, das Vorgeben einer solchen Unbesonnenheit, die bey keinem Menschen vorauszusetzen ist, allgemein keine *culpa lata* bewirken. Eben so wenig möchten die angeführten Gründe hinlänglich seyn, nur zwey Grade der *culpa lata* und *levis* anzunehmen, da *culpa levissima* nicht nur namentlich, einmal oder öfter, thut nichts zur Sache, sondern auch durch gleichbedeutende Ausdrücke — *praestatio diligentiae exactissimae* in klaren Gesetzen gebraucht wird. Durch die gegenseitige Behauptung beweist der Vf. zugleich, dass er kein Kantianer ist, sondern zur Partey der Dichotomisten gehöre. Eben so liesse sich gegen die Begriffe von *Dolus* und *Casus* Manches, vielleicht nicht Unerhebliches, erinnern.

Der zweyte Theil der Abhandlung ist der allgemeinen Beendigung der bürgerlichen Foderungen ge-

widmet. Schon der alte Rechtsgelehrte *Arrian* sagt nach dem Bericht *Ulpian's* in dem *Fr.* 47 *l.* 44 *t.* 7 *de oblig. et action.: Multum interest, utrum aliquis obligetur, an aliquis liberetur. Ubi de obligatione quaeritur, propensiores esse debemus, si habeamus occasionem ad negandum: ubi de liberando ex diverso, ut facilior sit ad liberationem.* Es begreift aber der angezogene zweyte Theil drey Bücher, in deren erstem von Aufhebung der Foderungen, die von Rechtswegen (*ipso jure*) geschieht — durch Novation, Expromission und Delegation — durch den Untergang der Sache — durch Confusion, oder durch Concurs lucrativer Gründe — durch Leistung des schuldigen Gegenstandes — durch Zahlung — durch fingirte Zahlung, durch Oblation und gerichtliche Deposition — durch Geben an Zahlungsstatt und Acceptilation, dann durch Aufhebung mittelst wechselseitigen Dissenses gehandelt wird. Das zweyte Buch hat blofs die Aufhebung der Foderungen durch angestellte Klage und Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zum Gegenstande, und zwar so, dass beynahe die ganze Restitutionsmaterie hier, wiewohl am unrechten Ort, abgehandelt wird. Ausserdem aber wird nach Rec. Ansicht weder durch die Klage, noch durch Wiedereinsetzung in den vorigen Stand eine Foderung aufgehoben, sondern nur bis zu einem ergangenen rechtskräftigen Urtel suspendirt. Im dritten Buch aber wird von Aufhebung der Foderungen durch vorgeschützte Einreden geredet. Diese sind entweder solche, welche gleich Anfangs bey Eingehung des Geschäfts vorhanden sind, z. B. die Einreden des macedonianischen und vellejanischen Rathschlusses — oder durch Einreden, die in der Natur des fraglichen Geschäfts liegen, oder auch solche, die nachher, da das Geschäft schon zu Stande gekommen war, erst entstanden sind, wie die Einrede des nicht bezahlten Geldes, der Rechtskraft u. s. w. Zu verwundern ist, dass Hr. *B.*, der, wie aus seiner Theorie von der *Culpa* erhellet, kein Freund der Trichotomie, sondern ein Dichotomist ist, die Beendigung der bürgerlichen Foderungen in drey besonderen Büchern hat abhandeln wollen, besonders, da das zweyte Buch nach der vorigen Bemerkung hieher nicht geeigenschaftet ist. Überhaupt aber möchte seine ganze Lehre von Beendigung der bürgerlichen Foderungen weder rechtlich, noch philosophisch richtig seyn. Da aber die Abweichungen der gegen- und diessseitigen Ansichten zu viele sind, und deren Ausführung zu weitläufig fallen möchte: so will Rec. die verschiedenen Arten, rechtliche Foderungen aufzuheben, nach seinen Vorstellungen entwerfen, um sie mit einem Blick übersehen zu können. Foderungen können entweder von Rechtswegen, oder durch factische Umstände aufgehoben werden. Jenes geschieht durch rechtliche Einreden: dieses aber durch Leistung der Foderung, oder durch Zahlung überhaupt, und zwar entweder durch wahre, oder nach altem römischem Recht eingebildete Zahlung, Acceptilation. Im ersten Fall ist die Zahlung entweder angenommen worden, oder nicht, und alsdann kann solche durch Oblation und Deposition realisirt werden. Die reelle Zahlung aber geschieht sowohl von langer, als von kurzer Hand, mittelst Abrechnung oder Compensation, ausserdem aber entweder durch Substitution einer anderen Verbindlichkeit, oder einer anderen Sache, welches man das Hingeben an Zahlungsstatt (*datio in solutum*) zu nennen pflegt; jenes aber heisst man Novation überhaupt. Ist der Substitut nicht derselbe Schuldner, sondern ein Dritter: so wird die zum Grund liegende Handlung eine Expromission oder Delegation genannt. Es kann aber auch vor Leistung einer Foderung diese selbst aufgehoben werden, und zwar entweder aus einer willkührlichen, oder aus einer nothwendigen Ursache. Im ersten Fall geschieht die Aufhebung der Verbindlichkeit durch beiderseitigen Dissens. Durch den Dissens eines oder des anderen Theiles aber, durch Pönitenz, kann eine Foderung nur dann aufgehoben werden, wenn die Verbindlichkeit einseitig ist. Sollte aber eine nothwendige Ursache zu Aufhebung einer Verbindlichkeit vorhanden seyn: so kann der Grund davon entweder in dem Object, oder in dem Subject liegen. Jenes findet Statt bey dem Untergang der Sache (*Interitus rei*); dieses hingegen bey Lebzeiten des Schuldners, durch den Zusammenfluss der Foderung und Schuld in einer Person (*Confusio*), oder durch den Tod des Schuldners. — Unparteyische Sachverständige mögen entscheiden, ob diese oder die *bucher*'sche Entwickelung, die verschiedenen Arten der Foderungen zu beendigen, richtiger, philosophischer, vollständiger und daher vorzüglicher sey. Ist übrigens gleich der Gegenstand dieses Werkes nach seinen Nüancen fleissig bearbeitet: so hätte doch Manches wegbleiben, und dadurch das Buch wohlfeiler gemacht werden können; dagegen hätte die Literatur nicht vernachlässigt werden sollen.

M.

Berlin, b. Sander: *Das Majestäts-Verbrechen.* Aus den Geboten Gottes und der Vernunft so wie aus den alten und den neuen Gesetzgebungen philosophisch-juridisch erklärt und kritisch festgesetzt vom Dr. *Hellmuth Winter.* 1815. 278 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In der Einleitung handelt der Vf. von dem angebornen Rechte des Menschen auf Leben und Ehre, und von dem unbedingten Rechte des Regenten auf diese Güter. Das Werk selbst besteht aus einem *theoretischen* und einem *praktischen* Theile. In jenem wird der Begriff, der Thatbestand, die Arten, die Strafe und der peinliche Process des Majestätsverbrechens nach Vernunftprincipien dargestellt. In dem praktischen Theile sind die positiven Bestimmungen über dieses Verbrechen aus der Bibel, den Gesetzbüchern der alten Völker, dann aus den Gesetzen von Österreich, Preussen, Baiern, Würtemberg, Sachsen, Frankreich, England und Russland wörtlich abgedruckt und mit einer Kritik des Vfs. versehen. Seine Theorie selbst ist in der Hauptsache folgende.

Die Staats- oder öffentlichen Verbrechen schliessen auch die Majestätsverbrechen in sich, weil der Regent zur Existenz des Staates gehört. Unter Majestätsverbrechen sind aber nur die widerrechtlichen Angriffe gegen den Regenten selbst zu verstehen, wodurch derselbe in seiner persönlichen Regentenqualität, ohne Beziehung auf den Staat an sich, ohne Hinsicht auf das Volk, in Schaden und Gefahr des Lebens und der Ehre gesetzt wird. Von dem Majestätsverbrechen sind verschieden die Verbrechen 1) gegen die Existenz und 2) gegen einzelne Einrichtungen oder Gewalten des Staats. Verbrechen gegen die Existenz des Staates sind *Hochverrath*, oder Missbrauch einer vom Staate einem hohen Staatsdiener anvertrauten und von diesem zur Vernichtung des politischen Daseyns angewandten Gewalt, — *Rebellion*, oder Vernichtung des Daseyns des Staates durch bürgerlichen Krieg, — und *Landesverrätherey* durch böse, mit treulosem Vorsatze zur Vernichtung des Daseyns des Staates einem anderen Theile geschehene Mittheilungen. Die Verbrechen gegen einzelne Einrichtungen des Staates sind entweder Verbrechen gegen die *rechtlichen*, oder gegen die *ökonomischen* Verhältnisse des Staates. Die Verbrechen gegen die Majestät sind theils Majestäts-*Verbrechen* (*crimen majestatis*), theils Majestäts-*Vergehen* (*crimen laesae majestatis*). Jene begreifen die Verletzungen der angeborenen Rechte der Majestät, wie das Recht auf Leben, Integrität der Seele, des Körpers und der Freyheit; diese die Verletzungen der erworbenen Rechte derselben, besonders der äusseren Ehre, in sich.

Schon aus dieser kurzen Darstellung wird man sehen, dass Hn. *W's.* Theorie keinesweges so neu sey, als wofür er sie ausgiebt. Der Hauptsache nach steht sie schon in *Tittmanns* Grundlinien der Strafrechtswissenschaft §. 174 ff. und Handbuche Th. II. §. 272 ff., dessen Sätze auch oft wörtlich gebraucht worden sind. Nur diess ist in Hn. *W's.* Theorie neu, dass er die Verletzungen des Regenten, wenn sie ohne die Absicht, dem Staate selbst zu schaden, und nur aus Abneigung gegen die Person an und für sich geschehen sind, abgesondert denkt und im Systeme abgesondert wissen will, statt dass *Tittmann* mit Anderen die gegen das Leben, Gesundheit und Freyheit des Regenten unternommenen Handlungen zu den Verbrechen gegen das Daseyn des Staates selbst zählt, und unter Majestätsverbrechen nur Verletzungen der aus dem Besitze der höchsten Gewalt entstehenden Würde begreift. Wir können nicht leugnen, dass Hn. *W's.* Ansicht in so weit ganz richtig sey, als es sich allerdings denken lässt, dass der Regent bloss aus Abneigung gegen seine Person und ohne alle feindselige Gesinnung gegen den Staat selbst verletzt werden könne; und dann müssen diese Verbrechen von den Verbrechen gegen das Daseyn des Staates nothwendig genauer geschieden werden, als diess bisher in den Systemen geschehen ist. Ferner ist nicht zu leugnen, dass solche ebenfalls bloss gegen die physische Person des Regenten gerichtete Verbrechen, aus gleichen Gründen, wie Älternmord u. dgl., in einem viel höheren Grade strafbar sind, als andere Verbrechen der Art. Allein wir können dem Vf. nicht beystimmen, wenn er jene Verbrechen gegen die physische Person des Regenten zu den *Staatsverbrechen* zählt. Denn unter den angegebenen Voraussetzungen ist ja eben alle Rücksicht auf den Staat ausgeschlossen, und es können daher diese Rechtsverletzungen eben so wenig Staatsverbrechen seyn, als die ohne feindselige Absicht gegen den Staat *an Staatsdienern* verübten Verbrechen zu den Staatsverbrechen gezählt werden können. Wenn wir aber auch auf diese Art der dem Vf. eigenen Ansicht die Haltbarkeit nicht zusprechen können: so kann doch dem Werke im Ganzen nicht der Werth eines sehr schätzbaren Commentars über die Lehre von den Verbrechen wider das Daseyn des Staates abgesprochen werden. Die Erörterungen des Vfs. sind ungemein gründlich und sehr gut dargestellt. Auch der Abdruck der positiven Gesetze im praktischen Theile ist sehr brauchbar. Was sonst das Geschichtliche betrifft: so haben wir darunter nichts Ausgezeichnetes gefunden, was nicht schon in *Grünebusch Prolus. de crimine perduellionis apud priscos Romanos etc.* Cellis 1808, enthalten wäre. Die Beweisstellen aus der Bibel können Schullehrern beym Unterricht über die Gesetze in Schulen allerdings nützlich seyn; in einem wissenschaftlichen Werke aber sind sie nicht an ihrem Platze, ihre Allegation ist sogar oft sonderbar, wie z. B. gleich S. 8 f. zum Beweise, dass die Verbrechen gegen die Ehre und das Leben der Menschen von Gott mit Strafe bedroht sind. Über einige in diesem Werke aufgestellte Behauptungen würden wir mit dem Vf. rechten, wenn wir nicht nach seinen sonst bewiesenen Kenntnissen annehmen müssten, dass sie ihm nur im Drange seiner übrigen schriftstellerischen Arbeiten, von welchen er S. 183 und 277 f. spricht, entschlüpft sind. Wir rechnen dahin die den ersten Gründen der Strafrechtswissenschaft widerstreitenden Behauptungen S. 124 und 166, dass dem Majestätsverbrechen weder Gemüthsbewegung, noch Trunkenheit, ja selbst nicht einmal Zwang, zur Milderung der Strafe gereichen könne, dass hier überhaupt keine Milderungs-, wohl aber Schärfungs-Gründe Statt fänden, dass (S. 129) dolose Absicht präsumirt werden müsse, wenn sie nicht klar und deutlich aus dem Facto erhelle, und dass selbst mangelhafte Kenntniss oder gänzliche Unkunde der landesgebräuchlichen Ehrerbietungsbezeigungen den Begriff der Majestätsverbrechen nicht aufheben. Dergleichen Sätze können in der That nur Eile zum Grunde haben. Auch die Zulässigkeit der Abweichungen von den allgemeinen Processgesetzen über die Anschuldigung und Untersuchung bey den Majestätsverbrechen konnte der Vf. S. 171 sicher nur aus Übereilung behaupten.

Dr.

Nürnberg, b. Riegel und Weigel: *Materialien zur Revision des Judiciar-Codex*, von *Karl Ludwig Friedrich Freyherrn von Leonrod*, Director des königl. Handels-Appellations-Gerichts, erstem Director des königl. Stadtgerichts Nürnberg u. s. w. 1817 (1816). VI und 66 S. 8. (9 gr.)

Die dermalige königl. baierische Regierung hat sich bekanntlich um die Gesetzgebung ausnehmende Verdienste erworben. Der *von kreitmayrischen* Epoche nicht zu gedenken, hat man besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts das Bedürfniss gefühlt, den Foderungen der Zeit zu entsprechen, und eine Revision der Landesgesetze vorzunehmen. An Hn. Hofr. *Kleinschrod* erging der Auftrag, einen Entwurf eines peinlichen Gesetzbuchs für die damaligen kurpfalzbaierischen Staaten zu fertigen, und es wurde 1802 auf dessen beste Beurtheilung im Ganzen ein Preis von 100 Louisd'ors und eine zweyte Prämie von 50 Louisd'ors gesetzt. Unterdessen erschien nicht nur das *Strafgesetzbuch* selbst, sondern es wurden auch drey Bücher eines *allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches* durch den Druck bekannt gemacht. Allein die gesetzgebenden Bemühungen erstreckten sich nicht bloss auf das Material, sondern auch auf die Form, auf die bisher bestandene Gerichtsordnung, oder den sogenannten *Judiciarcodex*. Zu dem Ende wurde 1809 dem ehemaligen Regierungsdirector *von Bandel* über die bisherige baierische Gerichtsordnung ein Gutachten abverlangt, und obgleich dieses für die Beybehaltung derselben ausfiel: so wurde doch auf eine schickliche Vereinigung der baierischen und preussischen Gerichtsordnungen der Antrag gemacht. 1811 wurden *Novellen zur baierischen Gerichtsordnung* abgedruckt, in welchen eine Sammlung der bis zu Entstehung des Regierungsblattes in mehreren Gesetzsammlungen zerstreuten Verordnungen enthalten sind. In der Hauptsache aber entstanden zwey Parteyen. Die eine, zu welcher hauptsächlich Hr. *von Gönner* gehörte, stimmte auf die gänzliche Umstaltung der bisherigen Gerichtsordnung, die andere aber auf Behaltung des alten baierischen Judiciarcodex, jedoch auf eine sowohl in Ansehung der Sprache, als der Form vorzunehmende Revision. *Gönner* legte nicht nur einen *Entwurf einer neuen Civilprocessordnung*, sondern auch die Motiven dazu vor Augen. Zur Gegenpartey aber tritt unser Vf., und widerspricht theils der gänzlichen Umstaltung des baierischen Judiciarcodex, theils aber auch der *von bandelischen* Meinung, die baierische mit der preussischen Gerichtsordnung zu vereinigen, da der Grund der ersten gut und keine Nothwendigkeit vorhanden sey; die in der letzten enthaltenen summarischen Processe, den Wechselprocess ausgenommen, der jedoch eine eigene Behandlung bedürfe, in dem revidirten Codex aufzunehmen, indem das Wesentliche derselben sich auf das protocollarische Verfahren in vier Sätzen gründe, und das Eigenthümliche gewöhnlich technisch sey, und durch Sachverständige ausgemittelt werde. Was aber die Revision der Gerichtsordnung selbst betrifft: so rügt der Vf. in Ansehung *der Sprache* zwey Fehler: die Mischung von Deutsch und Latein, und das Undeutsche im Ungemischten. In der Sache selbst aber setzt er das Geschäft der Revision in Aufnehmen dessen, was da ist, und zwar entweder ohne oder mit Abänderung — im Weglassen des Alten und im Zusetzen des Neuen. Fragt man, ob und in wiefern der Vf. diesen Postulaten in seinen Materialien zur Revision des baierischen Judiciarcodex entsprochen habe: so muss man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er auf so wenigen Bogen Vieles geleistet, und nur den Wunsch übrig gelassen habe, dass er hie und da die Novellen und die von Hn. *v. G.* gemachten Erinnerungen berücksichtigt haben möge. Denn wenn er sich auch auf letztere einigemal, einmal bey Gelegenheit des Contumacialpräjudizes bey der Exception, und das zweyte Mal in Hinsicht der subsidiären Restitution des Mandanten, ausdrücklich bezogen: so hat er ihnen doch weder in dem einen, noch in dem anderen Fall beygepflichtet, sondern ausdrücklich widersprochen. Doch hat er ganz am Schlusse seiner Materialien sich zum Beweis, dass das *20ste Capitel der Gerichtsordnung vom Recht der Priorität im Concursprocess* materiell und also hieher nicht gehörig sey, auf die *gönnerischen Motive zum Entwurf einer allgemeinen deutschen Processordnung* und deren Eintheilung berufen. Wenn aber dieses richtig ist: warum hat er denn das fragliche Capitel an die Capitelzahl der revidirten Gerichtsordnung angereihet?

Mr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. Berlin, b. Hitzig: *Jus naturale in aphorismis proposuit Theodorus Schmalz*, D. 1812. VI u. 58 S. 8. (6 gr.)

Da diese kleine Schrift keine neuen Ansichten enthält, auch keine Sätze aufstellt, welche zu wichtigen Zweifeln berechtigten: so müssen wir uns hier mit der blossen Anzeige derselben begnügen, und bemerken nur, dass der Vf. sich über den Zweck derselben in der Vorrede mit folgenden Worten erklärt: *Quae olim de juris naturalis rationibus scripsi, denuo denuoque in censuram vocavi; at utile fore speravi, aphorismis more Geometrarum scientiam comprehendere, quo facilius nexus doctrinarum singularum ac convenientia perspiceretur.*

Dr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

SPRACHENKUNDE.

BERLIN, in der vossischen Buchhandlung: *Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde*, mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünf hundert Sprachen und Mundarten von *Joh. Christoph Adelung*. Mit Benutzung einiger Papiere desselben fortgesetzt, und aus zum Theil ganz neuen oder wenig bekannten Hülfsmitteln bearbeitet von Dr. *Joh. Severin Vater*, Prof. der Theologie und Bibliothekar zu Königsberg. III Theils 2 Abtheilung. (Südamerikanische Sprachen.) 1813. 309—708 S. 3 Abtheilung. (Mittel-Amerika, und Nord-Amerika.) 1816. 474 S. 8. (5 Rthlr. 4 gr.)

Diese beiden Abtheilungen, welche die *amerikanischen* Sprachen enthalten, haben dieselbe Einrichtung wie die früheren Theile des Werks. Wo Kunde vorhanden ist, wird eine kurze Schilderung der Lage des Landes, der Cultur und der Lebensart des Volkes, Sprachbemerkungen grammatischer und lexikalischer Art, das Vater Unser mit wörtlicher Übersetzung, oder andere Sprachproben nebst den Sprachwerken angegeben. Wo die Verschiedenheit der Berichte zu gross war, als dass man darüber entscheiden könne, hat der Vf. das Abweichende neben einander gestellt, und künftiger Forschung die Entscheidung überlassen. Ein solches Werk, das über die Sprachen aller Welttheile solchen Überblick gäbe, hat keine Nation weiter aufzuweisen. Es sind darin die Forschungen vieler Gelehrten und Beobachter im Resultate zusammengestellt über geographische, ethnographische und hauptsächlich sprachliche Gegenstände, mit kritischer Erwähnung vorhandener Schriften. Aber von keiner Abtheilung, Abth. 1 dieses Theiles ausgenommen, wird eher eintreffen, dass ein Blatt nach dem anderen hie und da ausfallen wird, je weiter die noch so schwache Entdeckung dringt, als gerade von Abth. 2 und 3. Denn von den meisten Nationen Amerika's kennen wir bis jetzt weiter nichts, als den, oft noch dazu unrichtigen, Namen. Wie die Wildniss der Natur von menschlicher Hand noch wenig in jenem Welttheile ihre Verschönerung erhalten hat: so ist das Verzweigen der amerikanischen Völkerstämme noch so in einander gerankt, dass bis jetzt weniges Licht in das Dunkel der Ethnographie jener Wilden gebracht ist. Das schöne Werkzeug zur Bebauung jener Verwirrung, die Etymologie, kann wenig angewandt werden, da uns von den Sprachen so vieler Völkerschaften noch keine Proben zu Gebote stehen. Dereinst also erst, wenn wir letztere haben, wird eine richtige Etymologie, die nicht nach zufälligen Ähnlichkeiten hascht, sondern von den wesentlichen Bestandtheilen des inneren Sprachbaues ausgeht, Führerin werden da, wo uns historische Berichte fehlen, um über die Stammverwandtschaft jener Völker, ihre ehemaligen Wanderungen, und über die Bevölkerung jenes Welttheils feste Untersuchungen anzustellen. Bis dahin müssen wir uns mit dem Vorhandenen begnügen. Mögen die dortigen Regierungen, und die verschiedenen Gelehrten, welche sich daselbst befinden, bey Zeiten emsig weiter forschen, dass grössere Sprachmasse gewonnen, und solche in ein historisches Leben des Entstehens und Zusammenhanges kritisch gezaubert werde; dass das Getrenntseyn so vieler Sprachen verschwinde, und ihre gemeinschaftliche Natur die Überzahl der Dialekte selbst vermindere!

Erst seit drey Jahrhunderten hat sich dieser grösste aller Welttheile allmählich dem Auge des weltforschenden Europäers geöffnet, zugleich als eine wahre neue Welt von Völkern und Sprachen. Woher die Bevölkerung, woher diese Sprachen? Fragen, die dem Forscher hier noch verwickelter vorlagen als bey Afrika, von welchem Abth. 1 dieses dritten Theiles (vergl. die Beurtheilung eines anderen Rec. in dieser A. L. Z. Ergänzbl. 1813. No. 26. 27) handelte. Die besseren Forscher stimmen bey Amerika's uns bekannten Urbewohnern auf Eingeborene, die jedoch mit den Tataren vieles Übereinstimmende im Körperbau haben, besonders die Nord-Amerikaner. Auch die charakteristischen Abweichungen der vielen jetzigen Stämme haben mit denen anderer Welttheile, besonders Asiens, Vieles gemein. Noch aber hat die vergleichende Menschen-Anatomie in diesem Welttheile vielen unbearbeiteten Stoff vor sich; ja speciell ist erst noch die grösste Anzahl der dortigen Völkerschaften zu prüfen, ehe jene ihr völliges Geschäft beginnen kann. Die Farbe der Haut, die Hervorspringung der Backenknochen, die Richtung der Augen und andere Umstände haben die Beobachter, unter anderen auch

den an Kenntnissen ausgezeichneten *von Humboldt* anzunehmen bewogen, dass das Menschengeschlecht keine einander näheren Raçen habe, als die der Amerikaner, der Mongoleh, der Mantschu und der Malayen sind. — Jedoch zweifelt der Vf. beym Mangel aller älteren Nachrichten über Amerika an der Hoffnung eines festen Resultates. Über diesen Welttheil haben wir ja bey den Alten der übrigen drey Welttheile keine Nachricht: denn wer kann sicher annehmen, dass Phönicier, von Afrika's Küste verschlagen, wirklich nach Amerika getrieben? und wer weiss denn historisch zu begründen, was diese für Nachrichten über dasselbe mitbrachten? oder dass Plato's Atlantis unser Amerika sey? — Wenn die hieroglyphischen Gemälde von den Zügen der Tolteken historische Grundlage haben, wie auch die Bestimmung ihrer Zeitangaben: so reichen selbst diese Zeitannahmen nicht über 600 Jahr nach Christi Geburt hinauf. Es ist allerdings nothwendig, zu fragen: waren die ersten Bewohner der neuen Welt ein eigenes dort entstandenes Menschengeschlecht? — oder woher sind sie gekommen? — und wie sind sie das geworden, was sie bey der Entdeckung Amerika's waren und noch sind? — Jene erste Frage, meint der Vf., sey historisch nicht zu entscheiden, und der Geschichtforscher möge sich passiv verhalten, wenn der Physiolog etwas Sicheres, was schwerlich der Fall sey, darzubieten vermöge. Aber es entgehe auch der historischen Forschung, ob es eigentlich reine Ureinwohner dieses Welttheils gegeben; wie weit dieselben sich mit Ankömmlingen, und mit welchen, und wann, ob auch aus Afrika, gemischt hätten, und also die Völker, welche bey der europäischen Entdeckung dieses Welttheils vorgefunden worden, solche Erzeugnisse seyen. — Auf ein gewissermaßen sicheres Resultat führt dagegen der vorgefundene Cultur-Zustand, bey dessen Betrachtung die über ganz Amerika verbreitete malerische Hieroglyphik wichtig ist. Der policirte Staat Mexiko bedurfte jährlich einer sehr grossen Masse von Papier aus der Agave Americana, um darauf gerichtliche Streithändel, Verträge und historische Überlieferungen für künftige Zeiten darzustellen, so dass diesem Umfange in der ganzen Geschichte nichts Ähnliches vorhanden ist. Fünf Städte mussten dem Montezuma jährlich 16000 Ballen darbringen. Man bewundert die Kunstgeschicklichkeit, mit höchst unvollkommenen Instrumenten höchst künstlich in den härtesten Basalt Götterfiguren im Mexikanischen, wie in Peru und anderen Gegenden, auf Gebäuden und anderen Denkmälern Kunstdarstellungen hoher Art, angebracht zu sehen. In den Pyramiden Neu-Spaniens, besonders der von Cholula, ist ein eigener Charakter; letztere hat 1400 Fuss an jeder ihrer vier Seiten, und ist, in Terassen emporsteigend, 54 Metres hoch; ist also von der ägyptischen Bauart sehr wesentlich abweichend. Ihre Stellung nach den vier Himmelsgegenden, und besonders auch das tropische Jahr der Mexikaner, das mit dem des Chalifen Almamun fast identisch gefunden worden ist, verräth unerwartete astronomische Kenntnisse. Sind gleich jetzt jene alten Amerikaner in Uncultur zurückgesunken: es giebt auf der Erde mehr Beyspiele, wie durch mancherley drückende Umstände unglücklich gewordene Völker zurücksinken, und selbst keine Kunde mehr haben von den kalt angestaunten Denkmälern, Überbleibseln der einstigen Cultur! Ja noch auffallendere Denkmäler sind eben die *Sprachen* Amerika's! Sie zeigen weit weniger Verwandtschaft mit denen der alten Welt, als die Kosmogonieen, die Monumente, Hieroglyphen und Volkseinrichtungen: ein Beweis, dass der menschliche Geist zu Sprachformen weit mannichfaltiger geschickt ist, als zu letzteren. Dieses bestätigt sich auch in Hinsicht des Gedächtnisses, da wir formellen Sprachreichthum antreffen bey Völkern, deren übriger jetziger Ideenvorrath gar nicht dieser, von einer cultivirten Zeit her bewahrten, grammatischen Üppigkeit entspricht. — Die *Sprachen* in Grönland wie in Peru, am Hudsons-Flusse im heutigen Massachuset wie in Mexiko, und an den Ufern des Orinoko wurden geredet mit so vielen, künstlich abgesonderten Formen, als nur wenige Sprachen in der Welt besitzen; und diese Formen sind von einer so eigenthümlichen, ihnen gemeinschaftlichen Richtung, dass sie weder von europäischen abgeleitet, noch ohne eine eigene, über diesen Welttheil einst verbreitete, Culturhöhe gebildet worden seyn können. Aber darum ist der Vf. nicht geneigt zu glauben, dass jene Sprachbildung von einem einstmaligen Tolteken-Reiche vom Nordwesten Amerika's sammt einem Volke ausgegangen sey, sondern dass sie sich gleichsam in Strahlen über sonst ganz von einander unterschiedene Bewohner der entfernten Länder dieses Welttheils ausgegossen habe. Ja sind diese anzündenden Strahlen vielleicht diesem Welttheile von Aussen zugekommen, dass das Leben der vorhandenen Autochtonen nur erregt und so gerichtet wurde? — Also hier die Frage: woher die Bevölkerung beider Amerika? Ist ein Strom, und in welcher Richtung, aus dem Continente der alten Welt hieher geflúthet? Seit Amerika's Entdeckung hat es nicht an tausend Ansichten gefehlt, ihn bald aus Afrika, Asien, Europa kommen zu lassen. Man verglich Wörter, Sitten, Physiognomie: und man fand Ähnlichkeit mit den Chinesen, den Juden, Ostindiern, Kopten u. s. w. Aber was entscheidet ein Dutzend aufgefundener ähnlicher Wörter, einige aufgefundene ähnliche Sitten und Gebräuche? Sind denn diese jenen Asiaten angeoffenbart, oder kann sie der Mensch nicht auch in anderen Gegenden eben so gut erfinden? Immer freylich wird eine ehemalige Verbindung mit Nordasien und Nordamerika wahrscheinlich bleiben, wofür sich schon der Leser von *Humboldts* köstlichen Werken leicht bestimmen kann. Von diesen Sprachvergleichungen giebt auch der Vf. in der 2 Abth. Auszüge. Das Resultat ist, „dass die Bewohner der Westküsten Afrika's und Europa's und der Ostküste Asiens Beyträge zur Bevölkerung Amerika's geliefert haben können." Ja die neueste Zeit hat den Satz festgesetzt,

aus gründlichen Beobachtungen: „im öftlichen Norden von Amerika, in Grönland und an der Küfte von Labrador, wie auf feiner weftlichen, Afien nahen Küfte, wohnt *Ein* Volk, und ift *Ein* und daffelbe Volk mit den Bewohnern der Nordoft-Küfte Afiens und der zwifchen beiden Welttheilen liegenden Infeln." Die fefshaften Tfchucktfchen in Nordoft-Afien, die Bewohner der Nordweft-Küfte von Amerika und der dazwifchen liegenden Infeln reden Eine Sprache mit den Grönländern. Bewundernswürdig ift die grofse Gleichheit der Sprache unter den entfernten Zweigen eines fo grofsen Völkerftammes! Die Sprachbelege dazu hat *von Adelung* und Hr. *Vater* S. 340 f. gegeben. Es wird daher angenommen: die Bevölkerung des nordöftlichen Afiens wie des Oftens und Weftens von Nordamerika ift Eine und diefelbe. Schon vor der umfaffenden Beweisführung durch die Gleichheit der Sprache bemerkte man in Rückficht auf Körper- und Lebens-Art diefelbe Verwandtfchaft zwifchen den Tataren und Tungufen, diefen Nordoft-Afien durchftreifenden Nationen, und den wilden Nord-Amerikanern in und hinter Kanada! — Aber die näheren Umftände, unter denen jene Völkerverbreitung einft vor fich ging, kennen wir nicht; daher erwarte man auch nicht die Hausthiere bey den nordamerikanifchen Wilden, die ja auch der Tunguse erft fpäter von anderen Afiaten erhielt, wie die feiner Sprache fremden Wörter derfelben bezeugen. (Übrigens kann ja die thierifche und vegetabilifche Schöpfung dem Welttheile felbft angehören.) S. 346 entwickelt der Vf. noch andere Urfachen, woher jene Abweichung im Einzelnen des Lebens bey den nordamerikanifchen und öftlichen afiatifchen Völkern Eines Stammes gekommen feyn könne. Jene mannichfaltigen, vielleicht in grofsen Zwifchenräumen einziehenden Horden können zum Theil fich mit angetroffenen Einwohnern auch in Hinficht auf Sprache vermengt haben, fo dafs einft eine nähere Kunde von den Sprachen der vielen amerikanifchen Stämme zwifchen dem Miffifippi und dem Gila, die wir jetzt noch nicht näher kennen, vielleicht noch Altamerikanifches fcheiden und hinzugekommenes Afiatifches entdecken wird. — Bey der Ähnlichkeit zwifchen den nordamerikanifchen und oftafiatifchen Völkern und Sprachen konnte aber auch die Frage nicht ausbleiben: verurfachte denn diefes das Kommen von Afiaten nach Amerika, oder nicht vielmehr umgekehrt das Wandern der Amerikaner nach Afien? *Jefferson* behauptete das Letztere, indem er fich auf die *Menge* der Sprachen in Amerika ftützte, da bey der Anordnung der Sprachen nach ihrer wahrfcheinlichen Abftammung immer zwanzig völlig verfchiedene in Amerika gegen Eine in Afien auf die Wagfchaale fielen. Weil fich aber eine folche Menge von ganz verfchiedenen Sprachen, zwifchen denen alle Ähnlichkeit verloren gegangen, nur in fehr langer Zeit abfondere: fo müffe man für jene Menge von eigenen Sprachen eine weit gröfsere Zeitperiode, und folglich auch die Bevölkerung Amerika's früher annehmen, als die vom öftlichen Afien; mithin fey es weit wahrfcheinlicher, dafs Afien feine Bevölkerung von Amerika erhalten habe, als umgekehrt. Gegen diefen Scheingrund behauptet der Vf. S. 353, dafs die fchnelle Zeräftung der noch an keine fefte Regel gefeffelten Sprachen in verfchiedene, einander ganz unähnlich werdende Zweige bey der Zerftreuung roher Horden, welche nur die erften Naturbedürfniffe benennen, gar nichts Beyfpiellofes fey. Selbft in deutfchen Waldgebirgen reden die Bewohner nachbarlicher Dörfer oft gleichfam ganz verfchiedene Sprachen; fo die Samojeden und viele andere nordafiatifche Völker, ohne dafs man annimmt, dafs diefe Menfchen fo lange Zeit fchon dafelbft gewohnt, dafs grofse Zeitperioden-Verhältniffe eingetreten, um das Verfchwinden faft jeder Ähnlichkeit ihrer Sprachen herbeyzuführen. Vielmehr giebt die Zerftreuung diefer rohen Menfchen in endlofe Wildniffe, bey aufgehobenem Verkehr zwifchen ihnen, bald zur Abweichung in ihren wenigen Sprachausdrücken Anlafs, fo dafs aus Dialekten in Kurzem eigene Sprachen werden. Aber wir kennen auch diefe Sprachen nicht einmal genug, um ficher entfcheiden zu können, ob denn alles Band zwifchen ihnen gelöft fey. Vielleicht führt dereinft eine weitere Erforfchung derfelben zur Zufammenfaffung jetzt noch unficherer Fäden, die doch auf einen gemeinfchaftlichen Urfprung weifen. — Eine fehr wichtige Urfache aber gegen jene Annahme einer Völkerwanderung aus Amerika nach Afien ift die, dafs nach hiftorifch ficheren Angaben Nationen-Bewegungen und Strömungen in früherer Zeit auf der ganzen Nordoftfeite Afiens nach Aufsen Statt gefunden haben. Und wer würde auf hiftorifchen Glauben Anfprüche machen können, der behauptete, dafs eben Amerika's Menfchenleere der Beweis dafür fey, dafs fie einft auf dem vielleicht Land gewefenen Meere nach Afien gezogen feyen? Welches wäre die Urfache gewefen zu folcher Entleerung? Ja, auch die Volksverhältniffe hat man fo jung und local gefunden, dafs Afien dagegen viele Jahrhunderte hindurch ausgebildete Staaten hatte, zu denen das Menfchengefchlecht fchon viele Veränderungsperioden feiner felbft durchlaufen feyn mufste. Auch ift das Eigenthümliche der amerikanifchen Race fo befchaffen, dafs es weit eher als locales Angebilde auf afiatifchem Stamm angefehen werden kann, als dafs in Afien eingewanderte Amerikaner fo völlig Alles hätten vergeffen und verwifchen können. Zu diefen Gründen kommt endlich noch der Hauptumftand, dafs die Weftküfte von Nordamerika, die Länder am Miffifippi und am Mifuri am ftärkften bevölkert waren, als die Europäer jenen Welttheil kennen lernten, befonders aber, dafs die Völkerzüge, *nach einftimmigen inländifchen Traditionen*, alle von da aus theils nach Süden, theils nach Süd- und Nord-Often gegangen find. Und wer könnte wohl beweifen, fetzt Rec. hinzu, dafs die letztgenannten Wanderungen erft da begannen, als die vorgeblichen Strömungen nach Afien mit deren (ganz unbekannten) Urfachen wieder aufgehört hätten? Die hiftorifchen Hieroglyphen, die Traditionen der alten

Mexikaner weisen alle auf einen ehemaligen nördlichen Sitz, aus dem die Tolteken herangezogen. Dieser westliche Theil selbst aber hat wenig Cultur; und wäre solche einst auch da gewesen: so müsste sie nachher untergegangen seyn. Da diess nicht bewiesen werden kann: so scheint ein Durchstreifen ankommender asiatischer Horden, nie aber eine ordentliche Civilisation, hier Statt gefunden zu haben. Diesen Strömungen gab jedoch die grosse Bergebene Mexiko's einen natürlichen Ruhepunct; und darum auch die grosse Anhäufung der Menschen in derselben von verschiedener Art und Abstammung, die vielleicht aus Süden so gut wie aus Norden kamen, die mehr als dreyssig radical verschiedene Sprachen redeten, als das mexikanische Reich von den Europäern erobert wurde. Vielleicht erfolgten auch noch Züge von dem Plateau von Mexiko weiter nach Süden herab; wenigstens weist darauf die Verbreitung der mexikanischen Hieroglyphen und Sprache bis zum 10° nördlicher Breite. Ja man schweift hier so sehr noch im Unsicheren, dass man mit dem Vf. sagen kann: „Vielleicht dass die Strahlen eines Centrum älterer Cultur, von wo die künstlichen Spracheinrichtungen in Peru und am Orinoko ausgingen, über Anahuak (die Ebene von Mexiko) fortgepflanzt wurden, und dass jenes Centrum in Ländern zu suchen ist, von welchen aus auch ähnliche Strahlen nach Grönland und an den Hudsonsfluss gesendet werden konnten." — Südamerika hat noch mehr Wildnisse, noch ausgedehntere sumpfige Steppen um die Ufer ungeheuerer Ströme, wie auch wasserlose Ebenen, als Nordamerika. Auch ist in Südamerika die Sprachverschiedenheit grösser; aber Spuren älterer Cultur finden sich hier nur in dem oberen Theile der oft schmalen westlichen Meerküste, besonders auf den Rücken benachbarter hoher Gebirge. Die Verschiedenheit der Menschenrace der Süd- und Nord-Amerikaner, so wie der Sprachen, spricht dafür, dass hier an Identität nicht zu denken sey. Ja man hat gefunden, dass der jetzige Boden von Süd-Amerika später entstanden, und mehrere Völkerschaften gestehen, dass sie nicht die Ur-Einwohner seyen. Bey der grossen Anzahl der verschiedenen Völkerschaften Süd-Amerika's, abgeschieden und zerästet, auch den Sprachen nach, sind doch die *Guaranies*, welche sich über die grössere Hälfte des mittleren Süd-Amerika verbreiten, noch überall verwandte Stämme, so dass ihre Sprachformen und Wörter wie ihr Verein völlig festgestellt seyn mussten, ehe sie in getrennte Stämme aus einander liefen. Jedoch kann man diesen, wenn sie auch einst den furchtsamen Charakter hatten, den sie jetzt haben, die Verdrängungen anderer Völker nicht zuschreiben; vielmehr leitet der Vf. die ursprüngliche und hauptsächlichste Bevölkerung von den kräftigen Homagua und einigen anderen verbreiteten und festsitzenden Nationen her. Dazu kam dann mancherley Zuthat von mehreren Seiten. Die meisten dieser südamerikanischen Völker stehen auf der untersten Stufe der bürgerlichen Verfassung, fast noch unter den Völkerschaften der südlichen Hälfte Afrika's.

Der Vf. theilt Amerika in *Süd-*, *Mittel-* und *Nord-Amerika*. Er beginnt vom Süden, theils weil einst Afrika zur Bevölkerung Süd-Amerika's Beyträge gegeben habe, und der Vf. in der 1 Abth. Afrika abgehandelt hatte; theils weil ein grosser Theil der Bevölkerung Amerika's von Norden her erfolgte, und der ursprüngliche Amerikaner auf diese Weise nach Süden gedrängt, folglich in diesem Süden weniger gemischt zu finden seyn dürfte. Jeder Theil des Werks zerfällt nach seinen verschiedenen Sprachen und Völkerschaften wieder in mehrere Unterabtheilungen. An dem Strome Marañon hat man 150 Sprachen gezählt; wie man überhaupt in diesem Welttheile nach nüchterner Beobachtung an 500 verschiedene Sprachen angenommen hat, von denen hier aus den Berichten und Werken der Reisenden und Missionäre grösstentheils Auskunft gegeben wird. Darum sind aber alle jene Sprachen nicht ihrem Ursprunge nach als verschiedene Stammsprachen zu betrachten, sondern, wie oben gesagt, durch mannichfaltige Zersplitterung und Zerästung der Stämme im Laufe der Zeit entstanden. Spuren von Ähnlichkeit zwischen nord- und südamerikanischen Sprachen sind sehr wenig vorhanden. Die aufgefundene Ähnlichkeit in einigen Wörtern Süd-, Mittel- und Nord-Amerika's leitet der Vf. eher mit *Hervas* von dem Einflusse einiger zerstreuter Stämme der Kariben ab (S. 376). Aber es sind nur sehr wenige Proben, die grösstentheils Zufälligkeiten seyn könnten. Wenn gleich hie und da Sprachen benachbarter Länder in gewisse Vergleichung gebracht worden sind, z. B. die mexikanischen mit denen der Nordwestküste: so sind doch Verhältnisse im Grossen zwischen entfernten Puncten des ausgedehnten Welttheils bis jetzt noch nicht weiter nachgewiesen. — Über diese Sprachen selbst lässt sich im Allgemeinen Weniges sagen: denn es sind die Ausdrucksarten einer sehr grossen und ungleichen Menge Menschen von gar verschiedenen Lebensumständen, verschiedener Abstammung und verschiedener Mittheilungsweise aus verschiedenen Stammsprachen ausgeflossen. Die meisten zeigen ihre grammatische Kunst grösstentheils in Anhängen vor oder hinter der Wurzel: aber nicht alle stehen auf einer so niederen Cultur-Stufe. Was den *Wohlklang* betrifft: so fehlen sehr vielen Sprachen von grosser Entfernung gewisse Consonanten, z. B. das *f*, *d*, *b*, die im Grönländischen, Mexikanischen, Totonakischen, der Quichua und Lule, im Waikurischen, und an der Nordwestküste über Kalifornien um Monterey nicht vorhanden sind. Doch haben sie *t*, *p*, wodurch jene gewissermassen ersetzt sind. So scheint *l*, *s*, in mehreren Sprachen, z. B. im Othomischen und Brasilischen, durch *r*, *c* ersetzt zu werden.

(*Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

SPRACHENKUNDE.

Berlin, in der vossischen Buchhandlung: *Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde*, von *Joh. Christoph Adelung*, fortgesetzt von D. *Joh. Sev. Vater*. III Theils 2 u. 3 Abth. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Aber die amerikanischen Sprachen haben auch eigene Vorzüge, als Kraft und Nettigkeit des Ausdrucks, scharfe Unterscheidung mancher Zeitunterschiede bey den Verben und Ableitungsformen derselben. Wenn auch nicht zu erwarten ist, dass alle diese Sprachen, zumal die der rohesten und unbeholfensten der Völker, ein weitläuftiges Sprachgebäude von Formen und Regeln haben: so erregt es um so mehr Erstaunen, ein künstlich und mit Überfluss aufgeführtes Gebäude der Art bey Völkern vorzufinden, deren jetziger Zustand auf jene Kunst nicht führen konnte. Und diesen kunstvollen Zustand weisen wir jetzt schon in mehr als 15 Sprachen nach, wie wir denn schon nach den jetzigen Beobachtungen, die oft mit lebensgefährlichen Schwierigkeiten verknüpft waren, über 30 amerikanische Sprachen von durchaus verschiedenem grammatischem Baue kennen. Mehr wird dereinst noch aufgefunden, Vieles wird berichtigt werden, finden sich fähige Beobachter an Ort und Stelle! Eben so wird umgekehrt, was jetzt der grammatischen Form ganz zu entbehren schien, z. B. das Chippewayische, bey näherer Aufmerksamkeit vielleicht etwas anders erscheinen. Übrigens finden sich jene grammatischkünstlich geregelten Sprachen sowohl im Norden als im Süden. Die Sprache des kalten Polarlandes Grönland ist reicher an Formen, als vielleicht irgend eine der Welt; die mexikanischen haben einen hinreichenden Vorrath an Formen: alles Beweise einer tiefen Reflexion, wenn auch jener Schwarm von Formen im Grönländischen sich gleichsam mehr auf einander thürmt, als leicht und zart bewegt. Die gemeinsame Richtung einer Art jenes Überflusses an Formen geht darauf, den Bezug der Handlung auf ihr Object so genau als möglich zu bezeichnen, und die Fälle, wo ein solcher Bezug auf ein Object der Handlung nicht vorhanden ist, scharf zu unterscheiden. Und dieser merkwürdige Charakter findet sich in den Sprachen des tiefsten Südens in Chili, der in Peru herrschenden Quichua-Sprache, in den mexikanischen und der Kora-Sprache in Neumexiko eben so, wie im äussersten Norden in Grönland und einst in der Sprache der Naticks in dem heutigen Massachuset! Die Wörter der amerikanischen Sprachen aufzufassen, ist dem Europäer nicht leicht, da selbst unsere Organe zum vollständigen Ausdrucke ihrer Laute sich nicht völlig gewöhnen lassen. Zwar haben die Missionäre durch eifriges Studium ihr Mögliches gethan: allein theils reicht unser Alphabet nicht hin, um jene Laute genau zu bezeichnen, theils verdanken wir die Kenntniss derselben verschiedenen Nationen, Spaniern, Engländern, Franzosen, in deren nationelle Darstellung der Laute wir uns erst hineindenken müssen, um die Aussprache zu erwerben. Wie viele Varianten aber die nationell verschiedene Aussprache derselben Wörter aus asiatischen Sprachen in die Literatur geführt hat, ist bekannt. Künftige Forscher mögen sich zur Bezeichnung Eines verabredeten Alphabets bedienen. Und welche Unrichtigkeiten flossen mit in die Auffassung der einzelnen Wörter! Der Missionär, der die Wilden um etwas fragte, erfuhr ja die Sache meistens nur in zusammenhängender Rede, die Worte wenig von einander getrennt, so dass oft ganze Phrasen statt einzelner Wortformen niedergeschrieben wurden! Ein Anderer, durch längeren Aufenthalt mit ihnen vertrauter, vernahm Worte für Begriffe, die er bey den Wilden Anfangs nicht vorausgesetzt hatte. Dergleichen Entdeckungen werden in der Folge noch häufig gemacht werden, und in Vielen eine erwünschtere Ansicht eröffnen. Die Bahn ist gebrochen, man gehe darauf weiter. *Adelungs* Mithridates kann Charte seyn, die auf das weist, was da ist, und Berichtigung und fernere Forschung fodert. Wir wollen nun einen Blick in die Sprachen Südamerika's selbst thun.

I. *Südspitze von Amerika.* a) Von der Sprache der *Feuerländer* sind nur drey Worte bekannt: *Passeray*, eine Liebkosung; *compogre*, der Vogel Pequen; *oripoggre*, ein aus den Fellen dieser Vögel zusammengenäheter Mantel. — b) *Patagonien und Chili.* In den Nachrichten über die Nationen und Sprachen in und unterhalb Chili und dem Ausflusse des La-Plata-Stromes sind viele Verwirrungen, da die gegebenen Namen der dortigen Völker nur ihre geographische Lage anzeigen, nicht aber ihren eigentlichen Volksnamen, und folglich unter den sogenannten Ost- oder

West- oder Süd-Ländern ganz verschiedene Völker begriffen seyn können. Die Sprachen Patagoniens sind noch wenig bekannt, von mehreren kaum Ein Wort; von der sehr verbreiteten chilesischen Sprache haben wir dagegen Wörter und grammatische Anweisungen. Übrigens sollen auch die Puelche (die Ostvölker) die chilesische und spanische Sprache verstehen. Über die patagonischen Sprachen hat *Th. Falkner* die besten Nachrichten gegeben. Auf der Ost- und West-Seite der Cordilleren, und von der Südgrenze Peru's bis zur magellanischen Strasse wohnen, 1) die *Moluchen* (Kriegsmänner) und die *Araukanen*, jede in verschiedenen, meist von den Landeseigenheiten benannten Abtheilungen. Über diese haben wir, wie über ihre Sprachen, sehr unbefriedigende Nachrichten. Zwischen der araukanischen und anderen amerikanischen Sprachen findet man wenig Berührung; wohl aber in mehreren Wörtern einige, vielleicht nur zufällige Ähnlichkeit mit dem Lateinischen. Die araukanische Sprache hat einen Dual für Substantiva und Verba; der Imperativ, was gegen die anderen Sprachen auffallend ist, hat auch Formen für die erste Person. Der Subjunctiv hat *li* zu seinem Charakter, und dem Indicativ wird *vel* oder *velem* angehängt, um den Optativ zu bilden. Jedes Tempus hat ein besonderes Gerundium und Particip. Von jedem Adjective bildet sich durch den Anhang *ngen* ein Verbum neutrum, z. B. *cume*, d. h. gut, *cumengen*, gut seyn. Überhaupt ist die Grammatik nicht roh. Vom Vater Unser sind 4 verschiedene Proben in dieser Sprache gegeben. 2) Die *Tehuel-Cunny*, d. h. südliche Menschen, zerfallen in mehrere Völkerschaften, mit mehr oder weniger von einander abweichenden Spracharten: noch wenig hinreichend beobachtet. 3) *Puelche*, auf Chilesisch: östliche Leute, zerfallen in drey Stämme, in die *Chechehet*, deren Sprache von der Tehuel verschieden ist; in die *Divihet* und *Taluhet*, von den Spaniern, gegen die sie mit ihrer kleinen Macht oft Angriffe machen, *Pampa* genannt. *Don Felix von Azara* gab Nachricht über diese Völkerschaften und Sprachen, wie *Hervas*, *Falkner*. — II. Unter den vielen Völkern an der *Ostküste* vom Rio de Plata und Urugay bis zum Ausflusse des Marañon oder Amazonenflusses und Para zeichnen sich besonders die *Guarany* aus, ein sehr ausgebreiteter Volksstamm, der nach Norden sich vielleicht bis nach Guiana, und von dieser Ostküste westlich über den grössten Theil von Brasilien, südlich bis an den Parana, und westlich bis an die Vorberge der grossen Andes-Gebirge und in die Thäler der Anden erstreckt. Man kann sie als die ursprünglichsten Bewohner von Südamerika betrachten, da sie bey ihrer Furchtsamkeit das Land nicht erobert haben, nicht eingedrungen seyn können. Sie wurden von den Spaniern gar bald in Colonieen vereinigt, von den Portugiesen zu Sclaven gemacht. Die Guarany-Sprache ist so allgemein, dass die Jesuiten auch anders redenden Völkern ihren Religions-Unterricht in dieser Sprache vortrugen, und die Portugiesen in der grossen portugiesischen Provinz S. Pablo selbst ihre Muttersprache vergessen haben. Die Sprache selbst hat viele Kehl- und Nasen-Laute, zu deren Andeutung die Jesuiten, was sehr lobenswerth ist, eigene Zeichen ausgewählt haben. Das *z*, *s*, *f*, *l*, *ll*, *rr* hingegen hat sie nicht. Die meisten Wörter sind einsylbig. Auf den Accent kommt hier, wie im Sinesischen, viel an, indem dadurch dasselbe Wort verschiedene Bedeutung erhält. Sie ist die reichste der südamerikanischen Sprachen. Für die einstige Kunde der wahrscheinlich vorhandenen Dialekte derselben unterscheidet der Vf. einstweilen die *Süd-Guarany*, *West-Guarany* und *Nord-Guarany*. Die Grammatik hat er aus *Ruiz* entlehnt. Die meisten Wörter fangen mit *a*, demnächst mit *t* und *p*, dann mit *h*, *c*, oder *k* an. Die Substantive haben Casusanhänge, die, steht bey denselben ein Adjectiv, diesem letzteren erst gegeben werden. Die Substantiva werden für die verschiedenen Zeiten im Verbo gebildet. Das Verbum ist künstlich. Die *West-Guaranysprache* ist noch wenig bekannt. Die *Nord-Guaranysprache* an der ganzen Küste Brasiliens und selbst tief ins Land hinein, von vielen Völkerstämmen in vielen Dialekten geredet, nach *de Laet*. Über die brasilische Sprache haben wir mehrere Werke, obgleich durch die Aufhebung der Jesuiten Vieles versteckt, oder vernichtet ist. Die Grammatik zeigt viele Bildung. Das Vater Unser ist guaranisch und brasilianisch beygegeben, nebst grammatischen Anmerkungen, und Proben anderer Wörter. — III *Länder an der Ostseite des Paraguay, am Parana und Uruguay.* S. 461 ff. werden nach *Hervas* 51 andere Völkerschaften Brasiliens erwähnt, welche an der Ostseite des Paraguay, am Parana und Uruguay wohnen, und andere Sprachen, als die der vorhin erwähnten Tupi, reden. Ihre Sprachen und ihre Verwandtschaft ist wenig bekannt; man hat noch nicht einmal Wörter dieser Sprachen gewinnen können! Nur die Sprache der *Kiriri* kennt man näher, aus *Mamiani*, der einen Katechismus in derselben, und eine Grammatik geschrieben hat. Das Vater-Unser ist nach spanischer Aussprache, mit grammatischen Bemerkungen beygegeben. IV *Länder an der Westseite des Paraguay bis zu den sumpfigen Steppen und Gebirgen im nördlichen Chako herauf.* — Die vielen hier wohnenden Völkerstämme scheinen sich zum Theil zwischen die Zweige des Guarany-Stammes eingedrängt zu haben. Die mächtigeren und bekannteren sind *a*) die *Guana*, die auch Landbau treiben, besonders für die Mbaya; ihre Sprache hat viele Nasen- und Kehl-Laute, auch Dialekte. *b*) Die *Mbaya*, die mächtigste unter diesen Nationen. Nach *Hervas* soll sie eine eigene Sprache haben, die sich in Worten und Grammatik der benachbarten *mokobischen* und *abiponischen* nähert, worauf auch die mitgetheilten Proben weisen. In den Missionsberichten heisst sie auch *Guaicura-Sprache*. *c*) Die *Payagua*. Sie trieben bey Ankunft der Spanier die Schiffahrt auf dem Paraguay-Strome, liessen sich aber nicht zum Christenthume führen. Ihre Sprache ist schwer und eigen; übrigens verstehen sie zugleich die guaranische Sprache, weshalb die Spanier jene

wenig lernen. Ein S. 490 mitgetheiltes Stück ist den einzelnen Worten nach noch aufzulösen. — Die Lengua, Enimaga und viele andere Sprachen dortiger Völkerschaften sind wenig bekannt. In der *Toba-Sprache* ist ein Vater Unser mitgetheilt. So auch Mehreres an Wort- und grammatischem Vorrath von den mehr bekannten, unter sich verwandten Sprachen der Abipon, Mokoby. Die *abiponesische* Sprache ist sehr gesangmäfsig, hat wenig einsylbige Wörter, das spanische *ñ*, ein eigenes, sich zwischen *r* und *g* haltendes *r*. Sie hat verschiedene Plural-Endungen u. s. w. Überhaupt ist die Grammatik nicht ungebildet. Die *Mokoby-Sprache* hat eine eigene, von der vorigen verschiedene grammatische Formation. Die *Vilela-* und *Lule-Sprache* werden von vielen kleinen Völkerschaften geredet, und letztere soll wieder in mehrere Dialekte zerfallen. Aber unsere Kunde davon ist noch unbedeutend. Der grammatische Bau ist unvollkommener, als bey den vorhergehenden; mehrere unserer Buchstaben sollen ihr ganz fehlen; gewöhnlich aber ist die Anhäufung der Consonanten am Ende. In beiden Sprachen ist das Vater Unser beygebracht. V. *Küstenland Peru.* Hier hatte sich nach und nach ein gewissermafsen civilisirtes Reich gegründet, ähnlich dem einseitigen Culturzustande einiger asiatischer und afrikanischer. Es fragt sich, woher die in diesem Reiche herrschende Quichua-Sprache, d. h. die Sprache des ebenen Landes (denn die anderen haben ebenfalls ihre Benennung von der geographischen Lage des Landes), entstanden, ob von den Inkas vorgefunden, oder zum Theil mitgebracht oder verändert: für Letzteres entscheidet sich der Vf. Es ist eine sehr weit bekannte reiche Sprache, angenehm und harmonisch, empfänglich für jede rhetorische und dichterische Schönheit, wie denn einst Komödieen, Tragödieen und erotische Poësieen darin vorhanden gewesen; sie hat mehrere Dialekte, in denen wohl noch Spuren verdrängter ursprünglicher Sprachen enthalten seyn mögen. Die grammatischen und lexikalischen Hülfsmittel sind zahlreich und ausführlich. — Die *Aymara-Sprache*, im Osten des untersten füdlichsten Theiles des eigentlichen Peru, ist in vielen Dialekten die Sprache mehrerer Völkerstämme, unter welchen die Pacase- und Lupeca-Sprache die vorzüglichsten sind. Sie hat Wortreichthum und grammatische Ausbildung, so dafs sie keiner der vorzüglichsten Sprachen dieses Welttheils nachsteht. Wegen gewisser Ähnlichkeit mit der Quichua-Sprache wird ein Einfluss letzterer auf erstere vermuthet. Mehrere Sprachproben sind angebracht. — Die Puquina- und die Yanka- Mochika- Sprachen gehörten mit zu den, im Reiche Peru verbreitetsten Sprachen; von ihnen sind Sprachproben gegeben. VI. *Länder im Osten von Peru bis gegen den Ucayale herauf.* 1) Die *Zamuca*-Nation und Sprache in der Provinz los Chiquitos. Man hat sie in drey Dialekten bemerkt. Eine Grammatik dieser Sprache ist noch nicht versucht. 2) Die *Chiquitos-* (d. h. Mensch-) Nation in vier bis fünf Stämmen redete eben so viele Dialekte, von denen jedoch nur noch zwey übrig sind. Die Chiquitossprache ist sanft, wortreich, grammatisch zu sehr grofser Präcision bestimmt, und verräth überhaupt hohe Cultur. 3) Die *Moxos* oder *Mossi*, eine grofse Nation mit einer eigenen, in mehrere Dialekte zerfallenden Sprache. Sie hat mit dem Maipurischen zwischen dem Marañon und Orinoko auffallende Ähnlichkeit. 4) Die Völkerschaften *Mbbimi*, *Caynbabi*, *Itonami*, *Sapiboconi* haben in ihren Sprachen einiges Gemeinschaftliche. Von einer Menge anderer noch genannten Völker ist wenig bekannt. Nach *Humboldt* erwähnt der Vf. das Buch eines alten Panos, welches für die Geschichte dieses Volkes merkwürdig seyn soll. VII. *Länder im Osten von Quito, am Marannon bis gegen den Rio negro hin.* Der Vf. erwähnt nach *Veigl* und *Hervas* vorerst 18 Nationen, und deren Sprachen, mit dem Vater Unser in der Sprache der *Mainas* und *Yamea*; dann 7 andere Völkerschaften, von denen die *Omagua*, wenn gleich nicht die ursprünglichen Bewohner, doch merkwürdig wegen ihrer Geschicklichkeit in Befahrung des Marannon und anderer Flüsse, und wegen ihres unternehmenden Geistes die Phönicier der neuen Welt benannt. Ihre Sprache ist dem Guarany und dem Brasilischen ähnlich, und, wie die Nation, sehr verbreitet; aber kein blofser Nebendialekt des Guarany, wie schon *Condamine* ins Klare gesetzt hat; auch sind beider Grammatik ganz verschieden. *Omaguisch* ist das Vater Unser angegeben. VIII. *Länder zwischen dem Rio negro und dem oberen Orinoko.* Auch durch ihre Sprachen sind unter den zahlreichen Völkern uns besonders bekannt 1) die *Maipuren*; sie zerfallen, wie *Gilij* berichtete, in mehrere sich sehr ausdehnende Völkerschaften, welche verschiedene Dialekte reden. Proben dieser maipurischen Sprache werden nach *Gilij* und *Hervas* beygebracht. 2) Die *Salivi*, eine ackerbauende und verhältnifsmäfsig gebildete Nation. Ihre Sprache, welche mehrere Dialekte hat, liebt Nasenlaute. In ihr ist aus *Hervas* ein christliches Glaubensbekenntnifs mitgetheilt. 3) S. 629 werden 6 Völkerschaften erwähnt, von denen die *Guaivi* die ausgezeichnetsten, alle aber noch wenig bekannt sind. 4) Die angenehme *Achagua*-Sprache steht mit der maipurischen in einiger Verwandtschaft. IX. *Länder um den Casanarestrom und niederen Orinoko.* 1) Die *Yarura*, die sich *Japurin* nennen. Der Missionär *Forneri* meldet, sie sey eine gelehrige, monogamische Nation. Was *Hervas* schrieb, ist dem Vf. in der Handschrift zugekommen und hier benutzt. 2) Die *Betoi*, *Situfa*, *Girari*. Der beiden Ersten Sprache enthält Verwandtes; leider schrieb nur der Missionär *Padilla* erst im Alter und aus dem Gedächtnisse dasjenige nieder, was wir über die Betoisprache wissen. Auch ist Einiges von der *Ottomaca*-Sprache nach *Gilij* mitgetheilt, so wie einzelne allgemeine Bemerkungen über die noch unbekannten Sprachen der *Guama* und *Guaneri*. X. *Nordküste von Südamerika.* 1) *Tamanaken*, *Guaraunen*. Von den Guaraunen wufste *Gilij* wenig; der Vf. vermuthet Zusammenhang mit der guaranischen Sprache. Die Sprache der Tamanaken trifft in Einigem mit der karaibischen überein.

Sie hat Dialekte, und ist auch den Völkern am niederen Orinoko bekannt. Besondere seine Ausbildung besitzt sie in den Verben. Auf den Bällen dieser Tamanaken werden Gesänge gehalten, deren Sprache in einer ihnen jetzt selbst unbekannten alterthümlichen Redeweise besteht. Von der Grammatik ist eine ausführliche Entwickelung gegeben, und das Vater Unser mitgetheilt. 2) Die Sprache der *Arawacken* ist uns erst in den neueren Zeiten durch *Quandt*, Missionär der Brüdergemeinde, besser bekannt geworden; und hier Grammatik und Vater Unser dargelegt. 3) Die *Karaiben* waren besonders an den Küstenländern sehr verbreitet, besassen die kleinen Antillen grösstentheils u. s. w. Unter ihren Stämmen giebt es die rohesten und grausamsten. *Gilij* hatte das Tamanakische mit seinen Dialekten für Karaibisch gehalten; dieses hat der Vf. genauer gesondert, und die Dialekte des Karaibischen mit Recht beschränkt, worin *Gumilla* vorangegangen war. Er hat dieses weit verbreitete Volk umständlicher betrachtet, und das Vater Unser doppelt beygebracht. XI. *Nordwestliche Gebirgsländer bis zur Erdenge Darien.* Hier finden sich viele Völkerschaften, Todtfeinde aller Missionäre und der Spanier; von deren Sprache man daher meistens nichts weiss. Zehn ausgestorbene Sprachen werden nach *Hervas* dem Namen nach angeführt. Am meisten weiss man noch von der *Muysca-Sprache*, aus der Grammatik des Spaniers *Bernard de Lugo*, 1619. Die Sprachen von *Popayan* und *Darien* sind nur in einzelnen Wörtern und einigen allgemeinen Bemerkungen bekannt.

Die *dritte* Abtheilung umfasst die Sprachen *Mittel-* und *Nord-Amerika's*. — In *Mittelamerika* werden zunächst die Inseln betrachtet, welche gleichsam die Verbindung zwischen Süd- und Nord-Amerika bilden. Jedoch sind von ihren Sprachen wenig Reste erhalten und die alten Einwohner vergangen. Besonders dürftig ist die Kunde von den Sprachen der grossen Antillen und den Lucayischen Inseln. II. In den *Ländern von der Erdenge Darien bis Guatimala* finden sich ausser vielen anderen Sprachen, von denen man fast nichts weiss, als ihr Daseyn, die *Kiche*, *Cakchikel*, und die *Utlateca-Sprache*, ferner die *Poconchi*, *Yucatan*, *Maya-Sprache*. Pooonchi hat mit Yucatan und der Kacchi-Sprache Verwandtschaft, besonders mit Cakchikel. Überhaupt muss man sich keine grosse Vorstellung von der Selbstständigkeit solcher Sprachen machen. Von der Poconchi-Sprache ist ein grammatischer Abriss und das Vater Unser mitgetheilt. Die Maya-Sprache, durch deren Kenntniss man sich die Eroberung des festen Landes von Amerika erleichterte, einst in Dialekten wahrscheinlich selbst über die Antillen verbreitet, ist gleichfalls mit Poconchi, so wie auch mit der Huasteca-Sprache, einer alten mexikanischen Sprache, verwandt. Vielleicht wohnten einst die diese Sprache redenden Völkerschaften sich näher, und sind erst durch von Norden herabströmende Völker zersprengt. III. *Plateau von Mexiko mit den nördlich und südlich nächsten Gegenden.* — Diess sind die merkwürdigsten Länder von Mittelamerika, vorzüglich das Plateau von Mexiko, wo sich wahrscheinlich die einst allmählich von Norden nach Süden abströmende Bevölkerung gesetzt hatte, als Amerika von den Spaniern entdeckt wurde. Doch umschloss diese vielen Völkerschaften kein gemeinschaftliches Band, und daher hier noch die grosse Zahl der Sprachen. Der Vf. hat eine geo- und ethnographische Beschreibung dieser merkwürdigen Gegenden eingewebt, das Meiste, besonders Archäologische, aus *Humboldt's* Werken. Das Reich des Motezuma II., oder Anahuak, das schöne Thal von Mexiko mit seinen Seen und seinen zugehörigen Umgebungen, hatte den wichtigsten Einfluss auf bleibende Veränderungen im Zustande von ganz Mittel-Amerika bis auf die Eroberungen der Spanier. Jetzt soll in den meisten Gegenden kaum noch der zehnte Theil der ehemaligen Eingebornen vorhanden seyn. Die Zahl der ehemaligen Sprachen in diesen Ländern schlug *Clavigero* auf 35 an, deren grösste Zahl wir nur dem Namen nach kennen; die mehr bekannten davon sind sich ganz unähnlich. Sie sind folgende: 1) Die Sprache von *Mixteca* hatte mehrere Dialekte. Unter diesen ist der im Ganzen herrschende, der alten mixtekischen Sprache am meisten angemessene der von *Tepozcolula*, von dem sich der Dialekt von Yanquitlan, von Tlahiaco, von Nieder-Mixteca, der von der Küste und der von Mictlañtongo nur, und wiederum gegenseitig, durch eine Vertauschung gewisser Buchstaben und anderer Laute unterschieden. Die Tepozcolulasprache läst sich durch unsere Buchstaben am besten ausdrücken, und sie ist als die mixtekische Sprache ihrem grammatischen Charakter nach ausführlicher dargestellt, und das Vater Unser in ihr mit einigen Berichtigungen gegen *Hervas* aufgeführt. 2) Die *Totonaca*-Sprache, nordöstlicher gesprochen, hatte ebenfalls dialektische Verschiedenheiten. Die Totonaken, nordöstlich vom Flusse Antigua an wohnend, zu deren Gebiete Cempoallan, die erste Stadt des mexikanischen Reichs, und der Hafen, wo Veracruz erbaut wurde, gehörte, hielten sich für ältere Bewohner von Anahuac, als die Cicimecher. Sie hatten die Mythologie der Mexikaner und deren Menschenopfer fodernde Gottheiten angenommen; jedoch unterschieden sie davon ihre milderen Götter, die sie durch Darbringung von Blumen, Gewächsen und davon lebenden Vögeln verehrten, ja behaupteten, wie *Humboldt* erwähnt, dass letztere Götter über die ersteren endlich die Oberhand erhalten würden. — Ihre Sprache hat die Buchstaben *b*, *d*, *f*, *k*, *v* nicht. Die Grammatik dieser Sprache ist sehr gebildet. Das Vater Unser ist in zwey Dialekten mitgetheilt, und ausserdem noch eine Tabelle anderer Wörter.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

SPRACHENKUNDE.

Berlin, in der vossischen Buchhandlung: *Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde*, von *Joh. Christoph Adelung*, fortgesetzt von D. *Joh. Sev. Vater.* III Theils 2 u. 3 Abth. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

3) *Mexikanische Sprache.* Da die Mexikaner unstreitig das merkwürdigste Volk der neuen Welt sind: so hat der Vf. von S. 61 an ausführlich von demselben gehandelt. Merkwürdig sind die Mexikaner durch ihre Polizirung und Cultur — abgerechnet die moralische, denn bey der Menge der Menschenopfer ergreift uns ein Schauder —, durch ihre Kunst- und Sprach-Denkmäler, durch ihre Eroberungen, wodurch sie in kurzer Zeit, wie fast die Römer, einen solchen Staatenverein stifteten, dass sie, wären die Spanier nicht gekommen, das feste Land von Mittelamerika ergriffen haben würden. Anahuac war gleichsam das Ziel der Wanderungen der von Norden nach Süden gehenden Völkerströmungen, unter denen die kraftvollen und klugen Mexikaner die letzten und minder zahlreichen gewesen. Es waren die gebildeten Tolteken, von *Humboldt*, dessen Werke dem Vf. die reichste Ausbeute geliefert haben, die Pelasger der neuen Welt genannt, welche über ganz Anahuac und noch weiter herab sich und ihre Cultur verbreiteten. Die mexikanische Sprache, die wahrscheinlich in der Residenz des Königs von Akolhuakan, wenigstens im 15 Jahrhundert, durch Dichter und andere Gelehrte gebildet wurde, gehört unter die ausgebildetsten der amerikanischen Sprachen. Sie hat eben den Reichthum scharfsinnig unterschiedener Formen der Verben, als die in Chili, die totonakische und grönländische. Sie hat viel Ähnlichkeit mit der Cora- und tarahumarischen Sprache. Übrigens giebt es mehrere Dialekte derselben. Ja um die Pyramide von Cholula sang man während des Tanzes Lieder ab, die sie zum Theil, wie der Pader *Pedro de los Rios* 1566 berichtet, damals selbst nicht mehr verstanden. An grammatischen und lexikalischen Werken fehlt es nicht. Eine Entwickelung der Grammatik, das Vater Unser und andere Wörter sind hier mitgetheilt. 4) Die *Huasteka-Sprache* auf der Nordgrenze von Akolhuakan und Mexiko ist grammatisch dargestellt aus der *Noticia de la lengua Huasteka da Carlos de Tapia Zentèno*, 1767, und das Vater Unser beygegeben. 5) Die Sprache der *Othomi*-Nation, die vom nördlichen Theile des mexikanischen Thales an bis ungefähr 20 deutsche Meilen von Mexiko wohnte, hat eine gewisse Kürze der meisten Wörter, Härte und Aspiration zum Charakter; es fehlen ihr mehrere Consonanten, sie hat aber mehrere Nüancen in der Aussprache von Vocalen. Neben dem Vater Unser sind noch andere Wortproben abgedruckt. 6) In einigen Gegenden des von Mexiko stets unabhängig gebliebenen Reiches *Mechoakan*, das sich nach Mexiko's Eroberung den Spaniern freywillig ergab, wurde die *Pirinda-Sprache* geredet; in dem grössten Theile jedoch die *Taraska-Sprache.* Die Tarasker, gute Mosaik-Arbeiter, hatten eine reiche, angenehme und sonore Sprache, in der die Sylben meistens nur aus einem Consonanten, häufig einem sanften *r*, und einem Vocale bestanden. Das Vater Unser ist in beiden Sprachen abgedruckt. IV. *Länder von Anahuac an bis gegen den Gila und Rio Colorado am Golf von Californien in Westen, und bis gegen den Rio del Norte in Osten.* — Am merkwürdigsten ist hier 1) die *Cora-Sprache*, die in den Missionen von Nayarit ihr Vaterland hat. Ihre Ähnlichkeit mit dem Mexikanischen in Wörtern, Grammatik, Zählweise, ist auffallend, wie denn auch die Cori mit den Azteken in Streit-Händel gerathen waren. Durch *Joseph de Ortega* kennen wir drey dialektische Verschiedenheiten dieser Sprache. 2) Die Bemerkungen über die Sprachen der Länder *Tepehuana* und *Topia* sind dürftig. Mehr von einer der zwey Sprachen der *Tubar*-Nation, in der auch das Vater Unser nach *Hervas* mitgetheilt ist. 3) Für die Sprache von *Tarahumara*, welche auch einige Dialektverschiedenheiten hat, ist *Matth. Steffel's* Wörterbuch die einzige Quelle. Sie hat mit dem Mexikanischen Ähnlichkeit. Der Vf. hat einen Abriss ihrer Grammatik entworfen, und das Vater Unser dreyfach aufgeführt. 4) Sprachen von *Zuaque*, *Mayo* und *Yaqui.* Die an diesen Flüssen wohnenden Völker reden Sprachen gleiches Namens, welche mit einander genau verwandt sind. In der *Hiaqui-Sprache* ist das Vater Unser nach *Hervas* mitgetheilt. Von der *Sinaloa-Sprache* sind wie *Ribas* angab, noch verschieden die *Zoe-* und *Huite-Sprache*; aber uns fehlen die schriftlichen Belege, welche auch die angegebene mexikanische Verbindung bestätigen könnten. 5) *Pima*, *Eudeve*, *Opata*

und einige andere benachbarte Völker. Die drey ersten Sprachen sind genauer beschrieben. Von den Sprachen der *Pimeria* haben wir die genaueste Nachricht durch *Ign. Pfefferkorn's* Beschreibung der Landschaft Sonora (Cöln 1794), welche der Vf. mit den Nachrichten von *Ribas* und *Hervas* verglichen hat.

III. *Nordamerika.* Wenn sich in Süd- und Mittel-Amerika die ursprünglichen Bewohner grossentheils in tiefer Unterwerfung unter Spanier und Portugiesen finden: so zeigt Nordamerika lauter freye Völkerstämme, theils in festeren Sitzen, theils umherschweifend und sich befehdend; jedoch im Süden durch die Spanier, im Osten durch die vereinigten amerikanischen Bürgerstaaten, im Nordosten durch die Engländer, und im Nordwesten durch die Russen beschränkt, mit denen sie in Handelsverkehr stehen. Nur die Sprachen sind hier das Band, wodurch zahlreiche Völkerschaften zu Einem Stamme verbunden, und unser Blick von dem äussersten Norden Amerika's nach Nordost-Asien übergeführt wird. Wir heben nur Einiges aus. I. *Der Norden von Neu-Mexiko mit Kalifornien und der Westküste von Amerika bis um den 60° N. B. und den Prinz Williams-Sund.* — Wegen des Herumschweifens mehrerer Völkerschaften lassen sich die Grenzen mancher nicht ganz genau bestimmen. Im Norden von Neumexiko sind die *Jetans*, *Camanches*, eine mächtige nomadische Nation, deren Unabhängigkeit auch die Spanier anerkennen. Sie sollen eine von anderen ganz abweichende Sprache reden. Die *Kiaways*, an den Quellen des Platteflusses, und die *Yuta*, an den Quellen des Rio del Norte lebend, sollen einerley Sprache haben. Im Nordwesten von S. Fé reden, wie *Pike* meldet, die *Nanahas* die Sprache der *Apaches* und der *Li-Panis*, welches indess noch einer genaueren Untersuchung bedarf. Die *Keres*, die *Moqui* reden jede ihre verschiedene Sprache. Auf der Nordwestküste bis um den 60° N. Br. und den Prinz Williamssund finden sich schon Stämme, welche zu der grossen, einst noch mehr südlich verbreiteten Eskimo-Nation gehören, deren Sprache mehreres Eigenthum in diesen Gegenden abgesetzt hat. Ausserdem bemerkte *von Humboldt* in den im Nootkasunde und zu Monterey aufgenommenen Wörtersammlungen ein gewisses Zusammentreffen der Laute mit dem Mexikanischen, und die dem Mexikanischen ähnlichen Endungen mehrerer Wörter. Überhaupt bedürfen diese Sprachen des Nordens noch der forschenden Vergleichung mit dem mexikanischen. II. *Länder an der Westseite des Missisippi, und zwischen diesem Strome und dem Misuri und Arkansas.* — Die westlichen Länder sind erst in neueren Zeiten, seitdem die vereinigten nordamerikanischen Bürgerstaaten Louisiana erhalten haben, näher bekannt worden, und Hr. *V.* hat die Reisen von *Lewis*, *Clark* und *Pike* benutzt. Länger bekannt waren durch Franzosen und Engländer die, mit diesen sonst kämpfenden, östlichen und nordöstlichen Völkerschaften, und nicht ohne alle Cultur, sondern den Griechen der homerischen Zeit vergleichbar. Nicht wenige sind jetzt zurückgedrängt, andere haben europäischer Cultur Eingang verstattet. Andere wohnten einst südlicher nach Mexiko hin, wurden aber hieher durch Europäer verdrängt; andere haben Sagen von Zügen aus Westen her in ihren merkwürdigen Traditionen. Leider fehlt uns noch, selbst bey den vielen europäischen Nachrichten über die Sprachen jener Völker, der Faden, der unserem Blicke jene noch so gelöst dastehenden Völker vereinigen hülfe. Auch gehen nicht wenig Wörter in die Sprachen gegenseitig über, da unter jenen Völkern die Sitte herrscht, gefangene junge Männer und Frauenspersonen, wenn ihnen das Leben geschenkt wird, so in die Nation zu adoptiren, dass sie ihrer väterlichen Nation nicht mehr angehören. Übrigens gehen diese Sprachen so von einander ab, dass man das einstige frühe Band gar nicht mehr auffindet. Die Sprache der *Suffee* war nach *Umfreville* eine von den nachbarlichen ganz verschiedene, dem durch einander tönenden Kakeln der Hühner ähnlicher, als dem Ausdrucke menschlicher Begriffe. Die *schwarzfüssigen*, *Paegan-* und *Blut-Indianer* sind drey Stämme Einer Nation, reden einerley Sprache, die ausdrucksvoll und dem Kenner angenehm vorkommen soll. Die *Fall-Indianer*, welche von den Franzosen in Kanada ohne Grund *Dickbäuche* genannt werden, sollen eine harte gutturalische Sprache haben. Von der Sprache der *Nadowessier*, *Sioux-Nation* von den Franzosen genannt, einer mächtigen, aus eilf Stämmen bestehenden, jährliche Zusammenkünfte haltenden Nation, werden Sprachproben nebst einem Jagdliede dargelegt. Die *Tancards*, an den Ufern des Rio Colorado umherwandernd, sollen in ihrer Sprache ein gewisses Gluchzen haben, und sich vor anderen Völkern der Zeichensprache bedienen. III. *Länder an der Ostseite des Missisippi bis zu dem Ohio und den östlichsten grossen Seen herauf.* Am meisten bekannt ist die Sprache der *Appalachen*, einer grossen Nation. In der *Timuacana-Sprache* im Osten der Appalachen gebrauchen die Frauen andere Wörter als die Männer, um die mancherley Verwandtschaftsverhältnisse auszudrücken. — Die merkwürdigste Sprache daselbst war, nach *du Pratz*, die der *Natchez*. Sie war die schönste und für das bürgerliche Leben gebildetste; in einer bedeutenden Anzahl von Ausdrücken unterschied sich die Sprache des Adels und des Volks, wie ausserdem die Aussprache der Frauenzimmer einen auffallend gezierten Ton hatte. Mit Recht bedauert Hr. *V.*, dass *du Pratz*, der die Sprache kannte, nicht ein vollständiges Wörterbuch dieser Sprache gegeben habe; einige Sprachproben sind jedoch mitgetheilt. Seit 1730 sind die Natchez zernichtet, und der kleine Rest unter die Chikkasah und andere Völker zerstreut. Die *sechs* (sonst *fünf*) Nationen, welche den berühmten Völkerbund zwischen dem Ohio bis zu den östlichsten Seen ausmachen, von den Europäern mit verschiedenen Namen benannt, mit den umliegenden Völkern in beständige Kriege verwickelt, haben eine Sprache, mit welcher sich die verbreitete huronische Sprache in Verbindung zeigt. Über die Abhängigkeit der Sprachen jener Stämme von einander ist man nicht einig.

Die Sprache der *Senecas* hält man für die sonoreste und majestätischeste darunter, die der *Oneidas* für die sanfteste, die der *Mokawks* für die gebildetste. Die *Oneidas-Sprache* hat einen Dual, und besonderen Überfluss an Verbalwörtern, indem der Vater, die Mutter, das Kind z. B. den Begriff *lieben* ganz verschieden ausdrücken. Die *Huronen-Sprache* ist bekannt, und es fehlt nicht an Hülfsmitteln für sie. Die Lippenbuchstaben und *n* haben sie nicht. Auch sollen sie *g* und *r* nicht ausdrücken können. Überhaupt ist die Huronensprache grammatisch sehr erbärmlich beschaffen, was nach *Sagard* vom verstorbenen D. *Fiorillo* dargelegt ist; auffallend ist daneben ihr auf zehn gegründetes Zahlensystem. Dagegen ist das über die Grammatik der Huronensprache von *Charlevoix* gefällte Urtheil das entgegengesetzte. Er schreibt ihr hohe Culturstufe zu. Aus beiden nimmt Hr. *V.* das in der Mitte Liegende. Mohawkische Sprachproben, huronische Gebete sind mitgetheilt, wie auch Proben anderer Wörter von oben genannten Dialekten. IV. *Nördliche Länder von der Ostküste und von der Hudsons-Bay an, über und unter den grossen Seen bis gegen die grosse westliche Gebirgskette. Chippewäisch-Delawarischer* oder *Algonkisch-Mohegani-scher Hauptstamm.* — In jenen ungeheueren Räumen ist ein Sprachstamm verbreitet, der fast zum Südmeer hin, und bis zu einer weiten Ausdehnung der Ostküste sich erstreckt. Ein allgemeiner Name desselben ist nicht vorhanden. Am meisten bekannt war der Zweig der Delawaren. Übrigens haben mehrere Dialekte dieses Sprach-Stammes so viele Verschiedenheiten und Eigenheiten, dass man sie mehr als eigene Sprachen betrachten könnte. Der Vf. hat diesen grossen Sprach-Stamm in Beziehung auf Local- und Sprach-Verhältnisse eingetheilt in: A. *Südliche Äste: Miamis, mit den Linesen, Shawannos.* B. *Östliche Äste: Delawaren* mit den *Minsi, Narragansets, Naticks, Mohegans.* C. *Mittlere Hauptäste im Norden jener: Algonkins, östliche Chippewayer, Knistenaux.* D. *Nordwestliche Äste:* Mackenzie's nordwestliche *Chepewyan, Nagailer.* Zu den Völkern jedes Astes gehören noch viele andere, von denen hier einzelne Nachrichten mitgetheilt sind. V. *Nördliche Küstenländer von Grönland und Labrador an, bis zur Behringsstrasse, und von der Halbinsel Alaksa bis nach dem Prinz Williamssunde.* — 1). *Eskimo-Sprachstamm.* Hieher gehört der im Norden Amerika's so verbreitete, die Küsten bewohnende Stamm der *Esquimo* (*eskimantik* heisst: rohe Fische essen), der sich auch weiter herunter nach dem Süden erstreckt. Sie sind von den übrigen Nordamerikanern abgesondert, theils gehasst, theils gefürchtet. Prinz Williams-Sund ist gewöhnlich die Scheidung für diese Polar-Menschen. Ihre Lebensart ist traurig, Thran oder Fische ihre Nahrung. Erstaunend gross aber ist das Zusammentreffen der Wörter aus den östlichsten Gegenden dieses Sprachstammes, nämlich Grönlands und Labradors, mit denen der westlichsten auf der Nordwest-Küste von Amerika und der östlichsten Spitze Asiens d. h. mit denen der Tschugazzen, der Bewohner von Kadjak, und der sesshaften Tschuktschen. 1) *Östlicher Ast.* Sprache von *Grönland, Labrador* und der *Nordküste* der *Hudsons-Bay.* Schon im 9. Jahrhundert war Grönland den normannischen Seefahrern bekannt; von 1276 erhielten daher die Päpste Wallross-Zähne als Petersgroschen; nach 1589 ging der Weg von Norwegen nach Grönland verloren; spät erst wurde die Westseite Grönlands wieder entdeckt, und seit 1721 durch die unermüdlichen Bemühungen des norwegischen Predigers, Hans Egede, für das fest zu gründende Christenthum, von der dänischen Regierung die noch bestehenden Niederlassungen gestiftet. Die Ostseite ist zugeeist; ja von den westlichen Bewohnern Grönlands sollen sich die östlichen in Sprache, Kleidung u. s. w. unterscheiden. An Hülfsmitteln für die verwandte grönländische und Esquimo-Sprache fehlt es nicht; für letztere auf Labrador haben wir sie durch die Missionäre der Brüdergemeinde erhalten. Daher ist jener grammatische Charakter ausführlich aufgestellt; bewundernswürdig ist besonders ihre ganz ausserordentliche Mannichfaltigkeit an bestimmten Formen, die noch ein unauflösbares Problem abgiebt. — Das von dem Grönländischen Abweichende der Esquimo-Sprache auf Labrador ist S. 444—6 bemerkt. An Sprachproben in beiden Sprachen ist kein Mangel. 2) *Westlicher Ast.* Tschugazzen, Konaegen, Norton-Sund, Tschuktschen. Die Tschugazzen sind auch durch die Russen bekannt geworden; in Stammverwandtschaft stehen sie mit den Einwohnern der Insel Kadjak, deren Bewohner sich Konaegen nennen. Proben ihrer und der Unalaschka-Sprache sind für ihre Verwandtschaft aus *Resanoffs* Wörterbuche gegeben. Auch die Sprache um den Nortons-Sund hat mit dem Esquimoischen und Grönländischen Ähnlichkeit. Die auf der nordöstlichsten Spitze von Asien wohnenden sesshaften Tschuktschen gehören der örtlichen Nähe sowohl, als auch ganz sicher der Gleichheit der Sprache wegen dem Esquimo-Stamme an. Sprachproben sind aus den besten Werken russischer Forscher mitgetheilt, so wie ein von *Baranoff* durch *v. Adelung* mitgetheiltes Vater Unser in der Sprache von Jakutat in der koljuschischen Behrings-Bay. — Zum Schluss wünscht Rec. dem Herausgeber recht viele Nachträge zu diesem verdienstlichen Werke.

G. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. 1) Ohne Angabe des Druckorts u. des Verlegers: *Von dem möglich rechtlichen und national-ökonomischen, Masstabe zur Repartition der Grundsteuer.* Von *A. D.* 1814. 51 S. 8. (6 gr.)

2) München, b. Lindauer: *Beweis, dass die in 8 Procenten des Rohertrags ausgesprochene Grundsteuer gerecht und national-ökonomisch sey; und dass der Rohertrag der Grundstücke zur Grundlage ihrer Werthschätzung angenommen werden könne.* 1815. IV u. 90 S. 8. (6 gr.)

Wir fühlen uns durch eine in dieser A. L. Z. 1815. No. 255 befindliche Anzeige obiger Schriften veranlasst, die Sache etwas näher zu beleuchten. Wir beschränken uns dabey

auf die letzte Schrift vom Jahr 1815, als die sogenannte verbesserte Auflage der ersten, in welcher laut ausgesprochen wird, was in dieser nur angedeutet ist.

Dass namentlich die Besteuerung der productiven Gründe nach dem Reinertrag absolut geschehen müsse, wenn sie gerecht und billig seyn soll, dass dieser Steuermassstab am meisten Hoffnung gewährt, der Wahrheit (dem Ziel alles Strebens bey jeder Steuerregulirung) am nächsten zu kommen, darüber ist man wohl längst einig. Eben so auffallend als widersprechend sind daher die Gründe, welche der Vf. zur Rechtfertigung des Steuermassstabes: Rohertrag, zusammengesucht hat. So heisst es §. 9: für den Reinertrag stimmt die Theorie, für den Rohertrag die Praxis. Bis zum Jahre 1809 war unseres Wissens noch an keinem Orte der Steuermassstab in Anwendung gebracht, oder damit auch nur ein Versuch gemacht worden. Welche Praxis der Vf. hier meine, begreifen wir daher nicht; wahrscheinlich eine solche, die nach Verlauf des Jahres 1809 er sich selbst erworben hat. — An demselben Orte spricht der Vf. von Versuchen, die im Landgerichte Dachau zur Ausmittelung des Aufwandes und Reinertrags gemacht worden sind. Wenn in Folge dieser Versuche der Reinertrag der Gründe von geringer Bodengüte negativ ausfiel, wie der Vf. als entscheidend bemerkt: so beweist dieser Umstand keineswegs die Unrichtigkeit und Nichtanwendbarkeit des Massstabes: Reinertrag, sondern höchstens Versuche, die nicht mit der nothwendigen Umsicht und Vorsicht vorgenommen wurden. Noch weniger konnte dieser Umstand Veranlassung geben, den Rohertrag als Massstab für die Steuerbelegung zu gebrauchen. — Der Vf. gesteht §. 46 und 47 selbst ein, dass der Massstab: Rohertrag, die besseren Gründe begünstige, und die schlechteren verhältnissmässig höher als jene besteuert. Ganz neue Begriffe über Recht und Billigkeit, über landwirthschaftliche Cultur stellt der Vf. auf, um jenes Missverhältniss zu rechtfertigen, einen Besteuerungsmassstab zu beschönigen, dessen Basis es ist, bey productiven Gründen nicht ihren Nutzungswerth, sondern den Rohertrag (bey den Ackergründen Körnerertrag) in Anspruch zu nehmen. So lange Gesetze es ausdrücklich verlangen, dass eine bestimmte unveränderliche Quote des Reinertrags als Steuer erhoben werden soll: so lange wird der Vf. einen Massstab nie rechtlich und national-ökonomisch machen können, der den Reinertrag *grundsätzlich* mit verschiedenen Quoten besteuert.

Vorzüglich auffallend war es uns, dass der Vf. öffentlich zu behaupten wagt, die Besitzer der schlechteren Gründe haben keine Ursache, über erlittenes Unrecht zu klagen, wenn sie beynahe zweyfach so hoch, als die Besitzer der guten Gründe, besteuert sind. Ja noch mehr, der Vf. findet es sogar der (seiner) Billigkeit gemäss, wenn den kleinen und ärmeren Landwirthen, um die grossen und reicheren zu begünstigen, nur so viel von dem durch *persönliche* Arbeiten erworbenen Ertrag gelassen wird, als sie für ihre Lebensnothdurft und Zurücklegung eines Sparpfennigs (?) nöthig haben; überhaupt nur so viel, meint der Vf., als sich mit den Grundsätzen des Steuersystems vereinbart. Also *das Steuersystem ist Zweck der Steuerregulirung!*

Besässe der Vf. nur einige Kenntniss der Culturgesetze aller Staaten: so würde er nicht in dem Falle seyn, einen Steuermassstab, als die landwirthschaftliche Cultur befördernd, hoch anzurühmen, der dieser in dem Verhältnisse entgegenwirkt, als er den kleinen Landwirthen die Mittel benimmt, durch Ankäufe ihre Besitzungen zu vermehren; einen Massstab endlich, durch die auffallende Begünstigung der reicheren Landwirthe nur zu sehr geeignet, die Masse des Grundvermögens in den wenigen Händen grosser Güterbesitzer zu vereinigen.

Der Vf. setzt das constitutionelle Maximum der Grundsteuer = 20 Procente = 1/5 des Reinertrags, und spricht diese Quote S. 52 in 8 Procenten des Rohertrags aus. Hätte der Vf. gewusst, dass das von ihm vertheidigte Steuersystem 1 Gulden Rohertrag mit 1 Xr. einfacher und 5 Xr. Jahressteuer belegt: so würde er wahrscheinlich eingesehen haben, dass nicht 8, sondern 8 1/3 Procente erhoben werden. — S. 51 bemerkt der Vf.: das preussische Grundsteuer-System besteuere den Reinertrag der schlechtesten Ackergründe mit 25, und den Nutzungswerth der besten Äcker mit 40 Procenten. Allgemein setzt er die Steuerquote = 1/5 des Reinertrags, und gründet hierauf eine genaue Übereinstimmung seines Steuermassstabes: Rohertrag, mit dem Reinertrag, welcher dem preussischen Systeme als Grundlage dient. Die Tabelle S. 70 zur Bestimmung des Reinertrags setzt bey der höchsten Classe XII auf eine Fläche = 1 Tagwerk den Körnerertrag = 12 fl., und den Reinertrag = 8, 66 fl. Die Jahressteuer ist = 1 fl. = 11, 5 Procenten des Reinertrags. Bey der geringsten Classe I ist auf eine Fläche = 12 Tagwerke der Körnerertrag = 12 fl., der Reinertrag = 5, 4 fl., die Jahressteuer ist = 1 fl. = 18, 5 Procenten des Reinertrags. Hier verhält sich also die Besteuerung der Äcker von der geringsten Classe zu jener der höchsten = 18, 5 : 11, 5 = 1, 6 : 1. In Preussen = 25 : 40 = 1 : 1, 6; wirklich eine Übereinstimmung ganz eigener Art (?).

Einen wesentlichen Theil dieser Schrift des Vfs. bildet ein Entwurf zur Werthschätzung productiver Grundstücke, gegründet auf den Rohertrag. Die Versuche und Erfahrungen des Hn. Staatsrath *Thaer* über Ausmittelung des Roh- und Rein-Ertrags sucht der Vf. zu diesem Zwecke in Anwendung zu bringen, und stellt S. 68 den Erfahrungssatz auf: Die ökonomische Classification des Hn. Staatsrath *Thaer* und jene des Vfs. haben gleiche Ausdehnung, die Production in Baiern und Preussen habe gleiche Schranken. Auf der Wahrheit dieser Voraussetzung beruht die Richtigkeit der Werthschätzung des Vfs. Wir setzen das Verhältniss des berliner Scheffels zum baierischen = 1 : 4, 085; des preussischen Morgen zum baierischen Tagwerk = 1 : 1, 5545, und die Getreidewerthe des berliner Scheffels in *thaer*'schen Verhältnisszahlen, gleichgestellt den Getreidewerthen des Vfs., wie sie in Baiern angenommen sind, für den Weizen = 36, Roggen = 24, Gerste = 18, und Haber = 12. Es sind daher 8 fl. oder 1 Scheffel Roggen in Baiern = 98, 04 Verhältnisszahlen des Hn. Staatsr. *Thaer*, und 12 fl. oder Classe XII = 147, 06; die Classe I = 12, 22. Die Grenzen der Production in Baiern sind für den Boden = 147, 06, für den schlechtesten = 12, 22. Hr. *Thaer* in seinem Werke über Ausmittelung des Reinertrags S. 33 und 34 setzt den jährlichen Körnerertrag der besten Bodenclasse I für einen preussischen Morgen (über Abzug bloss der Einsaat von dem Gesammtertrag) = 172, 5; für 1 baierisches Tagw. ist dieser = 230, 2 Verhältnisszahlen. Für die geringste Bodenclasse IX ist S. 72 der jährliche Körnerertrag = 15, 5; für 1 baierisches Tagwerk = 20, 5. Die Grenzen der Production in Preussen sind = 230, 5 und = 20, 5, denen die Classen XII und II der Classification des Vfs. entsprechen. Der Vf. kann hieraus ersehen, wie richtig er die Grenzen der Production in Preussen bestimmt hat, und wie seltsam genau (?) diese mit jenen in Baiern zusammentreffen. Keineswegs geneigt, dem Vf. mathematische Kenntnisse absprechen zu wollen, glauben wir doch rügen zu müssen, dass ihm bey Aufsuchung der Productionsgrenzen zweyer Länder es nicht einfiel, dass dabey auf das stattfindende Flächenverhältniss und die Werthverhältnisse der verschiedenen Getreidegattungen Rücksicht genommen werden müsse. — Eben so sehr schmerzt es uns, des Vfs. Behauptung, dass die Classen I und XII die Grenzen der Production in Baiern bilden, als völlig grundlos widersprechen zu müssen; vielmehr sey es zur Belehrung des Vfs. gesagt, dass es eine wesentliche Eigenschaft der Classification ist, welche der Vf. so ruhmredig vertheidigt hat, dieselbe sowohl auf- als abwärts, wenn es die Beschaffenheit des Bodens nothwendig macht, erweitern zu können.

Schliesslich können wir dem Vf. unsere aufrichtige Meinung nicht vorenthalten, dass er wohlthun würde, in ähnlichen Fällen, wenn er sich berufen glaubt, Andere belehren zu wollen, sich selbst vorher über dasjenige zu verständigen, was er mit dem Lichte der Wahrheit und seiner Überzeugung erleuchten will.

tz.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 7.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Stuttgardt, b. den Gebr. Mäntler: *Rede bey der Beysetzung der Leiche des Königs Friedrich von Wirtemberg*, gehalten von *A. H. d'Autel*, Oberhofprediger und Prälaten. 1816. 12 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Lebensabriss des Königs Friedrich von Wirtemberg*. 1816. 22 S. 4.

In der Geschichte Wirtembergs ist der 30ste October des Jahres 1816 ein denkwürdiger Tag. Noch war der Tag nicht angebrochen, es war eine feyerliche Nachtstunde, in welcher der König Friedrich hinüberschlummerte in eine andere Welt. Er war geboren zu Treptow in Pommern am 6 November 1754. Seine Lebensdauer beträgt demnach beynahe 62 Jahre. Sein Vater war Friedrich Eugen, Herzog von Wirtemberg; seine Mutter war Dorothea aus dem brandenburgischen Hause. Die Entwickelung der ersten Jahre geschah in Preussen: die schöne Blüthe liess die edelste Frucht erwarten. In der Schweiz und hauptsächlich in Lausanne erfolgte die Bildung des Jünglings. Nachher wählte er, gleich dem Vater, dem Grossvater und dem Urgrossvater, die militärische Laufbahn; er widmete seine Dienste mit Muth und Treue dem grossen Friedrich von Preussen und der erhabenen Katharina von Russland. Er trat in die erste Ehe mit der ältesten Prinzessin des Herzogs von Braunschweig, und in die zweyte mit der ältesten Prinzessin des Königs von England, der nunmehrigen Wittwe. Im Jahr 1797 am 23 December übernahm er die Regierung von Wirtemberg als der 15te Herzog. Im Jahr 1803 wurde das Herzogthum zu einem Kurfürstenthum erhoben, und im Jahr 1806 gelangte es auf die höhere Stufe eines Königreichs. Die Staatsveränderung war keine Staatsumwälzung, sie geschah durch den Friedensschluss in Pressburg. Seit dem Regierungsantritt war Alles stürmisch in Wirtemberg, nur die unumschränkte Gewalt konnte dem Sturme gebieten, zu schweigen. Die Staatsveränderung ist auch nicht sowohl von dem Regenten selbst, als von anderen und höheren Mächten geschehen. Ohne Zweifel erfolgte sie nach dem Willen und nach der Verfügung der höchsten Macht, denn sie war eine wahre Wohlthat für Wirtemberg. Zu Anfang des Jahres 1815 ist das Land überrascht worden durch die Ankündigung einer neuen Repräsentativ-Verfassung. Wir müssen hier den Vorhang fallen lassen: ein dichter Schleyer muss den Zeitraum der wirtembergischen Geschichte von diesem Manifest des Königs an bis zu seinem Tode bedecken. Aus den beiden vorliegenden Schriften wollen wir nur eine Skizze seiner letzten Lebensumstände vortragen. Seine Gesundheit war seit einiger Zeit geschwächt, nicht selten hatte sie Anstösse, insbesondere auch in dem letzten Jahre. Kaum war er kürzlich von einer Krankheit genesen, als er am 23 October nach Kannstadt fuhr, um die Mammuthszähne zu betrachten, welche in der dortigen Gegend ausgegraben worden. Am folgenden Morgen widmete er seine Aufmerksamkeit wieder dieser Merkwürdigkeit, es folgten sodann die Geschäfte des Tages, und Abends besuchte er ein Concert. Vor Schlafengehen fühlte er sich unpässlich, am Freytag wurde er von einem heftigen Brustkrampf befallen, am Samstag kehrten die Krampfanfälle zurück, am Sonntag waren sie so heftig, dass am Montag eine Lähmung der Lunge ausser Zweifel gewesen; am Dienstag war keine Hoffnung mehr vorhanden, und am Mittwoch früh um halb 2 Uhr, in dem Wechsel zwischen der Dunkelheit und dem Licht verschied der König. Er ist gestorben in dem Schlosse zu Stuttgardt, von da aus wurde die Leiche nach Ludwigsburg geführt, und in der Familiengruft daselbst beygesetzt. Hier nun an der Stätte des Moders, in einer feyerlichen nächtlichen Stunde, hat Hr. *d'Autel*, der Beichtvater des Königs, die Rede gehalten, welche wir anzeigen. Unter solchen Umständen kommt die Rührung und Andacht dem Redner entgegen, es bedarf keiner Erweckung oder Auffoderung. Die Gefühle und Empfindungen, von welchen die Gemüther bereits durchdrungen sind, müssen bloss die Richtung auf das Höhere, Ewige und Himmlische erhalten. Wenn diess die Absicht der religiösen öffentlichen Vorträge überhaupt ist: so ist diess insbesondere der Zweck derselben bey dem niederschlagenden Anblick der Reste und Trümmer derjenigen, an welchen kein Leben und Wirken mehr von uns wahrgenommen werden kann. Hn. *d'Autels* Rede ist nicht Begeisterung und Eloquenz, sie ist kein flammendes Feuer; aber sie ist, was alle Reden dieser Art seyn sollten, mild und sanft, erbaulich und herzlich, sie ist warm und erwärmend. Wir geben unseren Lesern eine Probe: „Unser vollendeter König wird nicht sterben unter uns, den Werth seiner Thaten wird die Jetztwelt und die Nachwelt wägen. Rastlos hat er ge-

wirkt, gekämpft und geduldet, hohe, seltene Kraft entwickelt in seinem Regentenleben, er war zum Herrschen geboren. Stürme und drohende Gefahren hat er besiegt; wo Alles zitterte, hat er ohne Furcht gewaltet, einem Felsen gleich in dem Gewitter; er hat nicht nur gerettet sein Reich, sondern auch erweitert, nicht bloss beschützt seinen Thron, sondern auch verherrlicht: seinem Volk war er Beglücker, mit unermüdeter Sorge war er für die Wohlfahrt der Seinen bedacht und wirkend. Er starb sanft unter den Thränen der Liebe und des Dankes; der zärtlichste Sohn und die treueste Gemahlin weihten den Sterbenden ein mit frommen Gebeten." In ruhiger Fassung schliesst sich endlich die Rede: „Tröste, o Gott, die Familie und uns mit dem Gedanken, dass er, entlastet schweren Sorgen, entkommen dem stürmischen Wechsel, eingegangen ist in die Wohnungen des Friedens. Auch an der Gruft unseres Königs preist unser Glaube dich, und wir sprechen mit Zuversicht: sey gesegnet, Entschlummerter, dir ist wohl, denn du hast vollendet." Hr. *d'Autel* ist durch seine zu Stuttgardt und Ludwigsburg gehaltenen, und in Tübingen gedruckten Predigten dem Publicum schon als ein geistvoller geistlicher Redner bekannt.

Ein gemüthvoller Schriftsteller ist der Biograph des Königs, oder der Vf. des Abrisses seines Lebens. Die Skizze ist ein gut gezeichnetes und wohl getroffenes Bild, sie ist ein vollendetes schönes Gemälde. Zwar ist sie das Werk einer kurzen Frist, indem sie für die Trauerfeyer am 13 Dec. ist ausgearbeitet worden; es werden aber alle Momente des Seyns und Wirkens des Königs in allen Perioden seines Lebens genau, richtig und vollständig dargelegt. Insbesondere ist die Biographie auch schätzbar durch die fleissige und sorgfältige chronologische Darstellung der Auftritte, Schicksale und Ereignisse. Da die Lebensbeschreibung des Regenten zugleich eine gedrängte Geschichte des Landes während der Jahre ist, in welchen er regierte: so muss sie für den Wirtemberger einen um so höheren Werth haben. Ein hohes Interesse hat ohne Zweifel die Bemerkung, dass Wirtemberg, welches bey dem Regierungsantritte Friedrichs ein Herzogthum mit 600,000 Menschen auf 153 Quadratmeilen war, im Laufe seiner Regierung sich zu einem Königreich mit 1,354,000 Menschen auf 368 Quadratmeilen erhoben hat. Die neueste Geschichte wird der Wahrheit gemäss so vorgetragen: „Friedrich hatte kaum Wien verlassen, als er die Wiedereinführung einer landständischen Verfassung, welche in den Erblanden dem Geiste der napoleonischen Zeit und dem Drange der damaligen Verhältnisse unterlegen war, in seinen Gesammtstaaten ankündigte. Die rastlose Thätigkeit, welche er an den Tag legte, für sein Reich eine feststehende Verfassung zu begründen, ist hinreichend bekannt. Die Arbeiten, welche zur Erreichung dieses grossen und edlen Zweckes zusammenwirkten, wurden durch neue Kriegsunruhen unterbrochen. Jedoch früher, als man hoffen konnte, kehrten die friedlichen Tage zurück, wo den Arbeiten am Völkerwohl keine störende Hinderung weiter entgegentrat. Schon hatte Friedrich den Ständen mehrere wichtige Puncte zugestanden. Als aber im Gange der Unterhandlungen dem Grundsatze von der Regierungseinheit Gefahr drohte: so wollte er durch Untersuchung der ihm vorgelegten Beschwerden vor Allem des Vertrauens zum grossen Werke bey dem Volk und den Ständen sich vergewissern." Eine weitere Verbreitung über den wichtigen Gegenstand gehört nicht hieher. Zur Ehre der Wahrheit darf aber nicht unberührt bleiben, dass jene 14 Sätze, welche der König seinem Volk als Grundlage der Verfassung aufstellte, von wahrhaft königlichem Sinne zeugen, und ihm nicht nur den Beyfall der Zeitgenossen, sondern auch die Achtung der Nachwelt auf immer zusichern." Die wirtembergische Krone ist nun auf dem Haupte Wilhelms, welcher als Held an der Vollendung des Kampfes gegen Frankreich und an der Wiederherstellung der deutschen Ehre und Unabhängigkeit einen so ruhmvollen Antheil hatte, jedoch gleichfalls durch die edelste Humanität sich auszeichnet. Möchte dem schönen und gesegneten Lande die ächte Zierde und das wahre Heil durch ihn werden!

Zr. u. Ar.

SCHÖNE KÜNSTE.

FLORENZ, b. Carli: *Rime di Guido Cavalcanti edite ed inedite*, aggiuntovi un volgarizzamento antico non mai pubblicato del comento di *Dino del Garbo* sulla canzone „Donna mi prega" etc. per opera di *Antonio Cicciaporci*. 1813. XXXIII u. 152 S. 8.

Fortwährend beharren die Italiäner in jener achtungsvollen Liebe zu ihren frühesten Dichtern, wovon sie Beweise geben, wie den vor uns liegenden, die von *Ciampi* besorgten Reime *Cino's* von *Pistoja*, die nächstens in Mailand bey *Silvestri* erscheinende *Teseide Boccaccio's*. Nicht als ob sie damit beabsichtigten, die Neueren herabzuwürdigen, zu verdrängen, oder zu bewegen, die *alte* Leier zu rühren; nein, Urkunden für die Literaturgeschichte, und *Sprachtexte*, wie sie es nennen, sollen jedem benutzbar gemacht werden. Zu solchem Zwecke eignen sie sich denn wirklich; bleibenden Enthusiasmus erregen nur die vier eigentlichen Classiker der ersten Jahrhunderte, Dante, Petrarca, Boccaccio, Poliziano; von den Übrigen fördern sie ruhig zu Tage, was sich eben giebt, und vorweg gewünscht wird. Diess war der Fall bey *Guido Cavalcanti*. Wer sollte den *ersten* Freund Dante's nicht gerne näher kennen lernen? — Geboren gegen 1250, aus einem der ersten guelfischen Häuser von Florenz, heirathete er 1267 die Tochter Farinata's *degli Uberti*, des Hauptes der Ghibellinen, und stellte sich nachher an die Spitze der Weissen. Todfeind Corso Donati's, des Hauptes der Schwarzen, ward er in einer Fehde von diesem verwundet. Da pilgerte er nach S. Jago von Compostella; zu Toulouse fesselte ihn seine Mandetta, deren Reize, Zürnen und Gnade er in manchem Liede be-

fingt. Nach feiner Rückkehr brachen die Zwiftigkeiten zwifchen ihm und Corfo aufs Neue aus: das Volk hatte den Muth, beide zu verbannen, den Guido nach Serezzana. Nicht lange hernach wurde zwar fein Exil aufgehoben, allein angegriffen und voll inneren Unmuthes ftarb er fchon 1300. Sein Vater wird von Dante als Epikureer in die Hölle verfetzt; der nämliche Verdacht ruhte auf dem Sohne, wenigftens bey der Menge, welche fein hartnäckiges Studium der Philofophie, Poefie und Grammatik, fein menfchenfeindliches Wefen fo deutete, als ginge all fein Nachdenken darauf aus, „ob es nicht möglich wäre, zu finden, dafs Gott nicht fey." (Boccaccio). Seine Gedichte löfen das Räthfel feines inneren Lebens nicht, doch find fie ein hinreichender Mafsftab feiner Kräfte. Unftreitig bereitete er mit Dante die beftimmtere Trennung der italiänifchen Lyrik von der provenzalifchen Manier vor; die Quelle, woraus er mehr Geift und Leben in diefe hinüberzuleiten hoffte, war freylich die Scholaftik. In feinen künftlichen, kalten Sonetten erblickt man gleich den fpitzfindigen Ariftoteliker, dem die Natur fremd geworden ift; und wenn er ihr in den zuweilen wirklich anmuthigen Balladen treuer bliebe: fo möchte er fich dagegen noch mehr als in den Sonetten in der Canzone „*Donna mi prega*" die tiefften Speculationen über die Liebe zufammenzudrängen. Seine Abficht, damit Auffehen zu erregen, gelang fo fehr, dafs fie lange für „höchft zierlich und wunderbar" galt, und viele fie in langen Commentaren erläuterten, von welchen einer in diefer Ausgabe mitgetheilt wird. Merkwürdig allerdings ift fie, die dunkle Canzone, als Verfuch, ein Band zwifchen der Romantik und Scholaftik zu knüpfen. Gar fonderbar läfst es aber in diefer Überfetzung des Mangiatroja, eine noch lallende Sprache fich mit philofophifchen Gegenftänden befaffen zu fehen, befonders da fie fich abmatten mufs, die Formen des Scholaftikerlateins nachzubilden, z. B. jene Theorie der Liebesfeufzer S. 104: „*La nova qualità move i foſpiri" dicchiara lo autore quello, che prima diſſe in quella parola: „Esco Soggiorna:" che vuole moſtrare che è la cagione il perchè l'uomo, nel quale è la paſſione, poco ſi riposa in alcune paſſione, come nel gaudio, o nella triſtizia, o nel timore. E poco ſi riposa in alcuna cogitazione diverſa dalla cogitazione della coſa amata; e con queſto moſtra la cagione d' alcuno accidente, che ſpeſſo viene in queſta paſſione, il quale accidente è ſoſpiro, imperocchè molte volte gli amanti ſoſpirano.* Fürwahr, nichts Minderes als der vereinten Kraft drey eminenter Geifter, wie Dante, Petrarca, Boccaccio, bedurfte es, damit die Natur und Kunft über die formlofe Unnatur fiegte, in die Italien, gleich anderen Ländern, ebenfalls frühe zu verfinken drohte!

Man erwartete vielleicht, *Cicciaporci* würde ein neues Licht über Guido verbreiten; allein man findet in dem vorangefetzten Leben nur das jedem italiänifchen Literator Bekannte, langweilig zufammengereiht. Dafs in dem Herausgeber nicht einmal die Ahndung auffteigt, etwas Ungewöhnliches müffe in jenem Manne gewaltet und gewebt haben, was es denn auch fey, dafs er ihn fo pedantifch gegen den Vorwurf des Epikureismus vertheidigt, ift die gewöhnliche Geiftesarmuth der Menfchen, welche in Italien als Biographen aufzutreten pflegen. Bey uns wüfste fie fich wohl hinter hochtrabenden Phrafen zu verbergen; jene find noch ehrlicher. — Tadellos verfuhr *Cicciaporci* bey der Herausgabe der fchon bekannten *Rime*; der neuhinzugekommenen find eben nicht viele, drey Sonette, ein Madrigal, eine Ballade, und eilf Canzonen, welche aber wahrfcheinlich anderen, etwas fpäteren, Verfaffern zugehören. — Da wir doch in der Ergründung des Mittelalters weiter *find*, und weiter *gehen*, als unfere Nachbarn, fo ergreift Rec. diefen Anlafs, um deutfchen Liebhabern Einiges anzuzeigen, das vielleicht fonft nicht zu ihrer Kunde gelangen würde: I. *La Corte dei Re Suevi in Sicilia. Monumenti degl' ingegni Siciliani, che in quel tempo fiorirono. Palermo, reale Stamperia* .... 106 S. 24. Eigentlich ein Anhang zu einem Almanach, welcher aber in dem von Rec. gefehenen Exemplare mangelte, fo dafs er das Jahr des Druckes nicht beftimmen kann. Auf 15 Seiten geht eine flüchtige, aber leidlich gefchriebene Abhandlung über Friedrich II, Manfredi, und die Reimer an ihrem Hofe voraus; dann folgen ihre fämmtlichen Verfe aus den bekannten Sammlungen Allacci's, und Zane's (Venezia 1731); kein einziges früher ungedrucktes Stück, keine Verbefferung nach Handfchriften. II. *Poeſie d' alcuni antichi rimatori Toſcani cioè di Guido Cavalcanti, Cino da Piſtoja, Piero delle Vigne, Ser Lapo Gianni, Bonaggiunta Urbiciani e Maeſtro Minuccino, tratte da un manoſcritto dell' abate Pierantonio Seraſſi, Roma Benedetto Franceſi* 1774. 40. S. 8, in fehr wenigen Exemplaren. Aus jenem feraffifchen MSS. fchrieb fich Rec. noch viele andere hier nicht mitgetheilte Rime ab. III. *Rime di autori citati nel vocabolario della Cruſca, ora per la prima volta accuratamente pubblicate. Livorno T. Maſi* 1812. 93 S. zu 40 Exemplaren. IV. *Notizie di due pregiabili MSS. di Rime antiche dal Prof. Ciampi dirette al ch. Fr. Gaetano Poggiali.* 8. *ſ. l. et a.* 12 S. mitgetheilt werden 8 Sonette. V. *Canzone a ballo composte dal Magnifico Lorenzo de' Medici et da M. Agnolo Poliziano et altri autori ecc. Firenze* 1568. 4. Ein zu 100 Exemplaren durch *Gamba* zu Mailand 1813 veranftaltetes *Fac ſimile* jener höchft feltenen Sammlung. VI. *Dell' origine della poesia rimata opera di Giammaria Barbieri Modeneſe* († 1575) *pubblicate ora per la prima volta e con annotazioni illuſtrata dal Cav. Ab. Girolamo Tiraboſchi, Modena, Societa Tipogr.* 1790. 4. 188 S. Diefes felbft in Italien fehr fchwer aufzutreibende Werkchen verdient die gröfste Aufmerkfamkeit eines jeden, der fich mit der Poefie des Mittelalters abgiebt. Nirgends findet man, zum Beyfpiel, fo viele Refte der Provenzalen aufbewahrt als hier. Er hat vom König Enzo, und einem Protonotar Stefano Canzonen im altficilianifchen Dialekte, während die von Allacci her-

ausgegebenen alle in italiänischer *Hofsprache* verfaſst ſind *). Mit Benutzung dieſer und der bekannten Hülfsmittel lieſse ſich eine Auswahl von 60 — 70 Stücken veranſtalten, woraus ſich das Verhältniſs der altitaliänischen Dichtkunſt zu derjenigen der Troubadour's und Minneſinger aufs klarſte ergeben, und hinwieder auf dieſe ein neues Licht fallen würde.

F. H.

LEIPZIG u. ALTENBURG, b. Brockhaus: *Hamlet, Trauerſpiel in ſechs Aufzügen von Williјam Shakeſpear.* Nach Goethe's Andeutungen in Wilhelm Meiſter und A. W. Schlegels Überſetzung für die deutſche Bühne bearbeitet von *Aug. Klingemann.* 1815. X u. 196 S. 8. (18 gr.)

Hr. *K.* entwickelt in der Vorrede weitläuftig, was und warum er *Goethe's* Winke in Meiſters Lehrjahren bey dieſer Bearbeitung für die Bühne benutzt, und wieder, warum er *Schlegels* Überſetzung beybehalten habe. *Goethe's* Winke beziehen ſich vorzüglich auf das in der *ſchröder*'ſchen Bearbeitung mangelnde *Formelle*; und darin hat er gröſstentheils Recht. Niemand wird miſskennen, daſs der *ſchröder*'ſche Hamlet äuſserſt mangelhaft, und durchaus nicht mit dem tiefen Kunſtſinn ausgeführt war, der uns dieſes Meiſterwerk *Shakeſpears*, ſo wie es verdient, und wie es allerdings möglich iſt, für die Bühne gegeben hätte. Aber eben ſo wenig können wir dieſe *klingemanniſche* Bearbeitung conſequent finden. *Shakeſpears Hamlet*, darüber iſt wohl auch Hr. *K.* mit uns einig, iſt gar keiner Darſtellung auf der deutſchen Bühne fähig. Wüſsten wir auch, ob er rein, ſo wie er aus *Shakeſpears* Geiſte floſs, auf uns übergegangen iſt; wären ſo manche Zweifel über die Idee und Ausführung des Stücks, welche ſelbſt die brittiſchen Äſthetiker ſeit Jahrhunderten beſchäftigten, lösbar: ſo würde es doch in ſeiner Urgeſtalt bey uns ſtets als ein dramatiſches Ungeheuer erſcheinen. Dank verdienten alſo *Wieland*, *Eſchenburg* und zuletzt *Schlegel*, daſs ſie uns mit den groſsen Schönheiten dieſes dramatiſchen Gedichts in ſeiner Urgeſtalt bekannt machten, und dadurch der Lectüre hohen Genuſs gewährten. Anders verhält ſichs freylich mit der Bearbeitung für die theatraliſche Darſtellung. *Schröder*, der uns ſo manche treffliche Luſtſpiele, nach den Britten bearbeitet, geliefert hat, war allerdings dem Unternehmen nicht gewachſen, dieſes tragiſche Meiſterſtück dergeſtalt auf unſere Bühne zu verpflanzen, daſs von dem Geiſte deſſelben im Ganzen nichts verloren gehe. Auch war Hamlet eine ſeiner früheſten Arbeiten. Bezweifeln müſſen wir aber, ob der von Hn. *K.* angenommene Plan conſequent ſey. *Goethe's* Winke betreffen vorzüglich die ſinnliche Motivirung der Handlungen, und ſo weit, und nicht weiter, hätte Hr. *K.* ſie benutzen, zugleich aber, ohne dem Gange des Stücks Gewalt anzuthun, auch den Ausgang natürlicher und wahrſcheinlicher motiviren ſollen. Ihm, als Bearbeiter, ſtund hiezu die Bahn offen; und indem wir an den weſentlichen Schönheiten des Stücks nichts verloren hätten, würde das Ganze nur mehr *ſichtbare Haltung* gewonnen haben. Dieſs Alles iſt aber hier nicht der Fall.

So gerne wir der *ſchlegelſchen* Überſetzung Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſo wichtig ſie als treue, kräftige Übertragung der vollen unverſtümmelten Urſchrift allerdings iſt: ſo wenig eignet ſie ſich für eine bloſse theatraliſche Bearbeitung. Sie ſteht dafür zu hoch, wie *Schröders* Arbeit im Ganzen zu tief. — Hn. *K's.* Arbeit iſt alſo ein Flickwerk, deſſen Vortheil für die Bühne wir nicht abzuſehen vermögen. Weit beſſer hätte er wohl die *ſchröderiſche* Arbeit, mit weiſer Benutzung der Winke im Meiſter, ergänzt und verbeſſert, wozu wir ihm die Fähigkeit allerdings zutrauen.

Selbſt dieſer Wechſel der Proſa und der Verſe, aus dem Originale beybehalten, paſst ſich nicht für die einmal anerkannten Convenienzen unſerer Bühne; und der Verſuch, *Shakespears* Hamlet, im Weſentlichen, d. h. die groſsen äſtethiſchen Schönheiten dieſes Stücks, die Charaktere und Situationen, der deutſchen Bühne zu überliefern, läſst ſich, nach unſerer Anſicht, nicht wohl mit all denjenigen Änderungen und Abkürzungen einen, welche der locale Maſsſtab des Schönen und Schicklichen bey einem fremden National-Werke nothwendig macht, zwiſchen deſſen Erſcheinung und der Zeit der Darſtellung Jahrhunderte liegen.

Abgeſehen alſo auch davon, daſs, wie Hr. *K.*, der, laut der Vorrede, ſelbſt eine Bühne leitet, ſelbſt wiſſen wird, das Umſtudiren eines *bleibenden* Stücks, wie Hamlet, mit groſsen Schwierigkeiten verbunden iſt, ſcheint uns alſo noch immer ein die Foderungen der Kritik vollſtändig befriedigender, *deutſcher* theatraliſcher Hamlet zu fehlen.

T. — a.

*) Veranlaſst wurde durch die Erſcheinung von *Barbieri's* Schrift folgende Abhandlung: *Se gli Arabi ebbero alcuna influenza ſull' origine della Poeſia moderna in Europa. Diſſertazione dell' Abate Simone Aſſemani, Profeſſore di Lingue orientali nel ſeminario ecc. Padova, Stamperia del ſeminario. Senz' anno.* 4. *pag.* 20. *Barbieri* leitete nämlich die gereimte Poeſie von den Arabern her; es entſtand über dieſen Gegenſtand ein leidenſchaftlicher Streit zwiſchen den zwey ſpaniſchen, aber italiäniſch ſchreibenden Jeſuiten *Andres* (für die Araber), und *Arteaga* (für die Lateiner); *Aſſemani* fällte folgendes Urtheil: *Se è ben vero, che gli Arabi nulla contribuirono riguardo alla Struttura meccanica del verſo ſpagnuolo, o Provenzale, nè furono i primi maeſtri del ritmo, è però altreſì certo, che eſſi diedero impulſo ed eccitamento alla vena neghittoſa degli Spagnuoli e Provenzali, e così per mezzo loro ſi venne a propagare in Europa la Poeſia rimata.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1817.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Aarau, b. Sauerländer: *Schweizerisches Museum. Jahrgang* 1816. Erstes bis viertes Heft. 668 S. 8. (6 Hefte oder 60 Bogen. 5 Rthlr. 20 gr.)

Von dem ganz Vortrefflichen in der Literatur pflegt nach seiner Erscheinung zuerst lange geschwiegen, dann lange unter der Gebühr davon gesprochen zu werden, bis endlich nach einiger Zeit der volle Werth in das Leben sich durchgearbeitet hat, und in aller Würdigung anerkannt dasteht. Wir wollen uns bey der vorliegenden Zeitschrift das Erste nicht zu Schulden kommen lassen, das Zweyte zu vermeiden suchen: vielleicht erreichen wir beides am sichersten, wenn wir uns statt einer ausführlichen Beurtheilung auf eine gedrängte Anzeige beschränken, wie schon *Fichte* für Werke von einer gewissen Höhe als das Rathsamste angedeutet hat.

Bey Zeitschriften kommt es viel weniger auf das Einzelne an, als vielmehr auf das Ganze, auf die Richtungen, in welche das Einzelne geleitet wird. Die Auswahl, die Zusammenstellung, die Gleichzeitigkeit mit anderen, vielleicht nicht genannten, aber scharf im Auge behaltenen Schriften, die oft unmerklichen Zusätze und Abbeugungen, Alles diess gehört viel eigentlicher in das Wesen einer Zeitschrift, als die blosse Gediegenheit und Kunstvollendung der Aufsätze; eine Vergleichung der in letzterer Rücksicht bey uns in Deutschland noch nicht übertroffenen *Horen* und des dem Gegentheile hingegeben *rheinischen Merkurs* liefert in dieser Beziehung auffallende Ergebnisse. Die Vorzüge der einen Art mit denen der anderen möglichst zu verbinden, ist vielleicht nie eine Zeitschrift auf so glücklichem Wege gewesen, wie dieses neubegonnene *schweizerische Museum*; der lebhaftere Reiz des Lebens, des Eingreifens in das augenblickliche, nächste Besondere, und der stillere Reiz der Wissenschaft in entferntere, ausdauerndere Tiefe des Allgemeinen, sind für den im Titel angedeuteten ersten Wirkungskreis dieser Zeitschrift, sind für die Schweiz unfehlbar erreicht. Aber damit ist der hohe Zweck, die grosse Aufgabe, die diesem Unternehmen zum Grunde liegt, keineswegs abgeschlossen. Das *schweizerische Museum* ist nicht bloss eine Zeitschrift des Inneren, es ist auch eine Zeitschrift der auswärtigen Angelegenheiten der Schweiz, und zwar in der entschiedensten politischen Richtung, eine Gesandschaft vom ersten Range nach Deutschland, um daselb[st] alle höheren Bande der geistigen Bekanntschaft, de[s] Verkehrs, der Gesinnung und jedes edleren Zusammenhanges zu knüpfen, zu erhalten, zu stärken. Di[e] von Deutschland jetzt politisch getrennte Schweiz wi[rd] als physisch und moralisch zu uns gehörend betrac[h]tet, ein künftig auch politischer Verein dieser Fre[i]staaten-Gruppe mit dem deutschen Bundesstaate dür[f]te für diesen die wohlthätigste, nothwendigste Verstä[r]kung seines gegen die monarchischen Bestandtheil[e] noch viel zu schwach repräsentirten — nur von vie[r] freyen Städten, statt der ehemaligen hundert — rep[u]blicanischen Bestandtheils seyn; was die Schweiz d[a]bey gewinnen würde, ist einleuchtend, ihr käme d[er] grössere Gesellschaftskreis ihres darum nicht mind[er] freyen Daseyns tausendfältig zu Gute. Aber diese Ve[r]einigung, die jetzt in den Gedanken eingesehen, i[n] der Thatsache gewiss einmal ausgeführt wird, zu e[i]ner wahrhaft lebendigen Beziehung zu erheben, ohn[e] die jetzt der Gedanke und dann die Thatsache wen[ig] hilft, sie in das Leben und Gemüth der beiden Völk[er] einzuführen, das ist ein Bestreben, dessen Erfolg nic[ht] einseitig verbürgt werden kann. Sonderbar ist es, da[ss] bey den grossen Einwirkungen, die seit einem Jah[r]hundert einzelne Schweizer in Deutschland geübt h[a]ben, und bey dem grossen Antheil, den hinwiederu[m] Deutschland an ihrer Bildung hatte, doch im Ganze[n] wenig dadurch für ein näheres politisches Verhältni[ss] oder auch nur Gefühl, vorgearbeitet worden. *Bodme[r], Gessner, Haller, Lavater, Johannes Müller, Pest[a]lozzi* — welche Namen in unserer Bildungsgeschic[h]te! Aber die edleren Geister beider Völker konnte[n] sich noch vor Kurzem leider nur in einer des Vol[ks]thums entäusserten, bloss allgemein menschliche[n] Bildungshöhe finden und vereinen, und trotz solche[r] beiden angehörenden Namen blieben doch die Schwe[iz] und Deutschland sich einander in grosser Ferne, i[n] grösserer, als selbst Frankreich, dem neben eben so[l]chen Bildungsbeziehungen, wie in *Rousseau, Bonn[et]* u. A., auch politische und volkthümliche wenigste[ns] in den Schweizertruppen offen und eifrig gehegt bli[e]ben. Seit der französischen Revolution hat die Abnah[me] unseres Verhältnisses zur Schweiz und die Zunah[me] des französischen sich zum vollen Siege des letzt[e]ren ausgebildet, und im Jahre 1813 wussten wir e[i]gentlich gar nichts mehr von einander, dergestalt, da[ss]

in dem Hauptquartier der verbündeten Mächte in Frankfurt, als man wegen der Schweiz einen Entschluss nehmen musste, schon gar kein Mensch mehr zu finden war, der über den Zustand, den Geist, das Verhältniss und Bedürfniss dieses Bundesstaates gehörige Auskunft zu geben vermochte, und man auf gut Glück nach ganz falschen, einseitig aufgedrungenen Gesichtspuncten in das Leben dieser Freystaaten hineinpfuschte, und die Irrthümer erst später einsah, aber doch bestätigte, wovon die traurigen Folgen leider noch zu sehen sind! Unter solchen Umständen ist das Wichtigste und Erste, dass nur erst beide Theile anfangen, mehr von einander zu wissen, mehr um einander sich zu bekümmern, und nicht bloss literarisch und gelehrt, wie vormals lediglich geschah, sondern gerade volkthümlich und politisch, wozu denn freylich vorerst die literarische Form die dargebotenste ist. Für diesen Zweck nun hat die vorliegende Zeitschrift von der Schweiz her mit reicher Kraft und Fülle ihre Strebungen aufgethan: die völlige Erreichung wird aber auch von Deutschland her bedingt, und es liegt uns ob, solche Strebungen würdig aufzunehmen, und den eröffneten Verkehr auch durch unser Einfinden an dem beschiedenen Platze zu erwiedern. Möge zuvörderst unsere dankbare Anerkennung der angebotenen Gesinnung dort uns ankündigen! Für unsere Pflege derselben dürften am schicklichsten die Hansestädte in Anspruch genommen werden, wo freyes Bürgerthum und republicanische Verfassung mit ächt volkthümlicher und patriotischer Bildung den für den Schweizergeist in Deutschland verkehrfreundlichsten Umgang darstellen. Wollte sich mit der alten Hansa zunächst das junge Preussen als der bereiteste Pfleger dieses freyen Geistes zeigen: so könnte das nicht glücklicher beginnen, als wenn der, wie wir vernehmen, geäusserte Wunsch, dass *Niebuhr* für diese Zeitschrift eine Kritik des schweizerischen Staatsrechts liefern möchte, in Erfüllung ginge!

Betrachten wir nun wenigstens die Umrisse desjenigen, was die Herausgeber uns in den ersten Heften des *Museums* als Vollmacht und Beglaubigung, dass sie ihrer hohen und schönen Absicht gewachsen sind, bis jetzt gebracht haben!

Unter den mannichfachen Aufsätzen strahlen besonders zwey als mächtige Erscheinungen hervor, aus dem Gebiete der höheren und höchsten Politik grossartig die Untersuchung aufnehmend, die in zahllos verssplitterten Meinungen, Urtheilen und Handlungen unberathener Tagesschwätzer, Publicisten und Diplomatiker in armseliger Blindheit nach Grundsätzen und Maximen über Staatssachen herumtappt. Diese Aufsätze sind im 1 Hefte: „*Die Idee des Staates und das Wesen der Volksvertretung*,“ und im 2 und 4 Hefte: „*Über die Freyheit der Presse*,“ beide augenscheinlich von demselben Verfasser, aus demselben kühnen und freyen Geiste, und, wenn einige äussere Andeutungen unsere innere Vermuthung nicht täuschen, beide von dem als Naturforscher und philosophischer Schriftsteller so wie durch die im Vaterland erlittenen schändlichen Verfolgungen rühmlich bekannten D. *Troxler*. Hier ist kein Fröhnen für das kleinliche, gespitzte Tageswesen der Politik, kein Bequemen in die örtliche Gelegenheit und persönliche Gefälligkeit der Ansicht, kein Hinterdreinphilosophiren und apologetisches Geistretten schlechter Zustände und Massregeln, kein Vernünfteln und Geschichteln über Souveränität und Staatsverfassung, über Elemente der Staatskunst u. s. w. u. s. w., sondern die grossen, aus der Tiefe heraufgeführten, in der Stille vollendeten Substructionen der Vernunft, die Fundgruben der leitenden Ideen, die Rüst- und Waffen-Kammern für alle Thätigkeit und Bildnerey des Wirklichen! Diese philosophischen Untersuchungen, Bruchstücke eines noch ungeschriebenen Werks, dem der seit *Grotius* ganz veränderte Stoff unserer Staatsdenkungsart eine neue Gestalt verdanken müsste, schreiten gradezu auf die Lösung der grössten Zeitfragen zu, und müssen in ganz Deutschland, wo es überall von Verfassungswünschen und Ständeversuchen, von Oberherrlichkeit und Volksrechten rege ist, alle in dieser Bahn forschenden und strebenden Geister zu höherer Aufmerksamkeit spannen.

Ganz einer solchen Nachbarschaft werth zeigen sich die geschichtlichen Aufsätze: „*Der Kampf zwischen Papstthum und Katholicismus im funfzehnten Jahrhundert; eine Säcularfeyer der Kirchenversammlung zu Constanz*,“ im 1 Heft; sodann im 2 Heft: „*Über den jetzt vorherrschenden Geist in Religions- und Kirchen-Sachen im katholischen Deutschland*,“ und endlich im 3 Hefte: „*Zur Geschichte des schweizerischen Nationalbisthums; eine urkundliche Darstellung*.“ Besonders ist die erste dieser Abhandlungen durch eine reine, sichere und bedeutsam anziehende Darstellung ausgezeichnet; es wird in geschichtlichem Gewande die dringendste und heiligste Angelegenheit der Gegenwart vorgetragen, der Verfasser hat gleichsam die heiligen Schatten wieder ins Leben gerufen, und um ihre nun noch mehr gereifte hehre Sache versammelt. Die lichtvolle und fruchtbare Art, wie dargethan wird, dass die römische Einerleyheit der katholischen Einheit endlich werde weichen müssen, hat freylich den Ultramontanern nicht gefallen können; daher auch diese Abhandlung, als deren Verfasser man einen geistvollen Geschichtschreiber des nördlichen Deutschlandes, der vor einiger Zeit die Schweiz besucht hat, vermuthet, auf Befehl der päpstlichen Nunziatur in der Schweiz ins Lateinische übersetzt, und als ein Beyspiel deutscher Vermessenheit, die den Bannfluch verdiene, nach Rom geschickt worden. Glücklicherweise ist nicht jedes Haupt dieser Bannstrahlen sogleich erreichbar.

Unter der Aufschrift „*historische Actenstücke*“ liefern die vorliegenden Hefte die wichtigsten Mittheilungen älterer und neuerer Zeit, die grösstentheils hier zum ersten Male im Druck erscheinenden, unter anderen die bedeutenden *Denkschriften* des Grafen *Capo d'Istria* und des Grafen *Du Luc* über die Schweiz, ferner über die Nachtheile des leider dennoch wieder eingerichteten *Kriegsdienstes der Schweizer in Frankreich* die vortreffliche, freyheit-

athmende Rede des Staatsraths *Uffleger*. Über das *schweizerische Kriegswesen* findet sich ein durchdachter, durch klare Anschauungen und eigenthümlichen Ausdruck auch für nichtschweizerische Kriegskundige sehr anziehender Aufsatz von *Zschokke*.

Von allgemeinerem Reize des Lebens überhaupt, ohne einem begrenzten Gegenstand wissenschaftlich anzugehören, sind die im 2 und 3 Hefte von *Varnhagen von Ense* mitgetheilten, aber nicht von ihm, sondern von einer anderen Hand geschriebenen *Bruchstücke aus Briefen und Denkblättern*, durch Leichtigkeit und Tiefe der zum Theil höchst originellen Gedanken ein anziehender Schatz für lesende Betrachtung! Ferner müssen wir hier anführen die „*Erinnerungen aus Leonhard Meisters Leben*" im 4 Hefte, von diesem werkthätigen und geistvollen Manne selbst geschrieben, und in demselben Hefte die „*schweizerischen Denkwürdigkeiten*, *oder Beyträge zur vaterländischen Staats-, Sitten- und Bildungs-Geschichte.*" Eine Anzahl anderer Aufsätze übergehen wir.

Nach diesen Umrissen des reichen Inhalts — denn eine umständliche Recension der einzelnen Aufsätze und eine gründliche Erörterung des Vorgetragenen führte schon bey dem Aufsatze über die Idee des Staats zu einer Untersuchung, welche für diese Blätter zu weitläufig seyn würde — wird der Leser genug beurtheilen, was er von dem Ganzen erwarten, und besonders was er von der tiefen und ernsten Gründlichkeit der politischen Richtung halten soll, auf die wir zu Anfang vorzugsweise hingewiesen haben. Wer sich in Deutschland der Genosse einer solchen Gesinnung und eines solchen Geistes fühlt, der wird über die Art und Weise, wie sein Beruf sich diesem Unternehmen wirksam verbinden und es zu höherem Kraftwirken emporheben könne, nicht lange zweifelhaft bleiben. „Ein grösserer Verein, so schliessen die Herausgeber ihre Einleitung, mag durch Einstimmung und Anziehung zu Stande kommen; Theilnahme steht Jedem offen, den unsere Weise anspricht, und der mit uns in dieselbe eingehen kann. So treten wir denn mit unserer Idee und Art ihrer Ausführung ins Leben."

X.

Hildburghausen, im Comptoir für Literatur: *Für müssige Stunden.* Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von *Fr. Baron de la Motte Fouqué*, *Caroline Baronin de la Motte Fouqué*, geb. v. *Briest*, *F. C. Hohnbaum*, *C. Hohnbaum*, *C. W. Justi*, *A. Lafontaine*, *G. Reinbeck*, *Freimund Raimar*, *Fr. Sickler*, *K. E. Schmid* und Anderen. Erstes Bändchen. 1816. VI u. 254 S. 8. in farbigem Umschl. (1 Rthlr. 8 gr.)

Müssige Stunden sind die, in welchen wir am meisten die Last des Lebens fühlen. In solchen will der durch Arbeit ermüdete Geist heiter angeregt seyn, um sich im leichteren Spiele der geistigen Kräfte neue Spannung zu grösseren Anstrengungen zu sammeln, das von den Sorgen des Lebens gedrückte Gemüth will sich im freyen Aufschwingen des Gedankens über die beengende Wirklichkeit erheben, und zu neuem Kampfe stärken. Für diesen Zweck arbeiten die zu dieser Schrift verbundenen Verfasser, von welcher nur die Form der strengen wissenschaftlichen Behandlung ausgeschlossen ist; deren Hauptinhalt aber Erzählungen, Gedichte, Reisebemerkungen und historische Gemälde ausmachen werden.

An der Spitze dieses Bändchens stehen *sechs Sonette von Freimund Raimar*, Ausflüsse eines wahrhaft poetischen Geistes und tieffühlenden Gemüths. Hier stehe das letzte, das in jeder Hinsicht vollendetste und ergreifendste:

Tritt sanfter auf mit deinem Flügelschlage,
O Zephyr, denn du rührest heil'ge Räume;
Es flehen dich die Blätter dieser Bäume,
Nicht zu verwehen ihre leise Klage.
Senkt duftiger zu diesem Blumenhage,
Ihr Wolken, eures Vorhangs dunkle Säume,
Dass ungestöret hier die Holde träume,
Die hier sich bettete, zwar früh am Tage!
Sie will nicht wachen! Schlafen will sie! Wache
Für sie denn unser Schmerz und unsre Thränen,
Und unser Segen schaukle ihre Wiege.
Glückselig, wen zu diesem Brautgemache
Mit leisem Arme niederzieht das Sehnen,
Dass er bey Ihr, zwar Staub bey Staub nur, liege.

Schade, dass dieser vielversprechende Dichter, wir wissen nicht, ob aus Grundsatz oder aus Bequemlichkeit, die Sprache und das Metrum oft so nachlässig behandelt! So ist schon das *rührest* in dem mitgetheilten Sonette, statt *berührest* oder *rührest an*, nicht zu vertheidigen; in einem *Liede* (er hat ihrer neun beygetragen) heisst es:

Ich habe geklopft an der Liebe Thür;
Da standen schon funfzehn andre *dafür*;

und in dem ersten Sonette erlaubt er sich folgenden Vers:

◡ — ◡
Und bis an der Welt Ende sie wird halten.

Die Nixen stehen wohl nicht ganz mit Recht unter den Liedern; sie scheinen uns überhaupt des Vfs. nicht würdig, weil das Mährchen, wie es da liegt, auf keine Idee hinweist, Nichts fühlen und Nichts ahnen lässt. Solche Vorwürfe kann man aber keinem anderen Stücke dieses Dichters machen.

L. M. Fouqué's dramatisches Gedicht (bescheiden einige Scenen genannt): *Knecht Ruprecht*, entfaltet in einer einfachen und rasch forteilenden Handlung eine Reihe trefflich gezeichneter Charaktere. Doch scheint uns aus dem, was der Dichter an *Altamira* uns schauen lässt, ihre besänftigende Gewalt über den schrecklichen *Ruperto* nicht begreiflich genug. Vor allen gelungen ist der lockere Genussfreund *Guido*. Der Traum der Äbtissin möchte Manchem ein zu leichtes Mittel dünken, die Fürstin zur Rettung ihres Gemahls frühe genug herbeyzuführen, und der letzten mystische Kraft, durch ihr blosses Erscheinen die Mehnen zu verscheuchen, ist ohne ächt dramatische Wirkung. S. 63 sagt Guido zu Altamira: „Was liessest du mich nicht verbluten?" Ist dieser Gebrauch das *was* für *warum* in verneinenden Fragen zu billigen? —

Molltöne von *Karl Hohnbaum*. Der erste ist *die Zeugung* nach einer indischen Mythe. Der zweyte: *Finsterniss und Licht; Leid und Freude* — giebt die Geschichte einer jungen Frau, die nach einer Krankheit, welche sich mit gänzlicher Blindheit entschied, von einer Tochter genas, und Tage und Nächte den Himmel anflehte, ihr nur Ein Mal den Anblick ihres Kindes zu gewähren. Sie ward erhöret. Der Schreckensruf: Feuer! treibt sie zur Flucht hinaus, der dunkele Schleyer fällt plötzlich von ihren Augen; sie wendet sie auf das ihr im Arme schlafende Kind, erblickt sein lächelndes Antlitz, wird aber von der Flamme gefasst und emporgetragen zu jenem Lichte, wo Nichts mehr das irdische Auge trübt. *Des Kindes Wahl* befriedigt nicht. Warum wählt das Kind den Todesengel? *Die ersten Thränen.* Gott gab sie den gefallenen Menschen auf eines Engels Fürbitte; und sie „blieben Begleiterinnen des Schmerzes und der Freude, und knüpften so die sich fliehenden Gefühle des Menschen wohlthätig für ihn zusammen, auf dass keines seiner Seele Meister werde."

Der deutsche Krieger in Russland, eine Erzählung von *G. Reinbeck*, führt uns in den Brand von Moskwa, und zeigt uns (historisch wahr?) seine Entstehung. Mehr Gedrängtheit an manchen Stellen würde dem Vortrage vortheilhaft gewesen seyn. Selbst von Sprachfehlern hat ihn der Vf. nicht ganz rein erhalten; z. B. *darf Ihnen nicht wundern.* Auch befriedigt uns der Schluss nicht ganz, weil der Hauptperson Schicksal unentschieden bleibt.

Das letzte Stück dieses Bändchens ist *Selenens Monatsregierung*, ein Feenmährchen von *Hb.* Drollicht, aber mit einer ernsthaften Anwendung auf die Kunst. Selene meint, den Menschen würde geholfen seyn, wenn der Genuss ihres Glücks, ihrer befriedigten Wünsche nicht zu kurz wäre. Der Versuch, ihn auf einen Monat zu fesseln, giebt ein unerwartetes Resultat. Der Fürst mit herausgedrängtem Bauche und hohlem Rücken, die Hofleute tiefgebückt, Hans und Grete im Bette gehalten u. s. w. finden natürlich in dem die grösste Pein, was sie in dem Augenblicke, in den die Feen eingriffen, für das höchste Glück hielten. Aber Maler und Bildhauer fanden hier eine Akademie, wie sie noch keine besucht hatten. Allein, eben das Feste und Unbewegliche, bemerkt die Fee, Selenens Mutter, „was du durch überirdische Kraft hervorbringen musstest, halten diese Bildner für beengende Grenze und Mangel ihrer Kunst. Und es ist wahr, so vortrefflich ihre Kunstwerke sind, so sehr sie mit Recht von Menschen geschätzt und bewundert werden: so müssen wir höhere Wesen doch *mit Mitleid* auf sie blicken, weil wir die Starrsucht nicht übersehen können, von welcher weder der Geist noch die Hand des Künstlers sie befreyen kann." Rec. scheint es, dass die Wahrheit, die hier ausgesprochen wird, auf die Wahl des Stoffes und der darzustellenden Momente nicht immer so viel Einfluss habe, als die Künstler ihr gestatten sollten, und dass mancher schon in *Lessing's Laokoon* liegende Keim noch nicht zur Frucht gediehen sey. Aber das Verwerfungsurtheil über die Kunst der *Händel-Schütz*, welches in eine Voraussagung der Fee gekleidet ist, scheint uns ungerecht. Diese Kunst wird hier „eine Umkehrung und gewaltsame Verdrehung der Natur" genannt. „Der wahre Künstler copirt doch das Lebendige und strebt aufwärts, wenn er seine Copie dem Leben nahe zu bringen sucht; der Afterplastiker copirt die Copie, und sinkt offenbar niederwärts, wenn er jenen ärgerlichen Mangel der Kunst zum Gipfel der seinigen macht." Wenn die mimische Kunst bey ihren Darstellungen auch dem Maler und Bildner folgt: so will sie doch nicht sowohl das Bild copiren, als den Gegenstand darstellen, der auch von jenen Künstlern dargestellt wurde. Nicht das Gemälde eigentlich, sondern das dadurch zur Anschauung gebrachte Lebendige meint sie. Es mag aber wohl seyn, dass die mimischen Künstlerinnen in einem oder dem anderen Falle den Zweck und die Grenze ihrer Kunst aus dem Auge verlieren, und dass, wie in allen anderen Künsten, so auch in dieser die Sucht, ungemeine Geschicklichkeit zu zeigen, verleitet, Etwas zu unternehmen, was nicht unternommen werden sollte. Und in dieser Hinsicht möge die Äusserung der Fee von Frau *Händel-Schütz* nicht überhört werden!

HIKL.

KURZE ANZEIGEN.

ERDBESCHREIBUNG. Leipzig, b. Hinrichs: *Gemeinnützige Post- und Wege-Charte durch Europa, mit Ausschluss von Island, Lappland, Finland.* Nach den besten Hülfsquellen und neuesten Postberichten. 1816. Im Futteral. (1 Rthlr.)

Es fehlt von Europa mehr, als der Titel besagt. Der äusserste Punct in Nordwesten ist *Shetland I.*, von welcher die äusserste Nordspitze nicht einmal ausgedrückt ist; *Norwegen* geht nur wenig über *Beggen* hinauf, nämlich bis dahin, wo gegenüber in Schweden *Sodekam* am bottnischen Meerbusen liegt; *Finland* bis Nystadt, nördlich Sodenham gegenüber; *Russland* von *Keskolm* bis *Siemskaia.* Alles, was diesen Puncten nordwärts liegt, fehlt. In Osten zeigt es nicht einmal die Krimm ganz, so dass fast Alles fehlt, was der östlichsten Ausbeugung des Dnepr ostwärts liegt. Da es uns an sehr guten und vollständigen Charten von Europa nicht mangelt: so wissen wir nicht, warum der Herausg. die grosse Zahl derselben durch diese unvollständige vermehrte, die sich nicht einmal durch einen vorzüglich reinen Stich empfiehlt.

A. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

THEOLOGIE.

Kopenhagen, in Seidelins Verlage: *Theologisk Bibliothek udgivet af* (Theologische Bibliothek, herausgegeben von) *Jens Möller*, Prof. d. Theolog. auf d. Universität zu Kopenhagen. *Erster* Band. 1811. XII und 348 S. *Zweyter* B. 1812. 356 S. *Dritter* B. 355 S. *Vierter* B. 1813. 351 S. 8. (Diese 4 Bände kosteten zu ihrer Zeit 53 dän. Rthlr.) *Fünfter* B. 1813. 362 S. *Sechster* B. 1814. 355 S. *Siebenter* B. 1815. 397 S. *Achter* B. 369 S. (10 Rbankthlr.) *Neunter* B. 1816. 370 S. *Zehnter* B. 1816. 348 S. 8. (6 Rbthlr.)

Nicht um zwischen dieser theologischen Bibliothek und einer von Deutschlands ersten periodischen Schriften von derselben Gattung eine Vergleichung zu verursachen (die jene nicht aushalten würde); nur um die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit sowohl von originalen, als von übersetzten und epitomirten Abhandlungen, welche darin aufgenommen werden sollen, zu bezeichnen, wählte Hr. *M.* den Titel: *theologische Bibliothek.* Er hofft, „dass, wenn durch seine Bibliothek gleich nicht alle fremden (nichtdänischen) theologischen Schriften überflüssig werden" (das werden sie gewiss nicht!) „dieselbe doch den Mangel derer ersetzen werde, wovon sie Auszüge liefert" (auch das nicht immer). Was Plan und Einrichtung der Bibliothek betrifft, worüber der Herausgeber in einer Ankündigung ausführlicher sich erklärt hat: so bemerkt Rec., dem diese Ankündigung nicht zu Gesicht gekommen ist, aus der Vorrede und dem, was er sich davon durch das Lesen der *zehn* ersten Bände abstrahirt hat, Folgendes: Zwischen den in- und ausländischen Abhandlungen soll ein gewisses Gleichgewicht Statt finden; doch wird, so weit möglich, mehr Originales, als Übersetztes, geliefert werden, auch dieses durch eigene Bearbeitung, durch vergleichende, erläuternde, berichtigende oder bestätigende Anmerkungen eine Art von Originalität erhalten. Die Bewahrung der *Einheit*, die jedem wissenschaftlichen Vorhaben nöthig ist, und die, als *Geistes-Einheit* gedacht, in einer periodischen Schrift, welche mehrere Mitarbeiter hat, nicht so gar leicht aufrecht gehalten werden kann, ist das Ziel des Herausgebers (möge sie nie in *Einseitigkeit* ausarten!). Keine Polemik, vielmehr das Bestreben, durch eine vermittelnde Kritik streitige Wörter und Vorstellungen verschiedener Parteyen zu vereinigen, wird die Bibliothek auszeichnen. Die Freyheit der Wahl oder Verwerfung der eingesandten Beyträge behält sich Hr. *M.* (mit Recht) selbst vor; doch wird er sich im letzten Falle, zur Vermeidung des Scheines einer Censorgewalt in der Literatur, mit zwey anderen (ungenannten) Theologen berathen. Mit Hinsicht auf das Bedürfniss der *meisten* Leser will er gelehrte Materien so abhandeln, dass dieselben auch für den bloss praktischen Theologen fasslich werden, populäre Gegenstände aber so bearbeiten, dass sie auch für den Gelehrten Interesse erhalten. Rec. darf versichern, dass es nicht leere Versprechungen sind, die hier gegeben werden, sondern dass sie der Herausgeber bisher grösstentheils auf eine Art erfüllt hat, die wenig zu wünschen übrig lässt. Die theologischen Journale des Pastors *Fallesen*, deren Abgang diese Bibliothek scheint ersetzen zu sollen, und die, soweit Rec. sich ihrer erinnert, fast nichts, als populäre Abhandlungen, blosse Übersetzungen aus dem Deutschen und eine Menge von Predigten enthielten, stehen dieser Bibliothek in jedem Betrachte nach; Hr. *J. Möller*, von dem sich auch in deutschen Journalen, theologischen Inhaltes, schätzbare Abhandlungen befinden, erscheint in dieser theol. Bibl. als ein Mann, der selbst denkt und prüft, mit seiner Zeit fortschreitet, Gelehrter ist und dabey den besten Willen hat, jüngere und ältere Theologen im Fache der praktischen Theologie sich nützlich zu machen. Auch sind die meisten originalen Beyträge, die er von Anderen aufgenommen hat, der Mittheilung nicht unwerth. Durch eine nähere Anzeige einzelner Aufsätze aus jedem Bande möge diess vorläufige Urtheil des Rec. gerechtfertigt werden. Bey Übersetzungen aus bekannten Schriften wird er sich nur kurz aufhalten; manche derselben stillschweigend übergehen. —

In den ersten Bänden ist Alles, Original und Übersetzung, vom *Herausgeber*; und mit eben der Rede, womit er im J. 1808 seine theologische Professur antrat, die aber damals nicht gedruckt wurde, eröffnet er die theol. Bibliothek, nämlich: *über den Werth und die Wichtigkeit der humanistischen Studien für den Theologen*, die mit dem angehängten Theile von *Basil des Grossen* Rede: *wie junge Leute mit Nutzen die Schriften der Griechen lesen können* (nach *Garniers* Ausgabe, Paris 1722 T. II S. 173 ff.), hier ganz an ihrer rechten Stelle steht. Gründlich und beredt spricht der Vf. in jener Rede über das

wechselseitige Verhältniss sämmtlicher Wissenschaften zu einander, zeigt, wie unentbehrlich dem Theologen das classische Sprachstudium sey, und stellt die hohe Wichtigkeit hinlänglicher Kenntnisse der Philosophie, Geschichte, Poësie und Rhetorik für ihn in ein helles Licht. Dass er nicht, ohne Eindruck zu machen, geredet oder geschrieben hat, schliesst Rec. aus einem im *fünften* Bande abgedruckten, dieser Rede, wie es das Ansehen hat, geradezu entgegengesetzten verworrenen Aufsatze des, alles Wissen ausser der Bibel verachtenden, bekannten Pastors *Grundtvig*, über die Wissenschaftlichkeit der Geistlichen; wovon im Verfolge. S. 18 f. begegnet der Vf. unter anderen denen, welche, wie z. B. der Däne *Larsen* und ein gewisser Schwede, den Predigern die medicinische Praxis zur Pflicht machen wollen, und bemerkt, dass es dem Staate schlechten Vortheil bringen würde, wenn er die Seelsorger, nach dem Vorschlage kurzsichtiger Staatsreformatoren, in halbe Ärzte verwandeln, zum Vacciniren u. dgl. sie missbrauchen wollte. In einer Einleitung zu *Basils* übersetzter Rede wird S. 57 die treffende Bemerkung gemacht, dass es zwar mehrere Ursachen gebe, warum man das, was man *Salbung* nennt, seltener in guten Predigten von Katholiken, öfter in übrigens vortrefflichen Predigten von Protestanten vermisse; dass aber eine der gewöhnlichsten Ursachen davon diese sey, weil die letzten sich mehr nach den alten classischen Rednern, als nach den (alten) christlichen Homileten zu bilden pflegen. „Mögen sie nun auch ihren Glanz oft von übertriebenen Grundsätzen geborgt haben: so rühren sie doch noch uns kalte Neu-Europäer, und können, mit Vorsichtigkeit studirt, eine vortreffliche Anweisung auch für heutige Volksredner abgeben, um diejenigen Saiten des menschlichen Herzens zu berühren, welche zugleich den tiefsten und den reinsten Ton von sich geben." Die daraus abgeleitete Folgerung ist also diese: jenes, das Studium der alten classischen Redner, muss geschehen; aber dieses, das Studium der christlichen Homileten, darf nicht unterbleiben. — Die 3 folgenden Aufsätze stehen in genauer Beziehung auf einander. Um nämlich die hier übersetzten Auszüge sowohl aus *J. L. Hugs* Abhandlung *über den Ursprung und das gegenseitige Verhältniss der 3 ersten Evangelienbücher* (s. dessen Einleitung in die Schriften des N. T.), als *W. M. L. de Wette's* Abhandlung *über die Glaubwürdigkeit der Bücher der Chronika und das Alter des Pentateuchs* (s. dessen Beyträge zur Einleit. in das A. T.), seinen Lesern desto nützlicher zu machen, und sie in den Stand zu setzen, desto sorgfältiger zu prüfen und sich zu keinem übereilten Urtheile für oder wider die aus den Untersuchungen jener Gelehrten hervorgehenden Resultate verleiten zu lassen: so schickt er diesen Auszügen eine eigene, mit Scharfsinn, Belesenheit und gesundem Urtheile verfasste Abhandlung „*über den Unterschied zwischen der historischen Documentation der mosaischen und der christlichen Religion*" voraus. Es bleibt immer auffallend, dass *Eichhorn*, nachdem er in seiner Einleit. in das A. T. seine ganze Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn aufgeboten hatte, um die mosaische Abkunft des Pentateuchs zu beweisen, bald darauf in seiner Einleit. in das N. T. eine Hypothese über die Entstehung der 3 ersten Evangelien aufstellt, welche die Gültigkeit derselben, als Quellen der Kenntniss des ursprünglichen Christenthums, wenn auch nicht ganz aufhebt, doch sehr schwächen muss. „So sonderbar mussten dieses grossen Gelehrten Untersuchungen ausfallen, dass ein Resultat daraus fliesst, welches gleich beym Eingang in das Labyrinth beider Hypothesen den geübten Forscher anstösst, ehe er noch dem Urheber desselben in die verschiedenen Irrgänge gefolgt ist; dieses nämlich: dass die mosaische Religion und Constitution (ob sie gleich im grauen Alterthume lange vorher, als die Geschichte bey anderen Völkern begonnen hatte, entstand) historisch sicherer begründet seyn sollte, als das Christenthum (welches innerhalb der Grenzen des römischen Reichs in einem rein historischen Zeitalter, also lange nachher, als die mythische Dunkelheit verdrängt war, entsprang)." S. 93. „Dehnen wir die Vergleichung zwischen Moses und Christus auf beider Lebenszeit, Vorschriften, einzelne Handlungen und Reden aus: wie gross, wie wesentlich ist der Unterschied! Jesus Geburts- und Todes-Jahr können wir mit chronologischer Genauigkeit angeben; Mosis Zeitalter können wir nur durch eine Approximation, welche uns der Gefahr aussetzt, vielleicht um ein ganzes Jahrhundert zu irren, bestimmen. Jesu Handlungen und Reden sind von seinen Freunden und Schülern aufgesetzt; Mosis vielleicht mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode. Die Mosi beygelegten Wunder können, als Folge des Vorhergehenden, ohne der subjectiven Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers zu nahe zu treten, als Ausschmückungen der Sage aus natürlichen Begebenheiten erklärt werden; Jesu Wunderthaten können, da sie von Augenzeugen aufgezeichnet wurden, die Prüfung einer jeden Kritik aushalten. Mosis eigene Lehre kennen wir nur mit Gewissheit aus einigen wenigen unbestrittenen Geboten (dem Dekaloge), da das Übrige mit Interpolationen, Erklärungen, ja vielleicht Verdrehungen jüngerer Leviten vermischt ist; die Lehre Jesu finden wir dagegen in ihrem ganzen Umfange bald in ausführlichen Reden, bald in kräftigen Gedankensprüchen und sinnreichen Parabeln, welches Alles das Gepräge der Ächtheit so trägt, dass wir in den meisten Fällen auf *verba ipsissima servatoris* uns berufen können, aufgezeichnet." S. 105 f. Nachdem der Vf. so den Gesichtspunct angegeben hat, aus welchem *Hugs* und *de Wette's* Untersuchungen zu betrachten sind: so lässt er diese selbst, nicht wörtlich übersetzt oder blofs ausgezogen, sondern in einer gemeinfasslichen Einkleidung und auf die Art folgen, dass die Gründe, worauf gebaut worden, den Vff., die Anwendung aber, zuweilen auch die Worte und verbindenden Ideen dem Herausgeber gehören. Es leuchtet ein, wie nützlich sich dadurch Hr. *M.* seinen jüngeren und ungeübteren Lesern macht. Die Originale sind in Deutschland bekannt genug. — *Beytrag zu einer Übersetzungstheorie mit besonderer Rücksicht auf die biblischen Schriften; nebst Übersetzungsproben als Beylage.* S. 219 — 293. Der Vf.

schickt in dem *ersten* Abschnitte die allgemeinen Regeln zu einer guten Übersetzung voraus, und verlangt mit Recht, dass das Original in der Übersetzung in dessen ganzer Eigenthümlichkeit, sowohl was Sprache, als was Sache betrifft, hervortrete; er classificirt and beurtheilt sodann im *zweyten* die Übersetzungen der biblischen Schriften überhaupt, wo er, mit *Griesbach*, zwischen einer Übersetzung zum öffentlichen Gebrauche, einer Übersetzung, die der Sprache nach weder gezwungen, noch allzu frey ist, und einer die schwersten Stellen zugleich erläuternden Übersetzung unterscheidet; er stellt endlich im *dritten* die Regeln zu metrischen Übersetzungen der poetischen Bücher der h. Schrift auf, und theilt, weil er hier mehr, als im Vorhergehenden, seiner eigenen Theorie folgt und an der Seite der allgemein geltenden Regeln der Kunst einige Vorschläge zur Erweiterung und Beförderung derselben thut, einige Proben mit, die seine Theorie desto anschaulicher machen können. *Herders* abwechselnde Metra werden gemissbilligt; die Jamben, weil sie, ohne in Ungebundenheit auszuarten, Abwechselung zulassen, sind dem Hexameter und mehr noch dem Alexandriner vorzuziehen. In lyrischen und elegischen Stücken des A. T. ist auch der Reim zulässig. Beiderley Proben, die gereimten und reimfreyen, documentiren des Vfs. Beruf und Geschicklichkeit als Übersetzer der h. Schriften. — Ein Auszug aus *Aug. H. Niemeyers* Leben, Charakter und Verdienste *Joh. Aug. Nösselts* (Halle und Berlin, 1809.) schliesst diesen Band, und Rec. wünscht, dass Hr. *M.* die Rubrik *Nekrolog, Biographieen und Charakteristiken* zu einer stehenden machen, und den Stoff dazu immer so sorgfältig auswählen möge, als es hier geschehen ist.

Zweyter Band. So schön die Rede in Form und Materie ist, welche diesem Bande an der Spitze steht: so erscheint sie doch, als blosse Gelegenheitsrede, gehalten in dem vormals blühenden Erziehungsinstitute des deutschen Hofpredigers *Christiani* zu Kopenhagen, in dieser theol. Bibliothek nicht ganz an ihrem Platze. Was frühere theologische Zeitschriften in Dänemark so bald ins Stocken brachte: das war, wenn Rec. sich nicht sehr irrt, die Menge von Reden *religiösen* Inhalts, die darin abgehandelt wurden; wie viel weniger mag den meisten Lesern einer *theolog.* Bibliothek mit Reden von *pädagogischem* Inhalte gedient seyn! Zwar gehört die Erziehungskunst, wie der Vf. bemerkt, zu den praktischen Disciplinen des Predigers; und Rec. ermuntert den Vf. um so lieber, auch der Pädagogik einen Platz in seiner Bibliothek einzuräumen, da *Sanders*, *Plums* und *Holms Egeria* leider von allzu kurzer Dauer war: doch sind blosse Reden immer nur ein sehr unbequemes Mittel, Pädagogen zu bilden. Sein Thema: „wie der Erzieher dem verderblichen Geiste des Zeitalters entgegenwirken könne," hat Hr. *M.* übrigens so ausgeführt, wie es dem speciellen Zwecke, vor einem Institute für Zöglinge aus den gebildeten Ständen zu reden, entsprach. — *Wendepunct der praktischen Theologie und Pädagogik in unseren Tagen.* Aus den heidelb. Jahrb. d. Lit. f. Theol. u. Pädag. 1808. Mit *Anmerkungen* vom Übersetzer. Diese Anmerkungen sind etwas polemischer Natur (obgleich Polemik nicht zur Bestimmung der theolog. Bibliothek gehörte), nicht etwa bloss gegen die genannten Jahrbücher, sondern gegen die deutsche Literatur überhaupt. „Die kritischen, d. h. Recensionsanstalten" geben dem Vf. nur selten Gelegenheit, „mit dem in der deutschen Literatur herrschenden Geiste den dänischen Theologen bekannt zu machen." Desto lieber greift Hr. *M.* zu jenen Jahrbüchern (den Repräsentanten der deutschen Literatur?). „*Daubs* Sprache wird vielleicht unter 100 (dänischen?) Lesern nicht von Einem verstanden;" *Schwarz's* Abhandlung verstand Hr. *M.*, und er benutzte ihren Inhalt, ohne jedoch immer ihren „gekünstelten und pretiösen Stil" zu behalten. Seinen *Verstand* hat er zu lieb dazu, als dass er „in den heutigen vornehmen Ton einstimmen und auf den Verstand schimpfen möchte" (S. 25). Auf die Frage von *Schwarz*: „Erkennen nicht überhaupt unsere neuesten Philosophen klar, dass die Religion auch der Grund der Philosophie seyn muss?" antwortet Hr. *M.*: „Ja, die *deutschen* Philosophen; aber, Gott sey Lob, nicht die *dänischen*, die sich nicht vom Winde jeder Mode hin und her treiben lassen. Im Gegentheil lehrt *Treschow*: die Philosophie ist sowohl der Religion, als der Tugend sicherster, ja einziger Grund; selbst die Offenbarung muss nothwendig den Begriff von Gott und Sittlichkeit als bekannt voraussetzen." Hr. *M.* scheint bey dem Worte *Religion* nur an Religions*dogmen*, und bey Offenbarung, mit *Treschow*, nur an eine *äussere* gedacht, und auch das Wort *Philosophie* nicht in *Schwarz's* Sinn genommen zu haben. Das Compliment aber, welches er bey dieser Gelegenheit seinen vaterländischen Philosophen, auf Kosten der Deutschen, macht, werden jene hoffentlich gebührend zu schätzen wissen; so, wie es diese sich *ad notam* nehmen werden, zu welcher Schule sie sich zu bekennen haben, wenn sie in Hn. *M's.* Augen „Philosophen in Deutschland" seyn wollen. — Auch Rec. ist kein *Daubianer*, kein *Schwarzianer*, kein unbedingter Verehrer der genannten *Jahrbücher*; aber er möchte doch solchen Literaturfreunden in Dänemark, die dieses Journal kennen lernen wollen, den Rath geben, dasselbe lieber mit ihren *eigenen* Augen, als mit denen des Hn. *M.* zu lesen. Was in diesen Anmerkungen S. 43 über *Pestalozzi* und S. 46 über die Mädchenbildung in Dänemark steht, das unterschreibt Rec. gern. — Weil *Schwarz* oft auf *Fenelon* sich bezieht: so lässt Hr. *M.* schicklich eine Übersicht des Lebens und Charakters von diesem seltenen Manne folgen, wobey er aus *Boussets Histoire de Fenelon* schöpft, und welcher er eine Einleitung über den Charakter desselben vorausschickt. — *Anweisung zur Wahl einer Handbibliothek für dänische Religionslehrer.* Jungen Theologen, besonders Candidaten, auch Landpredigern will sich der Vf. hiedurch als Rathgeber zur Auswahl der nothwendigsten (älteren) Bücher für ihr Fach nützlich machen; wogegen er solche, die damit umgehen, eine grössere Privat- oder öffentliche Bibliothek anzulegen, auf *Niemeyer*, *Nössel*, *Keil* oder *Thym* verweist. Auf Vollständigkeit macht also diese An-

weifung keinen Anspruch; aber ihrem beschränkten Zwecke findet sie Rec. ganz gemäfs: zumal der Vf., ausser den Originalschriften der Dänen, auch gute Übersetzungen der Deutschen, z. B. *Marezolls* classische Schrift über die Bestimmung des Kanzelredners, empfiehlt. Auf einen wesentlichen Mangel der dän. theol. Literatur macht er S. 105 aufmerksam; man hat nämlich keine Anweisung *zum dänischen Kirchenrechte*, und man muss sich noch immer mit *Schows* Auszügen und *Fogtmanns* Sammlung von die Geistlichkeit betreffenden Verordnungen behelfen; Rec. vereinigt seinen Wunsch mit dem des Vfs., dass der Prof. *Oersted*, der jetzt in dem theol. Seminarium Vorlesungen über das dän. Kirchenrecht hält, den Leitfaden zu diesen Vorlesungen drucken lassen möge. — *Vom seligen Leben*, ein mit Anmerkungen begleiteter Auszug aus dem bekannten Werke des *Lactantius: Institutiones divinae, Lib. 7 de vita beata* Cap. 4 — 12. Um solchen, die diesen Kirchenvater noch nicht kennen, einen Begriff von seiner Eigenthümlichkeit zu geben, dazu kann diese kleine Probe allerdings dienen; so wie denn auch Hr. *M.* durch Mittheilung derselben bewiesen hat, dass er sich eben sowohl darauf versteht, den kräftigen Ausdruck der Lateiner in gutem Dänisch wieder zu geben, als er im Verfolg durch mehrere lateinische Abhandlungen gezeigt hat, dass ein guter lateinischer Stil ihm selbst zu Gebote steht. — *Über den Zweck des Lukas bey Abfassung der Apostelgeschichte.* Der Vf. ist nicht nur mit dem, was *Michaëlis, Paulus, Eichhorn, Heinrichs* zur Aufklärung und genaueren Bestimmung dieses Zweckes vorgetragen haben, genau bekannt: sondern er giebt auch mehrere Beweise davon, dass er die Sache, worauf es hier ankommt, zum Gegenstande seines eigenen Forschens gemacht hat. Mit Hinweisung auf seine Schrift: *Worin besteht der Missbrauch der pragmatischen Geschichte?* (Kopenh. 1808) bestimmt er die Foderungen an die verschiedenen Arten des geschichtlichen Vortrages nicht näher, sondern unterscheidet nur zwischen *reinhistorischer* und *vermischter* Darstellung von Thatsachen. Überschrift und Inhalt der Apostelgesch. zeigt, dass sie nur Materialiensammlung zu einer Geschichte von einigen Aposteln ist, und zu der Classe von historischen Schriften gehört, die man *Denkschriften (Memoires)* zu nennen pflegt. Ein so besonnener Geschichtschreiber, wie Lukas, hat nicht ohne bestimmt gedachten Zweck geschrieben; und wo finden wir diesen? Lukas selbst hat ihn angegeben, wenn auch nicht in der Apostelgeschichte, so doch in dem Eingang zu seinem Evangelium, welches er mit Rücksicht auf jene τὸν πρῶτον λόγον nennt. Was er nämlich von diesem Cap. I, 1 — 4 sagt, das gilt auch von der Fortsetzung desselben, von der Apostelgeschichte. Mit *Ziegler* und *Heinrichs* nimmt also der Vf. an, dass der nächste Zweck des Lukas der war, seine im Evange um angefangene Geschichtserzählung des Christhums mit bestimmter Rücksicht auf den *Theophilus* fortzusetzen. Als Gottes Werk wollte Lukas in dem Evangelium die erste Entstehung, in der Apostelgeschichte aber die weitere Verbreitung des Christenthums darstellen. — D. *Fr. V. Reinhards Geständnisse*, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend. Auch diesen Auszug hat Hr. *M.* hie und da mit Anmerkungen begleitet. R. machte sichs z. B. (und mit Recht) zum Vorwurf, nie ein Collegium über die Moral gehört und also das dem Prediger unentbehrlichste versäumt zu haben; Hr. *M.* bemerkt also: „wie merkwürdig, dass der Vf. des vollkommensten Systems der christlichen Moral nie ein Collegium über die Moral gehört hat! So bestätigt sich es also auch hier, dass ein Autodidaktos am ersten Epoche in der Wissenschaft macht!" (S. 249). Man kann die Richtigkeit dieser Schlussfolge in ihrem Vorder- und Nachsatze (ob sich gleich Manches dagegen erinnern liesse) zugeben, und gleichwohl der Meinung seyn, dass es für das Publicum, für welches die theol. Bibl. hauptsächlich bestimmt ist, passender gewesen wäre, auf die Gefahr, die jenes Versäumniss für den jungen Theologen haben kann (wie R. selbst thut), aufmerksam zu machen, als eine solche immer — gewagte Folgerung aus dem Geständniss abzuleiten. Ohnehin sagt R. im Verfolge selbst: „allmählich ging ich auch zu den *Moralisten* der neueren Zeit über, und — was mir ungemein nützlich war — ich fing die besten *Dichter* und *Geschichtschreiber* von allen Zeiten *mit steter Hinsicht auf die Moral* zu lesen an. Es fällt in die Augen, wie sehr mir die Bearbeitung der christlichen Moral dadurch erleichtert wurde." — Kann man also sagen, dass *R.* als Moralist ein blosser αὐτοδίδακτος gewesen? Angemessener findet Rec. die Anmerkung S. 275 zu dem, was *R.* die Unvereinbarkeit des von ihm so benannten rationalistischen und supernaturalistischen Systems sagt; doch möchte sich hier, wie anderwärts, auf den ganzen Auszug das bekannte: *„dulcius ex ipso fonte bibuntur aquae"* anwenden lassen. Unter der Rubrik: *Vermischte Nachrichten, gehörend zur Religions- und Kirchen-Geschichte*, wird aus den *theologischen Nachrichten* (Marburg, 1810) der bekannte Brief aus *Leiden* vom Mai 1810 mitgetheilt (der *Napoleons* günstige Äusserungen über die Protestanten enthält) und zu den Beweisen gezählt, „dass es der schönste, wenn auch nicht glänzendste Zug in des grossen Kaisers Regierung sey: Gewissensfreyheit und Gleichheit im Genuss der Bürgerrechte, die er allen Confessionen in seinem grossen Reiche einräumt." Es scheint Hn. *M.* unbekannt geblieben zu seyn, dass jener Aufsatz noch während der glänzenden „die Gewissensfreyheit als gesetzliches Recht handhabenden Regierung des grossen Kaisers" dem wackeren Redacteur der theol. Annalen, Hn. C. R. *Wachler*, damals zu Marburg, jetzt zu Breslau, vielen Verdruss und eine sehr ernstlich gemeinte Inquisition von Seiten der geheimen Polizey durch den damaligen General-Polizey-Commissair *v. Wolf* zu Marburg zugezogen hat; indem dieser schlechterdings den Verfasser jenes Aufsatzes genannt wissen wollte, *Wachler* aber mit der grössten Standhaftigkeit, Gewandtheit und Redacteurtreue der Zumuthung, selbst auf Gefahr für seine persönliche Freyheit, auswich, und sie abwies. Vielleicht wäre es nicht uninteressant, wenn Hr. *Wachler* jetzt über jenen, manches Problematische enthaltenden Brief näheren Aufschluss gäbe.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

THEOLOGIE.

Kopenhagen, in Seidelins Verlage: *Theologisk Bibliothek utgivet af* (Theologische Bibliothek, herausgegeben von) *Jens Möller* u. s. w. I — X Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dritter Band. De viis compendiariis, strenuo literarum cultori haud facile commendandis. Eine Einladungsschrift des Vfs. zu Schreib- und Disputir-Übungen der jungen Studirenden, die in einer gefälligen Sprache manche für Anfänger und Geübtere beherzigenswerthe Warnung enthält. — *Das Cölibat der Geistlichen aufs Neue vertheidigt;* aus D. *Fesslers* Ansichten von Religion und Kirchenthum, Th. 2 S. 346 ff, mit einer Widerlegung vom Herausgeber. Die heutige unzeitige Tendenz zum Katholicism und der Gedanke, dass die Scheingründe für das Cölibat der Geistlichen so täuschend und künstlich vorgetragen, wie solches von Hn. *F.* geschieht, leicht in Irrthum führen könnten, bewog Hn. *M.*, jener Apologie einige Bemerkungen entgegenzusetzen, die ihre Wirkung, da wo es ihrer bedarf, nicht verfehlen werden. Die gewöhnlichen Sophismen für das Cölibat widerlegt er nur kurz und ironisch; wenn aber Hr. *F.* aus der Geschichte beweisen will, dass der protestantische Prediger insgemein weniger auf seine Gemeindeglieder wirke, als der katholische, und dieses dem verheiratheten und deswegen oft sorgenvollen Zustande des Ersten zuschreibt: so ist es vorerst die Frage, ob es mit dem Vorgeben eines geringeren Einflusses seine Richtigkeit hat. Wäre dieses aber auch so: so beweist es wenig Kenntniss von dem wahren Verhältniss, worin sich ein in der Ehe lebender Prediger zu seinen Gemeindegliedern, die ihn eben um desswillen eines desto unbeschränkteren Vertrauens zu würdigen pflegen, befindet, wenn man annimmt, als Ehemann würde es ihm schwerer, auf sie zu wirken, als es ihm unverheirathet werden würde. Sollen aber die protestantischen Geistlichen deswegen nicht heirathen, weil ihre Stellen immer weniger einträglich werden: für wie viele Einschränkungen anderer Art liessen sich dann nicht noch Apologieen schreiben! Zuletzt würde es vielleicht heissen: Brod, Bier und Obdach kosten Geld; und also ist es der Bestimmung des protestantischen Geistlichen gemäss, unter freyem Himmel zu schlafen und seinen Hunger und Durst mit Wasser, Sand und Stein zu stillen! Wie hat es doch Hr. *F.*, jetzt selbst ein Protestant, mit seiner Apologie ernstlich meinen können? — *Commentar über das dritte Cap. des Buchs Hiob.* Neue Ansichten oder Erklärungen hat Rec. hierin nicht gefunden, es müsste denn die S. 160 gegebene Auslegung von יוֹם מַר (im 5 V.) seyn, welches der Vf. übersetzt „ein bitterer Tag, statt ein unglücklicher, *ein Tycho-Brahes-Tag*" (warum nicht lieber ein Hiobstag, wie man auch sagt: eine Hiobspost? da Tycho-Brahes-Tag für manche Leser, auch in Dänemark, wieder einer Erläuterung bedürfen möchte?), aber der Commentar beweist hinlänglich, was er beweisen soll, nämlich, dass der Vf., da er früherhin seine metrische Übersetzung von Hiob Cap. 3 niederschrieb, verstand, was er verstehen musste, und dass diese Übersetzung unter anderen auch auf guten grammatischen und exegetischen Gründen beruht: so dass sich der splitterrichterische Beurtheiler dieser Übersetzung in dem Blatte: *nyeste Skilderie af Kiöbenhavn*, 1812. No. 30, dem der Vf. seinen Commentar entgegensetzte, durch Lesung dieser gründlichen Arbeit wahrscheinlich beschämt sehen wird, — da zumal sich Hr. *M.* mit so musterhafter Mässigung über seinen nicht sehr humanen Gegner auszudrücken weiss. — *Ist der Pentateuch ein Epos?* Da *de Wette's* und besonders *Augusti's* aufgestellte Hypothese, als sey der Pentateuch ein historisches Heldengedicht, Eingang zu finden scheint, und schon wirklich in einem akademischen Lehrbuche aufgenommen worden ist: so fand es der Vf. der Untersuchung desto mehr werth, wie haltbar oder wie unhaltbar dieselbe sey. Das Resultat ist ungefähr folgendes: „Wir müssen uns gegen die Benennung: *ein hebräisches Heldengedicht*, erklären, indem die 5 Bücher Mosis, so wie wir sie haben, eben so wenig eine kunstmässige Behandlung, als den höheren Ton, den man mit Recht in einem Heldengedichte erwartet, verrathen. So wenig der Sammler des Pentateuchs eigene Dichtungen geliefert hat, so wenig hat er fremde Dichtungen zu liefern geglaubt; vielmehr hat er ein historisches Werk mittheilen wollen, bestehend aus wahren und glaubwürdigen (wenn auch nach seinem Gefühle wundervollen und übernatürlichen) Begebenheiten." (Aber auch zu einem Heldengedichte braucht ja der benützte Stoff nicht eben ab-

solut unwahr, oder gar von aller Glaubwürdigkeit entblöfst zu feyn?) „Gegründeten Zweifel gegen die fubjective Glaubwürdigkeit des Verfaffers oder Bearbeiters könnte man nur dann haben, wenn man annähme, Mofes felbft fey der Verfaffer des ganzen Pentateuchs.“ (Wer nimmt aber auch diefes noch an?) „Folgt man dagegen der Meinung der Neueren von der fucceffiven Entftehung und fpäteren Bearbeitung des Pentateuchs: fo laffen fich alle mythifchen Erzählungen darin als Ausfchmückungen der Sage erklären, auf welche der Gefchichtfchreiber, weil fie feinem Nationalftolz fchmeichelten, ftolz oder gutmüthig bauete.“ „Von den älteren Theologen war es daher auch ganz confequent, da fie Mofes für den Verfaffer des *ganzen* Pentateuchs hielten, dafs fie zugleich die ihm zugefchriebenen Wunder für *buchftäblich wahr* erklärten; wogegen es inconfequent ift, und felbft Mofis Glaubwürdigkeit zu nahe tritt, wenn neuere Kritiker mit *Eichhorn* das Erfte, und nicht zugleich das Letzte annehmen.“ S. 285 f. Für gefchloffen kann Rec. mit diefer Unterfuchung des Vfs. die Acten über die aufgeworfene Frage nicht anfehen, ob er gleich gern einräumt, dafs fie dem Scharffinn und der Belefenheit deffelben in der älteren und neueren Literatur alle Ehre macht, wie er denn auch mit Überzeugung unterfchreibt, fowohl was Hr. *M.* S. 300 zum Ruhme *des befreyeten Israels* von *Hertz*, „diefer dänifchen Mofaide, die zugleich das erfte Epos der ernfteren Art in unferer Literatur ift,“ anführt, als was er S. 307 gegen *Augufti's* Äufserung: „*der epifche Charakter unferer Evangelienbücher* fcheint eine auffallende und wirklich nicht zufällige Verwandtfchaft mit dem Pentateuch, als Epos betrachtet, zu haben,“ fagt: „Das fehlte uns noch, dafs man, nachdem man eine wenig paffende Benennung für den Pentateuch gefunden hat, diefe auf unfere Evangelien übertragen, oder wenigftens einen folchen Sprachgebrauch *andeuten* follte, weil man im erften Augenblicke Bedenken trägt, das Wort auszufprechen.“ Im *Nekrologe* diefes Bandes hätte Rec. über den Bifchof *Peter Hanfen* (geb. zu Kopenhagen den 8 May 1746, geft. zu Odenfe den 26 Dec. 1810), der zu Halle und Jena ftudirt hatte, und fich grofse Verdienfte um das Schulwefen in dem Stifte *Fyen* erwarb, und über den berühmten Pädagogen *Ch. G. Salzmann*, gern etwas Ausführlicheres gelefen, als S. 310 und 313 enthält. — Gegen eine Bemerkung in den *theologifchen Nachrichten* (Marburg, 1811, S. 105), die mit einer Äufserung des bekannten Paftors *Grundtvig* in *Kiöbenhavnske Nyefte Skilderie* (1812. No. 42) eine unerwartete Ähnlichkeit hat, und, wenn auch nicht aus *derfelben*, doch aus *ähnlicher* Quelle gefloffen zu feyn fcheint, werden S. 335 *einige Nachrichten über das theologifche Studium auf der Univerfität zu Kopenhagen* mitgetheilt, die zum Theil aus *Badens* Univerfitätsjournal oder Examenprotocoll entlehnt find, und fowohl diefe Äufserung, als jene Bemerkung als ungegründet darftellen.

Vierter Band. Nach einer Rede *über die Unverdroffenheit des Erziehers in feinem Berufe*, gehalten von Hn. *M.* in dem *chriftiani*fchen Erziehungsinftitute, und einer epitomirten Überfetzung von *Hugs Beweis der Ächtheit der chriftlichen Alterthumsfchriften aus inneren Kennzeichen* (f. deffen Einleit. in die Schr. des N. T.), läfst der Herausgeber die Überficht eines Werkes folgen, welches der franzöf. reformirte Prediger zu Kopenhagen, Hr. *F. L. Mourier* unter dem Titel: *Das ganze Chriftenthum, zurückgeführt auf drey unzertrennliche Principien*, in franzöfifcher Sprache herauszugeben gedenkt. Von diefem Werke kann fich Rec., nachdem er die Überficht gelefen hat, keinen grofsen Gewinn für die Religionswiffenfchaft verfprechen. Die 3 Principien, auf welche fich ohne Ausnahme Alles zurückführen laffen foll, find „1) die *Dogmen*, d. h. die vorausgefetzten Wahrheiten, die 3 Grundartikel eines jeden Religionsfymbols: Gott, Vorfehung, Ewigkeit; 2) die *Offenbarung*, d. h. die verfchiedenen Arten, wie jene Wahrheiten zu uns kommen, die natürliche oder innere, die prophetifche oder übernatürliche, und die traditionelle; 3) die *Gottesverehrung*, die geiftliche oder innere, die fichtbare oder gefellfchaftliche, und die moralifche.“ „Wenn die Gebote der Moral (heifst es von der letzten Art des Cultus) gewiffenhaft, mit Glauben und Frömmigkeit ausgeübt werden: fo bilden fie nicht nur einen religiöfen Charakter, fondern fie werden ein *wahrer Gottesdienft*, der täglich und ftündlich ausgeübt (verrichtet) werden kann, welchen der Herr billigt und für folchen erkennt, und der, in Vereinigung mit den beiden anderen, *ihm wirklich* (wirklich?) *zur Ehre gereicht*.“ Auch ohne eine, am Schluffe von faft jeder Periode empfohlene Wiederholung (*Gjentagelfe, Repetition*), fieht Jeder auf den erften Blick, dafs es dem Vf. noch an der Gabe, wohl zu unterfcheiden, fehlt, und das läfst, felbft vor der Erfcheinung des verfprochenen Werkes, vermuthen, dafs es ihm mehr noch an der Gabe, wohl zu lehren, fehlen werde. Die theolog. Bibl. hätte nichts verloren, wenn diefe Überficht ungedruckt geblieben wäre. — *Hieronymus Savonarola, betrachtet als Reformator und Schriftfteller*, vom Herausg. Durch ein Exemplar der feltenen Schrift: *Molti devotiffimi Trattati del reverendo Padre Fr.* H i e r o n. S a v o n. *da Ferrara. In Venetia*, 1657. 226 Bl. in kl. 8., welche unter anderen auch *von der Liebe zu Jefu Chr.* handelt, fah fich Hr. *M.* in den Stand gefetzt, über *H. S.* mehr zu fagen, als man in *Schröckh, Bayle* und einigen italiänifchen Schriften von ihm findet. Ihm war es hauptfächlich darum zu thun, die Lefer der theolog. Bibl. mit der erbaulichften Predigtart, welche man kurz vor der Reformation kannte, bekannt zu machen. Um aber den Mann felbft genauer zu bezeichnen, fchickte Hr. *M.* feinem Auszuge aus deffen afcetifchen Schriften eine Charakteriftik, begleitet von den merkwürdigften Lebensumftänden *S's.*, voraus, wobey auch *Städlins* Gefch. d. theol. Wiffenfchaften benutzt wurde. — *De fide Eufebii Caefareenfis in rebus Chriftianorum enarrandis. Differtatio inauguralis. Autore Jano Möller.* Wie viel *Eufebius* in des Vfs.

Augen gilt, erhellt aus der Einleitung, wo er annimmt, dass, wenn die Frage, wer wohl unter den sogenannten classischen Schriftstellern bey einem allgemeinen Untergange sämmtlicher Denkmäler des Alterthums der Erhaltung am würdigsten seyn möchte, auf welche Einer den *Plato*, ein Anderer den *Virgil*, ein Dritter den *Livius*, auch wohl *Plutarch* nennen würde, den Forschern des christlichen Alterthums vorgelegt würde: so würden sie, mit alleiniger Ausnahme der heiligen Schriften, ohne Zweifel des *Eusebii Caesareensis Historia ecclesiastica* den unbedingten Vorzug einräumen. Kein Wunder, dass bey dieser nicht ungerechten Würdigung der Vf. seinen Gegenstand, so zu reden, *con amore*, und mit einer solchen Ausführlichkeit behandelt hat, dass die Abhandlung beynahe diesen ganzen Band (S. 129 — 303) füllt. Doch ist es, ausser der genannten, nur noch die andere Schrift des *Eusebius de vita Constantini Magni*, welche er seiner Untersuchung unterwirft, so dass er in 3 Abschnitten erstlich *de fide ipsius Eusebii*, alsdann *de fontibus ejus et modo, quo eis usus sit*, und zuletzt *de crisi ab Eusebio adhibita vel neglecta* handelt. Einer weiteren Anzeige dieser gelehrten Streitschrift, durch welche sich der Herausg. die höchste Würde in der Theologie auf eine recht ehrenvolle Weise verschaffte, wird es, wenn sie auch hier der Raum verstattete, nicht bedürfen, da sie ausser der theol. Bibl. besonders abgedruckt, in Deutschland ohne Zweifel schon lange bekannt, und auch bereits in einer anderen A. L. Z. (der *wiener* v. J. 1815. No. 53) vollständig und mit verdientem Lobe angezeigt worden ist. Unter den *vermischten Nachrichten*, betreffend die Geschichte des Kirchen- und Schul-Wesens in Dänemark und Norwegen findet sich eine interessante Übersicht der *Sonntagsschulen*, und des vielen Guten, das bisher durch sie geleistet worden ist. Der Vf. nennt diese Art Schulen mit Recht ein *Surrogat* (S. 332), ein Mittel des möglichen Ersatzes für das, was durch Vernachlässigung des regelmässigen Schulganges für Jung und Alt verloren geht. So wenig es aber den Reiz, in Dänemark zu leben, erhöhete, als einst in der Zeit der Kriegesnoth das Pferdefleisch ein Surrogat für den Mangel des Rind- und Kalb-Fleisches abgeben musste: so wenig kann es für den Unbefangenen den Ruhm Dänemarks vermehren, wenn, wie von manchen dänischen Schriftstellern geschieht, die blühenden Sonntagsschulen daselbst als etwas dieses Land vorzüglich Auszeichnendes dargestellt werden. Mögen sie übrigens so lange blühen, als man ihrer, als Surrogat, bedarf, und als Hr. *M.* mit Grund versichern kann, dass sie dem regelmässigen Schulgange keinen Eintrag thun!

Fünfter Band. Des Königs Salomo Reise zu dem bezauberten Schlosse, eine morgenländische Erzählung, übersetzt aus dem Arabischen, von D. J. L. *Rasmussen.* Bey einer gelehrten Reise fand Hr. *R.* in der Universitätsbibliothek zu *Göttingen* das Mspt. zu dieser Erzählung, deren Zweck die Darstellung der Nichtigkeit alles Irdischen im Vergleich mit den einzig wahren Gütern des Ewigen ist, und die durch den Reichthum an Bildern, aber auch an wunderlichen Geschöpfen der erhitzten Phantasie, ihre arabische Herkunft deutlich bezeichnet. Die Übersetzung ist schön, zum Theil dichterisch, und ihre Mittheilung verdient Dank. — *Ein paar Worte über die Wissenschaftlichkeit der Geistlichkeit oder von christlicher und priesterlicher (praestelig) Gelehrsamkeit*, von *N. F. S. Grundtvig*, Caplan zu Udby auf Seeland. Frey bekennt der Vf., es sey sein tägliches Gebet, einst am Ziele mit dem h. Paulus sagen zu können: „das ist mein Ruhm, dass ich in Einfalt (*Enfoldighed*) und göttlicher Rechtschaffenheit, nicht mit weltlicher Weisheit, sondern mit Gottes Gnade die Welt durchwandert habe." Es wäre zu wünschen, die Einfalt des Hn. *Gr.* gliche der mit gesundem Verstande und gründlicher Einsicht verbundenen Einfalt des Apostels! Dann würde er keinen so verächtlichen Blick auf Kenntniss und Wissenschaft werfen, und nicht, wie in diesem Aufsatze geschieht, das ihm keines Weges zur Ehre gereichende Bekenntniss ablegen dürfen: er habe es bey anderen und *bey sich selbst* wahrgenommen, dass die Kenntniss *aufgeblasen (opblaest)* mache (von anderen, wirklich Einsichtsvollen, ist es bekannt, dass sie, je weiter sie in Kenntnissen fortschritten, desto geneigter wurden, zu gestehen: *quantum est, quod nescimus!*); dann würde er nicht so ins Blaue hineinschreiben: „ohne Bild zu reden: alles was in der Bibel nicht mit seiner Vernunft übereinstimmt oder sie übersteigt, muss der ungläubige Gelehrte entweder gänzlich als Unwahrheit verwerfen oder" (Nb. *ohne Bild* zu reden) „dasselbe so hart auf die Folterbank spannen, dass es unter dem Daumenschrauben bekennen muss, was er will" (man schliesse aus dieser *nichtbildlichen* Art des Vfs. sich auszudrücken auf die Feinheit der Darstellung, wenn er nun in Bildern wirklich zu reden zugiebt!); dann würde er S. 56 nicht gesagt haben: „das weiss ich, dass selbst auf unserer hohen Schule die hebräische Sprache mit solcher Laulichkeit (*Lunkenhed*) getrieben wird, dass ich nicht der Einzige bin, der ganz ehrenvoll (?) bis zum Alter kam, ohne davon mehr, ja kaum soviel, zu verstehen, als man sonst in der untersten Schule vom Lateinischen verstand." Wie ungegründet die hierin liegende Beschuldigung gegen die Universität sey, das hat der Herausg. späterhin deutlich gezeigt; er hätte vielleicht besser gethan, der ganzen Abhandlung die Aufnahme zu versagen. Nun sie einmal da steht, kann sie, in Beziehung auf Hn. *M's.* Rede: über den Werth der humanist. Studien u. s. w. im ersten B. der theolog. Bibl., zur Bestätigung des bekannten: „*opposita juxta se posita magis elucescunt,*" dienen. — *Nachrichten über die jetzige Verfassung des Christenthums in verschiedenen asiatischen Ländern*, gesammelt vom D. *A. Buchanan* und im Auszuge übersetzt vom Herausg. Aus der merkwürdigen Schrift: *Christian Researches in Asia, with Notices of the translation of the Scriptures into the oriental languages. By Clau-*

dius Buchanan u. f. w. Edit. Edinburgh 1812. 280 S. gr. 8., die ihrem Vf., Viceprofst des Collegiums *Fort-William* in Bengalen, um der Freymüthigkeit, des lebendigen Sinnes für die Verbreitung des Chriftenthums und der genauen Kenntnifs der Religionsverfaffung im Orient willen, womit fie verfafst ift, fo viele Ehre macht, theilt Hr. *M.* das Wichtigfte ihres Inhalts mit, wodurch er fich feinen Lefern defto verbindlicher machte, je feltener man damals noch (im J. 1813) aus den fremden Welttheilen etwas Zuverläffiges erfuhr. Das Original ift feitdem bekannter geworden, und verdient in mehrere Sprachen überfetzt zu werden. Die Engländer überhaupt und die englifch-oftindifche Compagnie in Bengalen infonderheit, der es nur darum zu thun zu feyn fcheint, die Schätze des Orients an fich zu bringen, nicht aber die religiöfe Aufklärung feiner Bewohner zu befördern, erfcheinen in der Schrift diefes Engländers in einem fehr nachtheiligen Lichte im Vergleich mit den Holländern, die zu ihrer Zeit mit ihren mercantilifchen Speculationen wahre Humanität gegen ihre heidnifchen Mitmenfchen zu verbinden wufsten. — *Des Bifchof Herslebs Bericht über das* (damalige) *Kircheninfpectionscollegium* (1747). Erbauliche Befchreibung eines Collegiums, das, was zu feiner Zeit deffen Perfonale, Einrichtung und Wirkfamkeit betraf, Rec. mit nichts vergleichen kann, als mit einer gewiffen geiftlichen Examinations-Commiffion, die vor einigen Jahrzehenden in Deutfchland Platz hatte. Jenes Collegium beftand 9 Jahr unter *Chriftian VI*, erhielt hauptfächlich durch den offenherzigen Bericht des muthvollen Bifchofs *Hersleb* unter *Friedrich V* eine etwas liberalere Verfaffung und Verfahrungsart, wurde aber erft unter dem letztverftorbenen Könige *Chriftian VII* gänzlich aufgehoben. Was ein folches *Collegium* (Confiftorium würde man es vielleicht anderswo nennen), beftehend aus wenigen, verfchieden denkenden Theologen und einer überwiegenden Anzahl gegen Kirche, Religion und Chriftenthum höchftgleichgültiger Juriften und anderer weltlicher Beamten, unter einem fchwachen, Ohrenbläfern Gehör gebenden Regenten, Gutes verhindern und Böfes befördern kann: davon ftellt der ausführliche Bericht des Bifchofs ein grelles Gemälde auf. Er erfcheint hier zum erften Male im Drucke, und verdient diefes um fo mehr, da es heutiges Tages gewiffermafsen noch nöthiger feyn möchte, als im J. 1747, dafs „geiftliche Sachen geiftlich," und nicht von ¼ Geiftlichen gegen ¾ Weltliche, wo dann der weltliche Confiftorialfyndicus insgemein das *Fac totum* ift, gerichtet werden. — *De commodis nonnullis, quae ex Islamismo ad rem publicam Chriftianorum redundarunt, Autore Jano Möller.* S. 242—324. Eine Einladungsfchrift zur Feyer des Reformationsfeftes 1813 in dem akademifchen Hörfaale. In einem fchönen Latein zeigt der Herausg., wie irrig es fey, den Kampf, welchen das Chriftenthum mit dem Muhamedanism zu beftehen gehabt habe, blofs als ein fogenanntes Strafgericht Gottes zu betrachten, da die Chriften den Arabern in Hinficht auf den verbefferten Ackerbau, auf die Befreyung von der Leibeigenfchaft, auf die Liebe zu den Wiffenfchaften, die Tugend der Enthaltfamkeit u. f. w. fo vieles zu verdanken hatten, und da die Medicin, Philofophie und Aftronomie erft vom 10ten Jahrhunderte an und feit dem Einfalle der Araber in Spanien dafelbft zu blühen anfingen. Selbft auf die chriftlichen Dogmen, d. h. auf die Wiederherftellung derfelben, z. B. des Monotheismus, in ihre urfprüngliche Reinheit und Einfalt, auf die Entkräftung oder Verminderung des Anfehens, worin der Bilderdienft ftand, hatte der Islamismus einen unwiderfprechlich vortheilhaften Einflufs. Die mittelbaren Folgen, welche, befonders durch den berühmten Bifchof *Claudius*, deffen erfte Bildung in die Zeit der Saracenen in Spanien fällt, und der *Luthern* gleichfam vorarbeitete oder den Weg bahnete, der Islamismus zuletzt noch felbft für die Reformation gehabt hat, berührt der Vf. am Schluffe, und führt feinen Gegenftand mit der Gründlichkeit aus, die man an ihm gewohnt ift. — *Briefe des Herausgebers an einen Landprediger über verfchiedene die Geiftlichkeit betreffende Angelegenheiten.* *Goethe* fagt in feinem Buche: *aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit*, Th. 2: „Ein proteftantifcher Landprediger ift vielleicht der fchönfte Gegenftand zu einer modernen Idylle. Er tritt auf, gleich Melchifedek, als Priefter und König in Einer Perfon — er ift Vater, Hausherr, Landmann, und fo ein vollkommenes Glied der Gemeinde — ihm ift es anvertraut, die Menfchen in das Leben einzuführen, für ihre geiftige Erziehung zu forgen, bey allen Hauptepochen ihres Lebens fie zu fegnen, fie zu unterrichten, zu ftärken, zu tröften" u. f. w. Das ift nun zwar recht fchön und gut und zum Theil auch wahr; zum Theil aber auch, wie Hr. *M.* bemerkt, übertrieben. Befonders möchte es den Stoff zur Idylle fehr verunreinigen, auch der vorgeblichen königlichen Würde ftarken Abbruch thun, wenn fich die böfe Handels- und Gewinn-Sucht manches Predigerherzens dermafsen bemächtigt hätte, dafs, wovon dem Vf. Beyfpiele aus *Jüttland* bekannt find, aufser dem faft allgemeinen Pferdehandel, auch ein verderblicher Detailhandel im Pfarrhofe getrieben wird (S. 349). Die Briefe, welche fortgefetzt werden, find in einem fo guten Geifte verfafst, enthalten fo lehrreiche Winke, Rathfchläge, Warnungen und Ermunterungen, dafs fie befonders unter *jüngeren* Landpredigern die tieffte Beherzigung verdienen.

(Der Befchlufs diefer Recenfion folgt im nächften Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

THEOLOGIE.

Kopenhagen, in Seidelins Verlage: *Theologisk Bibliothek udgivet af* (Theologische Bibliothek, herausgegeben von) *Jens Möller* u. s. w. I — X Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Sechster Band. Je länger Rec. bey den 5 ersten Bänden verweilt hat: desto kürzer darf und wird er sich bey der Anzeige der noch zurückstehenden aufhalten, da diese jenen an Werth gleich kommen, und es also, um sich von der ganzen theologischen Bibl. einen richtigen Begriff zu machen, keiner Ausführlichkeit mehr bedarf. — *De Valeriano seculi quinti Homileta Christiano, autore N. Schack,* d. Philos. D. und Prediger zu Sengelos in Seeland. Über diesen Homileten, der weniger bekannt ist, als er zu seyn verdient, und dessen ascetische Schriften von *Sirmond* im Kloster zu *Corfey* gefunden wurden, urtheilt der Vf., was seine Gaben als christlicher Religionslehrer betrifft: seine Exegese sey populär, seine Themata wisse er mit Gewandtheit und Umsicht zu entwickeln, sein Stil sey körnig, seine Sprache oft dichterisch, seine Schilderung aber nicht immer der Würde des Religionslehrers angemessen. Es folgt eine kurze, aber schöne Rede des D. und Prof. der Theol. M. *Pet. Er. Müller* bey Gelegenheit der Doctorpromotion des Pastors *M. Sommer,* über das Thema: „*quantum praesidii litterarum studium, vel inter ipsa bella, civitatibus imprimis minoribus afferat,*" in welcher es unter anderen heisst: „*per quatuor et quod excurrit lustra nullus sacrorum inter nos antistes hanc cathedram disputaturus adscenderat;* — *nunc* (in unseren Tagen) *non gradus academicos, sed alios potius in civitate honores* (z. B. den Danebrogsorden? Er erfodert wenigstens keine gelehrte *Disputatio!*) *sacrorum oraculorum interpretes sibi captandos esse ducunt. Doctissimus autem Doctorandus, priscae disciplinae severitate ipse formatus priscum morem revocavit, et illustri documento caeteros v. d. min. edocuit, providam gregis sibi commissi curam cum severiore litt. studio posse conjungi*" (S. 57). — Der Prof. D. *J. L. Rasmussen* theilt in diesem und dem 9 Bande einige Übersetzungen aus dem Arabischen und Persischen, mit Anmerkungen, mit, die desto willkommener sind, je seltener die dazu erfoderliche Sprachkenntniss ist, und je mehr Schwierigkeit es hat, die Manuscripte einzusehen, welche der Vf. aus den Bibliotheken zu Kopenhagen, Wien, und, durch des Baron *de Sacy's* Gefälligkeit, zu Paris benutzte. Hier erhält man 2 Bekehrungsbriefe von *Moktane Bohaeddin,* einem der Apostel der Drusen, aus dem Arabischen; und im 9 Bande einige von *Hafiz's* Oden, oder erotischlyrischen Gedichten, aus der von *Seid Cassem Anvar* veranstalteten Sammlung derselben, wovon die königl. Bibliothek zu Kopenhagen in ihrer persischen Manuscriptsammlung 2 Exemplare besitzt. Die Einleitung und Anmerkungen des Vfs. dienen den Übersetzungen sehr zur Erläuterung. — *Sendschreiben eines geistlichen Mannes an den Herausgeber.* Betrifft hauptsächlich die Beschneidung (*Beklippelse*) der Predigereinkünfte, die zwar fast in keines protestantischen Herrn Lande mehr fremd, aber doch in Dänemark vorzüglich an der Tagesordnung ist. Diese und andere, von Hn. *M.* selbst, in seinen fortgesetzten Briefen an einen Landgeistlichen, geführten so gerechten Klagen sollten doch endlich von den Behörden beherzigt und dabey wohl erwogen werden, dass, wenn es löblich und gut ist, für zufriedene *Kinderlehrer* in den *Schulen* zu sorgen, es nicht weniger löblich und gut, auch heilsam ist, für zufriedene *Christenlehrer* in den *Kirchen* zu sorgen. „Die Kirchen heutiges Tages niederzureissen, um auf ihren leeren Plätzen Schulen zu erbauen" — das heisst: in einer holzbedürftigen Zeit den Wald abbrennen, um in seiner Asche eine Pflanzung anzulegen! Möge ein gewisser „aufgeklärter" dänischer Edelmann, jenes noch zu erleben, in seiner Kraftsprache die kindische Hoffnung geäussert haben: es giebt Gottlob in Dänemark noch *Männer,* die zur rechten Zeit daran erinnern, dass ein Wald schneller verbrannt, als wieder hergestellt wird. Einen solchen Mann erkennt Rec. in dem ihm übrigens unbekannten Vf. des Sendschreibens. — Der Nekrolog enthält interessante Nachrichten von dem berühmten *Joh. Jac. Griesbach* und von dem Engländer *Joh. Priestley.*

Siebenter Band. Argumentorum de moralitate mortis voluntariae agentium disquisitio. Autore *T. C. Müller,* Prediger zu Kong in Seeland. In einen neuen Gesichtspunct findet Rec. den hier abgehandelten Gegenstand nicht gestellt; aber die bekannten Scheingründe für die Befugniss zu einer absichtlichen, durch keine höhere Pflicht gebotenen, mittel- oder unmittelbaren Selbstentleibung sind gut, nur etwas weitschweifig, aus einander gesetzt, und gründlich widerlegt. Von einer *Moralität* des feineren oder gröbe-

ren Selbstmordes sollte eigentlich gar nicht die Rede seyn: denn wer überall an die Pflicht glaubt, der kann auch nicht, ohne inconsequent zu seyn, daran zweifeln, ob es erlaubt sey, sich das Leben, und hiemit das einzige Mittel, pflichtmäsig zu handeln, zu nehmen; nur der moralische Indifferentist, der moralisch Unglaubige, der den Zweck seines Daseyns allein in das Wohlseyn, nicht in das Wohlthun, setzt, kann die Erhaltung oder Wegwerfung des Lebens als etwas seiner blossen Willkühr Überlassenes betrachten. Selbst die von der Religion entlehnten Gründe gegen den Selbstmord, die der Vf. zuletzt berührt, erhalten ihr vornehmstes Gewicht erst durch den Glauben an die moralische Bestimmung des Menschen. Rec. hat über diesen Gegenstand nichts Gründlicheres gelesen, als *Gamborgs* kleine Abhandlung *om Selvmord*, die auch dem Vf. nicht unbekannt ist, die ihm aber, da er für Studirte schrieb, zum Muster eines concentrirten Vortrags hätte dienen können, wenn ihm auch (wie Rec.) das, was *G.* aus der Analogie der Thiere herleitet, nicht ganz einleuchtend gewesen wäre. Des Vfs. Sprache ist fliessend und angenehm; aber es finden sich hier, wie fast in allen lateinischen Abhandlungen, welche die Bibl. enthält, viele Druckfehler. — (S. 1—116) *Übersicht von Luthers Leben*, von *Andreas Krag Holm*, Prediger an der Holmskirche zu Kopenhagen. Wird im 8 Bande fortgesetzt und beschlossen. Der Vf. hat aus den besten Quellen geschöpft, und seinen Gegenstand so behandelt, dass man wohl sieht, er hatte seine Lust und Freude an dem Manne, dessen Leben er beschrieb; seine Übersicht ist desto schätzbarer, da ausser *Fischer* (übersetzt von *Meden*) in neueren Zeiten nichts über Luthers Leben in dänischer Sprache herausgekommen ist. Auch in den Anmerkungen ist mancher treffende Wink für heutige Religionslehrer enthalten; so z. B. S. 126, wo der Vf. bey dem Gebete, welches Luther schon als Jüngling um die Wohlthat, einst einmal in den Besitz einer vollständigen Bibel zu kommen, verrichtete, an die auffallende Gleichgültigkeit erinnert, welche mancher Geistliche, besonders in Dänemark, gegen diese unerschöpfliche Weisheitsquelle zu erkennen giebt; und S. 295, wo er von Luthers Erklärung in Betreff des Unvernünftigen in den Klostergelübden Gelegenheit nimmt, zu zeigen, in welchem hohen Ansehen die Vernunft, die doch selbst von so manchen Protestanten geringgeschätzt wird, bey Luthern stand. Wenn aber Hr. *H.* (Band 8 S. 176) bemerkt, „wie *Planck* (in Beziehung auf den Ausgang des Colloquiums zwischen Luther und Zwingli zu Marburg 1529) so bestimmt sagen kann: Luther schlug die ihm dargebotene Hand aus — das begreife ich nicht," und sich, zu *Plancks* Widerlegung, auf Luthers Worte an *J. Agricola* beruft: „Doch gaben wir ihnen (den Reformirten zu Marburg) die *Hand* des Friedens und der Liebe": so übersieht er den wesentlichen Unterschied zwischen Annahme der dargebotenen Hand, als Unterpfand der allgemeinen Menschenliebe betrachtet, und als das Symbol der Übereinkunft, der völligen Vereinigung, betrachtet. Im letzten Sinne nimmt *Planck*, im ersten aber Luther den Ausdruck, wie selbst aus dem Briefe an *Agricola*, den Hr. *H.* anführt, deutlich erhellt. „Endlich, sagt Luther, baten sie (Zwingli und sein Anhang zu Marburg), wir sollten sie für *Brüder* halten; der Fürst wünsche dieses, *aber man konnte ihnen dieses nicht bewilligen.*" Auch zeigte der Erfolg des ganzen Gesprächs, dass es nicht bloss die zu Marburg inzwischen ausgebrochene ansteckende Krankheit, sondern zugleich die Unmöglichkeit, sich über den Hauptpunct, die Lehre vom h. Abendmahl, zu verständigen, war, woran hier, wie früher in der Schweiz, der Vereinigungsversuch scheiterte. Gut übrigens, dass heutiges Tages ein besserer Geist das Verketzern um blosser Dogmen willen nicht mehr zulässt! — *Etwas über die religiöse Bildung der Jugend*, von *C. Brorson*, Garnisonsprediger. Unbedeutend und in specieller Beziehung auf den Unterricht in der Religion und Moral für die Land- und Artillerie-Kadetten zu Kopenhagen. Desto gehaltvoller sind die fortgesetzten *Briefe des Herausgebers an den Landprediger* über dessen Pflichten als Seelsorger, als Vorsteher des öffentlichen Gottesdienstes, Verwalter der Sacramente; über die Mittel zur Wiederbelebung der Achtung für Gottesdienst und Sittlichkeit; über die Nothwendigkeit der Wiedereinführung der Kirchenzucht u. s. w. Das Beyspiel der Stadt Mariboe, wo *Sonntage* hingehen, an denen, wegen Mangel an Kirchengängern, gar kein öffentlicher Gottesdienst gehalten werden kann, ist und bleibt doch ein Zeichen der Zeit, einzig in seiner Art! Mögen Hn. *M's.* Briefe das Ihrige dazu beytragen, dass es solcher Beyspiele in Dänemark nicht mehrere giebt; und möge darin nicht länger, wie bisher geschah, die Kunst und das Bestreben, *gut zu predigen*, welches, wenn auch nicht das einzige, doch ein Hauptmittel bleibt, die Menschen zur Kirche zu führen, mit Stillschweigen übergangen werden!

Achter Band. De eo, quod in Reformatoribus quotannis laudandis justum est, nostrisque temporibus salutare, Autore *Jano Möller*, Theol. D. et Prof. Schon Christian IV ordnete, wie man aus dieser bey Gelegenheit des akademischen Reformationsfestes den 3 Nov. 1813 gehaltenen Rede S. 8 sieht, bey der ersten hundertjährigen Feyer der lutherischen Kirchenverbesserung im Jahr 1617 an: *fore ut quotannis die ante festum omnium Sanctorum in Auditorio superiori Hafniensi publicus in memoriam rei publicae sacrae et literariae cum universae tum Daniae nostrae instauratae Panegyricus a juniore aliquo hujus Universitatis Professore haberetur.*" Der Vf. führt sein Thema der Sache und Zeit gemäss aus, redet von den mit dem Reformationswerke verbundenen Schwierigkeiten, dem dazu erfoderlichen Aufwande von Kräften, der Reinheit und Güte der Quelle, woraus dasselbe entsprang, und verweist, der Kürze wegen, bey der Entwickelung der grossen aus ihm hervorgegangenen Wirkungen auf das bekannte Werk des den Wissenschaften zu früh entrissenen *C. de Villers*. — Unter den in diesem Bande mitgetheilten *Anekdoten und Zügen aus der Geschichte der Literatur und der Kirche* S. 303 ff. ist die mit der Aufschrift: Merkmale des ächten Lutheraners, S. 312 erzählte Anekdote komisch genug. Als nämlich die Versammlungen der Pietisten zu Stockholm einst die Aufmerksamkeit der Regierung

erregten, und diese nöthig fand, durch Polizeybediente ihr Vornehmen und Thun in den Versammlungen belauschen zu lassen: so wussten diese bey Annäherung ihrer Belauscher die Bibeln und Gesangbücher schnell aus dem Wege zu schaffen, und statt dessen einen Tisch voller Krüge, Bier, Pfeifen und Spielkarten in ihre Mitte zu setzen. „Mein Gott! sprach einer der Polizeydiener, da er den Kopf zur Versammlungsthür hineinsteckte, hier sind ja keine Pietisten, sondern lauter ächte Lutheraner." — Der *Nekrolog* enthält: *Anders Svanborg*, Prof. der orientalischen Sprachen zu Upsala, der, 42 Jahr alt, den 26 Dec. 1811 starb; *Benj. Carl Henr. Höijer*, der als Prof. der Philosophie zu Upsala, 45 J. alt, den 14 Jun. 1812 daselbst starb; *Gottfr. Bened. Funk* zu Magdeburg; *Heinr. Müller* zu Kiel; *P. Jac. Bruns* zu Halle und *Joh. G. Rosenmüller* zu Leipzig. Von *Reinhard*, *Schröckh*, *Henke* und *Münscher* werden die Lebensbeschreibungen folgen.

Neunter Band. Von dem berühmten *Silvestre de Sacy* findet man hier einen französischen Brief an den Bischof *Andr. Birch*, zu *Aarhuus*, worin er ihm aus einigen in der Nationalbibliothek zu *Paris* unter No. 133 und 160 aufbewahrten und von ihm benutzten Manuscripten in lat. Übersetzung Auszüge mittheilt, und die dieser als *Appendices ad Codicem Apocryphum N. T.* hier hat abdrucken lassen. Die Mspte. sind beide in arabischer Sprache verfasst, das eine aber in syrischen Charakteren geschrieben, stimmen dem wesentlichen Inhalte nach mit einander überein, weichen aber in Nebensachen von einander ab, und scheinen beide ursprünglich syrisch geschrieben und von verschiedenen Vff. ins Arabische übersetzt zu seyn. Sie enthalten unter anderen: Pilatus habe den Barnabas 4 Tage nach der Kreuzigung J. Chr. gleichfalls kreuzigen und tödten lassen; auch sey er selbst sowohl, als seine Gattin, als Anhänger Jesu von den Juden nach den schmählichsten Misshandlungen getödtet worden u. s. w. Die Legende selbst wird dem heil. *Cyriacus*, Bischof von *Bahnésa*, zugeschrieben, und *Gamaliel* soll sie zuerst aufgesetzt haben. Die *birch*'sche Sammlung erhält hiedurch einen Beytrag, der den Besitzern derselben nicht anders, als sehr schätzbar seyn kann. — *Über Wissenschaftlichkeit und Moralität, beide betrachtet im Verhältnisse zur Universität*, eine Einladungsschrift zu Vorlesungen über die allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften von *Jens Möller*. Nachdem der Vf. das böse Vorurtheil, als ob Künste und Wissenschaften gewisse Laster erzeugten oder nährten, gründlich widerlegt hat, zeigt er eben so deutlich, dass im Gegentheil der Sinn für die Wissenschaften und die ernstliche Beschäftigung mit ihnen als eine der festesten Stützen der Sittlichkeit betrachtet werden könne. *Artes fideliter didicisse*, sprachen ja schon die Alten, *emollit mores, nec finit esse feroces.* Sollte also auch die Vergleichung einer Universität mit dem Baume der Erkenntniss des Guten und des Bösen — in sofern selbst das Heilsamste von der Welt dem Missbrauche ausgesetzt ist — etwas Wahres enthalten: so würde sie wenigstens stark hinken, wenn man die Wissenschaften als die an dem Erkenntnissbaume hängende Frucht betrachten wollte. Niemandes Verbot reizt zu ihrem Genusse, und der Genuss, wenn er mit Mässigkeit geschieht, schadet in keinem Betrachte. — *Betrachtung über die Begebenheiten des Menschengeschlechtes, in so weit sie aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur erklärt werden können*, von *H. Bastholm*, Hauptprediger zu Slagelse in Seeland. Nur Fragment eines Werkes von bedeutendem Umfange über die Philosophie der Geschichte, bey dessen Ausarbeitung der Vf. „auf der mühsamen Bahn der Abstraction nur langsam fortrückt." Rec. ist der Meinung, dass der Weg leichter sey und sicherer zum Ziele führe, die Beschaffenheit der menschlichen Natur aus der Geschichte der Menschheit zu erkennen und zu erklären, als wenn man den entgegengesetzten Weg einschlägt. Aber wahr ist des denkenden Vfs. Bemerkung (S. 135): „man macht sich nur das Studium der Geschichte unangenehm, wenn man dasselbe mit der in des Menschen Natur und Bestimmung ungegründeten Erwartung anfängt, die Menschen immer tugendhaft und immer glücklich zu finden — eine Foderung, wozu man keinesweges berechtiget ist. Tugend kann nur nach vorhergegangenem Bestreben, sie zu erlangen, Glückseligkeit nur nach erlangter Tugend, Statt finden." Der Vf., der nicht mit dem bekannten Schriftsteller, dem Confessionarius D. *Christian Bastholm* zu Slagelse, zu verwechseln ist, scheint, aus diesem Fragmente zu urtheilen, zu dieser Art Arbeiten aufgelegt zu seyn und Ermunterung zu verdienen. — *Über das geschriebene Evangelium in seiner ersten Gestalt*, von *H. Seerup*, Cand. d. Theologie. Auch dieser Versuch, wenn er gleich kein helles oder neues Licht auf den behandelten Gegenstand wirft, zeugt von einem selbstdenkenden und dabey belesenen Vf., von dem man sich etwas Gründlicheres mit Recht versprechen darf. — *Über das Armenwesen*, ein Brief von *B. Falch Rönne*, Hauptprediger zu Lyngby in Seeland. Gerechte Klagen über ungerechte Zumuthungen von weltlichen Behörden und den in Dänemark so beliebten *Commissionen* an die Prediger, um der täglich überhand nehmenden Armuth zu steuern, ohne dass man ihnen doch die hiezu erfoderlichen Mittel einräumt. Die Armenversorgungsanstalten sind, wie man aus diesem Briefe und aus anderen im 10 Bande enthaltenen Aufsätzen des Herausgebers sieht, in Dänemark in schlechter Verfassung: trotz des in öffentlichen Blättern davon gemachten Rühmens. Aber auf dem Papiere nimmt sich Manches gar lieblich aus, was in der wirklichen Welt ein ganz anderes Ansehen hat. Durch Anordnung eines sogenannten *Armenschatzes*, oder der (*sit venia verbo*) „*erzwungenen Almosen*" ist zwar für manchen *Erheber* recht gut gesorgt: aber die Lage der Armen scheint dadurch um nichts gebessert. Es fehlt an einem *Fellenberg*, und an Autoritäten, die, wie in der Schweiz, die Armen zu beschäftigen und ihre Kräfte zu ihrem Besten zu benutzen wissen. — *Bedenken über die Eigenschaften, die zu einem guten christologischen Lehrbuch für den gemeinen Mann für wesentlich gehalten werden*, von *N. Blicher*, Hauptprediger in Randlev. Gegen die Voraussetzung, dass dem Volke eine öffentlich autorisirte

Christenthumslehre unentbehrlich sey, die der Vf. für eine „unbezweifelte Wahrheit" hält, läſst ſich manches Erhebliche ſagen. Gerade in Dänemark hat man die Erfahrung zum öftern gemacht, daſs eine ſolche öffentliche Autoriſation nichts weniger, als ein untrügliches Mittel zum Zwecke ſey. Wie bald verlor, in Ermangelung der *inneren* Autorität, der *pontoppidan*'ſche Katechismus die erhaltene *äuſsere!* Welchem Zwange unterwarf die denkenden Religionslehrer der bald folgende autoriſirte *balle*'ſche! Welchen Widerſpruch fand ſelbſt die *holm*'ſche Anweiſung, ſobald ſolche in den däniſchen Schulen eingeführt werden *muſste!* Auch ein nach den hier aufgeſtellten, übrigens befolgungswerthen Grundregeln verfaſstes Lehrbuch würde ſchwerlich Allen Alles leiſten; und die am Ende mitgetheilten Proben würde der Eine zu abſtract, der Andere zu gedehnt, dieſer unfruchtbar, jener unvollſtändig finden, — ſobald ein höherer Befehl ſämmtlichen Predigern Ein und eben daſſelbe Buch in dem verſchiedenſten Schülerkreiſe zu gebrauchen zur Pflicht machte.

Zehnter Band. De acumine ingenii Jeſu Chriſti. Oratio habita a *V. C. Hjort*, episcop. Ripenſi. Der Vf., der unter den däniſchen Volkslieder-Dichtern einen ehrenvollen Platz einnimmt, erſcheint hier als ein nicht weniger gewandter lateiniſcher Redner. Wann oder wo die Rede gehalten wurde, iſt unbemerkt geblieben; aus dem Eingange zu ſchlieſsen, geſchah ſolches bey der Einführung neuer Lehrer und der Einrichtung der gelehrten Schulen zu Kopenhagen nach einem verbeſſerten Plane. Die Rede iſt dieſem Zwecke gemäſs, und das Thema ſo gut ausgeführt, als es in einer kurzen Rede geſchehen konnte (S. 107 — 122). — *Hauptinhalt und Grund der myſtiſchen Theologie*, aus den Schriften der Myſtiker ausgezogen und mit Anmerkungen begleitet von *M. G. P. Repholz*, Cand. der Theol. Das Fragment einer ausführlichen Abhandlung, für welche dem Vf. im Jahr 1813 von der theologiſchen Facultät zu Kopenhagen der ausgeſetzte Preis zuerkannt wurde. Rec. iſt mit dem Herausg. der Meinung, daſs den Vf. fortgeſetztes Studium dahin bringen werde, über ſeinen Gegenſtand künftig etwas Gründlicheres zu liefern. Dem Vortrage fehlt es an Ordnung; es wird manches Heterogene eingemiſcht; übrigens iſt der Vf. ein junger Mann, dem es nicht an Einſicht und Beleſenheit gebricht. (S. 123 — 172.) — *Grundlinien eines teleologiſchen Syſtemes, oder metaphyſiſche Verſuche zu einer Theorie der Welt*, von *H. Baſtholm.* Metaphyſiſche Speculationen, die, nach der Abſicht des Vfs., *anonym* gedruckt werden ſollten, aber dadurch, daſs der Herausgeber die Worte: *uden Navn* (ohne Namen), in dem unleſerlichen Manuſcripte mit *eder Fetan* verwechſelte, den Namen des Vfs., der ſich ihrer nicht zu ſchämen hat, an der Spitze tragen. Er giebt ſie ſelbſt für „ein Product aus der Werkſtätte des Selbſtdenkens" aus, deſſen Reſultat für ihn beruhigend ſey, ſein Herz erhebe, und ſeine Hoffnung entflamme. Rec. gönnt ihm das, hat aber doch für ſein Theil in dem gleich folgenden, dieſem entgegengeſetzten Aufſatze: *über die Schöpfung aus Nichts und Gottes Vorherwiſſen*, von dem Herausgeber, mehr mit der geſunden Vernunft Übereinſtimmendes und zur Beruhigung Gereichendes gefunden, als in Hn. *B's.* Unterſuchungen. Der Vf. verräth aber auch in dieſem Aufſatze die Anlage zum eigenen Forſchen. — Der *Nekrolog* liefert biographiſche Notizen von *Chriſtian Gottfried Hensler* in Kiel und von *Joh. Heinr. Tauber*, einem gründlichen Gelehrten, der ſeit 1781 Profeſſor der Beredſamkeit bey dem Gymnaſium zu Odenſe und ſeit 1787 Rector der gelehrten Schule zu Roeskilde war, wo er am 26 Jan. 1816 in einem Alter von 73 Jahren ſtarb. Selbſt *Roſenmüller* benutzte in den neueren Ausgaben ſeiner Scholien mehrere von *Taubers* gelehrten Anmerkungen zum N. T. — *Die Kirchen- und Schul-Nachrichten* machen S. 326 f. auf einen bisher unbekannt gebliebenen Verſuch Chriſtians III, die Buchdruckerkunſt und das Bibelleſen in Ruſsland einzuführen, aufmerkſam. Dieſer König ſtand mit Iwan Waſiljewitſch II in dem freundſchaftlichſten Verhältniſſe, ſchickte ihm unter anderen Handwerkern Hans Bogbinder, der dem Czaar Geſchmack an der Buchdruckerkunſt beybrachte, und ſchrieb ihm unterm 3 May 1552 einen hier zum erſten Male abgedruckten lateiniſchen Brief, worin es heiſst: *„mittimus ad F. V. D. ſincere nobis dilectum famulum ac ſubditum noſtrum cum* B i b l i i s a c d u o b u s a l i i s l i b r i s, i n q u i b u s e ſ t ſ u m m a n o ſ t r a e C h r i ſ t i a n a e f i d e i" *etc.* Wenn dieſe Bücher, heiſst es im Verfolge, dem Kaiſer und der dortigen Geiſtlichkeit gefielen: ſo würde Hans Bogbinder dafür Sorge tragen, daſs ſie in die ruſſiſche Sprache überſetzt, zu vielen tauſend Exemplarien abgedruckt, und ſo in dem groſsen ruſſiſchen Reiche verbreitet würden u. ſ. w. Es gingen doch noch 10 Jahre hin, ehe in Moskwa das erſte Buch gedruckt wurde (1562); auch ſchienen die *„ſummam noſtrae Chriſtianae fidei"* enthaltenden Bücher, von denen der Herausgeber wahrſcheinlich macht, daſs es die *augsburgiſche Confeſſion* und *Luthers kleiner Katechismus*, beide vermuthlich in lateiniſcher Sprache, waren, den gehofften Beyfall der Behörden nicht gefunden zu haben; wenigſtens iſt von einem Erfolge dieſes, von einem däniſchen Könige gemachten, *erſten* Reformationsverſuches in Ruſsland nichts bekannt geworden. *Melanchthon* ſchickte bekanntlich erſt 7 Jahre ſpäter die augsburg. Confeſſion in griechiſcher Sprache an den Patriarchen *Joſaphat* nach Conſtantinopel (1559). — Noch enthält dieſer Band eine ausführliche Geſchichte der in Dänemark durch den Engländer P. *Henderſon* veranlaſsten und durch Friedrich VI unter dem 16 Jul. 1814 confirmirten *däniſchen Bibelgeſellſchaft*, deren Zweck §. 1 in den abgedruckten Geſetzen ſo angegeben wird: „das Leſen der Schriften dadurch zu verbreiten, *daſs Exemplare derſelben in die Hände der wenig Vermögenden gebracht werden.*" Mögen es nicht bloſs *ihre Hände* ſeyn, in welche die Bibel, möge es auch *ihr Kopf und Herz* ſeyn, in welche der Bibelinhalt gebracht wird! Bibeln in die Hände ſolcher bringen, die nicht leſen können oder mögen, das hieſse: den Weizen auf ungepflügtes Feld ſäen. Schade um das gute Saatkorn, wenn es den Vögeln zur Nahrung dient!

Φ. δ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

JURISPRUDENZ.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter*, von *Friedrich Karl von Savigny*. Erster Band. 1815. XXX u. 415 S. Zweyter Band. 1816. XXXII u. 443 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1816. No. 219. u. 220, und Intelligenzbl. 1817. No. 24.]

Was von dem ersten Plane dieses Werkes, von dessen Abänderung und Beschränkung auf die Länder des westlichen Europa gesagt werden konnte, dürfen wir, nach der schon erschienenen Recension desselben, als bekannt voraussetzen. — Der *erste* Band begreift die 6 Jahrhunderte vor Irnerius in 6 Capiteln, besonders dazu bestimmt, für die neu entstandenen Staaten den allgemeinen Zustand der Rechtsquellen, der Gerichtsverfassung und des Rechtsunterrichts anzugeben, und damit den Grund für die Rechtsgeschichte einzelner Völker zu legen. Daher die Rubriken der 6 Capitel: *von den Rechtsquellen im V Jahrhundert — von der römischen Gerichtsverfassung in diesem Jahrhundert sowohl in Italien als in den Provinzen — von den Rechtsquellen in den neugermanischen Staaten — von der germanischen Gerichtsverfassung*, wohin die *Freyen*, die *Schöffen*, der *Graf* und dessen *Stellvertreter* gehören — *von der Gerichtsverfassung der Römer seit der germanischen Herrschaft in den burgundischen, westgothischen und fränkischen Reichen, in Italien unter Odovacar, im ostgothischen Reiche, in der griechischen Herrschaft in Italien, Ravenna und Rom unter dem Papst und Kaiser*, und endlich *im lombardischen Reiche*, wobey noch zuletzt der Rechtsunterricht im früheren Mittelalter in Erwägung gezogen wird. Es sey Rec. gestattet, gegen diesen ersten Band einige Erinnerungen zu machen.

Wenn der Vf. 1) im 1 Cap. eine kurze Geschichte des römischen Rechts *bis zum V Jahrhundert* vorausschickt: so liegt doch diese, mit Angabe der Rechtsquellen in demselben, nicht innerhalb der Grenze dieser Geschichte, obgleich die Geschichte selbst trefflich gearbeitet, und die justinianeische Compilation einsichtsvoll gewürdigt worden ist. Fast dieselbe Bewandtniss hat es 2) mit dem 2 Cap., der römischen Gerichtsverfassung im V Jahrhundert, oder vielmehr von den späteren Zeiten der Republik an bis zu jenem Zeitraum. Auch diese Darstellung ist meisterhaft, aber sie gehört eigentlich nicht zur Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. 3) S. 79 wird bemerkt, dass die Einrichtung mit dem Auditorium vom Hofe des Kaisers auf die Statthalter übergegangen sey, die daher gleichfalls ein Collegium von Assessoren um sich bildeten. Allein nach Rec. Meinung verhielt sich die Sache gerade umgekehrt, indem die Statthalter früher einen solchen Staatsrath bestellten, dessen Mitglieder Assessoren waren, *Tit. D. de officio assessorum*. Diese Einrichtung wurde, wie manche andere, von den Kaisern angenommen. 4) In dem 3 Cap., von den Rechtsquellen in den neugermanischen Staaten, wird bemerkt, dass die Germanen, die Gothen, Burgunder, Franken und Lombarden, welche die Römer überwanden, und dadurch neue Staaten gründeten, den Überwundenen Gesetze hätten vorschreiben und allenfalls ihre eigenen aufdringen können. Sie thaten es aber nicht, sondern überliessen den Besiegten die Wahl, nach welchen Gesetzen, ihren vorigen römischen, oder jetzt germanischen, sie leben und gerichtet seyn wollten. Bekanntlich war diess der Gegenstand einer von dem damaligen kaiserl. Institut in Paris 1808 aufgeworfenen Preisfrage, von welcher man den Preis im J. 1810 dem Hn. Prof. *Sartorius* zu Göttingen zuerkannte, obgleich die ganze Benehmungsweise Theodorichs nicht nach dem Fortgang der Zeitfolge in die ununterbrochene Erzählung verwebt worden, der Leser also sich in die unangenehme Nothwendigkeit gesetzt findet, bey jeder Abtheilung die ganze Periode der gothischen Herrschaft durchzuwandern, und den Faden des Zusammenhanges zu verlieren. Die Preisschrift ist in deutscher und französischer Sprache erschienen (vgl. Jen. A. L. Z. Erg. Bl. 1816. No. 40. 41), und hätte hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. 5) S. 97 wird behauptet, dass, so lange lombardische Könige herrschten, den Notarien befohlen gewesen sey, alle Urkunden entweder nach lombardischem oder nach römischem Rechte zu schreiben, dass alle Fremdlinge aber nach lombardischem Rechte leben sollten; es findet sich aber nicht erwähnt, was in den *LL. Longobard. l. 57* ausdrücklich versehen ist: *volumus ut omnis populus Romanus interrogetur: quali lege vult vivere, ut tali lege, quali vivere professi sunt, vivant* (*Muratori hist. Ital.* T. III p. 419 f.). 6) Nach S. 100 soll in den burgundischen

Gesetzen die Gültigkeit des römischen Rechts neben dem burgundischen *deutlich* ausgesprochen seyn. Aus den angeführten *proleg. L. Burgund.* und dem bemerkten Tit. 55 §. 2 möchte dieses nicht erwiesen werden, da hierin nur vom römischen Rechte die Rede ist. 7) soll S. 131 der wichtigste unter allen Gründen für die freye Wahl des Rechts in der berühmten Constitution Lothars I von 824 liegen. Viele haben bekanntlich behaupten wollen, dass durch die genannte Verordnung den justinianeischen Gesetzbüchern ein allgemein gesetzliches Ansehen ertheilt worden sey. Hat aber gleich Lothar den römischen Rechtslehrern zu Bologna besondere Freyheiten zugestanden: so lässt sich doch jenes Postulat nicht behaupten. Vielmehr hat Lothar die bereits eingeführten Gewohnheitsrechte, bey ihrem Werth gelassen, und nur in deren Ermangelung das römische Recht zu gebrauchen gestattet. 8) Zum 4 Cap. wollen wir nur erinnern, dass die germanische Gerichtsverfassung eigentlich nicht zur Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter gehöre, und solche hier um so weniger einer so weitläuftigen Abhandlung bedurft hätte, als in dem folgenden Cap. die Gerichtsverfassung der Römer nach den verschiedenen Reichen umständlich genug vorgetragen worden ist. 9) Unter den 6 Capp. des ersten Bandes ist dieses das kürzeste, aber auch wohl das magerste. Es ist zwar überschrieben von dem Rechtsunterricht im früheren Mittelalter. Allein nach dem Nigrum ging die Absicht des Vfs. dahin, den Zustand des Rechtsunterrichts in einem allgemeinen Zusammenhange zu betrachten, und dabey auf die Zeiten kurz vor und nach dem Untergang des westlichen Reichs zurückzugehen. Eine weit umfassendere Darstellung hievon liefert, nach Rec. Meinung, Zachariä (*Versuch einer Geschichte des römischen Rechts*, vgl. Jen. A. L. Z. 1816. No. 141 ff.), welcher die Geschichte des Rechtsstudiums nach den verschiedenen Perioden ordnet: *von den ältesten Zeiten bis zu den Gesetzen der 12 Tafeln — unter diesem Zeitraum — von August bis auf Hadrian — von diesem bis zu Constantin dem Grossen — von diesem bis zu Justinian und unter dessen Regierung — bis zu Justin dem jüngeren — von diesem bis auf Basilius Macedo*, und *von diesem letzteren bis zum Untergang des griechischen Reichs*, welches Hr. *v. S.* wenigstens im Vorbeygehen hätte bemerken sollen.

Der *zweyte Band* enthält die übrigen *neun Capitel* vom *römischen Recht im burgundischen-, westgothischen-, fränkischen-, und ostgothischen Reiche in England, unter griechischer Herrschaft, unter Papst und Kaiser* und endlich *im Clerus*. Er begreift also die Geschichte des römischen Rechts, wie es in den einzelnen neuen Staaten fortgedauert hat, und giebt zugleich eine Art von Literargeschichte. Die Absicht des Vfs. ging hier offenbar dahin, die Rechtsquellen des Mittelalters zusammenzutragen, und gleichsam auf einer Landcharte darzustellen. Zu solchen Rechtsquellen gehören die neuen Rechtsbücher, welche theils für die römischen Unterthanen der neuen Staaten abgefasst wurden, theils die eigenen Rechtsbücher der germanischen Völkerstämme, wenn römisches Recht darin enthalten ist. Eben so Urkunden und Nachrichten von gerichtlichen Handlungen, als Contracten, Testamenten, Erkenntnissen und die in diesem Zeitraum über das römische Recht erschienenen Schriften. Rec. erlaubt sich auch über diesen Band einige, historisch literarische Anmerkungen. 1) Zum 7 Cap. *vom römischen Recht im burgundischen Reiche*. Hier ist Rec. zwar mit dem Vf. darin einverstanden, dass man von der Kenntniss und Anwendung des römischen Rechts im gedachten Reich zweyerley Quellen, eine Sammlung der burgundischen Gesetze und ein eigenes Rechtsbuch der römischen Unterthanen des burgundischen Reichs unter dem Namen *Papian*, besitze. Rec. pflichtet Hn. *v. S.* auch darin bey, dass einige Stellen dieses Gesetzbuchs nicht älter als vom J. 506 seyn können, die Sammlung selbst aber im zweyten Regierungsjahre Königs Sigismund 517 erschienen sey, und bey ihrer literarisch kläglichen Beschaffenheit gleichwohl unleugbare Spuren von Befolgung des römischen Rechts enthalte. Was aber das burgundische Rechtsbuch *Papian* oder *Papiani responsa* betrifft: so ist es streitig, ob es auf Befehl des burgundischen Königs Gundobald am Ende des V, oder zu Anfang des VI Jahrhunderts von einem unbekannten Verfasser, oder von einem burgundischen Privatmann, oder unter den Franken auf Befehl Königs Theodorich I veranstaltet worden ist. In Ansehung der *ersten* Meinung wird wahrscheinlich das Gesetzbuch mit dem Rechtsbuch verwechselt; die *zweyte* Meinung ist zwar die gemeine, die *dritte* Meinung aber von *Biener* in *Commentar. de origine et progressu legum juriumque Germanicorum, Lips.* 1787 — 95, *Vol. III*, und endlich die *vierte* von *Amaduzzi* in *LL. novellae anecdotae*, Rom 1767, angenommen worden. Hr. *v. S.* hat sich nicht bestimmt erklärt, welcher Meinung er beypflichte. In Hinsicht auf den Verfasser und Titel des Buchs aber äussert er, dass jener so, wie ihn die Ausgaben nennen, Papian geheissen haben könne, ob er gleich gestehen muss, dass dieser, der Titel, zu einem Buch dieser Art nicht passe, und das Werk nach der Chronologie von dem berühmten Papinian nicht herrühren könne. Dagegen wird S. 24 f. die Kenntniss des Verfassers und des Titels mit vieler Wahrscheinlichkeit angegeben. Den Anfang dieser Sammlung mögen aber gleichwohl Excerpte aus Papinians *responsis* mit dem beygefügten Citat ihrer Quellen gegeben haben. — 2) Zum 8 Cap. *vom römischen Recht im westgothischen Reich* ist das Rechtsbuch der Römer und das westgothische Gesetzbuch zu unterscheiden. Jenes, *Breviarium*, auch *Breviarium Alaricianum*, erst im XVI Jahrhundert so genannt, ist auf Befehl des westgothischen Königs, Alarich II, der damals ausser Spanien auch noch einen Theil des südlichen Frankreichs beherrschte, durch seinen *Comes palatii*, *Gojarich*, unter dessen Leitung das Ganze geschah, aus dem *Codex Gregorianus*, *Hermogenianus* und *Theodosianus*, so wie aus den Schriften des Caius, Paulus und Papinianus, zusammengetragen, unter die aus den angeführten Schriften gezogenen Fragmente Umschreibungen im verdorbenen,

aber damals verständlichen Latein gesetzt, und das ganze Werk durch ein von dem damaligen Staatssecretär des westgothischen Reichs Annian gegebenes, hier von dem Vf. inserirtes Bülletin von 506 öffentlich bekannt gemacht worden. Man verdankt diesem Rechtsbuch mehrere Bruchstücke der früheren römischen Gesetze, die, wenn auch interpolirt und durch die Abschreiber verdorben, ganz verloren gegangen seyn würden. Dahin gehört das alaricianische Breviar, welches nachher unter dem Namen *L. Romana*, auch *L. Theodosiana*, angeführt wird, dann die *Fragmente des gregorianischen* und *hermogenianischen Codex*, die *Fragmente der ersten 5 Bücher* und *der Anfang des 6ten Buches vom theodosianischen Codex* — die von *Cajus Institutionen*, von *Paulus recept. sentent.* und einige Bruchstücke von *Papinian*. Nach der Äusserung des Vfs. ist die Ausgabe dieses Rechtsbuches für sich allein nur ein einziges Mal von *Sichard* unternommen worden, die Interpretation aber findet sich in *Canciani leges barbaror.* Venet. 1781 — 92. Vol. IV. 3) Das 9 Cap. *vom römischen Recht im fränkischen Reiche*, welches die germanischen Gesetze und Urkunden, und zwar in Ansehung jener das *bairische*, *alemannische* und *ripuarische Rechtsbuch*, dann *die Capitularien*, in Ansehung dieser aber die westgothischen Länder der ersten und zweyten Eroberung, dann die burgundischen und ursprünglich fränkischen Länder betreffenden Urkunden, und ausserdem das Studium und Schriftsteller, wohin auch die Formelsammlungen und *Petri exceptiones legum roman.* gehören, in Betrachtung zieht, ist nächst dem 5 Cap. das weitläuftigste. Indess sind doch einige dieser Rubriken etwas zu kurz abgefertigt. Gleich das zuerst unter den germanischen Gesetzen genannte bairische Gesetzbuch mag solches bestätigen. Der Vf. behauptet zwar, und Rec. stimmt ihm vollkommen bey, dass die Abfassung desselben in das VII Jahrhundert, und zwar in die Regierung Dagoberts I falle, der 638 gestorben ist, dass aber dabey frühere schriftliche Abfassungen benutzt und nachher manche einzelne Stellen eingeschaltet worden seyn mögen. Sind aber gleich nur wenige Stellen dieses Rechtsbuches wörtlich aus dem römischen Recht entlehnt: so sind doch viele andere Stellen dem Inhalt nach römisch, und das baierische Recht ist eines derjenigen germanischen Rechte, in welchen viele Spuren des römischen zu finden sind. Allein hier werden nicht nur die Verfasser und Gehülfen dieses Rechtsbuches, sondern auch dessen zum Theil sonderbarer Inhalt vermisst. Jenes waren *Chadoindus*, königlicher Referendar, *Aigiloff* von Valence, *Claudius*, königl. Kanzler, *Magno* oder Macco, ein rechtserfahrener Graf. Der Inhalt aber besteht in 21 Titeln, welche wieder in mehrere Capitel abgetheilt sind. Unter den Titeln ist der 17te *von Vergütung der Kämpfer* (*de campionibus, et causis, quae ad eos pertinent*), der 19te *von Hunden und ihrer Vergütung* (*de canibus*), der 20te *von Habichten und ihrer Vergütung* (*de accipitribus et avibus*), und der 21ste *von Obstgärten und ihrer Vergütung* (*de pomariis et nemoribus atque apibus*) überschrieben: — Gegenstände, die man freylich in einem Rechtsbuch nicht suchen sollte. Es hätten auch die *Quellen* dieses in lateinischer Sprache abgefassten Rechtsbuches und dessen Handschriften angeführt werden sollen. Die Quellen sind Gewohnheitsrechte und Gesetze. Dass Vieles aus dem römischen Recht aufgenommen worden, ist bemerkt. Allein viele Stellen kommen mit dem westgothischen Rechtsbuch überein, oder haben auffallende Ähnlichkeit mit demselben; mithin ist wenigstens eines von beiden bey der Abfassung des anderen benutzt. Auch stimmt das baierische Rechtsbuch mit dem allemannischen fast ganz überein, vorzüglich in den Stellen, welche aus dem Breviar genommen, das als eine gemeinschaftliche Quelle anzusehen seyn möchte. Von dem baierischen Rechtsbuche giebt es, was doch hätte bemerkt werden sollen, mehrere Handschriften, als zu Ingolstadt, wohl jetzt zu Landshut, eine aus dem X und eine andere aus dem XI Jahrhundert, zu Benedict-Baiern, Tegernsee und zu München. Auch zu Helmstädt fand sich ein Codex vom Jahr 820, wovon das Latein noch barbarischer ist, als das des gedruckten Textes. *Bruns* in den *Beytr. zum deutschen Recht des Mittelalters* hat das Manuscript mit dem gedruckten Text verglichen und die Abweichungen angegeben: *Mederer* aber hat nach dem ingolstädter Codex von den *Legibus Bajuvariorum* nicht nur eine Ausgabe besorgt, jenen mit mehreren Codd. verglichen, die Varianten gesammelt und Noten beygefügt, sondern auch eine deutsche Übersetzung dazu geliefert, Ingolst. 1793, s. dessen *Beyträge zur Geschichte von Baiern* St. V. Eben so liessen sich zu den übrigen Rechtsbüchern eine Menge ähnlicher Erinnerungen machen, wenn nicht Rec. besorgen müsste, die Grenzen einer Recension zu überschreiten. 4) Im 10 Cap.: *römisches Recht in England*, hat zwar Hr. *v. S.* mit *Selden* behauptet, dass das römische Recht in England ganz verschwunden, und erst im XII Jahrhundert durch den Einfluss der Schule von Bologna dahin gebracht worden sey. Wie es aber eigentlich wieder nach England gekommen sey, wird nicht gesagt. Diess geschah durch *Theobald*, der *Antistes Cantuariensis* war, und als erster *legatus natus* 1139 von Innocenz II consecrirt wurde. Derselbe brachte mit seinen Gesellschaftern auf der Rückreise von Rom das römische Recht nach Britannien. Auf dessen Rath widmete sich *Thomas Becket* zu Bononien dem Studium dieses Rechts, und zwar mit so gutem Erfolg, dass er Doctor der Rechte, einer der grössten römischen Rechtsgelehrten zu Oxford und Kanzler in England wurde. *Becket* war ganz Enthusiast für das römische Recht und dessen Verbreitung. S. *Petri Blesensis epist. in opusc.* p. 497 der londoner Ausgabe. Um dieselbe Zeit lehrte ein Schüler des *Irnerius*, *Rogerius* oder *Frogerius*, ein Longobarde, der nach dem Genius der damaligen Zeit insgemein *Magister Vacarius* genannt wurde, und wahrscheinlich geschah dieses schon vor 1149. Er schrieb auch das erste Compendium des bürgerlichen Rechts unter dem Titel: *Summa Rogerii.* Placentin beneidete ihn wegen des dadurch erworbenen Ruhms, und führte 1149 das römische Recht in Frankreich ein. Unerachtet aber dieses

Recht geraume Zeit sein Glück in England machte: so wurde es doch unter der Regierung Eduards III im Jahr 1327 aufgehoben. *Selden ad Flet.* c. 8 p. 532. *Gatzert commentatio de jure communi Angliae (of the common Law of England)*, Gott. 1765, und *History of the common law of England divided into twelve chapters written by a Learned Hand (Matth. Hale) in the Savoy.* 1813. c. IV. Mr.

SCHÖNE KÜNSTE.

Londra (eigentlich: Pisa, b. Nistri): *Misogallo, prose e rime* di *Vittorio Alfieri da Asti.* 1799. (eigentlich 1815.) 184 S. gr. 8.

Man wusste aus *Alfieri's* Leben (auch im Intell. Bl. zu unserer A. L. Z. 1804. No. 1 erzählt), wie er in den letzten Jahren, um seinem nagenden Unmuthe immer neue Nahrung zu geben, viele Sonette, Epigramme, Declamationen gegen die Franzosen geschrieben, und veranstaltete, dass sie einst unter dem obigen Titel gesammelt würden. Nach dem Sturze der französischen Herrschaft stellte sich der Herausgabe kein Hinderniss mehr entgegen: in kurzer Zeit erschienen sechs Ausgaben, unter denen die angeführte eine der zierlichsten seyn soll. Befriedigt das Werkchen in ästhetischer Hinsicht, als ein Erzeugniss des Hasses, vielleicht nicht ganz: so bleibt es doch als Herzensergiessung des grossen Tragikers, und gesteigerter Ausdruck der Gesinnungen einer Nation, wie die italiänische, gegen die einen ihrer Unterdrücker höchst merkwürdig. In der ersten Prose, einer Zueignung an Italien, ermahnt er sein Vaterland, so getheilt es sonst auch sey, Eins zu seyn „*nell' odiare, con implacabile abborrimento mortale quei Barbari d'oltramonti.*" In der zweyten setzt er die Gründe seines Hasses aus einander, und charakterisirt die Franzosen so: *A tutti gli altri Europei sempre i Francesi sono sembrati, (ed il sono) soverchiatori, millantatori, dispregiatori, ed eccessivamente pregiudicati sul proprio merito; il che manifestamente lo esclude. Ma le altre nazioni (siccome anche fu il tempo) giudicandoli dai fatti, e non dai detti loro, li hanno tenuti uguali in alcune arti ad alcune di esse, inferiori in molte altre, e superiori in nessuna, fuorchè nell' arte della pettinatura, ballo, cucina, ed effeminatezza;* er führt an, worin sie anderen Völkern nachstehen: *nè sono inventori veramente, se non se di un sol genere, ma in questo poi, da niun' altra nazione nè imitati mai, nè imitabili; cioè della difficile arte di operare con ampissimi mezzi piccolissime cose.* Wegen ihrer Erbärmlichkeit verdienten sie nur Spott, wegen des unseligen Einflusses, den sie auf andere Nationen ausüben, Abscheu. Hierauf schildert er die ersten Ereignisse der französischen Staatsumwälzung, von welchen er Augenzeuge war, und betheuert, nicht aus Groll, dass er dabey einen Theil seines Eigenthums verloren, sondern als Freund ächter Freyheit habe er die Feder gegen die Verruchten ergriffen. III Prose. Rede Ludwigs XVI vor dem Nationalconvent; im grossen Stil, freylich am Ende eine rhetorische Übung. IV. Gespräch zwischen einem Freyen und einem Freygelassenen. V. Gespräch zwischen dem Schatten Ludwigs XVI und Robespierre. In gemischter Reihe wechseln mit diesen Prosen 46 Sonette und 61 Epigramme ab. Von diesen scheinen zwey der gelungensten folgende:

1.

Maschie a vicenda e femmine lor rime
Usano i Galli, e ognuna ha il suo marito.
Ritrovato sublime,
Per cui sempre han lor carme ermafrodito.

2.

Farsi liberi i Galli, ell' è un impresa
Cui sole un nostro antico Gallicismo
(Matricolato già per Toscanismo)
Può scolpir, battezzandola, Mispresa.

Eben so theilen wir zwey der ausgezeichnetsten Sonette mit:

1. 1792.

Di Libertà maestri i Galli? Insegni
Pria servaggio il Britanno, insegni pria
Umiltade l' Ispano, o codardia
L'Elvezio, o il Trace a porre in fiore i regni.
Sian dell' irto Lappon gli accenti pregni
Di Apollinea soave melodia:
Taide anzi norma alle donzelle dia
Di verginali atti pudichi, e degni.
Di Libertà maestri i Galli? E a cui?
A noi fervide ardite Itale menti,
D'ogn' alta cosa insegnatori altrui?
Schiavi or siam, sì; ma schiavi almen frementi;
Non quali, o Galli, e il foste, e il siete vui:
Schiavi, al poter qual ch'ei pur sia, plaudenti.

2. 1796.

Giunte sporge le mani, e genuflesso
La pace implora il gran Monarca Ibero
Dagli assassini, che morte empia diero
Al loro Re, della cui Stirpe è anch' esso.
Pace ottien ecco, e vituperio espresso,
Che il suo nome incastona in turpe Zero.
Già per l' altrui viltade il Gallo altero
Sforzato è or quasi ad apprezzar se stesso.
Ben tutta è lezzo nostra Europa infame,
Poichè il fetore nè alla Gallia cede,
E a se di sua putredine fa strame.
Ardiam, su dunque, ampie funeree tede
Di Nazioni estinte al vil carcame,
Se ai Galli ognuna esser minor si crede.

Wir sind überzeugt, jedes ächte deutsche Gemüth finde von dem grossen Italiäner seinen eigenen Abscheu vor den Franzosen so kräftig ausgedrückt, dass der *Misogallo* (was wir ja alle seyn sollen!) sein Nationalgefühl in lebhaften Anspruch nehmen muss.

Jüngsthin erschien noch aus *Alfieri's* Nachlass:

Mailand, b. Silvestri: *Antonio e Cleopatra*, Tragedia di *Vittorio Alfieri*, rappresentata in Torino il 16 Giugno 1775 e publicata in Firenze nel 1814. 1814. 62 S. 12.

Mit folgender Selbstkritik: *Ridata una scorsa a tutte queste cose ott' anni dopo le trovai come sono cattive, male scritte, e poco meglio pensate; non però tali da vergognarmene davanti a chi sapesse le mie circostanze d'allora. Roma 30 luglio 1782. — E in Firenze nel 1798. Avendone riletti qua e là degli squarcietti, ho riso veramente di cuore e mi sono rallegrato con me stesso.* Wirklich darf diese an sich misslungene Arbeit nur als historische Urkunde zu der allmählichen Entwickelung von *Alfieri's* tragischem Genie betrachtet werden. F. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

MEDICIN.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Chirurgische Beobachtungen über das Auge, nebst Anhang über die Einbringung des Mannskatheters und die Behandlung der Hämorrhoiden* von *James Ware*. Aus dem Engl. übers. von D. *J. G. Runde*; und mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen versehen vom D. *Carl Himly* u. s. w. 1809. 1 Band. 364 S. mit 2 Kupf. 2 Band. 174 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Es war schon an sich ein verdienstliches Unternehmen, zu welchem Hr. Hofrath *Himly* den Hn. D. *Runde* veranlasste, eine Übersetzung der von *James Ware* im J. 1805 zu London in zwey Bänden erschienenen *Chirurgical Observations relative to the eye* etc. zu besorgen. Noch schätzbarer aber ist diese Verdeutschung dadurch geworden, dass Hr. *Himly* davon Gelegenheit nahm, über die von *Ware* behandelten Gegenstände mehrere treffliche und höchst wichtige Bemerkungen in zahlreichen Noten mitzutheilen. Von zwey Abhandlungen ist zwar schon eine deutsche Übersetzung vorhanden, nämlich von *enquiry into the causes, which have most commonly prevented success in the operation the cataract*, und von den *remarks on ophthalmy*. Allein auch diese sind hier nach den etwas *veränderten* und *vermehrten* Originalen aufs neue übersetzt. Von den übrigen Aufsätzen aber war noch keine deutsche Übersetzung erschienen.

Es kam ohne Zweifel dem Übersetzer nicht zu, mit dem Originale bedeutende Veränderungen vorzunehmen; sonst hätte wohl das Bedürfniss des deutschen Lesers manche Abänderung, ja mehrmals Auslassungen erfodert. Z. B. gleich im Anfange ist die anatomische Beschreibung des Auges ganz überflüssig, und sehr mangelhaft. Eben so ist in den Abhandlungen über Augenentzündung, Thränenfistel, Kataract und Amaurose Vieles enthalten, was weit hinter den besseren Einsichten deutscher Augenärzte über diese Gegenstände liegt. Unterdessen hat Hr. *Himly* durch seine besonders in diesen Abhandlungen häufigen Anmerkungen und Zusätze beide einander näher gebracht, und gezeigt, wie weit Erfahrung und theoretische Bestrebung in den Schulen deutscher Augenärzte die Einsicht in diese Gegenstände gefördert habe. Wer das Verdienst deutscher Medicin gegen jenes des Auslandes abwägen will, darf nicht vergessen, die Augenheilkunde, wie sie in Deutschland gelehrt, geübt, und in Schriften bearbeitet wird, gegen das zu halten, was unter diesem Namen bey Franzosen und Engländern vorkömmt. Der von Hn. *Himly* bearbeitete *Ware* und *Wenzel* (in der Abhandlung über den Staar) mag ihnen hiebey zum Massstabe der Vergleichung dienen. Die Schulen für Augenheilkunde, welche *Barth* in Wien, und *Richter* in Göttingen anlegten, haben binnen einem halben Menschenleben für Wissenschaft, Kunst und Ausübung unübersehbar viel Gutes, dem Vaterlande Erspriessliches und Rühmliches hervorgebracht. Woher kömmt es denn nun, dass, indess selbst die besseren französischen Augenärzte von den Fortschritten der Deutschen in der Augenheilkunde in diagnostischer und operativer Hinsicht auch nicht die leiseste Ahnung haben, — noch immer französische Circulatoren als die *Le Febure's*, *Dächelard's* und Consorten, in den ersten deutschen Städten und selbst an Königshöfen Aufnahme, Ermunterung und Belohnung finden? — Doch wir betrachten das Werk etwas genauer.

Alle Aufmerksamkeit verdient, was *Ware* von der Behandlung des Eiterauges S. 63 sagt: *Hat sich in der vorderen Kammer Eiter angesammelt: so werden, wenn die Menge desselben geringe ist, die gegen die Entzündung empfohlenen Mittel, mit Nachdruck angewandt, meistens zugleich hinreichen, die Einsaugung desselben zu bewirken.* Gewiss ist die richtige Behandlung des Eiterauges keine andere als die gegen die Entzündung gerichtete, von welcher das Hypopion die Folge ist. Die wahrhaft indicirten Mittel zur Bewirkung der Einsaugung sind die entzündungswidrigen: in der gewöhnlichen Praxis aber wird bey dem Eiterauge, sowie bey der Augenentzündung selbst, nicht hinreichend zur Ader gelassen, Blutigel gesetzt, u. s. f. Rec. sah öfters nach 1—2 Aderlässen, zuweilen nach der Anlegung von 6—10 Blutigeln an die Schläfe, an den Hals, das Eiter aus der vorderen Augenkammer verschwinden. Ebenso wichtig ist Hn. *Himly's* Warnung vor der Verwechselung des Eiterauges mit speckigen Auflockerungen der Hornhaut. Er versichert, dass ihm wenige zur Paracenthese der Hornhaut geeignete Fälle des Hypopion vorgekommen sind. Rec. hätte gewünscht, dass er bey dieser Gelegenheit die Bedin-

Bewegungen des thierischen Organismus (!!)." — Zuletzt wird hier sogar die Möglichkeit, wie die Seele mit dem Körper in ein Verhältniss der Action und Reaction gesetzt werden könne, erklärt. (— Rec. hat bereits schon mehr bewiesen, als er oben aussagte, und eilt daher, so schnell als möglich, zum Ziele.) In dem zweyten Entwurfe von *Vorlesungen über gerichtliche Arzneykunde* werden die Untersuchungen nach ihrer Beziehung auf die drey Gerichtshöfe, den peinlichen, bürgerlichen und geistlichen, abgehandelt, und ein *übervollständiges* Inhaltsverzeichniss einer alten *Medicina forensis* mitgetheilt. — Unter dem Artikel *Fruchtabtreibung* wird auch die *Abtreibung*, durch *natürliche Körperanlagen (!!)* aufgeführt. — Ein Kind, welches gerechte Ansprüche auf Erbschaft seiner Ältern machen kann, muss unter anderen auch bey einer Zwillingsgeburt zuerst geboren seyn. (Wo besteht dieses Gesetz in solchem Umfange, wenn wir nicht bloss auf die Rechte der *Erstgeburt* sehen wollen?) Bey der Lehre von den Untersuchungen vor dem geistlichen Gerichte wird weitläufig über *Teufelsbesitzung*, *Zauberey*, Gespenster und Wunderwerke gesprochen, gezeigt, „dass die Besessenen (wenn es deren giebt) den Priestern zu übergeben seyen," untersucht, was von Zauberey zu halten sey, ob Verstorbene, Teufel u. s. w. erscheinen können, die Kennzeichen *ächter*, *vermeinter* und falscher Wunderwerke angegeben, untersucht, ob eine unreife Frucht, eine Missgeburt, eine *Mola* (??), ein Zwitter, eine noch in Mutterleibe befindliche Frucht zu taufen seyen, und wie dieser Act bey einem *Monstrum acephalum*, einer Missgeburt mit zwey Köpfen und einem Leibe, oder mit einem Kopf und zwey Leibern zu verrichten sey. (?!) —

Die Vorlesungen über medicinische Polizey sollen nicht nur dazu bestimmt seyn, die Gegenstände, worauf die Polizey, als thätiges Glied der Staatsverwaltung, in Hinsicht des physischen Wohls der Bürger, ihr Augenmerk zu richten hat, und die *Natur* dieser Gegenstände, durch welche die Beschaffenheit der auf sie zu richtenden polizeylichen Maasregeln modificirt wird, sondern zugleich auch in allen Fällen die bestimmtesten und besten Polizeyverfügungen, zu Erreichung jedes besonderen Zweckes, selbst ausführlich anzugeben und zu erläutern. Ganz zuletzt, unmittelbar nach der Sorge zur Zeit einer Viehseuche, ist hier auch noch die Rede von der Sorge für Schulen der Ärzte, dem Arztlohne und den Dienstpflichten der Bezirksärzte. — Ungeachtet nun schon unter der erwähnten Rubrik über Viehseuchen Alles vorgekommen ist, was in Hinsicht allgemeiner Maasregeln dem Arzt, Cameralisten und Beamten zu wissen nöthig ist: so soll doch in den Vorlesungen über Viehseuchen alles dieses nochmals besonders vorgetragen, und mit einem Zusatze des eigentlich Curativen dergestalt erweitert werden, dass die Vorlesungen „*für Ärzte sich nicht zu weit vom allenfallsigen Curativplane entfernen, für Cameralisten aber sich demselben nicht zu sehr nähern, sondern in allem die gehörige Mischung beobachtet werde.*"

Stil und Orthographie des Vfs. haben sich schon in den ausgehobenen Stellen deutlich gemacht.

***.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Heidelberg*, b. Mohr und Zimmer: *Schilderung des Kindbettfiebers, welches vom Juni 1811 bis zum April 1812 in der grossherzogl. Entbindungsanstalt zu Heidelberg geherrscht hat*, von D. F. C. *Nägele*, der Arzneywiss. ord. Prof. und Director der grossherzogl. Entbindungsanstalt zu Heidelberg. 1812. 48 S. 8.

Bey einer Krankheit, über deren eigentliches Wesen, ungeachtet der von ihr allenthalben angerichteten Verheerungen, noch so Manches im Dunkeln liegt, bleibt es ein Unternehmen von unverkennbarem Verdienste, das Gebiet der Erfahrung durch weitere Beobachtung und Sammlung von Thatsachen zu bereichern, vorzüglich wenn selbige in dem Geiste aufgefasst und zu einem Ganzen vereint sind, der uns in vorliegender Abhandlung anspricht: denn frey von vorgefasster Meinung und von Anhänglichkeit an irgend eine Methode, hat der Vf. nur die Winke der Natur in ihren Erscheinungen, sowie den Erfolg des eingeschlagenen praktischen Verfahrens, vor Augen gehabt. Den Stoff zu seinen gehaltreichen Beobachtungen gab ihm die in der Entbindungsanstalt zu Heidelberg, vom Monat Juni des Jahres 1811 bis zum Ende des Aprils 1812 herrschende Epidemie, deren symptomatischem Gemälde er die Beschreibung des Witterungszustandes vor und während der Epidemie vorausschickt. Die von ihm eingeschlagene Heilmethode berücksichtigte hauptsächlich die Milderung des entzündlichen Zustandes, vor der Bildung des jederzeit tödtlich gewesenen Depots im Unterleibe. Zu diesem Ende soll sich ein antiphlogistisches Verhalten die ganze Dauer der Epidemie hindurch wirksam bewiesen, das Aderlassen ein Hauptgenesmittel ausgemacht haben, nie ohne sichtbare Erleichterung gewesen seyn, im Unterlassungsfall aber die Natur rascher zur Bildung des verderblichen Extravasates im Unterleibe geschritten seyn; doch soll man sich in den vier letzten Monaten der Epidemie nicht mehr zum Aderlassen bewogen gefunden haben. Eben so sollen gleich anfänglich bey gastrischen Symptomen gereichte, und nach Umständen wiederholte Brechmittel auffallend wirksam gewesen seyn. Ausserdem wurde besondere Sorgfalt auf das Aussaugen der Brüste der Kranken, von Kindern oder Erwachsenen, gerichtet, da das Gegentheil mit schädlichen Folgen verknüpft war. Nie soll die Milch der Kranken den saugenden Kindern, selbst bey nach dem Tode noch fortgesetztem Saugen, nachtheilig gewesen seyn. Was der von dem Vf. befolgten Heilmethode das Wort redet, ist die im Verhältnisse zu den gewöhnlichen Katastrophen solcher Epidemieen geringe Mortalität. Ein vorzügliches Interesse gewinnen die den allgemeinen Betrachtungen des Vfs. als Belege beygefügten Krankheitsgeschichten, die in einem bündigen, anspruchlosen, das Gepräge von Wahrheitsliebe tragenden Vortrage abgefasst sind, durch die bey unglücklichem Ausgange mitgetheilten Resultate der Leichenöffnungen, so wie die chemische Analyse des in dem Unterleibe gefundenen Extravasates.

A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

NÜRNBERG, in Commiss. b. Riegel und Wiesner: *Was sind Maut- und Zoll-Anstalten der National-Wohlfarth und dem Staats-Interesse?* Von *Hannss Caspar Bruhner.* 1815. 136 S. gr. 8. (18 gr.)

Es ist eine neue Erscheinung, dass ein Maut-Officiant selbst (denn als solcher unterschreibt sich Hr. B. in der Vorrede) die Stimme gegen dieses Institut erhebt. Dass der Vf. keine neuen Wahrheiten vorgetragen, sondern nur die neueren berichtigten Ideen über National-Wohl und Staats-Auflagen in seine Schrift übergetragen hat, kann man ihm allerdings zum Verdienst anrechnen; nur ist es tadelnswerth, dass er nirgends seine Quellen genannt, also in der Stille mit fremdem Kalbe gepflügt hat. Denn ausser der einzigen Beziehung auf *Say's oeconomie politique* (S. 51), aus welcher der Vf. jedoch wenig oder gar nichts aufgenommen hat, findet man in der ganzen Schrift nicht die mindeste Beziehung oder Nachweisung. Indess ist die Schrift keineswegs ohne allen Gewinn für die Wissenschaft. Wir hören hier einen vormaligen Kaufmann und nunmehrigen k. baierischen Maut-Buchhalter, über Handel und Maut-Anstalten, mit einer solchen Kenntniss im Einzelnen sprechen, die nur der praktische Geschäftsmann in diesem Umfange besitzen kann. Wenn gleich seine Angaben nur bereits verkündete Wahrheiten bestätigen: so können sie doch, als *lebendige* Bestätigung derselben, der Wissenschaft selbst und ihrer Anerkenntniss nicht anders als förderlich seyn, zumal bey Geschäftsmännern am Ruder, die alle wissenschaftlichen Theoreme so gern als unhaltbar und unausführbar verachten, weil sie so oft von den Charlatanerieen der Projectmacher bestürmt werden.

Der Zweck der Schrift ist, zu beweisen, dass die *Maut* sowohl der National-Wirthschaft, als der Staats-Wirthschaft (soll eigentlich heissen: *Staats-Finanz-*, oder *Staats-Schatzwirthschaft*; denn unter *Staatswirthschaft* hat man bisher die *gesammte* Staatshaushaltung verstanden) widerstrebe. Mit dem *ersten* Gegenstande beschäftigt sich das 1 bis 5, mit dem *zweyten* das 6 und 7 Capitel, und das 8 handelt von Aufhebung der Maut, und den desfallsigen Surrogaten.

Die *Einleitung* zeigt die Nothwendigkeit, Licht über diese so wichtige Materie zu verbreiten, und enthält ganz richtige Bemerkungen über die Unmöglichkeit, dass bey der jetzigen, hoffentlich nur interimistischen Regierungs-Gestaltung der meisten deutschen Staaten die Wahrheit bis zum Thron der Herrscher dringe; über den Ursprung der Mauten, und über die unrichtigen Ansichten, die in Absicht des Maut-Wesens noch bey den meisten Regierungen vorherrschend sind. Sehr zweifelhaft aber ist es, ob, wie der Vf. glaubt, die meisten Regierungen dabey überhaupt nur einen *nationalwirthschaftlichen* Zweck hatten, und ob dieser nicht vielmehr nur von den Cameralisten zur Larve des *finanziellen* Zwecks gebraucht wurde. Im 1 Cap., welches vom Einflusse der Mauten auf den *Gesammtwohlstand* der Staatsbürger *im Allgemeinen* handelt, vermisst man sogleich das richtige, klare Anschauen des Urprincips, auf dem doch die ganze Staatshaushaltung unwidersprechlich ruht, und welches kein anderes seyn *kann*, als der höchstmöglichen Zahl der Staatsbürger den grösstmöglichsten *Lebens-Genuss* zu sichern. Der Mangel dieses Urprincips muss über die ganze Abhandlung Dunkelheit und Unrichtigkeit in den Schlussfolgen verbreiten; durch die Voraussetzung desselben hingegen wird Alles klar. Ganz richtig nimmt der Vf. hier, wie weiter unten im 5 Cap., den *Handel* unter die Productions-Gattungen auf; und alle folgenden allgemeinen Beweissätze, dass in nationalwirthschaftlicher Beziehung die Mautgesetze in steten Widerspruche mit sich selbst stehen, sind vollkommen richtig. Eben so auch Alles, was im 2 Cap. von der Unzweckmässigkeit der *Einfuhr-*Zölle und Consumo-Mauten gesagt wird; und sehr lobenswerth ist, dass der Vf. S. 31 und anderwärts dem Grundsatze huldigt, dass der Mensch nicht auf die Erzeugnisse seiner Heimath eingeschränkt, sondern zum Genuss aller Güter des Erdbodens berufen und berechtigt sey. Treffend ist insbesondere die so sehr vernachlässigte und verkannte Bemerkung S. 35, dass so viele inländische Urproducte erst durch Beymischung eines fremden zum Genuss brauchbar werden, welches bey den Einfuhrzöllen zum Nachtheil der Production so wenig beachtet wird. Eben so richtig sind die Bemerkungen von den sinnlosen partiellen Begünstigungen *einzelner* Producenten, zum Nachtheil *anderer*, und von der Unmöglichkeit, diese Nachtheile zu überschauen und

abzuwägen, sobald man einmal von einem unrichtigen Grundsatze ausgeht. Was der Vf. S. 47 sagt, dass nämlich manche Fabricanten oft ihre Fabricate ins Ausland nicht absetzen könnten, wenn sie nicht fremde beygemischt, hätte er weiter unten auch vom Handel sagen können. Der fremde Kaufmann, wenn er einmal mit einem Handelshaus in Verbindung steht, und wechselseitiges Zutrauen, als die Seele des Handels, Wurzel gefasst hat, bezieht oft von diesem inländischen Handelsfreunde, einzig um dieses Zutrauens willen, als *Beygut* manche fremde Artikel, z. B. Colonialwaaren, die eigentlich dem Handelszweige des inländischen Kaufmannes ganz fremd sind. Gerade dieses aber macht die Mautanstalten für den Handel eben so drückend, als für den Fabricanten. Mit Recht behauptet der Vf. S. 48, dass Einfuhrzölle kein zweckmässiges Mittel sind, die innere Fabrication zu heben, wiewohl er den wahren Grund davon nicht angiebt. Dieser liegt unstreitig darin, dass die Regierung schlechterdings nicht berechtigt ist, zum Vortheil Einzelner den Lebensgenuss aller übrigen Staatsbürger zu verkümmern: denn so weit erstreckt sich das staatsbürgerliche Band nicht. Aber Unrecht hat der Vf., wenn er jenen Satz S. 49 f. auch auf solche Gegenstände ausdehnt, von welchen die *äussere* Sicherheit des Staates abhängt, z. B. Pulvermühlen, Salpetersiedereyen: denn diese Production muss der Staat, nach dem höchsten Princip der Staatserhaltung, offenbar auf jede Art begünstigen, um auf jeden Fall seine Unabhängigkeit zu bewahren. Mit Vergnügen haben wir S. 52 und anderwärts bemerkt, dass der Vf. in Absicht der *Geld*- (Metall-Münz-) Ausfuhr die richtigen Ansichten aufgefasst hat, und nicht dem lächerlichen Wahne huldigt, welcher diese als eine Staats-Calamität betrachtet. Ganz richtig sagt er S. 53, man solle nur dann fürchten zu verarmen, wenn man mehr verbraucht, als man erzeugt. Er hätte hinzusetzen können, dass also das ganze Geheimniss der National-, so wie der von ihr abhängigen Staats-Finanz-Wirthschaft darin bestehe, zu machen, dass soviel nur immer möglich erzeugt werde.

Alles, was Hr. R. im 3 Cap. über Ausfuhr oder Exito-Mauten, S. 54 f., anführt, unterschreiben wir vollkommen; nur nicht, wenn er seine Grundsätze von der Handelsfreyheit, S. 59, im Falle der Noth, durch sogenannte *polizeyliche* Massregeln, obgleich vorübergehend, beschränkbar machen will. Hat einmal ein Staat dem reinen Princip unbeschränkter Handelsfreyheit gehuldigt: so kommen dergleichen Massregeln entweder zu früh oder zu spät; sind auf jeden Fall eine durchaus unrechtliche Beschränkung des Eigenthums-Rechts, drücken die Production und mindern das Nationalvermögen. Der Staat hat ganz andere rechtliche Mittel, die Noth, ohne Eingriff ins Privateigenthum, zu verhüten; er adoptire sie nur. In Absicht der *Durchfuhrzölle*, Wege-, Brücken- und Pflaster-Gelder u. s. w., von welchen das 4 Cap. handelt, können wir dem Vf. wenigstens nicht durchgängig beystimmen. Es ist eben so gerecht, dass der Staat für alle Communicationsmittel des Handels sorge, als es gerecht ist, den dessfallsigen Kostenaufwand unmittelbar von denjenigen zu erheben, welche die Vortheile dieser Communication geniessen. Diese Wege- und Brücken-Gelder lassen sich von einem der Einwohner, dem es an anderen Nahrungszweigen fehlt, ohne Belästigung des Staatsschatzes, also ohne Nachtheil der Producenten, leicht erheben. Die *Hallen* oder Waaren-Niederlagen nimmt der Vf. selbst in Schutz, ob er gleich mit Recht sie nicht als Finanzspeculation behandelt wissen will; wozu freylich in gewissen Staaten Alles benutzt wird. Am wichtigsten ist das 5 Cap., von den Wirkungen der Maut auf den *Handel*. Hier ist der Vf. ganz zu Hause. Richtig sind seine Ansichten über den sogenannten *Activ-* und *Passiv-Handel*; merkwürdig Alles, was er über das *Rück-Vergütungs-System*, über die zahllosen Plackereyen der *Formen* des Mautwesens, über die unendlichen, daraus für das Handelsverkehr entstehenden Nachtheile, und insbesondere lesenswerth, was er S. 85 von dem wichtigen Einfluss des Handels auf Nationalwohl anführt; auch vollkommen wahr, was er hier bis S. 89 zum Beweis anzieht, dass das Commerz allerdings auch eine Productionsgattung sey, wenn er diess gleich einem anderen bekannten Schriftsteller nachgeschrieben hat. — Das 6 Cap. beschäftigt sich mit der Maut, als *Staatsabgabe* betrachtet. Und hier ist es, wo man vorzüglich manche aus dem Geschäftsleben unmittelbar hergeholte Bemerkungen und Thatsachen findet, welche die Unzweckmässigkeit der Maut in finanzieller Hinsicht unwiderlegbar beurkunden. Man lese insbesondere, was S. 96 f. von der Nothwendigkeit und den Nachtheilen der *Versetzung* der Mautbeamten, von dem mannichfaltigen zwecklosen Aufwande der Mautanstalten u. s. w. gesagt wird. Die Perceptionskosten, welche er in einem gewissen Lande (wie es scheint in Baiern) nur zu $\frac{1}{4}$ anschlägt, möchten doch wohl, bey richtigem Calcul, das $\frac{1}{3}$ betragen; dass sie aber anderwärts bey weitem mehr betragen, ist aus *Simeon* u. A. bekannt genug. Vollkommen unterschreiben wird jeder denkende Geschäftsmann, und jeder Freund der Menschheit, was der Vf. S. 110 f. von den unübersehlichen Nachtheilen der Mautinstitute auf die Volks-*Moralität* anführt, wovon die spanischen, französischen, österreichischen Grenzländer, und die sämmtlichen Küstenländer den schauderhaftesten Beweis liefern; und ganz einverstanden sind wir mit den im 7 Cap. aufgestellten Sätzen, dass die Minderung der Maut-Tarife, aus den hier sehr lichtvoll entwickelten Gründen, dem Übel nicht abhelfen. — Das 8 Cap., von *Aufhebung der Maut und den ihre Stelle vertretenden Mitteln und Anstalten*, ist allerdings dasjenige, wo jeder Staatswirth den Vf. erwartet. Dass die Maut als Repressalie durchaus nicht nothwendig ist, darin stimmen wir dem Vf. bey. Freylich wenn die Regenten den ungeheueren Aufwand auf Hofstaat, stehendes Militär u. s. w., und alle die unendlichen Lasten, welche Glanzsucht, Eitelkeit und Herrschsucht auf die unglücklichen Völker gehäuft

haben, nachlassen wollten: so wären die Lücken des Mautertrags schon ergänzt. Diess ist nun aber einmal nicht zu erwarten; und so wird sich schwerlich ein minder drückendes Surrogat finden lassen. Die Vorschläge des Vfs. sind ungefähr folgende: 1) Ein *Zusatz* zu den directen Steuern; also zu der Grundsteuer. Wäre aber auch diese nicht gerade so principlos, also so verwerflich als die Maut: wie denn, wenn in den meisten deutschen, nun souveränen Staaten (die sächsischen ausgenommen) diese Grundsteuer mit allen ihren zahllosen Anhängseln, Beyschlägen u. s. w., schon zu einer Höhe gestiegen ist, dass sie, ohne die erste und wichtigste Productionsgattung, den Landbau, vollends zu Grund zu richten, nicht erhöht werden kann? 2) *Eine Kopfsteuer*. Abgesehen davon, dass eine Kopfsteuer an sich noch weit allgemeiner verhasst ist, als die Maut, und einem Volke das Brandmal der Sklaverey und Leibeigenschaft aufdrückt: wie denn, wenn sie unter diesem Namen, oder dem Namen von Familien-Schutzgeld, oder Familiensteuer, bereits neben allen anderen directen und indirecten Steuern, in höchst ungleicher Masse, schon besteht? Diese Vorschläge sind daher eben so unausführbar, als dem Geiste einer philosophischen Staatsfinanzwirthschaft widersprechend. Dieser fodert Gleichheit der Lasten-Vertheilung nach dem Masse des Vermögens und Genusses; er fodert, dass die Last so unmerklich als möglich, und dass sie beym Genuss erhoben werde. Alle diese Prädicate finden sich bey der Maut noch weit mehr, als bey den vorgeschlagenen Surrogaten. Diess hindert aber nicht, dass alle vom Vf. angegebenen Nachtheile der Maut dennoch reell sind, und von einer nach reinen Staatshaushaltungs-Grundsätzen handelnden Regierung deren Aufhebung und Vernichtung dringend fodern. Es beweist nur, wie weit wir vom wahren und reinen Staatszwecke abgekommen sind. Sonach bleibt nur das letzte, vom Vf. gleichsam nur im Vorbeygehen bemerkte Surrogat übrig, nämlich den *reinen* Ertrag der Maut, also abzüglich der Erhebungskosten, vom *Handel* und *Gewerben unmittelbar* zu erheben. Freylich treffen wir auch hier schon, seit der Souveränität, allenthalben *Patent*- und *Gewerb-Steuern* an: denn welche Rubrik wäre der hösslingischen Cameralistik entschlüpft? Allein unstreitig ist es das einzige, mindestens unschädlichste und zweckmässigste Mittel. Was man auch immer sagen mag, selbst in den Zeiten der höchsten Calamität, ist es der Kaufmann, und nach ihm der Gewerbsmann, welcher, wo nicht am meisten gewinnt, doch in jedem Verhältniss am wenigsten verliert, und, die Artikel des höchsten Luxus ausgenommen, sich für jede öffentliche Last, sowie für jede durch Misswachs oder Krieg herbeygeführte Theuerung, an allen übrigen Volksclassen wieder erholt. Für eine richtig proportionirte *Erhöhung* der schon bestehenden Handels- und Gewerbs-Steuer würde aber der Kaufmann und Fabricant durch *gänzliche Handels- und Gewerbs-Freyheit*, mittelst Aufhebung der Maut, überschwenglich entschädigt. Er würde sich an den Consumenten im Detail, auf eine für diese unlästige und nicht widrige Weise, wieder auf die nämliche Weise erholen, wie er sich wegen der Mautkosten erholt; also gewissermassen nur den Einnehmer für den Staat vorstellen, der Nation aber die Erhebungskosten, die Plackereyen, den Druck u. s. w. ersparen, und ihr überdiess so viele nutzlose Officianten zu einer nützlichen Production zurückgeben.

Wir wünschen, dass diese Schrift, besonders wegen der praktischen Auseinandersetzung und Darstellung des Vfs., von Einfluss habenden Geschäftsmännern, die gewöhnlich alles Theoretisch-Scientifische, als philosophische Träume, verächtlich behandeln, gelesen und beherzigt werden möge.

T. w a.

CARLSRUHE, b. Müller: *Über den Beyzug der Staatsbesoldungen zu ausserordentlichen Staatslasten in deutschen Ländern überhaupt und zu den Einquartierungslasten insbesondere*, von *C. W. F. L.* Freyherrn *v. Drais*, grossherzogl. badischem Geh. Rath erster Classe, Oberhofrichter und des Ordens der Treue Grosskreuz. 1816. 70 S. 8. (8 gr.)

Seit der würzburg. Hofgerichtspräsident *Seuffert* (1793) angefangen hatte, den Ursprung und Grund der Verhältnisse des Staats und der Staatsdiener gegen einander im rechtlichen und politischen Verstande näher zu entwickeln, und *Gönner* und *Becke* die Lehre erweiterten: so war es eine natürliche Folge, dass die grosse Compressionsmaschine der durchziehenden und verweilenden Truppen aller Art die Anwendung davon vielseitiger machen musste. Hr. *v. Drais* gesteht selbst, dass seine Abhandlung aus der Vertheidigung seiner selbst gegen den zu auffallend starken Anzug seiner Besoldung zur militärischen Verpflegungslast zunächst entsprungen sey, und sodann zu diesem Anlasse sich bald der Reiz eines wissenschaftlichen Versuchs gesellt habe. Weit entfernt, ihm diesen irdischen Ursprung seiner Lehre anzurechnen (wie viele Theorieen gingen nicht den nämlichen Weg?), begnügen wir uns damit, anzuzeigen, wie er seine Aufgabe, ob und wie weit die Besoldung ihrer Natur und Berechtigung nach in ausserordentlichen Fällen rechtlich, billig und staatsklug besteuert werden könne, und welche Anwendung dieses auf militärische Einquartierung und Verpflegung leide, richtig oder nicht gelöst habe. Er geht von dem Begriffe aus, dass die Befreyung der Staatsdiener von Steuern und Lasten als keine Exemtion, sondern als eine Immunität, und diese Immunität als ein Besoldungsstück selbst, als ein Theil der bedungenen Staatsbesoldung für ihre Anstrengung und für die dem Staate verkaufte Zeit gedacht werden müsse, und nur von dem Regenten gegen volle und gleichzeitige Entschädigung beschränkt oder aufgehoben werden könne; Zeiten der Noth und steigenden Theuerung dienen mehr dazu, die Regel zu befestigen; der Vergleich der Besoldung mit den Renten eines erdichteten Kunstcapitals falle durch die gestattete Immunität ganz weg; die Besteuerung dersel-

eben als Nahrungszweig, oder als Mittel zur wirklichen Bezahlung derselben, widerstreite theils dem Begriffe einer Parallele zwischen dem Vermögen und Gewerbe des Unterthanen, dessen Schutz die Kriegslasten herbeyführe, und das vermindert bald wieder unter allerhand Entschädigungsarten zur Entschädigung zurückkehre, und zwischen der Besoldung des Staatsdieners, der zur Zeit des Kriegs mit verdoppelter Anstrengung seiner Kräfte und mit Übernehmung aller Gefahr, ja sogar mit Hingebung in den Wucher der gewerbtreibenden Mitbürger, Opfer bringen müsse; theils widerstreite sie der ersten Obliegenheit des Staats, durch Sicherstellung der Besoldung das Fortgehen der Regierungsmaschine sicher zu stellen. Er räth daher eher noch zu einer Subsidie, als zur wirklichen Concurrenz aus den Besoldungen, vorausgesetzt, dass die unerlässliche Nothwendigkeit erwiesen sey, und diese Subsidie dürfe der Staatsdiener nur auf verfallene Besoldungstheile, nicht auf künftige Besoldung geben; die besondere Naturallast der Einquartierung treffe ihn nur in Fällen bewiesener Überladung. Diese letzte behandelt er nun noch in einem eigenen Abschnitte. Wir haben den Vf. in diesem gedrängten Auszuge sprechen lassen, weil wir es der Hochachtung gegen ihn und dem Interesse, das er mit seiner Abhandlung verbindet, und dann auch den angeblich neuen Ansichten, die er in dieser Sache eröffnet haben will, schuldig waren. Man erkennt leicht, dass der Vf. sich in einem Kreise bewege, ohne ihn zu verlassen, dass er den Begriff der Immunität weder von seinem Wesen, wo er als Vermögen, und Vermögen Wirkendes (*fructificans*), mithin als steuerbar betrachtet werden muss, noch in seiner Beziehung zu dem besteuerbaren Raume, der den sicheren Besitz des Erworbenen giebt, auffassen wollte oder konnte, und dass daher die wider und für angeführten Gründe ganz grundlos sind. Es ist überdiess ganz falsch, was der Vf. behauptet, dass die Immunität aus dem Staats-Organismus hervorgegangen sey. Wäre sie es; so könnte kein Regent sie gültig aufheben, und doch gesteht er dem Regenten dieses Recht zu, wenn er volle Entschädigung gewährt. Für ein organisches Recht giebt es keine Entschädigung; die Immunitäts-Geniesser haben demnach eben so wenig Recht, sich darüber zu beschweren, wenn der Regent auch Anderen, die nicht in der Kategorie des Vfs. stehen, die Immunität verleiht, als ein Recht, ihr Recht als ein Staatsrecht zu behaupten. Die Hauptimmunität fängt in dem Heiligthum des Staats selbst an, und wenn diese dem gewaltsamen Zustande (dem Kriege) unterliegt: so kann sich das Nicht-Ich der Immunität doch wohl nicht der Wirklichkeit des Rechts zu dieser erfreuen wollen! Der Werth der Kraft, womit Gewerb und Erwerb getrieben wird, ist bey der Abschätzung eins, ja eins sogar mit der Befugniss, es zu treiben; und wie will der Vf. nur daraus, dass zur Zeit des Krieges die Opfer der Anstrengung und Gefahr verdoppelt werden, etwas gegen den Landmann oder Bürger folgern, der nicht bloss die Mittel seines und seiner Familie Unterhalt von dem Soldaten aufgezehrt, sich in seinem spärlichen Raume beengt oder wohl gar daraus vertrieben, und am Ende für das Heil des Feindes zu den Schanzarbeiten hingeprügelt und der Mündung der Kanonen gegenübergestellt sieht? Dass die Staatsdiener nicht das Öl oder die Schmiere zu der Staatsmaschine sind, haben die meisten Zeiten des Kriegs bewiesen, wo Staatsdiener entweder freywillig fortgingen, oder fortgetrieben wurden, ohne zu gedenken, wie oft dieses Öl zu der Zeit ranzig werde. *Bon ou mal! cela nous ne regarde pas pour que le but soit atteint*, sagte einmal ein französischer Intendant, und er hatte Recht. Rec. gehört zu der nämlichen Classe, deren Vertheidigung Hr. *v. D.* übernommen hat; aber er gesteht offen, dass er aus diesen Gründen nicht einmal die angebotene Immunität angenommen, sondern gänzlich verweigert hat; — und doch giebt es vielleicht kein Land, worauf der verhängnissvolle Druck länger, anhaltender und markverzehrender lastete, als das Seinige; die jetzige allgemeine Befreyung giebt ihm die *Eine* Immunität, die, wie alle Immunitäten, gleich ehrenvoll seine Nicht-Immunität noch genussreicher macht.

Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

Numismatik. *Cremona*, gedruckt b. Feraboli: *Elenco di medaglie antiche Romane in oro ed in argento, con alcune Greche, ed altre del mezzo tempo, d'Imperatori e Rè, e di città d'Italia*, del Museo Caccia che si propone in vendita. 1812. 41 S. gr. 8.

Die hier von Hn. *Antonio Zappa* beschriebenen Münzen würden, nach dem Tode des, wie uns die Vorrede versichert, sehr schätzbaren und in vieler Rücksicht sehr würdigen Besitzers, durch dieses Verzeichniss von den Erben zum Verkauf ausgeboten. Die Münzen sind hinlänglich beschrieben, und der Grad der Seltenheit ist nach *Vaillant*, *Beauvais*, *Banduri* und *Eckhel* angegeben, aber nicht, ob sie ächt oder unächt sind. Für einen Käufer, wenn er von Cremona entfernt lebt, kann dieses nicht anders als unangenehm seyn, wofern er nicht etwa einen Freund hat, der Kenner genug ist, um ihm davon genaue Nachricht geben zu können. — Die Sammlung zeichnet sich unter anderen durch römische Familienmünzen aus; denn man findet hier Münzen von mehr als 120 verschiedenen Familien. Auch unter den griechischen und Kaiser-Münzen bemerkt man manches interessante Stück. Wollte man an dem Kataloge etwas tadeln: so wäre es dieses, dass die Kaisermünzen eher, als die Völker-, Städte- und Königs-Münzen, aufgeführt sind.

Wu.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Choix de Poësies polonaises.* Précédé d'un discours sur l'origine de la Pologne, sur la langue et la poësie de cette nation: sur les idiomes Slaves, et sur la Géographie ancienne du Nord. Recueilli, écrit et traduit en Français par *O.* 1816. 14 Bog. 8. (1 Rthlr.)

„Ursprung, Sprache und Dichtkunst eines Volks," so beginnt der Vf. sein Buch, „stehen mit einander in einer wesentlichen Verbindung. Wechselsweise klärt der eine die anderen, und diese jenen auf," und durch diese Betrachtung hält er sich berechtigt, zwey, dem ersten Anscheine nach völlig verschiedene Gegenstände in ein gemeinschaftliches Ganzes zu verbinden.

So wahr der aufgestellte Grundsatz seyn mag: so hätte der Vf., der auf dem Titelblatt *Auswahl polnischer Poësieen* verspricht, doch auch diese liefern, und ihnen nur, wie der Titel besagt, eine kurze vorläufige Abhandlung: *über den Ursprung der Nation*, vorsetzen sollen. Hier ist es umgekehrt. Die Abhandlung, von welcher jetzt nur die erste Hälfte geliefert wird, beträgt 12, und die angehängten Poësieen, von denen unten nähere Nachricht gegeben werden soll, anderthalb Bogen. Billig muss also der Kritiker, ohne auf diese Rücksicht zu nehmen, nur auf jene sich beschränken, und in Hn. *O.* nur den Historiker, nicht aber den Ästhetiker, beurtheilen.

Er fängt mit der Bemerkung an, dass in Griechenland ein *lechäisches Vorgebirge* und in Istrien eine Stadt *Pola* war. Der Name des Landes könne nicht, wie gewöhnlich geglaubt wird, von *Pole* (Feld) herkommen: denn der Eingeborne des Landes heisse *Polak*, welches nach keiner Grammatik von *Pole* herkommen könne; der eigentliche Name müsse *Pola* geheissen haben, wovon *Polak* eben so natürlich herkäme als von Krakowa *Krakowiak*, von Litwa *Litwak*; *Polska*, wie das Land jetzt heisse, sey ein Adjectiv (welches Niemand bezweifeln wird). Nun wirft sich der Vf. auf den *Herodot*, und hebt aus diesem Schriftsteller das Land *Neuris* aus, welches er, nach Melp. 12, um die Quellen des Bog setzt. Er giebt sich sehr viel Mühe, die Grenzen dieses Landes nach allen vier Weltgegenden zu bestimmen. Der enge Raum dieser Blätter erlaubt nicht, ihm zu folgen: Rec. begnügt sich zu bemerken, dass nach dem Vf. der *Pripec*, der bey *Kiow* in den Dniepr fällt, dieses Land durchflossen haben soll; die anderen Flüsse desselben sind: O. Dnestr, und Bog, ausser dem Pripec; S. Theiss; W. San, Poprad, Dunawiec; N. Weichsel, Bug und Narew. Also zu Herodots Zeiten hiess Neuris das Land, was späterhin *Pola* genannt ward, und es erhielt diesen Namen, weil ein junger Mann, Namens *Lechus*, zu der Zeit, da die Römer Istrien unterjocht hatten, eine Kolonie Istrianer nach *Neuris* führte. Er hält diesen Lech um so lieber für einen Griechen, weil sich zu diesem Namen in keiner slavischen Sprache das Wurzelwort finde, da es hingegen rein griechisch sey; vom alten Zeitwort ληχω. Romanisch kommt dieser Gedanke Hn. *O.* selbst vor, doch aber nicht unwahrscheinlich genug, um unmöglich zu seyn. Er gefällt ihm so sehr, dass er über diesen Gegenstand ein Heldengedicht bearbeitet, dessen dritten Gesang er seinen Lesern, französisch übersetzt, zur Probe vorlegt. Diess ist das zweyte der angehängten Gedichte. Das erste ist ein kurzer Auszug aus der bekannten *Woyna Choczimska* des verstorbenen Bischofs von Ermeland, Grafen *Krasicky*. Bey der Ausarbeitung hatte der Vf. das Gedicht selbst nicht zur Hand; schrieb die Skizze desselben aus dem Gedächtniss nieder, und theilt nur einige wenige Zeilen daraus, die er auswendig behalten hatte, dem Leser übersetzt mit. — Billig könnte der Leser, wie einst August, sich verwundern, auf einem so höchst vertrauten Fusse mit dem Vf. zu stehen. Wenn man ein fremdes Volk mit der Dichtkunst seines Vaterlandes bekannt machen will: so ist es doch wohl der höchste Grad der Vertraulichkeit, dazu zwey Stücke zu wählen, von denen man das eine selbst verfasst, und das andere nur aus dem Gedächtniss kennt.

Wenn Polen seinen Namen von einer aus Pola dahin geführten Kolonie überkam: so konnte sich der Vf. die weitläuftigen Untersuchungen über die Lage der alten Neuris ersparen: denn das Land, wo jener Abentheurer hinkam, würde diesen Namen erhalten haben, es möchte nun Neuris oder Budinien genannt worden seyn. Allein offenbar sind die angestellten Untersuchungen falsch, und der Vf. hat einem kleinen Ländchen, in dem der Dnepr entspringt, und das dem zufolge ganz ausser den polnischen Grenzen lag, eine viel zu weite Ausdehnung gegeben. Dazu gab ihm des Darius skythischer Feldzug Gelegenheit, den er in drey Capiteln zu erklären versucht, der aber ein

Roman ist, der gar nicht geographisch erklärt werden kann. Darius hat den *Don* so wenig als Alexander gesehen; und derjenige, der glauben kann, dass er nicht allein bis an, sondern auch weit über den Don hinausgekommen, überlegt nicht, dass selbst der geübteste Fussgänger jenen ungeheueren Weg in einer so kurzen Zeit nicht würde haben zurücklegen können, geschweige denn der König Persiens, mit seiner von einem unzähligen Tross begleiteten Armee; er begreift nicht, dass, wenn Darius wirklich jenseits des Don im Baskirenlande herumgeschweift wäre (denn *Rennel* lässt ihn ja bis *Saratof* an die Wolga kommen), er, um mit Hn. *v. Diez* zu reden, bis zum Binden toll gewesen seyn müsste, zur Donau zurückzugehen, da ihm die Nordgrenze seines Landes so zu sagen vor Augen lag, und da er, wenn er dieses nicht wollte, ohne auf schimpfliche Flucht zu denken, aus Hyrkanien und Baktrien Succurs, so viel er brauchte, erhalten konnte. Darius ist nie weiter gekommen, als zur Sandsteppe zwischen der Donau und dem Dnestr in Bessarabien, die auch späterhin dem König Antigonus so gefährlich ward: denn hier nahmen die Geten den König selbst mit seiner ganzen Armee gefangen. Wer den Geist der alten Geschichte, wer den Tanais und den Kaukasus der Geschichtschreiber Alexanders kennt, wer den *Lucian de conscribenda historia* gelesen, der wird die Geschichte dieses Zuges leicht würdigen, und nicht versucht werden, Darius mit seiner Armee um Saratof und im Baskirenlande zu suchen. — Dass strenge Ordnung nicht das ist, was wir von unserem Vf. fodern dürfen, haben wir schon gesehen. Er durfte an seine Bemerkung (S. 11), die Existenz des lechäischen Hafens neben Korinth und die Stadt *Pola* betreffend, nur sogleich (S. 61) die Vermuthung reihen, dass ein aus dieser Stadt gebürtiger *Lechus* eine Kolonie nach Nordosten geführt, und dass die von ihr besetzte Gegend den Namen *Polen* erhalten. So wie er dieses nicht that, sondern eine weitläuftige Discussion über Neuris und den Feldzug des Darius einschaltete: so macht er es nun auch hier, wenn er vom Ursprung der Nation auf die von ihr geredete Sprache übergeht. Er verspricht (S. 64) von der Westgrenze der alten Neuris zu handeln; schiebt diesem Namen den Begriff des heutigen Polens unter, und versucht nun die Grenzen dieses Landes gegen Deutschland zu bestimmen. Nach einigen Seiten Declamation, die freylich wahr ist, aber nicht hieher gehörte (die man inzwischen dem Patrioten wohl verzeihen kann), stellt er S. 69 die Bemerkung auf, dass es ihm falsch scheine, wenn man die *Weichsel* für den Grenzfluss zwischen beiden Völkern annehme; diess sey die *Oder*, und zwischen Deutschland und Polen hätten Völker gewohnt, die beide Sprachen, germanisch und slavisch, gesprochen hätten: *Burier, Lygier, Wenden* und *Finnen*. Verstehen wir dieses recht: so wohnten genannte vier Völker zwischen beiden Flüssen, und also grösstentheils im heutigen Polen selbst: allein er will Bemerkungen über die Sprachen der Völker mittheilen, die an den Ufern der Oder, der Weichsel, des Niemen, des Dnepr und der Donau gesprochen werden. Wozu? dürfte man fragen. Doch wären die mitgetheilten Bemerkungen wichtig und neu: so würde man sie dankbar annehmen, gesetzt auch, sie wären am unpassenden Orte mitgetheilt, so wie man *Popowitschens* linguistische Bemerkungen mit Vergnügen liest, ungeachtet sie so wenig in *Untersuchungen übers Meer*, als Pontius Pilatus ins *Credo*, gehörten. Allein man urtheile! Der Vf. erzählt S. 71 sehr ausführlich, wie er überrascht worden, als er in Hoyerswerda durch Zufall die erste Nachricht vom Daseyn einer lausitz-wendischen Sprache erhalten. Wie beschränkt mussten die glottischen Kenntnisse des Vfs. seyn, wenn er nicht schon innerhalb der Grenzen seines Vaterlandes wusste, dass ein im Wesentlichen mit seiner Muttersprache völlig identisches Idiom fast von den Mauern Dresdens an bis zur Sitka-Insel in Amerika, von Adrianopel bis Archangel, und von Triest bis Kiächta gesprochen werde. Was er nun im Vaterlande versäumt, hat er in Göttingen nachholen wollen, und versichert, dass die Bibliothek dieser Universität einen unschätzbaren Schatz für slavische Literatur in verschiedenen Bibelübersetzungen besässe. Allerdings, und wohl noch mehr in anderen, eigentlich hieher gehörigen Werken, als in Bibelübersetzungen. Aber diesen Schatz, wie hat ihn der Vf. benutzt? S. 91 führt er nur eine einzige wendische Bibelübersetzung an, die gewöhnliche, Bauzen 1728. Diess ist die allerälteste Ausgabe; neuer ist die *kühnische* von 1742; noch neuer, die Rec. selbst besitzt, von 1797. 4. Sie ist im oberlausitzer Dialekt abgefasst. Im Niederlausitzischen hatte man bisher nur das neue Testament; von *Fabricius*, wendisch und deutsch; allein seit 1796 besitzen wir in diesem Dialekt eine vollständige Übersetzung vom Pastor *Fritz* in Golkowitz (man sehe dessen Brief an *Penzel*, in des Letzteren gesammelten Briefen S. 275, wo in den Noten mehr Nachrichten über wendische Literatur vorkommen). Von einer krainerischen Bibel führt Hr. *O.* nur die des *Dalmatinus*, Wittenberg, 1584, an. Zuverlässig besitzt die Bibliothek auch die weit seltenere des *Primus Truber*, zu Urach bey Tübingen mit glagolitischen Buchstaben gedruckte, über deren Geschichte Kanzler *Schnurrer* ein eigenes sehr interessantes Büchlein geschrieben hat; vermuthlich auch die ganz neue des als ernannten laybacher Erzbischofs verstorbenen *Japel*. (Interessant ist hier eine S. 80 eingestreuete, obschon gar nicht hieher gehörige Nachricht von den alten polnischen Reichsarchiven in Lemberg und anderen ehemals reussischen Städten, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine reiche Ausbeute für die ältere slavische Literatur abgeben möchten.) Unter No. 7 und 8 eine *lettische* und *esthnische* Bibel. Von der ersten sagt der Vf.: *On voit dans cette traduction une langue tout-à-fait différente de l'idiome Slave dont on n'y apperçoit que rarement par-ci par là quelques mots changés dans leur forme primitive;* und von der anderen: *On n'y trouve plus de mots de la langue Slave, ou ils sont tout-à-fait changés.* No. 9. *Litthauische* Bibel. Auch von dieser Sprache sagt er, sie habe weder Ähnlichkeit noch Analogie mit der slavischen (soll wohl heissen: stim-

me weder im Lexiko, noch in der Grammatik mit ihr überein), und dieses ist sehr wahr. Alle drey Sprachen gehören zum finnischen, nicht zum slavischen Sprachstamme. Man sehe darüber eine eigene Abhandlung des eben genannten *Penzel*, im 1. Bande des *murrischen* neuen Journals für Literatur und Kunst. Über das Litthauische kommen noch einige sehr artige Bemerkungen vor, vorzüglich über den Unterschied beider Dialekte, die im preussischen und ehemals polnischen Litthauen (von der Passarge bis zur Düna, und vom Niemen bis zur Wilia) gesprochen werden. Von den polnischen Übersetzungen wird No. 9 zwar auch nur sehr oberflächlich, aber doch sichtbar mit mehr Sachkenntniss gesprochen.

S. 90 behauptet der Vf. (wenigstens scheint dieses aus seinen Ausdrücken, die, ohne unverzeihlich weitläuftig zu werden, hier nicht näher erörtert werden können, augenscheinlich zu folgen), in den ältesten Zeiten habe man in dem ganzen ungeheueren Bezirk, den man Tatarey nennt, slavisch gesprochen. Er schliesst dieses unter anderen aus dem Umstande, weil Herodot bey den Berathschlagungen der skythischen Völkerschaften unter sich, zur Zeit der Invasion des Darius, keiner Dollmetscher erwähne (als ob es Pflicht des Geschichtschreibers wäre, zu bemerken, dass man in Passarowicz mit dem türkischen Gesandten durch Dollmetscher unterhandelt!). In den späteren Zeiten nach Christi Geburt wären hier orientalische Horden eingewandert, die ihre Sprachen mitgebracht hätten, und so wäre die Ursprache nur in Polen allein unverfälscht und rein geblieben. Aber, sagt er, wenn Deutschland bis zur Weichsel reichte: so ward in den älteren Zeiten in dieser Gegend deutsch gesprochen, und erst nach den Auswanderungen der Wandalen und Burgunder wanderten Slaven in sie ein; dem zufolge hat Deutschland nie bis an die Weichsel gereicht. Es ist unmöglich, dem Vf. in diesen Untersuchungen, von S. 94 — 122, zu folgen; noch unmöglicher, sie zu berichtigen! — Des Tacitus *mutuus metus*, der Germanen und Sarmaten trennt, ein dem Geist des Tacitus so sehr entsprechender Ausdruck, ist ihm (S. 107) *une singulière limite!* Allerdings in einem geographischen Lehrbuch, aber auf keine Weise in einer charakteristischen Darstellung des deutschen Volkes. Des Mela III, 4 *Visula* hält er für völlig verschieden von der Weichsel, und setzt sie an der linken Seite des Dnepr (S. 112). *Bredows* dritte Reihe germanischer Völkerschaften, die Sueven, ostwärts der Elbe bis zu den sarmatischen Grenzen, theilt er in zwey Abschnitte: *erstlich* Semnonen, Longobarden, Reudinger, Avionen, Angeln, Variner, Eudosier, Suardoner und Nuithoner; *zweytens*: a) Hermundurer, Narisker, Markomannen, Quaden, Marsigner, Gothen, Osier und Burier; b) Lygier, Gothonen, Lemovier und Rugier; nachher aber setzt er zu ihnen noch (S. 138) eine vierte Reihe hinzu: Bastarner, Wenden und Finnen. — Da auch diese Reihen sich eben so wenig, als die Untersuchungen über den Weichselstrom, in gehöriger Kürze darstellen lassen: so muss sich Rec. abermals auf das Auszeichnen einzelner Sätze beschränken. — Es war S. 122 gar nicht nöthig, die Autorität des alten böhmischen Chronisten *Martin Kuthen* anzuführen, um zu beweisen, dass die Böhmen in ihrer Sprache die Muldau *Woltawa* nennen, da sie unter dieser Benennung selbst beym *Cluver*, Germ. III, 28, vorkommt; aber seltsam ist der daraus gezogene Schluss, dass, wenn die Böhmen die Mulda Woltawa nennen, sie selbiger auch wohl den Namen *Elbe* gegeben haben möchten. Diesen so ächt germanischen Namen, der eigentlich ein Appellativum ist, und nichts anderes als *Fluss* bedeutet (wie die so häufig in Schweden vorkommenden *Elben* beweisen), leitet er von *Alp* her, welches einen mit Gras bewachsenen, ausschliesslich der Viehweide bestimmten Berg bedeuten soll. — Des Tacitus *Marsigni* sind *Mähren:* denn, sagt er S. 125, Kuthen nennt die Mähren *Marky;* da hat man ein schlecht griechisch γενοι angeflickt, so entstanden Μαρκυγενοι, und die Römer, welche κ wie ς aussprachen (wer hat diess dem Vf. gesagt?), machten *Marcigni*, *Marsigni* daraus. Den Namen der Gothen leitet er von *Gor*, Berg, ab. *Gorci*, Bergbewohner, sagt er, schrieben die Griechen Γορθι; und aus diesem Namen warf man, die Aussprache zu erleichtern, in der Folge das *r* weg. — S. 126 setzt er die *Lygier* in die Lausiz, und von diesem Volke soll auch das Land benannt seyn: denn, sagt er, *Lug* im slavischen ist das lateinische *Lucus* (nun und nimmermehr wahr!); diess macht in der Mehrzahl *Lugi*, sprich: *Luschi*, die Lausizer aber heissen im Böhmischen *Luzici*. Sie heissen so von *Luscha*, Sumpf, Morast, und dieses vom alten Stammwort *Lug*, Wasser (wem fällt nicht hier Strabons *Lugea palus* ein?), von dem noch unzählige Wörter in den abendländischen Sprachen herkommen: *Lix*, *Liquor*, *Lauge*, vielleicht selbst das französische *Deluge*. — Die *Naharvalen* sollen S. 133 *Nahoranie*, Bergbewohner, seyn, woraus man *Naharvati*, und aus diesem wieder *Naharwali* gemacht. — *Mogila*, S. 135 (daher die *Mugilonen* benannt seyn sollen), ist nicht gleichbedeutend mit *gorka*, Hügel, sondern heisst bestimmt: *tumulus*, Grabhügel; die *Rugier*, von *Rogi*, Hörner, und in der Schiffersprache *Klippen;* die *Budiner* von *Buda*, kleines Haus, Barake, (von dieser, bereits von *Penzel* versuchten, und nachher von *Göttling* wiederholten Ableitung haben wir neulich in der Anzeige der *göttling*'schen Schrift über die Nibelungen Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1816. No. 44 gesprochen). — Den Namen der *Wandalen* leitet er S. 143 ab vom deutschen *Wand;* behauptet, ein Grenzland hiesse polnisch *kray oseienny*, wörtlich *Wandland*, weil *sciane*, Wand, im figürlichen Verstande Grenze bedeute. (Auch diess ist falsch, und in den Ländernamen *Krain*, *Ukraine* ist gar nicht der Begriff des Landes zu suchen, sondern der der Trennung.) — Das Wort *Fial*, S. 145, heisst nicht ἐρημος, sondern Berg, im Deutschen *Felsen*. — S. 168. Die beste Beschreibung der Geographie des Ptolemäus soll *Schlözer* gegeben haben, da er sie (*Nestor* II, 56) ein Sammelsurium des unbekannten Zeitalters nennt, das Ptolemäus heisst. Es ist *Schlözers* Fehler, überall zu schneidend zu sprechen, und seine wahresten Behauptungen zu übertreiben. So ist es auch hier. *Mannert* hat sehr gut ge-

zeigt, wie man in der Art, wie Ptolemäus sein Werk geordnet, das beste Mittel besitze, die von späterer Hand verursachten Fehler zu entdecken. Man sehe dessen Geographie I, 174. Diess war auch dem Vf. nicht unbekannt (S. 181); allein er hatte Ursachen, den Ptolemäus herabzuwürdigen; und überdiess hat er in der Behauptung unbezweifelt Recht, dass die Beschreibung Sarmatiens im Ptolemäus auf jeden Fall interpolirt ist. Bey dieser Gelegenheit rettet er S. 179 die alte Lesart im *Marcianus* Οὐελικοι κολποι sehr richtig gegen *Hudsons* Emendation, der, weil er kein Slavisch verstand, Οὐενεδικοι las. Im letzten Capitel sammelt er einige Nachrichten über die Slaven aus *Prokop*. Er will hier S. 191 *Jazygen* und *Slaven* zu ein und demselben Volke machen, weil *jazyk* und *slewo* in den slavischen Sprachen einerley, *Sprache, Zunge*, bedeute. Der Einfall scheint sehr glücklich, aber leider kann man den Namen der Slaven weder von *Slowo*, Wort, noch von *Slawa*, Ruhm, herleiten. Zuverlässig hiessen sie, nach Analogie aller ihrer verwandten Völkerstämme, von ihren ersten Wohnsitzen an der *Sawe* so. Hier lernten sie die Deutschen kennen, und von diesen, ihnen zuerst bekannt gewordenen Völkern nannten nun die Deutschen in der Folge alle jene Völker, die mit diesen Sawebewohnern einerley Sitten und Sprache hatten, *Slaven*; sowie die Slaven ihrerseits alle Deutschen von den ihnen benachbarten *Nemetern*, ἀπο τοι Νεμετζοι, *Njemcei* zu allen Zeiten nannten und noch jetzt nennen. Ging es etwa mit *Asien* anders, das anfänglich nur die Gegend um Ephesus bedeutete? So wie man weiter kam, hiess Alles Asien, und diese Benennung hätte sich wahrscheinlich noch weiter ausgedehnt, hätte nicht endlich das Meer Grenzen gesteckt. Eben so Indien und unzählige andere Länder mehr.

Rec. hatte sich vorgesetzt, die Behauptungen des Vfs. zu berichtigen, und wenigstens über einen Theil der von ihm genannten Völker, z. B. über *Budiner*, etwas, wie er glaubt, Richtigeres und Wahreres zu sagen: allein die Länge dieser Recension gebeut ihm zu schliessen. Nur noch eine einzige Bemerkung sey Rec. erlaubt. Gegen die fast allgemein angenommene Meinung, dass es vor Zeiten kälter auf Erden gewesen als jetzt, erklärt sich der Vf., und behauptet S. 164 bestimmt, die Kälte sey jetzt heftiger als vormals. Er behauptet, das Polareis nehme jährlich mindestens um eine Klafter in seiner Peripherie zu, und werde sich endlich mit den Polarländern verbinden. Wenn das Factum gegründet ist: so liesse sich billig aus einer jährlich vermehrten Eismasse auf verstärkte Kälte schliessen; ob aber das Factum gewiss und erwiesen sey, darüber erbittet Rec. sich die Belehrung eines erfahrenen Physikers.

K. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Regensburg*, b. Rotermundt: *Der Heiden- oder Römer-Thurm zu Regensburg.* Zum Besten *für die* (der) Anstalt der Blinden daselbst. 1816. 15 S. 8. (3 gr.)

Diese wohlgerathene Abhandlung macht uns mit einem uralten Gebäude bekannt, welches sich zu Regensburg an der westlichen Seite des Kornmarktes befindet, und das in der Volkssprache mit dem Namen des *Heiden-* oder *Römer-Thurms* bezeichnet wird. Dieser Thurm hat eine Höhe von ungefähr 80, und eine Breite von 27 bis 30 Fuss. Das unterste Drittel, welches von mächtigen Quadersteinen erbaut ist, scheint allerdings, der Meinung des Vfs. gemäss, ein Werk der Römer zu seyn; da hingegen die übrigen zwey Drittel im Mittelalter höchst wahrscheinlich hinzugefügt wurden, um die römische Ruine zu einem deutschen Wartthurme umzuschaffen. *Reginum*, oder *Castra regina*, war bekanntlich eine der Grenzfestungen, welche die Römer gegen die Einfälle der Germanen an der Donau angelegt hatten. Fast sämmtlich wurden sie vor dem V Jahrhundert zerstört. *Reginum* hatte jedoch nicht dasselbe Schicksal: in den Händen der Bojoarier, denen es zur Schutzwehr gegen die Slaven und Thüringer diente, blühte es vielmehr unter dem Namen *Reganesburg* empor. So mag es denn gekommen seyn, dass der bey einer Incursion der Germanen bis auf die Überreste noch zerstörte römische Festungsthurm, ehe er ganz verfallen, wieder benutzt, und seinem gänzlichen Untergange entzogen wurde. — Der Thurm, so weit er römisch zu seyn scheint, hat weder Fenster noch Thüre, und sein Inneres ist bisher nicht weiter erkundet, als dass man durch eine in dem Boden des darüber befindlichen Gemaches des gothischen Aufbaues angebrachte Fallthüre wohl Laternen hineingelassen hat, wodurch man aber darin nichts als Schutt und Steinhaufen entdeckte. In dem erwähnten gothischen Aufbaue befindet sich eine äusserst merkwürdige Sprach- und Hör-Röhre, welche sich durch das ganze Gebäude zieht, und dazu gedient zu haben scheint, die Bemerkungen des Thurmwächters schnell unten bekannt zu machen.

Der Vf. schliesst seine Schrift, in welcher alles dieses sorgfältig beschrieben ist, mit Wünschen für die Erhaltung des Thurmes, indem dieser, jetzt wüst und leer stehend, gereinigt und zur Aufbewahrung vaterländischer Alterthümer bestimmt würde. Rec. unterzeichnet gern diese Wünsche des Vfs. Allerdings scheint der Thurm zu einem solchen Zwecke sehr zu passen, und wer möchte nicht die Erhaltung eines so schönen theils römischen theils altdeutschen Denkmals wünschen? Rec. geht in seinen frommen Wünschen noch weiter. In jedem deutschen Lande sollte billig ein thätiger, kunstliebender Gelehrter zum *Erhalter* der vaterländischen Alterthümer *mit hinlänglicher Vollmacht* ernannt werden. Das Herz blutet jedem Vaterlands- und Kunst-Freunde, wenn er sieht, wie die merkwürdigsten Denkmale des vaterländischen Alterthums zerstört werden. Wer kann die, freylich schon unter der westphälischen Herrschaft begonnenen Verwüstungen, z. B. des *Doms zu Goslar*, der *St. Ägydienkirche zu Braunschweig* u. s. w., das Aufgraben und Zerstören alter deutscher Grabhügel, das Zertrümmern der darin gefundenen Urnen von rohen Ökonomen, die dergleichen, um sich die Zeit an einem Sonntags-Nachmittag zu vertreiben, unternehmen, ohne Wehmuth ansehen? Haben doch einige muthwillige Barbaren vor Kurzem sogar mit Hebebäumen den obersten Felsen des sogenannten *Hexen-Altars* auf dem Brocken herabgeworfen! Eben so wie türkische Barbarey die Denkmale griechischer Kunst immer seltener macht, und endlich ganz vertilgen wird: so wird deutsche Barbarey bald keinen altdeutschen Grabhügel in Westphalen und Niedersachsen unangetastet gelassen haben. — Wir sprechen jetzt so viel von Deutschheit, aber sollte es nicht deutscher seyn, die Gräber der Altvordern unentheiligt zu lassen, ihre Denkmale zu schonen und zu erhalten, als zum Gespötte der Verständigen in sogenannten *altdeutschen Trachten* umherzuwandeln?

Möchte doch dieses Wort irgend einen Machthaber bewegen, etwas zur Erhaltung deutscher Alterthümer zu veranlassen!

F.....k.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 1 7.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, im Kunst- u. Industrie-Compt. von Amsterdam: *D. Franz Volkmar Reinhard, nach seinem Leben und Wirken dargestellt* von *Karl Heinr. Ludw. Pölitz.* 1 Abtheil. Biographie. 1813. VIII u. 502 S. 2 Abtheil. Charakteristik. 1815. VIII und 268 S. gr. 8. (Beide Abtheil. 2 Rthlr. 12 gr.)

Dass die tiefe und allgemeine Trauer über *R's.* frühe Vollendung seiner würdige Früchte bringe, und nicht nur seine Briefe, Schriften und Anstalten, sondern sein ganzes Selbst noch fortwirke, muss der Wunsch Aller seyn, welche ihn kannten und — was nothwendig daraus folgt — verehren, und ist gerade für unsere Zeit ein sehr dringendes Bedürfniss. Denn so herrlich auch die Natur seinen Geist und sein Gemüth ausgestattet hatte; so ausgezeichnete Verdienste er sich als Gelehrter und Kanzelredner erworben hat: höher steht er in jeder Beziehung als Mensch durch das, was er durch seinen unerschütterlichen Glauben an das Evangelium und durch seinen frommen und strengen Willen geworden ist. Dazu kommt, dass *R's.* Leben in eine Periode fiel, wo es so schwer wurde, stets das rechte Mass und Ziel zu halten, und dass er, ungeachtet sein Leben an äusseren Veränderungen nicht reich war, doch Prüfungen mancherley Art bestehen musste, in welchen er seinen Glauben und seine Grundsätze bewähren konnte. Eine einfache, treue und lebendige Darstellung seines Lebens und Wirkens kann daher nicht ohne den wohlthätigsten Einfluss auf uneingenommene Gemüther in den verschiedensten Ständen und Verhältnissen bleiben. Die stille Gewalt, mit welcher ungeheuchelte Frömmigkeit und Tugend anziehen, hatte daher gewiss an der Begierde, mit welcher man nach *R's.* Tode jede Nachricht von seinem Leben und Ende aufnahm, eben so viel, wo nicht mehr Antheil, als das Verlangen, etwas von einem berühmten Manne zu erfahren. Hr. *P.*, der sowohl durch die Wissenschaft, deren öffentlicher Lehrer er ist, als durch seine lange Verbindung mit dem Vollendeten vorzüglich Beruf hatte, uns eine ausführlichere Biographie desselben zu geben, hat sich diesem schwierigen Geschäfte mit eben so viel Liebe als Umsicht unterzogen. Er wollte nicht ein vollständiges und lückenloses Gemälde von *R's.* Leben und Wirken geben, sondern ihn nur schildern, wie er ihn durch einen beynahe neunjährigen persönlich[en] Umgang und einen neunjährigen ununterbrochen[en] Briefwechsel (184 Briefe erhielt Hr. *P.* von *R.* in d[ie]sem Zeitraume) kennen lernte. Bey dieser streng[en] Treue, die sich der Vf. vorschrieb, konnte es ni[cht] fehlen, dass er den Lesern einen grossen Theil sei[ner] eigenen Lebensgeschichte mitzutheilen fast genöth[igt] war, und dass er nur diejenigen als gültige Rich[ter] seiner Darstellung anerkennen will, die den Verew[igten] in der Nähe kannten und beobachteten, und [sich] einer genauen Verbindung mit ihm erfreuten. [Es] lässt sich zwar nicht begreifen, wie Jemand Geschi[ch]te lehren könne, der über ausgezeichnete und auf [ihr] Zeitalter kräftig einwirkende Männer nur denen [ein] entscheidendes Urtheil zugesteht, welche in ihrer [Nä]he und in genauer Verbindung mit denselben lebt[en;] doch will sich Rec. dieser Foderung Hn. *P's.* un[ter]werfen, und sich nicht ein Urtheil über das, [was] hier von *R.* gesagt wird, anmassen, weil die von [Hn.] *P.* gesetzten Bedingungen ihm abgehen. Erlaubt a[ber] wird es seyn, über die Art, *wie* der Vf. seinen du[rch] lange Beobachtung erworbenen Stoff bearbeitet [hat,] Einiges zu bemerken, wenn zuvor das Wichtigste [aus] der Biographie und Charakteristik ausgehoben s[eyn] wird.

Von *R's.* Kindheit und Jugend bis zu seiner Ha[bi]litation in Wittenberg erfahren die Leser (S. 13 [—] 45) im Wesentlichen nicht mehr, als er selbst in [sei]nen Geständnissen erzählt hat. Die einzige Bericl[hti]gung findet sich S. 46, dass, obgleich *R.* in der an[ge]führten Schrift selbst erzählt, sein Vormund habe [ihm ge]gen Michaeli 1777 den Rest seines Vermögens [ge]schickt, um nach der Messe die Rückreise in [die] Oberpfalz anzutreten, er aber habe dieses Geld an[ge]wendet, sich gegen das Ende dieses J. zu habilitir[en,] dieses doch von der Mich. Messe 1776 zu versteh[en] seyn müsse, weil *R.* nach dem Titel seiner Habili[ta]tionsdisputation und der Chronik der Universität W[it]tenberg sich bereits am 26 Febr. 1777 habilitirt, u[nd] im Osterlectionskataloge d. J. schon Vorlesungen [an]gekündigt habe. Den Titel eines Adjuncts der phi[lo]sophischen Facultät erlangte er am 6 Apr. 1778, u[nd] im Nov. d. J. den Grad eines Baccalaureus der The[ol.] Er las darauf die Dogmatik nach *Seiler* mit solche[m] Beyfalle, dass er sie mehrere Halbjahre täglich zw[ey] Mal vortrug. 1780 erhielt *R.* eine ausserordentlic[he] Professur der Philosophie. Von diesem Zeitpuncte

bis zu seiner Versetzung nach Dresden lehrte er die gesammten philosophischen Wissenschaften in einem encyklopädischen Cursus. Durch die in diese Zeit fallende Verheirathung mit der Wittwe des Pr. Th. *Schmid*, welche einen hohen Grad von Bildung besass, erlangte *R.* nicht nur ein sorgenfreyes Leben, sondern auch eine, besonders im philologischen und patristischen Fache reichhaltige und schätzbare Büchersammlung. Nach *Wernsdorfs* Tode im J. 1782 erhielt *R.* die vierte theologische Lehrstelle mit ausdrücklicher Beybehaltung der ausserordentlichen Professur der Philosophie, und ward dadurch entschieden, die Theologie zu seinem Hauptstudio zu machen. Die Wissenschaften, welche er vorzüglich vortrug, waren Dogmatik und theologische Moral; nur bisweilen erklärte er ein Buch des A. T., namentlich die Psalmen und den Jesaias. Am Feste der Verk. Mar. trat er die Stelle eines Probstes an der Schloss- und Universitäts-Kirche, womit die Assessur im Consistorio verbunden war, an. 1789 rückte er nach *Tittmanns* Versetzung nach Dresden in die zweyte theologische Lehrstelle ein. Da er einen Ruf nach Helmstädt ablehnte, ward ihm von Dresden aus eine Gehaltserhöhung von 400 Rthlr. angeboten, von ihm aber nicht angenommen. Sehr willkommen wird den meisten Lesern das Verzeichniss der Vorlesungen (S. 83 — 92) seyn, welche *R.* in Wittenberg gehalten hat. Daraus mag nur ausgezeichnet werden, dass er im ersten Halbjahre als Magister legens unter anderen über den *Grotius de verit. rel. chr.* las, von Mich. 1782 an die Dogmatik nicht mehr nach *Seiler*, und die Moraltheologie nach Dictaten zwey Mal vorgetragen hat, das erste Mal von Ostern 1785 bis Mich. 1787, das andere Mal von Ostern 1788 bis Mich. 1790. Als *R.* 1792 Oberhofprediger wurde, eröffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis. Das Predigen wurde nun für ihn ein Hauptgeschäft. Was Hr. *P.* über R's. Art, die Candidaten und die berufenen Prediger zu prüfen, sagt, werden alle Leser billigen; von den *Colloquiis* mit den Superintendenten, über welche besonders so verschieden geurtheilt wurde, äussert der Biograph bloss, dass dabey (S. 103) der gelehrte und talentvolle Mann Gelegenheit genug gefunden habe, sich zu zeigen. — Für die Universitäten und Schulen Sachsens (S. 103 — 108) hat *R.* als Mitglied des Kirchenrathes sehr viel gethan durch collegialische Berathschlagungen, noch mehr als Commissarius der hohen Behörden durch seine individuelle Thätigkeit. Von *R's.* Schriftstellerey spricht Hr. *P.* S. 111 — 130, und giebt seine Ansichten über dessen Werke. Sein häusliches Leben und seine Tagesordnung (S. 132 — 135) blieb mit wenigen, durch die neuen Verhältnisse nöthig gewordenen Abänderungen dieselbe in Dresden, wie in Wittenberg. Er arbeitete bis Abends gegen 8 Uhr. Seine Erholungen waren geselliger Umgang mit gebildeten Freunden, die Musik, und in den ersten 10 Jahren seines Aufenthaltes in Dresden einige Spazierritte in jeder Woche. Von unermesslichem Einflusse auf den Gang seines Lebens war die Wahl seiner zweyten Gattin, welche er im vollen Sinne des Wortes seinen Schutzengel nannte. *R.* machte theils zu seiner Erholung, theils um seine Gesundheit herzustellen, gewöhnlich in den Hundstagsferien eine grössere auswärtige Reise (S. 139 — 162). Er besuchte die Oberpfalz mehrere Male, Wien, Hamburg, Carlsbad, wenn er nicht Geschäftsreisen zu machen hatte. Die wichtigste unter diesen war, als der König ihm, um die Ablehnung eines Rufes nach Berlin zu belohnen, im J. 1810 die Revision der beiden Universitäten und der drey Landschulen auftrug. Nach dem unglücklichen Beinbruche am 2 Aug. 1803 (S. 140) verstärkten sich die körperlichen Übel, an welchen *R.* schon früher gelitten hatte. 1811 musste er sich einer chirurgischen Operation unterwerfen, um von einer Hämorrhoidalfistel befreyt zu werden; doch arbeitete er in diesem Jahre am fünften Bande seiner Moral. Er betrat auch wieder seine Kanzel. Als er aber am ersten Busstage 1812 — und zwar zum letzten Male — gepredigt hatte, überfiel ihn am 4 März eine rheumatische Geschwulst am rechten Beine, wodurch seine Kräfte immer mehr erschöpft wurden. Ob er gleich in freyen Stunden an der Fortsetzung seiner Moral arbeitete: so schmerzte ihn doch nichts mehr, als dass er seine Berufsarbeiten nicht mehr verrichten konnte. Mit vieler Anstrengung hielt er die gewöhnlichen Candidatenexamina nach Ostern. Die Ärzte versprachen sich von dem Gebrauche des Bades in Tharant Hülfe, allein die sichtbare Abnahme der Kräfte nöthigte ihn bald zur Rückkehr nach Dresden. Er fühlte immer mehr, dass er nicht lange mehr leben könne, und entschlief, ohne auch nur Einen Tag während seiner letzten Krankheit zu Bette zu liegen, am 6 Sept. 1812, Morgens gegen 3 Uhr. Nicht ohne tiefe Rührung kann man lesen, was Hr. *P.* über *R's.* Tod und Begräbniss sagt (S. 188 — 199); die Nachrichten davon sind aber, auch schon berichtiget, in zu vielen öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden, als dass noch etwas hier ausgehoben werden dürfte.

Der zweyte Theil dieses Werkes enthält, wie auch schon der Titel ankündigt, die Charakteristik. Hr. *P.* hat diesen Theil unter dem Einflusse einer noch schwankenden und nicht völlig wieder hergestellten Gesundheit ausgearbeitet, und wünscht daher, dass die ihn sehr oft überraschende Schwäche nicht zu sichtbar in den einzelnen Abschnitten hervortreten möge. Der Vf. will (S. 16) in dieser Charakteristik „*R's* geistiges Leben als ein in sich zusammenhängendes Ganzes, ohne weitere Rücksicht auf die bereits dargestellten Verhältnisse seines äusseren Lebens, auffassen, und ihn schildern als Menschen und Geschäftsmann, und als Gelehrten, und diess, in sofern er akademischer Lehrer, Kanzelredner und Schriftsteller war." Diesem gehen (S. 18 ff.) einige Bemerkungen über das Verhältniss des Körperlichen zum Geistigen in *R.*, und wie sich jenes in diesem ankündigte, voran. *R.* hatte den Körper dem Geiste unterworfen. Seine Züge sprachen, besonders nach dem funfzigsten Jahre den Ernst des Forschers und das ununterbrochene Gefühl der körperlichen Leiden aus. Sein Auge war lebhaft, und ward feurig, sobald sein Geist einen Ge-

genstand mit höherem Interesse ergriff. War er gesund: so lag in seinem Blicke viel Ironie. In seiner äusseren Ankündigung hatte er viel Haltung und Anstand; er war höflich und gewandt, und kannte alle Schattirungen der feinen Lebensart. Gegen die hergebrachten Formen der Convenienz wollte er nicht verstofsen, aber auch nicht mehr Zeit damit verlieren, als eben nöthig war. Was R. als Mensch war, sagt Hr. P. S. 23 — 85. R. strebte rastlos danach, die drey geistigen Vermögen in sich harmonisch zu entwickeln und zu bilden. Zu einer Reife und Vollkommenheit, wie selten bey einem Gelehrten, war das Vorstellungsvermögen bey ihm ausgebildet, vorzüglich das, was man vorzugsweise das *Judicium* nennt. Die Phantasie war nicht die vorherrschende Kraft des Geistes, doch war sie so reich ausgestattet, dafs sie seinen rhetorischen Darstellungen Lebendigkeit und Fülle des Ausdrucks verlieh; nur das wörtliche Auswendiglernen ward ihm sehr schwer. — Das Gefühlsvermögen stand stets unter der Oberherrschaft der Vernunft. R's. Gefühle hatten Wahrheit, Innigkeit und Wärme; doch waren die moralischen und religiösen feiner und regsamer, als die ästhetischen. Er analysirte, so weit diefs möglich ist, das Gefühl, und nur diejenigen äufserte er selbst und billigte sie an Anderen, welche bey jener Analysis die Prüfung der Vernunft bestanden, und als zweckmäfsig sich bewährten. Die physischen Gefühle beherrschte er ganz. — R. ordnete in Lehre und That das sinnliche Begehrungsvermögen unter das höhere und übersinnliche; er lebte zunächst und ganz seiner Pflicht in jedem Verhältnisse. Aller Nepotismus war ihm verhafst. Hr. P. zeigt nun der Reihe nach, dafs R. frey von jeder Art von Eigennutz, fest, selbstständig und consequent war, und mit seinem Zeitalter fortschritt, weil er rastlos thätig war, und seine Zeit weise einzutheilen wufste. Gegen das Urtheil, als sey R. stolz gewesen, oder als habe er aus Ehrgeiz gehandelt, wird er S. 57 sehr treffend vertheidigt, und zugleich bemerkt, dafs auch von der Demuth gegen Menschen in seinem gesellschaftlichen Leben keine Spur zu finden gewesen sey. R's. Glaube war unerschütterlich, dafs der Geist des Evangeliums die Bestimmung habe, das menschliche Geschlecht und jeden einzelnen Bekenner des Christenthums zur Ähnlichkeit mit Gott zu führen. „Die subjective Festigkeit dieses Glaubens bey ihm, heifst es S. 65, sprach sich in seinen Predigten und in seinen übrigen moralischen und ascetischen Schriften mit einer solchen ergreifenden Stärke aus, dafs die grofse Wirkung seiner Predigten und Schriften hauptsächlich aus der Innigkeit und Lebendigkeit dieses Glaubens erklärt werden mufs, mit welchem er unaufhaltbar zu dem Geiste und dem Herzen der Besseren seines Zeitalters sprach.“ Nach dieser Darstellung, was R. als Mensch war, erinnert sich Hr. P. S. 68, dafs es nicht die Absicht der Charakteristik seyn könne, R's. sittliches Leben nach den Rubriken eines Compendiums der Moralphilosophie durchzugehen, und zu zeigen, wie er jede einzelne Pflicht erfüllte. Defshalb hebt der Vf. nun die Eigenschaften heraus, welche R. im Verhalten gegen Andere zeigte, besonders als höherer Geschäftsmann. Diese sind Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Verschwiegenheit, Strenge in den Foderungen an die pflichtmäfsige Äufserung Anderer, Wohlwollen selbst bey schmerzlichen Erfahrungen und Dankbarkeit. — Die Schilderung R's. als Gelehrten fängt mit seinen philologischen Kenntnissen (S. 90 — 104) an. Die alten Sprachen waren ihm, wie seine Schriften bezeugen, genau bekannt; allein die Exegese war nicht das Feld, das er mit besonderem Interesse anbaute. Sie beruhte zwar (S. 95) auf einem gründlichen philologischen Studium, und hielt mit seinem Zeitalter gleichen Schritt; sie stand aber bey ihm noch zu sehr im Dienste der Dogmatik, und war noch zu wenig von beygemischten theologischen Stoffen entbunden, um als ganz selbstständige Wissenschaft zu erscheinen, die ihre Resultate aufstellt, unbekümmert darum, ob sie diesem oder jenem theologischen Lehrgebäude zusagen werden. Die französische, italiänische und englische Sprache verstand R., ohne sie doch zu sprechen. Was die deutsche Sprache betrifft: so kann man (S. 101) nicht leugnen, dafs der Culminationspunct seiner stilistischen Darstellung im Ganzen in die Zeit vor seinem unglücklichen Beinbruche und vor seiner fortdauernden Kränklichkeit (1795 — 1802) fällt. — Als Philosoph gehörte R. jedesmal zur Oppositionspartey des herrschenden Systems. Er war Skeptiker, ob er gleich in Hinsicht der Theologie Supernaturalist war. Die Pädagogik schlofs er von seinem Cursus der philosophischen Wissenschaften aus. Er schien (S. 134) diese Disciplin nicht ganz so zu würdigen, wie sie es verdient, und wie es das Zeitalter und das Nationalbedürfnifs verlangt. In seinen Vorlesungen dictirte R. nicht blofs die Paragraphen, sondern auch die Erklärungen; in späteren Zeiten aber sprach er selbst dieser unseligen Methode das Todesurtheil. — Als Homiletiker hat sich R. selbst treffend dargestellt, und Hr. P. konnte daher nicht viel Neues sagen. Die Veranlassung zu der so hart beurtheilten Reformationspredigt im J. 1800 wird S. 164 so erzählt: Der Buchhändler Dyk schickte R'n. ein katechetisches Werk, welches dem Religionsunterrichte bestimmt war, zur Durchsicht. R. vermifste darin die Lehre von der freyen Gnade Gottes durch Jesu, und machte diese Ausstellung nicht nur gegen Dyk, sondern schrieb sich auch dieses Thema in seine Sammlung von Materialien zu künftigen Predigten, wo er es denn am Reformationsfeste behandelte. Wenn R. darüber klagte, dafs es ihm nicht möglich sey, schnell zu arbeiten: so scheint diefs nur (S. 175) von seinen streng wissenschaftlichen Werken und höchstens von den reichhaltigen logischen Entwürfen zu seinen Predigten zu gelten. Die Predigten selbst schrieb er gewöhnlich in Einem Flusse nieder, und nur höchst selten fanden sich in den nett geschriebenen Manuscripten Verbesserungen und Nachträge. — Als Recensent (S. 177) scheint R. nur an der helmstädtischen lateinischen Universitätszeitung, der allgemeinen deutschen Bibliothek und der allg. Lit. Zeit. thätigen Antheil genommen zu haben. — Angehängt

und diesem Bande: 1) ein vollständiges Verzeichniss der Schriften R's. in chronologischer Ordnung. (S. 181 — 195). Es enthält 66 Nummern, worunter jedoch die Chrestomathie aus R's. Schriften von Hn. P. mit begriffen ist. 2) Verzeichniss der R'schen Recensionen in der A. L. Z. (S. 197 — 200). Es führt 50 Recensionen auf von 1788 — 1796. 3) Fragmente von Briefen R's. an einige deutsche Gelehrte (S. 201 — 256). 4) Zusätze und Berichtigungen zum 1 Theile, zum Theil *von hoher Hand*, zum Theil von Hn. P. selbst.

Nachdem das Wichtigste aus dieser Biographie und Charakteristik R's. ausgehoben ist: so will Rec. nur Einiges über die Art, wie der Vf. seinen Stoff bearbeitet hat, erinnern, weil er schon ehrlich bekannt hat, dass ihm die Eigenschaften abgehen, welche Hr. P. zur Urtheilsfähigkeit über die Wahrheit seiner gegebenen Ansichten fodert. Es scheint, als habe Hr. P. seiner Darstellung dadurch viel Eintrag gethan, dass er seinen Stoff, der eigentlich ein Ganzes ausmacht, zerstückelt hat, indem er dem äusseren Leben (Biographie) und dem inneren (Charakteristik) einen besonderen Abschnitt widmete. Die neuere Zeit, welche oft zu begreifen und zu erklären meinte, wenn sie die verschiedenartigen Kräfte, welche lebendig und harmonisch zusammenwirken, in todte Begriffe auffasst und zerlegt, sondert zwar in der Theorie der Lebensbeschreibung scharf, was in dem Leben des Menschen entweder dem Schicksale oder der Freyheit angehört, und die mehresten Lebensbeschreibungen, welche wir seit einigen Jahren erhalten haben, folgen mehr oder weniger streng dieser Theorie; allein die Möglichkeit einer solchen Sonderung an und für sich in dem zu schildernden Individuo, sowie der Gewinn, der daraus für die Darstellung selbst entspringt, können wohl noch nicht als entschieden angenommen werden. Denn gesetzt, aber nicht zugegeben, dass der unermüdetste und sorgfältigste Beobachter der Veränderungen in seinem Äusseren und Inneren genau anzugeben wüsste, was bey denselben entweder seinen ursprünglichen Anlagen, oder den von ihm unabhängigen Verhältnissen, oder der freyen Selbstthätigkeit angehörte: so wirkt doch fast nie eine dieser Ursachen allein, und noch weniger können und dürfen sie in der Darstellung des Lebens getrennt werden, weil dieselbe dem Leser von jedem Momente, der dargestellt wird, eine vollständige Anschauung geben soll. Wenn eine Lebensbeschreibung in Biographie und Charakteristik getheilt wird: so erhalten wir eine Reihe von Thatsachen, deren Grund uns erst dann aufgedeckt wird, wenn jene schon nicht mehr lebendig vor der Seele sind, oder vielmehr der Mensch wird in zwey Hälften zerrissen, welche nie, wenn sie wieder zusammengesetzt werden sollen, genau passen. Wir erhalten zuerst die Erzählung und dann das Räsonnement; erst ist der Biograph Maler, und dann wird er Anatom, der über dem Einzelnen oft vergisst, dass es nur Ein Theil des Ganzen ist. In dem Agricola, wie ihn Tacitus schildert, sehen wir zugleich den inneren und den äusseren Menschen, und bedürfen nicht, dass erst mit dem Finger darauf hingewiesen werde, wie und warum er dieser Mensch war. Nach Rec. Überzeugung würde Hr. P. noch weit mehr geleistet haben, wenn er uns R's. Charakter, sowie er sich in dessen ganzem Leben und Wirken und mit diesem offenbarte, als ein Ganzes gegeben hätte. Dann würde nicht in der Biographie Manches stehen, was in die Charakteristik gehört, und diese konnte noch weniger in ein trockenes Aufzählen von Eigenschaften hie und da ausarten, dass sich, wie schon bemerkt ist, Hr. P. selbst an das Compendium der Moraltheologie erinnert. Doch bleibt auch bey diesem Wunsche Hn. P. der aufrichtigste Dank für dieses Werk.

Noch muss eine Zugabe an beiden Theilen besonders erwähnt werden. Es sind diess am ersten Theile (S. 203 — 302) die Briefe, welche R. an Hn. P., am zweyten Theile (201 — 251) einige Briefe, welche er an die Herren *Bretschneider*, *Gruber*, *Schatter*, *Andreä*, *Sarvey*, *Grebitz* und *Müslin* geschrieben hat. Die Kritik hat daran kein Recht, weil sie von R. auf keinen Fall für den Druck bestimmt waren. Ob sich der Verewigte darüber freuen würde, sie gedruckt zu sehen, kann Rec. nicht beurtheilen. Genug, Hn. P's. Gefühl widersprach nicht, als er die an ihn selbst gerichteten der Presse übergab. Die übrigen hier mitgetheilten Briefe betreffen grösstentheils die Schriften, welche R'n. zugesendet worden waren, und zeigen uns daher ihn nur von Einer Seite, wie er nämlich in hohem Grade die Kunst besass, durch seine Zuschriften zu ermuntern und für gelehrte Beschäftigungen zu begeistern. Rec. verdankt in dieser Hinsicht R'n. unendlich viel, glaubt aber doch, dass die hier mitgetheilten Proben hinreichen, um ihn auch von dieser Seite kennen zu lernen. Mögen Viele durch diese Lebensbeschreibung erhoben werden, nach seinem Beyspiele zu glauben, zu wirken und zu dulden!

O. P. B.

NEUE AUFLAGEN.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Gründlicher und ausführlicher Unterricht in der praktischen Geometrie*: von *Johann Tobias Mayer*, Hofrath u. Prof. zu Göttingen. Vierte verbesserte u. vermehrte Auflage. Erster Theil mit 7 Kupfertafeln. 1814. XXXXII u. 589 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (Die erste Auflage erschien 1777, die zweyte 1792, die dritte 1802.) Zweyter Theil mit 7 Kupfertafeln. 1816. XXIV u. 678 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) (Die erste Auflage erschien 1779, die zweyte 1792, die dritte 1802.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

THEOLOGIE.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *Neueste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums und der biblischen Literatur in Asien,* von *Claudius Buchanan*, D. d. Theol. und vormalig. Vice-Rector des Collegiums im Fort William in Bengalen. Nebst einem Anhange von drey Predigten von demselben Verfasser. Aus dem Englischen übersetzt von M. *Christ. Gottlieb Blumhardt*, Pfarrer zu Bürg am Kocher im Königr. Würtemberg. 1814. XVI und 420 S. 8. (1 Rthlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1816. No. 215.]

Diese Untersuchungen, welche noch eine besondere Anzeige verdienen, sind eine treffliche Frucht des in England neu erwachten Eifers, die h. Schrift unter allen Völkern zu verbreiten, und durch dieselbe die Christen zu erleuchten und zu erwärmen, die Nicht-Christen zu gewinnen. Im Collegium des Fort William in Calcutta, das den 4 May 1800 gestiftet wurde, befand sich eine besondere Abtheilung für Bibelübersetzungen in orientalische Sprachen, und schon 1805 wurde der Anfang gemacht mit den Übersetzungen in die persische, hindustanische, west-malayische, Orissa- und Mahratten-Sprache. Als die Regierung den 1 Jan. 1807 dieser Anstalt in Hinsicht auf Bibelübersetzungen die Unterstützung entzog, setzten die Unternehmer, auf das Publicum rechnend, das begonnene Werk fort, und erweiterten den Plan, indem sie für alle Völker des Ostens zu sorgen beschlossen. Zu diesem Zwecke zogen sie aus allen Gegenden die gehörigen Nachrichten ein, die aber einander oft widersprachen, und daher nicht zu der gewünschten Kenntniss der verschiedenen Völker führten. Hr. *B.* unterzog sich vom J. 1806 — 1808 der Reise von Calcutta bis zum Cap Comorin, und besuchte die Insel Ceylon drey Mal, um durch eigene Ansicht sich zu belehren. Seine Aufmerksamkeit war besonders gerichtet auf 1) die Tempel und den Aberglauben der Hindus, 2) die Kirchen und Bibliotheken der Christen, 3) die östlichen Juden, und 4) die Männer, die in ihren Ländern die Ausbreitung der h. Schrift befördern könnten. Nach Vollendung dieser Reise blieb der Vf. noch 9 Monate in Indien, und kehrte im J. 1809 nach England zurück. Apoplektische Anfälle haben ihn genöthigt, den Plan (S. 145) zu einer ähnlichen Reise nach Syrien, Palästina und Griechenland aufzugeben. Wir müssen uns freuen, diese Nachrichten über Indien erhalten zu haben, welche in mehr als einer Hinsicht überaus wichtig sind. Das Original erschien im J. 1811 zu London unter dem Titel: *Christian Researches in Asia.* Der Zusatz auf dem deutschen Titel: „und der biblischen Literatur," scheint also von dem Übersetzer herzurühren, und muss in einer engeren Bedeutung, als der gewöhnlichen, hier genommen werden, wie sich in der Folge zeigen wird. In Hn. *B.* vereinigte sich Vieles, was ihn zu diesen Nachforschungen vorzüglich geschickt machte, sein vorhergehender langer Aufenthalt in Indien, die vertraute Bekanntschaft mit den älteren und neuen orientalischen Sprachen, die Unterstützung des Gouvernements. Wie gross sein Eifer sey, die Kenntniss von Asien zu befördern und zu verbreiten, beweist schon der Umstand, dass er auf den Universitäten Englands mehrere ansehnliche Preise, unter anderen einen von 500 Pfund Sterl., den besten Schriften über die Geschichte und Civilisation Asiens bestimmt hat. Mit diesem Eifer verbinden sich innige Ehrfurcht gegen das Christenthum, reges sittliches Gefühl (S. 30) und Freymüthigkeit des Urtheils über das religiöse Benehmen der ostindischen Regierung (S. 57). Seine strenge Orthodoxie thut der Duldsamkeit (S. 151. 147), seine Berechnung der biblischen Weissagungen des A. und N. T. (S. 149. 189. 200 ff., 222 ff., 254 ff.) und sein Chiliasmus (S. 257) dem hellen Blick in das Wesen des Christenthums und dem Dringen auf das, was wahrhaft erspriesslich ist, keinen Eintrag. Der Vf., seinen oben angegebenen Zweck fest im Auge behaltend, hat seine Schrift ethnographisch geordnet, und nur einige Mal wird auf das Religionsbekenntniss Rücksicht genommen. Er handelt von jeder in Ostindien sich aufhaltenden Nation oder Kirche, und zeigt, was geschehen müsse oder schon geschehen sey, die h. Schrift und das Christenthum einzuführen oder wirksamer zu machen. (Die Muhamedaner werden aus leicht einzusehenden Gründen ganz übergangen.) Einen Nachtheil hat diese Ordnung, dass Nachrichten, die zusammen gehören, oft zerstreut sind; daher die Zugabe eines Registers sehr erwünscht gewesen wäre. Da diese neuesten Untersuchungen noch nicht, wie sie es verdienen, überall bekannt sind und gelesen werden: so hält es Rec. für Pflicht, auf einige der interessantesten Nachrichten aufmerksam zu machen, und dadurch

zum Lesen der ganzen Schrift zu reizen. Am besten wird sich alles mittheilen lassen unter den Rubriken: Geschichte der Religionen, Kritik der Bibel, Übersetzungen derselben und allgemeine Bemerkungen.

Bey der *Geschichte der Religionen* wenden wir unsere Aufmerksamkeit zuerst auf das jetzige Urvolk, *die Hindus*. Da es dem Vf. mehr darum zu thun war, den Einfluss der Religionen auf das Leben, als die Lehrsätze derselben darzustellen: so bemerkt er (S. 291) nur im Allgemeinen, dass kaum Ein Lehrpunct in ihrem Religionssysteme sey, an welchen das ganze Geschlecht der Hindus glaubt; vielmehr ist der Sectirer und Schismatiker kein Ende, die sich nur zu gewissen Lehren bekennen, welche von Anderen verworfen werden. Allein desto ausführlicher beschreibt er die religiösen Gebräuche, welche unter den Augen der Regierung, die sogar von einigen dieser Gebräuche Gewinn zieht, begangen werden. Lebhaft, aber schaudererregend, ist die Schilderung des Festes, welches dem Götzen Juggernaut, seinem Bruder Boloram und seiner Schwester Schubudra in Orissa gefeyert wird, und welchem der Vf. (S. 19 — 34) im J. 1806 beywohnte. Man sieht schon in weiter Entfernung die Gegend umher mit verschmachtenden Pilgern und mit den Gebeinen der Gestorbenen bedeckt; die Pilger dringen oft mit Ungestüm in die Stadt ein, um die Wache zu überwältigen und die von den Engländern aufgelegte Pilgertaxe nicht zu bezahlen; der 60 Fuss hohe Wagen des Götzen wird an 6 Tauen von dem Volke unter Gesängen, Gebeten und unzüchtigen Bewegungen der Priester fortgezogen, und nie fehlt es bey diesen Processionen an unglücklichen Schlachtopfern, welche sich, um Heilige zu werden, freywillig unter die Räder des fortgezogenen Wagens stürzen und zerquetschen lassen. Nach amtlichen Berechnungen wird (S. 34) auf die Verehrung dieses Götzen zu Juggernaut in Orissa jährlich die Summe von 8,702 Pf. Sterl. verwendet. Die *Weiberopfer* sind noch immer sehr häufig, und der Gerichtshof der Directoren hat noch keinen Schritt (S. 45) zur Unterdrückung dieses Gebrauches gethan. Laut amtlichem Berichte wurden in dem Umkreise von 6 Stunden um Calcutta im J. 1803 275, und das darauf folgende Jahr vom 15 Apr. — 19 Oct. 115 Weiber mit den Leichen ihrer Männer verbrannt; und genau soll diese Angabe immer noch nicht seyn. Die *Kinderopfer* verbot Wellesley im J. 1802; zu Saugor wurden noch (S. 47) im Jan. 1801 deren 23 den Hayfischen und Crocodillen vorgeworfen. Um selig zu werden, empfahl ein alter, im Rufe besonderer Heiligkeit stehender Brahmine einem jüngeren, ein gewisses Gebet 400,000 Mal herzusprechen, welches dieser auch (S. 78) binnen 6 Monaten nebst manchen peinlichen Ceremonieen in einer Pagode vollbrachte. — Von den *Juden* wohnt eine alte Colonie in Cochin. Der Vf. hielt sich dort nicht nur vom Nov. 1806 — Febr. 1807 auf, sondern machte im Januar 1808 eine neue Reise zu ihnen. Da aus den entferntesten Gegenden Asiens Juden nach Cochin kommen: so kann man hier die mannichfaltigsten Nachrichten über diess Volk (S. 230) einziehen. Die Stadt Maltachery (1 englische Meile von Cochin) ist ganz von Juden bewohnt. Sie theilen sich in Jerusalems- oder weisse, und in alte oder schwarze Juden ein. Beide haben da eine besondere Synagoge; doch wohnen die letzteren mehr im Inneren der Provinz. Die *weissen Juden* (S. 232 ff.) gaben selbst dem Vf. eine Erzählung in hebräischer Sprache von ihrer Ankunft in Indien folgenden Inhalts: A. M. 4250 = 490 p. C. kamen ihre Vorfahren mit Weib, Kind und Priestern aus Jerusalem in Indien an, wo ihnen Cranganor zum Wohnplatze angewiesen und viele Vorzüge zugestanden wurden. Dort blieben sie, von 72 Häuptern regiert, 1000 Jahre. Es entstand Zwietracht unter ihnen; einer der Anführer rief einen indischen König zu Hülfe, der Alles zerstörte und sie aus Cranganor vertrieb. Ein Theil der Vertriebenen rettete sich nach Cochin, wo sie noch wohnen. Die kupferne Platte, das Document der ihnen vor Zeiten zugestandenen Vorrechte, bewahren sie noch auf; die Schrift darauf ist nicht verständlich. Sie theilten dem Vf. eine hebräische Übersetzung davon mit, und dieser liess ein *Fac simile* der Platte in Kupfer stechen, das auf der Universitätsbibliothek in Cambridge niedergelegt ist. Die Gesichtsbildung der *schwarzen Juden* zeigt schon, dass sie vor den weissen nach Indien gekommen sind und sich mit nicht-israelitischen Familien vermischt haben (S. 237 ff.). Sie werden auch von den weissen als eine geringere, nicht reine Art angesehen. Dem Vf. gaben sie eine Liste von 68 Orten Indiens und China's, wo sich Juden aufhalten. Von dem A. T. giebt es unter ihnen nur wenig Abschriften, und die prophetischen Bücher sind sogar selten. Es hat sich die Sage unter ihnen erhalten, dass die Nachkommen der 10 Stämme noch in Chaldäa und den angrenzenden Ländern sich finden. — Unter den christlichen Parteyen müssen die *syrischen* oder Thomas-Christen, als die ältesten Indiens, zuerst erwähnt werden. Was schon *La Croze* (*Hist. du christianisme des Indes. A la Haye.* 1724. 8.) von ihrer früheren Geschichte und ihren von den Portugiesen erduldeten Verfolgungen erzählt, soll als hinlänglich bekannt übergangen werden; nur darauf will Rec. aufmerksam machen, dass ihre früheren Schicksale mit denen, welche die Juden nach ihrer eigenen Erzählung hatten, viel Ähnlichkeit haben. Die syrischen Christen bewohnen (S. 99) das Innere von Travancore und Malabar, geniessen (S. 112) die Vorrechte des Adels, und sind in Ansehung ihrer Gewissensfreyheit von den hindustanischen Fürsten nie gekränkt worden. Die ehernen Tafeln, auf welchen die ihnen von einem Regenten der Vorzeit verstatteten Vorrechte eingegraben sind, und welche man (vgl. *La Croze*, S. 45) für verloren hielt, sind durch die Bemühungen des Obr. Lieut. Macauley wiedergefunden, und bey diesem (S. 141) amtlich niedergelegt worden. Es sind 6 solche Tafeln, die aber Niemand lesen kann. Der Vf. hat ein *Fac simile* davon machen lassen, und auf der Bibliothek in Cambridge niedergelegt. Ihre Sitten (S. 106) sind auf dem Gebirge einfacher, als in der Nähe der übrigen Christen. Die ältesten Kirchen

sind einigen der ältesten Pfarrkirchen in England ähnlich, und verrathen sarazenischen Ursprung. Die Glocken sind oft von grossem Umfange und mit syrischen oder malabarischen Umschriften versehen; hängen jedoch in der Nähe von Pagoden nicht in den Thürmen, sondern innerhalb der Kirchen (S. 117), weil die Hindus meinen, dass durch den lauten Schall ihre Götter erschreckt werden. Der Metropolit, jetzt Mar Dionysius, hat seine Residenz nicht mehr, wie in den frühesten Zeiten, zu Angamalee, sondern (S. 123) in Canderad. Die syrischen Geistlichen (S. 110) heissen Cassanaren, die Presbyter Casches cha's und die Diakonen Schumschana's. Ihrer Dogmen (S. 119) sind wenig, und sie stimmen in den wesentlichen Puncten mit den Lehrsätzen der englischen Kirche überein. Daher trug Hr. *B.* dem Mar Dionysius an, dass sich die syrische mit der englischen Kirche vereinigen sollte. Nachdem einige Bedenklichkeiten, z. B. ob die englische Ordination sich in ununterbrochener Folge von den Aposteln herleite, gehoben waren, stellte der Metropolit eine schriftliche Erklärung aus (S. 129), er halte diese Union für ein glückliches Ereigniss, und wolle 2 junge Geistliche nach England schicken. Die Liturgie ist die alte antiochenische. Die Syrer haben wenig Predigten, aber viele Ceremonieen, welche mit denen der griechischen Kirche Ähnlichkeit haben. Der Vf. rühmt als feyerlich den Gebrauch (S. 117), dass während der Gebete oft Pausen des Stillschweigens vorkommen, wo dann der Priester mit gebrochener Stimme und Jeder für sich selbst betet. Sie haben wenig Abschriften der syrischen Bibel, und kein einziger Priester hatte ein gedrucktes Exemplar derselben gesehen (S. 113). Als ihnen daher der Vf. sein syrisches N. T. zeigte, äusserte ein alter Priester, ein solches Exemplar sey so viel an Silber werth, als sein Gewicht betrage. — Die vorzüglichsten Eigenschaften der *Armenier*, die man in allen Hauptstädten Asiens findet, sind Wohlstand, Kunstfleiss und Unternehmungsgeist. Wo sie Niederlassungen haben, bauen sie Kirchen (S. 272), und stellen einen feyerlichen Gottesdienst am Sonntage an. Ihre Kirche hat sich von muhamedanischen und päpstlichen Irrthümern am meisten frey erhalten. Ihre Lehren sind, so weit sie der Vf. kennt, Lehren der Bibel. Sie haben Kirchen in Calcutta, Madras, Bombay und auch im Inneren des Landes. — Die *Katholiken* (S. 133) haben in Cranganore, das jetzt in Trümmern liegt, noch einen Erzbischof, der 45 Kirchen unter sich hat. In Verapoli, wo auch, sowie in Pulingunna, Seminare für Weltgeistliche sich befinden, residirt der Bischof Raymundo, der zugleich päpstlicher Vicar in Malabar ist. Sein Sprengel umfasst 64 Kirchen, und er erkennt die Inquisition nicht an. Ausserdem sind noch in Cochin und Quilon Bischöfe. Der Zustand des Christenthums ist unter den Katholiken in Indien sehr herabgewürdiget; die Hauptursache soll die Inquisition seyn. Den Veda kennen die Priester besser, als das Evangel. Chr. Der Vf. war im Oct. 1806 Augenzeuge, dass zu Aughoor, einem Orte zwischen Trichinopoly und Madura, der Götzenthurm des Juggernaut zur Feyer eines christlichen Festes gebraucht wurde (S. 150). Die Inquisition wird von dem brittischen Gouvernement (S. 152) geduldet, sogar geschützt. Sie ist in Alt-Goa, das nur von Geistlichen bewohnt wird, 8 englische Meilen von Neu-Goa. Die Nachrichten des Arztes Dellon, welcher 2 Jahre in den Kerkern der Inquisition schmachtete, und nach seiner Befreyung eine Beschreibung derselben herausgab (S. 156 und 167), sind im Ganzen richtig. Selbst der Vice-König von Goa ist derselben unterworfen. Sie wurde (S. 168) 1775 durch ein königliches Edict aufgehoben, und 1779 (S. 172) wieder mit gewissen Einschränkungen hergestellt. Seit dieser Zeit sind die Aussprüche derselben innerhalb ihrer Mauern vollzogen worden. In Alt-Goa, dieser Stadt aus lauter Kirchen und Klöstern, konnte Hr. *B.* kein Wirthshaus (S. 157) finden, und wurde im dortigen Augustinerkloster von dem Pater Joseph a Doloribus, der zugleich Inquisitor war, aufgenommen. Durch vieles Dringen erlangte der Vf., dass ihn jener Pater in dem Gebäude der Inquisition, in dem wöchentlich 3 — 4 Sitzungen gehalten werden, herumführte; doch verweigerte dieser fest und bestimmt (S. 178), die Gefängnisse und die Folterkammer zu zeigen. Die erzbischöfliche Bibliothek (S. 161) enthält eine Sammlung schätzbarer Bücher; in der grossen Bibliothek des Klosters (S. 164) war keine Bibel. — Von den Missionsanstalten der *Protestanten*, welche der Vf. S. 48 — 76 beschreibt, darf hier nichts erwähnt werden, weil die Nachrichten von denselben durch das Waiseninstitut in Halle wieder bekannt gemacht werden. Nur das werde ausgehoben, dass Viele die Predigten fast wörtlich (S. 62 f.) auf Palmyrablätter mit eisernen Griffeln nachschreiben, und in Tanjore der Prediger bisweilen der Versammlung mitten in der Predigt eine Frage vorlegt, welche mit Einer Stimme von allen Zuhörern ohne Zögerung beantwortet wird. — Wenn der ausdauernde und aufopfernde Eifer der Missionarien, und der Segen, den sie unter den Eingeborenen verbreiten, den Leser erfreut und erhebt: so schlägt die gänzliche Gleichgültigkeit der ostindischen Compagnie gegen alle christlichen Anstalten desto mehr nieder. Wenn Hr. *B.* nicht selbst Engländer wäre, und seine Berichte der Regierung nicht vorgelegt hätte: so würde man kaum seinen Nachrichten Glauben beymessen dürfen. Schon auf der Reise nach Ostindien entbehren die Soldaten allen Unterricht in der Religion: denn kein Schiff (S. 298) hat einen Caplan. Kein einziges von den 20 Regimentern, die etwa in Indien liegen, hat einen Feldprediger, ungeachtet manche Soldaten (S. 75) noch Verlangen nach Bibel und Predigt haben. In Bengalen und Madras werden die öffentlichen Ämter vorzugsweise den Muhamedanern und Hindus gegeben, weil es Herkommens bey der Regierung ist, die eingeborenen Christen nicht zu begünstigen. Zur Zeit des holländischen Predigers und Geschichtschreibers Baldäus sind allein in der Provinz Jaffna auf Ceylon 32 christliche Kirchen gewesen; jetzt befindet sich (S. 82) in der ganzen Provinz, ausser einem einzelnen Missionar, kein

einziger protestantischer Prediger. Selbst in der Stadt Jaffna ist bis jetzt noch kein Prediger angestellt. In dem ganzen südlichen Theile der Insel sind nur 2 englische Prediger. Daher kehrt jährlich eine grosse Anzahl Christen (S. 84) zum Heidenthume zurück. Der Vf. ruft deshalb S. 75 aus: „O England, England! Wahrlich nicht deinem Wohlverhalten hast du es zu verdanken, dass die Vorsehung dir die Schätze Indiens verleiht!" Diesem Mangel an religiösen Anstalten haben selbst die Staatsbeamten in Indien die öfteren Meutereyen der Soldaten zugeschrieben. Von S. 286 — 312 thut der Vf. Vorschläge zu einer kirchlichen Verfassung Indiens, welche auch nach S. XVI zu Stande gekommen ist. 1813 wurde dem Parlamente von der Regierung die Mittheilung gemacht, dass 1 Bischof, 3 Archidiakonen u. s. w. an der Spitze der englischen Kirche in Ostindien stehen sollen.

Auch die Hoffnung, Ausbeute für *die Kritik* der Bibel zu erhalten, empfangen wir durch Hn. *B.* Von den schwarzen Juden in Cochin kaufte er aus der Synagoge einen alten Kasten, in welchen die abgenutzten Manuscripte der Bibel gelegt worden waren. Durch diesen Kauf (S. 240 ff.) sind ihm einige gute Manuscripte in die Hände gekommen, vorzüglich eine alte Abschrift des Pentateuchs, welche auf eine Lederrolle geschrieben ist. Die Felle sind zusammengenäht und die Rolle ist ungefähr 48 Fuss lang. An einigen Orten ist sie durchlöchert, und mit Pergamentstücken ausgebessert. Hr. *Yeates*, Mitglied des Collegiums aller Seelen zu Oxford, dem der Vf. den Auftrag, die mitgebrachten hebräischen und syrischen Manuscripte zu ordnen und zu vergleichen, gegeben hat, ist mit der Collation dieser Rolle des Pentateuchs fertig. Sie wird Einen Band in 4. ausmachen, welcher zum Besten des Hn. *Yeates* auf Kosten der Universität gedruckt werden soll. *Herb. Marsh* wird in einer Vorrede dazu das Alter und die Wichtigkeit dieses Manuscripts zeigen. — Die Stelle 1 Joh. V, 7 steht in keinem der syrischen Manuscripte (S. 139 f.), welche der Vf. gesehen hat. Vielleicht gewinnen in der Folge durch diese Collation auch unsere syrischen Übersetzungen der Bibel, und dadurch der Text des A. und N. T's., da der Vf. ein sehr altes Manuscript der syrischen Übersetzung mitgebracht hat. Es ist Schade, dass es ausser dem Plane des Vfs. lag, im Voraus wenigstens darauf aufmerksam zu machen.

Müssen wir uns in Hinsicht auf den Gewinn für Kritik noch mit Hoffnungen begnügen: so ist es desto erfreulicher, zu lesen, wie das *Unternehmen*, *die Bibel in die noch lebenden Sprachen des Ostens zu übersetzen*, *rasch vorwärts schreitet*. Was bis zum J. 1811 in Indien schon geleistet war, soll nach der Ordnung der Völker, die der Vf. befolgt, kurz angegeben werden. a) An der Übersetzung der Bibel in die *chinesische Sprache* (S. 10 — 17) arbeitet *Johannes Lassar*, ein armenischer Christ, aber in China geboren, der vorher zu Macao von den Portugiesen zur Führung der amtlichen Correspondenz mit dem Hofe in Pekin angestellt war, und für 450 Pf. Sterl. in die Dienste des Collegiums trat, welche Summe er auch von den Vorstehern nach der oben erwähnten Beschränkung fort erhielt. Er wohnt zu Serampore und übersetzt (S. 274) aus der armenischen Bibel, zieht aber auch die englische zu Rathe. Im J. 1807 wurde das Evang. Matth. schön geschrieben an den Erzbischof von Canterbury geschickt. Seit dieser Zeit ist ein beträchtlicher Theil des N. T. nach chinesischer Art über zusammengesetzte Formen abgedruckt. Zugleich wird die Nachricht mitgetheilt, dass zu Canton in China *Morrison*, zu einer Missionsgesellschaft gehörig, eine chinesische Übersetzung des N. T's. zum Drucke fertig habe (S. 16). 2) Für *die Hindus* sind 5 verschiedene Übersetzungen nöthig, nach den 5 Hauptsprachen, die im brittischen Indien (S. 76 — 79) geredet werden. a) *Hindustanische*, an welcher der Prediger *Martyn*, der auch schon (S. 246 ff.) die englische Liturgie und die Gleichnisse Jesu in diese Sprache übersetzt hat, mit grosser Anstrengung und Sorgfalt arbeitet. Das N. T. ist fertig. b) *Bengalisch*, in welches die Bibel durch die Baptisten-Missionen (*D. Carey* und *Jos. Marschmann*) auch schon übersetzt ist. c) Die *Telinga-Sprache* in den nördlichen Sincars. Diese Übersetzung verfertigt ein bekehrter Telinga-Brahmine, *Ananda Rayer*, der die 4 Evangg. und die Apostelgesch. schon vollendet hat. d) *Tamulisch* auf Coromandel und in Carnatik, schon früher von *Ziegenbalg* ausgearbeitet. e) *Malayalim- oder malabarische Sprache* auf Malabar und Travancore, welche auch die Muttersprache der syrischen Christen (S. 114) ist, da das Syrische nur Kirchensprache ist und von den Layen selten verstanden wird. Deswegen, und weil in dem Süden Indiens noch über 200,000 nicht-syrische Christen sich aufhalten, that der Vf. dem seit der Zeit auch verstorbenen Metropoliten den Vorschlag, welchen dieser auch billigt (S. 124), die Bibel in das Malabarische zu übersetzen. Er wollte den Gelehrtesten seiner Geistlichen, welche beide Sprachen (die syrische und malabarische) von Jugend auf gesprochen haben, den Auftrag dazu ertheilen. Wie sehr der syrischen Geistlichkeit diess Unternehmen am Herzen gelegen habe, beweist der Umstand, dass, als Hr. *B.* im J. 1808 Travancore zum zweyten Male besuchte, die Übersetzung des N. T. vollendet war, und zum Abdruck mit nach Bombay konnte genommen (S. 144) werden. Ein Exemplar des Matth. und Marc. war schon in England angekommen; wahrscheinlich ist nun das ganze N. T. fertig. Auch das A. T. soll übersetzt und gedruckt werden.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

THEOLOGIE.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Neueste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums und der biblischen Literatur in Asien, von Claudius Buchanan* u. s. w. Aus dem Engl. übers. von M. *Christ. Gottlieb Blumhardt* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

3) In *Ceylon* (S. 80 — 89) steigt die Volksmenge der unter brittischer Regierung stehenden Menschen auf $1\frac{1}{2}$ Millien, wovon etwa der dritte Theil sich zur christlichen Religion bekennt. Unter holländischer Herrschaft waren diese in 240 Kirchspiele eingetheilt, und für jedes Kirchspiel 3 Schulmeister aus den Eingebornen angestellt. Das ganze N. T. ist in das Cingalesische übersetzt (S. 87); aber nur 3 (nicht angegebene) Bücher des A. T's. Beynahe kein Exemplar dieser unvollendeten Übersetzung ist in den Händen der Einwohner. *Sam. Tolfry*, Chef des Civildepartements in Columbo, zeigte sich geneigt, die Übersetzung zu vollenden, und *Al. Johnstone*, der schon des Bischof *Proteus* Beweise für das Christenthum ins Cingalesische übersetzt und hat vertheilen lassen, würde am geschicktesten seyn, Übersetzung und Druck zu leiten. 4) In die *ost-malayische Sprache* ist die ganze Bibel übersetzt (S. 90), und unter der Leitung *Jac. Nessel's*, damal. Generalgouverneurs der holländischen Besitzungen in Ostindien, mit arabischen Lettern gedruckt, zu Batavia in 5 Bänden in 8. herausgekommen. Es reichen jedoch 100,000 Exemplare dieser Bibel nicht hin, um das Bedürfniss zu decken. — Von dieser ost-malayischen Sprache verschieden ist die *west-malayische*, welche auf Sumatra gesprochen wird. *Thom. Jarret*, Mitglied des Civildepartements der ostindischen Compagnie, arbeitet an einer Übersetzung der heil. Schrift in diese Sprache, und hat dabey einen gelehrten Malayen, der in seinem Vaterlande den Rang eines Rajah hatte, zum Gehülfen. 5) Eine Übersetzung der 4 Evv. in *persischer Sprache* aus einem früheren Jahrhundert, welche auch in der Polygl. steht (S. 187 ff.), ist noch vorhanden. Sie ist getreu, und scheint unmittelbar aus dem Syrischen verfertigt zu seyn; aber der Dialekt und die Orthographie sind so alt, dass man sie selbst zu Ispahan kaum mehr versteht. Aus *Hanway's* Reisen wird S. 190 Nachricht von einer persischen Übersetzung der 4 Evv. gegeben, welche Nadir Schah unter Leitung eines persischen Mullah verfertigen liess. Als sie ihm überreicht wurde, machte er einige scherzhafte Bemerkungen über die Geheimnisse der christlichen Religion, und die Sache blieb ohne alle weiteren Folgen. Wahrscheinlich ist diese Übersetzung dieselbe, welche man bey mehreren armenischen Priestern in Indien antrifft. Sie ist nach *Martyns* Urtheile schlecht (S. 193). Da die persische Sprache die grosse Correspondenz- und Staats-Sprache des Ostens ist, welche man von Calcutta bis Damaskus versteht: so ist eine Übersetzung der Bibel in dieselbe von der höchsten Wichtigkeit für die Erhaltung und Verbreitung des Christenthums. *Nathanael Sabat*, einer der gründlichsten Gelehrten aus Arabien, und *Mirza Fitrut* von Lucknow (S. 195 und 220), sind schon seit 4 Jahren mit dieser Arbeit beschäftigt, und wohnen mit *Martyn* in Cawepoore (S. 217). Die Evv. des Matth. und Luc. sind bereits gedruckt, und 800 Exemplare derselben im J. 1810 in der Biblioth. bibl. in Calcutta zum Verkaufe niedergelegt. Eine frühere (S. 267) hat schon der Obrlt. Colebroock verfertigt. 6) Die über 1000 Jahre alte, auch in der Polygl. stehende *arabische* Übersetzung ist dem Volke nicht mehr verständlich; es wird aber eine neue Ausgabe derselben in England von *Martyn* unter der Begünstigung des Bischofs von Durham besorgt werden. Zugleich arbeitet (S. 206) der schon erwähnte *Sabat* seit 3 Jahren an einer neuen Übersetzung in diese Sprache, deren Abdruck in Indien schon viele Unterstützung gefunden hat, weil man für die angesehensten Männer in Arabien und Persien eine Prachtausgabe veranstalten will. Nach Berichten vom May 1810 darf die Übersetzung zu Ende des J. 1811 erwartet werden. 7) Unter den *Juden* (S. 245) fand der Vf. 2 hebräische Übersetzungen des N. T's., welche ihm Anfangs verheimlicht wurden. Die eine ist von einem gelehrten Rabbi in der Absicht verfasst, um das N. T. zu widerlegen. Sie ist fliessend und treu. Über den Tod dieses Rabbi soll etwas Geheimnissvolles verbreitet seyn; auch sollen die Juden nicht gern von ihm sprechen. Die Gesellschaft zur Bekehrung der Juden in England sorgt (S. 260) für eine hebräische Übersetzung des N. T. Zu dieser Absicht gab ihr der Vf. das in Malabar gefundene und von *Yeates* in Cambridge schon abgeschriebene Manuscript als Geschenk. Die

Gesellschaft untersucht, ob es die Grundlage der neuen Übersetzung werden könne, und hat, um die Urtheile der Sachkundigen zu vernehmen, Einen Bogen zur Probe abdrucken lassen. Noch vor dem Schlusse des J. 1811 können die 4 Evv. erscheinen. 8) D. *Leyden* im Collegium des Fort William hat sich (S. 262) ausserdem noch angeboten, *in folgende Sprachen die Bibel zu übersetzen:* in die a) affghanische, b) caschmirische, c) jaghataische (Sprache der grossen Bucharey), d) siamesische, e) Bugis-Sprache (auf der Insel Celebes), f) macassarische (auf Macassar und Borneo), g) maldivische. — Die gedruckten Übersetzungen werden zum Verkaufe und zur Versendung in einer besonderen Anstalt, *bibliotheca biblica* (S. 266) genannt, niedergelegt; es befinden sich schon 4000 Bände in derselben. Mit dieser steht noch eine Bibliothek in Verbindung, welche Bücher zum Gebrauch für die Bibelübersetzer enthält.

Einiges, was unter die obigen Rubriken nicht hat können gebracht werden, mache den Beschluss unserer Anzeige. Sehr interessant sind die Erzählungen von der Bekehrung des *Ananda-Rayer* (S. 78), eines Telinga-Brahminen, und des Arabers *Sabat*, welcher aus Muhameds Geschlechte abstammt, und in der Taufe den Namen Nathanael erhalten hat. Letztere (S. 208 ff.) steht dem Rührendsten, was die ältere Geschichte der Märtyrer aufbewahrt hat, an der Seite. — Was der Vf. über die Spuren der Offenbarungslehren sagt (S. 277 ff.), genüget nach den neueren Untersuchungen der Deutschen nicht. — *Sabat* scheint (S. 198) die Ansprüche der Engländer auf Gelehrsamkeit nicht anders anzusehen, als wir Europäer die Gelehrsamkeit eines Wilden oder Affen anzusehen pflegen. — Manche Orientalen, sowohl Muhamedaner als Hindus, glauben, dass Ceylon (S. 86) der Wohnsitz der ersten Menschen gewesen sey. Der felsigte Rücken, der diese glückliche Insel mit dem festen Lande verbindet, heisst Adamsbrücke; der hohe Berg mitten auf der Insel wird Adamsspitze genannt; auch findet sich hier ein Grab von unermesslicher Länge, das die Leute Abels Grab nennen. Alle diese Namen waren schon viele Jahrhunderte vor der Einführung des Christenthums, das von Europa aus hier verbreitet ist, im Gange.

Absichtlich sind bey der Anzeige dieses Werkes obige Nachrichten ausgehoben worden, um auf die grosse Reichhaltigkeit desselben aufmerksam zu machen, und zum Lesen desselben zu reizen. Noch gebührt dem Übersetzer der Dank aller Gebildeten und Gelehrten, dass er dieses Werk auf deutschen Boden verpflanzte, und dem Verleger, dass er dasselbe um einen in unserer Zeit ungewöhnlich wohlfeilen Preis verkauft.

O. P. B.

1) Basel, im Verlage des Missionsinstituts: *Magazin für die neueste Geschichte der protestantischen Missions- und Bibel-Gesellschaften.* Erster Jahrgang. Drittes Quartalheft. 1816. 323 — 478 S. Viertes Quartalheft. Mit einem Bildniss des sel. Missionars *Schwartz* in Ostindien. 1816. 479 — 596 S. 8.

2) St. Gallen und Zürich, b. Orell, Füssly und Compagnie: *Geschichtliches über Bibel- und Tractaten-Gesellschaften und ihren Mysticismus.* 1816. 56 S. 8.

[Vgl. J. A. L. Z. 1816. No. 215.]

Das *dritte* Quartalheft von No. 1 liefert zuerst die noch übrigen 3 — 11te Beylage zum zweyten bereits angezeigten, über den Geist der brittischen Missionen. Die blosse Inhaltsanzeige dieser Beylagen mag vom Interesse derselben zeugen. Die *dritte* Beylage wirft einen Blick auf den Zustand der Chinesen, Hinduer, Ceylonesen, Südsee-Insulaner, Afrikaner und Nord-Amerikaner; die *vierte* spricht über Civilisationsversuche; die *fünfte* über den Eifer der Geistlichen und Anderer, die sich nicht dem Missionsdienste widmen können; die *sechste* über die thätige Theilnahme und die Hülfsleistungen, welche Frauen, Kinder und Leute aus den niederen Volksclassen diesem Werke leisten können. Die *siebente* Beylage führt Beyspiele vom glücklichen Erfolge der bisherigen Missionsarbeiten an; die *achte* Beweise vom vorbereiteten Zustande der Mahomedaner und Heiden; die *neunte* eine kurze Nachricht von Jakob Martin, einem Afrikaner; die *zehnte* einen Plan für Hülfs-Missionsvereine zur Unterstützung der kirchlichen Missionsgesellschaft; die *eilfte* endlich Schriften der gegenwärtigen 14 protestantischen Missionssocietäten, nebst den resp. Namen ihrer Präsidenten und Secretären. Wissenschaftlich-interessant ist in diesen Beylagen besonders die kurze Darstellung des Hinduismus, welcher mit dem Dualismus der Perser die christliche Lehre von der Dreyeinigkeit vereinigt. *Brahme* ist nach dem Glauben der Hindus die höchste, unerschaffene, ewige Gottheit, welche nach der Behauptung des Hn. *Johns* in dreyfacher Gestalt als *Brahma* oder Schöpfer, als *Mahadeo*, *Siwa* u. s. w. oder Zerstörer, und als *Wischnu* oder Erhalter dargestellt wird. Nach Hn. *Maurice* ist schon in der Elephantenhöhle und in der indischen Geschichte des Mahabharat auf eine Dreyheit in der Gottheit angespielt, wesshalb er die Lehre von der Trinität schon eben so, wie den Glauben an die Seelenwanderung, mehrere Jahrhunderte vor der Geburt Plato's hinaufrücken will. Gewisser ist, dass die früheste Verbreitung unserer Offenbarungslehre, und die Vermischung derselben mit Götzenthume, aus den Träumereyen des Hinduismus hervorleuchtet. Die Thaten, welche dem Wischnu zugeschrieben werden, nähern sich in manchen Puncten so sehr den Erzählungen der heil. Verfasser der Evangelien aus dem Leben unsers Erlösers, dass Hr. *Jones* dadurch zu der Vermuthung veranlasst wurde, es müssten die Brahminen in den früheren Jahrhunderten des Christenthums einige der unächten Evangelien, die damals häufig im Umlaufe waren, kennen gelernt, und die rohesten Stücke derselben mit der alten Fabel vom indischen Apoll vermischt haben. Selbst sein Name *Crischna* dürfte in dem Worte Christus seine ursprüngliche Lösung finden. Die Lehre

von einer Dreyheit in der Gottheit ist auch über alle Südseeinseln um Otaheite herum verbreitet, so dass sich daraus eine gemeinschaftliche Abstammung der australischen Völker mit den südlichen Bewohnern Asiens und eine sehr frühe Bekanntschaft auch dieser Völkerstämme mit unseren Offenbarungslehren vermuthen lässt. Der allgemeine Name für die Gottheit in allen ihren Verzweigungen ist, wie *Adams* in seinem *View of Religions* schreibt, *Eatooa*. Drey derselben hält man für die höchsten, so dass zu ihrer himmlischen Würde kein Anderer sich erheben kann. Ihre Namen sind persönliche Benennungen, z. B. *Tane te Medöoa*, der Vater; *Oromattow Tooa tee te Myde*, Gott im Sohne; *Taroa Mannoo te Hooa*, der Vogel der Geist. An diese grösseren Götter richten sie ihre Gebete nur zur Zeit einer grossen Noth, indem sie dieselben für zu erhaben glauben, als dass sie sich mit Sachen von geringerer Bedeutung beschäftigten.

Der Schluss des erwähnten dritten Quartalheftes enthält die Geschichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft in 5 Abschnitten, wovon für uns ebenfalls eine blosse Inhaltsanzeige hinreicht, da wir die englischen Originalwerke, woraus sie geschöpft worden, schon ausführlicher angezeigt haben. Der *erste* Abschnitt erzählt die geschichtlichen Veranlassungen zur Stiftung der Gesellschaft; der *zweyte* giebt einen Umriss ihrer Verhandlungen in den 10 ersten Jahren ihrer Geschichte; der *dritte* leitende Grundsätze derselben; der *vierte* endlich beantwortet die Frage: Was haben die Bibelsocietäten bisher ausgerichtet? und der *fünfte*: Was lassen die gesegneten Wirkungen derselben für die Zukunft Gutes hoffen? Ohne die so oft gegebenen Übersichten von der erstaunenswerthen Thätigkeit und Wirksamkeit der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu wiederholen, heben wir nur die erfreulichen Resultate des letzten Abschnittes aus, um Jeden, der noch nicht Antheil genommen an dem segensreichen Werke, zu desto lebhafterer Mitwirkung zu dem heiligen Zwecke der Gesellschaft, die ganz im Geiste Christi und seiner Apostel handelt, zu erwärmen. Denn mag es seyn, sagt der verehrungswürdige Herausgeber des Magazins mit Recht, dass eine reifere Erfahrung und fortgesetzte Versuche hie und da manche Verbesserung in der Einrichtung und Wirksamkeit dieser religiösen Gesellschaften an die Hand giebt, und auch ferner geben wird: so wird darum der Freund des Evangeliums nicht kalt und gleichgültig gegen ihre Zwecke seyn dürfen, sondern durch besseren Rath und thätige Beyhülfe das Seinige dazu beytragen, dass das Reich Jesu Christi erweitert werde. Die bisherigen herrlichen Erfolge, womit die Arbeiten der Bibelsocietät gekrönt werden, berechtigen jeden Christen zu der frohen Erwartung, dass die heilige Schrift in *alle* bekannten Sprachen der Welt übersetzt, gedruckt und in weiten Umlauf gesetzt werden wird, mag auch die glückliche Vollendung dieses herkulischen Unternehmens noch mehrere der künftigen Jahrhunderte erfodern. Bedenken wir nur, was innerhalb weniger Jahre von den Baptisten-Missionarien zu Serampore in Indien gethan worden ist. Im December 1813 waren sie mit der Bibelübersetzung in 21 orientalische Sprachen beschäftigt, die bengalische mitgerechnet, die bereits vollendet ist. Sie gingen damit um, die Übersetzung derselben in der kassaischen, sindhischen und wuchischen Sprache zu beginnen. Nun sind noch 11 andere Sprachen des Orients übrig, deren sie sich noch nicht bemächtigt haben. Nach einer Bemerkung des D. *Carey's* giebt es dann ausser diesen auf dem indischen Continente keine Volkssprache mehr, in welche das Wort Gottes nicht in unseren Tagen übersetzt wurde. Die bisherigen segensvollen Arbeiten der Bibelsocietäten berechtigen uns ferner zu der Erwartung, dass die Christenwelt immer mit dem nöthigen Bibelvorrathe wird versehen werden: der Mangel an Bibeln aber war es, was alle jene Finsternisse und Verworfenheiten herbeyführte, wodurch sich die Geschichte des Mittelalters so schauervoll ausgezeichnet hat. Selbst manche Mitglieder der katholischen Confession entsagen daher der bisherigen Regel ihrer Kirche, dass Laien das Lesen der heil. Schrift in der Muttersprache nicht gestattet seyn solle, und billigen nicht nur die edlen und menschenfreundlichen Plane der Bibelgesellschaften, sondern sind auch von Herzen bereitwillig, zur Vollführung derselben aus allen Kräften mitzuwirken. Mit vollem Rechte behauptet unser Vf., dass in keiner Periode der Weltgeschichte seit den Tagen der Apostel die äusseren Umstände für die Verbreitung der heil. Schrift je so günstig waren, als sie es in der gegenwärtigen Zeit sind. In dem Verlaufe der verflossenen Jahrhunderte hat man alle Völker der Erde genauer kennen gelernt, und ihre besonderen Eigenthümlichkeiten erforscht. Die glücklichen Unternehmungen kriegerischer Nationen, noch mehr aber der regsame Handelsgeist, haben in vielen barbarischen Ländern ein Streben nach Cultur rege gemacht, und allmählich den Geist des Egoismus und der Eifersucht gedämpft, durch den sie früher die Fortschritte der Geistesveredlung unter ihren civilisirten Nachbarn so vielfältig gehemmt hatten. Die Geschichte der Missionarien aus der Brüdergemeinde ist ein überzeugender Beweis, dass keine Gegend der Welt so ungastfreundlich und wild ist, in der nicht ein vorsichtiger und entschlossener Missionar einen sicheren Wohnort finden könnte. Jedoch wir übergehen, sagt der würdige Vf. weiter, noch manche lehrreiche und herzerhebende Bemerkung, welche uns die verflossene Geschichte der Bibelsocietäten darbietet, um in einem Überblicke der bisher erörterten Thatsachen unsere Leser zum Schlusse hinzuführen. Ist es nämlich geschichtlich erwiesen, dass die Bekanntschaft mit der heil. Schrift die Bewohner Judäa's in den ältesten Zeiten, in Hinsicht auf religiöse Erkenntniss und moralische Bildung über jedes andere Volk der damaligen Welt erhob; haben sich in neueren Zeiten die Bewohner christlicher Länder auf dieselbe Weise vor den übrigen Nationen der Erde ausgezeichnet; sind diejenigen christlichen Länder in sittlicher Bildung am weitesten vorgerückt, in denen die

Bibel im allgemeinsten Umlaufe und Gebrauche sich befand; haben Bibelsocietäten keinen anderen Endzweck, als die heil. Schrift für alle Völker und Menschen zugänglich zu machen; sind sie nach den einfachsten Grundsätzen gebildet, und mit der Staatspolitik überall in keinem Zusammenhange; haben sie durch ihren harmonischen Geist dazu beygetragen, dem selbstsüchtigen Parteygeiste in der Religion entgegenzuarbeiten, und ein allgemeines Wohlwollen unter den Christen zu befördern u. s. w.: so muss daraus nothwendig die Folgerung hervorgehen, dass die Bibelsocietäten von einer hohen öffentlichen Wichtigkeit in einem Staate sind, und auf die thätige Theilnahme aller Freunde des wahren Christenthums rechnen dürfen.

Als Miscellen sind in diesem Quartalhefte ein Schreiben des Hn. *Paterson* aus Petersburg, und ein Schreiben aus Catharinenstadt an der Wolga im asiatischen Russland, jenes vom 25 Jun. 1815, dieses vom 25 Jun. Jun. 1816, gegeben.

Die Missionsgeschichte in dem *vierten* Quartalhefte enthält Züge aus dem Leben des sel. Missionars *Schwartz* in Ostindien, der, wie man aus den hallischen Missionsnachrichten weiss, in einem Alter von 24 Jahren am 17 Jul. 1750 zu Madras in Ostindien ankam, und als würdiger Nachfolger seines trefflichen Vorgängers *Ziegenbalg* beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch bis zum 13 Febr. 1798 in seinem heiligen Berufe fortarbeitete. Zur *Geschichte der Bibelverbreitung* wird der eilfte Bericht der Comitee der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft an die allgemeine Versammlung über den Gang der Gesellschaftsverhandlungen vom May 1814 bis May 1815 geliefert, welchen wir schon nach dem englischen Originale angezeigt haben. Die *Miscellen* endlich geben zuerst ein Schreiben des Hn. Pastor *Henderson* aus Island, vom 27 Sept. 1814, jenes Reisegefährten und Mitarbeiters des Hn. Pastor *Paterson* in den Angelegenheiten der Bibelgesellschaft, mit welchem er vor seiner Reise nach Island eine Ausgabe der Bücher der heiligen Schrift in isländischer Sprache in Kopenhagen besorgte. Dann folgt der Brief einer Indianerin an die Töchter Englands, welche sie bey der Schilderung ihrer Lage glücklich preist, dass sie im Lande der Freyheit und des Lichtes leben, frey von der Macht menschlicher Tyranney, und losgebunden von den Ketten, womit Satan diejenigen bindet, die im finsteren Todesthale sitzen. Noch interessanter als dieses ist das Schreiben der Frau *Judson*, Gattin des Missionars *Judson*, zu Rangoon im burmanischen Reiche. Den Beschluss macht eine kurze Nachricht vom amerikanischen Christenvereine für auswärtige Missionen, welcher, seit einer Reihe von Jahren gestiftet, im J. 1812 schon eine bedeutende Anzahl brauchbarer Missionarien nach dem südlichen und östlichen Asien abgesandt hat. Am 23 Oct. 1815 wurden vom Seehafen Newburg aus vier Missionsprediger nach Ceylon abgeschickt, um dort in Vereinigung mit den europäischen Missionarien unter den Cingalesen das Evangelium zu verbreiten. Beygefügt ist noch eine, soviel wie möglich treue gereimte Übersetzung des englischen Missionsliedes, das jenen eine grosse Menge theilnehmender Freunde am Bord ihres Schiffes zum Abschiede sang.

No. 2 mag man wohl *ein Wort zu seiner Zeit geredet* nennen. Die Schrift umfasst 3 Abschnitte, deren erster ebenfalls vom Entstehen und der Verbreitung der Bibelgesellschaften, und was sie geleistet, handelt. Nachdem der Vf. ausgeführt, wie die brittisch-ausländische Gesellschaft allein in dem kurzen Zeitraume von 11 Jahren bey 4 Millionen Gulden freyer Beyträge eingenommen und ausgegeben, und viele Millionen Bibeln in allen Ländern unter alle Confessionen hat vertheilen helfen: spricht er besonders von den Bibelgesellschaften der Schweiz zu Schafhausen, Basel, Zürich, Genf und Lausanne, welche letztere sogar auch angefangen hat, Brillen unter Schlechtsehende und alte Leute zu vertheilen, und fügt dann noch einen Entwurf der inneren Einrichtung der Bibelgesellschaft in St. Gallen hinzu. Soweit enthält die Schrift wenig Neues für uns; desto wichtiger ist, was uns deren Vf. im zweyten und dritten Abschnitte sagt. Während dem sich nämlich die Bibel in der ganzen Welt verbreitete, und das von wenigen Vernünftigen ausgestreuete Senfkorn zu einem hohen Busche gedieh: geschah, was selten bey dem segensvollen Guten auszubleiben pflegt, unverständige Glaubensschwärmer säeten Unkraut unter den Weizen. Es entstand in Einigen der Gedanke, dem göttlichen Buche der h. Schrift *kleinere Tractätchen und Erbauungsschriften* nachzusenden. Dieser Verein nannte sich die *Tractatengesellschaft*, und öffnete nun der Mystik durch seinen frommen Eifer wieder Riegel und Thor, welche ihr das reine Wort Gottes, wie es die Bibelgesellschaft zu verbreiten strebt, auf immer zu verschliessen schien. Aller Orten, wo sich Bibelgesellschaften angesiedelt haben, sind auch Tractatengesellschaften gebildet, welche die christliche Welt mit einer Sündfluth von kleinen Schriften überschwemmen. Seit 10 Jahren sollen schon 20 Millionen solcher ächtevangelischer Schriften, wie man sie nennt, und wovon immer eine verderblicher ist als die andere, verbreitet worden seyn. Dagegen standen aber auch schon mehrere Männer auf, die sich diesem Unwesen im Gewande der Religion mit kräftiger Feder entgegenstellten, und mit mehr oder weniger Erfolge das kleine Geschwader der Finsterlinge zerstreuten. Unter den vielen kleinen Schriften, mit deren Anzeige wir die Blätter dieser Lit. Zeit. nicht besudeln wollen, zeichnen sich durch eben so grosse Schlechtigkeit als Zahlreichheit die von Hn. *Herenäus Haid*, der Theologie Doct. und Prof. der orientalischen Sprachen, der biblischen Hermeneutik und Exegese, aus; eine Menge anderer kleiner Schriften sind durch Übersetzungen aus dem Englischen verbreitet, von welchen der Vf. der vor uns liegenden Schrift zugleich mit jenen einige näher prüft und beleuchtet. Wir begnügen uns, den ernsten Zuruf an die arbeitende Classe der Mitglieder der Tractatengesellschaften auszuheben, womit der Vf. seine Abhandlung beschliesst. „Verwirret, sagt er und wir mit ihm, die Gewissen nicht länger, sondern bleibt in dem, das ihr gelehrt worden seyd von Jugend auf, nach dem herrlichen Evangelio Gottes, welches euch vertraut ist; der ungeistlichen aber und altvettelischen Fabeln bemüssiget euch, u. s. w."

VI — VII.

257 Num. 33. 258

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmanns: *Dionysii Halicarnassensis de compositione verborum liber.* Graece et latine. Cum priorum editorum suisque annotationibus edidit *Godofredus Henricus Schäfer.* Accedunt ejusdem *Meletemata critica* in Dionysii Art. Rhetor. Cap. I — IV. 1808. XXXII, 515 und 168 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Jena, b. Frommann: *Dionysii Halicarnassensis de compositione verborum liber.* E copiis Bibliothecae Regiae Monacensis emendatius edidit *Fr. Goeller.* Accesserunt variae lectiones in *Themistii Orationibus quibusdam* ex codice Monacensi excerptae a *Friderico Jacobs.* 1815. XII und 306 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir führen die *Schäfer*'sche Ausgabe von des Dionysius Buche hier auf, weniger, um davon zu sprechen, als um zu sagen, dass wir nicht davon sprechen wollen. Einer Entschuldigung nämlich bedarf diess allerdings, indem die *Meletemata* zwar zu seiner Zeit in unserer A. L. Z. angezeigt wurden (1807. No. 165), die Ausgabe selbst aber, weil wir sie spät erhielten, bis jetzt übergangen worden ist. An einer gründlichen Kritik aber hindert uns eben so sehr der beschränkte Raum unserer Blätter, als Gründe, die im Wesen der Sache liegen. Der Werth aller *Schäfer*'schen Schriften zeigt sich nicht in der Durchführung eines einzigen umfassenden Gegenstandes, sondern vielmehr in einer Menge einzelner kritischer und Sprach-Bemerkungen, welche der Vf. aus dem Füllhorn einer gediegenen Gelehrsamkeit ausschüttet. Ein solcher Reichthum findet sich denn auch im Dionysius, und macht, soviel Gutes auch für den Schriftsteller selbst im Einzelnen erwachsen ist, doch den grössten Theil des Buches aus. Den Geist, der in jenen Bemerkungen waltet, wer kennte ihn nicht? Dem Einzelnen aber Einzelnes entgegenzusetzen, würde etwas sehr Abgerissenes von unserer Seite zu Wege bringen; und das scheuen wir.

Kaum sieben Jahre nach Erscheinung der *Schäfer*'schen Arbeit eine neue Ausgabe des dionysischen Buches angekündigt zu finden, war uns unerwartet. Nachzutragen aus Früheren war hier nichts, indem Alles, was die Vorgänger gesagt hatten, bey *Schäfer* zusammengedruckt war. Ein neuer Herausgeber musste also ganz seinen eigenen Weg gehen, sey es in negativer oder in positiver Beziehung; in beiden Fällen musste ihm manche Schwierigkeit aufstossen. Unnöthig aber war eine neue Bearbeitung in der That nicht. Das Werk verdient eine tüchtige Herstellung. Mag immerhin die feinsinnige Kritik des Dionysius von Manchen verkannt werden; mag er, was Keiner leugnet, durch eben den feinen Sinn oft sich zur Spitzfindeley verleiten lassen, und eben dadurch zur Geringschätzung selbst einigen Anlass geben: unseren Kritikern muss dieser Alte immer ein kräftiges Vorbild bleiben. Aber fast alle seine kritischen Schriften liegen sehr im Argen, theils durch wirkliche Verderbnisse und Sinnlosigkeit des Textes, theils, was bey unserer Schrift und der Rhetorik besonders in Betracht kommt, durch eine Menge Einfälschungen, denen schwer auf die Spur zu kommen ist. Beide Bücher wurden im Mittelalter als rhetorische Compendien gebraucht. Erklärungen und Abkürzungen des Einzelnen entstanden, und Auszüge des Ganzen, wie sie noch heute in *Creuzers* und in unseren Händen sich befinden, beweisen, zu welchen, der Reinheit des Textes verderblichen Zwecken man das Buch gebrauchte. Nur durch einen tüchtigen kritischen Apparat lässt sich daher der Dionysius herstellen, und ein solcher fehlte bis jetzt; ungerechnet, dass auch von dem, was sich thun liess, selbst nach *Schäfer* Manches noch zu thun übrig blieb. Es war uns daher unerwartet zwar, aber doch nicht unangenehm, dass Hr. *Göller*, ein, wie das Buch ausweist, durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn ausgezeichneter Mann, eine neue Ausgabe anzeigte. Der kritische Apparat, dessen Vermehrung wir nothwendig erkannten, ging ihm nicht ab; vielmehr hatte ihn ein Zuwachs der Art zu der Herausgabe veranlasst, welche *Jacobs* durch einen schätzbaren Anhang über den *Themistius* förderte. Hr. *G.* fand nämlich auf der münchner Bibliothek ein Exemplar der griechischen Rhetoren des Aldus, wobey bedeutende Lesarten von Victorius Hand bemerkt waren. Seine Handschriften sind durch L (oder l), v, m, R, p bezeichnet; v, meint Hr. *G.*, stimmt am meisten mit L. Ausserdem fand Hr. *G.* ebendaselbst einen Codex unserer Schrift, welcher durch Weglassung der Citate verkürzt ist. Am bedeutendsten sind der von Victorius angeführte Codex L und der von Hn. *G.* verglichene münchner Codex. Aus beiden hat das Buch manche bedeutende Änderung erhalten, von denen

wir Einiges anführen. Zuerst aus L, einer Handschrift, welche vortreffliche Lesarten liefert. So 11, p. 61 extr. *G.* 122, 3 *Sch.* σομφὸν ἐμπνεύσας für ἀσύμφωνον ἐ. — S. 63, 3. *G.* 124, 2 *Sch.* ὅτι τις ἢ κρούσει ἢ κίνησιν ἢ μορφῆς ἐν ἀσυμμέτρεις ποιήσαιτο χρόνοις für κίνησιν ἢ φωνήν. — Cap. 12 extr. p. 75 *G.* 150 *Sch.*: ἱκανὰ δὲ, ὡς κεφάλαια εἶναι für εἶεν. Einschiebsel sind aus derselben Quelle herausgeworfen. — So πῶς 6. p. 41 *G.* 86 *Sch.* τρίτον δὲ εἴτι δεῖται μετασκευῆς τῶν λαμβανομένων, ἀφαιρέσεως λέγω καὶ προσθήκης καὶ ἀλλοιώσεως, γνῶναί τε (πῶς) καὶ πρὸς τὴν μέλλουσαν χρείαν οἰκείως ἐξεργάσασθαι. Wollte Jemand δεῖ lesen für δεῖται, wie p. 44 extr. *G.* 94, 10 *Sch.* εἴ τι δεῖ μετασκευῆς ἕνεκα und dieses δεῖ zu πῶς — ἐξεργάσασθαι ergänzen: so müsste das Harte der Ergänzung erst durch ähnliche Beyspiele erweicht werden. Εἰ in jener Stelle ist aus v hinzugekommen, wohl ohne Noth; die Vulgata, l und wahrscheinlich auch das münchner Mspt., wie unser Auszug, verschmäht es. — Cap. 20 p. 146, 2 *G.* 272, 11 *Sch.* δείγματος ἢ παραδείγματος ἕνεκα ταῦτα εἴρηκα. Das Glossem ἢ παραδείγματος fehlt in L. — p. 148 sq. *G.* 276, 3 *Sch.* Ἐν δὴ τούτοις καὶ τὰ περὶ τὸν Σίσυφον διηγεῖται πάθη, ᾧ φασι τοὺς καταχθονίους θεοὺς ὅρον πεποιῆσθαι τῆς τῶν δεινῶν ἀπαλλαγῆς, ὅταν ὑπὲρ ὄχθου τινὸς ἀνακυλίσῃ πέτρον (τινά). τοῦτο δὲ ἀμήχανον εἶναι, καταπίπτοντος, ὅταν εἰς ἄκρον ἔλθῃ, πάλιν (τοῦ πέτρου). L. lässt τινα und τοῦ πέτρου aus, mit ihm Hr. *G.* — Einen schönen Zusatz giebt L. Cap. 9 p. 55 *G.* 106 *Sch.* Καὶ ἔτι τὴν Πλατωνικὴν ἐκείνην περίοδον, ἣν ἐν τῷ ἐπιταφίῳ ὁ ἀνὴρ γράφει, τίς οὐκ ἂν φαίη παραπληρώματι λέξεως οὐκ ἀναγκαίῳ προσηρεῖσθαι; „Ἔργων γὰρ εὖ πραχθέντων λόγῳ καλῶς ῥηθέντι μνήμη καὶ κόσμος γίνεται τοῖς πράξασι παρὰ τῶν ἀκουσάντων.“ πρὸς οὐδὲν ἀναγκαῖον λέγεται, ἀλλ' ἵνα τὸ τελευταῖον κῶλον — γένηται. Hier giebt l. nach ἀκουσάντων den durch offenbaren Grund ausgefallenen, durch das Mspt. bestätigten, der Verbindung wegen wünschenswerthen Zusatz: Ἐνταῦθα γὰρ τὸ „παρὰ τῶν ἀκουσάντων“. So darf man auch den kurz vorher nach μήπω βάλλῃ μηδὲ τοξεύῃ von l. gelieferten Satz: ἐνταῦθα γὰρ οὐχὶ τοῦ ἀναγκαίου χάριν πρόσκειται τὸ „μηδὲ τοξεύῃ,“ ἀλλ' ἵνα τὸ τελευταῖον κῶλον τὸ „καὶ μήπω βάλλῃ“ τραχύτερον (vulg. βραχύτερον) τοῦ δέοντος ὂν u. s. w. (nachher γένηται für γεγένηται) für eine ächte Ergänzung halten, zumal da Hn. *G's.* Mspt. und auch das unsrige beystimmt. Andere Lesarten gefallen uns weniger. So selbst Cap. 2 p. 12, 3 *G.* 22, 3 *Sch.* δευτέρα δὲ οὖσα μοῖρα τῶν περὶ τὸν λεκτικὸν τόπον θεωρημάτων κατά γ' οὖν (oder γοῦν?) τὴν τάξιν, wo κατά γ' οὖν aus L. ist für das alte κατανοοῦντι, welches auch in unserem Auszuge steht. So Cap. 20. S. 155 antep. *G.* 282 *Sch.* ῥυθμὸς οὐδεὶς τῶν μακρῶν, οἳ φύσιν ἔχουσι πίπτειν εἰς μέτρον ἡρωϊκὸν hat ἡρωϊκόν, aus L. geschrieben für ἥρῷον, die inneren Gründe nicht für sich. Die verworfene Form kommt nicht bloss in der Anthologie vor und bey Dichtern, sondern auch bey recht prosaischen Schriftstellern. Arist. Rhet. III, 8. τῶν δὲ ῥυθμῶν ὁ μὲν ἡρῷος σεμνὸς καὶ οὐ λεκτικὸς καὶ ἁρμονίας δεόμενος. Longin. de subl. XXXIX, 4. εὐγενέστατος δ' οὗτος (οἱ δακτυλικοὶ ῥυθμοὶ) καὶ μεγεθοποιοὶ διὸ καὶ τὸ ἡρῷον, ὃ ἴσμεν κάλλιστον, μέτρον συνιστᾶσιν. Fragm. III, 4 von der demosthenischen Stelle: στίχος ἐστὶν ἡρῷος (kurz vorher στίχοι ἡρωϊκοὶ κεκρυμμένοι). Procl. Comm. in Plat. Remp. ἡρῷος δάκτυλος ἁπλοῦς, κοσμιότητος ποιητικὸς καὶ ὁμαλότητος. Anderes ist uns gleichgültig. So Cap. 3 p. 18 *G.* 36, 1 *Sch.*, ob wir mit L. und Hn. *G.* lesen: οὐδὲ ἄλλη τροπικὴ διάλεκτος οὐδεμία, οὐδὲ δὴ γλῶτται πολλαί τινες, ἢ ξένα ἢ πεποιημένα ὀνόματα, oder, wie sonst, οὔτε ξένα. In solchen Dingen muss dann die Untersuchung entscheiden, ob den Lesarten des vortrefflichen Codex überall unbedingte Folge zu leisten ist. Denn auch andere Quellen sind nicht schlecht. Namentlich ergiebt sich aus dem münchner Mspt., das wir doch abweichender von l fanden, als wir es nach Hn. *G's.* Vorrede erwarteten, ebenfalls manches Bemerkenswerthe. So ist auffallend Cap. 14 p. 87 extr. *G.* 168, 9 *Sch.* τὸ μὲν λ τῆς γλώττης πρὸς τὸν οὐρανὸν ἀνισταμένης καὶ τῆς ἀρτηρίας συνηχούσης für συνεχούσης τὸ πνεῦμα. Hier lässt jedoch auch l die beiden letzten Worte aus. Bloss aus der Aldina und dem Mspt. ist εὖ ausgefallen. Cap. 10 init. δοκεῖ δή μοι δύο ταῦτα εἶναι γενικώτατα, ὧν ἐφίεσθαι δεῖ τοὺς συντιθέντας (εὖ) μέτρα τε καὶ λόγους. Hier, wie grösstentheils, stimmt unser Excerpt jenem Mspt bey. Ebenfalls aus dem Mspt., ohne dass l genannt wird, ist Cap. 2 p. 12, 1 *G.* 22, 2 *Sch.* geschrieben καὶ τοῖς κώλοις ἀποδοῦναι τὴν προσήκουσαν ἁρμονίαν καὶ τοῖς περιόδοις διαλαβεῖν εὖ τὸν λόγον für αὐτὸν ὅλον τὸν λόγον. Vorsicht ist bey Aufnahme so einzeln stehender Lesarten doch sehr zu empfehlen, damit nicht verschiedene Quellen unter einander gemengt werden. Überdiess hat das Mspt. auch zuweilen wunderbar corrupte Lesarten, wie Cap. 9 p. 55 *G.* 110 *Sch.* ἀφαιρεῖσθαι τὴν δωρεάν (so!) τῶν ἀδίκων ἐστὶν für ἀτέλειαν, welches selbst unser Excerpt beybehält, so sehr es sonst an jenem Mspt. hängt. Der sicherste Fall der Verbesserung war daher ohne Zweifel der, wenn l und das Mspt. zusammenstimmten. So hat Cap. 3 p. 14 *G.* 26, 3 *Sch.* ἁρμονίαν δὲ αὐταῖς ἀποδόντες εἰκαίαν τινὰ καὶ ἄμουσον, nicht περιθέντες, l, Mspt. Reg. 2 und unser Excerpt. Vgl. Cap. 2 p. 11 *G.* extr. καὶ τοῖς κώλοις ἀποδοῦναι τὴν προσήκουσαν ἁρμονίαν. Ebenfalls aus l und dem Mspt. ist ἀκόλουθον verdächtig gemacht in Cap. 13 p. 84, 4 *G.* 164, 2 *Sch.* διότι κάτω τε περὶ τὴν βάσιν τῆς γλώττης ἐρείδει τὸν ἦχον (ἀκόλουθον), ἀλλ' οὐκ ἄνω, καὶ μετρίως ἀνοιγομένου τοῦ στόματος. Eben daher Cap. 17 p. 114 *G.* 218 *Sch.* νεόχυτα in dem bekannten Verse: λέγε δὲ σὺ κατὰ πόδα νεόχυτα μέλεα. Aber auch was aus beiden Quellen geflossen ist, scheuen wir uns manchmal aufzunehmen. So können wir noch nicht beystimmen, wenn Cap. 7 init. mit zugesetztem ἥδε geschrieben wird: Μία μὲν δὴ θεωρία τῆς συνθετικῆς ἐπιστήμης ἡ περὶ αὐτὰ τὰ πρῶτα μόρια καὶ στοιχεῖα τῆς λέξεως ἥδε· ἑτέρα δέ, ὥσπερ καὶ κατ' ἀρχὰς ἔφαμεν, ἡ περὶ τὰ καλούμενα κῶλα. Dionysius nahm vorher drey Theile an, die ἐκλογή, σύνθεσις und μετασκευή. Von der μετασκευή hat er zuletzt gesprochen, und die geht wohl in einigen Beyspielen, aber nicht in ihrer ganzen Richtung auf die πρῶτα μόρια καὶ στοιχεῖα τῆς λέξεως. Jene μία θεωρία, welche Dionysius anführt, kann kaum etwas anderes seyn, als die ἐκλογή. Dieser setzt er hier die beiden anderen Theile entgegen, in einen einzigen zusammengefasst. Die ἐκλογή bezieht sich nämlich bloss auf das Einzelne, die σύνθεσις und μετασκευή beide auf das Zusammengesetzte, und kann daher füglich in ἑτέρα zusammengefasst werden. Dass sie es wird,

zeigt die Erklärung ἀρμόσαι καὶ σχηματίσαι προσφυεστάτως τε. Mithin geht die μία θεωρία nicht auf die μετασκευή, und daher kann sie auch ἥδε nicht leiden, was sich auf diese beziehen müſste. Aus den anderen Handschriften wird uns wenig angeführt, was der Rede werth wäre. Etwa Cap. 15 p. 95. 5 *G.* 180, 5 *Sch.*, wo die Quelle von 1 für uns nicht flieſst, weil da der Codex lückenhaft ist, geben v, k und unser Excerpt (nicht auch Hn. *G's.* Mſpt.?) τὴν ἄλογον αἴσθησιν ἔχουσαι für ἀνάλογον. Ein *margo* wird öfter angeführt ohne nähere Bezeichnung. Da die Aldina uns nicht zur Hand ist, können wir nur vermuthen, daſs der Rand der Aldina gedruckte Lesarten darbietet, welche damit gemeint sind; die victorianischen pflegen sonst die Bezeichnung der Codices bey sich zu führen. Eine solche Quelle hat aber in der Regel nur sehr zweydeutige Autorität, daher wir nicht gleich aus ihr dem Dionysius geantwortet hätten, ohne daſs er es etwa selber verlangt. Es steht Cap. 5 p. 37 *G.* p. 80 *Sch.* sonst: Ἆρ' οὖν χείρω γε γένοιτ' ἂν τὰ ποιήματα, ὑποταχθέντων ἐνταῦθα τοῖς ἐπιρρήμασι τῶν ῥημάτων; — Ἔτι καὶ τάδε ᾤόμην δεῖν μὴ παρέργως φυλάττειν u. s. w. in einem neuen Absatze. Hr. *G.* schreibt aus marg. τῶν ῥημάτων; οὐδεὶς ἂν εἴποι. Καὶ τάδε ᾤόμην κ. τ. λ. Ebenso wenig hätten wir es diesem *margo* an einer anderen Stelle nachgemacht, Cap. 4 p. 30 *G.* 62 *Sch.*, wenn wir da geschrieben fanden, θῆκεν ἰδέσθαι sey beschwerlich. Es konnte wegbleiben, aber es ist nichts dagegen, daſs es da ist; und dafür ist, daſs man das *verbum finitum* nicht lange entbehrt. Nur muſs man es nicht für eine Verfälschung des homerischen Citats nehmen, und darum im Verse wieder abdrucken lassen, und erst aus dem Verse wieder tilgen, sondern es muſs für ein Wort des Dionysius gelten, der homerisch spricht hier und sonst, und gelten für im gleichen Verhältniſs gesagt mit ἐποίει φ. und mit dem späteren ποιεῖ φαίνεσθαι. Übrigens müssen wir Hn. *G.* nachrühmen, daſs seine Benutzung der münchner Schätze allem Anscheine nach sorgfältig ist. Das hätten wir gern gewuſst, und wir erinnern uns daran bey der eben angeführten Stelle, ob die gewöhnlichen griechischen Überschriften sich bey ihm vorfinden. Hierunter ist gleich das Cap. 4 aus dem Rande an unrechte Stelle des Textes eingelaufene ἡ σύνθεσις μείζονα ἰσχὺν ἔχει τῆς ἐκλογῆς, wo kurz vorher im Texte steht: ἱκανῶς οἴομαι πεποιηκέναι φανερόν, ὃ προὔκειτό μοι, ὅτι μείζονα ἰσχὺν ἔχει τῆς ἐκλογῆς ἡ σύνθεσις uns immer sehr anstöſsig gewesen.

Wir haben den Werth von Hn. *G's.* Arbeit nicht verkannt; auf der anderen Seite aber ist uns das ganze Wesen des Buches unangenehm gewesen. Wenn wir das leichtsinnige Verfahren, welches wir hier bemerken, bey einem sehen, der unfähig ist, etwas Brauchbares zu liefern: so sehen wir das gern als ein Anzeichen an, der Mann arbeite etwa gezwungen, und werde die Markerey unserer Wissenschaft eben so gern und bald abwerfen, als wir ihn los zu werden wünschen. Wenn aber ein Gelehrter, der soviel Geschick hat, etwas Tüchtiges zu liefern, als Hr. *Göller*, sich mit einer halben Arbeit begnügt: so kann uns das nicht anders als wehe thun. Hr. *G.* hat nichts gethan, als die Lesarten aus seinem Apparat gegeben; was ihm unter denselben gefiel, hat er aufgenommen, ohne den Werth der einzelnen Quellen und ihr Verhältniſs zu den früher beygeschafften näher zu bestimmen. Eigene Bemerkungen finden sich zum Dionysius äuſserst wenig. Die übrigen sind groſsentheils scharfsinnige Emendationen besonders zu einigen Prosaikern, als Plutarchus, Thukydides und Xenophon (dessen Memorabilien in der Vorrede aus münchner Schätzen an einer Stelle ergänzt sind), gute Sprachbemerkungen finden sich ebenfalls darunter: dieſs Alles aber hätten wir eher an jedem anderen Orte, als unter den Varianten (man kann sie nicht Noten nennen) zum Dionysius erwartet. Der wahrscheinlich sehr schnelle Abdruck hat eine Menge *Addenda* nöthig gemacht, deren Gebrauch sehr lästig ist. Da nun diese Ausgabe nur münchner Varianten enthält, alle übrigen Varianten aber übergeht; da sie für die Erklärung kaum an zwey oder drey Stellen Aufschlüsse giebt; da nicht einmal die bey dem Dionysius so nothwendigen Nachweisungen der citirten Stellen beygebracht sind: so können wir das Unternehmen nur für überflüssig erklären, indem die Ausbeute der münchner Hülfsmittel sich leicht auf wenigen Blättern zusammengedruckt an einem schicklicheren Orte anbringen lieſs.

Des. Er.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Hahn: *Imman. Joh. Gerhard Scheller's kurzgefaſste lateinische Grammatik für Schulen.* Vierte Auflage, verbessert und gröſstentheils umgearbeitet von *Friedrich Wilhelm Döring*, herzogl. sachs. gothaischem Kirchen- u. Schul-Rath, und Director des Gymnasiums zu Gotha. 1813. VI u. 327 S. 8. (8 gr.)

Der, besonders auch um die lateinische Sprache verdiente Herausgeber von *Schellers* Grammatik hat nichts weniger als unberufen eine Umarbeitung derselben unternommen; indeſs dürfte das, was er bis jetzt gethan hat, noch nicht hinreichen, dem Buche einen höheren Grad von Brauchbarkeit vor den gangbaren lateinischen Grammatiken zu geben. Es würde anmaſsend seyn, hier etwas über die Einrichtung einer Schulgrammatik sagen zu wollen; aber Pflicht ist es, darauf aufmerksam zu machen, daſs die von dem Herausgeber angebrachten Verbesserungen noch Manches zu wünschen übrig lassen.

Die *schellersche* Grammatik ist von der *wenckschen*, und besonders von der *bröderschen* verdrängt, so daſs man sagen kann, die öffentliche Stimme habe dieser vor jener den Vorzug zuerkannt. Sollte die *schellersche* nun wieder auftreten: so muſste in ihr das verbessert seyn, was an der *bröderschen* noch auszusetzen ist; wenigstens dürfte sonst kein Grund Statt finden, sie wieder herauszugeben. Dieser Punct scheint uns hier nicht genug beachtet, indem sich bey vielen

Regeln aus *Bröder* noch Nachträge geben lassen; und es war um so mehr zu erwarten, dass Hr. *D.* Alles, was *Bröder* mehr hat wie *Scheller*, in die neue Ausgabe aufnahm, da er in einigen Fällen *bröder'sche* Beyspiele und auch geradezu Regeln (z. B. von *antequam*) nachträgt. Zu den Auslassungen dessen, was *Bröder* mehr hat, gehören, um nur einige anzuführen, folgende: Bey den Fragepartikeln ist der Unterschied zwischen *nonne* und dem blossen *non* nicht angegeben, eben so wenig der zwischen *aut* und *an* in der Frage; über die Bejahung kommt nichts vor. Bey *quin* fehlt die Bemerkung, dass es nur statt des Relativs im *Nom.* mit *non* stehen könne; bey *nisi* ist nicht auf dessen Unterschied von *si non* aufmerksam gemacht; bey *sin* fehlen (wie auch sonst) die Beyspiele (dessen, was noch in so mancher Rücksicht an *Bröders* Regeln verbessert und ergänzt werden kann, nicht zu gedenken). In solchen Sachen kann eine Grammatik nicht weitläuftig genug seyn, und es lässt sich hiezu leicht Platz gewinnen, wofern man nur andere Gegenstände kürzer abhandelt, und besonders Wiederholungen zu vermeiden sucht, wie etwa folgende: S. 126 wird gelehrt, dass bey Mehrheitswörtern das Prädicat sich nicht nach dem *genere* und *numero* des Subjects richte, z. B. *pars per agros dilapsi*; dasselbe wird S. 147 wiederholt (Rec. hat sich mehrere solcher Wiederholungen, selbst dreyfache, angestrichen). Was ist es anders als eine Wiederholung, wenn es S. 147 heisst (nachdem schon von der *appositio* die Rede gewesen ist): „Not. I. Auch die *Activa* dieser *passivorum* haben einen doppelten Acc. bey sich: *habeo te doctum*." „II. Das Prädicat richtet sich nebst dem Bindeverbo nach dem Subjecte in Ansehung des *numeri*." „III. Das Prädicat, wenn es ein adject., pronom. oder part. ist, richtet sich in *genere* nach dem Subjecte." Wenigstens ist dergleichen zu den unnöthigen Weitläuftigkeiten zu rechnen, denen man nicht entgeht, wenn man nicht auf eine philosophische Erklärung der einzelnen grammatischen Gegenstände bedacht ist. Letzteres hat der Herausgeber zwar mehr gethan, als *Scheller*, aber doch nur im Vorbeygehen, und nicht überall. Zuweilen hat er eine Erklärung, nimmt aber bey den Regeln keine Rücksicht darauf, z. B. beym Subject und Prädicat. Da er einmal gelehrt hatte, dass das Prädicat das ist, was vom Subjecte gesagt wird: so war weiter nicht nöthig, bey jeder besonderen Art von Prädicat die darüber gegebenen Regeln zu wiederholen. Was von den *Temporibus* gesagt wird, ist nicht genau genug, z. B. dass das Imperf. die unvollendete *Zeit* genannt, und dann davon gelehrt wird, dass es die unvollendete *Handlung* anzeige, wobey der so sehr wichtige Unterschied zwischen Zeit und Handlung nicht gemacht ist. Von dem, was ein *Casus* ist, wird gar nichts gesagt, und vom *Pronomen* das Alte gelehrt, was als grammatisch unrichtig hie und da schon nicht mehr beybehalten wird (vgl. besonders *Wenck's* Grammatik von *Grotefend*). Auch auf die *specielle* Sprachphilosophie ist nicht überall Rücksicht genommen. So ist z. B. von der *oratio obliqua*; diesem höchst wichtigen Gegenstande der lateinischen Grammatik, eigentlich gar nichts gesagt: denn die Bemerkung S. 232: „Aus allem bisher Gesagten folgt klar genug, dass es ausser dem Gebrauche der Partikeln *ut*, *ne*, *quo*, *quin*, *quominus cet*, welche ohne Ausnahme den Conjunctiv erfodern, bey der Beurtheilung der Fälle, in welchen der Conjunctiv stehen muss oder nicht, hauptsächlich auf den Sinn ankommt; dass also ein und derselbe Satz oft, nach der Verschiedenheit der Ansicht, die der Schriftsteller von dem Gedanken hatte, im Indicativ und im Conjunctiv ausgedrückt werden kann. Ein fleissiges nachdenkendes Lesen der guten römischen Schriftsteller bahnt hiezu am sichersten den Weg," ersetzt theils das bey weitem noch nicht, was über die *oratio obliqua* gelehrt werden muss, theils ist den Anfängern nichts damit gedient, welche eine Zusammenstellung dessen haben müssen, was in den Schriftstellern zerstreut vorkommt. Ferner wird nichts über die Beschaffenheit des *accus. c. inf.* gesagt. Was sich darüber findet, ist bloss eine Regel zu seinem Gebrauch. Über die Participialconstruction giebt Hr. *D.* zwar eine Belehrung; die *Ablat. absolut.* sind aber dem Anfänger nicht deutlich genug gemacht. Ganz vorzüglich ist an der *schellerschen* Grammatik auszusetzen, dass keine Rücksicht auf den Übergang vom Leichten zum Schweren genommen ist, was in der neuen Ausgabe freylich nicht geschehen konnte, wenn das Buch nicht aufhören sollte, eine *schellersche* Grammatik zu seyn. Hr. *D.* hätte jedoch das Vorgreifen in den Regeln vermeiden können, was z. B. dadurch geschehen ist, dass Beyspiele über den *accus. c. inf.* vorkommen, und auch von ihm gesprochen wird, ehe der Anfänger weiss, was er von dieser Construction zu halten hat. In Hinsicht auf das Einzelne kann Rec. nicht sagen, dass diese neue Ausgabe „eine durchaus verbesserte und berichtigte Gestalt" erhalten habe (was auch mit dem Titel nicht stimmt); besonders giebt es der Unbestimmtheiten noch sehr viele (selbst auffallende, z. B. *ille* ist relativ (?) und demonstrativ zugleich). Rec. ist der Überzeugung, dass es das Publicum dem Herausgeber mehr Dank gewusst haben würde, wenn er eine eigene Grammatik ausgearbeitet hätte, in welcher keine von *Schellers* Mängeln geblieben wären: bey einer solchen neuen Ausgabe ist das „*semper aliquid haeret*" nicht zu vermeiden.

K. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 7.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Maurer: *Blumenlese aus den Minnesingern.* Herausgegeben von *Wilhelm Müller*, Mitglied der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache. *Erste Sammlung.* 1816. XLII S. Vorrede, 171 S. 8. u. ein gr. 4. Blatt Notendruck. (20 gr.)

Der Vf. fängt seine, zu Dessau im September unterschriebene Vorrede so an: „Es ist die unerlässliche Pflicht jedes Schriftstellers, seine Leser, wenigstens den richtenden Ausschuss derselben, so weit es ihm möglich ist, ausser Stand zu setzen, ihn unvorsätzlich falsch und ungerecht, es sey im Lobe oder im Tadel, zu beurtheilen. Die Erfüllung dieser Pflicht sey daher vor Allem der Zweck gegenwärtiger Vorrede," und nun erklärt er: Hauptaugenmerk seiner Bearbeitung sey gewesen, den alten Geist in der neuen allgemein verständlichen Sprache, und in der gängen Form des heutigen Liedes aufzufassen und wiederzugeben. Er habe nicht auf Wörtlichkeit, wohl aber auf innere Treue gesehen. Man werde auf Lieder stossen, in denen sich kaum ein einziges Wörtchen der Urschrift wieder finde (ein solches stiess denn doch Rec. in der ganzen Sammlung nirgends auf), und wieder auf andere, in denen fast nichts als die Rechtschreibung geändert sey. Dennoch sey Alles nach einem Maßstabe gleich treu und gleich frey bearbeitet. Er habe die meisten Lieder, ohne das Original vor Augen gehabt zu haben, so übersetzt, dass er die Urschrift nach einer drey- bis viermaligen Durchlesung weggelegt, und dann das Gedicht aus seinem Inneren wieder herausgesungen.

Also *Übersetzung* soll man hier nicht suchen, wenn anders Rec., woran er fast zweifelt, den Vf. richtig versteht, sondern *Nachbildung*. Dem modernen Leser soll nicht gesagt werden, was der alte *Heinrich von Veldeck* sang, sondern was er gesungen haben würde, wenn er, mit Beybehaltung seiner ganzen Denkungsart, nicht im zwölften, sondern im neunzehnten Jahrhundert gelebt und gesungen hätte. Hat Rec. den Sinn des Vfs. richtig gefasst (und wenigstens ist er sich bewusst, ihn nicht vorsätzlich haben missverstehen zu wollen): so mussten freylich aus dieser Nachbildung alle jene Bilder weggewischt werden, für die unser Jahrhundert nicht mehr empfänglich ist. So war es höchst recht, dass der *Graal* S. 114 wegfiel, und mit der Kaiserkrone vertauscht ward. Aber Rec. fragt: mussten nicht in diesem Fall viele Lieder ganz wegfallen, deren Inhalt unserem Zeitalter fremd ist, und die wir also nur in sofern mit Theilnahme lesen können, als wir uns in die Zeiten jener unserer Vorfahren versetzen? *Kürenbergs* Klage des verlassenen Fräuleins ist von *Theodor Gäde* in Musik gesetzt. Mit welchen Empfindungen kann ein, der Falknerey unerfahrenes Fräulein des 19 Jahrhunderts diess Lied singen und spielen? Warum ward nicht der Falke, wie oben der Graal, mit einem anderen, dem Geschmack unserer heutigen Fräuleins angemessneren Vogel vertauscht? Ferner: alle Lieder, die von Kreuzfahrern handeln u. s. w., mussten weg: denn wie könnte sie ein Minnesinger des 19 Jahrhunderts dichten, des Jahrhunderts, das auszog, für Deutschland den rebevollen Rhein und Freyheit, nicht aber Christi Grab und den Graal, zu erfechten? Die *Wächterlieder* mögen immer den Sitten deutscher Frauen des 12 Jahrhunderts angemessen seyn, im 19 müssen sie die Empfindungen jedes Frauenzimmers im höchsten Grade beleidigen, das für Zucht und Ehrbarkeit Gefühl hat. So wie nun, nach Rec. Dafürhalten, diess Alles hätte wegbleiben müssen, wenn der Herausg. der von ihm aufgestellten Idee hätte treu bleiben wollen: so hätte im Gegentheil nichts verändert werden sollen, was dem 19 Jahrhundert eben so anpassend als dem 12 war. — Dass dieses nicht immer geschehen, mögen folgende Beyspiele lehren: S. 6. *Mir geviel in al der welte nie niemen bas.* Den sich mein treues Herz erlas. — S. 12. *Es taget unmaßsen schone, Dü naht müss ab ir trone, Den si ze kriechen hilt mit ganzer crone: Der tag wil in besitzen nü, Der tribet ab ir vesten Dü naht mit siner gleften, Dest war, si mag niht langer da gerešten.* Hier ist kein Wort, das nicht noch heute eben so gut, als vor 600 Jahren gesagt werden könnte; dafür aber heisst es: „Es tagt der Nacht zum Hohne — Mit ihrem Sternenkleid und ihrer Krone — Er treibt — im fernen dunkeln Westen Die Nacht mit ihren schauerlichen Gästen." — S. 16. *In lieben wane habe ich wol ir hulde.* Oft wähnt' ich wohl noch ihre Gunst zu finden. — S. 22. *Sender klage.* Sehnende Klage. — S. 28. *Das nit erget, sol ich genade vinden.* O möcht' ich

den. S. 46, wo für *minne war*, welches gar keinen Sinn giebt, *minnevar* gelesen werden muss. S. 102. *In getrurt* muss *ich* heissen, wenn es anders kein Druckfehler ist, der sich bey der übrigen Correctheit des Büchleins kaum vermuthen lässt. Noch will Rec. einige offenbar fehlerhafte Stellen nachweisen, die er aber nicht zu verbessern im Stande ist. S 54. 2. S. 96. IV. 1. *ult.* S. 112. 3. S. 116 und vielleicht noch einige andere, die Rec. bey einer flüchtigen Durchblätterung überschlagen hat.

Von den geschichtlichen Einleitungen sagt der bescheidene Vf. S. XXXXI, sie wären den *Ungelehrten* bestimmt: sie werden aber Jedem angenehm seyn, der nicht mit der Literargeschichte der Minnesinger bekannt ist, ein Fall, der bey manchen, sonst sehr achtungswerthen Gelehrten eintreten wird. Das allererste Lied spricht der Vf. S. 139 *Heinrich Raspen* aus zweyerley Gründen ab: einmal weil die zweyte und vierte Strophe in Raspens Munde eine lächerliche Grosssprecherey wäre; und dann hätte man sein Alter nicht beachtet, welches Ursache gewesen, dass er sogar den ersten Antrag des Papstes zum Kaiserthum abgelehnt. Allein erstlich schadet Alter der Thorheit nicht; *Anakreon* und *la Fare* lehren, dass man 80 Jahr alt seyn, und dessen ungeachtet höchst verliebte Gedichte machen kann; zweytens aber, wenn Heinrich Raspe dieses Gedicht wirklich geschrieben haben sollte: so konnte solches vor seiner Annahme des kaiserlichen Titels geschehen seyn. Die zwey fraglichen Strophen sind so wenig lächerliche Grosssprecherey eines Titularkaisers, dass sie im Munde jedes Privatmannes geziemend und anständig klingen. Die Leser in Stand zu setzen, selbst darüber zu urtheilen, schreibt sie Rec. hier ab, und fügt eine einzige Parallelstelle des Anakreon hinzu:

Mir sint dü rich und dü lant undertan,
2) *Swenne ich bi der minneclichen bin,*
Und swenne ich gescheide von dan,
So ist mir aller min gewalt und min richtum dahin:
Wan senden kumber den zelle ich mir danne ze habe:
4) *Er sünde:, swer des niht gelöbet,*
Das ich möhte geleben manigen lieben tac,
Ob öch niemer crone keme uf min höbet,
Des ich mich an sie niht vermessen mac.

Anakreon, XXVI:

Ὅταν ὁ Βάκχος ἐσέλθῃ
Δοκῶ δ' ἔχειν τὰ Κροίσου.

Der in erotischen Dichtern bewanderte Leser wird diess Stellen sehr leicht mit hundert ähnlichen vermehren können: denn von ihren Liebschaften pflegen diese noch hundertmal kräftiger, als Anakreon in der angeführten vom Wein zu sprechen. Wer kennt nicht die schöne Stelle des Horaz:

Num tu, quae tenuit dives Achaemenes
Aut pinguis Phrygiae Mygdonias opes
Permutare velis crine Licymniae,
Plenas aut Arabum domos?

Bey der Rechtschreibung macht sich Hr. *M.* S. XXXVIIII den Vorwurf einer zu grossen Ängstlichkeit, indem er sich streng an den bodmerschen Abdruck, mit Ausnahme der Verschiedenheit der beiden Artikelformen *dü* und *die*, gehalten. Rec., dem *Bodmers* Ausgabe nicht zur Hand ist, kann diess nicht beurtheilen, aber er wünschte sie mehr mit sich selbst übereinstimmend, würde auch demzufolge *dü* und *die* niemals unterschieden, sondern immer das Letztere, als das allgemein Aufgenommene, haben abdrucken lassen.

Von S. XXXI beginnt ein Excursus über die *Niebelungen*, den Rec. überschlägt, weil Hr. *M.* in einer Nachschrift S. XXXXI sagt, es hätten sich seine Ansichten über die Niebelungen, und sonach auch über die Minnelieder *sicherer gesetzt*, und er würde die Ergebnisse seiner Forschungen in einer besonderen Schrift dem Publico mittheilen. Diese will denn Rec. erwarten, kann aber nicht umhin, vorläufig hier einzugestehen, dass er von der Umarbeitung des Liedes, und von der geflissentlichen Verwischung des männlichen Reimes völlig überzeugt ist; nicht so von den Ursachen, welche dem Verbösserer zu dieser undankbaren Arbeit mögen bestimmt haben, zumal da das zerstörte Metrum das ist, in dem fast alle deutschen Romane des Mittelalters geschrieben wurden.

Am Ende der Vorrede hofft der Vf., man werde seinem Werkchen die Nachsicht nicht versagen, die jedem Schriftersttlinge Lust giebt, in die weite fremde Welt hinauszutreten. Diess nicht gethan zu haben, ist Rec. überzeugt; und er that es um so lieber nicht, da, wenn der Aufenthaltsort zugleich das Vaterland mit bezeichnen sollte, er sich schämen müsste, einen jungen Landsmann vom deutschen Parnass wegzuscheuchen, der allem Anschein nach ihm dereinst zur vorzüglichen Zierde gereichen wird.

Pia.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Taschenbuch der Geburtshülfe für angehende Geburtshelfer*, von D. *Joh. Christoph Ebermaier*, königl. preuss. Regierungs- und Medicinal-Rathe zu Cleve. Zweyter Band. Zweyte verbesserte Auflage. — Auch unter dem Titel: *Allgemeine Encyklopädie für praktische Ärzte und Wundärzte.* Bearbeitet und herausgegeben von D. *Georg Wilh. Consbruch*, königl. preuss. Hofrathe u. s. w., und D. *Joh. Christoph Ebermaier* u. s. w. Achter Theil. Zweyter Band. 1816. XII u. 456 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. die Recension Jahrg. 1807. No. 251.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

LITERATURGESCHICHTE.

BERLIN, in der maurerschen Buchhandl.: *Die schönen Redekünste in Deutschland von ihren ersten Anfängen bis auf die neuesten Zeiten.* Ein historischer Grundriss zu Vorlesungen für die oberen Classen der Gymnasien und zur Selbstbelehrung von *J. D. E. Preuss*, öffentl. Lehrer der historischen Wissenschaften an der königl. medicin. chirurg. Pepiniere zu Berlin. Zweyter Theil von Haller bis jetzt. 1816. 398 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1815. No. 128.]

Da die bey Anzeige des ersten Theiles dieses Grundrisses dem Verleger an das Herz gelegte Bitte zu spät gekommen zu seyn scheint, um weiteren Schaden zu verhüten: so würde die Anmeldung der leidigen Fortsetzung eines überaus armseligen Machwerkes hinreichend erachtet werden können, wenn uns nicht der rüstige Vf. in der Vorrede schon wieder mit einem „kurzen Abrisse" bedrohte, nachdem er vorher von einer die Übersicht (gewiss keine solche, wie er sie ohne *allen* Beruf gegeben hat!) der vaterländischen Literatur fodernden *allgemeinen* Stimme gesprochen hat. Dieser zudringlich-unglücklichen Betriebsamkeit nach Kräften Einhalt zu thun, ist eine der ersten Absichten kritischer Blätter; und dieser eingedenk unterzieht sich Rec. noch einmal dem widrigen Geschäfte, des Vfs. Ungeschicktheit und Untüchtigkeit zu Arbeiten der Art nachzuweisen, und, wenn nicht ihn selbst, doch das dabey betheiligte Publicum und die Buchhändler zu überzeugen, dass er auch den billigsten Foderungen kein Genüge gethan, sondern bloss schönes Papier verdorben und seinen Verleger, sowie die etwanigen (hoffentlich sehr wenigen) Käufer in offenbaren Schaden gebracht hat.

Die auf den ersten 18 Seiten vorausgehende Einleitung ist ein wahrer Jahrmarktsplunder bunter A B C-Buchsbilder vom Affen bis Xerxes, oder malerischer Weissbinder-Studien, wie sie in gleicher Mannichfaltigkeit und Possierlichkeit kaum anderswo beysammen gefunden werden. Da wird S. 15 ff. von dem „hellen Mittag des schönen Genusses," von „*Sternen* der Ersten Grössten, die sich wunderseltsam und zum Staunen ausgezeichnet zum Himmel emporschwingen, wesshalb sie Vielen für den *Gipfel* gelten, auf dem der deutsche Genius sein Volk mit den schönsten Gaben erfreut habe," und „von einem Polarsterne, der das Bessere *nach sich ziehen* soll," und von anderen Herrlichkeiten gesprochen, welche in der meisterhaften Zusammenstellung und löblichsten Verkettung eine wunderseltsame und zu rechter Zeit wohl gar gesunde und gedeihliche Wirkung hervorbringen. — Dann, um mit des Vfs. eigenen Worten S. 18 zu reden, „beschleichet ihn ein falscher Nebel," und er sucht Händel an den Mystikern, unter welchen auch *Süvern* genannt wird, doch immer mit gar höflichen Verbeugungen und artlichen Künsten, um sich den Rücken frey zu halten; besonders scheint er den Gebr. *Schlegel* nicht recht zu trauen, denen Mancherley nachgesagt, aber auch bey Gelegenheit eine gar stattliche Reverenz geschnitten wird. An *Gleim's* Halladat werden S. 61 die Spuren der Mystik bedauert; und so werden auch gar mitleidige Seitenblicke auf das Mystische an *Tieck*, *Claudius*, *Jacobi*, *Fessler* und *Chr. Schreiber(??)* geworfen, worüber die gewiss bald zu erwartende Ästhetik des Vfs. erwünschte Aufschlüsse geben wird.

Nun folgt von S. 19 an ein Verzeichniss der Schriftsteller in mehr als lyrisch-wilder Verwirrung, vielleicht um die Gymnasiasten mit Anordnung derselben, der Zeit oder den Fächern nach, tüchtig zu üben. Dichter und Prosaisten, Lyriker und Erd- oder Natur-Beschreiber, Kanzelredner und Dramatiker, Satyriker und Grammatiker, Historiker und Epigrammatisten, alle stehen unter einander, ohne Rücksicht auf Zeitfolge, auf Inhaltsverwandtschaft, auf Schule oder auf äussere Verhältnisse. Nicht nur *Bodmer* und *Breitinger*, oder *Pyra* und *Lange*, selbst die Brüder Gr. *Stolberg* sind getrennt; und irgend ein Grundsatz oder Zweck, welche dabey im Hintergrunde liegen möchten, lässt sich durchaus nicht entdecken. Die Übergänge von einem Artikel zum anderen bestehen bisweilen S. 90, 92, 163 u. s. w. in einem genialen „Merke auch," oder in anderen kostbaren Bindriemen, welche über das Ganze einen gefälligen Glanz verbreiten. — Von Namen, welche schwerlich hier gesucht und erwartet werden, führen wir *A. F. Büsching*, *Schelling*, *Batsch* an; aber was sich sonst alles hieher verlaufen hat, würde zu weit führen, wenn dessen Erwähnung geschehen sollte. Mit Historikern befasst sich dieser Lehrer der historischen Wissenschaften an der Pepiniere am wenigsten, und sagt ihnen, vermuthlich aus collegialischer Liebe, wenig Gutes und wenig Böses nach. Sein historisches Ideal scheint *J. W. v. Archenholz* zu seyn: „Alles (S. 184 f.), was zur gründlichsten und geschmackvollen historischen Kunst gehört, Talent, Geschmack (!! geschmackvoller doch wohl!), Welterfahrung, reine Sprache, geistreicher Stil finden

sich in ihm beysammen." Dagegen wenig von *Joh. Müller*, welcher der deutsche Tacitus heifst, der er nicht war, von *Posselt* und von dem „originellsten und geschmackvollsten Geschichtschreiber der Deutschen, *A. H. L. Heeren*," dessen Ideen nicht einmal genannt werden.

Wenn nun das Namenverzeichniss der deutschen Schriftsteller, welche nach dem hinten (bey rein alphabetischer Ordnung der Artikel entbehrlich gewordenen) beygefügten Register aufzufinden sind, nur von Seiten der Richtigkeit als brauchbar empfohlen werden könnte: so wäre die Notizensammlung doch nicht ganz verwerflich, und für eine gutmüthig-bescheidene Leserclasse wohl gar von einigem Werthe. Aber auch dieses geringfügige Lob kann dem Vf. nicht zugestanden werden. Abgesehen von vielen Unterlassungs- und Auslassungs-Sünden, mit deren Aufzählung sich bequem einige Seiten anfüllen liessen, bleiben wir bey einigen Begehungssünden stehen. *Thom. Abbt* S. 147 „lebte in Berlin, hielt in Rinteln mathematische Vorlesungen, studirte *dann* die Rechte, reiste in Süddeutschland u. s. w., *ward* 1760 Prof. der Philosophie zu *Frankfurt* a. d. O., und starb als Reg. Rath zu Bückeburg .... Ihm verdankt die Bildung und Veredlung der deutschen Sprache sehr viel, obgleich er bisweilen gegen die Regeln der Grammatik schrieb u. s. w. Sein Stil ist unrein, steif und affectirt u. s. w." Weisst du auch, was du schreibst? — S. 198. *Joh. Gottl. Schummel* soll als Prof. an der Ritter-Akademie in Liegnitz gestorben seyn, ohne das Todesjahr anzugeben und seiner kleinen Weltstatistik zu erwähnen. — Nach S. 262 ist *Böttiger* gestorben. Wie oft er S. 82. 84. 85 und 225 *Cramers* Schriften über *Klopstock* angeführt und verschiedentlich beurtheilt hat, muss der Vf. im begeisterten Schreib-Eifer selbst vergessen haben.

Und dieser Mann urtheilt über unsere Nationalschriftsteller!! z. B. S. 19 über *Bodmers* Noah, S. 89 über *Ramlers* Oden, S. 98 über *Unzer*, S. 121 über *Hamann*, über *Wilhelm Meister* und *Stella* S. 208 und 211, über *Island*, der gar nicht zu verweisen ist, S. 257 u. s. w. Er lobt *seine* Leute auf die ungeschickteste und durch Übertreibung lächerlichste Weise; aber Beyspiele dürfen nicht angeführt werden, weil die armen Menschen ein solches Lob aus solcher Feder an solcher Stelle ja nimmer verschuldet haben. Aber was sagen wir dazu, dass S. 47 *Ewalds* Menschenbestimmung als Gegenstück zu *Gellerts* (der S. 45 wahrhafter Rationaldichter heisst) moralischen Vorlesungen gepriesen ist? Dass *Kleists* Cissides und Paches S. 49 ein pragmatisches Gedicht heisst? Dass S. 55 *J. C. Schlegel* die tragische Muse in Deutschland wieder zu Ehren gebracht hat? und dergl. mehr.

Noch erfahren wir, dass die Messiade *Klopstocks*, welcher „glühende Dichter S. 79 seinen Genius an dem von *Milton* und *Young* geliehenen Funken entflammt hat," ob sie gleich *Miltons* verlorenes Paradies „überflügelt, und die erhabene Endabsicht hat, des Lesers Seele zu ergötzen," S. 80 ohne nationales Interesse ist; welches mit anderen Worten heisst: Der Messias hätte nicht besungen werden dürfen, weil er kein geborener Deutscher ist, was von Anderen (s. Titan B. 1 S. 71 f.) nicht missbilligt zu werden pflegt. — Wem es um volles Mass gediegen-possierlichen Unsinnes zu thun ist, dem empfehlen wir die Schilderung der schriftstellerischen Eigenthümlichkeiten und Verdienste *Jean Pauls*, S. 279. An solchen Prachtstellen kann die Geschmacksbildung angehender Primaner gewiss mit sichtbarem Erfolge unter auch nur mittelmässiger Anleitung und Aufsicht geübt werden.

Zuletzt noch ein Pröblein von des Vfs. sittlicher Denkart. Er sagt S. 116 von den wolfenbüttelschen Fragmenten, dass sie gewiss viel Gutes veranlasst haben, und jetzt wenig Aufsehen machen würden, „da sie für unsere (Hn. *P's.*) Aufklärung *durchaus* nichts Anstössiges mehr enthalten." — Gott behüte, dass Deutschlands Ehre und Kunst nicht öfterer in solche ungewaschene Hände gerathe! Mit unseren Feinden wollen wir wohl fertig werden, wenn uns nur die Freunde in Ruhe lassen! MK.

HAMBURG, b. Hoffmann u. Campe: *Johann Albert Heinrich Reimarus Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt.* Nebst dem *Entwurf einer Teleologie* zu seinen Vorlesungen bestimmt. 1814. VI, 101 und 87 S. 8. (21 gr.)

Der als ausübender Arzt, Lehrer und umsichtiger Patriot um seine Vaterstadt, durch Entwickelung verkannter Grundsätze und Vertheidigung der Freyheit des Geistes, des Handels und des Gewerbes allgemein verdiente *R.* erzählt hier einfach und bescheiden, doch mit erlaubtem Selbstgefühl sein Leben und Wirken. Den zum Behuf eines Programmes, dergleichen auf die verstorbenen Lehrer des hamburgischen Gymnasiums geschrieben werden, lateinisch abgefassten Aufsatz übersetzte er selbst für seine Angehörigen ins Deutsche.

R. war am 11 Nov. 1729 geboren. Er empfing seit seinem 6 Jahre Unterricht in der Johannisschule, bedauert aber die damalige Art, die Philologie zu betreiben, die ihn so aufhielt, dass er nur wenige Brocken von den griechischen und lateinischen Schriften genoss. Indessen half ihm sein Vater nach, und liess ihm nebenber noch mancherley anderen Unterricht geben, behielt ihn endlich ganz zu Hause, bis er das Gymnasium besuchen konnte. Seines Vaters Lehrart beschreibt er so: „Der Vortrag des Schriftstellers ward nicht zu sehr durchgekäuet, sondern mehr fortlesend satzweise übersetzt. Nach vollendetem Capitel fragte dann Einer den Anderen, Satz nach Satz, im Deutschen, und dieser konnte sich dann nicht nur der Worte, sondern auch der Wendung des Schriftstellers noch erinnern, und sie hiemit dem Gedächtnisse einprägen. Hiedurch," setzt er hinzu, „wird nicht allein die Zeit der eigenen Ausarbeitungen erspart, sondern auch der nicht genug beachtete Nachtheil derselben verhütet, da der Knabe, indem er sich dabey anstrengt, etwas aus Wörterbüchern zusammenzusetzen, nicht den Schwung und Klang der lateinischen Sprache fassen, nicht lateinisch denken lernt, sondern sich nur immer mehr zu seinem hölzernen deutsch-lateinischen Stil gewöhnt." (Aber ohne eigene Ausarbeitungen zur Übung wird schwerlich Jemand schreiben lernen; sie sollten nur lange Nichts seyn, als Nachbildungen und Anwendungen des Gelesenen.)

Erst kurz vor seinem Abgange nach Göttingen 1752 bestimmte *R.* sich zum Studium der Arzneykunde. Bey Gelegenheit *Hallers* macht er die sich oft bestätigende Bemerkung, dass ein grosser und berühmter Mann zuweilen nicht der geschickteste zum Lehrvortrage sey. Ein Jahr darauf nach Leyden zu gehen bewog ihn, ausser dem Ruhme der dortigen Lehrer, auch ein Programm, worin versprochen ward, im Hospitale solle fleissig die Behandlung der Kranken gelehrt werden; er fand aber im Hospitale weder Professor noch Kranke. Dennoch konnte er mit seinem Aufenthalte in L. zufrieden seyn. 1754 besuchte er Edinburg, wo seine Erwartung völlig befriedigt ward. Den vertrautesten Umgang hatte er mit dem nachher berühmt gewordenen *Erasmus Darwin* und *James Keir*, und vereinigte sich mit ihnen und einigen Anderen zu einer Gesellschaft, aus welcher nachher die edinburgische medicinische Gesellschaft entstanden ist. 1755 ging er nach London, wo er ebenfalls ein Jahr die reiche Gelegenheit benutzte, sich in seinem Fache zu vervollkommnen. Da der Krieg ihn hinderte, Frankreich zu besuchen, begab er sich wieder nach Leyden, wo er des Umganges mit *Camper* genoss, und sich besonders mit seiner Probeschrift vom Gliedschwamme beschäftigte. Nach ihrer Vertheidigung ging er nach Hamburg zurück, wo er gleich Anfangs die von Anderen einige Male mit unglücklichem Erfolge versuchte Blatter-Einimpfung einführte. Hievon, sowie von anderen ärztlichen Bemühungen, auch seinen medicinischen Grundsätzen, giebt er ausführliche Nachrichten. 1776 ward er mit zur Untersuchung des Gemüthszustandes des Herzogs von Holstein-Oldenburg erwählt. Angenehm ist die Erzählung von der Veranlassung seiner Schriften, woraus erhelit, dass R. nie schrieb, um zu schreiben, sondern immer, weil er gerade zu der Zeit einen für seine Vaterstadt oder Deutschland oder die Wissenschaft wichtigen Zweck dadurch erreichen zu können glaubte. Unter denen, bey welchen er sich nicht genannt hat, und als deren Vf. er nicht allgemein bekannt seyn möchte, bemerken wir hier eine Abhandlung *über die Auswahl zum Soldatenstande*, in *Archenholzens Minerva*, 1809 Dec. und 1810 Jan.; *ernstliche Betrachtungen über den Glauben*, in der *Berlin. Monatsschr.* May 1786; *Gespräch zwischen einem Lehrer und einem Zuhörer*, in der *Neuen Berl. Monatsschr.* 1805 (gegen die neueren Pantheisten). Die 1809 gedruckten *Klagen der Völker des Continents von Europa, die Handelssperre betreffend, ihren Fürsten dargestellt*, welche *Villers* ins Französische übersetzte, wurden im Originale und in der Übersetzung an verschiedene Höfe gesandt; Bloss von dem Fürsten Primas erfolgte eine Antwort an *Villers*, deren Inhalt hier S. 52 f. mitgetheilt wird. — In der Philosophie baute *R.* auf den Grundsätzen seines Vaters fort. So oft er dessen aber auch erwähnt, und so nahe die Veranlassung war: so deutet er nie auf die bekannten *Fragmente* hin, von deren Entstehung und der Art, wie sie nach Wolfenbüttel kamen, unseres Wissens nichts Zuverlässiges öffentlich bekannt geworden ist. „Zu wohlgegründeter Gottesverehrung, heisst es an einer Stelle, (nicht Gottesfurcht) hat mich mein Vater durch Lehre und Beyspiel zeitig geführt, und ich habe mich darin auch nachmals stets mit heiterer Beruhigung erhalten.“ Der christlichen Religion geschieht nirgends Erwähnung, nur in einer Vorrede, die er in den letzten Tagen seines Lebens dictirte, nennt er die *katholische* Religion eine schon verbrauchte und veraltete, die nicht herzustellen sey. „Es muss, sagt er, von Grund aus gereinigt werden, und da fragt sich: Kann das geschehen? Können wir dem Volke eine vernünftige Religion beybringen? Ich gedenke: Ja! Wenn sie nur einfach ist. Und damit wollte ich jetzt den Versuch machen. Das wäre denn, was ich die den Weisen aller Zeiten offenbarte Wahrheit und Lehre nenne, und die ganz einfach seyn soll.“ Im J. 1796 erhielt R. die durch *Giseke's* Tod erledigte Lehrstelle der Naturlehre und Naturgeschichte am hamburgischen Gymnasium. Von S. 70 an schildert der würdige Greis seine Gemüthsart und seine Lebensgewohnheiten und Ansichten. Nachdenken und Streben nach richtigen und klaren Begriffen von allen vorkommenden Dingen herrschte überall bey ihm vor. Den Beschluss schrieb er, in den Zeiten der Trübsale aus seiner Vaterstadt geflüchtet, im Hause seines Schwagers *A. von Hennings*, und redet am Ende, „gleichsam, sagt Hr. *Sieveking* in der Vorrede, als habe er den Doppelsinn irgend einer Weissagung missverstanden, von der Rückkehr in seine Vaterstadt, die er doch nicht wieder sehen sollte, als habe er sie schon erlebt, mit zuversichtlicher Freude.“ Angehängt ist der Auszug eines Tagebuches, worin Hr. *v. Hennings* die letzten Stunden seines Schwagers beschreibt. Sein Tod erfolgte am 6 Jun. 1814.

Die *Teleologie* des seligen Mannes scheint uns den *wissenschaftlichen* Schluss von der Natur auf Gott und dessen Eigenschaften freylich nicht besser zu rechtfertigen, als frühere Versuche; aber sie giebt der Urtheilskraft reichen Stoff, und bestätigt und nährt den eigentlich in dem Gemüthe selbst gegründeten religiösen Glauben. Auf eine Übersicht der allgemeinen Natureinrichtung folgt eine besondere Betrachtung der organischen Körper, zuerst des Pflanzen-, dann des Thier-Reiches. Vielfältig macht der Vf. aufmerksam darauf, dass in den Wirkungen der Naturkräfte noch viel Unerklärbares und Verborgenes ist. Übrigens wird man hier nur eine sorgfältige Benutzung des Bekannten suchen, und, einzelne Bemerkungen und Bestreitungen anderer Schriftsteller ausgenommen, finden.

Dass es Gottes unwürdig gedacht sey, wenn man ihm unmittelbare Einwirkung in die Welt zuschreibe, ist eine alte, von dem Vf. mehrmals wiederholte Behauptung. Aber sollten wir nicht lieber gestehen, dass jede Bestimmung dieses Punctes ein Überschreiten der Grenze sey, innerhalb deren wir uns halten müssen, wenn wir nicht in Schwierigkeiten und Widersprüche fallen wollen?

HIKL.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Kiel*, in der akadem. Buchhandl.: *Carsten Niebuhr's Leben von B. G. Niebuhr.* Aus den kieler Blättern abgedruckt. 1817. 88 S. gr. 8. geheftet. (12 gr.)

Des ausgezeichneten Mannes Leben zu beschreiben, hatte in jeder Hinsicht Niemand mehr Beruf, als sein würdiger Sohn. Sollte auch die Anhänglichkeit an dem Vater den

Sohn ein oder etliche Male zu Urtheilen geführt haben, gegen die sich etwas mit Grunde einwenden, oder die Angegriffenen sich vertheidigen liessen: so würde doch schwerlich ein Anderer den Mann so nach dem Leben dargestellt haben.

Auf seines Vaters, eines freyen Landmannes, Bauerhofe im Westerende Lüdingerorth im Lande Hadeln ward *N.* 1733 geboren. Früh drängte es ihn, zu lernen und sich nützlich zu beschäftigen, und die Leere auszufüllen, welche die Lebensart des Landmannes liess. Dass ein über einen Bauerhof entstandener Rechtsstreit nur durch Vermessung geschlichtet werden konnte, und dazu ein auswärtiger Landmesser gerufen werden musste, veranlasste *N.* sich zur Erlernung einer Kunst zu entschliessen, die in seinem Vaterlande noch Niemand verstand. Nach mehreren vereitelten Versuchen ward er *Büsch'ens* Schüler, und schämte sich nicht, schon über 20 Jahre alt, sich in mancherley Kenntnissen nachhelfen zu lassen, um auf dem Gymnasium dessen und Anderer Unterricht benutzen zu können. 1757 ging er nach Göttingen. Der Krieg störte wenig die dortigen Studien. „Einerseits waren, sagt der Vf., die Franzosen ungemein höflich und verbindlich gegen die berühmten Gelehrten, andererseits waren die dortigen Gelehrten so vaterlandslos und allen bürgerlichen Gesinnungen entfremdet, dass Einer von ihnen sich rühmt, das Vertrauen eines französischen Officiers, der ihm den Zug auf Braunschweig (1762) ausgeschwatzt, nicht gemissbraucht, ja einem seiner Zuhörer sein Pferd versagt zu haben, welches dieser erbeten, um der hannöverschen Armee eine Nachricht zu bringen, die zu deren Überrumpelung hätte führen können: — es sey gegen sein Gewissen gewesen!" Sollte denn *Michaelis* wider sein Gewissen handeln? Oder hält Hr. *N.* die Versicherung für ein blosses Vorgeben? „Dass nun jene Abtödtung der männlichen Gefühle im Gelehrten, fährt er fort, den Wissenschaften und der Literatur schlecht frommt, zeigen im Allgemeinen die literarischen Werke jener Vaterlandslosen. Ein anderer Geist wehte zur selben Zeit zu Halle, wo, so lange der Kanonendonner von Rossbach her erschallte, die Lehrer des Waisenhauses mit allen Knaben auf den Knieen lagen, und um Sieg für König Friedrich und Preussen beteten, wie in einer bestürmten Stadt." Woher weiss denn der Vf., dass die Göttinger nicht auch beteten, wenn sie auch, unter ganz anderen Umständen, nicht zusammen auf den Knieen lagen? Und welche literarische Früchte brachte denn damals dieser Waisenhausgeist? — Die gelehrte Sendung nach Arabien veranlasste, wie der Vf. zugiebt, *Michaelis*; allein wie dieser den Plan angab, würde, nach des Vfs. Urtheil, nichts herausgekommen seyn; diess erkannte *Bernstorf* sogleich unveranlasst, und kam *M.* mit dem Anerbieten entgegen, die Sendung ungleich umfassender zu machen. „So geschah es, dass der ursprüngliche eigentliche Zweck, wenigstens in sofern er die Fragen betraf, womit der Urheber des Plans die Reisenden ausstattete, zu einer unendlich geringfügigen Nebensache ward: das unendlich Viele aber, was von den beiden Männern geleistet worden, denen zusammen, aber auch ihnen allein, der Ruhm der Reise zukommt, von jenem gar nicht beabsichtigt war." Noch wird *M.* hart getadelt, dass er statt *von Haven's*, der ganz untauglich gewesen seyn soll, nicht *Reiske* vorschlug, und S. 40 werden *M's. Fragen* abermals als solche vorgestellt, die zum Theil nicht einmal die Mühe belohnten, sie zu beantworten. (Um das *Audiatur et altera pars* nicht zu versäumen, vergleiche man *Eichhorns* Urtheil im 3 B. der *allg. Biblioth. der bibl. Lit.* S. 852 — 856.) An *N.* kam der Antrag zu jener Reise durch *Kästner*, an den der von *Bernstorf* beauftragte *M.* sich wegen eines Mathematikers wandte. Zur Vorbereitung beschäftigten *N.* zunächst 2 Privatissima, über die Astronomie bey *Mayer*, und über das Arabische bey *Michaelis*. „Für grammatisches Studium hatte *N.* allerdings wenig Geschick und wenig Neigung, eigentlich aber ward ihm der Unterricht im Arabischen dadurch verleidet, dass sein Lehrer nach mehreren Monaten ihn nicht weiter, als bis in die ersten Fabeln Lockman's gebracht hatte, und er wohl inne ward, dass derselbe keinesweges einen Reichthum arabischer Philologie und Sprachkenntniss besass. Er gab daher dieses Collegium auf, welches *M.* ihm nie verziehen hat. *Mayer* befriedigte ihn dagegen, für dessen Andenken blieb er bis an sein höchstes Alter leidenschaftlich, und von Allem, was ihm das Schicksal gewährt hatte, war ihm nichts so erfreulich, als dass seine ersten Mondlängenbeobachtungen dem geliebten Lehrer auf dem Todbette, ehe ihn das Bewusstseyn verlassen, zugekommen, welcher in der Freude darüber sich wieder zum Leben gesammelt hatte, und dass diese Beobachtungen die Ertheilung des englischen Preises für die Wittwe entschieden hatten; denn er erkannte, dass er *Mayern* die Tüchtigkeit für seinen Beruf verdanke." Unter den Reisegefährten *N's.* war *Forskål* bey weitem der gelehrteste, und er würde, wäre er zurückgekommen, durch tiefe Vielseitigkeit unter den Gelehrten seiner Zeit vielleicht den ersten Rang eingenommen haben. Eine geraume Zeit beschäftigte ihn speculative Metaphysik leidenschaftlich; ausserdem aber trieb er morgenländische Sprachen und alle Zweige der Naturkunde. „Die Metaphysik eines Geistes von dieser Richtung muss von der damaligen Schulweisheit sehr verschieden gewesen seyn; die akademische Schrift, worin er sich über diese Gegenstände aussprach, galt in Göttingen für bizarr, in Schweden für ketzerisch: man muss bedauern, sie nicht zu kennen." (In den *Götting. Anzeigen* 1756. S. 756 — 760 findet man eine Anzeige und einen Auszug davon, worin mit grosser Achtung von *F.* gesprochen wird, und S. 1439 wird ein ungezogener Leipziger, der ihn schimpfte, zurückgewiesen.) Was der Biograph von der Reise, und dem, was ihr zunächst folgte, erzählt, konnte der Hauptsache nach nicht neu seyn; doch kommen auch verschiedene Dinge vor, die noch nicht bekannt waren, z. B. dass P. *Hell* den bescheidenen *N.* in der Furchtsamkeit über den Werth seiner Mondbeobachtungen bestärkte, und dass die nach Verfinsterungen der Jupiterstrabanten bestimmte Länge von Loheia, deren Berechnung *N.* dem Jesuiten zuschrieb, von jenem selbst berechnet, von diesem nur nachgerechnet und richtig befunden war. Den Grafen *Struensee* würdigte *N.* nie eines Besuches, und erschien bey keiner Gelegenheit, „wo er sich mit den frevelhaften Machthabern jener unerhörten Epoche hätte zusammen finden müssen." Eine zweyte Reise, zu der er sich schon entschlossen hatte, nämlich ins innere Afrika, opferte er der Liebe auf. Da die Richtung seines Gemüthes ausschliesslich auf historische Erkenntniss des gegenwärtig auf der Erde Bestehenden ging: so konnte er sich Anfangs zu Meldorf, wohin er 1778 versetzt wurde, nicht gefallen. Wohlthätig war es daher für ihn, dass *Boie* dahin kam, der in ausgebreiteten literarischen Beziehungen stand, und reich an persönlichen Bekanntschaften war, auch eine reichhaltige Bibliothek besass. Folge dieses Verhältnisses war auch, dass *N.* Manches für das *D. Museum* niederschrieb, und Abhandlungen, die für den 3 Theil der *Reisebeschreibung* ruhten, für jene Zeitschrift hergab. Mit *Boie'ns* Durchcorrigiren dieser Arbeiten äussert der Vf. seine Unzufriedenheit, weil sein Vater dadurch unnöthiger Weise schüchtern ward. Ausser dem Angeführten beschäftigte den würdigen Mann der Unterricht seiner Kinder, von dessen Art Manches erzählt wird, späterhin Briefwechsel mit *Russel*, *Rennel*, *Silvestre de Sacy*, *Barbié du Bocage* u. A., welche seinen grossen Werth anerkannten, und seine Kenntnisse und Arbeiten benutzten, und Urbarmachung angekaufter Moorländereyen. Alles dieses, sowie die Veranlassung mancher kleinen Aufsätze, die Zeitschriften eingerückt wurden, und von denen ein vollständiges Verzeichniss angehängt ist, insonderheit auch die Charakterschilderung des Verstorbenen wird man mit Vergnügen lesen. Wir erwähnen nur noch, dass, nach des Vfs. Erzählung, im letzten Kriege Meldorf durch einen Trupp Mecklenburger geängstigt wurde, mit dem ein raubsüchtiger Commissar durch Drohung von Plünderung und Brand eine Contribution erpresste, gegen ähnliche Schändlichkeiten aber Oberst *Clausewitz*, damals von der deutschen Legion, dem alten *N.* eine Schutzwehr sandte, und setzen aus sicherer Kenntniss hinzu, dass allerdings manche Mecklenburger (wie Hannoveraner u. A.), aufgereizt durch die Verbindung der Dänen mit dem Feinde Deutschlands, besonders aber durch das Benehmen der dänischen Truppen in Mecklenburg, da nicht bloss mit Plünderung gedroht, sondern von Officieren zur Plünderung commandirt wurde, und holsteinische Bauern das, was ins Lager geschleppt war, beym Abzuge der Truppen auf Wagen luden und in ihre Heimath fuhren, der Meinung waren, man dürfe Holstein etwas Ähnliches fühlen lassen, dass aber namentlich von den Fussjägern diejenigen verachtet und gebrandmarkt wurden, die sich Schändlichkeiten erlaubten. Gegen den S. 79 etwas gezwungen angebrachten Ausfall auf den Kronprinzen von Schweden lässt sich wohl Einiges mit Grunde sagen.

HKL.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Leipzig, b. Gräff: *Versuch eines Lehrbuchs der Handlungswissenschaft;* nach ihren mannichfaltigen Hülfskenntnissen theoretisch und praktisch bearbeitet von *Johann Isaac Berghaus.* Erster Band. Erster Theil. Zweyte verbesserte und ansehnlich vermehrte Ausgabe. Nebst einem Anhange, welcher verschiedene metrologische und andere damit verwandte Gegenstände enthält. 1809. 452 S. Zweyter Theil.

Auch unter dem Titel:
Der selbstlehrende doppelte Buchhalter; oder vollständige Anweisung zur leichten Erlernung des italiänisch-doppelten Buchhaltens. Nach helwigschem Plane bearbeitet von *Joh. Is. Berghaus.* Dritte, ansehnlich vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1810. 396 S. 8. (4 Rthlr.)

Im Jahre 1790 hat Hr. *Berghaus,* — um in seiner Sprache zu reden, — „den selbstlehrenden doppelten Buchhalter den Händen des kaufmännischen Publicums zuerst anvertraut." Was es mit dieser feinen Handarbeit für Bewandniss hatte, ist den Kennern nicht unbekannt. Sie hat dem Vf. die grosse Mühe gekostet, das 1774 zum ersten Mal erschienene classische Werk des verdienstvollen *Helwig: Anweisung zur leichten und gründlichen Erlernung der italiänischen doppelten Buchhaltung,* welches Schemata auf ein ganzes Jahr enthält, zur Hälfte abzuschreiben, mit sechs Monaten abzuschliessen, und hin und wieder sonst noch etwas auszumerzen. Auf diese Weise hat er ein Werk zu Stande gebracht, welches nur halb so stark war, als das Original, also auch für den halben Preis verkauft werden konnte, und das durch diese vortreffliche Eigenschaft solchen Eingang bey den *doppelten* Buchhaltungs-Schülern fand, dass schon nach 8 Jahren (1798) eine zweyte Auflage davon veranstaltet werden konnte, wodurch der arme Helwig dann beynahe ganz verdrängt und in Vergessenheit gebracht worden ist.

Die gegenwärtige dritte Auflage würde ohne Zweifel gleiches Glück machen, wenn der Vf. seiner ersten Ansicht treu geblieben, die Grenzen eines Auszugs nicht überschritten, im Gegentheil noch manches Überflüssige weggeschnitten, und für noch grössere Wohlfeilheit gesorgt hätte. Er hat aber wahrscheinlich in der langen Zeit vergessen, dass man in *seinem* Werke bloss dem *helwigschen* Verdienste huldigte, und in der Meinung, durch ein grösseres Werk auch grössere Ehre zu erlangen, hat er nun die neue Ausgabe durch eine Menge unnützer und unlesbarer Nebendinge angeschwellt. Nicht zufrieden mit dem Rufe eines guten praktischen Buchhalters, den er sich erworben hatte, wollte er nun als ein theoretischer, in die tiefsten Schachten der Gelehrsamkeit eindringender Schriftsteller auftreten; und da diess ohne Besitz ächter Gelehrsamkeit so ganz leicht nicht ist, selbst wenn man eine bis zum Erliegen ausgedehnte Correspondenz mit Gelehrten führt (wie der Vf. von sich behauptet): so gerieth er auf den Einfall, das gegenwärtige Werk bloss als ersten Band eines grösseren, in noch vier Bände zerfallenden, das Ganze der Handlungswissenschaft umfassenden Werkes, das er noch im Entwurfe mit sich herumträgt, erscheinen zu lassen, ihm desshalb den doppelten Titel zu geben und das Übrige vorläufig in einer Inhalts-Anzeige, als Nachtrag, mitzutheilen.

Um seine gelehrte Rolle durchzuführen, wird in den Zusätzen mit einigen Floskeln über die Geschichte und Entstehung der Handlung durch die Phönicier angefangen, mit sogenannten historisch-statistischen Blicken auf den Gang des Handels neuerer Zeiten, mit Rücksicht auf den Handel Venedigs im Mittelalter, und mit einer metrologischen Bestimmung der, in der Stadt und dem ehemaligen Hochstifte Münster üblichen Gewichte, Masse und Münzen fortgefahren, und dann mit Blicken auf die gegenwärtige russische Handlung mit Rücksicht auf die metrologische Ausmittelung des Handels-Gewichts und der Münzen dieses Landes beschlossen. *Et fortasse,* möchte man ausrufen, *cupressum scis simulare, sed nunc non erat his locus!*

Wir dürfen indess nicht verschweigen, dass Hr. B. auch von den Fortschritten in der Buchhaltung selbst Notiz nimmt, und sich über das berüchtigte *jonessche* oder *englische* System auslässt; leider aber am unrechten Orte und ohne allen Beruf. In der Einleitung, ehe der Schüler noch die Idée des Buchhaltens überhaupt gefasst haben kann, wird schon alles Lob und aller Tadel über diese Erfindung ausgegossen, welche sich aus den Bemerkungen der Herren *Wagner* und *Martens,* die es auf deutschen Boden verpflanzt haben, schöpfen liessen. Der Vf. verfährt hier so sehr ohne alles Urtheil, dass er — um mit den Progressen der Buchhalter-Wissenschaften, wie er sagt, fortzu-

schreiten — einen kurzen Entwurf von der englischen Buchhalterey auf seine Anleitung zum doppelten Buchhalten anzuwenden sucht, die Geschäfte, welche er seinen theoretisch-praktischen Kaufmann von der 24ten bis zur 20sten Aufgabe hat vollziehen lassen, dazu wählt, und wirklich ein Journal mit aller Umständlichkeit der italiänischen Methode, und mit allen Linien versehen, welche *Jones* vorschreibt, entwirft, und dieses noch mit einer neuen Columne, angeblich von seiner eigenen Erfindung, ausstattet, worin Credit und Debet zu bemerken sind. Ist es dem Vf. denn nicht in die Augen gefallen, dass ein solches Journal wenigstens doppelt so breites Papier haben muss, als jedes andere Journal vom grössten Formate, dass kein Mensch im Stande ist, ein Buch von solcher Breite zu handhaben, dass die vielen Columnen durchaus Irrthümer veranlassen müssen, dass dabey die einzelnen Posten so sehr in die Länge ausgedehnt werden, dass mancher derselben fünf volle Seiten einnimmt, und also eben so oft übertragen werden muss, und dass es mit der neu erfundenen Columne für Credit und Debet, welche alle Irrthümer verhüten soll, nur Täuschung ist? Rec. hat gelernt, und glaubt es auch gefasst zu haben, dass der specifische Unterschied zwischen der einfachen und doppelten Methode des Buchhaltens vorzüglich darin begründet sey, dass letztere keine *einfachen* Debitores oder Creditores zulässt, sondern das jeder Posten *beide zugleich* und mit gleichen Summen (worauf sich die Balance gründet) aufstellen müsse, und dass daher Ein Blatt für eben so viel debitirt werden muss, als wofür ein anderes creditirt wird. Nach welchem Kriterium demnach Hr. *B.* verfährt, wenn er einen Posten als Debitor und einen anderen als Creditor stempelt, ohne den Grund des ganzen Systems zu zerstören, hat er wohlweislich unangezeigt gelassen, und Rec. hat es nicht ausfinden können. Ein ganz Anderes ist es beym *jonesschen* Systeme selbst. Dieses ist rein einfach, und hat daher reine Debet- und reine Credit-Posten, kann sie also auch, als solche, in einer besonderen Columne bezeichnen. Der Vf. hätte sich von *Jones* lügenhafter Prahlerey, dass dessen System sich auch auf die doppelte Methode anwenden lasse, nicht sollen blenden lassen. Der pfiffige Engländer hat damit nur den Unwissenden Staub in die Augen blasen wollen, und hat nie die Absicht gehabt, den Versuch im Ernste zu wagen; desswegen hat er bloss Ein Quartblatt daran gewendet, und durch die Bemerkung, dass die Sache so leicht sey, dass sie keiner weiteren Ausführung bedürfe, die Halbwisser beredet, es sey dem wirklich so. Ein Meister aber hätte in diese Schlinge nicht eingehen, und glauben sollen, auf diese Weise etwas praktisch Brauchbares und theoretisch Richtiges zu Stande bringen zu können. Wirklich hat Hr. *B.* dadurch, dass er in seinem Journale keinen Debitor ohne gleichen Creditor, und umgekehrt keinen Creditor ohne gleichen Debitor aufnahm, und in seinem Hauptbuche Hülfs- und Personen-Conto's unter einander erscheinen liess, den eigenthümlichen Charakter des *jonesschen* Systems ganz verwischt. Dabey scheint er noch vergessen zu haben, dass einem Journale, wie er es vorlegt, nothwendig ein *Memorial* und *Cassenbuch* vorgehen muss, und dass er sich um so mehr über ihre Anlegung hätte äussern müssen, als *Jones* dergleichen Bücher gar nicht gestattet.

Da der Vf. die vorhin erwähnten Anhängsel als unentbehrliche Hülfsmittel zur gelehrten Handlungskenntniss für *doppelte Buchhaltungs-Schüler* empfiehlt: so wollen wir einige Proben davon, so wie sie uns zuerst in die Hand fallen, unseren Lesern zur eigenen Beurtheilung vorlegen, und sie zugleich dadurch mit dem Stile des Vfs. bekannt machen. „Zur Zeit des grössten Wohlstandes der Römer, bis spät auf seine Kaiser hinab, war es den römischen Landleuten genug, zu wissen, dass ihre Jucharte, oder Acker-Flächen-Massen, ohne dass es ein gleichseitiges Viereck sey, gerade so gross waren, dass, wie Plinius sagt (*Hist. Natur.* Lib. XVIII Cap. 24 Tom. II p. 137. Sect. LV. Im Eingange *Ed. Hard.*), darauf fünf Modii Waizen, sechs Modii Gerste u. s. w. ausgesäet werden konnten, wovon sechs Modii, nach Anderen sieben Modii einer attischen Midimei Ackermass gleich waren, wie Cicero *in Verr.* III, 45. 47. 49 u. s. w., und *Corn. Nepos in Attic.* Cap. 2 *in fine*, vgl. *Arbuthnot Tabb. antiqu. numismat., mensur. etc.* p. 85 versichern." „Ich kann daher, heisst es weiter, den Gedanken nicht unterdrücken, dass unter den höheren Staatsdienern in allen, zum theueren deutschen Vaterlande gehörigen Staaten es viele Männer geben möge, welche mit tiefer Einsicht, mit edlem, vorurtheilsfreyem Sinne, Hoffnung und Besorgniss in Beförderung des metrologischen Guten, zu dem allgemeinen Handelsverkehr und den Gewerben der bürgerlichen Gesellschaft, gegen einander abzuwägen, und die Grundsätze, welche aus dem Resultat ihrer Forschungen für die Umschaffung eines allgemeinen Münz-, Mass- und Gewichts-Systems sich ergeben, unerschütterlich in ihrem grossen Berufe zu befolgen, und deutsche Benennungen in der metrischen Tauschmittellehre zu behalten, in den Stand gesetzt werden mögen. Mehr als je ist es jetzt höchst wichtig, dass solche Männer unter den Regierungstheilnehmern aller Art, in allen Provinzen und an allen Orten sich finden möchten, damit durch die Verwandlungen unserer Zeit hindurch, welche schnell und furchtbar, ähnlich denen des Proteus, von welchem die Dichter u. s. w. des Alterthums fabeln, *Homer* Il. IV. 384 — 386. *Ovid. Metam.* II, 8 *et* VIII, 730. *Lucian. Dial. Deor.* 15. *Natal. Com.* Lib. VIII, Cap. 2 — Ungeweihte verwirren können, der wahre und gute deutsche Geist, der in keiner Form, welche sie auch sey, befangen ist, und auf dem nur allein die Hoffnung zum Besseren beruht, erhalten werde."

C'est par de tels artifices, — sagt *Voltaire*, um neben den vielen Alten auch Einen neueren Schriftsteller anzuführen — *qu'on a trouvé le secret de multiplier les livres à l'infini sans multiplier les connoissances.* φ.

HAMBURG, b. d. Erben des Vfs., und LEIPZIG, in Commission bey der hoffmannschen Buchhandl.: *Jürgen Elert Kruse's allgemeiner und besonderer hamburgischer Contorist.* Fünfte Auflage. Erster Theil. 1808. XXVIII u. 658 S. 4. (6 Rthlr. 12 gr.)

Dafs der 1775 verstorbene hamburger Schullehrer *Jürgen Elert Kruse* durch Ausarbeitung dieses, 1755 zum ersten Male erschienenen, 1761 und 1766 von ihm selbst, und dann 1782 und 1808 von seinen Erben wieder aufgelegten classischen Werks, dessen hoher praktischer Werth allgemein anerkannt wird, sich ein ewiges Verdienst um die Handlung erworben habe, ist zu bekannt, als dass wir nöthig hätten, diese neue Auflage, welche sich ohne Zweifel schon in den Händen der meisten deutschen Kaufleute befindet, besonders zu empfehlen. Wir bemerken daher nur, dass der Inhalt des Werks nicht so beschränkt ist, als man aus dem Titel schliessen sollte, und dass es auch für Gelehrte, Cameralisten, Statistiker u. s. w. reiche Fundgruben eröffnet, die ihnen vielleicht unbekannt sind. Diese besonders machen wir darauf aufmerksam, dass die gegenwärtige Ausgabe durch Zusätze und Berichtigungen sehr viel vor den älteren voraus hat, so dass sie hier über tausend Dinge, welche sie in anderen Werken vergeblich suchen, die belehrendsten, aus den besten Quellen mühsam geschöpften Aufschlüsse erhalten können, und dass, wenige Ausnahmen abgerechnet (z. B. S. 557, wo die Nachrichten über die wiener Stadt-Banco nur bis zu 1784 reichen, obgleich die wichtigsten Veränderungen mit derselben nach dieser Zeit vorgefallen sind, oder S. 658, wo in der Vergleichungs-Tabelle das neue französische Feldmass übergangen wird, obgleich es im Artikel: *Frankreich*, ausführlich und richtig angegeben ist), die Angaben alle mit einer Ausführlichkeit, Fleiss, Genauigkeit, und so achtungswürdiger Gewissenhaftigkeit gemacht sind, dass sie dem Herausgeber zum besonderen Verdienste angerechnet werden müssen, um so mehr, da in den letzten Decennien so Vieles von Anderen mit Leichtsinn und Unwissenheit über eben diese Gegenstände geschrieben worden ist.

Da Gewichte, Masse u. s. w. in den letzten Zeiten mannichfaltige Veränderungen erlitten haben, und fortwährend, zur grossen Beschwerde des Verkehrs, erleiden werden, bis man allgemein sich wird gedrungen fühlen, eine vollkommene Gleichheit derselben durch ganz Europa einzuführen: so bedürfen auch Werke, wie das vorliegende, schon kurze Zeit nach ihrer Erscheinung bedeutender Rectificationen, und es wäre deshalb erwünscht, wenn die Herausgeber solche von Zeit zu Zeit durch Nachträge so lange zur Kenntniss des Publicums bringen wollten, bis das Bedürfniss einer neuen Auflage wieder eingetreten seyn wird.

φ.

BAUKUNST.

DÜSSELDORF, b. Stahl: *Taschenbuch für die Strassen- und Berg-Baubeamten, Spediteurs und Landmesser, zwischen dem Rheine und der Weser.* Von *H. M. Wessermann*, grossherzogl. bergischem Ober-Inspector des Brücken- und Strassen-Baues. 1814. 556 S. kl. 8. (3 Rthlr.)

Bey der Herausgabe dieses Taschenbuchs hat der Vf. die Absicht, dem Baubeamten, welcher ausser seinem Wohnorte Strassenlinien auszustecken und zu veranschlagen hat, alle dahin gehörigen Nachrichten in gedrängter Kürze mitzutheilen, Einförmigkeit und Ökonomie in die Anschläge zu bringen, nebenbey den Baueleven eine Übersicht der nöthigsten Wissenschaften zu geben, und ihnen insbesondere die Unentbehrlichkeit der Gebirgskunde beym Strassenbau zu zeigen. Für diesen Zweck schickt er eine Geschichte des Strassenbaues, mit Betrachtungen über seinen Betrieb und über die Grundsätze, auf welche er sich zunächst stützt, voraus, und zeigt dann im 3 Capitel die Vorbereitungen für die Absteckung der Strassenlinie selbst. Diese Vorbereitungen gründen sich auf eine vom Staate bereits vorhandene geographische, petrographische und Fabrik-Charte, und bestehen eigentlich in der Wahl der Puncte, durch welche die neu anzulegende Strasse nach gewissen Principien auf flachem Lande und im Gebirge am schicklichsten gezogen, und die Distanz und Gefälle von einem zum anderen gefunden werden können. Hiezu theilt der Vf. das Tabellarische der Sache mit, und giebt über das zweckmässige Steigen und Fallen einer Gebirgsstrasse in Hinsicht auf das Fuhrwesen, mit den daraus abzunehmenden Resultaten für die bewegende Kraft eines Pferdes, sehr brauchbare, auf Erfahrung gegründete Notizen. Diesen folgen allgemeine Betrachtungen über die Mineralogie und Gebirgskunde, und über die Aufnahme einer petrographischen Charte zum Behuf des Strassenbaues, in Anwendung auf das Grossherzogthum Berg, und auf das Land zwischen dem Rhein und der Weser, wobey Rec. die Bemerkung macht, dass dieses Taschenbuch an Brauchbarkeit viel gewonnen haben würde, wenn der Vf. die Vortheile bey der Aufnahme der Strassenlinie und ihrer Profilrisse nach dem Längen- und Tiefen-Massstab mit einer petrographischen Charte selbst hätte beyfügen wollen, statt auf andere Schriftsteller zu verweisen. Hierauf geht der Vf. zur Praxis selbst über, und beschreibt das Fördern und Gewinnen der Strassenbaumaterialien, die Baukosten für Kunststrassen, Veranschlagung der Gräben-, Damm- und Planir-Arbeit, die Bearbeitung der Strassen selbst, so wie des Pflasters in Städten und Dörfern; — die Preise der Bauhölzer, ihre Tragbarkeit in horizontaler und senkrechter Richtung; Entschädigungen für Grundstücke u. s. w. Was die über die Tragbarkeit der Hölzer aufgestellten Grundsätze betrifft: so scheint der Vf. den von Hn. Hofr. *Späth* über die Brauchbarkeit der Balken in seiner Statik und Dynamik der Bogenbrücken aufgestellten Ausdruck $\frac{b \,.\, h \,.^{2}}{L \,.\, \sqrt[3]{L}}$. a für allgemein zu halten, welchen dieser doch nur für die *buffonschen Eicken* am zuträglichsten fand, und desswegen im Allgemeinen die Brauchbarkeit der Balken wie $\frac{n \,.\, b \,.\, h^2}{L \,.\, \sqrt[3]{L}}$ setzte. Hiebey ist der Werth von (n) in Beziehung mit der Holzart an und für sich, — mit dem Alter und örtlichen Wuchs ihrer Stämme, wonach diese ihres Orts eine feinere oder gröbere Textur erhalten, — mit dem Hieb der Bäume im Saft oder auch ausser demselben, — mit ihrer Behandlung,

in sofern sie nach dem Hieb früher oder später bewaldrechtet werden, — mit dem schnelleren oder langsameren Austrocknen der Balken — und mit ihrer Behandlung bey den Versuchen über die Brechbarkeit selbst, indem die Gewichte schneller oder langsamer aufgelegt werden, bis der Balken knackt, so dass der Quotient $\frac{n}{\sqrt[3]{L}} = \mu$, von jedem Werkmeister für das Holz, welches er zu gewissem Behuf verwendet, besonders bestimmt werden muss. — Das 16 Cap. ist dem Brückenbau gewidmet. Hier werden die *wiebekingschen* Bogenbrücken von gekrümmten Hölzern, und die *funkschen* aus Bohlen zusammengesetzten Bogenbrücken, sowie die Jochbrücken, praktisch abgehandelt, und Erfahrungen über die Dauer und Tragkraft der Nadelhölzer beygefügt. Auch in Rücksicht jener Brücken bemerkt Rec., dass die *wiebekingschen* gebogenen Balken *durch ihre Spannung* immer mehr als ein gleicher aus kurzen Stücken zusammengesetzter Bohlenbogen tragen; dass sie aber nicht so lange, wie diese, dauern können, so lange ihr Erfinder die grün gebogenen Balken vor ihrem Austrocknen mit Theer überzieht, wodurch das Holz durch seine Feuchte in sich selbst verspohrt oder abständig wird, und solche Bogen sich deswegen bald darauf schon flächer ziehen.

Den Schluss des Ganzen machen noch äusserst nützliche Tabellen über verschiedene Gegenstände und Reductionen der französischen Masse, zur Erleichterung der in diesem Taschenbuch vorkommenden Rechnungen. Übrigens ist die Schrift an Reichhaltigkeit von Erfahrungen im Fache des Strasen- und Brücken-Baues einzig, und verdient deswegen von Jedem studirt zu werden, der sich diesem Fache widmet.

M. F. T.

Berlin, b. Dümmler: *Kurze praktische Anleitung zur Anlegung und Erhaltung der Kunst- und Land-Strassen.* Zum Gebrauch bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung für angehende Strassenbau-Beamte u. s. w., von *M. F. von Alten*, Geh. Ober-Bau-Rathe und ordentl. öffentl. Lehrer des Wasser- und Wege-Baues zu Berlin, 1816. 141 S. gr. 8. Mit 3 Kupfern. (1 Rthlr.)

Da der Vf. diese praktische Anleitung bey seinen an der königl. Bau-Akademie in Berlin zu haltenden Vorlesungen zum Grunde legt: so stellt er hier in compendiarischer Kürze Alles zusammen, was seinen Zuhörern, und Anderen, die sich dem Strasenbau widmen wollen, vor dem Antritt ihrer praktischen Laufbahn über diesen wichtigen Gegenstand zu wissen nothwendig ist.

Zuerst schickt er die Principien voraus, welche die Wahl für die Anlegung einer Kunststrasse zunächst bestimmen, und fügt diesen noch über die Richtung, den Abhang und Ansteigen, so wie über die Breite und Wölbung der Kunststrassen auf flachem Lande sowohl als im Gebirge, — über die Seitengräben und Rigolen, über die Durchlässe und Mulden, die nöthigen Betrachtungen bey. Dann geht er auf das Praktische der Sache selbst über. Da dieses mit dem Nivellement der abgesteckten Kunststrasse beginnt: so werden hier zuvörderst alle und jede Arbeiten im Freyen und auf dem Papier angegeben, die von dem Geometer für diesen Behuf ausgeführt werden müssen. Diesen folgen vortreffliche Reflexionen über das Materiale der Kunststrassen, über die Herstellung ihres Planums auf verschiedenem Boden, und seine Bepflasterung, mit der endlichen Fertigung der Steinstrasse selbst nach ihrer Chablone, so wie das Nöthige über die *Kiesstrassen*, über das Steinpflaster in Städten und Dörfern, über Reparaturen, Abtheilen der Kunststrasen nach Meilenmass, Anlage der Häuser für die Chaussee-Einnehmer und Wärter, Entschädigung der Grundeigenthümer für Grundstücke, und, wie Rec. beyfügt, auch für Gebäude, welche die Kunststrase auf immer, oder auch nur auf gewisse Zeit, in Anspruch nimmt. Mit dem Kostenanschlag der Kunststrassen schliesst sich diese vortreffliche Abhandlung.

M. F. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

Baukunst. Göttingen, b. Vandenhöck: *Abhandlung über die Construction der Dächer und deren Bedeckung auf den ländlichen Gebäuden des nördlichen Deutschlands, von Friedr. Wilh. Böttcher,* königl. grossbritann. hannöverschem Landbaumeister u. s. w. 1815. 42 S. gr. 8. (3 gr.)

Der Vf., ein praktischer Landbaumeister, empfiehlt hier für die Ziegeldächer ländlicher Gebäude Ziegel, die in einem Stücke von 3/4 Zoll mit linken Fälzen und rechten Borden so gestrichen und gebrannt sind, dass sie, in einander gefalzt, genau auf einander passen, und so den westlichen Stürmen am sichersten Widerstand leisten, indem sie dem Eindringen des Regens und Schneegestöbers in den Dachboden selbst abhelfen, und zwischen sich keinen nachtheiligen Spielraum lassen, in welchem das Eis und der Schnee sich verhalten, und den Ziegel erweichen können. Um ferner den Abfluss des Wassers möglichst zu fördern, schlägt er vor, die Dachwände mit ihren Giebeln unter einen Winkel von 80 bis 84 Graden zusammenstossen zu lassen, weil ein solches Dach um so leichter austrocknet. Er verwirft deswegen bey ländlichen Gebäuden die Walm- und Bohlen-Dächer, weil diese den oberen Theil des Gebäudes immer zu flach machen. Er empfiehlt das Aufnageln der Ziegeln auf dem Grath statt des gewöhnlichen starken Einkalkens; um das Eindringen der Feuchtigkeit zu vermindern, empfiehlt er die Ausdockung der Hohlziegeln mit Häckerling von Stroh bey Scheunen und Stallungen, auf deren Boden man nicht mit Lichtern geht. Was er S. 39 von der Einwirkung der Landespolizey auf die Ziegelhütten vorträgt, ist, wie Rec. aus Erfahrung weiss, schon lange in mehreren Provinzen realisirt: — es muss der Ziegelbrenner seine Formen und der Kalkbrenner seine Scheffel im Amte wäppeln lassen, damit im ganzen Staate einerley Mass gehalten wird; ausserdem nimmt die Polizey öfters unvermuthet die Arbeit in Augenschein, um sich von der Qualität der Waare zu überzeugen. — Noch empfiehlt der Vf. die sogenannten *sollinger Dächer* von Stein oder Schieferplatten, welche auf die Dachlatten genagelt und mit Kalk verstrichen werden, weil diese 5 bis 6 Mal länger als andere Ziegeldächer dauern. Diese Dauer hängt nach Rec. Überzeugung insbesondere von der Natur des Schiefers selbst ab, der nach derselben im Schneewasser sich mehr oder minder auflöset, und durch seine eigene Säure die Nägel angreift, oder ein *Nagelfresser* ist. So klein diese Abhandlung ist: um so viel reichhaltiger ist sie an Erfahrungen, und daher allen Werkmeistern, die auf dem Lande Häuser bauen, bestens zu empfehlen.

M. F. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Longman u. f. w.: *Letters from England* by Don *Manuel Alvarez Espriella*. Translated from the Spanish. In three Voll. Third edition. 1814. I Vol. 365 S. II Vol. 369 S. III Vol. 565 S. 8.

Dieses Werk ist in England mit dem entschiedensten Beyfall aufgenommen worden. Die erste Ausgabe soll im Jahr 1812 erschienen seyn. Wenn es bisher in Deutschland weniger gekannt ist — Rec. ist es erst in dieser dritten Auflage bekannt geworden —: so mag der Grund davon seyn, dass man sich durch den Titel täuschen liess, und wirklich das Buch für die Übersetzung eines spanischen Originals hielt. Allein der Name des Reisenden sowohl, als der spanische Ursprung des Buches ist nur erdichtet. Der Vf. wollte sein Vaterland in moralischer, physischer und politischer Hinsicht so beschreiben, wie es den Augen eines Spaniers erscheinen müsste. Wenn ihm dabey die Idee von *Montesquieu's lettres Persannes* vor Augen schwebte: so darf man doch keineswegs dafür halten, dass er eine ähnliche Ausführung derselben beabsichtigt habe. Es ist Rec. kein Werk bekannt, worin England und das Thun und Treiben seiner Bewohner mit so lebhaften Zügen geschildert wäre, als in dem gegenwärtigen, und er hält es daher der Mühe werth, dasselbe durch eine umständlichere Anzeige dem deutschen Publicum bekannt zu machen. Es wird ihm dabey vergönnt seyn, dasjenige über den anonymen Verfasser mitzutheilen, was ihm aus sicheren Quellen darüber bekannt geworden ist, indem die nähere Bekanntschaft mit diesem zu der richtigen Auffassung des Charakters des Buchs selbst sehr viel beytragen muss.

Der Verfasser ist der als Dichter bereits hochberühmte *Robert Southey*. Schon in seinem 22 Jahre fing er an, einen der Lieblingsschriftsteller seines Volkes zu werden. Seine *Joan of Arc*, ein episches Gedicht, erlebte von 1796 an in kurzer Zeit fünf Auflagen. Seine anderen epischen Gedichte, *Thalaba the destroyer* (1803), *Madoc* (1805), *Kehama* (1812), *Roderick the Goth* (1815) und sein Gedicht *Waterloo* (1816) vollendeten seinen Ruhm als Dichter. Seine Kenntnisse, seine Beobachtungsgabe, seinen Fleiss im Forschen und sein Talent im schönen und zugleich treuen Darstellen beurkunden seine *Letters written in Spain and Portugal* (1797), seine *History of Spain*, und insbesondere seine *History of Brasils*, von welchem letzteren Werke, dem besten, was über Brasiliens Geschichte existirt, jetzt erst der zweyte Band unter der Presse ist. *Southey* scheint ausser dem Jahre 1796, da er seine Reise durch Portugall und Spanien machte, sich noch einmal in dem letzteren Lande aufgehalten zu haben. Wenigstens hat er es, sowie den Charakter seiner Einwohner, genau genug kennen gelernt, um die Gesichtspuncte, aus welchen ein Spanier beobachtet, auffassen und festhalten zu können; und dass er es gethan, zeigt das vor uns liegende Buch. Übrigens war *Southey* früherhin der Mann der Freyheit, ja fast dasjenige, was man zur Zeit des pittschen Ministeriums einen Jacobiner nannte. Seinen freylich durch brittische Eigenthümlichkeit modificirten Jacobinismus gab er in mehreren Stellen einzelner, von ihm früher, besonders um das Jahr 1800 erschienener Gedichte oft zu deutlich zu erkennen. Jetzt wird er wohl andere Meinungen hegen: denn er geniesst als *Poëta laureatus* eine Pension. Vielleicht mag sein politischer Charakter, über dessen Richtung er selbst eine Zeit lang zweifelhaft seyn musste, mit zu den Gründen gehören, die ihn bewogen, in dem jetzt anzuzeigenden Werke als ein Ausländer England zu beobachten und zu beurtheilen. Der reisende Spanier kommt kurz vor der Proclamation des Friedens von Amiens in Falmouth an. Sein Begleiter, ein überall wohl unterrichteter Engländer, hat sich längere Zeit in Spanien aufgehalten. Er giebt unserem Espriella allenthalben die nöthige Auskunft, und sucht seine Ideen zu berichtigen. — Die weissen Küstenfelsen kommen beiden Reisenden um vieles kleiner vor, als die Steinmassen bey Cap Finisterre, die sie zuletzt in Spanien gesehen haben. — St. Maurs, ein Fischerstädtchen östlich der Bucht. — Falmouth, westlich der Bucht, besteht nur aus einer einzigen langen Strasse, und zeigt noch nichts von der gerühmten Reinlichkeit und dem Wohlstande der Britten. Das Fort Pendennis beschützt den Hafen. — Die kleine Stadt Penryn hat übel gebauete enge Gassen; dagegen ist Truro schon ansehnlicher. Von da fängt eine Gegend ohne Abwechselung an, welche unser Reisender mit den Haiden von Estremadura vergleicht. — Mitchel-Dean, ein erbärmliches Städtchen, ein sogenanntes *rotten borough*, welches, wie der Vf. sagt, keinen weiteren Handel treibt, als mit den Stimmen zu den Par-

lamentswahlen. Zwey Mitglieder des Parlaments werden von hier aus gewählt. — Der Anblick von Launceston mit den Ruinen seines Schlosses erinnert den Vf. an die maurischen Städte Spaniens. Der Fluss Tamar schneidet Cornwall von Devonshire. — Okehampton mit einem verfallenen Schlosse. — Der Spanier findet in einem Wirthshause zu Exeter die Büsten Shakespeare's, Wesley's, des Methodisten, und Buonaparte's. Sein Begleiter meint, der Letztere habe (1802) unter allen Dreyen am meisten Popularität in England, und nehme jetzt in den Herzen des Volkes den Platz ein, den früher der Prinz Eugen von Savoyen und nach diesem Friedrich der Grosse behauptet haben. Doch setzt er hinzu, wenn die letzteren beiden häufig ihre Bilder den Wirthshausschildern leihen müssen: so werde es doch keinem Gastwirthe in England einfallen, mit Buonaparte's Bilde oder Namen Gäste anzulocken. — Die Kathedralkirche in Exeter ist schön, hält jedoch nach des Vfs. Meinung keine Vergleichung mit den Kirchen zu Sevilla, Cordova oder Burgos aus. Da die Einwohner von Exeter besonders mit Spanien Handel treiben: so hatte der Krieg diese Stadt vorzüglich gedrückt. — Das Thal von Honiton macht eine der reichsten Landschaften von England aus; doch zieht der Vf. die spanischen Gegenden weit vor. Honiton hat Spitzenmanufacturen. Die Spitzen, welche daselbst verfertigt werden, stehen aber den brabantischen nach, weil ihre Fäden in der Wäsche an Dicke zunehmen. — In Dorsetshire ist die Luft so gesund, dass sich nach genauen Untersuchungen die Sterblichkeit daselbst gegen diejenige in anderen Theilen Englands verhält wie 65 zu 80. — Zu Bridport war früherhin die Seilwinderey so im Flor, dass die ganze brittische Seemacht von da aus versehen wurde. — In Dorchester ist das grosse Provincialgefängniss, in welches der berühmte, aber unglückliche *Gilbert Wakefield* als ein Anhänger der französischen Revolution gesperrt wurde. *Wakefield* starb unmittelbar nach der Beendigung seiner Strafzeit. Ob der Vf. ihn mit Recht als einen Märtyrer der constitutionellen Freyheit, und seine Absichten als ganz rein darstellt, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Gewiss ist es, dass die Leidenschaftlichkeit und die beissende Art, mit welcher er die Maasregeln der Regierung tadelte, dieser *damals* sehr gefährlich scheinen mussten. — Blandford ist eine freundliche und wohlhabende Stadt. Der Vf. wirft den englischen Städten im Allgemeinen vor, dass sie keine öffentlichen Plätze haben; dagegen sind ihre Strassen weiter und luftiger. — Salisbury gefällt unserem spanischen Reisenden sehr. Der berühmte Dom daselbst soll durch die damit vorgenommenen Veränderungen wenig gewonnen haben. Der Boden ist in Salisbury so reich an Wasser, dass die Kirchen keine Gewölber, die Häuser keine Keller haben können. Man hat die Stadt wegen des vielen darin befindlichen Wassers das englische Venedig genannt, eine Benennung, welche durch sonst nichts gerechtfertigt wird. Die Fabrication von Messern und Scheeren ist hier bis zur grössten Vollkommenheit gebracht. — Old Sarum, das *Sorbiodunum* der Römer, ist jetzt gleichfalls nur ein *rotten borough*. Wie einträglich der schon oben erwähnte Handel mit den Stimmen zur Parlamentswahl hier ist, erhellt daraus, dass die Majorität der sieben Stimmen von Old Sarum im Jahr 1800 für 200,000 Pesoduros — also ungefähr 50,000 Pf. Sterl. — verkauft worden ist. — Die Gegend von Stockbridge und Basingstoke ist in Vergleich mit ihrer Cultur so schlecht bevölkert, dass die Arbeiter aus den westlicher gelegenen Tuchfabriken hier zur Erndtezeit herzuwandern pflegen, um bey Einbringung der Feldfrüchte zu helfen. — Von Hertfortbridge bis Egham erstreckt sich 14 englische Meilen lang die Haide von Bagshot, worin nur einige wilde Schaafe umherlaufen, deren Wolle freylich nichts taugt, die jedoch wegen ihres Fleisches, wenn sie gemästet worden, sehr geschätzt sind. — Bey Gelegenheit der Themsebrücken zu Staines eifert der Vf. sehr gegen die in England überhand nehmende Sucht, überall eiserne Brücken anzulegen, die freylich da, wo sie ohne Vorsicht angewandt werden, sehr leicht verunglücken. Merkwürdig ist, dass der berüchtigte Politiker Thomas Payne die Idee von solchen eisernen Brücken zuerst nach England gebracht hat. Er kam mit einem Modelle von Amerika nach London, und fand die Speculation, dieses Modell daselbst zu zeigen, nicht unvortheilhaft. — Brentford, auch ein wegen der Parlamentswahlen interessanter Ort, ist die nächste Stadt vor London. Von da aus führt eine fast ununterbrochen mit Häusern und Gärten besetzte Strasse zu der letztgenannten Stadt.

Der Vf. lässt unsere Reisenden des Abends spät in London eintreffen. Die Beschreibung, welche er von der ersten Nacht, die er dort verwachen muss, macht, erinnert an *Boileau's Embarras de Paris*. Zu dem Vielen, was seinen Schlaf gestört, rechnet er den Ausruf der Nachtwächter, welcher von Stunde zu Stunde den Zustand des Wetters bekannt macht. Die eigentliche Beschreibung dieser Stadt fängt mit dem 7ten Briefe an. Mit Recht wiederholt Don-*Manuel* die oft gehörte Klage, dass die berühmte St. Pauls-Kirche so zwischen Häusern versteckt liege, dass von keiner Seite die Trefflichkeit des Gebäudes im Ganzen in die Augen fallen könne. Leider ist bey den enormen Preisen der Häuser in London gar nicht daran zu denken, dass durch das Niederreissen benachbarter Gebäude der Platz um die Kirche und die Zugänge zu ihr erweitert werden mögen. Die Palläste des Prinzen von Wallis und des Herzogs von York sind ohne Geschmack gebauet oder ausgebauet. — Zu den treffendsten Zügen in dem moralischen Gemälde von England, welches der Vf. entwirft, gehört die Beschreibung der Hinrichtung des berüchtigten Gouverneurs von Gorée, *Wall*, wegen eines 20 Jahre vorher begangenen Verbrechens. Er hatte nämlich drey Soldaten, anscheinend wegen Theilnahme an einem Aufstande, in seiner Gegenwart zu Tode peitschen lassen. Nachdem er zur Untersuchung gezogen war und nichts Gutes ahnete, floh er von England fort, und kehrte erst nach 20 Jahren dahin wieder zurück, indem er glaubte, dass man ihn und

sein Verbrechen vergessen habe. Aber er wurde entdeckt, und die Stimme des Volks verlangte so laut seinen Tod, dass der Vf. sagt, es würde seine Lossprechung sicher einen Aufstand zur Folge gehabt haben. Die Marine-Soldaten und die Matrosen sahen seine Hinrichtung als eine Genugthuung für die kurz zuvor Statt gehabte bekannte Hinrichtung der aufrührerischen Seeleute an, welche bey Nore die schwimmende Republik stiften wollten. Daher begleitete ihr Jubel und das Huzza des versammelten Pöbels den armen Wall bis zu dem Augenblicke seines schmachvollen Todes, und schwieg erst dann plötzlich, als es völlig entschieden war, dass ihnen jene Genugthuung nicht mehr vorenthalten werden konnte. Merkwürdig ist, dass Walls Verurtheilung allein davon abhing, ob er die Formen des Kriegs-Gerichts beobachtet habe, oder nicht. Hätte er die Formen desselben nicht vernachlässigt: so hätte seine Handlung noch grausamer seyn mögen, ohne dass er deshalb Bestrafung fürchten dürfen. — Walls Hinrichtung führt unseren Reisenden zu einer Kritik der brittischen Kriegs-Gesetze und ihrer Anwendung. In der That lässt sich nichts Grausameres denken, als die gewöhnliche Bestrafung der militärischen Verbrechen in England. Nicht selten wird ein Soldat zu tausend Hieben verurtheilt. Der Wundarzt steht neben ihm und fühlt nach seinem Pulse, um angeben zu können, wie lange er gepeitscht werden kann, ohne davon zu sterben. Daher wird er oft vor dem völligen Empfange der ihm dictirten Zahl Hiebe wieder in's Gefängniss zurückgeführt und da so lange curirt, bis ihm eine zweyte oder fernere Portion zugemessen werden darf. Sollte diese Barbarey damit entschuldigt werden, dass der National-Charakter sie heische, um Disciplin aufrecht zu erhalten? — Sehr richtig ist Don *Manuels* Tadel der Art, wie die brittische Armee recrutirt wird. Fast alle diejenigen, die sich im vollen Gebrauche ihrer Seelenkräfte anwerben lassen, sind verdorbene Handwerker, weggelaufene Lehrjungen und dergleichen Leute; und der bey weitem grössere Theil der Recruten verpflichtet sich im Brantwein-Rausche. Der englische Soldat engagirt sich nicht auf eine bestimmte Zahl Jahre, sondern auf unbestimmte Zeit, d. i. der Regel nach auf die Zeit seines Lebens. Bey den sogenannten Miliz-Regimentern dauert der Dienst freylich nur 7 Jahr; allein da zeigt sich ein Druck anderer Art. Die Mannschaft wird nämlich durchs Loos gewählt; und jeder kann nicht nur seinen Dienst durch einen Substituten verrichten lassen, sondern sich auch gegen Erlegung einer Summe Geldes ganz frey machen. Daher ist für den Wohlhabenderen seine Dienstpflicht nur eine Abgabe mehr; für den Dürftigeren aber eine desto fühlbarere Last. — Der immer greller werdende Unterschied zwischen den Bewohnern der verschiedenen Theile Londons wird von dem Vf. komisch, aber sehr treu geschildert. Heisst es von Jemand, er wohne im westlichen Theile der Stadt: so hat er schon die Vermuthung für sich, dass er von besserem Ton, von gebildeterem Geschmacke sey. Gleichwohl vermisst unser Reisender auch hier allen wahren Geschmack in dem Äusseren der Häuser. Das einzige Gebäude, welches eine schöne Architektur zeigt, ist Burlington House, welches vom Herzog von Portland bewohnt wird. Inzwischen, weil man ausgerechnet hat, dass der Boden, den dieser Pallast einnimmt, wenn er anders benutzt würde, 8000 Pf. Sterl. jährlich einbringen müsste: so sieht man schon voraus, dass dieses einzig schöne Privat-Haus ganz oder zum grössten Theile werde niedergerissen werden, um sammt dem dazu gehörigen Garten in eine Strasse verwandelt zu werden.

Ungerecht urtheilt der Vf. überall über Pitts System. Er preist das Land glücklich, das von diesem *System of terror, of alarm and of espionage* durch Addingtons Eintritt in das Ministerium im Jahre 1801 befreyet sey. Doch sieht er die Resignation Pitts und der mit ihm abgetretenen Minister als ehrenvolle Beweise der Trefflichkeit ihres persönlichen Charakters an. Die Meinung, als ob die Unmöglichkeit, worin sich die Regierung befunden, durch sie den Frieden zu schliessen, der Grund ihrer Abdankung gewesen, verwirft er durchaus. Blos das Versprechen der Emancipation, welches sie den irländischen Katholiken gethan, um sie zur Annahme der Union zu bewegen, das sie aber wegen der persönlichen religiösen Grundsätze des Königs nicht hatten halten können, soll die Resignation der Minister veranlasst haben.

In dem 14ten und 15ten Briefe beschreibt unser Reisender den Engländer in seinem Hause und in seinen Genüssen. Freylich ist da Alles anders als in Spanien. — Sollte die Schilderung, welche der 16te Brief von der Art giebt, wie in Ansehung der Defraudationen indirecter Abgaben sowohl von den Angebern (*informers*) als von den Gerichten verfahren wird, richtig seyn: so stände in dieser Beziehung England gewiss allen übrigen europäischen Staaten nach. Den grössten Schurkereyen ist das Thor geöffnet, die ohnehin schon drückenden Lasten werden noch viel härter, und der Charakter der Menschen kann durch das förmliche Gewerbe, das mit der Angeberey getrieben wird, nur immer mehr verderbt werden. — Treffend in jedem Zuge ist, was der Vf. bey dieser Gelegenheit von dem Charakter des Engländers, in dem sich Alles widerspricht, sagt.

Es giebt einige Ausdrücke in der englischen Sprache, welche der Engländer für unübersetzbar hält, weil den anderen Nationen die ihnen entsprechenden Begriffe abgehen sollen. Dahin gehören die Wörter: *home* und *comfort*. Jedoch kann nur in Ansehung des letzteren die Meinung gegründet seyn. In der That besitzt die deutsche Sprache, welche sich noch am ersten dazu eignet, Begriffe englischer Wörter auszudrücken, kein Wort, womit das *comfort* und *comfortable* in dem vollen Umfange des damit Gemeinten ausgedrückt werden könnte. Der Vf. definirt es schön: *it means all the enjoyments and privileges of home, or which, when abroad, makes us feel no want of home*, und setzt hinzu: *here I must confess, that these proud islanders have rea-*

son for their pride. Aber was gehört auch nicht Alles zu diesem *comfort!*

Durch die Kritik der londoner *Schaubühne* wurde Rec. überrascht. Übertrieben ist es allerdings, wenn der Vf., neben dem Tadel des gegenwärtigen Theaters in England, das goldene Zeitalter des dortigen Schauspiels in die Zeit der Königin Elisabeth und Jacobs I versetzt. Allein mit Recht ist schon oft die auch hier aufgestellte Bemerkung wiederholt, dass die Art der jetzigen theatralischen Darstellungen in London den völligsten Verfall des Geschmackes voraussehen lasse. Der Vf. findet einen Hauptgrund, der die Richtung des jetzigen Geschmacks bey dem londoner Publicum bestimmte, darin, dass für die ganze ungeheuere Stadt nur zwey Theater existiren, da zu König Jacobs Zeiten, bey einer so unendlich viel geringeren Bevölkerung und eben so viel geringerem Wohlstande, daselbst 17 Schaubühnen vorhanden waren. Damals gab es nicht nur mehr Gelegenheit für einen Schauspieler, sein Talent auszubilden, sondern der geringere Umfang der Theatergebäude verstattete den Künstlern auch den Gebrauch der natürlichen Stimme und des natürlichen Geberdenspiels, wogegen jetzt manches Talent, das sich nicht sogleich auf den grossen Bühnen zu zeigen wagt, oder daselbst aufzutreten keine Gelegenheit findet, ganz verloren geht; der ungeheuere Raum aber, den das Theater jetzt einschliesst, es nöthig macht, dass die Schauspieler entweder schreyen, wenn sie verstanden seyn wollen, oder durch eine widrige Übertreibung des Geberdenspiels dem Zuschauer zu Hülfe kommen müssen. Don *Manuel* wohnte einer Vorstellung von *Shakespeare's* Trauerspiel *the winters tale* bey. Das war denn freylich ein Spectakelstück! Er beschreibt es in seinem Briefe, indem er es ein wenig unfreundlich *skeletirt.* Ohne gerade das Schauspiel nach dem aristotelischen Leisten messen zu wollen, muss man ihm Recht geben, dass nur *Shakespeare's* Genie eine solche Idee erträglich hätte ausführen können. Dieses Stück gehört aber zu den Lieblingen des londoner Publicums.

Wenn der Vf. unter dem Namen seines spanischen Reisenden sehr Vieles bey der Anordnung des öffentlichen Gottesdienstes in England zu erinnern findet: so möchte wohl gleicher oder noch grösserer Tadel unsere kirchlichen Versammlungen im protestantischen Deutschland treffen. Mit der Predigt ist auch in England Alles gethan! Und diese Predigt wird von den Geistlichen der *bischöflichen* Kirche fast durchgängig nur *gelesen.* Daher wird denn auch mit ausgearbeiteten Predigten ein ordentlicher Handel getrieben. Man bestimmt das Thema bey der Bestellung, und der Vf. setzt theils nach der Schwierigkeit desselben, theils nach dem Range der Versammlung, vor welcher die Predigt gehalten werden soll, ihren Preis fest. Die Industrie ist so weit getrieben, dass jetzt in der Form und mit den Buchstaben eines Manuscripts *gedruckte* Predigten käuflich zu haben sind, welche der zuhörenden und zuschauenden Gemeinde die Trägheit oder Ungeschicktheit des Vorlesers durchaus zu verhehlen im Stande sind. Oft werden die von einem verstorbenen Geistlichen nachgelassenen Predigten im Manuscript zum Verkauf ausgeboten, und in der Bekanntmachung pflegt dann die Notiz nicht vergessen zu werden, dass es lauter ächte Originale (*warranted originals*) seyen. — Der Vf. zeichnet unter den Predigern eine Classe aus, die *popular preachers,* die sich mit gänzlicher Condescendenz zu den Wünschen ihres Publicums zu Günstlingen desselben gemacht haben, eines Publicums, *for whom the popular preacher curls his forelock, studies gestures at his locking-glass, takes lessons from some stage-player in his chamber and displays his white hand and handkerchief in the pulpit.* Und ihre Rede ist *only a little smooth morality, such as Turk, Jew, or Infidel may listen to without offence, sparkling with metaphors and similes, and rounded off with a text of scripture, a scrab of poetry, or, better than either, a quotation from Ossian.* Diese Herren *popular-preachers* haben gewöhnlich zwey Ziele ihres Strebens: das eine, sich eine reiche Frau zu verschaffen; das andere, eine ganz eigenthümliche Kirche zu bekommen. Der Eigenthümer einer solchen *private chapel* steht sich, wenn er zu jenen Gunstpredigern gehört, vortrefflich, indem er die Stellen darin nach beliebigen Preisen vermiethen kann. Ein Geistlicher dieser Art äusserte einst, er habe all sein Geld zu religiösen Zwecken verwendet, welches soviel heissen sollte, als, er habe seine Kirche dafür zierlich einrichten lassen. Er setzte aber hinzu: *I shall think myself very badly off, if it does not bring me in fifty per cent.*

Bekannt ist, was der Vf. von den oft so sonderbaren Liebhabereyen, und den verschiedenen Richtungen der damit verwandten Sammlungswuth der Engländer erzählt. Ein Beyspiel davon wiegt aber alle übrigen auf. Ein Gentleman sammelt mit grosser Mühe und vielen Kosten alle bey Executionen gebrauchten Stricke. Sie sind in chronologischer Ordnung aufgehängt. Jeder Strick hat seine Etiquette, welche den Namen des armen Sünders, seine Verbrechen und Zeit und Ort seiner Hinrichtung angiebt.

(*Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Breslau, b. Holäufer: *Das Nützlichste aus der Naturgeschichte, mit einer kurzen Anweisung, wie und wozu die wichtigsten Naturproducte benutzt werden können.* Ein Buch für die Schuljugend. Von *F. P. Scholz.* Wohlfeilere Ausgabe. 1816. XVI u. 301 S. 8. (16 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Longman u. s. w.: *Letters from England* by Don *Manuel Alvarez Espriella* etc. I. II. III Vol.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Münzen und Banknoten. Die Letzteren werden oft völlig täuschend nachgemacht. Inzwischen können die *Bedienten der Bank* den Betrug bey einiger Aufmerksamkeit leicht entdecken, weil die Noten auch noch dem uneingeweihten Auge verborgene Kennzeichen haben. Die Bank von England verweigert die Realisation der nachgemachten Banknoten durchaus, wogegen die Provinzial-Banken es ihrem Vortheile gemäss finden, auch auf solche falsche Banknoten Zahlung zu leisten. Die Folge davon ist, dass die Provinzial-Banknoten beliebter sind, als die Noten der Bank von England. — Nach Rec. Meinung hat der Vf. Unrecht, wenn er letztere wegen ihrer Strenge tadelt. Die Noten der Provinzial-Banken haben nämlich nur in einem bestimmten oder doch leicht bestimmbaren Kreise Credit. Ihre Zahl kann leichter übersehen werden, und da auch ihre Form öfter und leichter geändert werden kann, so ist die Nachbildung derselben schwieriger; wenigstens ist sie viel leichter zu entdecken, als dieses bey den Central-Banknoten, die durch ganz England coursiren, ja auch ausser England gebraucht werden, möglich ist. Dagegen muss man dem Vf. beypflichten, wenn er meint, es müsse der Bank zur Pflicht gemacht werden, ihre Noten durch sorgfältigere Bezeichnung so zu sichern, dass die Nachbildung durchaus *keinen* Untersucher derselben täuschen könne. Er schlägt dazu ein einfaches Mittel vor. Die Banknoten sollen, mit einem Kupferstich und mit einem Holzschnitt, beides von ausgezeichneten Meistern in ihrer Kunst, bedruckt werden. Es fällt in die Augen, dass wenige Menschen im Stande sind, nur eine der beiden Bezeichnungsarten, gleich *ausgezeichneten Meistern*, zu Stande zu bringen. Wie viel schwerer würde es ihnen aber seyn, sowohl im Kupferstich als im Holzschnitt etwas der Art zugleich zu produciren. — Der Credit der Bank würde unstreitig durch diese oder andere Massregeln mehr gesichert werden, als durch die auf die Notenverfälschung gesetzte Todesstrafe.

Schön ist die Beschreibung der Westminster-Abtey, welche der Vf. in seinem 23sten Briefe giebt. Getadelt wird mit Recht, dass der grosse Altar in dem durchaus gothischen Gebäude ganz im griechischen Stile ist. Der berühmte Architekt Christoph Wren verachtete zu sehr alles Gothische, als dass er, wie ihm der Auftrag zu dem Bau des Altars gegeben wurde, ein anderes als ein griechisches Werk hätte vollbringen mögen. Jetzt hat sich der Geschmack in England sehr geändert. Jetzt wird die gothische Bauart über Alles geschätzt, und man nennt sie nun die *alt-englische*. — Bey Gelegenheit des newtonschen und des stanhopeschen Monuments in der Westminster-Abtey, welche beide von dem Niederländer Michael Rysbraak verfertigt sind, macht der Vf. die Bemerkung, dass England wenige gute Bildhauer erzeugt habe. Unter den noch lebenden nennt er einen Hn. Banks mit Lob. Eine Victoria von diesem Künstler soll vortrefflich seyn.

Im 24sten Briefe kommt Don *Manuel* auf einige Bemerkungen über Eigen-Namen in England, die Wahl und die sonderbaren Abbreviaturen der Vornamen. — In Wales gab es bis vor nicht gar langer Zeit noch keine Familiennamen. Der Sohn des John Thomas wurde Thomas John, und dessen Sohn wieder John Thomas genannt.

25 *Brief.* Ungeziefer in England. Die Wanze soll dahin aus Frankreich gekommen seyn; sie wurde im 17 Jahrhundert noch *the french punaise* genannt. Eine Fliege, welche den Rübenfeldern sehr schädlich ist, heisst *the Hessian fly.* Ein anderes amerikanisches Insect tödtet die Apfel-Blüthen. Die Küchen-Schabe — *cockrouch* — ist aus Westindien gekommen. Eine Art norwegischer Ratten, welche vorzüglich erst zu Anfang der jetzigen Dynastie in England bemerkt wurde, nannten die Anhänger der Stuarts *Hannoveraner.* — Die Fuchsjagd ist seit langer Zeit das Lieblingsvergnügen der englischen Squires gewesen. Man lässt jetzt Füchse aus Frankreich kommen. — Sonstiges jagdbares Wild wird von Jahr zu Jahr seltener.

26 *Br.* Die Armenversorgung ist im Ganzen sehr schlecht in England. Die Armenanstalten sind hin und wieder vortrefflich, aber nicht zureichend. Der Umstand, dass jede Gemeinde ihre Armen versorgen und am Ende begraben lassen muss, erzeugt oft die grösste Grausamkeit gegen dieselben. Die Armen-

Werkhäuser sind schlecht eingerichtet. Der Vf. sagt: *I cannot express to you the feeling of hopelessness and dread, with which all the decent poor look on to this wretched termination of a life of labour.* — Erschütternd ist die Beschreibung, die der Vf. von dem Zustande der Armen im Winter macht. Die ungeheuere Vermehrung der Armuth in den niederen Ständen schreibt der Vf. mit Recht dem Manufactursysteme hauptsächlich zu: *it is the inevitable tendency of that system to multiply the number of the poor and to make them vicious, diseased and miserable!* Mag es seyn, dass die ungeheueren Fabriken vielen Tausenden Brod geben. Mit welchen Opfern wird es von den armen Arbeitern erkauft, die sich gewöhnlich von den Züchtlingen in einem Strafwerkhause durch nichts weiter unterscheiden, als dadurch, dass es ihnen freysteht, ihren Fabrikherrn zu verlassen und dann zu verhungern. Und wie precär ist auch sonst das Loos dieser Leute! Wie hängt bey ihnen Tod und Leben von Handelsconjuncturen, von Moden, von dem Fortwirken des Erfindungsgeistes, von dem Grade der Möglichkeit, sich die rohen Stoffe zu verschaffen, ab!

27 *Br.* Beschreibung des Inneren der Paulskirche. Man ist erst spät auf die Nacktheit des Inneren dieses herrlichen Gebäudes aufmerksam geworden. Jetzt soll jedem Schiffscapitän, der in einem Seetreffen geblieben ist, ein Monument in der Kirche errichtet werden. Die besten englischen Maler haben sich erboten, die Kirche mit Gemälden zu schmücken. Der Bischof hat aber dieses Erbieten von der Hand gewiesen, weil es ihm nicht zuerst, sondern früher dem Könige, dem Lord Major und dem Capitel gemacht ist, die es sehr billigten. — Nach dem Tode des berühmten Malers Barry wollten dessen Freunde ein sein Andenken ehrendes Gemälde in der Kirche aufstellen. Allein das Capitel foderte für die blosse Erlaubniss dazu 1000 Pf. Sterl. Das Innere der Kuppel ist bekanntlich mit Gemälden von *Thornhill* geziert. Don *Manuel* meint aber, es sey nicht der Mühe werth, deshalb auf die höchste Gallerie zu steigen. Von den anderen Theilen der Kirche, insbesondere von dem Schiffe derselben aus, können jene Gemälde wegen der bedeutenden Entfernung nicht erkannt werden.

28 *Br.* Zustand der Katholiken in England. Es giebt jetzt *fünf* katholische sogenannte *Colleges* in England, und *zwey* in Schottland, ausser 12 Knabenschulen und anderen Lehranstalten; ferner 11 Mädchenschulen, ausser den besonderen Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten der englischen Benedictinerinnen von Dünkirchen, der Nonnen der alten englischen Gemeinheit (*Ancient English Community*) von Brüssel, der Nonnen von Bruges in Flandern und von Lüttich, der Augustinerinnen von Löwen, der englischen Benedictinerinnen von Cambray, von Gent und von Montargis. Alle diese Nonnen und viele andere haben nicht nur einen sicheren Zufluchtsort in England gefunden, sondern auch die Erlaubniss des Beysammenlebens nach ihren Ordensregeln. Sie dürfen sogar Novizen aufnehmen.

Rec. kennt durchaus kein Werk, worin England in Beziehung auf die vielen dort entstandenen oder doch weiter verbreiteten religiösen Secten so genau, und — so weit dieses in einem zu allgemeiner Unterhaltung bestimmten Buche möglich war — mit so vieler Gründlichkeit geschildert worden wäre, als in dem vorliegenden. Der 29 Brief charakterisirt das Sectenwesen in England im Allgemeinen. Schade, dass der Vf. hier nur durch den Mund und in dem Geiste eines Spaniers erzählt, beschreibt und urtheilt. Es wird ihm hier selbst oft schwer, die Rolle des Katholiken richtig zu spielen. Denn die vielen Declamationen gegen die Reformation und ihre unglücklichen Folgen für das Seelenheil passen schlecht zu den trefflichen Kenntnissen, der Bildung und dem sonstigen richtigen Urtheile, welches Don *Manuel* allenthalben zu Tage legt. Dieser zählt 43 verschiedene Sectennamen auf, unter denen sich aber, wenn sie verschiedene Secten bezeichnen sollen, mehrere Doubletten befinden. Es scheint dem Vf. Spass gemacht zu haben, seinen Spanier hier in Übertreibungen gerathen zu lassen. So katalogirt dieser z. B., nachdem er die Secten in *anos* genannt, noch *Baptistas*, *Anabaptistas*, *Paedobaptistas*, *Methodistas*, *Papistas*, *Universalistas*, *Calvinistas*, *Materialistas*, *Destruicionistas* (?), *Brownistas*, *Independantes*, *Protestantes*, *Hugonotos*, *Nonjureros*, *Secederos*, *Hernhuteros*, *Dunkeros*, *Jumperos*, *Shakeros y Quakeros*. — Im Ganzen zeigen die Religionslehrer der Nebensecten weit mehr Eifer, als die Prediger der herrschenden Kirche. Schwärmerey oder Gewinnsucht sind die Federn, welche sie in Bewegung setzen, und man kann sich aus ihrem dadurch erhöheten Eifer wohl erklären, wie eine Anfangs unbedeutende, ja vielleicht verachtete Secte sich in England schnell ausbreiten konnte. Dabey liegt es sowohl in der Verfassung, als in den Grundsätzen des jetzt regierenden Hauses, dass man sich um das Sectiren nicht bekümmert, und im Ganzen hat sich England gut dabey gestanden. — Keine Secte hat schneller um sich gegriffen, als die der Methodisten, und keine ist doch von der Zeit ihrer Entstehung an bis auf den heutigen Tag mehr als sie Gegenstand des Spottes, ja der Verachtung gewesen. Don *Manuel* nennt ihre beiden Stifter, Wesley und Whitfield, ihren Luther und Calvin. Der 53 Brief erzählt die Geschichte dieser Secte von ihrer Entstehung im Jahre 1729 an. Wesley's Hauptgrundsatz war die völlige Werthlosigkeit und Unwirksamkeit der guten Werke. Nur eine Wiedergeburt rettet von der Verdammniss. Aber diese Wiedergeburt kostet nicht wenig. Sie ist mit Agonieen verbunden, die schrecklicher sind, als der Tod. Kaum hatte Wesley seine Anhänger mit diesen Sätzen bekannt gemacht, als der Glaube wirkte. Alles bekam Convulsionen, und war nun von seiner Wiedergeburt überzeugt. — Wesley hielt aber doch dafür, dass nach erfolgter Wiedergeburt die guten Werke einigen Werth haben können. Whitfield dagegen nahm die Lehre von der Praedestination im crassesten Sinne an. Darüber entzweyten sich die Herren und ihre Nachfolger. Wesley stiftete für seine Secte ein eigenes Kirchenre-

giment. Er selbst war ihr Papst. Ihre Prediger bleiben nie lange in ihren Functionen an einem Orte. Es ist Princip der Secte (die sich *Wesley-Connection* nennt), die einzelnen Prediger zu hindern, sich durch längeres Bleiben und Predigen in einer und derselben Gegend oder gar Gemeinde in den Stand zu setzen, sich von der *Connection* unabhängig zu machen. Etwa hundert von diesen wandernden Predigern treten alle Jahre einmal in eine Conferenz zusammen. — Die Beichte — wiewohl ohne Absolution — gehört mit zu den Mitteln, die den Predigern ihre Autorität bey ihren Anhängern sichern müssen. Jede Gemeinde ist in gewisse Classen getheilt, der Verheiratheten, der Unverheiratheten, der Männer und der Weiber. Die Mitglieder jeder Classe müssen unter einander beichten, und alle beichten dann wieder ihrem Priester. — Das ganze Königreich ist in Districte getheilt, deren jeder seinen Vorsteher — *Assistant* — hat. So lange Wesley lebte, regierte er unter den Methodisten ganz unumschränkt. Nach seinem Tode ist die Regierung eine republicanische oder vielmehr oligarchische geworden, indem nun die Conferenz regiert. Wesley wurde 88 Jahre alt. Funfzig Jahr hindurch war er täglich um 4 Uhr Morgens aufgestanden, hatte täglich 2 bis 3 Mal gepredigt, jährlich im Ganzen etwa 4000 bis 5000 englische Meilen auf seinen Berufswegen zurückgelegt, da er selten länger als 8 Tage an einem Orte blieb, — und doch fand er noch Musse genug, um in voluminösen Werken als Schriftsteller zu lehren. — Trotz der Wachsamkeit der Methodisten-Conferenz und der Strenge, mit welcher alle von ihrem Urheber festgestellten Maximen befolgt werden, die den Schismen und der Independenz einzelner Prediger vorbeugen sollen, ist doch, selbst nach dem grossen, fast ursprünglichen Schisma unter den Methodisten, in den neueren Zeiten manche kleinere Trennung unter ihnen entstanden. Höchst interessant und für England charakteristisch ist, was uns Don *Manuel* von einem Sectenhaupte erzählt, einem Manne, der sich von einem armen Kohlenträger zu einem der angesehensten und besuchtesten Prediger emporgeschwungen hat. Er heisst William Huntingdon, setzt aber seinem Namen noch *S. S.* hinzu, welches *Sinner Saved* heissen soll. Dieser *erlöste Sünder* besitzt jetzt zwey eigene, stets bey seinen Vorträgen voll gepfropfte Capellen, hat ein Landhaus und hält Equipage. — Ein anderer Prediger dieses Schlages, der seinem Namen die Buchstaben *A. J. C.* (*Ambassador of Jesus Christ*) nachsetzt, ist auf gutem Wege zu gleichem irdischen Lohne seiner geistlichen Bemühungen. Es ist nicht zu leugnen, dass die herrschende Kirche von den Methodisten im höchsten Grade bedroht ist; allein die Verfassung erlaubt es nicht, sich dem Unwesen zu widersetzen, so lange die Secten sich nur für *reinere* Anhänger des herrschenden Glaubens erklären.

30 Brief. Das Heimweh ist die Krankheit nicht, an welcher der Engländer leidet. Oft ist er vielmehr an einer wahren Oekophobie krank, und diese treibt ihn, wo nicht weiter weg, doch wenigstens an einen Bade-Ort. — Eine andere Sommer-Belustigung bieten die Reisen nach schönen Gegenden, die botanischen, die mineralogischen Excursionen. Jetzt wird das Reisen zu Fuss in England immer gewöhnlicher.

31 Br. Don *Manuel* macht mit seinem Freunde eine Reise durch einen Theil des Inneren von England. Sie geht über Oxford, Birmingham, Liverpool und zurück über York und Cambridge. Schöne Themse-Gegend bey Maidenhead. Oberhalb London wird die Themse nur mit kleinen Fahrzeugen (*barges*) befahren.

32 Brief. *Oxford*. Die Hauptstrasse Highstreet wird hier für die schönste in Europa gehalten. Doch ist sie etwas gebogen, und kann daher nirgend ganz übersehen werden. Das *Christ-Church-College* ist noch eine Stiftung des berühmten *Wolsey*. Der grössere Theil der dazu gehörigen Gebäude ist alt und im gothischen Geschmack gebauet. Der dazu gehörige Spaziergang am Isis-Flusse ist reizend. Auf einer dortigen Brücke stand das Studirzimmer des berühmten Franziskaners *Roger Bacon*. Um 9 Uhr Abends wird in den *Colleges* zu Tisch geläutet, und dann werden die Thore geschlossen. Die Namen der Studenten, welche später heimkehren, werden aufgeschrieben. Wer sich häufig eine solche Unregelmässigkeit zu Schulden kommen lässt, wird vom Vorgesetzten (*Master*) mit einem Verweise bestraft. Es herrscht jetzt in den meisten *Colleges* die grösste Ordnung. Die Capelle von *Christ-Church-College* hat treffliche Glas-Malereyen, unter denen diejenige, welche die Taufe des Verschnittenen der Königin Candace vorstellt, vorzüglich berühmt ist. Vor dem Thorwege dieses *College* wurden Craumer und Latimer unter der Regierung der Königin Maria verbrannt. — Die Capelle des *neuen College* (*New-College*) ist die schönste in Oxford. Ein Fenster zeichnet sich aus, welches unter des grossen Künstlers Sir Joshua Reynolds Anleitung gemalt ist. — Die Studenten speisen zusammen in den Refectorien. Die ärmeren warten dabey auf, und haben dafür einen freyen akademischen Aufenthalt. Sie werden *Servitors* genannt und sind für Stellen des *cleri minoris* bestimmt. Inzwischen hat auch der jetzige Primas von England in seiner Jugend die Functionen eines *Servitor's* verwaltet. Die Beybehaltung des sonstigen vielen Klösterlichen mag die Einrichtung, die doch gewiss von höchst nachtheiligen Wirkungen seyn kann, einigermassen entschuldigen.

33 Brief. Das eigentliche Universitäts-Studium ist in England nur bey den Geistlichen der herrschenden Kirche vorgeschrieben. Daher ertheilen auch nur die Professoren der Theologie Zeugnisse über den fleissigen Besuch der Vorlesungen. Ohne solche Zeugnisse beyzubringen, kann kein Geistlicher die Ordination erwarten. In der Rechtswissenschaft, in der Arzneywissenschaft, ja sogar in der Musik werden in Oxford *gradus* ertheilt, aber man studirt die Rechte in London und die Heilkunde in Edinburg. Daher scheint es fast, als ob Oxford nur eine Universität für Theologen sey. — Die akademischen Prüfungen werden

jetzt daselbst mit grosser Strenge vorgenommen. — Der Aufenthalt in Oxford ist kostbar. Wenige Studenten werden mit 150 Pf. Sterl. auskommen. Vornehmere brauchen vier oder fünfmal soviel. Das erklärt denn freylich, wie sich zu den Servitor-Stellen immer gern Subjecte finden. Die beiden Haupt-Bibliotheken, die *Bodleian* und die *Radcliffe-Library* sind von geringem Nutzen für die Universität im Allgemeinen. Die erstere hat zu wenig Bücher, und die zweyte, so berühmt sie auch wegen ihrer trefflichen Manuscripte ist, steht doch zu wenigen Personen offen, und der Regel nach können die Bücher nur im Bibliothek-Saale benutzt werden.

34 Brief. Die Reise wird fortgesetzt. — Godstow ist berühmt wegen der Ruinen eines Nonnen-Klosters, in welchem die schöne Rosamunda, Heinrichs des Zweyten Beyschläferin, begraben lag. Um sie, ihre Schönheit und ihre traurigen Schicksale drehen sich sehr viele alte Volkslieder und Balladen. — *Blenheim.* Leider lag es nicht im Plane des Vfs., uns mehr davon zu sagen, als dass der dazu gehörige Park höchst reizend sey. In dem trefflichen Schlosse, dem Monumente brittischer Dankbarkeit für die Dienste Marlborough's, herrscht noch stets dieselbe Pracht und Eleganz. — Woodstock. Hier werden kleinere Arbeiten in Stahl in grosser Vollkommenheit gemacht. — Von Chipping-Norton bis Moreton erstreckt sich ein uninteressanter Sumpfboden. Dagegen gehört das Thal von Evesham zu den fruchtbarsten Gegenden von England. Es ist in der englischen Geschichte desswegen merkwürdig, weil hier Simon von Montford, der Sohn des *Ritters der Kirche gegen die Albigenser*, vom Prinzen Eduard besiegt und getödtet wurde. — In dieser Gegend wird der Hopfenbau stark getrieben.

35 Brief. Worcester. Die Obstbaumzucht ist hier sehr bedeutend. Man bereitet aus Birnen einen Wein, der dem Champagner fast gleich kommt. Das ist der in den englischen Romanen so oft genannte *Perry*. Seinem zu häufigen Genusse schreiben Einige es zu, wenn sich in der Gegend von Worcester auffallend mehr Gemüths-Krankheiten zeigen als anderwärts. Der Vf. vertheidigt aber das Getränk, und schreibt das Factum, wenn es überall richtig ist, mehr dem Umstande zu, dass sich zufällig Familien hier befinden, in denen dergleichen Krankheiten erblich sind. — Die Haupt-Fabrication von Worcester ist jetzt die Verfertigung eines in Rücksicht auf die Malerey und die Formen ganz vorzüglichen Porcellans.

36 Brief. Birmingham. Von dem schönen Gemälde, das man sonst überall von diesem berühmten Fabrik-Orte findet, den Burke den grossen Galanterie-Laden von Europa — *the grand toyshop of Europe* — nannte, zeigt uns Don *Manuel* die Kehrseite. Wie mag auch die Sclaverey der Armuth auf die Moralität anders als nachtheilig wirken! *Our earth was designed to be a Seminary for young angels, but the devil has certainly fixed upon this spot for his own nursery-garden and hot-house,* sagt unser Reisender von dem Orte, den der, freylich nach anderem Massstabe urtheilende, Statistiker für ein beneidenswerthes Kleinod Englands erklärt. Schade, dass man nicht einmal weiss, wie viele Menschen-Leben hier der Gewinnsucht geopfert werden. *I cannot pretend to say what is the consumption here of the two-legged beasts of labour; commerce sends in no returns of its killed and wounded.* — Die grossen Anlagen der Herren Bolton und Watts zu Soho werden keinem Fremden gezeigt.

37 Brief. Zwischen Birmingham und Penkridge sieht man nichts als Fabrik-Örter, nirgend einen freundlichen Anblick, Schaaren von zerlumpten Kindern, die der Russ braun gefärbt hat. Unter einem Theile dieser Gegend haben sich die Kohlen-Minen entzündet, und seit mehreren Jahren fortgebrannt. Wolverton ist der letzte Fabrik-Ort dieses Striches. Bey Stone fangen schon die schönen Töpfereyen an. Hier in der Gegend ist des berühmten Wedgewood unter dem Namen Etruria bekannte ausgezeichnete Fabrik.

38 *Br.* Manchester. Don *Manuel* lässt sich hier eine der grossen Baumwollenmanufacturen zeigen. Bekanntlich werden bey denselben eine grosse Menge Kinder zu den Arbeiten oder zu der Bewegung der Maschinen gebraucht. Diese armen Geschöpfe bewegen sich da von 5 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends mit Ausnahme der ihnen zum Essen gegönnten Zeit den ganzen Tag gleichförmig und in völliger Gedankenlosigkeit. Die Mädchen, die hier bis zu den Jahren ihrer Verheirathung bleiben, lernen von sonstigen Geschäften nichts, nicht einmal so viel, dass sie sich ihre eigenen Strümpfe flicken können. Man sucht diesem Übel jetzt abzuhelfen, indem man sie nach gethaner Tagesarbeit eine Stunde unterrichten lässt. Übrigens wird hier Tag und Nacht ohne Unterlass gearbeitet. Die Kinder, die den Tag über gearbeitet haben, werden durch andere abgelöst, die nun die Nacht durch arbeiten müssen. Auch hier urtheilt Don *Manuel* hart: *I thought that if Dante had peopled one of his hells with children, here was a scene worthy to have supplied him with new images of torment.* — Das nun folgende Räsonnement ergiebt das freylich in Deutschland noch viel zu wenig bekannte, oder doch als richtig angenommene Resultat, dass das so hoch gepriesene Manufactur-System in England allmählich einen Zustand des Volkes herbeyführt, der dem Zustande der gemeinen Chinesen ziemlich gleichkommt. *Let us leave to England the boast of supplying all Europe with her wares; let us leave to these lords of the sea the distinction of which they are so tenacious, that of being the white slaves of the rest of the world, and doing for it all its dirty work!* — Manchester hat jetzt 80,000 Einwohner, die hier ziemlich zusammengepresst wohnen. Die Strassen sind eng, die aus Backsteinen gebauten Häuser schwarz von Rauch. Überall hört man darin das Gerassel der Maschinen.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Longman u. s. w.: *Letters from England by Don Manuel Alvarez Espriella* etc. I. II. III Vol.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

39 *Brief.* In Chester, einer Stadt, deren Anblick ganz der guten Idee entspricht, die sich Don *Manuel* nach den früheren Beschreibungen davon gemacht, ist das neue Gefängnissgebäude vorzüglich merkwürdig. — Interessant sind hier des Vfs. Urtheile über die Verbrechen und deren Bestrafung in England.

40 *Br.* Liverpool hat nur eine schöne Strasse, an deren Ende die Börse liegt. Die ärmeren Einwohner wohnen in Kellern. Es giebt hier ein Hospital für Pferde. Die Schulanstalt für Blinde wird sehr gerühmt. Jeder Blinde wird da nach seinen besonderen Anlagen und Talenten unterrichtet und beschäftigt. — Dass Liverpool zu einem so bedeutenden Seehandel gelangt ist, erregt einiges Befremden, wenn man die, besonders den einlaufenden Schiffen so sehr gefährlichen Sandbänke sieht, die sich in allen Richtungen stundenweit in das Meer erstrecken. An keinem Orte Englands ist es möglich, durch glückliche Benutzung der Umstände so schnell zu grossen Reichthümern zu gelangen, als hier. Die hiesigen Kaufleute zeichnen sich durch Liberalität und Gemeinsinn vor allen anderen in England aus. Zu jedem interessanten wissenschaftlichen Institute öffnen sich gleich alle Börsen. Das hiesige *Athenäum* — eine Journalbibliothek von einem ungeheueren Umfange — kam mit einem binnen 24 Stunden zusammengebrachten Fonds zu Stande, und es giebt jetzt in England keine Leseanstalt, die ihm gleich käme. Überhaupt wird hier Literatur geschätzt. Ein Werk, wie *Roscoe's* Geschichte Lorenzo's von Medicis, macht der Stadt, in welcher es herausgekommen, viel Ehre. Denn diesem Werke verdankt es die italiänische Literatur ganz vorzüglich, dass sie in England jetzt so viele Bearbeiter findet. — Von Liverpool reist Don *Manuel* über Ormskirk, wo man ein in England sehr berühmtes Arcanum gegen die Wasserscheu feil hat, weiter über den Fluss Ribble und die berühmte Manufacturstadt Preston nach Lancaster. Diese Stadt gehört zu den schönsten in England. Es führen hier zwey steinerne Brücken über den Fluss Lon. — Von Kendal aus setzen Don *Manuel* und seine Gefährten die Reise zu Fusse nach den Seen fort.

41 Brief. Kendal, ein Name, der in der jüngsten Zeit mehrmals genannt ist, hat weniger Manufacturen von Bedeutung, als andere Städte von gleichem Umfange. Die Königin Maria wollte die Einkünfte der hiesigen Pfarr-Kirche zu Seelen-Messen für ihren ketzerischen Vater, Heinrich VIII, verwenden. Man stellte ihr aber vor, dass der Papst nicht damit zufrieden seyn werde. Desshalb unterblieb es. Inzwischen gab sie doch das mit Einkünften versehene Patronat *(advowson)* über die Kirche einem von Heinrich in Cambridge gestifteten *College.* — Der See Winandermere ist etwa zwey Stunden von Kendal entfernt. Er ist ungefähr drey Stunden lang, ist aber von einer langen schmalen Insel in der Mitte queer durchschnitten, und dadurch in zwey Theile getheilt. Die Berge umher geben der Gegend einen zugleich reizenden und ehrwürdigen Charakter. Das Städtchen Bowness liegt am Ufer des Sees. In diesem und in den benachbarten Seen giebt es einen Fisch, der eine grosse Ähnlichkeit mit der Forelle hat, aber ihr noch vorgezogen wird. Er hat grössere und schönere Flecken als die Forelle. Er heisst Scar, und wird häufig in dazu eigends verfertigten Töpfen eingemacht, auch unter dem Namen *potted Scars* in England weit verschickt. — Die Ufer des Sees sind mit freundlichen Landhäusern besetzt, auch liegt da noch ein Dorf Ambleside, wo die Reisenden, welche jetzt diese Seen in Menge besuchen, eine Herberge finden. Eine Stunde davon sind noch zwey kleinere Seen, Ryedale und Grasmere. Das Wort *mere* bedeutet hier überall einen See.

In dem 42 und 43 Briefe wird die Fortsetzung der Fussreise und die Gegend von Keswick, die Seen dabey, der Berg Skiddaw (der höchste Punct in England), das fürchterlich schöne Thal Borrodale, die Berg-Seen (dort *Tarns* genannt), das Was-Thal neben den beiden hohen Bergen Scafell und Great-Gabel meisterhaft beschrieben. Schade, dass dem Vf. geognostische Kenntnisse abgehen. Sonst würde er durch einige Züge sein schönes Gemälde leicht noch interessanter gemacht haben. — Neben dem traurigen Dorfe Seathwaite ist die merkwürdige Graphit-Grube, aus deren Producte die englischen Bleystifte geschnitten werden. Es wird in dieser Grube nicht immer

gearbeitet, sondern, wie es scheint, nur dann, wenn man eines neuen Vorraths bedarf. Wenn der Vf. meint, dass man nirgend anders, als dort, Reissbley finde: so ist das freylich ein Irrthum.

44 Brief. Weitere Reise nach Carlisle. — Wigton etwa sechs Stunden von Keswick hat sich seit wenigen Jahren auf eine erstaunenswürdige Weise gehoben. Die dort eingepfarrten Landleute mussten sonst, wenn sie zur Kirche gingen, Lebensmittel mitnehmen, weil sie sonst besorgen mussten, nichts zu essen zu bekommen. Jetzt giebt es dort schon Handel und Wandel und Luxus in Gebäuden. Von da nach Carlisle sind noch drey Stunden. Diese Stadt gehört schon zu den bedeutenderen. Ihr Dom kann von fern her schon gesehen werden. Auf dem Chore des Doms befinden sich mehrere alte Gemälde, welche Scenen aus dem Leben einiger Heiligen darstellen. Zu der Zeit der Reformation wurden sie überweisst; sie sind aber auf Betrieb des bekannten Dichters und Antiquars *Percy* wieder hergestellt. Das einst ziemlich starke Castell zu Carlisle, welches sonst als Grenzfestung dienen musste, verfällt jetzt. Jedoch hat es noch Garnison, weil sich eine nicht unbedeutende Niederlage von Waffen und Feldstücken da befindet. — Die Stadt enthält jetzt fast die Doppel-Zahl ihrer vorigen Bewohner. Aber das Manufactur-Wesen hat auch hier eine ungeheuere Menge Armer hergezogen, besonders Irländer und Schottländer. — Rückreise nach London. Penrith. Noch sind einige Ruinen der Burg vorhanden, wo sich Richard III als Herzog von Gloucester aufhielt. Die Meinung, dass das Meiste von dem vielen Bösen, das man diesem Könige zur Last gelegt, nur Verläumdung der Tudors sey, gewinnt jetzt in England immer mehr Glauben. Allerdings ist es merkwürdig, dass in der Gegend von Penrith sich noch immer ein gutes Andenken an ihn, als einen beliebten Fürsten, erhalten hat. Don *Manuel* nennt die Tudors mit Recht *an able but a wicked race of princes.* — *Kirkby-Thur.* Der Vf. irrt, wenn er den Namen mit *Church by Thor* erklärt, und dabey bemerkt, dass der Gott *Thor* in jener Gegend besonders verehrt worden sey. *Thur* war vielmehr ein alter brittischer Name, der sich in vielen Stammbäumen noch erhalten hat. — Die Berg-Gegend von Stainmoor ist rauh, und hat ein sehr wüstes Ansehen. — Bey Bowes in Yorkshire fängt die Gegend an, wohin aus den südlicheren Gegenden Englands Kinder zur Auferziehung gesandt werden, wenn diese Auferziehung nicht viel kosten soll — *the great grazing country for children.* Die für ein Kind zu zahlende Pension ist auch in der That gering genug. Man zahlt 16 Pf. St., und der Unternehmer muss Alles, sogar die Kleidung des Kindes, dafür bestreiten. Übrigens wird auch in aller Rücksicht wenig genug dafür geleistet. —

45 Brief. In York betrachtet Don *Manuel* insbesondere wieder den herrlichen Dom, ein Werk aus den besten Zeiten der gothischen Baukunst, der an Grösse die anderen Haupt-Kirchen in England noch übertrifft. Dieser Münster — der gewöhnliche Name ist Yorkminster — wird fortwährend sehr sorgfältig erhalten. Der Fluss Ouse ist häslichen Ansehens, aber den Einwohnern viel werth, weil er ihnen die Handels-Communication mit dem Humber und dadurch mit dem Meere verschafft. — Bey Dunham-Forry ist der Trent so breit, dass Don *Manuel* ihn für den bedeutendsten unter den Strömen Englands, die er bisher gesehen, hält. Die sich nun eröffnende Aussicht auf Lincoln ist vortrefflich. — Der Dom in Lincoln hat eine noch schönere Aussenseite als der Yorkminster, allein inwendig hält er keinen Vergleich mit diesem aus. Auf dem Thurme einer anderen Kirche daselbst ist die unter dem Namen Great Tom in England berühmte Glocke. Sie hat 20 engl. Fuss im Umfange.

46 Brief. Zwischen Alconburg-hill und Huntingdon, dem Geburts-Orte Cromwell's, ist eine moorigte Gegend. Tief unter der jetzigen Oberfläche des Bodens finden sich bedeutende Spuren vormaliger Wälder. — Cambridge. Auf den ersten Blick steht diese Stadt, als solche, weit unter Oxford. Die Strassen sind enge und die meisten *Colleges* sind aus Backsteinen gebauet. Doch ist die Capelle von Kings-College, welche unter Heinrich VIII fertig gebauet wurde, eine der schönsten in England. Hier ist der einzige Ort, wo Heinrichs Name sich noch mit dem Namen seiner unglücklichen Gemahlin Anna Boleyn verschlungen findet. — Cambridge hat sechzehn *Colleges* — eigentlich 12 *Colleges* und 4 sogenannte *Halls* — unter denen *Trinity-College* das vorzüglichste ist. Hier findet sich die berühmte Statue *Newton's* von *Roubilliac*, einem in England noch immer sehr hochgeschätzten Künstler. Das Werk ist im Detail mit fast zu grosser Sorgfalt ausgearbeitet, dagegen ist es im Ganzen nur mittelmässig. Die Bibliothek von *Trinity-College* hat durch Veruntreuungen und Diebstähle gelitten. — Der Vf. lässt einen Gelehrten von Cambridge sein Urtheil über die dortige Universität und über das Universitätswesen in England überhaupt aussprechen. Das ist nun eben nicht tröstlich. Wiewohl man einsieht, dass die Einrichtung der schottischen Universitäten, besonders Edinburgs, weit besser ist: so scheint man doch an der Möglichkeit einer, dem Zeitalter gemässen Reform der englischen Universitäten zu verzweifeln. In der That kann man die letzteren jetzt nur als wissenschaftliche Conservatorien betrachten. Wer in England seine wissenschaftliche Ausbildung vollenden will, der geht wenigstens auf ein Jahr nach Edinburg. Aber, setzt der Hr. Professor hinzu, *they learn shallow metaphysics there and come back worse than they went, inasmuch as it is better to be empty than flatulent.*

47 *Brief.* Newmarket. Komisch stellt der Vf. den sogenannten *Process of wasting* dar, die Procedur, mit welcher ein Rennreiter, der etwa um einige Pfund zu schwer ist, sich in kurzer Zeit, freylich auf Kosten seiner Gesundheit und oft seines Lebens, so abmagern lässt, dass er den Kampf mit dem anderen bestehen kann. Einer dieser armen Kerle musste in 3 Tagen 18 Pfund Fleisch verlieren. *Man of the turf* ist der

Ehrenname, den ein Gentlemann erhält, welcher bey dem hiesigen Pferderennen jede Wette wagt, und es für nichts achtet, wenn er dabey sein ganzes Vermögen riskirt. — Bey Ware beginnt der sogenannte Neue Fluss (*new river*), ein Canal, der einen grossen Theil von London mit Wasser versieht. — Cheshunt, ein Dorf, in welchem Richard Cromwell nach seiner Abdication sein Leben in beneidenswerther Ruhe beschloss.

48 *Brief*. Don *Manuel* kommt gerade in dem Zeitpuncte wieder nach London zurück, da Sir Francis Burdetts plebejische Rolle anfängt. Burdetts Popularität schreibt sich vorzüglich von dem Eifer her, mit welchem er als junger Mann auf eine Untersuchung der nach Suspension der *Habeas-Corpus-Acte* vollgepfropften Gefängnisse drang, und von dem Eigensinne, mit welchem Pitt seine dessfallsigen Anträge im Parlamente bestritt. Im Ganzen bestätigt der Vf. hier alles dasjenige, was der General Pillet in seinen Ansichten von England (von denen im vorigen Jahre zu Jena eine Übersetzung erschienen ist) über die Mangelhaftigkeit der Gefängnisse sagt. Burdett verfocht *dieses Mal* ohne Zweifel die gute Sache; und wie er kurz darauf als Candidat für die Parlamentswahl in Westminster austrat, ihm aber gerade ein Vertheidiger der bisherigen Gefängnisse entgegengestellt wurde, konnte sein Sieg nicht zweifelhaft seyn. Denn in Westminster vermag die Bestechung nicht viel. — Der Vf. wird durch dieses Beyspiel zu einigen, ganz im Sinne der Opposition ausgesprochenen Bemerkungen über die Parlamentswahlen geleitet. Er hat Recht, wenn er die Art, wie jetzt das Volk in England repräsentirt wird, höchst mangelhaft nennt; Recht, wenn er die Bübereyen, die Bestechungen, die Unordnungen, welche die Parlamentswahlen begleiten, mit bitterem Tadel rügt: allein es ist offenbar, dass gerade in jener fehlerhaften Repräsentation und in dieser Möglichkeit des Einflusses der Regierung auf die Wahlen das Eigenthümliche der Verfassung steckt, welches England in den gefährlichsten Krisen gerettet hat. Eine richtigere Volksvertretung würde bald den Geist der Regierung lähmen, und ohne Zweifel zu einer Revolution führen.

49 *Brief*. Bemerkungen über den Wechsel der Mode in den Kleidertrachten. — Schon vor 200 Jahren zeigte sich die in England besonders endemische Neumodewuth. Damals schon gab es ein satirisches Bild, welches einen nackten Kerl darstellte, der in einer Hand eine Scheere und in der anderen ein Stück Zeug hielt, mit der Unterschrift:

I am an Englishman and nacked I stand here,
Musing in my mind, what rayment I shall wear,
For now I will wear this and now I will wear that,
And now I will wear I cannot tell what.

Des Vfs. Bemerkungen commentiren diese in der That charakteristischen alten Reime. Die jungen Müssiggänger, welche in Bond-Street zu spatziren pflegen, sind jetzt die Gesetzgeber der Mode in England, und freylich dadurch auch in dem ganzen anglomanen Europa.

50 *Brief*. Leichtgläubigkeit gehört zu den Hauptzügen des englischen Volkscharakters. Ihr muss man es zuschreiben, wenn man dort unwissende Charlatans und Quacksalber in kurzer Zeit ihr Glück machen sieht, und Aberglauben sich in *die* Heilkunde mischen muss, zu welcher der grosse Hause von allen Ständen Zutrauen haben soll. — Der Reformator *Wesley* schrieb ein Buch unter dem Namen *Primitive physic* voll der tollsten Recepte. In einem derselben verordnet er gegen Asthma und Hypochondrie, des Morgens *eine Unze* Queckfilber zu nehmen!! Glücklicherweise sind seine meisten Vorschriften weniger auf eine Radicalcur gerichtet: denn sonst würde doch wohl das Buch nicht die *fünf und zwanzigste* Auflage erlebt haben. — Der berüchtigte D. *Graham*, gegen dessen Himmelsbett die Polizey doch allerley zu erinnern hatte, curirte in späteren Jahren seine Patienten, indem er sie bis an das Kinn in frischem Miste eingrub. — *Galvanis* Erfindung gab zu neuen Wundercuren Veranlassung und Stoff. Ihr verdankte man die eine Zeit lang in England so berühmten *Metallic tractors*. — Die ungeheuere Menge von Zeitungen und öffentlichen Blättern verbreitet den Ruhm der Medicaster und ihrer Wunderarzneyen und Wundercuren mit ungeheuerer Schnelligkeit durch das ganze Königreich. Und wenn nun noch die Regierung gegen eine Gebühr von etwa 100 Pf. Sterl. ein Patent für ein neu erfunden seyn sollendes Recept ertheilt: so ist es vollends nicht zu verwundern, wenn das Publicum so leicht betrogen werden kann. — So wie die Regierung den Arzneyen ein Privilegium ertheilt: so hat eine der schottischen Universitäten den Doctortitel feil, den sie ohne alle Prüfung des Candidaten für Geld ertheilt.

Im 51 und 52 Briefe theilt uns Don *Manuel* die Hauptideen über den thierischen Magnetismus, die eine Zeit lang in England grosses Glück machten, aus *Mainauduc's Lectures* mit. In Deutschland hat die Schwärmerey in den letzten Jahren freylich noch viel mehr Wunderbares aus dem Magnetismus abgeleitet; allein eine solche Mischung materialistischer und religiöser Ideen, als sich in *Mainauduc's* Buche findet, ist Rec. doch sonst nicht vorgekommen. Der Magnetismus und das Christenthum werden da eins — *the Almighty's real science!!* Er schliesst: *And when I shall be called home, it will, I hope, appear, that for a bright and happy certainty of serving my God and living with my Saviour, I pointed out to you, my brethern, the Almighty's real science and that path to heaven, which Christ, the only perfect and success ful one of this list* — Christus war nämlich mit in dem Verzeichnisse genannt, welches die Namen Sir Robert Fludd, Gasner, Mesmer und D'Eslon enthält — *left to mankind as his last testament and inestimable dying gift.* — Auch gegen solche Schwärmer und Betrüger kann in England verfassungsmässig nichts geschehen.

54 *Brief*. Bemerkungen über die Übersetzung der Bibel in die Volkssprache. Was Don *Manuel* über den Nachtheil derselben sagt, ist nur in sofern wahr, als durchaus kein vernünftiger Volksunterricht vorhan-

den ist. Die Vortheile für wahre Aufklärung haben sich in dem protestantischen Europa deutlich genug gezeigt. *Wicklef* war der erste Bibelübersetzer in England. Unter Heinrich VIII kam die zweyte Übersetzung zu Stande, welche ein Muster edler und richtiger Sprache ist. Man kann sagen, dass dieses Werk einen höchst bedeutenden Einfluss auf die Ausbildung der englischen Sprache gehabt hat.

55 *Brief.* Dasjenige, was der Vf. über die Neugierde und die Leichtgläubigkeit der Engländer sagt, ist richtig. Selbst der ewige Jude, der sich vor etwa 15 Jahren in London sehen liess, fand sein Publicum, wiewohl er seine Rolle schlecht genug spielte. Rasirte Affen und über und über geschorene Bären sind als äthiopische Wundermenschen angestaunt. Aber die Folgen *dieser* Neugierde sind doch im Ganzen unschädlich, ja selbst heilsam. Alles Sehenswürdige kommt nach England, weil der Vorzeigende gewiss ist, dort seinen Gewinn zu finden.

56 *Brief. Zeitungen.* Lord *North* legte die erste Taxe darauf. Sie betrug einen *halfpenny.* Jetzt beträgt die Abgabe 12 Mal soviel, und die Zahl der Blätter hat sich doch vervierfacht. Wollte man dem Vf. glauben: so verdienten die ministeriellen Blätter ungefähr eben das Zutrauen, als die französischen Armee-Bulletins. Den Haupt-Inhalt der Zeitungen machen die Privat-Bekanntmachungen aus. Eine Gattung derselben sind die *Puffs*, d. i. die Bekanntmachungen, welche wegen ihrer Form auffallen, und daher den Leser, welcher sie sonst vielleicht überschlagen haben würde, zu einer Aufmerksamkeit veranlassen müssen. Mit der Verfertigung und zweckmässigen Einrichtung solcher *Puffs* wird ein ordentliches Gewerbe getrieben. — Die Kosten der Bekanntmachung eines neuen Buchs in den Zeitungen belaufen sich etwa auf 30 Pf. St.! — Gegen die kritischen Journale *(reviews)* eifert der Vf. sehr. Als ob der Tadel, der solche Institute trifft, nicht durch die mannichfaltigeren Vortheile, die sie gewähren, wieder aufgehoben würde. Rec. weiss, dass der Vf. selbst jetzt einer der Mitarbeiter an dem trefflichen *Edinburgh-Review* ist. Im Allgemeinen träfe derselbe Tadel ja auch dieses. Aber Alles kommt auf den Geist der Arbeiter und des Herausgebers an. — Die periodischen Schriften, welche Abhandlungen enthalten *(magazines)*, tadelt der Vf. weniger. Noch immer finden *the monthly magazine* und *the gentleman's magazine* am meisten Absatz. Letzteres hat jetzt schon über 80 Jahr existirt.

57 *Brief.* Geschichte und Charakteristik der Quaker. Sehr merkwürdig ist es, dass die Quaker, wiewohl sie auf wissenschaftliche Bildung keinen Anspruch machen, doch die vollständigste Urkunden-Sammlung über ihre Kirchen-Geschichte besitzen, deren sich irgend eine Religions-Parthey rühmen kann. — Jetzt vermindert sich ihre Anzahl in England. Von den Geistlichen — denen sie keinen Zehnten abgeben wollen — werden sie auf dem Lande sehr gedrückt. Denn der Zehnte wird nun dem Werthe nach durch Zwangsmassregeln von ihnen beygetrieben, und dabey sind die armen Leute vielen Vexationen ausgesetzt. In den Städten aber wird der Unterschied ihrer Kleidung gegen die Erfindungen der *beaux* von Bondstreet zu gross, als dass die Schneider der herrschenden Kirche nicht viele Proselyten unter den jüngeren Quakern machen müssten.

58 *Brief.* Der Winter in England. Offenbar ist die Heitzung der Zimmer durch Camine dem Klima nicht angemessen. Inzwischen gewöhnt man sich leicht an Alles. Die russischen Soldaten starben im Winter 1799 in England hin und wieder vor Kälte.

59 *Brief.* Kartenspiele. Die Spiel-Karten sind mit schweren Abgaben taxirt. Die Worte *sixpence additional duty* stehen auf dem Pique-Ass so oft, dass man für fernere *additional duties* keinen Platz mehr hatte, und nun noch den Umschlag der Karten zu stempeln angefangen hat. Unbegreiflich ist es, wie der Vf. es tadeln kann, dass durch diese ungeheueren Abgaben das Kartenspiel nur eine Vergnügung der Wohlhabenderen geworden ist.

60 *Brief.* Das wachsende Handels-Interesse hat den Unterschied des Geburts-Ranges jetzt ziemlich untergraben. Familien-Stolz ist selten geworden und überall Gegenstand des Spottes. Wenn sich ähnliche Folgen des Handels-Geistes in anderen bedeutenden Handels-Staaten nicht fanden, z. B. in Genua und Venedig: so war auch jener Geist in diesen bey weitem nicht so allgemein und so regsam als in England. — Allein der Kaufmanns-Stolz, der sich hier jetzt erhebt, wird für das Land allmählich sehr drückend. Der gewöhnliche Landwirth sinkt zu tief im äusseren Ansehen. Ziemlich bedeutende Grund-Eigenthümer können es den Handels-Glücks-Pilzen schon nicht mehr gleich thun. Eine Familie derselben verschwindet nach der anderen. Wohin soll das am Ende führen? — Ein anderer Grund, weshalb das Ansehen des Adels in England immer mehr verliert, ist die Leichtigkeit, mit welcher derselbe erlangt werden kann. Jeder Kaufmann, der als Deputirter von irgend einer Provincialstadt nach London kommt, um dem Könige ein Glückwünschungsschreiben zu überreichen, trägt dieselbe *Knighthood* als Belohnung mit nach Hause, welche der Lohn des Siegers bey Acre war.

61 *Br.* Schilderung des Volksgeistes bey der Verschwörung des Obersten Despard, und bey seiner Hinrichtung. — Politische Betrachtungen über Englands inneren Zustand bey dem Wiederausbruch des Krieges im J. 1803. Der Vf. spricht hier ganz im Sinne der Opposition, aber zugleich eines patriotischen Britten. Vorzüglich schön ist, was er von dem Ziele des Strebens der französischen Regierung sagt, den Nationalbanquerott in England herbeyzuführen. Abgesehen davon, dass hier der *publick spirit* ganz anders wirken würde, als in Frankreich: so würde England eben durch jenes Unglück vieler tausend Staatsgläubiger eher mächtiger werden als schwächer. Und würde der Handel Englands dann geringer: so würde sich sein Landbau desto mehr heben, und damit das Glück der Nation.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Longman u. f. w.: *Letters from England* by Don *Manuel Alvarez Espriella* etc. I. II. III Vol.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

62 *Brief.* Swedenborgs Anhänger in England. Unbegreiflich ist es, dass die Kirche des neuen Jerusalem noch jetzt soviele Genossen zählt. Der Vf. giebt nach einer kurzen Lebensgeschichte Swedenborgs den Inhalt seiner Lehre mit treffenden Zügen an.

63 *Brief.* Die Juden in England. Der Vf. erzählt ihre Geschichte kurz. Cromwell begünstigte sie. Unter seinem Schutze liess *Manasses Ben Israel* die Bibel hebräisch in drey Editionen drucken. Unter Georg II wollte man die Juden naturalisiren. Allein die Volks-Meinung sprach zu laut dagegen, als dass der Vorschlag hätte durchgehen können. Im Ganzen ist der Jude in England eben so verhasst, oder doch verachtet, als in den meisten anderen Ländern Europens.

64 *Brief.* Für den Unglauben ist viel in England geschehen. Allein er hat sich doch wenig verbreitet, selbst, wie der Vf. sagt, *notwithstanding the atheism, with which the Scotch universities have spawned since the days of Hume.* Der qualificirte Unglaube, den der Schriftsteller *Thomas Taylor* bekennt, hat natürlich noch weniger Jünger gefunden. Dieser Herr sagt von sich selbst: *Mr. Thomas Taylor, the Platonic philosopher and the modern Plethon, consonant to that philosophy, professes polytheism.*

65 *Br.* Bemerkungen über die Stimmung der Engländer gegen Spanien. Man ehrt die Spanier in England. Sobald aber ein Krieg ausbricht, wünscht man ziemlich allgemein, dass auch Spanien unter den Feinden seyn möge; und doch müsste man wissen, dass die Eroberung von einigen Registerschiffen die vermehrten Kriegs-Kosten nie ersetzt. So wenig die Belagerung Gibraltars ihren Hauptzweck erreichte: so schädlich wurde sie doch nicht bloss der belagerten Stadt, sondern auch England überhaupt.

66 *Br.* Fahrt auf der Themse nach *Greenwich.* Die benachbarten Moor-Gegenden von Essex sind höchst ungesund.

67 *Br.* Volks-Vergnügen in England. Tanz und Musik können nicht dazu gerechnet werden. Dagegen noch immer das Ochsenhetzen *(bullbaiting)*, welches eben so grausam ist, als der spanische Stierkampf, aber bey weitem nicht das stolze, imposante Äussere desselben hat; ferner das Baxen, oder, wie es in der Kunstsprache heisst, der *Pugilism*; *cudgelplaying*, *quarter-staff* und *broadsword.* Die Namen dieser Spiele bezeichnen sie hinlänglich.

68, 69, 70 *Br.* Der Inhalt dieser drey Briefe steht mit einander in Verbindung. Sie erzählen drey höchst merkwürdige Phänomene von Schwärmerey, Leichtgläubigkeit und Aberglauben, die sich ausserhalb Englands wohl schwerlich zeigen möchten. Der Vf. hat hier aus Quellen geschöpft, die ausser England Niemanden zu Gebote stehen, und auch selbst da, so wie bey uns ähnliche, gewöhnlich zu sehr übersehen werden, nämlich aus den Volksbüchern im eigentlichsten Sinne, welche durch Bücher-Krämer in Umlauf gesetzt werden, und gewöhnlich in so kurzer Zeit zerlesen sind, dass sie kaum eine Spur hinterlassen. — In Avignon bestand schon vor dem Jahre 1788 wahrscheinlich unter der Leitung politischer Jesuiten ein Propheten-Bund, der den Umsturz der bestehenden Verfassungen durch religiöse Schwärmerey zu untergraben suchte. Zwey englische Quietisten, Wright und Bryan, der eine ein Kupferdrucker, der andere ein Zimmermann, denen die Lehre der Swedenborgianer nicht genügte, erfuhren die Existenz jenes göttlichen Bundes, und reiseten, vom Geiste getrieben, im Jahre 1788 nach Avignon. Auf ihrer Reise fanden sie überall die nöthige Unterstützung, und die frommen Brüder nahmen sie in Avignon gastfrey auf. Sie wurden da sechs Monate lang gespeiset, gekleidet und unterrichtet. Tägliche Religions-Übung stärkte ihren Glauben. Endlich befahl ihnen der heilige Geist wieder heimzukehren. Man gab ihnen soviel Geld zur Reise mit, dass sie bey ihrer Rückkehr noch ein Bedeutendes davon erübrigt hatten. In ihrem Vaterlande theilten sie die Lehre mit, die sie erhalten hatten. Das Reich Gottes sollte in Palästina wieder hergestellt werden. Ein König dieses Landes sollte Alles unter sich vereinigen. Wright schrieb ein Buch: *A revealed knowledge of some things that will speedily be fulfilled in the world, communicated to a number of Christians brought together at Avignon, by the power of the spirit of God from all nations; now published by his divine command, for the good of*

all men by John Wright, his servant, and one of the brethren. London printed in the year of Christ 1794. — Der Vf. urtheilt darüber: *these circumstances are as authentic as they are extraordinary and supply a curious fact for the history of the French Revolution.* Was nach der französischen Revolution aus dem Propheten-Vereine in Avignon geworden ist, weiss man nicht. Aber in England trat nun um das Jahr 1792 ein neuer Pseudo-Prophet auf, ein gewisser Richard Brothers, der sich König der Hebräer und Neffe Gottes nannte, und ein Sohn Jacobs des Bruders Christi seyn wollte. An ihn schlossen sich, freylich wohl gegen die Absicht der Frommen in Avignon, Proselyten in England an. Der Neffe Gottes wusste auf ein Haar, in welcher Person der heiligen Geschichte die jetzt lebenden Menschen bereits existirt hatten. Selbst dem Minister Pitt zeigte er an, dass dieser damals ein Jude gewesen sey. Er fand seine Anhänger in allen Ständen. Selbst ein fungirendes Mitglied des Unterhauses, Halhed, ein nicht unbekannter gründlicher Orientalist, gehörte zu ihnen, und schrieb ein kleines Buch, worin er Brothers für den Löwen des Stammes Juda anerkannte. Inzwischen fand Brothers doch bey dem Könige und bey den Parlamentern, welche er durch Briefe zu der Anerkennung seines Königreichs aufgefodert hatte, keinen Glauben, sondern musste ins Tollhaus wandern, obgleich Halhed im Parlamente laut für seine heilige Sache eiferte. — Auf Brothers folgte die nun vor einem Jahre verstorbene Joanna Southcott. Sie erkannte jenen für den König der Hebräer an, und machte dadurch seine Anhänger auch zu den ihrigen. Sie wollte die von Christus begonnene Erlösung des Menschen-Geschlechts vollenden. — Die Geschichte dieser merkwürdigen Betrügerin und Schwärmerin erzählt der Vf. mit allen für den Beobachter des Zeitgeistes in England so sehr interessanten Umständen.

71 *Brief.* Das Wort *Coxcomb* läſst sich in dem ganzen Umfange seines Begriffes nicht wohl übersetzen. Es bedeutet einen Menschen, der sich durch irgend eine Affectation lächerlich macht, während er ein Gegenstand der Bewunderung zu seyn glaubt. Der Vf. charakterisirt nun einige Arten von *Coxcombs*, Kleidernarren, *Men of the turf*, Landwirthschaftsnarren u. s. w. Bey der Gelegenheit spricht er denn auch von dem Conversationston und von den Gegenständen der gesellschaftlichen Unterhaltungen. Etwas bitter mag es seyn, dass der Vf. *hier* der *Royal Institution* erwähnt. Sein Reisender wohnte einer Vorlesung daselbst bey, und erzählt: *Part of the men were taking snuff to keep their eyes open; others more honestly asleep, while the ladies were all upon the watch, and some score of them had their tablet and pencils, busily noting down what they heard as topics for the next conversation party.* Rec., der vor ein paar Jahren in einer bedeutenden Stadt des nördlichen Deutschlands einer solchen gemischten Gelehrten-Gesellschaft beywohnte, hält das Gemälde für sehr treu.

72 *Brief.* Don *Manuel* schildert eine kleine und bald gelöschte Feuersbrunst in der Westminster-Abtey. Das zum Löschen gebrauchte Wasser zerstörte einen Theil der Gräber in dem Poetenwinkel.

73 *Brief.* Bemerkungen über die englische Sprache. Grösstentheils nur für Engländer interessant.

74 *Brief.* Rückreise von London. Donnington-Castle. Jetzt nur noch Ruinen von der Burg, die Gottfried Chaucer, der Vater der englischen Dichtkunst, da anlegte. — Marlborough, eine sehr alte und altfränkisch gebaute Stadt. — Bey den Downs, einer Hügelkette, durch welche die Reise ging, sah Don *Manuel* ein in den natürlichen Kalkfelsen gehauenes ungeheueres Bild eines Pferdes. Man sieht dergleichen häufig in England, und schreibt sie den Angelsachsen zu. — Bath. Der eigentliche Gründer seines jetzigen Glanzes war Ralph Allen. Von ihm rühren die Hauptgebäude her. Höchst komisch ist die Beschreibung der Verdienste des berühmten Beau Nash um diesen schönen Bade-Ort.

75 und 76 *Brief.* Twyverton, das Dörfchen, wo Fielding seinen Tom Jones schrieb. — Bristol, welches ziemlich tief liegt, scheint jetzt an Glanz zu verlieren. Sonst war es nächst London die volkreichste Stadt in England. Jetzt hat Manchester schon mehr Einwohner. Der Dom hat nichts, was ihn auszeichnete, ausser dem schönen Grabmale der Mrs. Draper, die, als Freundin des grossen *Sterne* unter dem Namen Elisa, so lange interessant seyn wird, als man die Schriften des trefflichen Humoristen liest. — Von Bristol reist Don *Manuel* erst nach Plymouth. Bemerkungen über die Bildung und Weise der brittischen Seeleute. Alles, was der Vf. hier sagt, ist überzeugend. Schwerlich wird eine andere Nation je eine Seemacht hervorbringen, welche der brittischen gleich käme. — In Falmouth schliesst sich wieder die Reise.

Die Urtheile des Vfs. über sein Vaterland sind oft bitter. Allenthalben sieht man den Geist der antipittschen Partey hervorblicken. Inzwischen verdient das Werk recht viele Leser. Es ist dazu gemacht, die ungemessene Bewunderung zu vermindern, mit welcher der Geist der Zeit auf dem Continente die stolzen Insulaner und ihr Glück, ihre Freyheit betrachtet. Mag es wahr seyn, und Rec. zweifelt nicht daran, dass in des *französischen* Generals Pillets *Ansichten von England* eingewurzelter Nationalhass die Feder des Verfassers geführt hat; Pillets Urtheile werden doch in diesem Werke von einem scharfsinnigen, einsichtsvollen und höchst patriotischen Britten selbst sehr oft bestätigt; und Rec. ist dadurch in seinem Glauben bestärkt, dass es nicht leicht ein *deutsches* Land giebt, worin die bey weitem grössere Mehrzahl der Bewohner nicht zufriedener lebte, als in England.

F. — n.

Schweidnitz, b. Stuchart: *Bemerkungen auf einer Reise durch Niederschlesiens schönste Gegenden von J. J. Dittrich,* Justitiarius und Mitglied der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. 1815. 216 S. kl. 8.

Eine Reisebeschreibung kann einen doppelten Zweck

haben: einen wissenschaftlichen und objectiven für den Statistiker, den Naturforscher, den Menschenkenner; einen künstlerischen und subjectiven, indem die Darstellung des Erzählers eine treue und liebliche Abspiegelung der Natur darbietet in des Menschen Brust. Der Verfasser des vorliegenden Buches thut im Allgemeinen wenigstens auf jenes Bestreben Verzicht; nur nebenher hat er sich darauf eingelassen, und nebenher können daher auch wir Einiges darüber bemerken. Der letzte Gesichtspunct ist ihm der wichtigere; er *versuchte im Reisebericht der Anschauung Hochgenuss wahrhaft darzustellen, gleich fern von Schwärmerey, Übertreibung und Redekunst, wie eben der Genius gebot.* Ob ihm nun der Genius Gutes geboten habe, ist zu untersuchen; und leider können wir nicht bejahend antworten. Wenn ein Haschen nach fernabliegenden Bildern, die oft darum nur gefielen, weil sie unerwartet waren, wenn ein Streben nach Sentimentalität, welches immer tadelnswerth ist, weil es nur auf das Äussere und den Schein geht, und ein Wirkliches und Inneres lügt, wenn ein süsslicher Wortschwall, der nirgends fehlt, und selbst wenn er an sich nicht zu verwerfen wäre, doch seine Wirkung verfehlen musste, weil er überall wirken soll, wenn das Alles den frischen Hauch des Lebens und der Empfindung ersetzen kann, der sich herausdrängt beym Genusse schöner Naturgegenstände aus dem Inneren des Menschen: so hat Hr. *D.* allerdings ein nicht schlechtes Buch geliefert. Jene Weise verdient denn aber freylich keine Empfehlung; und leider müssen wir gestehen, dass daraus die Manier hervorgegangen ist, mit der Hr. *D.* durchaus in seiner Reisebeschreibung verfährt. Es ist ein Ton, der sich durch das ganze Buch durchzieht; Steigerung oder Minderung findet sich nirgends; und kann denn die pomphafte Beschreibung einer schönen Gegend das Herz ergreifen, wenn mit gleichem Pompe das Gewöhnliche erzählt wird, wie das Herrliche und seltener Befahrene? Unser Vf. aber gefällt sich, wenn er nur jeden, auch den geringsten Gegenstand in auffallender Einkleidung hervorbringt: wie denn, auf dass die Ader des Witzes geprüft werde, nicht Kaffee zu trinken ihm der Genius gebeut, sondern entweder Trank von Mokka oder Absud der arabischen Ziegeninvention. Ein Weber hat ihn auf dem Kynast herumgeführt; diess erzählt er also: Der Commandant der Veste, ein rüstiger Mann, der das Schifflein schnell und sicher durch den Faden treibt über den wirkenden Stuhl, und mit diesem Klappergeschäft des regen Friedens, wie Cincinnat den Pflug mit dem Scepter, die Sicherung der Burg geschickt zu einen weiss — nicht zufällig, wie der Gänse Schnattern das Capitol einst bewahrte, sondern kraft seines Amtes als Burgvogts Hyperbel — dieser hochmögende Pensionär der *semper*freyen Burgherren tritt, das Werkeltagscostüm der Armuth angethan, den fahrenden Rittern entgegen u. s. w. Von einer Bibliothek war nur ein alphabetischer Katalog angefangen; diess beschreibt er folgendermassen: Auch war das Ordnen und Schichten der Geister noch nicht vollendet, und es schien der Anfang ihrer Installation nicht nach wolfenbüttelschem Muster oder nach der Lehre der Affinitäten gemacht; denn der Name des Geistes oder des Undings (?) und dessen erster Buchstabe bestimmt dort den Platz seines Werkes, sein Erscheinen im Raume. Aufmerksam machen wir noch auf den Bombast, der sich in einer langen Gewitterbeschreibung S. 28. 29 befindet; ein wenig Unsinn läuft auch mit unter, wie wenn es heisst: *der Himmel hatte die Erde geküsst; ein erquickender Regen strömte in ihren Schoos, und über die Hügel wölbte sich ein Strahlenbogen der Sühne.* Dass der Himmel die Erde geküsst habe, wird Keiner von etwas Anderem als vom Regen verstehen; wie aber, wenn unser Vf. den Regen erst nachfolgen lässt? Oder hat er an einen Bräutigamskuss gedacht, der der Vermählung vorhergeht? Wir können hier nicht das gesuchte und gewünschte Licht finden, und da das Buch übrigens sehr correct gedruckt ist, können wir kaum, wie wir gern möchten, in einem Druckfehler Entschuldigung suchen. Dieselbe Zuflucht ist uns daher auch bey einer ähnlichen Stelle S. 67 versagt: Es liegt ein unbeschreiblich Etwas in der Ferne des Raumes und der Zeit. Die Hoffnung nimmt uns in den Schooss und söhnt durch die Rosen der Zukunft, wie die Erinnerung durch des Lebens Frühlingsblüten, das Jetzt aus, und die Täuschung im Raume, ihre Gespielin, hält beides, Zukunft und Vergangenheit, in dem Schleyer der Luft, wie die Mühe des Tages, die Thränen der Wittwe und jeglichen Kummer der Erde. Wir ahnden wohl, mit welchem Gemeinplatz der Vf. schwanger gegangen ist; aber einen klaren Gedanken können wir uns aus jenem Gewirre, so wie es jetzt ist, nicht herauswickeln. Ein einziges Beyspiel führen wir noch an, zu zeigen, wie selbst die Regionen des Schmutzigen und Ekelhaften der zu besuchen nicht Anstand nimmt, dem es nur um einen bilderreichen Vortrag zu thun ist. Wo der Vf. neu aufgewärmte fromme Wünsche vorträgt über Verbesserung der Fremdenbücher auf viel besuchten Gebirgsorten, spricht er von dem unglaublichen Miste in den Koppenbüchern, wie in allen dergleichen „Nachtgeräthen, in welche Jedermann seines Geistes Nothdurft thut!" Also auch die Kloake verschmäht er nicht, wo es ihm auf ein Bild ankommt! Und so ist es denn zu erklären, dass es ihm an Worten gebricht, wo der Hochgenuss der Anschauung gerade die reichste Beschreibung erwarten lässt. Die Riesenkoppe, die Krone einer schlesischen Reise, musste er auszeichnen vor anderen Naturschönheiten; sein poetisches Talent hatte er dort schon, so viel es ihm möglich war, angestrengt. Was thut er? Ohne Verbindung und Zusammenhang mit dem Übrigen lässt er eine Übersicht der Urgeschichte folgen: wie er der Minyer Schaar gesehen habe in der Verzückung des Hochgenusses, erzählt er, des goldenen Vliesses Entwender, in der Zeit des Uranos und lange vor Orpheus, dem Sänger auf der vielredenden Argo; andere Dinge folgen, die er gesehen hat, die letzten nur ganz kurz, weil schon einige Seiten gefüllt waren.

Dergleichen Episoden sind es, die Hr. *D.* laut sei-

nem Vorworte, wie eine Blumeneinfassung, entlang des Weges eingeflochten, grösstentheils auf der Reise selbst, andere durch Reflexionen hat entspriessen lassen. Da sind denn freylich Stücke von mancherley Art, ein Jeder kann da etwas für sich finden; nur wird ein Ungenügsamer zu verbitten seyn für diese Tafel! Dem Philologen und dem Historiker wird die eben ausgezogene Stelle hinreichen, um, was für Weisheit gilt in dem Büchlein, für Thorheit gelten zu lassen; was anderswo von Düngerbenutzung steht, sind heut zu Tage dem Landwirth genugsam bekannte Dinge; um des Hn. *D.* Meinung von Entstehung der Kohlenflötze zu wissen, wird sich schwerlich ein Naturforscher die Mühe nehmen dürfen, das Buch näher anzusehen; was aber von botanischen Bemerkungen eines Hn. *Scholz* im Vorworte verheissen wird, muss entweder sehr versteckt liegen, oder sehr unbedeutend seyn; oft geäusserte Wünsche über Strassenbau, Betteley und andere Dinge, die den alltäglichen Reisebeschreibungen so häufig zum Füllwerke dienen müssen, kann man sich immer am ersten gefallen lassen, weil sie doch vielleicht einmal an den rechten Ort kommen können, und zum wenigsten nichts schaden.

Es bleibt uns noch übrig, wenige Worte über den Anhang zu sagen, der sich durch des Vfs. Vorwort und durch die abgesetzten Zeilen, für den Aufmerksamen auch durch den Reim, als Poesie ankündigt. „Es soll eine sinnbildliche Nebelgestalt seyn, wie den Sudetenumwohnern Rübezahl aus hohlem Seelenspiegel erscheint.“ So äussert sich der Vf. über sein Werk; uns ist, wie so Manches im Buche, auch jene Äusserung nicht ganz klar. Wer unbefangen jenes Gedicht selbst liest, wird finden, dass sich der Ton des Ganzen gleich bleibt; daher aus dem ersten und letzten Verse für das Äussere der Poesie — denn die Erzählung selbst ist eitel Chronikenstil — ein ungefähres Urtheil entnommen werden kann. Wir setzen beide her. Der Anfang lautet also:

Die Urzeit — oder waren es die Geten? —
Hiess deutungsvoll Silesens (so) Berge,
Die Riesenberge nämlich die Sudeten,
Nach Kerkonoss dem alten Zwerge,
Die kerkonossischen Riphäen oder Riphen.
Die jüngre Welt schrieb Rüben, später auch
Wohl Riesen und darauf nach Art der Hieroglyphen,
Die oft erwachsen aus dem Sprachgebrauch,
Entstand die Sitte unsre grauen Sylphen
Selbst Rüben allgemach zu nennen.

Wahrhaftig man glaubt eine alte Reimchronik zu lesen. Der Schluss ist dieser:

Gigeber machte viel Reflexionen
(Er liebt sie mehr als wir) und Schlüsse
Wie Bülow übers Futter der Kanonen,
Aus der Erzählung überzeugt, es müsse
Des Himmels Bogen stracks zusammenbrechen,
Das Menschenvolk zu tilgen, wenn die Pfeiler, Sittlichkeit
Und Liebe sinken sollten. Doch wir sprechen
Hierüber wohl bey einer besseren Gelegenheit.

Möchte diese Gelegenheit fern seyn! Der Vf. droht mit einer Fortsetzung seiner Reise; bildet er nicht die eigene Kraft weiter aus, und hält er sich nicht mehr zurück von fremdem für ihn unzulässigem Einfluss: so bitten wir dringend, uns mit ähnlichen Büchern zu verschonen.

L. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Aarau*, b. Sauerländer: *Umriss der Landesbeschreibung des eidgenossischen Freystaats Aargau.* Zweytes Neujahrsblatt für die aargauische Jugend, herausgegeben von der historischen Classe der Gesellschaft für vaterländische Cultur im Aargau. 1815. 39 S. 8. (5 gr.)

Die gleiche Meisterhand, welche die Jugend des Aargaues im vorigen Jahr mit dem „*Umriss der Geschichte*“ des Kantons beschenkte, erfreut sie fürs gegenwärtige mit den Umrissen der Landesbeschreibung, und giebt zugleich damit eine Probe, wie auch solchen, an sich trockenen Gegenständen der Literatur eine anmuthige Seite kann abgewonnen werden. So wünschte Rec. eine Geographie der ganzen Eidgenossenschaft abgefasst; reichhaltig, klar, kurz, wohlgeschrieben. — Nicht minder merkwürdig und mannichfaltig, als die Geschichte dieses Theils des eidgenossischen Bundesstaates, ist auch die Natur desselben, mag man sie als Forscher und Kenner, oder als Maler, oder als Landwirth betrachten. Dem Ersteren öffnen die Gebirge einen Blick in die ältesten Naturereignisse unseres Planeten, dem Zweyten wird nicht leicht ein Erdenfleck (40 Geviertstunden gross) so mannichfache heitere Landschafts-Gemälde darstellen, der Dritte wird wenig fruchtbarere, und besser bebaute Gegenden finden; „und zu all diesem Segen des Himmels gab Gott das Köstlichste noch. Er gab, o Jüngling, dem Volk das Kleinod der Freyheit, welches allein schon g(e)nügt, das ärmste Felsenthal zu einem Eden zu machen.“ Sieben Capitel von achtzehn beschreiben „des Aargaues Grösse und Schönheit,“ „das Gebirg mit seinen Schätzen,“ „die Gewässer des Landes,“ „der Erde Fruchtbarkeit,“ „die Witterung und ihre Einwirkung“ (auffallend ist es, unter 144000 Menschen 361 Taubstumme zu finden, so wie dass in dem reichen Kanton, dessen Regierung für öffentliche Anstalten und Alles, was zum Wohl des Volks dient, so musterhaft sorgt, noch durch kein Institut das traurige Loos dieser unglücklichen Geschöpfe erleichtert wird —), „das Volk und seine Wohnungen“ (75000 reformirter, 67000 katholischer Religion, 1700 Juden — wohnen in 285 Gemeinden, wovon zwölf Städte sind), „die Verfassung des Staats“ (die bewaffnete Macht wird auf 20000 Mann geschätzt, der Geld-Werth der öffentlichen Einkünfte auf eine halbe Million Franken, zu 41 1/4 Kreuzer. In gewöhnlichen Zeiten zahlt kein Aargauer Abgaben). Die eilf letzten Capitel handeln von den einzelnen Bezirken und ihren vornehmsten Merkwürdigkeiten.

H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 1 7.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *C. W. Gilbert*, Prof. d. Physik in Leipzig. Neue Folge. 19 Band. 406 S. 3 Kupf. 20 Band. 450 S. 4 Kupf. 21 Band. 442 S. 6 Kupf. 22 Band. 452 S. 6 Kupf. 23 Band. 446 S. 7 Kupf. 24 Band. 444 S. 3 Kupf. Diese 6 Bände machen die Jahrgänge 1815 und 1816 aus. (Beide Jahrgänge 13 Rthlr.)

[Vgl. Ergänzungsbl. zur Jen. A. L. Z. 1815. No. 53 und 54.]

Wir können die Anzeige des Inhalts dieser Bände der Annalen wohl ohne alle Vorrede anfangen, da die ganze Einrichtung und der Fleiss, den Hr. *Gilbert* ihnen widmet, unverändert geblieben ist. Der Reichthum dieser Jahrgänge an wichtigen und interessanten Aufsätzen wird sich aus dem Folgenden von selbst ergeben; und wenn die Aufzählung des Einzelnen uns zu der Klage Veranlassung giebt, dass nur der geringere Theil hievon deutsches Eigenthum ist, so lässt sich wohl vermuthen, dass diess Schuld der, alle Wissenschaften hindernden Zeitumstände war, und nicht Schuld des Herausgebers, dem gelungene Original-Abhandlungen gewiss noch lieber sind, als die Mittheilung der Schätze des Auslandes. Doch wir gehen zur Darstellung des Inhalts über, und werden dabey vorzüglich dahin streben, auch denen, welche die Physik nicht zu ihrem Hauptstudium machen, die wichtigsten neueren Entdeckungen verständlich mitzutheilen, indem es hoffentlich keinen eigentlichen Physiker in Deutschland geben wird, der nicht längst alles hier Vorkommende gelesen und benutzt hätte.

Von Abhandlungen, die in die *Mechanik* einschlagen, kömmt diessmal wenig vor. *Edgeworths Versuche über Fuhrwerke* (XXI, 322) sind wirklich höchst lehrreich. Die mit Modellen angestellten Versuche zeigen den Nutzen der Stahlfedern sehr deutlich; auch scheint Hr. *E.* mit Recht diesen Nutzen daraus zu erklären, dass bey einer Unebenheit des Weges, das Heben der auf Federn ruhenden Last nicht plötzlich erfolgt. Indem nämlich die Räder plötzlich auf einen hohen Stein gehoben werden, zwingt die auf den Federn ruhende Last, nach dem Gesetze der Trägheit, die Federn, sich herabzubeugen; die Last auf dem Wagen wird also nicht ganz so viel als die Räder gehoben, und die Federn heben die Last nur dann, wenn die Räder schon auf dem plötzlich vorragenden Steine sich befinden. Die zweyte Art von Versuchen, die Hr. *E.* anstellte, indem er wirkliche Fuhrwerke unmittelbar mit einander verglich, sind überaus zweckmässig. Er befestigte die beiden zu vergleichenden Fuhrwerke (z. B. einen Wagen mit Federn und einen übrigens gleichen ohne Federn), an die Enden eines hinreichend langen Seiles; dieses Seil war über ein horizontales, bewegliches Rad geschlagen, das sich hinten an einem bespannten Wagen befand. So wurden jene zu vergleichenden Fuhrwerke beide ganz gleich vermittelst des bespannten Wagens fortgezogen, und das am leichtesten fortgehende gewann nun einen Vorsprung vor dem anderen, indem der grössere Widerstand des schwerer gehenden das Seil mehr anspannte, also mehr nach seiner Seite hinzog. Man konnte also finden, welche vermehrte Belastung das eine Fuhrwerk erlaubte, ehe es so viel Widerstand als das andere leistete. Tabellen, welche die eigenthümlichen Schweren von gegebenen Salzsoolen für verschiedene Temperaturen angeben, sind sehr vollständig berechnet von Hn. *Bischoff* (XXI, 397).

Über die Lehre *vom Schalle* hat Hr. *Benzenberg* einige schöne Bemerkungen von *Olbers* mitgetheilt, welche zeigen, dass *Daltons* Theorie schwerlich die Geschwindigkeit des Schalles zu erklären hinreiche.

Abhandlungen über *chemische Gegenstände* nehmen einen sehr grossen Theil dieser Bände ein. Wir wollen mit denen anfangen, welche die so höchst merkwürdigen Körper, die Chlorine und Jodine, betreffen. Unter diesen ist *Berzelius Vertheidigung der älteren Meinung über die Natur der oxydirten* (oxygenirten) *Salzsäure* (XX, 356) unstreitig vorzüglich merkwürdig. Es ist gewiss wichtig, zu untersuchen, ob die Gründe für die Annahme solcher einfacher Stoffe von ganz ausgezeichneten Eigenschaften, wie es die Chlorine seyn soll, sicher genug sind, und ob nicht die alte Ansicht mit mehr Einfachheit zur Erklärung der Erscheinungen führe. Mit Recht bemerkt Hr. *B.* (was freylich auch sonst schon eingestanden ist), dass der Versuch, wo glühende Kohle das trockene oxydirt salzsauere Gas nicht in gewöhnliches salzsaueres Gas verwandelte, nichts für die Einfachheit des oxydirt

salzsaueren Gas beweise, sondern nur zeige, dass Salzsäure im wasserfreyen Zustande sich nicht darstellen lasse, und dass das Radical der Salzsäure im überoxydirten Zustande den Sauerstoff viel zu fest halte, als dass er von ihm sich trennen sollte, um eine Verbindung mit dem Kohlenstoff einzugehen. Die Versuche, welche *Davy* als vorzügliche Stützen seiner Meinung, dass oxydirt salzsaueres Gas oder Chlorine ein einfacher Körper sey, ansieht, nämlich dass dieses, auf erhitzte Salzbasen einwirkend, verschluckt wurde, und dabey sich Sauerstoff gerade eben so reichlich entwickelte, als Sauerstoff in den Salzbasen vorhanden war, erklärt *B.* aus der Lehre von den festen Mischungsverhältnissen; er behauptet nämlich, der frey werdende Sauerstoff komme aus dem oxydirt salzsaueren Gas (nicht, wie *Davy* glaubt, aus der Salzbasis), und müsse eben so viel betragen, als beym Reduciren der Euchlorine zu oxydirt salzsauerem Gas frey wird, und dieses sey halb so viel, als sich in der wasserfreyen Säure befinden müsste, und eben so viel, als sich in jeder Basis befindet, von welcher die in der oxydirten Salzsäure befindliche Salzsäure gesättigt wird. Hieraus erhellt schon, dass Hr. *B.* folgende Oxydationsstufen des Radicals der Salzsäure annimmt: 1 Theil Radical mit 2 Sauerstoff giebt Salzsäure, mit 3 Theilen Sauerstoff oxydirte Salzsäure, mit 4 Theilen Sauerstoff Euchlorine oder Salzsäure-Überoxyd, dazu kommt nun noch überoxydirte Salzsäure aus 1 Theil Grundlage und 8 Theilen Sauerstoff. Hr. *B.* macht in der Folge darauf aufmerksam, wie viel wahrscheinlicher diese Stufen wären, als die nach *Davy* anzunehmenden Verbindungen der Chlorine mit Sauerstoff, wo nämlich oxydirtes salzsaures Gas oder Chlorine als einfach, Euchlorine als aus 1 Theil Chlorine und 1 Theil Sauerstoff bestehend angegeben wird, und nun die Chlorinesäure (überoxydirte Salzsäure) zu 1 Theil Chlorine 5 Theile Sauerstoff enthalten müsste. Ein anderer Einwurf ist gegen die Behauptung gerichtet, dass Chlorine mit Wasserstoff eine so sehr starke Säure bildet. Hr. *B.* macht aufmerksam darauf, wie diese Säure in allen Erscheinungen und in allen ihren Wirkungen den übrigen, als Sauerstoffsäuren anerkannten Säuren ganz gleiche. Freylich, sagt er, gebe es eine Verbindung von Schwefel mit Wasserstoff, die eine Säure sey, aber diese sowohl als andere Wasserstoffsäuren machten selbst der schwächsten Sauerstoffsäure sogleich Platz; dagegen ist die Chlorine-Wasserstoffsäure, ganz dieser Analogie entgegen, eines der kräftigsten Mittel, um die Sauerstoffsäuren aus ihren Verbindungen zu treiben, selbst auch die, welche stärker als die Chlorine-Sauerstoffsäure sind. Man hat die Jodine als eine starke Bestätigung der neuen Theorie angeführt, aber nach Hn. *B.* kann man diesen Körper als ein Überoxyd, gerade so wie die Chlorine, ansehen, so dass es nur eine minder oxydirte Jodine giebt, welche der Salzsäure analog ist, und eine überoxydirte Jodinesäure, die der Chlorine-Sauerstoffsäure entspricht.

Wir haben hier nur einige der leichter zu übersehenden Betrachtungen ausheben können; die Abhandlung enthält aber über eine Menge anderer Erscheinungen, vorzüglich über die Ursachen der Explosionen, sehr scharfsinnige Bemerkungen, die allemal überaus lehrreich sind, selbst für den, der in die Anerkennung der Vorzüge der älteren Theorie etwa nicht einstimmt.

Die entgegengesetzte Ansicht liegt bey *Gay-Lussac's* Untersuchungen (XIX, 1. 211. 315) zum Grunde. Chlorine und Jodine treten hier mit dem Sauerstoff in eine Classe, und selbst Schwefel und Stickstoff gehören in dieselbe Classe der säurebildenden Körper. Der Werth dieser Untersuchungen, welche die Jodine und Chlorine in mannichfaltigen Verbindungen und Verhältnissen betreffen, sind von beiden Parteyen anerkannt; aber es scheint uns unmöglich, hier eine genügende Übersicht davon zu geben. *Strohmeyer* hat (XIX, 146) in der Stärke ein höchst empfindliches Reagens für Jodine aufgefunden. *Vauquelin's* umständliche Untersuchungen über die Verbindungen der Chlorinesäure sind hier (XXII, 295) mitgetheilt. Graf *Stadion* in Wien schliesst aus seinen Versuchen (XXII, 197), dass Chlorine 4 Verbindungen mit Sauerstoffe eingehe. Mit 1 Theil Sauerstoff giebt sie Euchlorine; mit 3 giebt sie eine bisher unbekannte, vom Gr. *St.* dargestellte gasförmige Verbindung; mit 5 Theilen bildet sie die Chlorinesäure; mit 7 Theilen giebt sie eine bisher unbekannte überoxygenirte Chlorinesäure, die Gr. *St.* gleichfalls zuerst dargestellt hat. Die zweyte dieser Verbindungen ist die von *Gay-Lussac* und *Gilbert* vermuthete, aber von Hn. Gr. *Stadion* zuerst dargestellte chlorinige Säure, die aus 1 Raumtheil Chlorine und $1\frac{1}{2}$ Raumtheil Sauerstoff besteht, welches, nach Gewichttheilen berechnet, gerade dreymal soviel Sauerstoff auf 100 Gewichttheile Chlorine giebt, als sich in der Euchlorine finden. Der Vf. theilt hier vollständig seine Versuche über die beiden neuen Körper, die zweyte und vierte Verbindung nämlich, mit. Der erste ist ein gelbes Gas, das fast keine Eigenschaften einer Säure besitzt, obgleich die Chlorine hier schon mit einer erheblichen Menge Sauerstoff verbunden ist. Die Salzsäure also, die nach der alten Theorie hier immer mehr und mehr Sauerstoff aufgenommen hat, verliert in diesen Verbindungen ihre Eigenschaften als Säure; und zeigt sich erst abermals als Säure, wenn sie durch eine neue Vermehrung des Sauerstoffs in den Zustand der Chlorinesäure übergeht. Das scheint doch in den Ausdrücken der alten Theorie nicht gerade sehr wahrscheinlich zu klingen. In die Reihe der festen Mischungsverhältnisse würden übrigens diese neuen Körper sich wohl auch fügen, wenn man *Berzelius* Ansicht folgte.

Gay-Lussac's Untersuchungen über die *Blausäure* (XXIII, 1. 138) ergeben, dass man auch diese Säure zu den Wasserstoffsäuren zählen dürfe. Sie enthält, wie mehrfache Versuche darzuthun scheinen, keinen Sauerstoff, sondern ist, nach Raumtheilen gerechnet, aus 1 Theil Kohlenstoff, $\frac{1}{2}$ Theil Stickstoff und $\frac{1}{2}$ Theil Wasserstoff zusammengesetzt. Die Blausäure (oder nach diesen Versuchen jetzt Blaustoff-Wasserstoffsäure) hat den Blaustoff, ein Gas, das aus Wasserstoff und

Stickstoff zusammengesetzt ist, zum Radical; dieses Radical ist entzündlich; ist 1,8 Mal so schwer als die atmosphärische Luft; detonirt, wenn man es, mit Sauerstoffgas verbunden, entzündet; röthet die Lackmustinctur; wird zersetzt durch die Einwirkung des Eisens in einer Hitze, welche der des Weissglühens nahe kömmt; verbindet sich mit einigen Metallen und mit Alkalien u. s. w. Nach Hn. *G-L.* hat die Blausäure mit der Chlorine-Wasserstoffsäure und der Jodine-Wasserstoffsäure die Ähnlichkeit, dass sie die Hälfte ihres Raumes an Wasserstoffgas in sich enthält, dass sie, mit dem Kalium vereinigt, Verbindungen giebt, die dem Chlorinekalium und Jodinekalium ganz analog sind. In einer hohen Temperatur zersetzt sich die Blausäure (Blaustoff-Wasserstoffsäure) auf ähnliche Art, wie die Schwefel-Wasserstoffsäure, indem man hier Blaustoffgas und Wasserstoffgas nebst etwas Stickgas und Kohle als Resultate des zum Theil zerlegten Blaustoffes erhält, sowie man bey der Schwefel-Wasserstoffsäure Schwefel und Wasserstoffgas bekömmt. — Unter den Verbindungen, die der Blaustoff eingeht, ist die Chlorine-Blaustoffsäure eine der merkwürdigsten. Doch es ist nicht möglich, die Untersuchungen alle auch nur anzudeuten, die sich in dieser Abhandlung finden.

Auch Hr. *Porret* hat (XXIII, 184) Versuche über *Blausäure* angestellt, und eine neue Säure daraus dargestellt; aber seine Resultate sind weniger klar und belehrend. Hr. *Gilbert* hat sich bemüht, durch Berechnung der Versuche das, was Hr. *Porret* gefunden hatte, mehr aufzuhellen; aber es fehlte den Versuchen des Letzteren zu sehr die nöthige Genauigkeit in Angaben von Mass und Gewicht, so dass auch Hn. *Gilberts* mit aller Sorgfalt angestellte Arbeit nicht ihren Zweck erreicht hat.

Berzelius sehr ausführliche Untersuchungen über die *Phosphorsäure* (XXIII, 393 und XXIV, 31) betreffen vorzüglich eine Abweichung von der Regel der bestimmten und einfachen Mischungsverhältnisse, die hier Statt zu finden scheint. Diese Schwierigkeit würde sich heben, wenn man beweisen könnte, dass der Phosphor etwas Sauerstoff enthielte.

Davy's Versuche über das *Verbrennen des Diamanten* (XX, 1) lassen doch noch immer unentschieden, worauf eigentlich die grosse Verschiedenheit zwischen Diamant und Kohle beruhe.

Um Raum für andere Gegenstände zu behalten, müssen wir uns begnügen, von den übrigen chemischen Abhandlungen nur die Titel anzuführen. *Karsten* über die verschiedenen Zustände des Eisens (XXII, 428). *Hausmann* und *Strohmeyer* über ein neues Erz aus Sibirien, — Silber-Kupferglanz (XXIV, 111); von eben denselben (XXIV 103) ein Beweis, dass die meteorischen Eisenmassen einen constanten Gehalt an Nickel (10 bis 11 Procent) enthalten; von ebendenselben über den Allophan (XXIV, 190) ein, Mineral, das man irrig mit dem Hyalith hat zusammenordnen wollen. *Strohmeyer* über den Arragonit und Strontian (XXIV, 259, 246 und XXI, 103). *Senff* über das Entstehen von Glaubersalz aus Salzsoolen bey Frostkälte (XXIV, 176). *Saussure* Darlegung von Beweisen, dass der Zucker aus Stärke durch eine Figirung des Wassers entstehe, oder eine Verbindung von Stärke mit Wasser in fester Gestalt sey; die Schwefelsäure scheint hiebey bloss als ein Mittel zu wirken, das diese Verbindung erleichtert, ohne selbst in die Mischung einzugehen (XIX, 129). *Davy* über die Malerfarben der Alten (XXII, 1). *Meineke* über das specifische Gewicht der Gasarten nach stöchiometrischen Berechnungen (XXIV, 159).

Die Lehre von der *Elektricität* hat in diesen Jahrgängen durch die mit der trockenen Säule angestellten Versuche einen sehr merkwürdigen Fortschritt gemacht. Wir werden das Wichtigste von dem, was die Annalen darüber enthalten, hier zusammenstellen. Die trockene elektrische Säule besteht, sowie die gewöhnliche nasse, aus zwey Metallen, die bey ihrer Berührung entgegengesetzte Elektricitäten zeigen, aber statt des feuchten Zwischenkörpers wird ein trockener angewandt. Die Erscheinungen, welche die *trockene Säule* darbietet, hat *v. Bohnenberger* (XXIII, 346) sehr gut dargestellt. Hr. *v. B.* bediente sich des unächten Gold- und Silber-Papiers, 2000 zusammengeleimte Doppelscheiben bildeten die Säule. Ihre entgegengesetzten Pole zeigten am Elektrometer gleich starke entgegengesetzte Elektricitäten, und diese elektrische Spannung fand sich der Anzahl der Plattenpaare proportional, nahm aber mit der Grösse der Platten nicht zu. Säulen aus grösseren Platten erreichen aber schneller den höchsten Grad der Spannung, und man findet es überhaupt als einen, die trockenen Säulen auszeichnenden Umstand bestätigt, dass sie erst nach und nach, nicht wie die nassen Säulen in einem Augenblicke, den höchsten Grad der Spannung erreichen. Grossplattige trockene Säulen bringen auch chemische Wirkungen hervor, die bey geringerer Grösse der Platten vermuthlich nur deshalb nicht eintreten, weil die Säule sich zu langsam ladet. (Ein Umstand, gegen welchen andere Physiker Zweifel erhoben haben.) Säulen, die nicht in Glasröhren eingeschlossen waren, zeigten Hn. *v. B.* bey jeder Witterung einerley Divergenz der Elektrometer; diejenigen dagegen, welche er in Glasröhren eingeschlossen hatte, zeigten manche Unregelmässigkeiten. Nach Hn. *v. B's.* Meinung ist doch ein geringer Grad von Feuchtigkeit des Zwischenkörpers erfoderlich, um die Säule wirksam zu machen: denn eine Säule aus gewalztem Zink und Kupfer mit dazwischen gelegtem Seidenpapier zeigte bey anhaltender sehr starker (bis auf 80° R. gehender) Erwärmung keine Wirkung, welches indess vielleicht daher rührte, dass der Zwischenkörper dann leitend wird. Die trockene Säule giebt Funken. Oxydirung der Metallflächen konnte Hr. *v. B.* nicht bemerken.

De Luc, der schon früher auf die trockene Säule gekommen war, glaubte (XIX, 100) in ihr ein Mittel zu Erforschung des elektrischen Zustandes der Atmosphäre zu finden; aber sowohl *Bohnenbergers* schon angeführte Bemerkung, als *Schüblers* Versuche (XIX,

123) lassen kaum hoffen, dass diese Vermuthung sich bestätigen werde.

Hr. *von Jäger* in Stuttgardt betrachtet (XIX, 47 und XXII, 81) diese Säule ganz wie ein System von Condensatoren. Er überzog die auf einander passenden und an einander abgeschliffenen Zink- und Kupfer-Scheiben jede an einer Seite mit Lackfirniss, und legte sie nun so auf einander, dass die Schichtung Zink, Kupfer, Firniss, Zink u. s. w. sich mit Zink endigte. Jedes Plattenpaar; eine Zinkplatte nämlich mit einer Kupferplatte, war mit Firniss zusammengeklebt, und bildete so einen Condensator; solcher Condensatoren wurden 12 über einander, und der untere mit der Kupferseite auf eine mit Ableitung versehene Zinkplatte gelegt; und nun zeigte sich, wenn man die oberste, also dreyzehnte Zinkplatte mit dem kupfernen Collector eines gewöhnlichen Condensators in Berührung brachte, eine 13 mal so grosse Spannung, als bey der Berührung einer einzelnen mit Ableitung versehenen Zinkplatte. Eine Säule aus Schaumsilber, Schaumgold und Glas zeigte eben die Wirkungsart. Nach Hn. *v. J's.* Ansicht lässt sich nun die ganze Erscheinung auf die bekannten Gesetze der elektrischen Atmosphären zurückführen, wenn man nur die erste Ursache der elektromotorischen Erscheinungen, das Freywerden von + E und — E bey der Berührung der Zink- und Kupfer-Platten zugesteht. Bringt man das negative Endmetall mit dem Boden in Verbindung, und ist nun, bey der Berührung des nächstfolgenden positiven Metalls, an diesen + E frey geworden: so ruft dieses + E an der anderen Seite der Harzschichte oder Firnissschichte, nach den Gesetzen der elektrischen Atmosphären, ein — E hervor, und es würde nun, schon wegen dieser Einwirkung, dem zweyten positiven Metalle ein gleich grosses + E mitgetheilt werden, wenn auch keine neue elektromotorische Wirkung Statt fände; vermöge dieser aber erhält die zweyte positive Platte, weil sie die anliegende negative berührt, ein zweytes eben so grosses + E, und auf ähnliche Weise vervielfacht sich die Spannung bey jedem Plattenpaare. Der Vf. sucht durch Versuche, die uns sehr scharfsinnig erklärt scheinen, diese Ansicht zu rechtfertigen. Er glaubt nun, in den nassen Säulen verhalte sich im Wesentlichen alles eben so, nur möge wohl da der nasse Zwischenkörper das Latentwerden der entgegengesetzten Elektricitäten in seinem Inneren durch chemische Veränderungen bewirken, statt dass bey den trockenen Zwischenkörpern sich jeder dieser Zwischenkörper in zwey Zonen spaltet, in welchen sich die entgegengesetzten Elektricitäten der an beiden Seiten anliegenden Elektromotore anhäufen, in der Mitte aber sich gegenseitig neutralisiren. (Diese letztere Ansicht von dem, was in dem Zwischenkörper vorgeht, hat uns nicht ganz einleuchten wollen, und die gewöhnliche Erklärung der Vertheilungsphänomene scheint uns einfacher; denn den letzten Grund der Erscheinung giebt doch, soviel wir einsehen, auch Hn. *v. J's.* Erklärung nicht an.) Gegen diese Theorie hat Hr. *Pfaff* in Kiel (XXII, 108) Einwürfe mitgetheilt, deren vollständige Entwickelung wir hoffentlich bald erwarten dürfen, da sie hier nur ganz kurz angedeutet sind. Er bemerkt, dass die grössere Dicke der relativ-isolirenden Zwischenkörper die Spannung in der Säule nicht merklich vermindere, welches nach Hn. *v. J's.* Theorie der Fall seyn müsse, indem an der entgegengesetzten Seite der Harzscheibe nur dann durch Vertheilung ein — E dem an der anderen Seite erregten + E *gleich* entstehe, wenn die Harzscheibe sehr dünn ist.

Childerns Versuche mit einer *voltaischen Batterie* von sehr grossen Platten (XXII, 353). Die Zink- und Kupfer-Platten dieser Batterie sind 6 Fuss lang und 2⅔ Fuss breit. Diese Batterie brachte ein Platinstäbchen von ⅙ Zoll ins Gevierte und 2¼ Zoll Länge zum Glühen und endlich zum Schmelzen. Eisen, mit Diamantstaub bedeckt und durch diese Batterie zum Glühen gebracht, ward in Stahl verwandelt. *Brande's* Versuche über die ungleiche Erwärmung entgegengesetzt elektrisirter Oberflächen, zwischen denen eine Flamme sich befindet (XXII, 372), führten ihn zu der Vermuthung, dass es hiebey auf die Natur der Körper ankomme, deren Flamme die Erwärmung hervorbringt. Da Hr. Prof. *Ermann* in einer diesem Aufsatze beygefügten Anmerkung uns Versuche über diesen Gegenstand verspricht, und vermuthlich zugleich *Childerns* Äusserungen über seine Versuche mit unipolaren Leitern berichtigen (hoffentlich auch andere gegen ihn gemachte Einwürfe bey dieser Gelegenheit prüfen) wird: so wollen wir eine nähere Darlegung von diesen Versuchen hier nicht mittheilen.

Webers Doppel-Elektrophor (XXI, 198) ist eine Glasplatte oder Harzplatte, die, auf einem Tische liegend, an einer Seite elektrisirt wird; aufgehoben und umgewandt zeigt dann die andere Seite die entgegengesetzte Elektricität. Der Elektrophordeckel zeigt nun, auf einer Seite angewandt, so gut als auf der anderen die bekannten Phänomene.

Bodde's Bemerkungen über *Blitz-Ableiter* (XXI, 80) können auch wir nicht unseren Beyfall schenken; sondern müssen den Widerlegungen *Gilberts* unsere volle Beystimmung geben.

Die Lehre von der *Wärme* ist mit keinen neuen theoretischen Entdeckungen bereichert; die gesammelten Nachrichten von Dampfschiffen (XXIII, 63) gewähren aber eine sehr unterhaltende Lectüre. Belehrender noch sind die Nachrichten (XXIV, 147) von dem *wolf*schen Dampfkessel; wir hätten aber wohl gewünscht, hier noch etwas nähere Nachrichten über die gesteigerte Kraft der Dampfmaschinen, mit Hülfe dieser neuen Einrichtungen, zu finden, wozu die englischen Journale manchen Stoff liefern.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *C. W. Gilbert* u. s. w. 19 — 24 Band.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vom Lichte. Wir wollen mit den der mathematischen Optik angehörenden Abhandlungen anfangen. *Van Capelle* über Archimedes Brennspiegel (XXIII, 242), macht es wahrscheinlich, dass Archimedes wohl einen Versuch mit Brennspiegeln gegen die römische Flotte möge gemacht haben; wie grossen Schaden er ihr zugefügt, bleibe aber, in Ermangelung sicherer, gleichzeitiger Nachrichten, ungewiss. — *Venturi* über einige Erscheinungen beym Regenbogen (XXII, 385), ist aus dessen grösserem optischem Werke entlehnt. *Lüdicke* in Meissen über die Gestalt des Sonnenbildes, wenn man den Sonnenstrahl durch eckige Öffnungen einfallen lässt (XXII, 416), enthält Berechnungen und Versuche über die Entfernung, in welcher das Sonnenbild rund erscheint, wenn der Strahl durch kleine eckige Öffnungen einfällt. — *Ware* über Kurzsichtigkeit und Fernsichtigkeit (XXIV, 253). Wir wollen hier nur die Bemerkung ausheben, dass junge Leute sehr oft durch eine geringe Anlage zur Kurzsichtigkeit sich zum Gebrauch der Lorgnetten verleiten lassen, und sich dadurch in hohem Grade kurzsichtig machen, statt dass sie wahrscheinlich ihrem Auge durch einige Anstrengung das Vermögen, gut in die Ferne zu sehen, wieder hätten erwerben können. Der Vf. theilt übrigens einzelne Beobachtungen über die vermutheten Ursachen von Kurzsichtigkeit und Fernsichtigkeit mit. *Skinners* Vorschlag, sich bey fehlerhaftem Sehen dünner durchlöcherter Metallplatten zu bedienen (XXIV, 300). Er hatte für sich und Andere in diesem Sehen durch sehr kleine Öffnungen ein gutes Hülfsmittel gefunden. Für die Lehre vom Auge ist auch merkwürdig *Cramptons* Entdeckung eines Organs, durch welches im Auge der Vögel die Hornhaut niedergedrückt, also die Convexität vermindert, und dadurch das Auge zum Deutlichsehen in verschiedenen Entfernungen geschickt gemacht wird. Er fand dieses Organ im Auge des Adlers und Strausses. *Pistors* Bemerkungen über Planspiegel (XIX, 161), und *Wollastons* Mittel, äusserst feine Platindräthe zu erhalten, die in Fernröhren vorzüglich brauchbar sind (XXII, 284), und *Prony's* Bemerkungen über diese Dräthe (die immer sehr brauchbar bleiben, wenn auch ihre Feinheit von *Wollaston* nicht ganz richtig berechnet ist), (XXII, 329), sind sehr lesenswerth.

Parrots drey optische Abhandlungen (XXI, 245) betreffen zum Theil einige nähere Erörterungen über seine Theorie der Beugung des Lichts und seine Theorie der Farbenringe. Er sucht hier einigen Einwürfen zu begegnen, die ihm von Hn. *Brandes* gemacht waren. Hr. *B.* hat dieser Erklärung gegenseitig Bemerkungen entgegengesetzt. Wir können uns hier in diesen Gegenstand nicht einlassen. Zu S. 297 aber müssen wir Hn. *P.* nur die Frage vorlegen, ob denn Niemand je der Sonnenstäubchen erwähnt hat, die uns den ganzen Raum sichtbar machen, welchen ein in das finstere Zimmer einfallender Lichtstrahl durchläuft; und ob nicht die Erscheinung bey Wasser und Glas ganz dieselbe ist, da auch diese Körper eben so wenig als die reinste Luft von fremden Theilchen im strengsten Sinne ganz frey sind. Nach unserer Ansicht ist es viel natürlicher, auf die hiedurch angedeutete Weise die Erscheinung zu erklären, als durch *Parrots* Affinität der ersten Art. Über einen anderen, höchst unbegreiflichen Satz, der S. 300 vorkömmt, wollen wir hier nichts sagen, da wir überzeugt sind, dass Hr. *P.* selbst auf diese auffallenden Schlüsse kein gar grosses Gewicht legen kann.

Die Versuche gegen *Goethe* (XIX, 393) sind überaus schwach, und hätten lieber ganz wegbleiben mögen.

Von *Brewsters* zahlreichen *optischen* Untersuchungen sind im 20 Bande mehrere mitgetheilt. Zuerst eine neue Vorrichtung, um die Brechungskraft verschiedener Körper zu untersuchen. Hr. *Br.* liess ein zusammengesetztes Mikroskop so einrichten, dass an der Stelle des Objectivs ein Planglas mit genau parallelen Flächen befestigt war, und hievor eine biconvexe Linse von gleichen Halbmessern beider Flächen konnte geschraubt werden. Der Raum zwischen diesen beiden letzten Gläsern gab eine plan-concave Linse, die man durch näheres Anschrauben des convexen Glases willkührlich immer dünner machen konnte. In diesen planconcaven Raum ward der weiche oder flüssige Körper gebracht, dessen Brechungskraft man messen wollte, und Hr. *Br.* fand, dass bey der geringen Dicke, die er hier durch näheres Anschrauben des Glases den

Körpern geben konnte, selbst Körper, die man für undurchsichtig hielt, z. B. Kautschuk, die Lichtstrahlen regelmäsig durchliessen. Diese planconcave Linse vergrössert durch ihre Brechung die Brennweite der convexen Linse, und man musste daher, weil sich im Mikroskop keine Veränderung mit der Stellung der Gläser vornehmen liess, die Lage des Objects verändern, um dieses deutlich zu erkennen. Die genau abgemessene Entfernung des Objectes gab dann durch gehörige Berechnung die Brechungskraft der verschiedenen Körper. Auch für harte durchsichtige Körper fand Hr. *Br.* Mittel, das Brechungsvermögen zu bestimmen. Er fand, dass man mit völliger Deutlichkeit durch einen unregelmässigen, in einem Fluido liegenden, durchsichtigen Körper hindurchsieht, wenn der flüssige und feste Körper genau einerley Brechungskraft haben. Er brachte daher ein Stückchen des zu untersuchenden Körpers in den planconcaven Raum seiner Linse, und wählte nun zu Füllung dieses Raumes einen flüssigen Körper, der genau gleiche Entfernungen des Objectes gab, er mochte allein gebraucht werden, oder jenes Theilchen des festen Körpers in sich enthalten. An dieser Gleichheit erkannte er, dass des festen und flüssigen Körpers Brechungskraft genau gleich sey. Der Vf. theilt nun ein langes Verzeichniss von Körpern mit, deren Brechungskraft er bestimmt hat. Schwefel und Phosphor brechen das Licht sehr stark, Diamant noch stärker; aber chromiumsaures Bley ist derjenige Körper, welcher die grösste brechende Kraft besitzt, die grösste doppelte Strahlenbrechung zeigt, und das Licht am meisten zerstreut.

Hr. *Brewster* hat auch für die Vergleichung der Zerstreuungskraft verschiedener Körper eine passende Vorrichtung erfunden, die auf der veränderlichen Stellung zweyer Prismen gegen einander beruht, deren eines aus dem zu prüfenden Körper, das andere aus einem Körper von bekannter Zerstreuungskraft besteht. Wir dürfen hiebey und bey den von Hn. *Br.* vorgeschlagenen Einrichtungen von Vergrösserungsgläsern u. dgl. nicht länger verweilen.

Die zur *physischen Geographie* gehörenden Abhandlungen haben grossen Theils auch für Leser, die nicht Physiker sind, ein grosses Interesse. Ihnen können wir besonders *Hookers* Beschreibung des Geysers in Island (XIX, 193), die kurzen Nachrichten von der Eisgrotte zu Fondeurle (XIX, 305), und die sehr merkwürdigen Bemerkungen über die ungesunden Gegenden im mittleren Italien (XXIV, 56) empfehlen.

Auch *Cuviers* geognostische Betrachtungen (XXII, 117) sind nicht bloss für den Gelehrten geschrieben. Er zeigt darin unter anderen, in welcher Zeitfolge ungefähr die von ihm untersuchten Thierarten, deren fossile Knochen wir jetzt nur noch finden, gelebt haben, dass die Knochen der Eyer legenden vierfüssigen Thiere sich in den ältesten Schichten der Erde finden, dass die ganz ausgestorbenen Thiergattungen gleichfalls in sehr alten Erdschichten vorkommen, und dass die in den neueren Schichten gelagerten Knochen einer Thierwelt angehören, welche bey weitem mehr unserer jetzigen ähnlich war. Als Anhang zu dieser Abhandlung theilt der Herausgeber die Meinung mehrerer Naturforscher über die Bildung der Thäler mit, und diese, einander widerstreitenden, Meinungen haben Hn. *Escher* in Zürich bewogen, (XXIII, 121) mehrere sehr lehrreiche Betrachtungen über die Thäler und ihre Verschiedenheiten bekannt zu machen. Er bemerkt, dass eine grosse Menge von Thälern so mit der Schichtenlagerung der angrenzenden Berge übereinstimmen, dass man ihre Bildung mit der Bildung der Gebirgsketten als gleichzeitig ansehen müsse; andere dagegen könne man mit grosser Sicherheit als später durchgerissen betrachten u. s. w. Die Wünsche, welche Hr. *E.* hiebey äussert, dass man recht sorgfältige Beobachtungen und Beschreibungen der Gebirge sammele, ehe man sich zu unreifen Hypothesen über die Formation der Berge und Thäler hinreissen lässt, verdienen von Allen beherzigt zu werden.

Aus *Blessons* Untersuchungen über die Gegend bey Wartha in Schlesien (XXII, 241) können wir hier nichts ausheben, da die Beschreibungen des Locals sich hier nicht mittheilen lassen.

Von Gegenständen der *Meteorologie* handeln folgende Aufsätze. *Saussure* über den ungleichen Gehalt der atmosphärischen Luft an Kohlensäure (XXIV, 217). Unsere Mittel, um die Quantität von Kohlensäure in der Luft anzugeben, geben mehr Genauigkeit, als die Abmessungen des Sauerstoffgehaltes, gleichwohl dürfen wir schliessen, dass Änderungen in der Quantität der Kohlensäure auch mit Änderungen in der Quantität des Sauerstoffgas begleitet sind, die nur unseren Beobachtungen sich entziehen. Nach *S's.* Versuchen enthält die Luft im Sommer mehr kohlensaures Gas als im Winter, und es ist daraus zu schliessen, dass im Winter der Gehalt an Sauerstoffgas etwas grösser seyn müsse. Diesen Bemerkungen hat Hr. *Gay-Lussac* Zweifel entgegengesetzt, die sich indess nicht auf Versuche stützen; — er glaubt, eine so erhebliche Bildung von Kohlensäure lasse sich durch keine der uns bekannten Erscheinungen erklären.

Howards Naturgeschichte der *Wolken* (XXI, 1, 66, 73) enthält im Einzelnen so viele bemerkenswerthe Beobachtungen und so viele, grösstentheils überaus treffende, Schilderungen der Erscheinungen, welche sie darbieten, dass wir uns nicht im Stande fühlen, aus diesem Reichthume in der Kürze etwas auszuheben, das einen richtigen Begriff von dem Ganzen gäbe. Die Theorieen der Wolkenbildung, welche er uns giebt, möchten indess wohl noch manche Berichtigung erfodern, die freylich für jetzt sich noch nicht mit Sicherheit begründen lässt. Berücksichtigung bey unseren theoretischen Vermuthungen über die Ursachen der Entstehung von Wolken und Regen verdienen unstreitig auch Betrachtungen der Art, wie *Giese* sie (XX, 114) anstellt. Denn obgleich diese Ideen auf unerwiesenen Sätzen beruhen: so dürfen wir doch auch nie vergessen, dass unsere Experimente allzu

sehr im Kleinen angestellt werden, um uns ganz entscheidend über das zu belehren, was in dem grossen atmosphärischen Laboratorio vorgeht. — Die Bemerkungen über Blitz und Donner von *Helwig* (XXI, 117) enthalten viele merkwürdige Beobachtungen. Der Vf. vergleicht mehrere beym Blitze vorkommende Erscheinungen mit denen, die man beym Feuern mit Geschütz bemerkt. Wenn man mit blossem Pulver aus Kanonen schiesst: so reisst der Druck der Luft, selbst in Entfernungen, die weit über die Länge des sichtbaren Feuerstrahls hinausliegen, Breterwände um, und alle Umstände zeigen, dass eine sehr starke Verdichtung der Luft hier vorgeht. Dieser verdichteten Luft schreibt Hr. *H.* das Abprallen des Blitzes in der Luft oder den zickzackförmigen Lauf desselben zu, indem er annimmt, dass, bey einer allzu grossen Verdichtung der vor dem Blitzstrahle her gedrängten Luft, diese ihn nöthigt, seine Richtung zu ändern. Er beschreibt eine sehr brauchbare Methode, um die Blitzstrahlen in ihrem ganzen Laufe zu beobachten, und mit hinreichender Genauigkeit die Länge des Strahls und die Winkel, unter welchen er bey den einzelnen Absprüngen seine Richtung ändert, zu bestimmen. Diese Beobachtungen, wozu der Vf. sich einer *camera clara* und der Tertienuhr bediente, verdienten wohl wiederholt, und, nach seinem Vorschlage, correspondirend von zwey Beobachtern in erheblichen Entfernungen von einander angestellt zu werden. Diese Beobachtungen gaben folgende Resultate: der Absprungswinkel des Blitzes ist meistens zwischen 30 und 40 Graden (grössere Winkel kommen zwar vor, aber Hr. *H.* sieht sie mit Recht als zum Theil durch perspectivische Täuschung bewirkt an); die Geschwindigkeit des Blitzes beträgt ungefähr 40,000 bis 50,000 Fuss in einer Secunde; der Blitz durchläuft selten 600 bis 700 Fuss in gerader Linie oder ohne einen Absprung zu machen; der Blitz scheint nie mehr als 5 Absprünge zu machen, und der letzte Strahl, in welchem der Blitz erlöscht, schien immer schon matter als die vorigen. Was Hr. *H.* über die Entstehung des Donners sagt, verdient näher untersucht zu werden, obgleich nicht alles Einzelne uns als völlig überzeugend erscheint. Merkwürdig ist die Beobachtung, dass die Wiederholungen des Donners bey einem einzelnen Gewitterschlage eben so zahlreich sind, als die Absprünge des Blitzes. — Was Hr. *H.* über den Grund des Einschlagens in niedrigere Gebäude neben höheren sagt, hat uns nicht befriedigt.

Die Feuerkugel, welche Hr. *Wiese* (XXII, 232) beobachtete, ist an mehreren Orten gesehen worden; es wäre sehr angenehm, wenn die zerstreuten Beobachtungen solcher Erscheinungen in den Annalen der Physik zusammengestellt würden.

Nachrichten von älteren und neueren Meteorsteinen finden sich im 19, 20 und 23 Bande.

Von anderen Abhandlungen vermischten Inhalts wollen wir nur kurz folgende erwähnen:

Vieth's Versuch, Gestalten organischer Naturkörper geometrisch zu construiren (XXIII, 225). Recht hübsche geometrische Betrachtungen über krumme Linien. *Zenneck* über die Verhältnisse der 5 Classen der äusseren sinnlichen Erscheinungen zu einander (XXI, 149).

Schübler über die physikalischen Eigenschaften der Acker-Erden (XXI, 229), theilt das Resultat von Versuchen mit, über die Quantität Wasser, welche jede Erdart in sich aufnimmt; über die Verdünstung der den verschiedenen Erdarten mitgetheilten Feuchtigkeit; über ihr Vermögen, Feuchtigkeit aus der Luft einzusaugen; über ihr Vermögen, Sauerstoff aus der Luft aufzunehmen, u. s. w. Hr. *Sch.* verspricht seine Versuche fortzusetzen, und wird sich dadurch um so mehr ein Verdienst erwerben, da Versuche über diese Gegenstände, ihrer Wichtigkeit ungeachtet, noch viel zu selten mit Genauigkeit angestellt sind.

Hanharts ganz der Botanik angehörige Bemerkungen über *Linné's* System (XXIII, 291), scheinen uns nicht in die Annalen der Physik zu gehören. Auch *Brande's* Beobachtungen der Wirkungen von Magnesia gegen Blasensteine (XX, 178) erwartet man wohl nicht in diesen Annalen zu finden.

i. e. e.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG und ELBERFELD, b. Büschler: *Ländliche Stunden aus Agathens Leben.* Herausgegeben von *Friedrich Ehrenberg*, königl. preuss. Hof- und Dom-Prediger in Berlin. 1815. 135 S. 8. (broschirt 10 gr.)

Der schon durch mehrere geistreiche und geschmackvolle Schriften bekannte Vf. bleibt auch in diesen *ländlichen Stunden*, die aus den *Bildern des Lebens* einzeln abgedruckt sind, seiner Manier getreu. Obgleich er in seinen *Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte* (Elberfeld, bey Büschler, 1804) mit Recht fürchtet, dass die hohen Gesichtspuncte, die er darin aufstellt, nur von wenigen Frauenzimmern gefasst werden dürften, weil es deren selbst unter den Gebildeten sehr viele gäbe, deren ganze Weisheit aus Romanen und Schauspielen geschöpft sey, oder höchstens in einigen nachgesprochenen, schimmernden Sätzen bestehe: so legt er doch, was er hier giebt, einer edlen, weiblichen Seele in den Mund, und lässt diese sich aussprechen über wichtige Gegenstände der ächten Lebensweisheit. *Ländliche Stunden* nennt er seine Schrift vermuthlich darum, weil die darin angestellten Betrachtungen an ländliche Umgebungen geknüpft sind, und davon ausgehen. Als Kunstproduct möchte an ihr vielleicht Manches auszustellen seyn. Denn wenn man auch nichts Neues in Ansehung des Stoffes erwarten darf: so verlangt man doch mit Recht, dass die Einkleidung neu und überraschend, und der Ton des Ganzen gehalten sey. Aber man vernimmt meistens nur Hn. *Ehrenberg*, und nicht *Agathe*, deren Gedanken und Gefühle, wie sie sie zu geben vermag, man

doch zu erwarten berechtigt ist. So wahr und schön gesagt es auch ist, was der Vf. unter der Rubrik: *Schwermuth* No. 17 S. 81 sagt: „Dieses Wanken und Träumen ist wahrlich nicht vernünftige Weise zu leben; nicht etwas Heilsames, etwas Höchstverderbliches ist es. Man geräth immer weiter in das Wanken und Träumen, in den geistigen Müssiggang, in die geistige Schwärmerey hinein, man wird immer mehr von der Thätigkeit abgezogen, die unsere nächste Bestimmung ist, verliert immer mehr den rechten Sinn, die rechte Gemüthsfassung zur Thätigkeit, — immer mehr die Liebe und die Freude aus dem Herzen, wird immer mehr den Menschen und dem Leben entfremdet:" so wird doch auch das gebildeteste Frauenzimmer sich schwerlich so äussern. Doch hievon abgesehen, wird man das Ganze mit Liebe und Rührung lesen; man trifft durchaus nicht auf überspannte Gefühle, wie sie der Vf. in früheren Schriften wohl begünstigt haben soll, und der Ausdruck ist edel und stellenweise schön; nur fehlt ihm meistens das wahrhaft Erhebende, das die Gemüther ergreift und begeistert. — m —

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Würzburg*, b. Nitribitt u. in Commiss. b. Riegel u. Wiesner in Nürnberg: *Dissertatio anatomica de helice pomatia et aliquibus aliis huic affinibis animalibus e classe moluscorum gasteropodon*, Auctore *Wilhelm. Wohnlich*, M. et Ch. D. Carlsruhano. Cum Tabula aenea. 1815. 46 S. 4.

Inauguraldissertationen, wie die gegenwärtige, haben gerechte Ansprüche auf eine Stelle in der Literatur, deren Gebiet sie thätig erweitern helfen, und auf die ihrem Werth entsprechende öffentliche Anerkennung der Kritik. Was in der Anatomie der nackten Land- und Wasser-Schnecken der süssen Wasser früher von *Swammerdamm*, *Redi*, *Lister* und wenigen Anderen geleistet, und von Späteren diesen nachgeschrieben worden ist, ist bekannt. Es waren nur einzelne Arten, und diese nur nach einseitigen Rücksichten zergliedert worden, so vortrefflich auch manche Seite von jenen Männern behandelt ist. Hier versucht Hr. *W.* unter der Leitung des Prof. *Döllinger* zu Würzburg eine umfassendere Zusammenstellung aller Elemente der Anatomie dieser Thiere.

Das früher Gefundene ist zur vollständigen Übersicht geordnet, und durch Zergliederung einer beträchtlichen Anzahl von Arten erweitert. Wir wollen aus der Einleitung die zergliederten Arten anführen: *Limax cinereus*, *Helix ericetorum Lin.*, *H. pomatia L.*, *H. nemoralis L.*, *H. hortensis L.*, *H. arbustorum L.*, *H. succinea Müller (putris L.)*, *H. detrita L.*, *H. perversa Müller (Turbo perversus L.)*, *Buccinum auricula M. (Helix L.)*, *B. stagnale M. (Helix L.)*, *Planorbis umbilicatus M. (Helix complanata L.)* — Die *Splanchnologie*, *Myologie* und *Nevrologie* ist, mit Hinweisung auf andere Zergliederer, letztere vorzüglich in Bezug auf *Swammerdamms* musterhafte Zergliederungen, dargestellt. Ein neues und wichtiges Resultat aber giebt die Vergleichung des Genitalsystems der verschiedenen, sich oft sehr ähnlichen Arten von Landschnecken. Die Gegenwart oder der Mangel des Sacks für den Liebespfeil, Zahl, Gestalt, Zertheilung oder gänzlicher Mangel der Schleimbälge am Ende des Eyerganges, Einfügung des Saamenganges, Grösse und Eintheilung des Ganges mit der Blase und seines blinden Astes, geben die mannichfaltigsten Combinationen, und unterscheiden z. B. die so ähnliche *Helix hortensis* und *H. nemoralis* auf eine merkwürdige Weise. Man wird an das Vorherrschen dessen, was in dem vegetativen Theile des thierischen Organismus noch blüthenartig ist, gern erinnert. In den Modificationen der Form der Theile wird die analoge Deutung mancher, wie man sie bisher gelten liess, wieder zweifelhaft. So mündet z. B. der Canal, den man für den Saamenleiter hält, bey der Injection auch in den Eyergang. Bey *H. succinea* ist ein eyförmiger, vom Eyergange geschiedener Hoden unmittelbar der Spitze des peitschenförmigen Fortsatzes des *Penis* angefügt. Bey *H. perversa* ist derselbe Fall; aber der längliche, gekrümmte Hoden läuft in das Kettengefäss, dessen Drüse man bey anderen Helix Arten leicht für den wahren Hoden halten möchte, aus. Überhaupt weicht der Bau der Genitalien um so mehr von dem der *H. pomatia* ab, jemehr sich die Schaale der länglichen oder thurmförmigen Gestalt nähert. Die Geschlechter scheinen durch Sonderung des Hoden von dem Eyerstock hier schon mehr zu divergiren. Bey *H. detrita* scheint sogar ein doppelter *Penis* vorzukommen, wenn nicht etwa der Theil, welchen Hr. *W.* für den *Penis* nimmt, den tiefmündenden, verdickten *Ductus deferens*, der andere, zweifelhafte aber, der mit einem Schleimbalge verglichen wird, den wahren *Penis* mit seinem Fortsatze darstellt. Als das grösste Verdienst dieser Arbeit jedoch müssen wir die elegant durchgearbeitete Angiologie der *H. pomatia* rühmen. Sie liefert, unseres Wissens, die ersten gründlichen Aufschlüsse über das System des Kreislaufes in den Schnecken. *Swammerdamm* hatte nur den Stamm der *Arteria abdominalis*, den er aber für einen in der Nähe des Gehirns laufenden Muskel hielt, beobachtet. Hier wird nun das ganze, venöse sowohl, als arterielle System in seiner gegenseitigen Verbindung und Trennung durch zwey Herzen, ein venoses und ein arterielles, genau dargestellt, und nach seinen Ursprüngen und Vertheilungen bis ins Einzelne verfolgt. Die Abbildung auf der beygefügten Kupfertafel (Fig. 1) ist wohlgerathen. Die übrigen Figuren auf derselben Tafel stellen die Genitalien der *Helix pomatia*, *hortensis*, *arbustorum*, *ericetorum*, *detrita*, *putris* und *perversa* anschaulich dar; sie sind sämmtlich unter der unmittelbaren Aufsicht des Hn. Prof. *Döllinger*, theils nach frischen Präparaten, theils nach den instructivsten Stücken seines zootomischen Cabinets gezeichnet. Der Stich ist gut.

Möchten doch noch öfter und auf immer mehreren unserer deutschen Universitäten ähnliche fruchtbringende Gegenstände für akademische Probeschriften benutzt werden, — zum Frommen der ganzen Naturwissenschaft, zur Ermunterung der Lehrer, und zur Prüfung und Übung der Studirenden im Ausharren!

Die kleine Erinnerung dürfen wir nicht übergehen, dass im Texte, wo von der Gattung *Buccinum Müller* die Rede seyn soll, gewöhnlich der Ausdruck: *Bulimus* gebraucht wird, da doch die Gattung *Bulimus Brugniere* nur auf die Bildung der Schaale gegründet ist, und deshalb, neben *Müllers* Spitzhörnern, mancherley, im Bau des Thieres sehr heterogene Arten, wie z. B. *H. muscorum*, *perversa*, *bidens*, *Bulla*, *Cepa L.* u. s. w. in sich aufnimmt.

***

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

THEOLOGIE.

Eisenach, b. Wittekindt: *Unterſuchung, ob die Bibel in unſeren Zeiten als ein Volksbuch zu empfehlen ſey?* Nebſt einigen *Vorſchlägen zur Beförderung mehrerer Religionsübung unter dem Volke*, in Beziehung auf die königl. preuſſ., zur Beförderung der Religioſität unter dem Volke, unter dem 17 Dec. 1814 zu Berlin höchſt verordnete Commiſſion. 1816. 152 S. 8. geheftet. (12 gr.)

Eine zu Erfurt erſchienene, zur Empfehlung der Bibelgeſellſchaften geſchriebene Abhandlung: *Von der Vortreſflichkeit der Bibel als Volksſchrift*, veranlaſste den ungenannten Verfaſſer dieſer Schrift, ſeine abweichende Anſicht vorzutragen. Er gehört zu denen, welche man in neueren Zeiten Verſtandestheologen genannt hat, und erklärt ſich wider alle Myſtik und wider die Behauptung, daſs die Religion eine Sache des Gefühls ſey, wobey jedoch vor allen Dingen beſtimmt angegeben werden ſollte, was man damit ſagen wolle. Ihm iſt Religion Ausübung des Gebots der Liebe gegen den Nächſten aus dem Beſtreben, Gottes Wohlgefallen zu erlangen; und Glaubenslehren gehören nach ſeiner Meinung in die Religionslehre bloſs, in ſofern ſie Mittel werden, die Ausübung der Religionspflichten zu erleichtern, und unſer Herz bey den Übeln der Erde zu beruhigen. Tief genug dringt er nicht ein, auch ſieht er die Sache zu einſeitig an, und die eudämoniſtiſche Grundlage ſeines Syſtems möchten wir am allerwenigſten zu rechtfertigen unternehmen. Doch erinnert er an Manches, worauf die entgegengeſetzte Partey heutiges Tages zu wenig Rückſicht nimmt. Zuerſt zeigt er durch Widerlegung der für die Inſpiration beygebrachten Beweiſe, daſs man den Grundſatz nicht vorausſetzen dürfe, Gott ſelbſt habe auf eine auſſergewöhnliche Weiſe die Verfaſſer der Bibel geleitet, und dieſe als das vorzüglichſte Erziehungsmittel für alle Zeiten vorgeſchrieben, obgleich die Vorſehung ſie als Mittel, die religiöſe Bildung zu befördern, gebraucht hat und noch braucht. Zu einem allgemeinen Volksbuch für unſere Zeiten hält der Vf. ſie nicht geeignet, wegen der Unverſtändlichkeit vieler Stellen derſelben, wegen der im A. T. vorkommenden unwürdigen, dem wahren Chriſtenthume widerſprechenden Vorſtellungen von Gott (der z. B. vergiſst, was er befohlen hat, und von Moſes dieſer Vergeſſenheit überführt wird, 2 B. Moſ. XIX, 12. 21. 25) und von der Tugend, und weil viele fremdartige, mit der Religion in keiner Verbindung ſtehende Dinge darin enthalten ſind. Zu weit geht der Vf. gewiſs, wenn er dem Poetiſchen und Bildlichen bey dem Religionsunterrichte faſt allen Werth abſpricht, und er ſcheint zu vergeſſen, daſs auch die reinen chriſtlichen Vorſtellungen von Gott eigentlich nur Bilder ſind. Alles kommt nur darauf an, daſs der Körper, den man der religiöſen Wahrheit giebt, den Geiſt nicht tödte oder entwürdige. Um dieſs zu verhüten, bedarf es der klaren Einſicht, die aber, um lebendig zu wirken, Bild und Gefühl werden muſs, wie denn die religiöſe Geſinnung in gewiſſer Hinſicht unausbleiblich poetiſch wird, eben weil alles beſtimmte Vorſtellen religiöſer Beziehungen ſymboliſch iſt. Nur darin fehlt man heutiges Tages, daſs man eine Menge alter und zum Theil veralteter Symbole für die Wahrheit ſelbſt nimmt oder ausgiebt, und daſs man, wenn man auch ihre Natur nicht verkennt, unnöthig oder unzuläſſig hält, ſie von dem erkennbaren Grunde zu ſcheiden, und durch Zurückführung auf philoſophiſche Wahrheit zu läutern. Und dagegen ſagt der Vf. allerdings manches Treffende. Gut widerlegt er die Behauptung der erfurtiſchen Schrift, daſs wir alleſammt auf den verſchiedenen Stufen, die jeder von uns durchſteigen muſs, derſelben Nahrung bedürfen, welche die Gottheit in der Bibel für das fortrückende Geſchlecht niederlegte. Denn ob dieſe Behauptung gleich auf gewiſſe Weiſe zu rechtfertigen wäre: ſo iſt ſie doch in dem Umfange, in dem ſie aufgeſtellt wurde, unrichtig. Es läſst ſich durchaus kein haltbarer Grund finden, daſs man falſche Vorſtellungen dem Kinde *hingeben*, durch unchriſtliche Bewegungsgründe auf ſein Gemüth *wirken* müſſe, um es zum Chriſten zu bilden, wenn man auch nicht verhindern kann, daſs falſche Vorſtellungen in ihm entſtehen, und unchriſtliche Motive es treiben. „Wir gewinnen, ſagt unſer Vf. S. 68 richtig, durchaus Nichts dabey, wenn der grobe Anthropomorphismus des A. T. bey uns zur erſten Grundlage des Religionsunterrichts gemacht wird, und wir erhalten eine ganz verkehrte Anſicht, wenn wir an die Anthropopathie des A. T. gewöhnt werden, und es iſt eine unrichtige Darſtellung, wenn man ſagt, das N. T. oder das Chriſtenthum zeige uns überſinnliche Gegenſtände zu früh in einem philoſophiſchen Lichte.“ Auch manches Andere, was die erfurter Schrift zum Beweiſe, daſs

die Bibel das angemessenste Volksbuch sey, enthält, wird hier als unhaltbar dargestellt. Dass die Bibel als ein Buch der Unterweisung, der Erweckung, der Warnung und des Trostes die Ausbildung der kommenden Geschlechter auf sich nehmen werde, glaubt auch unser Vf.; aber er ist überzeugt, dass die Bibel diess nicht als Volksschrift leisten könne, sondern als Erkenntnissquelle des reinen Christenthums in der Hand des Gelehrten. „Und aller Segen, setzt er hinzu, dessen sich schon die Vorwelt von der Bibel zu erfreuen gehabt hat, würde nicht erfolgt seyn, wenn nicht Gelehrte die Wahrheiten der christlichen Religionswissenschaft gleichsam in einem Auszuge aus der Bibel dem Volke dargestellt hätten.“ (S. 84.) „Man kann sicher annehmen, dass Einer aus dem Volke, der mit Religion überhaupt und der christlichen insbesondere unbekannt wäre, aus der Bibel, die ihm in die Hände gegeben würde, die christliche Religionswissenschaft, nebst ihren Antrieben zur Befolgung derselben, nicht finden würde.“ (S. 108.) — So wie der Vf. von der Austheilung der Bibel unter das Volk wenig für die Erweckung zur Religion erwartet: so verwirft er alle äusserlichen Dinge, durch welche man bey den Versammlungen der Christen religiöse Empfindungen zu erwecken sucht: Musik, Schmuck des Tempels, Ceremonieen. Nur durch Einsicht des Verstandes und eine daraus entstehende dauerhafte Bestimmung des Willens soll die Religion befördert werden. Der Vf. übersieht hiebey, dass das Eingesehene die Herzen und Gefühle durchdringen muss, wenn es in Gesinnung und Leben übergehen soll. Auch Rec. verwirft Alles, was, unabhängig von Wahrheit und Einsicht, die Gemüther zu erregen angewandt wird; aber darum ist er doch der Meinung, dass man durch äussere Eindrücke theils das Gemüth auf die höheren Gegenstände richten, theils die Gefühle erregen dürfe und solle, die der Wahrheit Eingang verschaffen, theils die erkannte Wahrheit und die gefassten Entschliessungen befestigen müsse. Der Vf. will, dass den Predigern für jeden Sonntag Thema und Theile seiner Predigt vorgeschrieben, und die praktischen Materien nach einer systematischen Ordnung abgehandelt werden. Soll aber der Prediger nicht auf das jedesmalige Bedürfniss seiner Gemeinde, auf Orts- und Zeit-Verhältnisse Rücksicht nehmen? Dass er diess bey solchem Zwange eben so gut könne, als ohne denselben, glauben wir dem Vf. nicht zugeben zu dürfen. Und wird der Prediger nicht eindringlicher reden, wenn die Wahl und Behandlung des Stoffes ihm frey bleibt? Katechisationen empfiehlt der Vf. mit Recht. Dass das Gebet bey religiösen Versammlungen so verwerflich sey, als er meint, davon können wir uns nicht überzeugen. „Das Gebet, sagt er, soll den Gedanken an Gott in uns erhalten, um uns gegen die Verführung zur Sünde zu verwahren, oder es soll uns Hoffnung und Trost geben, wenn wir unsere Wünsche und Bedürfnisse in Verbindung mit dem Gedanken an Gott uns vorstellen. Diess sind die einzigen vernünftigen Zwecke bey dem Gebete. Aber ein Gebet beym öffentlichen Gottesdienst ist für beide Zwecke ohne Nutzen. Denn bey dem öffentlichen Gottesdienst erinnert uns Gesang und Predigt an Gott, und wir bedürfen hier keines Gebetes dazu.“ (S. 109.) Natürlich ist das Gebet eigentlich nur dem begeisterten Gemüthe; können aber Ort und Zeit und Umstände in der Versammlung der Christen den Redner nicht begeistern, und wird diese natürlich erscheinende Begeisterung nicht auch die Zuhörer ergreifen? Ein Gebet, dem man es anmerkt, es werde darum gesprochen, damit gebetet werde, ist freylich nie am rechten Orte; und ein Gebet, absichtlich darum gewählt, damit der Gedanke an Gott erhalten werde, ist, so lange diese Absicht gedacht wird, schwerlich wahres Gebet. — Den öffentlichen Gottesdienst sieht der Vf. bloss als Erziehung zur Religion an, und verlangt, dass die Staatsdiener und die höheren Stände gezwungen werden, ihm beyzuwohnen; die niederen Classen werden dann ohne Zwang folgen. Wir geben zu, dass Einiges für einen solchen Zwang gesagt werden könne, und von dem Vf. gesagt sey; aber wir fürchten doch, dass die wahre Würde der Religion verletzt werde, wenn man sie als Mittel zu Staatszwecken behandelt, und das, was Eigenthum des Geistes und Gemüthes ist und seyn soll, gleichsam in die materielle Welt hineinzieht. Der Vf. denkt fast ausschliessend nur an den Unterricht, als Zweck der kirchlichen Zusammenkünfte; soll sich aber nicht auch das religiöse Gemüth in ihnen aussprechen und darlegen? Das Verhältniss des Staates und der Kirche zu einander festzustellen, dazu werden noch ganz andere Betrachtungen erfodert, als die hier angestellt werden. — Der Vortrag des Vfs. ist, wie schon die ausgezogenen Stellen beweisen, ziemlich nachlässig.

HIKL.

Wien, b. Binz: *Engelberti Klüpfel*, Augustiniani, Theologiae Doctoris, ejusdemque Prof. P. O. in Universitate Friburgensi, *Institutiones Theologiae dogmaticae* in usum auditorum secundis curis emendatae. Pars I. 1802. 508 S. Pars II. 1803. 551 S. 8.

Die erste Ausgabe dieser Dogmatik erschien, laut der hier mit abgedruckten Vorrede zu derselben, 1789. Der Vf. verbindet Dogmatik und Polemik, weil die Einsicht in die Dogmen selbst durch die Bekanntschaft mit den Widersprüchen gegen dieselben und deren Widerlegung gewinne. Er hat die Beweisstellen aus der Bibel und den Kirchenvätern, und eine ziemlich reiche Literatur solcher Schriften, die er den Zöglingen seiner Kirche unbedenklich empfehlen zu können achtete, auch solche, die von Protestanten abgefasst sind, beygefügt. Befremden wird es nicht, das Dogma vom Papste hier weniger urgirt zu finden: bedenkt man nur, dass der Vf. zu denjenigen gehört, die sich zu den auch hier gepriesenen Zeiten Josephs II bildeten. Übrigens ist diese Dogmatik durchaus ächtkatholisch, und keine Spur der Benutzung der Aufklärungen über Dogmatik und Exegese, durch welche sich unser Zeitalter seit der Erscheinung der ersten Ausgabe und schon früher auszeichnete, darf hier erwartet werden, sofern diese nicht mit den

Dogmen der katholischen Kirche, wie sie die tridentinische Synode bestimmte, vereinbar sind. Denn der Vf. wollte sein Kirchensystem treu darstellen, und das ist ihm gelungen. Man bemerkt es leicht, dass er absichtlich der Gegner und ihrer Sätze erwähnt, um sie zu widerlegen, und vor dem Gifte ihrer Lehren zu warnen. Den milderen Geist des josephinischen Zeitalters, oder wenigstens den seitdem nothwendig gewordenen milderen Sprachgebrauch, erkennt man hie und da; z. B. wenn zwar vom Schisma, welches Luther veranlasst habe, und von einer Secte der Lutheraner, welche, wie andere Secten, von der katholischen Kirche verworfen werde, aber doch auch von einer *lutherischen Kirche* und *calvinianischen Kirche*, welche lieber eine reformirte Kirche heissen wolle, die Rede ist, und nicht mit dem Ketzernamen jeder Akatholiker gebrandmarkt wird. So bewirkte doch Josephs II Absicht, protestantische geschickte Manufacturisten ins Land zu ziehen, damit das Geld im Lande bliebe, und man auswärtiger Manufacturwaaren entbehren könne, zufällig auch mehr Milde gegen die Akatholiker. In den Prolegomenen ist von der Theologie und Religion, und der christlichen besonders, und von den Quellen der letzteren, der Bibel und der Tradition; ferner vom Zweck der dogmatischen und polemischen Theologie, und deren Geschichte gehandelt. Dann ist die Theologie nicht eben bequem unter die drey *locos de homine instituto, destituto et restituto*, die schon seit Augustin mit Nutzen gegen die Pelagianer gebraucht seyen, vertheilt. (In der Theologie ist doch *Gott* der Hauptbegriff, von welchem die Eintheilung hergenommen werden sollte.) Das erste Buch ist überschrieben *de Deo, et homine ad imaginem Dei creato*, und begreift die Lehre von Gott, von der Dreyeinigkeit und von Gottes Werken, die mit der Lehre von der Providenz beschlossen wird. Das zweyte Buch, *de Deo, humani generis redemtore*, fängt mit dem Dogma vom Sündenfalle an, das doch wohl zur Anthropologie gehörte, und endigt mit dem Dogma von den Ämtern und dem Reiche Christi. Das dritte, *de Deo, felicitatis largitore* (wie hier *felicitas* ein nicht gut gewähltes Wort ist: so fehlt es überall nicht an Worten und Wendungen, die der ächtrömischen Schreibart fremd sind!), handelt von den Gnadenmitteln, dem Worte Gottes und den Sacramenten, aber auch *de gratia* selbst und *de extremis*. An manchen Stellen dürfte der Historiker Anstoss nehmen, z. B. wenn die Entstehung der reformirten Kirche von dem Streite unter den Lutheranern über die Abendmahlslehre abgeleitet, oder den Socinianern als erstes Princip das zugeschrieben wird, dass die Vernunft höchste Richterin in Glaubenssachen sey. Die Tradition ist sehr ausführlich, aber mit schwachen Waffen vertheidigt. Es heisst zwar, sie dürfe der Bibel nicht widersprechen; aber sie soll ja die Auslegerin der Bibel seyn, wie könnte da ein Widerspruch entdeckt werden, wenn die Bibel nach Tradition ausgelegt wird? Eben so ausführlich, aber auch eben so schwach, ist die Vertheidigung des Dogma *de infallibili ecclesia* gerathen, und mehreres Ähnliche.

J. T.

Freyburg, in der herderschen Buchhandlung: *Die religiöse Feyer für die Verstorbenen nach dem Ritus der katholischen Kirche. Die Psalmen in metrischer auf die Erbauung des christlichen Volks angewandter Übersetzung.* 1815. II und 87 S. 8. (6 gr.)

Die religiöse Feyer des Andenkens unserer Verstorbenen, die durch den Tod in das Göttliche übergegangen sind, ist so menschlich und so natürlich, dass wir sie in fast allen Religionsformen antreffen. Ein eigenes Kirchenfest fand bis jetzt in der protestantischen Kirche in dieser Hinsicht nicht Statt, inzwischen wurde es durch die auf dem Lande beynahe noch überall gewöhnlichen Leichenpredigten ersetzt, die dem Geistlichen eine sehr gute Gelegenheit darboten, Worte der Lehre, der Erhebung und des Trostes an die bey solchen Veranlassungen empfänglichen Herzen zu sprechen. Im Preussischen ist neuerdings ein *eigenes* Kirchenfest als allgemeines Todtenweihefest verordnet worden, das früher oder später vielleicht in den gesammten protestantischen Kirchen eingeführt werden dürfte. In vorliegender Schrift sind die in der katholischen Kirche gebräuchlichen sogenannten Seelen- oder Todten-Messen zusammengedruckt, und zur Erbauung des Volks mit einer deutschen Übersetzung begleitet. Der Zweck ist gut, die Übersetzungen sind im Ganzen auch nicht übel gerathen. Wollte man freylich die Übersetzung insbesondere *der Psalmen* streng beurtheilen: so dürfte Vieles zu tadeln seyn. Aber nicht ästhetisch-vollendete Meisterstücke zu liefern, sondern dem Volk eine lesbare deutsche Übersetzung des lateinischen Textes in die Hände zu geben, war der Zweck des Vfs. Von dem schauerlich-schönen alten: *Dies irae, dies illa*, ward unlängst im *Lichtboten* — Jahrg. 1806 St. IV — eine wohlgelungene Übersetzung mitgetheilt. Die Worte: *Teste David cum Sibylla*, hat der Vf. so gegeben: Tag, *prophetisch* uns verkündigt, wogegen nichts zu erinnern ist, da eine wörtliche Übersetzung jetzt auffällt. Man muss, um diese Worte zu verstehen, erwägen, dass von den meisten ältesten Kirchenlehrern die Bücher der Sibylle den kanonischen Schriften an die Seite gesetzt wurden. Der Gebrauch, den die Christen von den sibyllinischen Büchern oder Orakeln machten, war so bedeutend, dass einer ihrer gelehrten Gegner, *Celsus*, ihnen den Vorwurf macht, warum sie denn Jesum, und nicht lieber die Sibylle verehrten. *Origenes cont. Cels. VII. Theophilus von Antiochien*, der sonst so hohe Ansichten von der Inspiration hatte (vergl. *Ad Autol.* II S. 120 ed. *Wolf.* „die Propheten redeten nicht selbst, sondern der Geist Gottes, der auf sie herabstieg, hat durch sie geredet“), will dennoch die göttliche Eingebung nicht bloss auf die jüdischen Religionsschriften einschränken, sondern sie auch heidnischen Schriften beylegen, und

nennt bey dieser Gelegenheit ausser den Schriften des persischen Propheten Hystaspes *namentlich* auch die Bücher der *Sibylle*. A. a. O. II S. 116, vergl. *Just. Apolog. maj.* S. 86 ed. *Cotel.* Auch *Clemens von Alexandrien* sagt: Gott habe auch unter den Griechen und anderen Nationen die würdigsten Männer eben sowohl, wie unter den Hebräern zu *Propheten* in ihrer Landessprache und bey ihren Völkern erweckt, und sie dadurch über den gemeinen Haufen empor gehoben. *Strom.* VI S. 76 ed. *Sylb.* Und wie hoch wir auch unsere kanonischen Bücher in ihrem Werth und Ansehn anschlagen mögen, die nicht ohne Grund von uns in höherer Bedeutung als die recht eigentlichen *Schulbücher* Gottes betrachtet werden: so ist diess doch ohne Zweifel die richtige, weltbürgerliche, zugleich Gottes und des Menschen würdigste Ansicht von der Sache. H. H.

PRAG, b. Widtmann: *Briefe über wichtige Gegenstände* von *Michael Kajetan Hermann*, k. k. Schuldistrictsaufseher im kaadner Bezirke, Consistorialrathe und Pfarrer zu Dehlau. 1813. 220 S. kl. 8. (12 gr.)

Es sind wirklich wichtige Gegenstände, über welche der Vf. dieser Schrift sich mit Freymüthigkeit und Wärme erklärt, nämlich die physische und geistige Erziehung der Kinder, der Einfluss der Religion auf das Wohl des Staats, die Freygeisterey, die Toleranz, das Vorurtheil: er ist ein Pfaff, der Eid, die verfeinerten Sitten der grossen Welt, die Klagen über schlechte Zeiten, die Zufriedenheit mit seinem Stande, und die Eitelkeit des weiblichen Geschlechts. Was über diese Gegenstände gesagt wird, ist schon in mehreren anderen Schriften niedergelegt; wird aber die vorliegende zum Organ, diese Wahrheiten an Menschen zu bringen, zu denen sie bis jetzt noch nicht gedrungen sind, oder den Eindruck, welchen sie machten, wieder aufzufrischen und zu verstärken: so sey ihre Herausgabe als ein Beytrag zur Menschenbildung willkommen. Der Vf. spricht mit Umsicht und Erfahrung, rügt unerschrocken des Zeitalters schleichende Fehler, und zeigt sich überall als vorurtheilsfreyen Mann. Wir theilen aus dem freymüthigen Briefe über Toleranz einige merkwürdige Stellen zur Probe von dem Ganzen mit. S. 104: „Falsche Begriffe von Gott und der Religion Jesu haben den Verfolgungsgeist gezeugt. Dieser böse Geist zog, schnaubend von Rache und Mordsucht, über die Erde hin, um zu verderben. — Da nahmen fanatische Zeloten aus dem entweihten Heiligthume die Fackel hinweg, um Scheiterhaufen anzuzünden, und betrogene Schaaren irrender Ritter zogen in ferne Länder, das Kreuz auf dem Kleide und in der Hand das Schwert, um niederzumachen, was nicht glauben wollte, wie sie glaubten. War diess die Methode, Irrende zu belehren? — Kann wohl das Reich Gottes, kann das Gebiet der Wahrheit mit dem Schwerte erweitert, kann der Glaube durch Zwangsmittel befördert werden? Nein, kein Machtspruch, keine Formel kann ihn bezwingen. Zwangsmittel können wohl Heuchler, aber keine ächten Verehrer der Religion hervorbringen. Das Schwert überzeugt den Verstand so wenig, als ihn der Scheiterhaufen erleuchtet. — Christusreligion fodert von uns, dass wir unserem Vater im Himmel immer ähnlicher werden sollen; und wie verhält sich wohl der gegen jene, die nicht unseres Glaubens sind, die wir mit dem Namen Ketzer und Irrgläubige belegen? Hasst, verfolgt er sie etwa? Schliesst er sie von seiner Liebe aus? O nein, er liebt sie, und will, dass auch wir sie lieben sollen; denn auch sie — sie mögen glauben, was sie wollen — sind doch seine Kinder und unsere Brüder."

V. Pf.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. 1) *München*, b. Lentner, und *Leipzig*, in Comm. b. Gleditsch: *Die Weihnachtsfeyer.* Zwey Reden, gehalten in dem Bürgersaale zu München von *Johann Michael Sailer.* 1816. 78 S. gr. 8. (6 gr.)

2) Ebendaselbst, *Dritte und vierte Predigt bey der ersten vierzig-stündigen Anbetung an den heiligen Weihnachtsfeyertagen* im Bürgersaale in München den 26 und 27 Dec. 1815. Von *Petrus Werner*, Benedictiner aus dem chemal. fürstl. Reichsstifte zu St. Emmeran in Regensburg, d. Z. ordentlicher (m) Prediger der deutsch. Congregation der Herrn und Bürger daselbst, und *F. S. D.*, Pf. in S. 1816. 51 S. gr. 8. (4 gr.)

Trägt auch Hr. *S.* in der ersten Predigt Verschiedenes in seinen Text hinein, was eigentlich nicht darin liegt, und haftet er auch zu sehr an den einzelnen Bildern (von Luc. III, 3—6): so ist es ihm doch um das Praktische, um christlichen Sinn und christliches Leben überall zu thun. Er spricht herzlich und begeistert. Wem es aber bey dem, was er hört, zugleich um Klarheit zu thun ist, der wird sich nicht ganz befriedigt finden. Dass das Christenthum zu Kindern Gottes mache, davon wird viel in der ersten, vom Christenglauben durchaus in der zweyten Predigt geredet; aber wie macht nun das Christenthum zu Kindern Gottes? Und worin eigentlich besteht der Christenglaube, den der Vf. meint? — Diese Fragen sind nicht beantwortet. Dennoch haben ohne Zweifel manche treffliche ins Leben greifende Stellen beym mündlichen Vortrage grosse Wirkung gethan, und diesem und jenem ist auch wohl das mystische Dunkel, womit Hr. *S.* sich zuweilen umhüllt, erbaulich gewesen.

Des Hn. *W.* Predigt erinnert mehr an den Ton und Geist älterer katholischer Prediger. Er geht die Geschichte des heil. Stephanus durch, den er als Zeugen der Wahrheit vor dem Synodium zu Jerusalem und als Zeugen der Wahrheit noch für unsere Zeit vorstellt. Wir haben nichts Praktisches darin gefunden, als die Ermahnung, wieder von ganzem Herzen zu dem heiligen, allein seligmachenden Glauben zurückzukehren, der den heil. St. belebte, dessen Zeugniss Ein und dasselbe ist mit dem Zeugnisse der heiligen Kirche. Ob nun aber eine solche Ermahnung ohne weitere Gründe im Stande sey, Wankende, Zweifelnde und Abtrünnige zurückzuführen, daran zweifeln wir.

Von ganz anderer Art ist die Predigt des Hn. *D.*, der die Vernunft als eine Offenbarung Gottes und ein Gesetz im Inneren anerkennt, aber jene nicht genügend, nicht sicher genug leitend, dieses nicht kräftig genug findet. Wir können uns daher, das ist sein Thema, zu keiner Zeit besser rathen, als wenn wir unser Heil bey Jesus suchen. Denn wir finden 1) nirgends mehr *Wahrheit*, als *bey Ihm*; 2) nirgends mehr *Kraft* zum Guten, als *durch Ihn*; 3) nirgends mehr *Trost* und *Hülfe*, als *von Ihm*. Die ganze Ausführung erinnert sehr an *Reinhard*, ja es ist uns zuweilen so vorgekommen, als hätte der Vf. *reinhard*'sche Stellen selbst seinem Vortrage eingewebt, die wir aber nachzuweisen jetzt ausser Stande sind.

HIKL.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

JURISPRUDENZ.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Civilistische Abhandlungen* von *A. F. J. Thibaut*, Hofrath und Professor des Rechts in Heidelberg, Correspondenten der kaiserl. Gesetzgeb. Commiss. in Petersburg. 1814. VI u. 478 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der berühmte und in so vielfacher Hinsicht verdiente Vf. hat dem gelehrten Publicum mit diesen Abhandlungen, welche sich ihrem Plane nach an des Vfs. *Versuch über einzelne Theile der Theorie des Rechts* anschliessen, ein sehr willkommenes Geschenk gemacht. In der Vorrede bemerkt er, dass diese Abhandlungen zum Theil mit für seine Zuhörer geschrieben seyen, und daher auch das Leichtere berühren. Die Zahl der Aufsätze beläuft sich auf zwanzig, welche zwar von ungleichem Interesse, und, wie es scheint, nicht mit gleicher Liebe gearbeitet sind, in deren jedem jedoch der bekannte Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Vfs. sich genügend darthun. Wir wollen sie hier der Reihe nach durchgehen.

I. *Über das interdictum de glande legenda.* Hier werden die Worte des Edicts bey der *glandium lectio: „tertio quoque die legere auferre liceat“* (*L. un. D. de glande leg.*) genauer geprüft. Nach der gewöhnlichen Ansicht, welche sich schon in den Basiliken und bey *Eustathius* findet, soll *quoque* das Adverbium seyn, und der Prätor bestimmt haben, dass das *interdictum de glande legenda* in drey Tagen verjährt werde. Das Ungereimte dieser Behauptung hat der Vf. genügend gezeigt, und sich für die andere Partey erklärt, welche *quoque* als den Ablativ von *quisque* nimmt, und die Worte des Edicts so erklärt: „Je um den dritten Tag solle der Herr des Baumes das Recht ausüben können, auf dem Boden des Nachbars, die hinübergefallenen Früchte aufzulesen.“ Wiewohl diese, augenscheinlich richtige Auslegung sich schon bey dem Glossator *Azo* findet, und auch von Neueren, z. B. von *Konopak* (Institutionen des römischen Rechts, §. 668. not. n.), angenommen ist: so hat doch der Vf. das unläugbare Verdienst, dieselbe gründlich und überzeugend dargestellt zu haben.

II. *Über die römische Habitatio und den Partus ancillae.* Der Vf. ist bemüht gewesen, den Begriff der *similitus habitandi*, und ihren Unterschied von dem *usus*, sowie von dem *usufructus aedium*, genauer zu bestimmen. Diess ist ihm denn auch überaus gelungen, durch die Voraussetzung, dass die Verleihung der *habitatio* bey den Römern derjenige Ausdruck gewesen sey, wodurch man einem Bedürftigen ein Quartier als Almosen zu überlassen pflegte. Daher erklärt es sich, warum die *habitatio* nicht durch *capitis diminutio* zu Grunde geht: denn die Römer behandelten Alimentenfoderungen als etwas rein Natürliches und von der bürgerlichen Rechtsfähigkeit Unabhängiges. Daher erlischt auch nicht die *habitatio* durch *non usus*, eben so wenig wie den *usufructus singulis diebus relictus*, weil das sich erneuernde Bedürfniss jedesmal als Erneuerungsgrund der Servitut angesehen wurde. Daher durfte auch der *habitator* die Wohnung nicht an einen Dritten verschenken, und, nach der Meinung fast aller Juristen, mit Ausnahme des *Marcellus*, auch nicht einmal vermiethen, weil man es für widersprechend hielt, dass derjenige, dem wir aus Barmherzigkeit Kost oder Wohnung geben, nach Willkühr andere Personen an seine Stelle setzen darf. Der Vf. hat den Beweis für diese ganz originelle Ansicht überzeugend geführt. Dagegen ist die Erklärung des Grundes der Rechtsregel, dass der *partus ancillae* dem Nutzniesser nicht zufalle, unbedeutend. Der Vf. fertigt diese Frage mit wenigen Worten ab, indem er von seiner Untersuchung über das Wesen der *habitatio* mit folgender Wendung zu dieser Erörterung übergeht: „*Übrigens lässt sich im römischen Recht gewiss noch manches Andere auf ähnliche Art aus den Feinheiten der Sprache erklären.*“ Diess wendet er denn auch auf die obige Frage an, welche er auf folgende Art entscheidet: *Der Mensch hat gern für sich etwas Abgesondertes. Noch jetzt wird keine, noch so gemeine Frau von ihrem Kinde sagen „meine Frucht;“ und auch der Mann, wenn er nicht an eine derbe ärztliche Sprache gewöhnt ist, wird eben so wenig seine Kinder unter den Früchten seiner Thätigkeit nennen.* Weit natürlicher und befriedigender scheint uns der von *Ulpian* in *L. 27 pr. D. de hered. pet.* angeführte Grund: *quia non temere ancillae ejus rei caussa comparantur, ut pariant.*

III. *Über das Zurückbehalten unnützer Real-Servituten.* Der bekannten, in *L. 15 D. de servitutt.* ausgesprochenen Regel, dass dasjenige, was bloss zur Befriedigung der Laune des Creditors dient, ohne dem

herrschenden Grundstück Nutzen oder Annehmlichkeit zu gewähren, nicht zum Gegenstand einer Real-Servitut gemacht werden kann, scheinen *L.* 19 *D. eod.* und *L.* 6 *pr. D. comm. praed.* zu widersprechen. Mit der *L.* 19 *cit.* sind von älteren und neueren Gelehrten manche Auslegungsversuche angestellt worden, welche der Vf. einzeln durchgeht, und ihre Unhaltbarkeit zu zeigen bemüht ist. Seiner Ansicht nach enthalten die *L.* 19 und *L.* 6 *pr. cit.* eine Ausnahme von der allgemeinen Regel für den Fall, wenn der Eigenthümer einer Sache bey der Veräusserung seines Eigenthums sich eine Servitut an derselben vorbehält; indem die Römer hier jede Untersuchung über die Zweckmäfsigkeit des zurückbehaltenen Rechts für überflüssig erklärt hätten. Und diefs sucht er aus folgenden Gründen nicht blofs zu rechtfertigen, sondern als einen durchaus liberalen Satz, ohne den kein freyheitsliebender Römer würde haben existiren können, darzustellen. Jede Servitut ist nach seiner unleugbar richtigen Ansicht ein Bestandtheil des Eigenthums, dessen man sich zum Besten eines Anderen begiebt, oder welchen man sich bey der Veräusserung einer Sache vorbehält: nun könne zwar der Staat mit allem Anstande verordnen, dafs man nicht auf Erlangung eines Rechts solle klagen dürfen, welches als solches für vernünftige Bürger ohne Bedeutung ist; allein nie könne der Staat diese Grundsätze dahin ausdehnen, dafs der Richter befugt seyn solle, erworbene Rechte aufzuheben, weil er bemerkt, dafs sie dem, welcher sie bisher hatte, nicht mehr nützen. Aus demselben Grunde erklärt sich der Vf. auch die Vorschrift, dafs man sich an einer gemeinschaftlichen Sache keine Servitut bedingen könne, dafs man aber eine gehabte Servitut behalte, wenn man nachher Miteigenthümer der dienenden Sache wird. Wir lassen dem Scharfsinne des Vfs. alle Gerechtigkeit widerfahren, indefs will es uns nicht einleuchten, dafs die Römer, wenn sie den Grundsatz befolgt hätten, auch der veräufsernde Eigenthümer dürfe sich keine nutzlose Servitut an der Sache zurückbehalten, weil dasjenige, was die Rechte des Debitors beschränkt, ohne die des Creditors zu erweitern, in eine blofse Chikane des ersteren ausartet, dafs die Römer, sagen wir, defshalb an ihrer Freyheit verkürzt worden seyen, und den Vorwurf der Illiberalität verdienen. Und in den angeführten Gesetzen selbst liegt kein Grund, eine Ausnahme von jener allgemeinen Regel anzunehmen. Der Widerspruch in *L.* 6 *pr. D. commun. praed.* verschwindet, sobald wir den Ausdruck *vicinae aedes* in der, zwar selteneren, aber nicht ungewöhnlichen Bedeutung von *aedes confines* nehmen, in welcher er z. B. in *L.* 13 §. 3, *L.* 18 §. 2 *D. de damn. infect.*, *L.* 7 §. 5 *D. de A. R. D. L.*, 1 §. 8 *D. de arbor. caed.* vorkommt, und auch leicht in der zuvor genannten Stelle gebraucht seyn kann, da dieselbe von dem ganz speciellen Falle spricht, wo der Eigenthümer zweyer Häuser das eine veräufsert. Die gröfsere Schwierigkeit, welche in *L.* 19 *D. de servitut.* enthalten ist, wird aber gehoben, sobald wir den Text auf die Autorität glaubwürdiger Handschriften berichtigen. Das königsberger Mspt. der Pandekten, von welchem Rec. durch die Güte eines Freundes eine genaue Collation erhalten hat, und das einen nicht unbedeutenden Vorrath neuer Lesarten enthält, liest, ohne Spur irgend einer späteren Emendation in der Schrift, die genannte Stelle also: *Ei fundo, quem quis vendat, servitutem imponi, etsi non utilis ad praesens sit, posse existimo; veluti si aquam alicui deducere* (woraus ohne Zweifel die gewöhnliche sinnlose Lesart *dedere ducere* entstanden ist,) *non expediret, nihilominus constitui ea servitus possit. Quaedam enim habere possumus, quamvis ea nobis utilia non sunt.*

IV. *Über die Verpflichtung des Schenkers zur Evictionsleistung.* Die Frage, in wiefern der Schenker wegen der Eviction hafte, wurde bisher sehr verschieden beantwortet. Der Vf. selbst hielt es früher (in seinem System des Pandektenrechts, §. 181, erste bis dritte Auflage) mit derjenigen Partey, welche den Schenker alsdann, wenn er etwas *in genere* versprochen hat, zur Evictionsleistung verpflichtet, während sie ihn da, wo er eine *species* durch Geben oder Versprechen geschenkt hat, von jener Verbindlichkeit losspricht. Diese Ansicht erklärt der Vf. jetzt für unrichtig, indem sie blofs die Analogie der Legate für sich hat, von welchen kein unmittelbarer Schlufs auf Schenkungsverträge gemacht werden kann; und er bekennt sich zu der, auch schon von einigen Glossatoren verfochtenen Theorie, welche den Schenker als solchen ohne Unterschied für frey von der Evictionsleistung erklärt, ausgenommen wenn er dieselbe rechtsgültig versprochen, oder sich einer Arglist schuldig gemacht hat. Den Beweis für diese, ohne Zweifel richtige Ansicht findet man in dieser Abhandlung genau geführt.

V. *Über den Grundsatz: Nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest.* Der Vf. widerlegt hier einige Erklärungen dieser Rechtsregel, am ausführlichsten die von *Haubold* gelieferte, und entscheidet sich für die Meinung, dafs diese Regel durch eine wörtliche Interpretation der Vorschrift des Zwölf-Tafel-Gesetzes *Si intestatus moritur etc.* entstanden sey. Diese Ansicht ist nicht ganz neu: denn sie findet sich schon bey *Bach (de jure accresc.* §. 3 *in Opusc. edit. Klotzii).*

VI. *Über das Verhältnifs der einzelnen Theile des römischen Rechts.* Der Vf. führt hier die, in seinem Pandekten-Compendium enthaltene, Ansicht weiter aus, mit den nöthigen Gründen und manchen berichtigenden Zusätzen versehen. Rec. findet jedoch gegen die Grundidee des Vfs., und der meisten Theoretiker, Einiges zu erinnern. Man glaubt das Verhältnifs der einzelnen Theile von Justinians Rechtsbüchern zu einander nur nach denjenigen Bestimmungen beurtheilen zu können, welche Justinian in den Conceptions- und Publications-Patenten hierüber erlassen hat. Indefs wenn gleich diesen Regeln unverbrüchliches Ansehn gebührt da, wo das römische Recht als Justinians Gesetzgebung *in foro* recipirt ist: so haben dieselben doch für den blofs gelehrten Ausleger durchaus nichts Verbindliches. Dieser mufs jeden einzelnen Theil

der justinianischen Compilation bis auf seine Entstehung zurück verfolgen, und daraus dessen Verhältniss zu allen früheren und späteren Rechtsquellen bestimmen. In seinen Augen enthalten Justinians Rechtsbücher keine neue Gesetzgebung, sondern eine blosse Compilation von Trümmern einer Rechtsverfassung, welche zum Theil sehr verschiedenen Zeitaltern angehört; seines Amtes ist es daher, diese, scheinbar zu einem Ganzen verbundenen Elemente wieder zu isoliren, und jedes einzelne in dem Geiste des Zeitalters, welchem es seine Entstehung verdankt, aufzufassen und zu erklären. Natürlich muss er hier die Chronologie scharf beobachten, und die jüngere Rechtsquelle der älteren vorziehen. Diess leidet namentlich auch auf den Widerstreit der einzelnen Pandektenfragmente Anwendung, jedoch mit der natürlichen Modification, dass dieser Widerstreit in Abänderungen durch die gesetzgebende Gewalt, in der Ausbildung des Gewohnheitsrechts oder der Doctrin seine erweisliche, oder wahrscheinliche, Quelle haben muss, während der Widerstreit in den Fragmenten gleichzeitiger Juristen aus der Verschiedenheit der individuellen Ansichten zu erklären ist.

VII. *Über das Verhältniss besonderer Sätze des älteren Rechts zu neuen Regeln.* Der Vf. unterwirft hier die Regel, „dass ein neues allgemeines Gesetz die *specialia* oder *singularia* des älteren Rechts im Zweifel nicht aufhebe," einer neuen Prüfung, besonders in Beziehung auf die Ausführung dieses Gegenstandes in *Gönner's* juristischen Abhandlungen. Er warnt vorzüglich vor Missverständnissen bey dieser Regel, und hat denselben durch scharfe logische Unterscheidungen soviel als möglich vorzubeugen gesucht.

VIII. *Über die Ädilen und das ädilitische Edict.* Wiewohl Rec. mit der, am Eingange dieser Abhandlung aufgestellten Behauptung, dass kein Theil der römischen Rechtsgeschichte solchen Schwierigkeiten unterworfen sey, als die Geschichte der römischen Magistraturen, keineswegs einverstanden ist, indem er dafür hält, dass auf manchen anderen Theilen des öffentlichen Rechts der Römer ein bey weitem undurchdringlicheres Dunkel ruht: so ist er doch darin des Vfs. Meinung, dass die Unterschiede der Thätigkeit der curulischen und plebejischen Ädilen sich nur mit Mühe auf feste Grenzen zurückführen lassen. Der Vf. hat diess auf folgende Weise zu bewerkstelligen gesucht. Er nimmt an, dass zwischen beiden Arten der Ädilen kein Unterschied im Betreff des Objectes ihrer Amtsthätigkeit gewesen sey, sondern dass die curulischen und plebejischen Ädilen die nämlichen Geschäfte, nach Ort oder Zeit, getheilt haben, ohne dass die niedrigen Polizeyverrichtungen den plebejischen Ädilen allein zugewiesen gewesen wären. Als Belege für diese Ansicht führt er die Zeugnisse mehrerer Classiker an, welche die Besorgung öffentlicher Spiele, die Ausrichtung von Aufträgen des Senats und der Consuln, und polizeyliche Geschäfte mannichfaltigen Inhalts, den Ädilen *in genere* zuschreiben; vorzüglich aber beruft er sich auf die Worte der Tafel von Heraklea (*Lin.* 24—31 *Aer. Brit.*), welche die curulischen und plebejischen Ädilen anweisen, in Zeit von fünf Tagen nach ihrer Amtsernennung, oder ihrem Amtsantritt, sich durch's Loos oder gütliche Übereinkunft über den Theil des Stadtgebietes zu einigen, in welchem jeder von ihnen die Aufsicht über den öffentlichen Strassenbau zu führen habe. Hieraus zieht der Vf. den Schluss, diese Concurrenz ihrer Thätigkeit habe eine Einheit der Normen, nach welchen ihre Jurisdiction zu verwalten gewesen sey, erfodert, also Ein *Edictum perpetuum*; und da die Abfassung desselben durch alle Ädilen gemeinschaftlich, wegen der dabey unvermeidlichen Verschiedenheit der Ansichten, bedenklich gewesen seyn würde; so habe man die Redaction des Edicts den curulischen Ädilen ausschliesslich überlassen, und daraus erkläre es sich, warum in unseren Quellen nirgend die Edicte der plebejischen Ädilen genannt werden. Ganz unerklärlich ist es uns, wie der Vf. bey dieser Abhandlung *Niebuhr's* Untersuchungen über denselben Gegenstand (in dessen röm. Gesch. Bd. 2 S. 416—421) so ganz mit Stillschweigen hat übergehen können, da ihnen doch unbestreitbar das Lob der Gründlichkeit und des Scharfsinnes in hohem Masse gebührt. Nach des Vfs. Ansicht bleibt es zweifelhaft, wie die Römer dazu gekommen sind, neben der plebejischen Ädilität eine curulische Würde desselben Namens zu stiften. Denn wäre bloss die Anhäufung von Geschäften der Ädilen Schuld daran gewesen: so hätte eine Vermehrung der plebejischen Ädilen genügt. Dieser Umstand deutet daher auf eine, von dem Vf. nicht aufgedeckte Verschiedenheit ihrer Thätigkeit, d. h. auf den Umstand, dass die curulischen Ädilen, wenn sie gleich an allen Amtsverrichtungen ihrer plebejischen Collegen Theil nahmen, doch noch ohne Zweifel ein besonderes Geschäft hatten, welches mit ihrer curulischen Würde zusammenhing, und das sie mit den plebejischen Ädilen nicht theilten. Gerade über diesen Punct hat *Niebuhr* so gründliche Nachforschungen angestellt. Der Grund, welchen der Vf. für die Ausschliessung der plebejischen Ädilen von der Abfassung des Edictes anführt, hat uns nicht überzeugt. Wenn, nach der richtigeren Ansicht, die Magistrate in ihren Edicten nicht neue Rechtssätze aufstellten, wozu es ihnen an dem ersten Requisit, der gesetzgebenden Gewalt nämlich, gebrach, sondern nur Bestimmungen des Gewohnheitsrechts in dieser öffentlichen Urkunde schriftlich niederlegten, und dieses Edict vor ihrem Amtsantritt öffentlich bekannt machen mussten, um dem Einspruch jedes zur Intercession Berechtigten Raum zu geben, ehe noch ihre obrigkeitliche Gewalt die freye Äusserung des öffentlichen Urtheils zu unterdrücken im Stande war; wenn sich diess so verhielt: so ist nicht einzusehen, was die Theilnahme der plebejischen Ädilen bey Abfassung des Edicts hätte schaden, oder wie ein Einzelner die Ausführung der Beschlüsse seiner Collegen eigenmächtig hätte hindern können.

IX. *Grundzüge einer vollständigen Darstellung der Lehre von der Concurrenz der Civil-Klagen.* Der Vf. glaubt, dass die bisherigen Bearbeiter dieser Lehre deshalb so wenig geleistet haben, weil sie theils den Begriff der Klagen-Concurrenz zu eng fassten, theils immer nur die Frage hervorhoben, welchen Einfluss das Gewinnen und Durchsetzen einer Klage auf die andere habe, ohne die Folgen des Aufgebens und Verlierens der einen Klage, in Beziehung auf andere concurrirende Rechtsmittel, genauer zu prüfen. Denn, sagt der Vf., das Aufgeben und Verlieren einer Klage ist so oft denkbar, als das Gewinnen derselben; und die Grundsätze des Gewinnens können, als ganz heterogen, mit den Grundsätzen über das Verlieren und Aufgeben nichts gemein haben. Diese Fehler sollten in dem vorliegenden Aufsatz vermieden werden. Zuvörderst berichtigt der Vf. in sieben Hauptgrundsätzen die Vorfragen über den Begriff der Klagen-Cumulation, über die Wirkungen der Entsagung auf ein von mehreren, dem Kläger zustehenden Klagrechten, oder der Abweisung einer Klage, u. s. w.; dann geht er zur Auseinandersetzung der, bey der Concurrenz von Klagen eintretenden Entscheidungsregeln über, wobey er bloss die Eintheilung in objective und subjective Concurrenz befolgt, die Unterscheidungen der objectiven Concurrenz aber in cumulative, successive u. s. w. absichtlich zur Seite liegen lässt. Die Betrachtung der objectiven Concurrenz führt den Vf. zu einer grossen Reihe von Unterabtheilungen, welche theils von dem Gegenstande und dem Fundament der concurrirenden Klagen, theils von dem Erfolge der Anstellung derjenigen Klage, für welche sich der Creditor entschieden hat, hergenommen sind. Besonders ausführlich ist der Vf. bey der Frage, ob bey Klagen, welche auf denselben Gegenstand gerichtet sind, nach dem Gewinnen der kleineren Klage noch der Überschuss der grösseren nachgefodert werden könne, bey welcher Gelegenheit er die, über diesen Punct sich scheinbar widersprechenden Fragmente der classischen Juristen zu vermitteln sucht. Wiewohl Rec. die von dem Vf. gewählte Darstellungsart, welche durch Zerlegung der einzelnen Fälle die Übersicht ungemein erschwert, und zu vielen Wiederholungen Anlass giebt, nicht empfehlenswerth findet, und überzeugt ist, dass die Sache sich weit einfacher abthun lässt: so kann derselbe doch nicht umhin, der Gründlichkeit und dem Scharfsinn des Vfs. alles Lob widerfahren zu lassen. Unter den eigenthümlichen gelungenen Auslegungen einzelner Gesetzstellen nennt Rec. besonders die *L.* 34 §. *fin. D. de O. et A.* und *L.* 1 §. 21 *L.* 2 *D. de tutel. et ration.* Bey der *L.* 9 §. 1 *D. de tributor. act.* folgt der Vf. mit Recht der Erklärung *Donell's*, für welche schon der Umstand spricht, dass der Jurist durch den Gebrauch des *tempus futurum* (*ad aliam regressum non futurum*) deutlich genug auf den Ausgang der Klage hingewiesen hat.

X. *Über die Arten, das Corpus juris Romani zu allegiren.* Einer der ausführlichsten Aufsätze in dieser Sammlung. Es ist seit *Hugo* Mode geworden, über die verschiedenen Arten, wie die Stellen der römischen Rechtsbücher bisher angeführt sind, und für die Folge am zweckmässigsten angeführt werden können, zu räsonniren. Das gewöhnliche Feldgeschrey der Neuerungssüchtigen ist hier, man müsse sich dem Beyspiel der Philologen anschliessen, und die Stellen des *Corpus juris civil.* eben so citiren, wie die eines Classikers. Allein diese Reformatoren vergessen, dass auch unter den Philologen nicht alle einerley Sinnes sind, und das Auffinden eines Citats nach der Seitenzahl für einen Nichtphilologen oft noch schwieriger ist, als das Aufschlagen eines Fragments im *Corpus juris* für einen Nichtjuristen. Der Vf. ist in diesem Aufsatz offenbar gründlicher zu Werke gegangen, als wie seine Vorgänger, indem er besonders auf die Citirmethode der Glossatoren Rücksicht genommen hat; allein jeder Freund der Wissenschaft wird wünschen, dass dieser Aufwand von Fleiss einem würdigeren Gegenstande zu gut gekommen seyn möchte.

XI. *Über die Natur der Rechte des Emphyteuta.* Dieser Aufsatz ist vorzüglich gegen *Savigny* gerichtet, welcher bekanntlich in seinem Werke über den Besitz dem Emphyteuta ein volles, jedoch widerrufliches Eigenthum zuschreibt; wiewohl der Vf. gelegentlich auch auf die Behauptung von *Du Roi*, dass dem gewöhnlichen Emphyteuta nicht einmal eine dingliche Klage zugestanden habe, Rücksicht genommen hat. Des Vfs. Ansicht ist, dass über den Umfang der Rechte des Emphyteuta die classischen Juristen verschiedener Meinung gewesen seyen, indem einige demselben prätorisches Eigenthum, andere dagegen kein Eigenthumsrecht, sondern bloss ein *jus in re* mit ausgedehnteren Rechten, als die des Pachters und Nutzniessers waren, zugestanden habe, und dass die Ansicht der letzten Partey durch spätere Constitutionen überall bestätigt worden sey. Der unbefangene Richter kann nicht umhin, den Gründen des Vfs. beyzutreten; allein schwerlich wird er die seltsame und ungegründete Äusserung unterschreiben, dass *Ulpian* ein überall schwankender Jurist sey, welcher es nie gern mit einer Partey verdarb, und so auch wohl das Ungleichartige verband, während *Paulus* immer jedes Wort genau abwäge. Nach dieser Voraussetzung müssen die sogenannten Fragmente *Ulpian's* in den Augen des Vfs. eine sehr untergeordnete Quelle für das civilistische Studium seyn. Schliesslich erinnert Rec., dass er eben so wenig mit dem Vf. einverstanden ist, wenn derselbe die Gründe, welche *Du Roi* für seine, auf einem Missverständnisse beruhende Hypothese angeführt hat, sehr scharfsinnige Ideen nennt.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

JURISPRUDENZ.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Civilistische Abhandlungen von A. F. J. Thibaut* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

XII. *Über die Beschaffenheit und den heutigen Gebrauch der fiduciaria tutela.* Ein gehaltvoller Aufsatz, in welchem sich besonders die neue und gewiss richtige Idee des Vfs. auszeichnet, dass die *fiduciaria tutela* des Vaters über sein emancipirtes Hauskind auch nach Justinians Nov. 118 fortbestehe, indem diese Tutel auf dem Patronatsverhältniss beruht, an welchem die Novelle nichts geändert hat; dass aber die *tutela fiduciaria* der Brüder und der übrigen Seitenverwandten im neuesten justinianischen Rechte keine eigene Art der Tutel mehr ausmache, sondern durch die Novelle mit der *legitima cognatorum tutela* in Eins verschmolzen sey. Zu seiner grossen Freude hat Rec. am Schlusse dieser Abhandlung eine überaus ruhige, und des Vfs. ganz würdige Vertheidigung einer Äusserung gelesen, welche in seinem Pandektencompendium vorkommt, und von *Schöman* auf eine eben so unfeine als oberflächliche Art war angegriffen worden.

XIII. *Über Pfand-Separatisten.* Der Vf., welcher mit einer Philippica gegen die justinianische Gesetzgebung, besonders in Bezug auf das Pfandrecht, anhebt, zeigt hier mit Grund, dass neuere Juristen mit Unrecht folgenden Pfandgläubigern ein Separationsrecht im Concurse des Gemeinschuldners zugesprochen haben: 1) dem Gläubiger, welcher sein Pfandrecht an der Sache bereits hatte, ehe dieselbe in das Vermögen des Gemeinschuldners kam; 2) demjenigen, welcher, indem er eine Sache auf Credit verkauft, sich an derselben ein Pfandrecht reservirt hat; 3) demjenigen, welchem zur Sicherheit seiner Foderung ein *nomen* verpfändet ist.

XIV. *Über die Zulässigkeit der Rückfoderung eines für eine Nichtschuld bestellten Pfandes.* Die Frage, ob der Pfandschuldner, welcher für ein *indebitum* ein Pfand bestellte, wiewohl er die Nichtigkeit der *obligatio* kannte, das gegebene Pfand zurückfodern darf, oder nicht, ist von den Juristen verschieden beantwortet worden. Der Vf. erklärte sich in seinem Pandekten-Compendium §. 644 mit *Cujacius* für die bejahende Meinung; der verneinenden dagegen sind besonders *Weber* und *Glück* beygetreten. Der Vf. unterstützt in diesem Aufsatz seine frühere Ansicht durch neue Gründe, fügt derselben aber folgende Beschränkung hinzu. Wenn das für eine Nichtschuld bestellte Pfand bereits von dem Creditor veräussert, und das erlöste Geld zur Bezahlung des *indebitum's* verwandt ist: so fällt die Rückfoderungsklage gegen den dritten Besitzer des Pfandes weg. Denn da der veräussernde Pfandgläubiger im Namen des Verpfänders handelt, es mithin so zu betrachten ist, als ob der Verpfänder selbst mit dem erlösten Gelde das *indebitum* bezahlt habe: so müssen nun die Grundsätze über die *condictio indebiti* streng zur Anwendung kommen. Wir können indess keineswegs der Meinung des Vfs. seyn, und glauben, dass dieselbe zum Theil auf einem Irrthum beruht. Zwar unterscheidet der Vf. richtig, dass in dem Fall, wenn die *obligatio* der Art ist, dass die geleistete Zahlung stets repetirt werden kann, auch unbedenklich Rückfoderung des bestellten Pfandes eintritt, und dass also nur über den anderen Fall gestritten werden kann, wenn die Schuldfoderung so beschaffen ist, dass sie im Fall geleisteter Zahlung die *condictio indebiti* ausschliesst: allein der Vf. hat Unrecht, wenn er die Analogie der *condictio indebiti* mit der Rückfoderung eines bestellten Pfandes leugnet, denn beide stehen in dem engsten Zusammenhange. Es ist nämlich bekannt, dass zur Bestellung eines gültigen Pfandes das Daseyn einer *obligatio naturalis* genügt, und dass aus diesem Grunde selbst für das Darlehn eines Haussohnes eine gültige Verpfändung möglich ist (*L.* 5 *pr. L.* 14 §. 1 *D. de pignor. L.* 2 *D. Quae res pign.*), während die *condictio indebiti* durch das Vorhandenseyn einer *naturalis obligatio*, für welche die Zahlung erfolgt ist, ausgeschlossen wird. *L.* 10 *D. de O. et A.* Durch einen consequenten Schluss aus diesen Prämissen würde also folgen, dass überall, wo die *obligatio* von der Art ist, dass sie eine Rückfoderung der geleisteten Zahlung ausschliesst, auch die Reclamation des für sie bestellten Pfandes unzulässig ist. Und dieser Consequenz sind die Zeugnisse unserer Quellen durchaus nicht entgegen. Die *L.* 25 *D. de pignor.* ist in solchen Ausdrücken abgefasst, dass sie unmöglich auf eine nach dem *jus gentium* gültige, sondern nur auf eine in jeder Beziehung (d. h. *tam jure civili, quam jure gentium*) ungültige *obligatio* bezogen werden kann. Eben so wenig kann das Beyspiel des Frauenzimmers, welches für eine von ihm ungültig eingegangene Inter-

cession ein Pfand bestellt hat, worauf der Vf. mehrmals zurückkommt, als eine Instanz betrachtet werden. Denn die *exc. SCti Vellejani* vernichtet die aus der Intercession entstandene *obligatio* nicht bloss *civiliter*, sondern auch *naturaliter*, mithin kann sie niemals ein gültiges Pfandrecht erzeugen (*L.* 2 *D. Quae res pign.*). Am deutlichsten aber ist der Irrthum des Vfs. bey der *L.* 33 *D. de pign.*, aus welcher er den Schluss zieht: da die dem *adjectus solutionis* geleistete Zahlung von dem Schuldner nicht zurückgefodert werden kann, wohl aber das dem *adjectus* bestellte Pfand: so erhelle, dass die Anstellung der *condictio indebiti* und die Rückfoderung eines Pfandes nichts mit einander gemein haben. Der Zusammenhang der Sache ist aber vielmehr dieser: der *adjectus solutionis* repräsentirt den Creditor bloss in Beziehung auf die Annahme der Zahlung, mithin kann ihm zwar Zahlung geleistet, aber kein Pfand bestellt werden, weil er nicht den mindesten Antheil an der *obligatio* hat, mithin kann das ihm gegebene Pfand unbedenklich repetirt werden. In diesem Fall können natürlich *condictio indebiti* und *repetitio pignoris* nicht zusammenhängen, weil sie gegen ganz verschiedene Personen gerichtet sind: die *condictio indebiti* zunächst gegen den Creditor, und gegen den *adjectus* nur als Repräsentanten des Creditors; die Rückfoderung des Pfandes aber umgekehrt zunächst gegen den *adjectus*, und gegen den Creditor nur als Besitzer der verpfändeten Sache, d. h. als *successor* des *adjectus*. Wenn aber auch die Ansicht des Vfs. richtig seyn sollte: so würde sich doch die Ausnahme, welche er von derselben statuirt, für den Fall, wenn die verpfändete Sache durch den Pfandgläubiger veräussert, und das gelöste Geld zu Tilgung seiner Foderung angewendet ist, schwerlich als folgerecht vertheidigen lassen. Der einzige Grund nämlich, welchen er für sich anführt, dass der Pfandgläubiger die verpfändete Sache bey ausbleibender Zahlung im Auftrage des Eigenthümers veräussert, und also volles Eigenthum auf den Käufer derselben zu übertragen im Stande ist, spricht nicht für ihn, weil diese Repräsentation des Eigenthümers durch den Creditor nur bey einer, in jeder Hinsicht gültigen, nicht aber bey einer wegen Ungültigkeit der *obligatio* nichtigen Verpfändung eintreten kann.

XV. *Über die possessio des beschenkten Ehegatten.* Der Vf. hat es hier vorzüglich mit der Auslegung der *L.* 26 *pr. D. de donat. int. V. et U.* zu thun, welche der, durch andere Zeugnisse hinreichend unterstützten Regel, dass dem beschenkten Ehegatten ein Interdictsbesitz an der geschenkten Sache zustehe, zu widersprechen scheint. *Savigny* bezieht die Worte *jure civili possidere* in dieser Stelle auf den Usucapionsbesitz, und erhält dadurch das in unseren Quellen oft ausgesprochene Resultat, dass, wegen des fehlenden *justus titulus*, der Ehegatte die geschenkte Sache nicht usucapiren könne. Der Vf. dagegen geht, mit seinem Collegen *Erb*, von der Voraussetzung aus, dass der Ausdruck *civiliter non possidere* eine absolute Negation alles juristischen Besitzes, nicht des Usucapionsbesitzes allein, enthalten habe; ferner nimmt er an, dass unter den classischen Juristen wirklich eine Partey gewesen sey, welche dem beschenkten Ehegatten auch den juristischen Besitz abgesprochen habe. Nun meint er, die Worte des *Paulus* in *L.* 26 *pr. cit. quia licet illa jure civili etc.* seyen nicht als Behauptung und Grund zu betrachten, sondern als Abfertigung des Einwandes der Gegenpartey, und daher so zu übersetzen: „auch wenn ihr annehmt, dass die Frau gar nicht juristisch besitze." Nach dieser Voraussetzung würde *Paulus* darauf ausgegangen seyn, die Ansicht der Gegner als unrichtig darzustellen, selbst unter Voraussetzung der Richtigkeit ihrer Argumente, und der Sinn der Stelle würde nun folgender seyn: „Wenn auch nach bürgerlichem Recht die beschenkte Frau gar nicht als Besitzerin zu behandeln ist: so bleibt doch die Einfoderungsklage des Mannes gegen den Verkäufer unzulässig: denn dieser hat im Auftrage des Mannes die Sache der Frau eingehändigt, und besitzt sie nicht mehr, die Frau mag angesehen werden, wie man wolle. Eine gründliche Beurtheilung dieser Ansicht des Vfs. ist nicht möglich, bevor nicht die Vorfrage beantwortet ist, wodurch denn die neuen Ideen von *Erb* über *possessio naturalis* und *civilis* unterstützt werden, und, wiewohl der Vf. in not. 4 seinen trefflichen Collegen zu einer baldigen Bekanntmachung seiner Entdeckungen aufgefodert hat: so ist doch diese Auffoderung bis jetzt, unseres Wissens, ohne Erfolg geblieben. Indess glauben wir Folgendes erinnern zu können, ohne uns dem Verwurfe eines vorschnellen Urtheils auszusetzen. Der Vf. hat bey seiner Erklärung offenbar bezweckt, den Worten des von ihm so sehr in Schutz genommenen *Paulus*, „*certe tamen venditor nihil habet, quod tradat,*" einen passenden Sinn zu geben; allein es will uns bedünken, als ob der Vf. auch ohne seine unerwiesene Supposition zu demselben Ziele habe gelangen können: denn er hätte nur *civiliter possidere* in *Savigny's* Sinne nehmen, und den Ideengang des Juristen so ergänzen dürfen: *Quia, licet illa jure civili possidere non intelligatur, tamen possessione cum interdictis utitur, ideoque venditor nihil habet, quod tradat.*

XVI. *Über das Verhältniss und die Rechte neuer und alter Gläubiger bey einer abermaligen Verarmung des Gemeinschuldners.* Der Vf. nimmt die, früher in seinem System des Pandektenrechts ausgesprochene Ansicht, „dass der Gemeinschuldner nur gegen seine früheren Creditoren, denen er *bonis* cedirt hat, nicht aber gegen die nach der *cessio bonorum* erhaltenen Gläubiger, das *Beneficium competentiae* habe," hier zurück, und bekennt sich zu der entgegengesetzten Partey, welche dem Schuldner, der *bonis* cedirt hat, das *beneficium competentiae* gegen alle Gläubiger ohne Unterschied einräumt. Wenn wir diese neue, durch triftige Gründe unterstützte Meinung des Vfs. annehmen: so müssen wir auch mit ihm die Consequenz anerkennen, dass die neuen Gläubiger keinen Vorzug vor den älteren verlangen können, sondern in der gewöhnlichen Rangordnung auf einander folgen. Die, dieser Annahme scheinbar widerstreitende *L.* 3 *D. Quod cum eo* hat der Vf. geschickt mit derselben in Übereinstimmung zu bringen gewusst.

XVII. *Beyträge zu der Lehre von den Bedingungen.* 1) Über die Gleichheit der aufschiebenden und

auflösenden Bedingungen. 2) Über das Vindicationsrecht des Veräusserndеn nach Eintritt der auflösenden Bedingung. 3) Über die Vermuthung für die auflösende und gegen die aufschiebende Bedingung. Der Vf. hat hier seine früheren Ideen zum Theil berichtigt, zum Theil mit neuen passenderen Gründen versehen; die von ihm angestellten Untersuchungen sind lehrreich und befriedigend, gestatten indess keinen Auszug.

XVIII. *Über die rechtlichen Grundsätze bey Vertheilung der Gemeindesachen.* Der Vf. liefert hier, dem schon lange geäusserten Wunsche seiner Freunde gemäss, von Neuem seine, vor dreyzehn Jahren in dieser Zeitung (1804 No. 241) aufgestellte Recension der *gönner*'schen Schrift „*Über Cultur und Vertheilung der Gemeindeweiden;*" mit einigen Nachträgen, welche sich auf die von neueren Autoren, namentlich von *Gaudlitz*, gegen seine Ideen gemachten Einwendungen beziehen. Der Vf. hat durch diesen erneuerten Abdruck seiner trefflichen Recension nicht bloss den Dank seiner genaueren Freunde, sondern auch unfehlbar den des grösseren Publicums verdient.

XIX. *Über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland.* Ein neuer, vermehrter Abdruck der bekannten Brochure des Vfs., welche unter demselben Titel erschienen ist. Der Vf. selbst drückt sich über diese Wiederholung so aus: „*Da kleine Schriften dieser Art gewöhnlich in kurzer Zeit verloren gehn, und ich doch die längere Erhaltung derselben zu wünschen Ursache habe: so nehme ich sie hiemit in diese grössere Schrift auf, mit einer ziemlichen Reihe von Zusätzen vermehrt, welche in mehrerer Hinsicht für meinen Hauptgedanken von Bedeutung sind.*" Die neu hinzugekommenen Zusätze enthalten nicht sowohl Änderungen, als vielmehr weitere Ausführungen der früheren Ideen des Vfs. Dass durch dieselben die Arbeit des Vfs. gewonnen habe, wagt Rec. nicht zu bejahen, wenigstens würde er in nicht geringer Verlegenheit seyn, wenn er die auf S. 433. 434 enthaltene Äusserung vertreten sollte, „dass zehn geistvolle Vorlesungen über die Rechtsverfassung der Perser und Chinesen in unseren Studirenden mehr wahren juristischen Sinn wecken würden, als hundert über die jämmerlichen Pfuschereyen, denen die Intestaterbfolge von August bis Justinian unterlag."

XX. *Über die Vereinbarlichkeit der actio negotiorum gestorum des Geschäftsführers mit einem, demselben von einem Dritten gegebenen, Auftrage.* Den Inhalt dieses Aufsatzes giebt der Titel hinreichend an; die Darstellung des Vfs. duldet jedoch keinen Auszug.

P. R. M.

GESCHICHTE.

Kopenhaven (sic), b. Bonnier: *Versuche aus der Culturgeschichte und Völkerkunde*, von Dr. *Friedrich Ekkard*, kön. Bibliotheksekretaire, Mitgliede d. norweg. Wissenschaftsgesällschaft (sic). Erstes Häftchen (sic), mit 7 ausgemalten Kupfern. 1813. 144 S. in Quer 12. Zweytes H. 140 S. mit 7 Kupfern. Drittes H. 126 S. mit 7 Kupfern. Viertes H. 1815. 122 S. und 7 Kupfern. (Zusammen 8 Rthlr.)

Der Vf., ein Veteran unter den Gelehrten Dänemarks, und auch in Deutschland als Geograph und Geognost schon seit einer langen Jahrenreihe vortheilhaft bekannt, will diese 4 Hefte, zufolge einer Nachschrift des Verlegers, nur als Vorläufer eines viel grösseren Werkes, das Resultat eines 50jährigen Fleisses und einer seltenen Belesenheit, wozu sein Umgang mit zweyen der grössten Bibliotheken des gebildeten Europas ihm die Mittel in die Hände gab, betrachtet wissen. Doch wird es von dem Beyfalle, den diese Hefte finden, und besonders von der Wiedererlangung des Gesichtes, dessen der kenntnissreiche Mann, wie Rec. mit wahrem Bedauern bemerkt, schon seit Jahr und Tag beraubt war, abhängen, ob das versprochene grössere Werk erscheinen wird, oder nicht. Wer sollte nicht das Erste wünschen, sowohl um des Gewinnes willen, den sich die Wissenschaften von dem unermüdeten Fleisse eines *Ekkard* versprechen dürfen, als um der für einen Gelehrten doppelt schmerzhaften Ursache willen, welche die Erscheinung des Werkes zweifelhaft macht! — In der Vorrede zum ersten H. giebt der Vf. Nachricht von seiner Bildung zum Anthropologen, oder zu seiner Bekanntschaft besonders mit fremden Völkern und fremden Sitten, wozu die Neigung bey ihm schon im Knabenalter vorherrschend war, und deren Befriedigung des Vfs. „stockblinder Grossvater, *Loppnau*, ein alter Pfarrer in *Friedrichsort*," als Mittel anwendete, um seinen Fleiss im Lateinlernen zu belohnen und zu ermuntern. Ein schönes Beyspiel von Pädagogentugend aus jener Zeit! Reisebeschreibungen und der Gebrauch neuer Landcharten, die der Vf. seit 1755 zum Theile selbst verfertigte, machten ihn zum Länderkundigen. In *Altona* waren ihm die Vorlesungen über *Alterthümer* die anziehendesten, und blieben es auf der Universität zu *Leipzig* in dem J. 1768 u. s. w. *Basedow* führte ihn zur *Naturkunde* an, und erst sein Umgang mit *Erxleben* und *Blumenbach* in *Göttingen* weihete ihn so in die anthropologische Kunde, dass seine Völkerkunde festere Stützen erhielt. Sein gegenwärtiges *System* gedieh erst im laufenden Jahrhunderte, nach unermüdet fortgesetztem Sprachstudium, verbunden mit neuen Entwürfen der Culturgeschichte, wozu ohne Zweifel eine vertraute Bekanntschaft mit den reichen Hülfsmitteln in der grossen kön. Bibliothek, deren vieljähriger Secretair der Vf. ist, das Ihrige beytrug, zur Reife. Er wünscht die Meinung über dasselbe von Wahrheitforschern zu erfahren; diese wird sich aber mit einiger Sicherheit nicht eher fällen lassen, als bis des Vfs. grösseres Werk erschienen ist, indem die vorliegende Schrift zwar viele Beweise enthält von Hn. *E's* ausgebreiteter Belesenheit, vielseitigen Kenntnissen, selbstdenkendem Forschungsgeiste und gesundem Urtheile über mehrere zur Menschengeschichte gehörige Gegenstände, bey dem Allen aber um der aphoristischen Kürze willen, worin Alles vorgetragen ist, um der Mannichfaltigkeit der berührten Gegenstände willen, und wegen der Merkmale des nicht

immer sich gleich bleibenden Ganges, den der Vf. bey seinen Untersuchungen eingeschlagen hat, auf ein zusammenhängendes, gehörig geordnetes, möglich vollständiges, auf festen Gründen beruhendes System keinen sicheren Schluss erlaubt. Die grössere Ausführlichkeit und Fasslichkeit des Vortrages, welche der Vf. solchen Lehrern empfiehlt, die dieses Buch zum Leitfaden bey ihrem Unterrichte benutzen wollen (S. 19), wird ihnen allerdings sehr nöthig, zugleich aber auch keine leichte Aufgabe für Lehrer seyn, die sich nicht, gleich dem Vf., im Besitze der erforderlichen Quellen und Hülfsmittel befinden. Nichts desto weniger empfiehlt Rec. diese Beyträge zur Culturgeschichte und Völkerkunde, die ihr bescheidener Vf. *Versuche* nennt, Allen, denen diese Gegenstände wichtig sind, überzeugt, dass sie dieselben nicht, ohne ihnen manchen Zuwachs ihrer Menschenkenntniss, manchen neuen, beyfallswürdigen Gedanken über die fortschreitende Cultur, manche schätzbare Winke zu eigenem weiterem Nachdenken zu verdanken zu haben, aus den Händen legen werden. Was man allenfalls zu erwarten hat, das wird aus einer kurzen Inhaltsanzeige erhellen. *Erstes* Heft. Grundzüge der Menschengeschichte. Betrachtungen über die *Muaghal-* und *Czudi-*Völker; über die stete Wirksamkeit, aber unwürdige Behandlung des feinergebildeten Geschlechtes; über Knechtschaft und Leibeigenschaft, über Völkernamen und Culturfortschritte. Eigenheiten und Charakterzüge der auf den ersten 7 Kupfertafeln abgebildeten Völkerschaften (allzukurz und unbefriedigend), nämlich der Neu-Seeländer, Neu-Caledonier, Nukasinacher, Karaiben, Grönländer, alten Norweger auf Island u. s. w. Die Kupfer sind in diesem, wie in den folgenden Heften, gut gezeichnet und schön colorirt; zu mehreren derselben hat der Vf. die Zeichnungen aus *Langsdorfs* und *Krusensterns* Reisebeschreibungen entlehnt, und Rec. hat sie bey der Vergleichung mit denselben treffend gefunden; nur muss Rec. bemerken, dass das Papier zu denselben weisser und feiner seyn könnte, als es, wenigstens in seinem Exemplare, wirklich ist. *Zweytes* H. Über Menschen-Eigenheiten in verschiedenen örtlichen Lagen; über Tugend und Laster, Sittencharakter, Zeitrechnung bey rohen Völkern; Kalender. Menschliche, thierische Wohnungen. Menschliche Übermacht über Verstand und Sitten bekannter Thiergattungen (vorzüglich gut aus einander gesetzt, aber doch noch einer weiteren Ausführung werth, die auch S. 77 versprochen wird, und wobey Rec. hofft, dass das bekannte Thierbüchlein des verstorbenen Dänen *Lars Smith* benutzt werden soll). Über höheres Thierbedürfniss, Freyheitstrieb, Selbstachtung; Menschen-Darstellungen, besonders durch Maler; Darstellung verschiedener Weiberarten mit Säuglingen (ein glücklicher Gedanke, dessen Ausführung auf den beygefügten Kupfern allen Beyfall verdient), und zwar Mütter der Neuwelt, Waikuren, von Diemers Insel, auf Czika oder Jesso, in Spanien u. s. w. Über Aikomänner und Weiber auf Czika, über Japanesen, Catalaner, Waikuren. *Drittes* H. Über Verspätung der allernützlichsten Entdeckungen. Ist hohes Alter ohne gute Endzwecke wahrer Vorzug? Ohne edle und erhabene Absichten hoher Vorzug? (Treffende Bemerkungen über die Thorheit sowohl des Individuums, als eines ganzen Volkes, wenn ein besonderer Werth auf ein wahres oder angemasstes hohes Alter gelegt wird, ohne jedoch zeigen zu können, welche Fortschritte während einer so langen Zeit die Familie oder das Volk in der Cultur des Verstandes und Willens gemacht, wie weit man es in Künsten, Wissenschaften, Erfindungen u. s. w. gebracht; wie viel Gutes man gestiftet, welchen Segen verbreitet habe u. s. w.) Über sittliche Eigenschaften und Pflichten des Culturgeschichtschreibers (mit denen des Historiographen ziemlich übereinstimmend); mögliches Übergewicht nördlicher Natur- und Kunst-Erzeugnisse über die südlichen (Rec. hat diesen Abschnitt meist unparteyisch, doch nicht ohne die, dem Deutschen fast immer eigene zu geringe Würdigung seines Nationalwerthes, gefunden). Fremde Mütter und Kinder in Lima, Senegambia, Loango, Unalaschka, mit Hinweisung auf die Kupfertafeln. *Viertes* H. Sprach- und Geschichts-Studium verglichen. Über die 9 Urgesänge. Wohnsitze des weissen Urstammes. Lebensarten und Gewerbe als Bildungsfortschritte. Künste und Wissenschaften. Europas älteste Völker. Verkehrte Auswahl der Begebenheiten in älteren Jahrbüchern (möge diese Wahl oft ihren Grund in dem Stande und den Beschäftigungen der *Geistlichen* haben: ihnen bleibt doch das Verdienst, dass wir ohne sie wenig aus älteren Zeiten wissen würden). Über hier abgebildete Völker. Thierverhältnisse gegen Menschen. — Von des Vfs. Eigenheit in der Rechtschreibung enthält schon der Titel Proben; eine grosse Menge ähnlicher Abweichungen von der unter Deutschlands classischen Schriftstellern angenommenen und wohl gegründeten Schreibart liessen sich aus der Schrift selbst anführen, z. B. *Bekwämlichkeit*, *Erkänntniss*, *Behaubtung*, *Witrung*, *Sweden* u. s. w. u. s. w., statt Bequemlichkeit, Erkenntniss, Behauptung, Witterung, Schweden u. s. w. Rec. wünscht sehr, dass in dem grösseren Werke, wenn es noch erscheinen sollte, Hr. *E.* wieder zu der Schreibart zurückkehren möge, die er in seinen früheren Schriften, z. B. in der Übersetzung von *Nyerups* Leben und Schriften des Kammerherrn *Suhm* (Kopenh. 1799), befolgte. Auch gegen den Stil des Vfs. liesse sich Manches erinnern. Wo Andere z. B. sagen würden: „Gottes Weisheit,“ oder „die göttliche Vorsehung“ traf diese, jene Einrichtung: da sagt der Vf.: „Allweisheit,“ oder „Allgüte“ richtete dieses, jenes so ein. Dahin rechnet Rec. überhaupt die öftere Auslassung des bestimmten oder unbestimmten Artikels da, wo solcher der Deutlichkeit wegen, und um selbst Missverstand zu verhüten, doch nothwendig wäre. Dass *Napoleons* in den 3 ersten, 1813 erschienenen Heften so oft auf die ehrenvollste Art Erwähnung geschieht, will Rec. nicht rügen; auch Napoleon hatte seine guten Seiten. Im letzten, 1815 erschienenen Hefte kommt sein Name nicht vor. — Durch Kleinigkeiten darf man sich bey unserem Vf. überhaupt nicht verleiten lassen, das viele Gediegene und Schätzbare in seinen Schriften zu übersehen.

D. Fr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

MEDICIN.

Jena, b. Gabler: *Neue Ansichten der Hundswuth, ihrer Ursachen und Folgen, nebst einer sicheren Behandlungsart der von tollen Thieren gebissenen Menschen.* Für Ärzte und Nichtärzte bestimmt, von D. *G. Gottfr. Zinke*, Arzt zu Cahla. 1804. 212 S. 8. (20 gr.)

Die Wasserscheu hat die Aufmerksamkeit mehrerer neuer Ärzte auf sich gezogen; nur Schade, dass die meisten derselben, auch der zu früh verstorbene *Dömling*, blosse Theoretiker waren, zu wenig concrete Fälle beobachtet hatten, folglich bloss einseitig, vom theoretischen Standpuncte aus, über diese krankhafte Erscheinung urtheilten. Es ist gut, dass auch eigentliche Praktiker sich damit beschäftigen. Dem Vf. scheint die Wuth ein allgemeiner Krampf mit Verderbniss der Säfte zu seyn. Der Hund, von Natur sehr zornig und zum Begattungstrieb äusserst geneigt, ist oft, bey weniger Nahrung, heftigen Strapazen ausgesetzt, muss öfters Durst leiden, und wenn er endlich zu saufen bekommt, säuft er viel, mitunter auch unreines Wasser u. s. w. Alle diese Dinge sind schwächende Schädlichkeiten, und müssen Schwäche erzeugen, sobald mehrere zusammenwirken. (So räsonnirt der Vf.! Rec. hat erstlich dagegen zu erinnern, dass die Geschichte der Lebensart der Hunde, wie sie der Vf. aufstellt, am wenigsten auf diejenigen Arten der Hunde passe, welche am öftersten toll werden, und zweytens, dass nicht alle diese Dinge schwächende Schädlichkeiten sind, im Gegentheile müsste die natürliche Anlage der Hunde zum Zorn und zur Begattung zur Sthenie geneigt machen.) Dass bey der Wuth wirklich Schwäche zum Grunde liege, sieht man aus den Erscheinungen. (Auch diesem kann man widersprechen. Der ganze Verlauf der Erscheinungen, die ersten Zeiten der Opportunität und die allerletzten Stunden vor dem Tode ausgenommen, deutet auf Erregung und Enormität. Was Hr. Z. zum Beweise beybringt, sind auch nur Symptome der Opportunität, nicht der eigentlichen wahren Krankheit.) Wenn nun durch die Einwirkung einiger dieser schwächenden Schädlichkeiten, wozu hauptsächlich die vielfältige Veränderung der Witterung gehört, eine Verminderung der Lebensthätigkeit und Reizfähigkeit (soll das eins seyn?) hervorgerufen ist: so folgt vermindertes Wirkungsvermögen, und weil der Hund nicht schwitzt, so wird die unmerkliche Ausdünstung desto leichter unterbrochen, welches eine fehlerhafte Mischung der Säfte nach sich zieht. Dazu kommt, dass wegen der verminderten Reizfähigkeit das in der atmosphärischen Luft befindliche Oxygen nicht mehr beym Athmen zersetzt, und das Blut mit hinlänglicher Menge desselben nicht geschwängert wird. Es werden die gehörigen Portionen Stickgas, Kohlensäure, oder, wenn man will, Amoniak, nicht mehr ausgeschieden u. s. f. Darin, dass der Hund nach starker Erhitzung aus einigen Drüsen des Maules eine dem Schweisse ähnliche (?) Feuchtigkeit, die ihm tropfenweise aus dem Maule läuft, absondert, scheint der Grund zu liegen, dass sich das Product der fehlerhaften Beschaffenheit der Säfte hauptsächlich nach den Speicheldrüsen wirft, und da als chemische Schärfe wirkt. (Diess scheint noch das Beste in der ganzen Erklärung zu seyn.) Nimmt man ferner an, dass die Säfte (welche?) bey einem gleichmässigen Grade der Wärme weit schneller, wie das Blut (gehört das nicht unter die Säftemasse?), in die Fäulniss übergehen: so darf man sich nicht wundern, dass der Speichel eines tollen Hundes wie Gift wirket. Die Abneigung des kranken Hundes gegen alle Nahrungsmittel scheint in einem hohen Grade der Asthenie des entzündeten Magenschlundes (?) zu liegen (woher denn aber diese höhere Asthenie eines einzelnen Organes?). Gegen diese jetzt in den Hauptzügen dargestellte Theorie macht der Vf. nun selbst einige Einwürfe, und sucht dieselben auch selbst zu widerlegen; jene scheinen uns aber mitunter fester begründet, als beseitiget zu seyn. Unleugbar ist es, dass die heissen Klimate zu Krampfkrankheiten, zu Entmischungen der Säfte, zu Krankheiten von indirecter Schwäche, wozu vielleicht noch am ersten die Hundewuth zu rechnen wäre, geneigt machen; weniger richtig ist es, dass die Luft daselbst reiner sey, als anderwärts. Doch wir wollen nicht weiter mit dem Vf. über seine theoretische Ansicht rechten. Die Vorsichts- und Polizey-Massregeln, welche Hr. Z. zur Verhütung entstehender Hundswuth vorschlägt, sind sehr gut. Übrigens nimmt der Vf. nur Eine Art der Wasserscheu an, obgleich er Krankheitszustände nicht leugnet, wo ähnliche Erscheinungen vorkommen. (Diese sind auch wirklich nicht zu leugnen. Bey schweren Nervenfiebern, typhösen Blattern und Scharlach ist ein ähnlicher Zustand leider

nicht selten und immer gefährlich. Warum will man diess nicht Wasserscheu nennen? Ja dem Rec. dünkt es, um eine richtige Construction der Hundewuth zu geben, müsse man dem ursachlichen Zusammenhange der *Hydrophobia spontanea* ganz vorzüglich nachspüren.) Die Zeit, binnen welcher aufgenommenes Wuthgift wirket, setzt der Vf. meistens bis 21 Tage fest, und widerlegt besonders S. 111 Hn. *Starke*, welcher ein dreyjähriges Schlummern desselben im Körper annimmt. (Uns scheint doch die vom Vf. angenommene Zeit der Effervescenz des Wuthstoffs zu kurz, dreyjähriges Schlummern aber ganz unrichtig zu seyn.) Das Heilverfahren wird kritisch gut aus einander gesetzt, und die Unzulänglichkeit einzelner Mittel und Methoden gezeigt. S. 186 ff. giebt der Vf. Rechenschaft von Versuchen, welche er mit dem Wuthgifte an Thieren gemacht hat. Sie sind nicht ohne Interesse. Besonders bestätigt sich die Identität der Wirkungen desselben in allerley Thieren, Katze, Kaninchen und Hahn. Aus denselben glaubt der Vf. in dem Arsenik, Phosphor und der Lauge Mittel gefunden zu haben, welche das Wuthgift auf eine mehr unmittelbare Weise, als die bisherigen, zerstören. Die sicherste Behandlung der Gebissenen setzt der Vf. in die schnelleste Reinigung der Wunde mit warmem Salzwasser oder Lauge, damit soll die Wunde wenigstens ¼ Stunde lang mittelst einer zarten Zahnbürste gerieben werden. Nun soll man den Kranken in ein laues Bad setzen oder durch ein Tuch mit Seife, warmes Wasser und etwas Lauge durchaus abwaschen, auf die Wunde das cosmische Mittel legen, oder wo dieses, wegen einer Zerreissung der musculösen (?) Theile nicht anwendbar wäre, die Stelle oft mit Lauge begiessen, und eine Mischung von Digestivsalbe und etwas Arsenik anwenden. Innerlich giebt der Vf.: Rec. *Phosphor. scr. un. Naphth. vitriol. dr. sesqui. Aqu. menth. pip. unc. IV. Syr. capill. ven. unc. sesqui. M. S.* Täglich drey Esslöffel voll, acht Tage lang hinter einander. (Die Menge Phosphor ist aber in der That sehr gross!) Dabey lässt er eine Tisane trinken aus: Rec. *Hor. arnic. dr. II Rad. Glycyrrhiz. Stipit. dulcamar. ää. unc. sem.* in einem Mass Wasser gekocht und noch etwas (wie viel?) spanischen Wein zugegossen. Diese Methode habe sich an fünf Gebissenen, S. 202, bewähret. Bey Spuren ausbrechender Wuth müsse die ganze Stelle ausgeschnitten, oder, wenn sie offen sey, mit dem cosmischen Mittel bedeckt werden. War sie schon geheilt: so muss sie durch tiefe Einschnitte geöffnet, und nun mit dem Ätzmittel verbunden werden. Empfindet der Kranke Schmerz in dem verwundeten Theile (Gliede): so reibe man denselben mit Baumöl, worin Phosphor und Campher aufgelöst ist. Auch kann man eine Abkochung von Taxuslaub (?) oder Compressen mit Camphereſsig überschlagen. Übrigens lasse man auch Klystiere von Baldrian und Anagallis geben. Innerlich empfiehlt alsdann Hr. Z. besonders den Arsenik. — Diess ist nun die neue Ansicht, unter welche die Hundswuth vom Vf. gestellt wird. Der Leser wird leicht selbst beurtheilen können, in wie weit sie neu, und die Behandlungsart sicher genannt zu werden verdient. Für Nichtärzte kann sie auf keinen Fall bestimmt seyn. Fj. n. m.

Kopenhagen, b. Brummer: *Nordisches Archiv für Natur- und Arzney-Wissenschaft.* Herausgegeben von Prof. *Pfaff* in Kiel und D. *Scheel* in Kopenhagen. *Erster Band.* Erstes Stück. 1799. Zweytes Stück. 1800. Drittes Stück. 1801. 576 S. und 2 Kupfertafeln. 8.

Ebendaselbst: *Nordisches Archiv für Naturkunde, Arzneywissenschaft und Chirurgie.* Herausgegeben vom Prof. *Pfaff* in Kiel, D. *Scheel* in Kopenhagen und Prof. *Rudolphi* in Greifswalde. *Zweyter Band.* Erstes bis drittes Stück. 1801. (188. 192 und 229 S.) *Dritter Band.* Erstes Stück. 1802. Zweytes u. drittes Stück. 1803. (248. 158 u. 200 S. und 5 Kupfertafeln.) *Vierter Band.* Erstes Stück. 1804. 192 S. 8.

Leipzig, in Commission b. Barth: *Nordisches Archiv* u. s. w. *Vierter Band.* Zweytes und drittes Stück. 1805. 192 u. 196 S. 8. (Alle 4 Bände zusammen 8 Rthlr.)

So sehr Rec. auch gewünscht hätte, von dem vollständigen Inhalte dieses interessanten und lehrreichen Journals genaue Rechenschaft abzulegen: so verwehrt diess doch der Umstand, dass die ersten 3 Bände desselben ausserhalb der Entstehungsepoche unserer A. L. Z. liegen, und die Anzeige ohnehin durch Zufall verspätet worden ist. Er muss sich daher, wiewohl ungern, begnügen, aus selbigen nur die hauptsächlichsten und wichtigsten Abhandlungen dem Titel nach, gleichsam als Einleitung zum vierten Bande, kurz anzudeuten. Dahin rechnet er 1) *Abildgaard's neue Versuche über das Athmen und den Nutzen desselben,* nebst *Pfaff's Bemerkungen* darüber (I, 1) und *Abildgaards Nachtrag* dazu (I, 2). 2) *Obduction eines ertrunkenen Pferdes,* von *Kuhn,* mit *Anmerkungen* von *Herholdt* und *Rafn* (I, 1). 3) *Pfaffs Versuche über den Galvanismus;* ein Beytrag zu *v. Humboldts* 2tem Bande der Versuche u. s. w. (I, 1). 4) *Treviranus Versuche und Beobachtungen über den Einfluss des galvanischen Agens und einiger chemischer Mittel auf das vegetabilische Leben.* 5) Desselben *Versuche über den Einfluss des Opiums und der Belladonna auf die Lungen der Amphibien* (I, 2). 6) *Hellwag von den blauen Kuhblattern, einem in Holstein längst bewährten Vorbauungsmittel gegen die Kinderblattern* u. s. w. 7) *Einige neue Versuche, um die Menge des Kohlenstoffes im Blute zu bestimmen,* von *Abildgaard* (I, 3). 8) *Viborgs* und *Scheels Versuche mit der Einspritzung verschiedener Arzneyen in die Adern von Thieren* (I, 3. II, 1.) 9) *Herholdt über die chirurgische Behandlung tiefer Brustwunden,* mit 1 Kupfer. 10 — 12) *Pfaff, Gahn* und *Oersted Versuche mit der voltaischen Batterie und über die galvanische Elektricität* (II, 1). 13) *Rafns* und *Viborgs Versuche über die Wirkung verschiedener nordischer Gewächse an Thieren.* 14) *Beweis, dass die Blattern, eine den Menschen und Thie-*

ren gemeine Krankheit sind, von *Viborg* (II, 2). 15) *Wahrnehmung einer tödtlichen Darmineinanderschiebung* (welches Wort!) *bey einem kleinen Kinde*, von *Herholdt*. 16) *Viborgs Versuche an Hausthieren über die Heilkräfte der durch den Mund eingegebenen und in die Adern eingespritzten Arnica, und mit der Einspritzung des arabischen Gummis*. 17) *Bemerkungen über eine mit Scirrhus ovarii verbundene Schwangerschaft*, von *Giström*. 18) *Beobachtung einer den Kuhpocken ähnlichen Krankheit in Christiansdahl auf der Insel Fühnen*, von *Neergaard*. 19) *Resultate aus Versuchen über die Anwendung des Galvanismus bey Taubstummen*, von *Pfaff* (II, 3). 20) *Heilung eines Gesichtskrebses durch das cosmische Mittel*, von *Boysen*. 21) *Anwendung ebendesselben gegen veraltete Beinschäden*, von *Jacobsen*. 22) *Beobachtungen über ebendasselbe*, von *Bausin*. 23) *Horman über die Kennzeichen des Todes vom Ertrinken* (III, 1). 24) *Nissens Beschreibung dreyerley verschiedener Arten von Kuhpocken an Kühen*, mit 3 illum. Kupfern. 25) *Viborg über die deprimirenden Wirkungen des Salpeters und die excitirenden des Küchensalzes, Salmiaks und Ammoniaks, vorzüglich durch Einspritzung in die Adern von Thieren erprobt*. 26) *Eckels Beschreibung eines merkwürdigen Kalbsmonstrum* (III, 2). 27) *Gastbergs Nachricht von dem Erfolg von Versuchen, welche mit dem Galvanismus gegen Fehler der menschlichen Sinnorgane angestellt worden sind*. 28) *Pfaff von dem Leben, als einem chemischen Processe*. 29) *Abgang von Blut bey einem neugeborenen Kinde*, von *Hellwag*. 30) *Beschreibung eines beweglichen Staarnadelringes*, von *Scheel*. 31) *Über die guyton'sche Räucherung mit übersäuerten salzsaueren Dämpfen*, von demselben, nebst Beschreibung einer bequemen Maschine dazu (III, 3).

Vierter Band. Erstes Stück. 1) *Historischer Bericht über das Medicinalwesen in Carlscrona*, von *Beyer*. Enthält eine detaillirte Beschreibung des musterhaften Admiralitätskrankenhauses und der Krankenpflege in den Quartieren. Man rechnet, dass in jenem täglich jeder Kranke 6 Schilling (= 12 Schill. dän.) kostet; bey dieser ist die Ausgabe grösser. 2) *Ludw. Frank's* zu Tunis *Notizen über die Pest*. Die Menge der Hunde, welcher *Gentile* grossen Antheil an Erzeugung der Pest zuschreibt, ist daran unschuldig. Ein grösserer Grad von Kälte scheint sich in Ägypten ganz bestimmt der Entwickelung der Pest zu widersetzen, indem sie sehr selten im December und Januar erscheint. Die stärkste und anhaltendste Hitze im Jahre macht, dass sie aufhört, welches oft schnell geschieht: gewöhnlich aber nimmt sie im May ab, herrscht gegen Ende des Junius nur sporadisch, und gleicht dann oft einem Faulfieber. Sie ist in Abyssinien, wie in allen übrigen Theilen der *zona torrida*, unbekannt. Jedesmal, wo die Öleinreibungen die Heilung zu befördern schienen, bemerkte der Vf. reichlichen Schweiss. Er habe nie die Pest mit anderen Krankheiten complicirt gesehen, locale Zufälle der Lustseuche ausgenommen. Man kann mit einiger Zuverlässigkeit behaupten, dass der Kranke 30 Tage nach vollkommener Heilung der Bubonen u. s. w. nicht mehr anzustecken vermöge; meistentheils ist zwischen der Infection und dem Ausbruche der Krankheit ein Zwischenraum von 5 bis 30 Tagen. Zuweilen war die Pest in Ägypten von sthenischer Beschaffenheit, und ihre Entwickelung kündigte sich durch herumziehende rheumatische Schmerzen an; Aderlässe wurden in diesen Fällen mit dem ausgezeichnetsten Erfolge als Präservativ angewandt. Viele Personen mit Pestnarben fühlen beym Ausbruche einer neuen Epidemie Schmerzen in denselben, ohne von Neuem befallen zu werden; auch solche, die vorher die Pest nicht gehabt haben, fühlen in Ägypten häufige Schmerzen im Drüsensysteme. Während des zunehmenden Mondes sind die Pestfälle häufiger, beym abnehmenden seltener und weniger tödtlich. Die Pest werde durch die Inoculation wohl eben so wenig gelinder, als sie gegen neue Ansteckung selbst nur unvollkommen sichere. Ein Individuum kann in einer und derselben Epidemie mehrere Male befallen werden, wenn nämlich die verhärteten Drüsen nicht in Eiterung übergingen; fand aber die letztere Statt: so kann die Person mit Sicherheit der Krankheit Trotz bieten. An der vorgeblichen Impfung, die *Desgenette* an sich selbst vorgenommen haben will, zweifelt der Vf. *Keutsch* in St. Croix sah im gelben Fieber grossen Nutzen von Öleinreibungen; sie bewirken äusserst starken Schweiss, und thun gewöhnlich dem Erbrechen Einhalt. Gewöhnlich verband er Campher mit dem Öle. Der Charakter der Epidemie sey Asthenie. Für ansteckend hält er sie nicht. 3) *Nachricht von galvanischen Versuchen an Taubstummen*, von *Pfingsten*. Sie waren nicht entscheidend. 4) *Historische Nachricht über die* (von den) *Rettungsanstalten für Ertrunkene in den dänischen Staaten*, von *Scheel*. 5) *Bericht der Vaccinations-Commission zu Kopenhagen vom 31 Dec. 1803 an den König*. 6) *Entwurf einer Medicinalpolizey-Verordnung zur Sicherung des Lebens und der Gesundheit gegen unglückliche Zufälle*, von *Guldbrand*. Neben Vielem, was schwerlich in eine blosse *Medicinal*polizey gehören möchte, findet man hier, auser dem Bekannten, Manches, was Aufmerksamkeit verdient. Jedoch möchte das Führen fremder Thiere bey Nacht (S. 145) in anderen Rücksichten gefährlich seyn, wie z. B. bey Bären, deren Führern wohl nicht immer alles Gute zuzutrauen ist. Ohne Grund ist S. 156 die Smalte von der Zahl arsenikalischer Gifte ausgenommen. Zweckmässig wäre es allerdings, wenn um jede zu verkaufende Portion Gift, wie S. 161 vorgeschlagen wird, stets ein Bogen geschlagen würde, auf dem unter Autorität des Sanitätscollegium die Hauptsymptome, durch welche die Gifte bey dem Menschen ihre Wirkung zu erkennen geben, und die besten Hülfsmittel angegeben wären; aber wer soll für die Kosten dazu stehen? Überaus nachahmungswürdig ist übrigens der Gedanke des Vfs., dass Entwürfe zu Gesetzen, besonders wenn sie so mannichfaltige und (zum Theil) für Ärzte fremdartige Kenntnisse erfodern, als mitunter die Medicinalpolizey-Gesetze, vor der Autorisation der Regierung, der Kritik der Kunstverständigen (also nicht bloss einiger weniger allenfalls) unterworfen werden müssen, um dadurch einen höhe-

ten Grad von Vollkommenheit zu erhalten. 7) *Intelligenzblatt.* Errichtung eines Sanitätscollegium in Kiel, für die Herzogthümer. 8) *Kleinere Aufsätze und Bemerkungen.* 9) *Intelligenzblatt von Dänemark und Norwegen.* 10) *Correspondenz.*

Zweytes Stück. 1) *Manthey's chemische Untersuchung von Ching's Wurmkuchen.* Die gelben bestehen aus versilbertem Quecksilber und Zucker, die braunen aus *rad. ialappae* und *Spigel. anthelm.*, mit Tragantschleim. *Scheel* rühmt sie wegen ihrer Wirksamkeit und Leichtigkeit, sie Kindern beyzubringen. 2) *Pfaff über die wesentliche Verschiedenheit der rauchenden nordhäuser und der englischen Schwefelsäure.* Selbst die vom rauchenden Wesen befreyete nordhäuser Säure enthält mehr Sauerstoff, als die gewöhnliche englische, auch gleich concentrirte. Die Fortsetzung dieses Aufsatzes ist zu erwarten. 3) *Über den Fortgang der Vaccination in den dänischen Staaten.* 4) *Keutsch* zu St. Croix *Bericht über das westindische gelbe Fieber und andere Gegenstände des dortigen Medicinalwesens.* 5) *Don Joseph Maria Salamanca Beobachtungen über die in Malaga im J. 1804 herrschende Epidemie* (das gelbe Fieber), a. d. Spanischen im Auszuge, von *Scheel.* Im Anfange der Krankheit war ein Brechmittel unter allen Umständen sehr von Nutzen. Nur da, wo Blutspeyen u. s. w. entgegen stand, wandte der Vf. eine Abführung aus Tamarindenmark oder Mittelsalzen an. Antimonialbereitungen in kleiner Gabe bewirkten den Schweiss, eine hier sehr heilsame Ausleerung. Doch zieht er in dieser Absicht das Einreiben mit blossem Olivenöl, bey schweren Zufällen mit Opium und Campher in grosser Dosis versetzt, vor; die meisten Kranken schwitzten reichlich danach, und meistens gab der üble Geruch des Schweisses die Heftigkeit der Krankheit zu erkennen. Sobald die ersten Wege wohl ausgeleert sind, muss man zur China greifen, nach den Umständen mit Serpentaria, Opium, Vitrioläther u. s. w. verbunden. Wo die Krankheit schon einige Tage gedauert hatte, ehe man den Vf. rief, fing er damit an, China mit einem Mittelsalze oder Tamarindenmark oder Weinsteinrahm zu geben. 6) *Pfaffs neue Versuche über das Athmen der atmosphärischen Luft, mit besonderer Hinsicht auf den Einfluss des Stickgases hiebey, und über das Athmen des oxydirten Stickgases.* Die Versuche selbst muss Rec. zu eigenem Nachlesen empfehlen. Das Einathmen des oxydirten Stickgases hält der Vf. für sehr wirksam in gewissen Arten von Asthma, besonders im convulsivischen, wie es Podagristen in späteren Jahren oft befällt, und von Melancholie. Es ist merkwürdig, wie viel die Lungen von diesem Gase beym Athmen verzehren: die Verminderung durch einmaliges Athmen betrug oft die Hälfte des ursprünglichen Volumen. Es theilt nicht bloss Reiz, sondern auch Stoff für Erhöhung des Lebensprocesses mit; daher erfolgt verhältnissweise gar keine Abspannung auf die durch dasselbe hervorgebrachte Exaltation. Der Vf. bereitete es stets aus salpetersaurem Ammoniak, bey niedriger Temperatur und frey von den gefährlichen weissen Dämpfen. 7) *Dänische medicinische Literatur.* 8) *Intelligenzblatt.*

Drittes St. 1) *Pfaff über und gegen den von Ritter aufgestellten Gegensatz zwischen Extensoren und Flexoren*, wobey wir dem Vf. hier nicht folgen können. Die Überschrift besagt schon das Hauptresultat seiner Versuche. 2) *Brandis Gedanken über contagiöse allgemeine Krankheiten überhaupt, ihre Natur und ihr inneres Wesen, und über das gelbe Fieber insbesondere.* Rec. muss sich hier auf den Übergang zu der zu erwartenden Fortsetzung beschränken, den der Vf. in folgenden Worten macht: Allgemeine Krankheiten, die Anfangs nur einen allgemeinen Leiter hatten, können durch Nebenumstände, besonders durch Zusammenhäufung ähnlicher Kranken, Affection einzelner Kranken, die eine besondere Disposition haben, in dem Mass auf eine höhere Potenz gebracht werden, dass sie nun auch weniger disponirte Organisationen anstecken, durch mehrere Arten von Leitern geleitet, und durch die gewöhnlichen Desinfectionsmittel, freye Luft u. s. w. schwerer abgeleitet oder zerstört werden können. Auf diese Art werden aus epidemischen, und selbst aus sporadischen Krankheiten deutlich contagiöse. Mit Unrecht haben daher die Ärzte epidemische und contagiöse Krankheiten ganz absolut von einander getrennt, und von jeder Art der Krankheiten nur eine Art von Leitung oder von Einwirkung auf die lebendige Organisation angenommen. Jede Krankheit kann für einzelne Disponirte ansteckend seyn, kann durch gewisse Umstände ansteckend werden, und verliert diesen höheren Grad der Ansteckungskraft wieder, wenn jene Ursachen zu wirken aufhören. 3) *Vorschläge für Landesregierungen über die gegen die Einführung des gelben Fiebers zu ergreifenden allgemeinen Polizeymassregeln*, von *Brandis*; als Grundlage der durch das Sanitätscollegium zu Kiel den höheren Behörden eingereichten Vorschläge. 4) *Über die neueste Epidemie des gelben Fiebers auf St. Croix*, von *Keutsch.* Eingebracht sey es nicht. Werde die Krankheit gleich in ihrem Ursprunge angegriffen: so folge auf die Öleinreibung, das flüchtige Liniment, oder Auflösung des Weinsteinsalzes, unterstützt durch stärkende schweisstreibende Mittel, ein wohlthätiger Schweiss, und oft sey der Kranke in 24 Stunden ausser aller Gefahr. Fast Jeder starb in der letzten Epidemie, der ein auch noch so gelindes Brech- oder Laxir-Mittel erhielt. Die Krankheit sey nicht ansteckend. 5) *Intelligenzblatt.* Bekanntmachung wegen der von dem königl. schlesw. holstein. Sanitätscollegio mit den angehenden Apothekern vorzunehmenden Prüfung. 6) *Kleinere physische und chemische Bemerkungen*, von *Pfaff.* Über die (Zerlegung des salzsauren Baryts durch die reine) Phosphorsäure (gegen *Silersen*) und das phosphorsaure Natrum (und dessen Prüfung auf Verunreinigung mit schwefelsaurem Natrum durch die Salpetersäure). Etwas über den Gärbestoff und die Gallussäure, wovon die Fortsetzung versprochen wird, welche jedoch, sowie die der ganzen Zeitschrift, bisher nicht erschienen ist.

I. x. o.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Braunes: *Pindar*, von *Friedrich Heinrich Bothe*. Erster Theil. Auch unter dem Titel: *Pindars olympische Oden in ihr Sylbenmass verdeutscht*. XXX u. 208 S. Zweyter Theil. *Bemerkungen über Pindars Werke*. XIV u. 349 S. 8. 1808. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hatte sich vorgesetzt, Pindars Gedichte nach Stoff und Form in der deutschen Sprache so treu als möglich wiederzugeben: ein Versuch, der bisher einzig in seiner Art, aller Aufmerksamkeit und des Lobes auch dann noch werth ist, wenn die Hoheit und Fülle des Originals, die Künstlichkeit und Schwierigkeit der Sylbenmasse, endlich die Kraft und Kürze der Gedanken das Gelingen auf mannichfache Art gehemmt, und den Übersetzer über die letzten Grenzen zulässiger Ausdrücke und Sprachfügungen öfter in das Gebiet des Harten und Unverständigen geführt haben. — Um so mehr wundert es uns, dass dem Vf., der zuerst und öfter mit Glück den thebaischen Sänger treu wiederzugeben gerungen hat, so viel, wir wissen, bis jetzt nirgend weder Lob noch Aufmunterung zu Theil geworden ist, und man „über den Mängeln der Ausführung die verständige Kraft des Willens" so ganz übersehen hat. — Wir wüssten nur Wenige zu nennen, die zu einem so schwierigen Unternehmen, wie die Verdeutschung des Pindar ist, besser vorbereitet hätten kommen können, als Hr. *Bothe* durch seine Übersetzung des ganzen Euripides, welche auch in den lyrischen Theilen, nach unserer Meinung, ungeachtet aller Mängel im Einzelnen eins der besten Werke ist, die unsere Literatur bis jetzt im Gebiet der Verdeutschung griechischer Gedichte aufzuweisen hat. Anfangs scheint es der Vf. auf eine Verdeutschung des ganzen Pindar angelegt zu haben. Die Schwierigkeit der Sache hat ihn mitten in der Arbeit gehemmt. „Ich wenigstens gestehe, dass jenes göttliche Bild des in der Süssigkeit des Cithargesangs entschlummerten Adlers im Anfange der ersten pythischen Ode mich alles Übersetzen verschwören machte." — I Th. Vorr. VIII: „Den ganzen Pindar befriedigend verdeutschen, ist das vereinte Werk der glücklichsten Laune und der unverdrossensten Geschicklichkeit." — II Th. Vorr. XIII. So ist die Übersetzung unvollendet geblieben, und umfasst ausser den 14 olympischen von den folgenden noch zehn einzelne, zusammen 24 Oden von 45, die sich im Ganzen erhalten haben, also doch die grössere Hälfte, ungerechnet die einzelnen Stellen, welche von den übrigen Oden den Anmerkungen übersetzt eingewebt sind. — Es wäre sehr zu wünschen gewesen, dass weder der entschlafene Adler, noch sonst ein Hinderniss den Übersetzer bewogen hätte, so auf dem halben Wege stehen zu bleiben, und uns statt des ganzen Pindar ein Bruchstück zu geben.

Die Vorrede zum ersten Theil geht von dem richtigen Grundsatz aus, dass die so oft in kleine Splitter zerhauenen Verse des Dichters zu grossen gegliederten Massen vereiniget, und so Gleichheit zwischen Gehalt und Form der Gesänge hergestellt werden müsse, eine Ansicht, die auch von Anderen schon gezeigt war, und von dem neuesten Herausgeber bey seiner metrischen Umgestaltung des Pindar der Herstellung ursprünglicher Harmonie und Rhythmenwechsel zum Grunde gelegt wurde. — Was das Einzelne seiner metrischen Bemühungen anlangt: so enthalten wir uns um so mehr darauf einzugehen, weil sie durch *Böckhs* und *Hermanns* neueste Untersuchungen meist in die Classe des Abgethanen gerathen sind. Desgleichen werden wir uns wenig bey den Anmerkungen verweilen, die bey manchem Brauchbaren, was ein aufmerksamer Leser für Pindar und andere Schriftsteller daraus sammeln wird, im Ganzen doch zu leicht gewebt und als blosse Zugabe zu der Übersetzung mit geringerer Sorge ausgestattet sind. Lobenswerth ist der Fleiss, den der Vf. auf die Benennung und Aufzählung der einzelnen Verse vor den Anmerkungen jeder Ode gewandt hat. Wie kommt er aber bey den dochmischen Versen, mit denen er oft über Gebühr den Pindar ausstattet, auf die Benennung *Dochmaicus* st. *Dochmiacus?*

Um nun anzugeben, in welchem Grade die Übersetzung dem Urwerke verwandt sey, machen wir auf Folgendes aufmerksam:

Die Schwierigkeit, im Deutschen viele Längen zu vereinigen, hat Hn. *B.* bewogen, die schweren trochäischen Dipodieen von drey Längen und einer Kürze nach Willkühr als reine Trochäen zu bilden, auch an die Stellen der beiden noch übrigen Längen Sylben zu bringen, welche oft nichts weniger als lang sind, oder sie gar in zwey Kürzen aufzulösen. Z. B. in der dritten olympischen Ode:

Hr. B.	Rec.
Alfo fteh mir bey die Mufe Jugendlich prangende Weif' ihm auszufpähn Eingefügt feftmahlverherrlichenden Laut der Dorifchen Sohle.	Alfo fteh mir bey die Mufe Dafs ich erfindend den neuumftrahlten Sang Wohl die Stimm' einfügen mag zum Schuh der Dorer.
Pifa — woher Gottbefchiedne Lieder um die Männer wandeln	Pifa — denn von ihr Wandelt gottheitvoll das Lied hochher den Männern
v v v Zu der olympifchen Gefechte fchönftem Denkmal	Für die Kämpf Olympias ein fchönftes Denkmal.

Dagegen erlaubt er fich da, wo gehäufte Kürzen find, fie nach Bedürfnifs in Längen zu vereinigen, und diefen Längen wieder Sylben unterzuftellen, die nicht anders als kurz feyn können: z. B. in der zweyten olymp. 8 ff.

Hr. B.:	Rec.:
Erduldet viel Noth im Herzen Erlangt heilge Stromwohnung das Gefchlecht und des Sikulerreichs. Aug' war es, *fchickfalbeftimmt* ihm das Loos, Reichthum und Freude bringend, in Tugenden *bewährt ftets.*	Gefchlecht — Das vieles Unheil erduldend Sich an dem heilgen Strom Wohnungen erkoren, wo Sikélias Augftern' es war. Göttliches Gefchick erfchien Reichthum und liebliche Geftalt lautrer Tugend zu verleihn.
V. 22 ff. Denn durch *tapfrer Freuden Hand* ftirbt hin Bezwungen *neuaufbrechend* Herzleid Wenn Götterrathfchlufs die Glückfe- lichkeit fern zur Höh auffchwingt. Es gefchah den fchönthronenden Jungfrauen Kadmos' *fo.* Viel litten fie. Doch ftürzet *fchwer* hin das Leid vor dem obmächt'gen Glück. Nun lebet bey Olympiern, Die in des Blitzftrahls Geroll dahinftarb, *ja,* die gelockwallende Semela, und ftets liebt fie Pallas Samt Zeus, dem Vater, und fie liebt der epheutragende Sohn.	Denn unter dem erhabnen Gut ftirbt das Unheil, Nach neuem Groll gebändigt, Sobald des Gotts Schickung fernher Mit dem erfehnten Glück nahet. Es bewährete fich des Wortes Sinn An Kadmos' Jungfraun, die das gewaltige Betraf, doch des Leids Bürde fank unter herrlicherem Gut Froh lebt in des Olympos Höhn Die mit erdonnerndem Getös der Strahl fchmetterte, im Lockenhaar v Semela, es liebt ftets fie Pallas v Und Vater Zeus zumal, fie liebt der epheutragende Sohn.
V. 40 Alfo die Moir' auch, die in der Ahnenfchaft Therons Loos, das heitre, gelenkt: Mit Glückfchuld der Gottheit führet fie auch Leid herauf.	So auch der Gott, welcher in diefem Haus Pflegt das heiterwaltende Gefchick mit Reichthum des Himmels, In dem Erfolg anderer Zeit führet er das Leid wiederum.
V. 80 — wo felige Infeln okeanifche Lüft' *allumweh'n*, goldner Blüthen *auch das Land rings* erglänzt, auf Au'n blühend im Gezweig Anmuthsvoller Bäum' und Fluth nähret andre Kranzwindungen zu flechten um Händ' und Hauptes Gelock.	— wo von dem Meer und der Seeligen Gefild Sanft athmet das Gefäufel, Blumen wie von Gold leuchten, hier am Strand nieder von der Höh Erhabener Gezweig und beym Quell andre weiden, Aus deren Kränzen fie die Händ umwinden fammt dem Gelock.

Noch mehr fällt diefe Freyheit in Vertaufchung der Kürzen gegen Längen auf, wo die Zahl der erfteren auf 4 oder 5 fteigen, welche letztere wir für die äufserfte halten, die unfere Sprache ohne die höchfte Gewalt nachbilden kann, wie z. B. in der 8 Pyth.

Hr. B.:	Rec.:
V. 1. Holde Ruh der Gerechtigkeit Tochter, Völkererheberin.	v Du o erquickliche Ruh des Rechts Tochter, Schirmerin in der Gemeind'.
V. 6. Aber auch wo ein Menfchenherz unholdfeligen Hader nährt.	Und du, fobald unerbittlich wuthvoll das Innerfte fich dir verfchleufst.

Dagegen löft er Längen in zwey Kürzen auf an Stellen, welche ftandhaft die Länge haben, oder bringt eine Länge in die Stelle der Kürzen, wie beides in der berühmten Stelle derfelben Ode V. 82:

Hr. B.:	Rec.:
— in kurzer Zeit Wächft Menfchenfegen und alfo zu Boden ftürzt er auch, Von feindlichem Befchlufs erfchüttert, hin.	Den Sterblichen wächfet fchnell Das Loos der Freuden und fällt auch alfo zu Boden hin. Erfchüttert durch Unheil des argen Raths.
Eintägig (v — v). *Was* ift *Etwas, was Nichts hie?* (v v) (— v — v v — —) Schattens Traum Sind Menfchen. Wohl wenn (v) Kronion Glanz über ihn (v) ausftrömt, Dann erftrahlen im hellen Licht fich die (—) Tage des Mannes.	Des Tages Kinder — was find wir und was nicht? — Des Schatten Traum Sind Menfchen. Aber wo ein Strahl vom Gotte gefandt naht, Glänzt hellleuchtender Tag dem Mann zum anmuthigen Leben.

Wir fprechen nicht über das Mangelhafte in Wiedergebung des 'Επάμεροι. τί δέ τις; τί οὔ τις; der Überfetzer hat es felbft gefühlt. Nur erinnern wir, dafs οὔ τις unmöglich verbunden werden kann: denn von einem *Niemand* kann doch nicht gefragt werden, was er fey. Pindar fragt: *Was ift Jemand,* gegenüber Allem, was das Schickfal Grofses und Schönes bieten kann, *und was ift Jemand nicht,* in Bezug auf alle Unfälle, denen das Leben unterworfen ift. — Übrigens find die Sprüche diefer Stelle, gleichfam die Ausführung des τί δέ τις τί δ' οὔ τις; aus der gleichvortrefflichen Rede des Odyffeus, Odyff. Σ, 137 f. gefchöpft, und bekommen durch fie erft ihr volles Licht.

Zu dem, was in profodifcher Hinficht bemerklich gemacht wurde, kommt noch, dafs die einfylbigen Wörter fämmtlich nach Willkühr gebraucht werden, fie mögen durch kurze Vocale und einfache Confonanten offenbare Kürzen feyn, wie *in, zu, von, den,*

das u. a., oder durch Vocale und Diphthongen lang, wie *ihn*, *aus*, *ein*, *seyn* u. a. — So geneigt man auch seyn mag, das leidige Ausbreiten der sogenannten Mittelzeilen in Hexametern und andern Versarten zu übersehen, in denen der bekannte Rhythmus über das Schwankende und Willkührliche des Sylbengebrauchs hinwegführt: so nöthig sind feste Regeln bey Nachbildung so mannichfaltiger und kunstreicher Reihen, wie die pindarischen. *) Wo hier nicht ein sicherer Gebrauch dem Bau der Strophen zum Grunde liegt, wird man sich vergeblich bemühen, beym Lesen der Periode ihren Rhythmus, das Steigen und Fallen ihrer Reihen zu vernehmen und ihm zu folgen. Und wozu dann die Mühe, welche darauf gewendet wurde? Was ist dann mit allen gewagten Fügungen, harten Wortbildungen und Ausdrücken gewonnen, wenn das Neue und Herbe nicht durch sicheren Rhythmenbau vertreten und gleichsam versüfset wird?

Doch wir haben über diesen zweyten Umstand, die Behandlung und den Gebrauch der Sprache in Hn. *Bothe's* Übersetzung, uns weiter zu erklären. Dafs ein Übersetzer des Pindar mit dem gerade im Umlaufe begriffenen Bildungen und Stellungen der Wörter nicht ausreiche, und daher fast auf jeder Seite Altes erwecken, Neues versuchen müsse, leuchtet Jedem ein, dem das Gepräge pindarischer Perioden in seiner ganzen Eigenthümlichkeit vorschwebt. Es wird sehr schwer seyn, überall die Linie der Gebühr zu halten, und die Grenzen der Sprache an vielen Stellen zu berühren, ohne sie je zu überschreiten; doch ein Kampf, wie er sich hier zwischen der Starrheit herkömmlicher Form und dem ursprünglichen Genius der Sprache nothwendig entspinnen wird, ist, mit Besonnenheit und Kraft geführt, in seinen Erfolgen einer erwünschten Eroberung zu vergleichen, wo das Ungebührliche, was in ihrem Erfolge erscheinen wird, von grossen Vortheilen überwogen werden kann. — Von den Adjectivbildungen scheinen uns die meisten wohlgelungen, wie *schönsittig*, *schönsonnig*, *schönbaumig*, *allgastlich*, *vielgastfreundlich*, *unstreitbar*, *unertödbar*, *zwölfbahnig* u. a.; selbst *schöngenamet* ist noch willkommen, *schöntemplig* einem Fremdlinge abgezwungen; aber in *zwölfumbogen* fehlt der Begriff von *Mal*, und das *feuerersiedete Wasser*, der *hochwolkende Schutzgott*, das Höchste, was den Königen *ergipfelt*, nebst anderen der Art sind sprachwidrig und zu tadeln. — Eine Wurzel, welche schöne Zusammenstellungen treibt, nämlich *kühn*, *sturmkühn*, *streitkühn* u. a. in den Niebelungen, haben wir umsonst gehofft hier wieder belebt zu finden. Die zusammengesetzten Hauptwörter sind zu billigen, wo das Griechische vorgegangen, wie *Dreyzackherrscher*, *Citharobherrscher* u. a., weniger, wo sie aufgelösten Begriffen untergeschoben werden. Der gehäufte Gebrauch von Wörtern, wie *Enkelstamm*, *Allmutter*, *Sonnensohn*, *Stromwohnung*, *Citharlob*, *Glückshuld*, *Brudersamen* und ähnlicher, wo das Griechische die Begriffe getrennt hält, giebt der Übersetzung etwas *Schwerlothiges* und eine falsche Färbung, zumal wenn die Wörter undichterisch sind, wie *Schwebestein*, *Zahlmessungen*, *Vaterlandssee* u. dgl. — Eben so werden abgekürzte Eigennamen, wie *Polyneik*, *Archestrat*, *Olymp*, dann Ol. 7, 110 *Tlapolem*, der *Herzog* der Tirynthier, oder falschgebildete Umbeugungen derselben, wie *pisantische* statt pisatische gefunden, oder *Amazoniens* Rofsreich Land, S. 54. Was nächst Bildung und Wahl der Wörter ihre Verbindung und Stellung anlangt: so ist es löblich, dafs der Vf., der altdeutschen Literatur wohlkundig, aus ihren Redeweisen Manches erneut hat, was der Erneuung werth ist, als die Auslassung des Artikels, wo er schwächen würde, als

Doch Ehre ist tapfern Manns Belohnung;

die Verflechtung verschiedener Casen statt ihrer Anreihung:

zum *schöntempligen* der Erde Nabel, der aufdonnernden, voll Freude gelangt,
Das Unvergänglichste weitwaltender Tugenden Lichtgeweihtem fünftägiger Spiele Wettkampf;

oder Umstellung des Artikels:

Heldenreichen des Lydier Pelops Stiftungsvolk,

Gebrauch des Genitivs statt der Präpositionen:

Sieges den Gebieter schmückete —
aussinnen der hülfreichen Lieder,

Selbst dafs *zu* ausgelassen wird:

Mir nun ist geziemlich
Kränzen ihn *nach Sitt* recht mit äolischer Hymnen Klang,

ist ein guter Versuch, das lästige Bindewort zu beschränken, das der Sprache im Umkreise der Niebelungen fremd wär.

Aber auch das hat seine Grenze und sein Mafs, die nach unserer Meinung oft überschritten sind. Wer wird billigen Ol. 4, 12:

Erfahrung
Die Klymenos' Sohn *lemnischer Weiber Hohnworte* Erlöste,

oder Ol. 2, 35:

Fürwahr! der Sterblichen Ziel ist des Todes unerkannt,

Ferner wenn man das active Particip des Perf. ohne *habend* will gelten lassen, Ol. 2, 9:

Erduldet viel Noth im Herzen
Erlangt' heil'ge Stromwohnung das Geschlecht,

so doch wohl kaum, wo es Plusquamperf. und absolut zugleich ist, wie Ol. 3, 30:

Denn jetzt, *geweiht Altäre seinem Vater*, hatt' halbmondig das volle Gesicht ihm zugestrahlt Selena,

was, nach Angabe der vorigen Stelle, nicht anders kann verbunden werden als: Selena, geweiht (habend) Altäre seinem Vater, hatte das volle Gesicht ihm *zugestrahlt*.

Kommen nun zu dergleichen Redefügungen noch Wortstellungen wie folgende Ol. 4. 5:

Und von Gastfreunds Heil süfserschollner
Kund' entgegen *ja lacht* sogleich der Gutgesinnte:

so entsteht ein Gepräge von Fremdartigkeit und Ver-

*) Wir freuen uns, in dieser Ansicht mit *Wilh. v. Humboldt* zusammenzutreffen, in dessen Einleitung zum *Agamemnon* sie weiter entwickelt, und seiner vortrefflichen Übersetzung jener Tragödie zu Grunde gelegt ist.

schränktkeit, dem bey aller kunstreichen Anordnung doch ein freyer lyrischer Schwung, die Blüthe der Sprache und Dichtung, nicht inwohnen kann. So sehr man auch geneigt seyn mag, dem Übersetzer des Pindar den Gebrauch aller Mittel zu gestatten, welche bey unbefangener Behandlung der Sprache zu Gebote stehen: so sehr sollte er selbst sich des Gebrauchs derselben überall entschlagen, wo die schon geläufigen Formen der Wörter und ihrer Fügungen ausreichen, da sie den gangbaren und gewiss reichen und anmuthigen Pfad bilden, auf dem das Fremde, Ausserheimische am unverletztesten und reinsten herübergeleitet werden, und sich in ursprünglicher Schönheit erneuen kann.

Es bleibt uns noch übrig, von der *Treue* und dem poëtischen Werthe der Übersetzung zu sprechen.

Es läfst sich erwarten, dass ein Mann von so vielem und umfassendem Studium des Griechischen, wie Hr. *B.*, seinen Schriftsteller wohl verstanden, seine Schwierigkeiten gekannt und glücklich bekämpft habe. — Wir finden fast überall den Ausdruck der Sache gemäss, und den Sinn, den er nach anderer oder eigener Einsicht in den Stellen zu finden glaubte, treu wiedergegeben, obwohl es auch hier nirgend an Stoff zu einzelnen Ausstellungen fehlt. Unter der Würde des Ausdrucks ist es, wenn κεχζειν *krächzen*, λαλαγεῖν *zwitschern* übersetzt wird. Überboten sind ἀκρόθινα *Raubes-Erstlinge*, die *volläugige* Aphrodite, die *Männerschlacht* der Pankratiasten, die *Goldschneeflocken*, welche Zeus auf Rhodus streut (ὗσε πολὺν χρυσόν). — Nachdem einmal die Athene eine *blauäugige* geworden, und auch hier Ol. 7, 72 geblieben ist, bekommen wir 8, 42 *bläuliche* und 6, 72 *blauäugige* Drachen, wo sie γλαυκῶπιδα heissen. Was soll nun bey den *Nachteulen*, *Löwen* und *Katzen* werden, die bekanntlich mit demselben Worte bezeichnet werden? Und wie will man den γλαυκόχροα κόσμον ἐλαίας Ol. III, 23 damit vereinigen? Auch eine Anzahl lateinischer Wörter, wie *Insel*, *Trident*, *regieren*, *Thebaner*, *Pisaner*, selbst *Tempel*, *Orakel*, *Altar*, wünschten wir nicht zu finden, da es einmal unmöglich ist, sie mit dem Deutschen zu versöhnen.

Durch Umschreibung, Auslassungen und Zusätze untreu sind nicht wenige Stellen. So 8, 76:

Er der gottbeglückt und zum Werke nicht baar
Des Männermuths
Vier Knaben *niederringend* gehässige Heimkehr
Von sich abgewandt und die schmähliche Red' *im Volk*,
Ob dem heimlichen Abzug.

Das Griechische nennt vier Gliedmassen der Knaben, in die er gehässige Heimkehr niedergelegt habe, ἀπεθήκατο ἐν τέτρασι παίδων γυίοις, nämlich:

Durch der Gottheit Fügungen nicht von der Mannheit abgeirrt,
Senkt' einst er vier Gliedmassen der Knaben die Heimkehr
Schmählich ein, entehrtere Red' und schüchternverhülltes Beginnen.

In anderen Stellen wird durch seine Zusätze die Rede matt. So gleich in der folgenden, Hr. *B.*: *Es vergisst des Todes ein Mann*, *dem hold sich* ***Alles*** *fügt*. — Rec.: *Es vergisst selbst nahen Tod leicht der Wohlfahrtfindende* — und in jenem herrlichen Gleichniss zu Anfange der siebenten:

Wie wenn eine Schal' ein Mann fasst in die gesegnete Hand
Innen rauschend von des Weinstocks Thau, und sie
Zutrinkend schenkt
Dem jungen Eidam, *sie von Haus nach Hause zu bringen den Ältern*, die goldene Krone des Reichthums und die Freude des Mahls,

wo ausser dem unterstrichenen Zusatz, der noch dazu etwas Falsches aussagt, da der Bräutigam den Pokal als ein κειμήλιον für sich behalten soll, auch der erste Vers verfehlt ist: ἀφνειᾶς ἀπὸ χειρὸς ἑλὼν zeigt offenbar, dass er sie selbst *von* einem Reichen als Ehrengabe empfangen. Rec.:

So wie wenn Jemand die Schal' empfahn von begüterter Hand,
Während drinn der Rebe Thau aufrauschend schäumt,
Dem Bräutigam
Im Jugendschmuck vortrinkend reicht als Gabe von Hause zu Hause des Reichthums goldene Kron', und des Mahls
Liebliche Zier.

Anderwärts sind es eingeschobene Partikeln, als *itzt*, *nun*, *das*, *auf denn! nein!* und besonders das häufige *ja*, was die Rede gleichsam abspannt. Ganz verfehlt ist Ol. 9, 73:

O wär ich ein Liedererfinder doch, hinzufahren im Wagen der Muse werth,
Und ständen mir Kühnheit und mächtige Kraft
Zur Seite.

Wer so spricht, fühlt, dass er nicht besitze, was er wünscht; und wer weiss nicht, wie stark in Pindar das Bewusstseyn gerade von dem ist, was hier erwähnt wird. Rec.:

Mög' ich stets finden das Lied, in der Mus' Auffahrt
Herrlich zu ziehn, gern empfahn, voll
Kühnheit und in allesergreifender Kraft
Hochwandelnd.

Doch hiemit mögen sich die Ausstellungen an einem Werke schliessen, das in den Schwierigkeiten, welche zu besiegen waren, hinlängliche Entschuldigung für das Unvollkommene findet, und für das Geleistete ein nicht gemeines Lob und volle Anerkennung verdient. Um das Einzelne, was bisher ist angeführt worden, in Eine Übersicht zu sammeln, das eingeleitete Urtheil noch weiter zu belegen, und den Geist dieser Übersetzung an einem umfassenderen Beyspiele zu zeigen, theilt Rec. die sechste olympische ganz mit, und fügt, weil das einmal dem Beurtheiler nicht erlassen werden kann, ihr gegenüber seine Übersetzung bey. Sie ist nach der *böckhischen* Versabtheilung gemacht, die auch hier als eine wahre, den pindarischen Rhythmen erwiesene Wohlthat zu preisen ist.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Braunes: *Pindar* von *Friedrich Heinrich Bothe.* Erster Theil. Auch unter dem Titel: *Pindars olympische Oden in ihr Sylbenmass verdeutscht.* Zweyter Theil. *Bemerkungen über Pindars Werke* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Herr *Bothe.*

1. S.

Auf güldner Säulenreih' erhoben
Künstlichgemauerten Vor-
hof, will ich gleichsam ein wundernswürdig Gebäu
Fügen. Beginnendem Werk ja schafft der Meister
Fernentstrahlend Antlitz.
Ist denn wo ein olympischer Sieger,
Profanaltars Pfleger dem Zeus im Pisanerland,
Und Mitgründer der ruhmvollen Syra-
kusä, welch' Ehrengedicht fleucht
Solcher, vom heimischen Volk neidlos geschaut,
In lieblichen Gesanges Einklang?

1. A.

So wisse denn, er hab' in dieser
Sohle den glücklichen Fuss,
Sostrates' Sohn. Ein gefahrlos Werk ist geehrt
Weder bey anderen Männern, noch in hohlen
Schiffen; aber viel sind
Eingedenk, wenn des Schönen vollbracht ward.
Agesias, dir ziemet das Wort, das gerecht vordem
Vom weissagenden Sohn' Oikles' Adrast
Austufste, dem Amfiarao's,
Welchen die Erd in den Abgrund schlang, ihn selbst
Und seine tadellosen Rosse.

1. E.

Da von dem Strahle der sie-
ben Scheiterhaufen jetzo die Todten verzehrt,
Redet' im Thebanerreich so Talaos' Sohn:
Ich vermisse des Heerzugs Krone, den Mann,
Beides geübt Zukunft zu erspäh'n
Und Lanzenstreit zu kämpfen. Was
Auch den Syrakuser wohl ziemet, den Helden des Lieds.
Nimmer beflissen des Streits, noch je unversöhnlicher Art,
Bin ich, mit heiligem Eidschwur,
Jetzo doch dessen ein furchtloser Zeug' ihm,
Und einstimmen wird, süssredend, die Muse.

2. S.

O Pintis, auf denn, und der Mäuler
Kraft ungesäumet geschirrt
Itzo mir, dass ich dahin auf offener Bahn
Führe den Wagen, und auch zum Stamm des Siegers
Hingelange: weil ja
Sie vor anderen kundig zu leiten
Mich diesen Weg sind, da sie der Kränz' in Olympia

Recensent.

1. S.

Vorsäulen goldumstrahlte zum schönwölbenden Thor des Gemachs
Stellend, gedenken das staunungswürdige Haus
Wir zu erbauen. Es ziemt des Werkes Antlitz,
Aufzuthun fernleuchtend. Wenn Jemand in Olympia Sieger
War, am schicksalkündenden Heerde des Zeus Prophet
Und einst mitgründend zur Hoheit Syrakossai, wem der Sänger entginge
Dann wohl der Mann, wo er trifft auf süssen Ruhms Loblieder bey neidlosen Bürgern?

1. A.

Nun wisse, dass er solchem Schuh einfügt den beseligten Fuss
Sostratos' Sohn. Der gefahrlos nahende Ruhm
Ist in dem Volk und der Seefahrt hohlem Kahn nie
Ehrenwerth; doch eingedenk sind viele, wo schönes gewagt ward.
Agesias, dir stimmet die Rede, so einst in Recht
Adrastos Mund dem Sohn Oiklés', dem Zukunft deutenden Amphiaraos,
Rief, da der Erde Geklüft ihn selber sammt glanzvollem Rosszug gäh hinabschlang.

1. E.

Als um die Sieben der Holzstoss war erhöht, sprach aus Talasonides
Vor dem Thor Theba's das allsolautende Wort: Ich vermisse den Augstern unseres Heers
Beides, den Held, wohl kundig der Zukunft, wohl des Speerkampfs. — Dieses nun
Wohnt dem Festzugordner bey, dem Mann syrakosischen Stamms.
Nicht mit dem Hader im Geist, noch Streit zu beginnen geneigt,
Treu mit gewaltigem Eidschwur zeug ich und lauterem Wort
Dieses ihm — denn es stehn mir Währ die honigstimm'gen Musen.

2. S.

O Phintis auf! Und führe jetzt einjochend der Mäuler Gewalt
Schleunig, damit wir in gradaufziehendem Weg
Treiben den Wagen und hin auch nach der Männer
Stadt ich zieh. Denn jene sind vor andern in unseres Pfades
Führung bewährt, weil Kränze des Siegs zu Olympia
Sie empfahn. Ihnen drum ziemt uns des Hymnus Pforten in Eil zu eröffnen.

Hr. *Bothe.*

Davontrugen. Lasst aufthun denn des Gesangs
Thore, dass ich enteile mit ihnen!
Pitana muss ich an Eurotas' Gestad'
Heut noch bey guter Stunde schauen.

2. A.

Die, mit Poseidan, Kronos' Sohn, in
Liebe vereinet, ein veil-
lockiges Kind, wie man sagt, Evadne, gebar.
Hehlend im Busen die Qual, als kam der Monden
Letzter, schickt die Jungfrau
Ihrer Diener, und heisst das Kind
Dem Elatiden bringen, dem Helden, zur Sorge, der
In Faisana, dem Arkadiervolk'
Obherrschend, am Alfeos hauste.
Da nun erzogen, hat Dies' anmuth'ger Lieb'
Apollons allererst gekostet.

2. E.

Aber dem Aipytos nicht
Vermag sie je zu bergen des Göttlichen That;
Und nach Pytho geht er, unaussprechlichen Zorn
In der Seele verbergend mit weisem Bedacht.
Eilig, ob dem unsäglichen Leid
Zu forschen nach Orakelspruch.
Aber sie, den Gürtel nun ablegend, den purpurnen, sammt
Silberner Urne, gebar den göttlich gesinneten Sohn]
In des Gebüsches Umschattung,
Und es entsandte der Goldlockig' ihr die
Sanfte Eleutho hülfreich, sandt' auch die Moiren.

3. S.

Da ging hervor von ihrem Schooss' in
Süsser Geburt Jamos
Stracks an das Licht. Und Evadne, trauererfüllt,
Liess ihn am Boden. Jedoch durch Götterrathschluss
Nährten auf ihn sorgsam
Zwey blauäugige Drachen mit fahrlo-
sem Bienenseime. Aber der König, in Eil' zurück
Vom felsvollen Gebiet Pytho's gekehrt,
Forschete bey Allen im Pallast
Nach dem geborenen Kinde, des Mädchens Sohn:
Denn Foibos nannt' er seinen Vater;

3. A.

Und über sterblich Mass ein Seher,
Herrlich im Menschengeschlecht,
Werd' er, und nimmer vergehn werd' ihm das Geschlecht.
Also verkündet' er. Doch sein nicht gehöret,
Noch gesehn zu haben
Den fünftägigen, schwuren sie. Und in
Pfadlosen Binsen lag er und Dornengesträuch versteckt
Von goldgelber und hochpurpurner Veil'
Umstralungen thauend den zarten
Leib. Der unsterbliche Nam' auch kam hievon
Ihm, dess er stets hinfort genannt ward,

3. E.

Wie es die Mutter gebot.
Der Jugend Frucht, der frohen im güldenen Kranz
Nun gereift, stieg mitten er in Alfeos' Flut,
Und Poseidon, den mächtigen Ahnherrn, an-
rief er, den Bogner auch, der beschirmt
Dalos, die gottgegründete,
Flehend auf sein Haupt herab volknährender Würden ein Theil,
Nächtlich im Freyen. Und wahrhaft scholl ihm entgegen der Laut
Seines Erzeugers, und heischte
Solches: Wohlan denn, o Kind, her zu gastli-
cher Flur wandle mir, nachfolgend der Stimme!

Recensent.

Bey Pitana an des Eurotas Gestad muss heute noch zur Stund' ich einziehn.

2. A.

Welch' einst, Poseidaon vermählt, ein Mägdlein dem kronischen Gott,
Sagt man, die veilchengelockt' Evadne gebar.
Bergend im Busen die jungfräulichen Wehen
Sandt' im Monat ihrer Lösung Diener sie aus mit dem Säugling,
Und hiess den eilatidischen Helden um Pflege flehn,
Der Herr Phaisana's, Hort arkadschen Volks, sein Loos an des Alpheos Strom fand.
Allda gepfleget berührte zuerst sie durch Phoibos die Anmuth Aphroditas.

2. E.

Aber dem Aipytos blieb nicht alle Zeit kundlos, was vom Gott sie verbarg.
Drum gen Pytho hingewandt einschliessend mit scharfem Bestreben den unaussprechlichen Zorn,
Eilte der Held um Kunde bemüht ob solches untragbaren Leids.
Doch die Jungfrau als den krokosschimmernden Gurt sie gelegt
Hin zu dem silbernen Krug entband sich im dunkeln Gesträuch
Eines erhabenen Knäbleins. — Aber der Lockige hiess
Ihr die Sanftmuth Eleutho's sammt den Schicksalsschwestern beystehn.

3. S.

Aus ihrem Schoos, aus süssem Weh entwand sich darauf Jamos
Schnell zu dem Lichte. Sie liess voll bitterer Qual
Ihn an dem Boden und zween braunlichte Drachen
Nährten nach Rathschlag der Gottheit labend das Kind mit der Bienlein
Schadlosem Saft sorgfältig bemüht. — Doch der König, sobald
Vom Felsland Pytho heim sein Rossgespann trieb, forschte von allen im Hause
Über den Knaben, den Evadné gebar. Entsprossen sey er aus Apollon

3. A.

Und werde weit vorragend blühn ein Seher dem Menschengeschlecht
Herrlich geschmückt und der Stamm ihm nie vergehn.
Also verkündet er. Sie drauf schwuren nirgends
Sey gehört er noch gesehn, fünf Tage geboren bereits. — Doch
Er lag geschirmt durch Binsen und Dickig im tiefsten Hain
Vom Schein lichtweisser und hochrother Purpurveilchen des zarten Leibes
Glieder bethaut und die Sag' andeutend ward für alle Zukunft durch die Mutter

3. E.

Ihm der unsterbliche Nam'. Als drauf der goldumkränzten Jugend Gedeihn
Ihn empfing, stieg tief in Alpheos Strom er hinunter und rufte den dreyzackmächtigen Gott,
Seines Geschlechts Ahnherrn und der gottheitvollen Dalos treffenden
Hort, begehrend seinem Haupt ein völkerernährendes Amt
Unter der Heitre der Nacht. Antwortend erschallte des Gotts
Sichere Stimm' und entrückt ihn jenem Sitz: Hebe dich, Kind,
Folge nach meinem Ruf dorthin zu der allempfangnen Heimath.

Hr. Bothe.

4. S.

Und so zu Kronos' hochgethürmtem
Felsen gelangeten sie,
Wo ihm profetischen Ruhms zwiefaches Geschenk
Foibos verlieh, dass er stracks truglose Götter-
stimm' erkennen möchte,
Und, käm' einst der beherzte Heraklès,
Der Alkaiden edeler Sprössling, dem Vater Zeus
Das volkwimmende Fest ordnend und der
Kampfspiele geweihteste Satzung:
Bey des erhabensten Gotts Altare dann
Hiess ein Orakel er ihn stiften.

4. A.

Von ihm ist, hochberühmt durch Hellas,
Das Jamidengeschlecht.
Segenbegleitet und stets an Tugenden reich,
Gehen sie glänzende Bahn. Sein Werk bewähret
Jeden. Doch der Tadel
And'rer neidischer schwebet ob Allen,
Die je zuerst umjagend die zwölfte der Kämpferbah-
nen, Lohn nehmen des ehrwürdigen Cha-
ris, lieblich ergossenen Ruhms Glanz.
Aber wenn wahrlich vordem Kyllana's Berg,
Agesias, die Mutterahnen

4. E.

Flehender Opfer gesehn
Dem Götterherold Hermas mit frommem Gemüth
Viele vielmals bringen, heil'ges Ehrengeschenk,
Der da waltet der Kämpf' und das Siegloos lenkt,
Liebend das männerblühende Land
Arkadien, o Sohn Sostrates',
Sammt dem donnernden Vater — dann lenkt alles zum Se-
gen er dir. —
Tönenden Schleifstein fühl' ich an meiner Zunge, mit hold-
wallendem Hauch, der von hinnen
Hebend den willigen führt. Meine Ahnin
Ist die schönblumige Stymfalin Metopa,

5. S.

Der rossumstampften Theba Mutter,
Welche mich lieblicher Flut
Tränket, zu flechten den Speerumschwingern die viel-
farbigen Lieder. So treib nun, Aineas, die
Mitgefährten, Hera,
Die parthenische, erst zu erheben;
Und dann erkennt, ob wahrlich den schmähenden alten Spruch
Wir fliehn: „Eber aus Boiotia." Denn
Du bist mir ein wackerer Bote,
Lieblichgelocketer Musen Stab, ein sü-
sser Kelch erschmetternder Gesänge.

5. A.

Heiss' auch gedenken Syrakusa's
Und des ortygischen Ei-
lands, wo gerecht das Scepter des Hieron herrscht,
Welcher mit heiligem Sinn Demeters Tempeln
Naht, der purpurfüss'gen,
Und, weissrossige Tochter, auch dein Fest
Erhöht, und Zeus des Ätnabeherrschenden Macht. Es kennt
Gesang ihn und der Lei'r Einklang. Nicht trümmr'
Anschreitend die Zeit ihm den Segen.
Und mit des Freundesgemüths Holdseligkeit
Hör' er, Agesias, dein Festlied,

5. E.

Welches nun heim dir von hei-
matlicher Mau'r Stymfalos' zu kehren sich eilt,
Jener Mutter des heerdenreichen Arkaderlands.
Es sind gut, in sturmdurchbrauseter Nacht

Recensent.

4. S.

Sie kamen bald zum hohen Fels bey Kronios sonniger Höh.
Alda gewähret er ihm zwiefachen Besitz,
Kunde des Künftigen, Kläng' auch auszudeuten
Ungetrübt durch Lüge. Doch, wann kommend zu wagendem
Anschlag
Heraklees, Alkaios erhabener Spross, daselbst
Dem Zeus ein Fest erhüb' unzähl'gen Volke sammt mächtig-
sten Weisen des Wettkampfs,
Dann, so gebot er, an seinem erhabensten Heerd ein Haus
der Weissagung zu ordnen.

4. A.

Drum ist in Hellas überall ruhmherrlich des Jamos Stamm.
Fülle gesellte sich ihm. Nachstrebend dem Ruhm!
Ziehn sie in strahlendem Pfad hochher. So deutet
Jegliches Werk; doch niedersenkt durch anderer Neid sich
der Tadel
Auf jenen, dém beym Sieg, da im zwölften der Läuf'
Er sich vorschwang, die anmuthvolle Huld anträufelte herr-
liche Schönheit. —
Wenn an dem Fusse des Kyllanagebirgs, Agesias, dir Mutter-
ahnherrn

4. E.

Wohnend der Himmlischen Herold treu geehrt durch Gaben
und Opfergebet
Viel mit viel Spendung, den Hermas, heiligen Sinns, der der
Kämpf' Anordnungen schirmet, geneigt
Arkadias mannherrlichem Land — dann schuf er, ó Sohn
Sostratos,
Sammt dem tiefumhallten Zeus dir lohnend erfreuliches
Loos. —
Worte des tönenden Wetzsteins regen die Zunge mir an,
Welche dem willigen nahn gleich lieblichen Strömen des
Hauchs.
Ahnin ist mir Metopa, hold in Stymphalos entblühet.

5. S.

Und Mutter auch rosskund'ger Theba, deren erquickliche Fluth
Trinkend ich Männern, den Speerwurfkundigen, Kränz'
Üppiger Lieder bereit'. — Auf! ruf die Freunde,
Aineas, allerst die Hera Parthenia zu begrüssen,
Dann auch zu spähn, ob alte Beschimpfung mit lauterm
Gesang wir lösend fliehn „Böotsche Säu." — Du bist der
geprüfte Verkünder,
Lockigen Musen der Briefstab, süsser Mischung Krug den
tonumhallten Liedern.

5. A.

Lass auch Erwähnung seyn Syrakosai's und der Ortygia,
Welche mit reinem Gewaltstab Hieron pflegt
Heiligen Sinns, der die purpurfüss'ge Deo
Sorgend schmückt sammt ihrer lichtrossliebenden Tochter
Verehrung,
Und Zeus Aitnaios Kraft. Es verkündet das süsse Getön
Von Lyramund und Festzugliedern ihn. Nie breche den Se-
gen die Zukunft.
Aber mit lieblicher Weis' und Freundlichkeit empfang er
hold Agesias Zug,

5. E.

Welcher von heim zu der Heimath hingewandt stymphali-
scher Mauern Gebiet
Liess, die heerdumwallte Pflegin Arkadias. Es bewähret sich
heilsam, wenn in des Sturms

Hr. Bothe. Recension.

Aus dem geschwinden Schiffe gesenkt,
Zwey Anker. Liebevoll verleih'
Diesem Stamm, gleichwie dem andern, herrlichen Ruhm, das Geschick!
Walter des Meers, und du gieb glückliche Fahrt, unerreicht
Allen Beschwerden, der Amfitrita Gemal, die die Goldspindel übet,
Und mir mehre des Gesangs lustreiche Blüthe.

Nächten das schnell hintreibende Schiff zween Anker anziehn. — Doch der Gott
Möge Dess und Jenes Wohlfahrt bieten mit liebendem Sinn.
Herrscher der tosenden Fluth gieb glückliche Fahrt von des Sturms
Wogen befreyt, du der Herrin goldener Spindel Gemahl,
Amphitritás, und mehr' anmuth'ges Aufblühn meiner Lieder.

F. Th.

GESCHICHTE.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Hermann und Marbod.* Von *Friedrich Roth*, Dr., königl. baier. Ober-Finanzrathe und ordentl. Mitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften. 1817. 69 S. 8. (Geb. 8 gr.)

Eines viel besprochenen Gegenstandes bemächtigt sich der Vf. zur vorliegenden vollwichtigen Abhandlung. Wem deutscher Name heilig ist, dem hebt sich zuverlässig der Busen bey der gedankenvollen körnigen Darstellung, welche mit dem hohen Vorzuge einhertritt, nicht durch hochtönende, aber leere Floskeln aus der Luft gegriffen zu seyn, sondern mit der vollsten Wärme die möglichste Gründlichkeit verbindet. Ununterbrochen ist dem reinen Gemälde der fortlaufende Text gewidmet; die Einleitung hingegen giebt kritische Rechenschaft über die noch vorhandenen Quellen, und die am Ende beygefügten Noten liefern den Beweis mehrerer Abweichungen von dem alltäglichen Gange der Erzählung. Selbst dem Alterthumskenner wird dadurch dieser Aufsatz unerlässliches Studium. So zeigt z. B. der Vf. S. 56 aus den wenigen, aber bezeichnenden Worten des Vellejus und Tacitus, dass die Niederlage des Varus nicht in südlicheren Gegenden, sondern zwischen der Weser, Lippe und Ems mit Zuverlässigkeit anzunehmen sey. Er erweist aus dem Fragmente des Dio bey Zonaras, dass die sich rettenden römischen Überbleibsel aus der Besatzung eines dem Rheine näher liegenden Castells befanden, und macht es mehr als wahrscheinlich, dass die Chatten an dem für Deutschlands Freyheit entscheidenden Treffen Antheil nahmen. Gleicher Scharfsinn zeigt sich in der Behauptung, dass Hermann des Segests Tochter erst nach der Niederlage des Varus geraubt habe, ob uns gleich seine Gründe hier so wenig, als bey dem mit Sorgfalt S. 60 entwickelten Satze, zusagen, dass die Markomannen unter Marbod von den Ufern des Rheins nach Böhmen sich zurückgezogen haben. Ohne Rückhalt legt er die abweichenden Meinungen anderer Untersucher vor, schwerlich wird sich aber die Stelle des Vellejus, dass Marbod in seinen früheren Sitzen *imminebat Italiae*, auf eine Lage an dem Rhein anwenden lassen, wo noch überdiess die Besatzungen der Römer nicht weiter als Mainz gegen Süden reichten, und wo Marbod, wenn er ja Ursache zum Rückzuge fand, auf keine Weise seine Zuflucht in dem weitentfernten Böhmen zu suchen hatte; schon in den oberen Maingegenden war er vor dem Angriffe der Römer in hinlänglicher Sicherheit. Da er aber nach Böhmen zurück ging: so wird es wohl bey der bezeichnenden, obgleich späteren Angabe des Sextus Rufus bleiben, dass Marbod aus dem südwestlichen Ungarn, wo er wirklich *Italiae imminebat*, bey Annäherung der römischen Waffen, auf der Nordseite der Donau seine Wohnplätze aufschlug. Unterdessen giebt auch diese Untersuchung neue Aufschlüsse über die Lage der sich mehr und mehr gegen Süden drängenden deutschen Völkerschaften, durch das von Hn. R. angeführte Bruchstück des Dio Cassius bey Morelli, p. 32, aus welchem klar wird, dass unter Augusts Regierung ein Hauffe Hermundurer, losgerissen von seinem Hauptstamme in Thüringen, an den Ufern der Donau erschien, und vom Lucius Domitius in einem Striche des Markomannenlandes (wahrscheinlich in der Oberpfalz und den nächstangrenzenden Gegenden Ostfrankens) Sitze erhielt. Dadurch erklärt sich die Stelle des Tacitus, wenn er erzählt, dass die Hermunduren freundschaftliches und ungehindertes Verkehr mit der Colonie *Augusta Vindelicorum* hatten, und man sieht sich nicht ferner gezwungen, die Hermunduren in zusammenhangender Strecke von der Elbe bis zur Donau reichen zu lassen. Alles Bisherige zeigt jedem Kenner das Verdienstliche dieser Abhandlung in historischer und geographischer Beziehung. — Auch der Stil hat seine Auszeichnung. Unverkennbar mehr als in den übrigen Schriften des Vfs. ist das Streben, die Kürze und Fülle des Tacitus durch möglichste Drängung der Sätze auf deutschen Boden zu verpflanzen. Fast immer glückt das Bemühen, wenige Worte umfassen viele, mitunter tiefe Gedanken. Doch begegnet man auch einzelnen Stellen, wo der Genius unserer Sprache dem lateinischen zu widerstreben scheint. Z. B. S. 39: Marbod nicht zufrieden, ein Fürst der Deutschen nach seiner Väter Weise zu seyn, vielmehr völlig und allgewaltig zu herrschen, wie er den Kaiser thun gesehn, begehrend, warb er und hielt ein stehend Heer" u. s. w. Der gelungenen Stellen sind zu viele, als dass abgerissene Bruchstücke hier ihre Stelle finden könnten.

Vd. Hg.

Jena, gedruckt bey Carl Wilhelm Theodor Jooh.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

FÜNFTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1817.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITTERATUR-ZEITUNG

FÜNFTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1812.

Num. 49.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1817.

ÖKONOMIE.

Nürnberg, in Commiss. b. Riegel u. Wiesner: *Sendschreiben über die Entartung des deutschen Landbau's.* Von einem Einsiedler am Ossagebirg. 1815. 154 u. 16 S. Beylage 8.

Auf der ersten Seite liest man folgende Worte: „*Erstes Sendschreiben*, worin der Thierdienst der rationellen Schule nachgewiesen, und die Falschheit ihres Gewerbszweckes nach seinen Gesetzen gerichtet wird.“ Als Repräsentanten dieser Schule sind Hr. D. *Albr. Thaer*, Hr. *A. L. v. Seutter* und Hr. *Adam H. Müller*, mit ihren Schriften angeführt. Die Vorerinnerung hebt also an: „Diese Polemik der herrschenden Richtung und dem allgemeinsten Urtheile seines Zeitalters geradezu entgegenzusetzen — ist des Einsiedlers Wille und Beruf. Marquiren in seinem Fache das Verkehrte will er; (aus Bescheidenheit fügt er aber hinzu:) doch das Betroffene umzukehren, bleibt einem kommenden Geschlecht.“ Damit allein erhalten wir freylich nicht viel, weil das gegenwärtige Zeitalter und Geschlecht wohl schwerlich geneigt seyn möchte, den Tadel solcher Männer mit Wohlgefallen zu vernehmen, die das allgemein anerkannte Verdienst besitzen, dass sie zur Cultivirung der deutschen Landwirthschaft die Bahn gebrochen, und den Wohlstand der Länder haben befördern helfen. Diese wegen Unvollkommenheit ihrer Schriften mit Undank abzulohnen, oder ihre Namen etwa gar zu brandmarken, wäre die grösste Ungerechtigkeit. Will man bey den Fehlern ihrer Schriften nicht ungerecht seyn: so darf man sie nur gegen die Schriften ihrer Vorgänger halten, welche zu ihrer Zeit eben sowohl wie sie im öffentlichen Rufe standen. Man vergleiche die *thaer*'schen Schriften mit den Schriften seines Vorläufers, des Hn. *Schubart von Kleefeld*, und anderer deutscher Schriftsteller seiner Zeit; eben so andere Schriften der Cameralwissenschaften: wie weit sind dieselben nur seit einem Decennium in der Cultur fortgerückt! Wenn man daher sich einen Maßstab von den Wissenschaften aus den Schriften der gegenwärtigen Zeit nehmen, und danach die älteren von zehn und zwanzig Jahren her prüfen wollte: was Wunder, wenn man sie demselben nicht mehr angemessen fände! Zudem haben diese Wissenschaften noch selten das Glück, von ausgezeichneten philosophischen Köpfen bearbeitet worden zu seyn, welche die Elemente in strenge Ordnung gebracht und unter ihrem rechten Princip zu einem unwandelbaren Ganzen mit einander verbunden hätten. Rec. erinnert sich von *Thaern* das freye Geständniss gelesen zu haben, dass es ihm unmöglich sey, die abstracten Begriffe der heutigen Philosophen zu fassen. Ist aber diess: wie will man denn verlangen, dass seine Schriften, die hier allenthalben an die Spitze gestellt sind, eine streng wissenschaftliche Form haben, und bey ihrer Ungebundenheit, die man ihnen auf den ersten Blick ansehen kann, eine strenge philosophische Kritik aushalten sollen? Sind nicht Ackerbau und Viehzucht, die man in der Landwirthschaft überall mit einander verbunden hat, zwey in ihrem Wesen einander ganz entgegengesetzte Dinge? Jedes von beiden enthält seine Selbstständigkeit, jedes kann als für sich bestehend gedacht werden; keines bedarf als solches der Beyhülfe des anderen. Über dieser Trennung der beiden Begriffe aber verliert sich der Begriff von Landwirthschaft: denn Ackerbau als solcher ist nicht Landwirthschaft, und Viehzucht als solche auch nicht, weil jedes für sich nur das seyn kann, was es ist. Landwirthschaft ist also ein zusammengesetzter Begriff, unter welchen man ausser Ackerbau und Viehzucht noch andere Dinge stellen und zu einerley Endzweck vereinigen kann, z. B. Fischerey, Brauerey, Brantweinbrennerey, Ziegeley, Gärtnerey u. s. w., ohne dass sich der Begriff im mindesten dadurch veränderte. Wenn nun *Thaer* über Landwirthschaft ein vollständiges Werk hätte schreiben wollen: so musste diess mehr als Ackerbau und Viehzucht begreifen; dann würde es aber eher einer ökonomischen Encyklopädie als einer Wissenschaft ähnlich gesehen haben, weil ein jeder Theil der Landwirthschaft, nach seinem eigenen Princip behandelt, für sich schon ein wissenschaftliches Werk ausmacht. Landwirthschaft entsteht erst dadurch, wenn die aus den Elementen erzeugten und veredelten Naturproducte ihrer Bestimmung näher gebracht oder in Geld verwandelt werden. Daher nennt man eben die Landwirthschaft ein Gewerbe. Eine Wissenschaft über die Landwirthschaft kann es also eigentlich nicht mehr mit dem Ackerbau, der Viehzucht u. dgl. zu thun haben, sondern nur mit den Producten, als womit ein landwirthschaftliches Gewerbe getrieben wird, und mit dem Gewerbe selbst.

Der *Einsiedler* ist ein scharfsinniger Kopf, und er versteht sein Fach sehr gut; Schade nur, dass er wegen seines schwerfälligen Periodenbaues, wo oft die Hauptgedanken beym Lesen über den Nebenbegriffen in den Einschiebseln verloren gehen, nicht immer ohne Anstrengung verstanden werden kann; eine Menge Druckfehler, die zwar mit allem Fleiss verbessert worden sind, tragen das Ihrige dazu bey. Vor Allem greift der Vf. sogleich das Princip an, worauf die obgedachten Herren ihre vermeintliche Wissenschaft gebaut haben; er weiss es sehr gut, dass das Princip, wenn es das wahre ist, in allen einzelnen Theilen der Wissenschaft angetroffen werden muss, und dass Alles, was in den Theilen dem Princip widerstreitet, der Wissenschaft fremd ist und auf einer Inconsequenz beruht. Mit dem Princip aber steht und fällt eine Wissenschaft. Nun habe (S. 10) *Thaer* in seinen Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft §. 1 „den Landbau für ein Gewerb(e) erklärt, welches zum Zweck hat, durch die Production vegetabilischer und thierischer Substanzen *Gewinn* zu erzeugen, oder Geld zu erwerben;" und Hr. *v. Seutter* in seinem Versuche einer Darstellung der höheren Landwirthschaftswissenschaft, §. 18 S. 26, sage, nach einer rechtlichen, S. 11 wörtlich angeführten Deduction dieses Zustandes, eben so: „Der Landbauer wurde zum Landwirth, der Landbau zur Landwirthschaft, und die ganz bestimmte Aufgabe dieses bürgerlichen Gewerbes bekam den Inhalt: durch Erziehung und Gewinnung zweckmässiger organischer Naturproducte den höchstmöglichen nachhaltigen Geldertrag aus einem bestimmten Landgute zu ziehen." Diess ist nun der Grundstein, auf welchem das Gebäude jener Wissenschaften beruhen soll, und welcher von dem *Einsiedler* verworfen wird. „Demnach — fährt er fort — haben diese rationellen Ökonomen nicht undeutlich zu verstehen gegeben, dass sie den Landbau ansehen, als ein *Mittel*, das ihrer Gewinnsucht *dienstbar* werden müsse, wenn es überhaupt zweckmässig seyn soll. — Nicht die möglichst höchste *Production*, sondern der höchste reine *(Geld-) Gewinn — welches beides in entgegengesetzten Verhältnissen stehen kann* — sey nach *Thaer* der Zweck des Landwirthes, und müsse es seyn, selbst in Hinsicht auf das allgemeine Beste;" und *v. Seutter* drücke sich hierüber noch bestimmter aus, indem er die *Zweckmässigkeit* der organischen Producte, durch deren Erziehung und Gewinnung der Landwirth den höchstmöglichen Ertrag aus seinem Landgute ziehe, im folgender Definition festsetze: „*Zweckmässig* sind die Naturproducte eben *dann*, wenn die Natur dem Leitungsgeschäfte des Landwirthes durch ihr glückliches Gedeihn *nach seinen Zwecken* entspricht, und ihre Tauglichkeit (d. h Zweckdienlichkeit) ihm einen sicheren Absatz und dadurch den höchstmöglichen Geldertrag gewährt." Durch diese Definition — setzt der *E.* hinzu — könnte man die Grenzen der sogenannten *Zweckmässigkeit* dieser *Naturproducte nach rationellen Grundsätzen genau bestimmen*, und ihre Zweckwidrigkeit denselben consequent da anfangen lassen, wo ihre *natürliche* Bestimmung dem Zweck der *rationellen Landwirthschaft widerspricht*; indem das *nothwendige* Daseyn solcher Naturproducte die *absetzbaren* oder *verkäuflichen Früchte* überhaupt, und dadurch auch den höchstmöglichen *Geldertrag* des *gesammten Grund und Bodens* auf *positive Weise vermindert.*" — „Nachdem D. *Thaer*, fährt er fort, durch seine angeführte Behauptung, „„*dass die möglichhöchste Production mit dem höchsten reinen Gewinn in entgegengesetzten Verhältnissen stehen kann*,"" den ersten Widerspruch in jener rationellen Gewerbsaufgabe angezeigt, und an die Spitze seiner Grundsätze gestellt hat, indem er dadurch zwischen der *einzig möglichen Vermittlung und dem rationellen Gewerbszweck* — zwischen der *Production* und dem *Geldgewinne*, und zwar zwischen beiden auf ihren höchsten Stufen — ein *entgegengesetztes*, und das heisst doch wohl feindliches und sich widersprechendes Verhältniss zulässt: so brauchen wir, um die Falschheit dieser rationellen Gewerbsaufgabe darzuthun, nur das *Zweckwidrige in den einzig möglichen Mitteln* nach dem festgesetzten Gewerbszweck der rationellen Landwirthschaft, oder das *entgegengesetzte Verhältniss zwischen Zweck und Mittel* in den rationellen Wirthschaftssystemen nachzuweisen; und folglich zunächst keine andere Widerlegung zu versuchen, als diejenige, welche ihre falschen Meister selbst schon angefangen, und mit ihrer Gewerbsaufgabe zugleich in ihre Systeme eingeführt haben" u. s. w.

S. 54 wirft der *E.* die Frage auf, was sie denn eigentlich mit ihrer Gewerbsaufgabe wollen, und wie sie dieselbe gestellt haben. Mit dieser Untersuchung aber verlässt er *Thaern*, und wendet sich an *Seutter.* Dieser fodere im Preise eines jeden Products, wenn dasselbe die Quelle eines absoluten Vermögens, d. i. reinen Ertrags oder abgezogenen Vermögens seyn und die Production desselben als Gewerbe soll Statt finden können, 1) *Ersatz* für den Aufwand an Raum, Zeit und Kraft, welche sich in die drey Capitalien des *Arbeitslohns*, der *Productionsmittel* und des *Materials*, woraus producirt wird, auflösen; 2) *Zins* für diese drey Capitale. Zur Realisirung der landwirthschaftlichen Gewerbsaufgabe fodere er ferner zur allgemeinsten Bedingung, *dass nur solche Producte producirt würden, welche durch das Bedürfniss Anderer immer Käufer für sich hätten*; und zur zweyten allgemeinen Bedingung *einen bestimmten Preis*, wobey gefragt wird, wodurch und durch wen dieser Preis bestimmt werde. — Es ist bekannt, erinnere *Seutter*, dass die Quantität oder Grösse des Preises aus dem Verhältnisse der zu Markte gebrachten Quantität von Producten zum Bedürfniss der daselbst mitwerbenden Käufer hervorgehe, und dass dieselbe desto grösser werde, je weniger diese Quantität das Bedürfniss befriedige, desto kleiner, je näher sie demselben komme, und je mehr sie es übertreffe: daher das Mittel zum höchsten Preise der Producte also leicht in den Händen des Producenten liege. Er dürfe nur eine solche Quantität von Pro-

ducten zu Markte liefern, die in demjenigen Verhältnifs zum Bedürfnifs der Käufer ftände, dafs fie gezwungen wären, diejenige Geldfumme dafür zu bezahlen, in welcher die nöthigen vier Beftandtheile, als der Erfatz für feinen Aufwand und der Zins für denfelben, enthalten wären. Den letzten liefse er fo hoch fteigen, als es das Bedürfnifs des Käufers irgend möglich machte. Dem zuwider habe aber *Seutter* fchon auf der nämlichen Seite eingeftehen müffen, dafs der einzelne Producent bey jener Preisbeftimmung nicht völlig von fich abhängig fey, weil der Marktpreis nur durch das Verhältnifs der Quantität aller Producenten oder des ganzen Gewerbsftandes zum Marktbedürfnifs beftimmt werde; und dafs jeder Einzelne den Antheil an der unmittelbaren Selbftbeftimmung diefes Preifes als Hauptbedingung des höchftmöglichen Gelderwerbs verliere. Es ift daher fehr leicht einzufehen, wenn der Producent den Antrieb zur Production von dem marktgängigem Preife der Producte, welchen er voraus doch gar nicht wiffen kann, hernehmen foll, dafs die Gewerbsaufgabe nach diefer Anficht, da der Preis fo ungewifs und fchwankend ift, ganz verkehrt erfcheint, und die Production ohne Beftimmung ift. Dergleichen wichtige, mit anderen im Widerfpruche ftehende Hauptfätze giebt es mehrere, welche ausgezogen zu werden verdienten, wenn es der Raum geftattete. Nur gedenken wir noch, was S. 80 über den *Grundfactor* des landwirthfchaftlichen Gewerbes gefagt worden ift, worunter man den Boden eines jeden Landguts und die über demfelben während eines jeden Gewerbsjahres fluctuirende Luftfchicht zu verftehen habe, und das ganz unentgeltliche Quantum von Productionskräften genannt wird. Nach vielen Unterfuchungen heifst es S. 92: „Demnach befteht die allgemeinfte Aufgabe der rationellen Landwirthfchaft eigentlich darin: den *Grundfactor* der ökonomifchen Production, als welchen wir den *unentgeltlichen* Beytrag der Naturkräfte eines Landguts auch in ihren Behauptungen nachgewiefen haben, oder die *eigenthümliche Productivität* deffelben, *in ihr Intreffe* (Intereffe) *hineinzuziehen, und nur in und durch daffelbe zur Wirklichkeit gelangen zu laffen*; folglich den unentgeltlichen Beytrag der Natur zum Gewinn der erften Lebensmittel *abhängig zu machen* von den bekannten fich felbft widerfprechenden Foderungen der niedrigften *Gewerbfucht*, und fomit *Wucher* zu treiben mit den theuerften und letzten *Gefchenken* der Erde, die wir in diefem Zuftand(*e*) nimmermehr entbehren können!“

Die Beylage gehört zu S. 51, und enthält die *Riederwirthfchaft* der *thaer*'fchen Schule, unter dem Namen Sodenbrennen, Abplaggen und Brennen des Rafens (*Paring and Burning, Sodburning*) bekannt S. 5 heifst es: „Der Charakter diefes uralten Ackerbaues befteht darin, dafs er ganz allein *durch Menfchenhände ohne Arbeitsvieh und ohne Miftdüngung, folglich auch ohne Nutzviehhaltung* — eben fo getrennt von der Viehzucht, als die Alpenweide getrennt von dem Ackerbau, die *arthafte* Fruchtbarkeit feines *cultivirten* Landes zur Befriedigung *menfchlicher* Bedürfniffe foviel möglich *ausfchliefsend* benutzt. Wenn Vieh gehalten wird: fo gefchieht es *unmittelbar* und *ausfchliefsend* nur des Menfchen wegen.“ Rec. hält aus Gründen fein Urtheil noch zurück.

Wenn der *Einfiedler* mit feinen fpeciellen Unterfuchungen, wie er S. 134 fich vernehmen läfst, in dem Geifte und mit der Schonung feiner Gegner fo fortfahren will: fo verfprechen wir diefen Wiffenfchaften Heil davon; der Nutzen kann nicht eher erfolgen, bis erft Alles gegenfeitig vollkommen entwickelt worden ift. Er fodert unbekannte Freunde auf, dafs fie fein ausgebreitetes Unternehmen durch hiftorifche Beyträge über den gegenwärtigen Zuftand des Landbaues in ihrem Vaterlande unterftützen helfen; wozu wir ihm viel Glück wünfchen.

Ks.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Grundfätze zu einer dauerhaften Bienenzucht nebft phyfikalifchen Entdeckungen von der inneren Einrichtung der Bienenrepublik für alle Bienenfreunde*, gezogen aus den Schriften der berühmteften Bienenkenner (?) und grofser Naturforfcher, beftätiget (!!) durch die eigene 40jährige Erfahrung des Verfaffers *J. C. C. Schmid*, gewefenen Hauptmanns. Mit einem Kupfer. 1815. XVI und 240 S. 8. (12 gr.)

Wenn diefe Schrift ein Jahrzehend früher erfchienen wäre: fo hätte fie unftreitig ihr Glück beffer gemacht, als jetzt: denn *Riem*, deffen Grundfätze im Phyfikalifchen und Praktifchen der Vf., bis auf die geringfte Sylbe, mit Glauben und Zuverficht vorträgt, hätte feine Schrift gewifs als eine der auserlefenften empfohlen. *Riem* hatte fich durch feinen befonderen Eifer und feine unermüdete Thätigkeit für die Bienenzucht einen gegründeten Ruhm erworben, der durch feine weitläuftige Correfpondenz felbft in fremden Ländern fich ausgebreitet hatte; aber in wiffenfchaftlicher Hinficht war er bey Weitem der grofse Mann nicht, für den er im Auslande gehalten wurde. Durch eine lebhafte Einbildungskraft und gelehrte Vorurtheile täufchte er fich felbft, wo er mit ruhigem Geift und kritifcher Vernunft hätte prüfen follen. Bey neuen Entdeckungen Anderer äufserte er allemal, dafs fie fchon vorher auch von ihm gemacht worden wären; diefs machte ihn bey folchen, die ihn nicht kannten, eben grofs und berühmt. Durch feine ungeheuere Correfpondenz wurde er nicht nur aus nahen und entfernten Gegenden mit allen Neuigkeiten zuerft bekannt, fondern er verfchaffte fich auch dadurch eine grofse Menge von Anhängern, die ihm gröfstentheils ganz blind vertrauten, und deren Beyftimmung er als kräftige Beweife von der Richtigkeit feiner Lehre benutzte. — Dem Vf. gebührt unter al[len] Riemianern der erfte Rang. Ohne alles Prüf[en und] Selbftdenken giebt er die Lehren und Mein[ungen fei]nes Freundes mit Treu und Glauben w[ieder]

also ein Freund und Verehrer *Riems* und seiner Gläubigen ist, der kaufe sich dieses Buch.

Nach unserer Überzeugung aber können wir das Buch weder im Physikalischen noch im Praktischen empfehlen. *Riems* Lehren und Grundsätze sind, wie bekannt, von seinen Gegnern *Heydenreich*, *Spitzner*, *Matuschka* u. A. theoretisch und praktisch in ihrer Nichtigkeit dargestellt worden, und mit diesen sind denn auch unseres Vfs. Lehren über den Haufen geworfen. Denn seine physikalischen Entdeckungen erstrecken sich nicht weiter, als wie wir sie schon bis zum Ekel in *Riems* Schriften gelesen haben, und was er uns von *Reaumur*, *Lüttichau* und *Hübern* auftischt, ist unter aller Kritik und schon längst vergessen. Seine praktische Bienenzucht aber besteht in einer elenden magazinmäsigen Behandlung, gerade wie die *riemsche*, mit allen Mängeln, ungeachtet sie nach Beschaffenheit der Gegend, worin die Natur in Ansehung der Zeit eine grosse Abweichung macht, von derselben nothwendig verschieden seyn sollte.

Hätte Hr. *S.* die streitigen Lehren von *Riem* einer gründlichen Untersuchung unterworfen, die Wahrheit derselben in ein besseres Licht gestellt, und durch Beyspiele und mit Aufmerksamkeit gemachte Erfahrungen bekräftigt: so würde seine 40jährige Erfahrung Achtung verdienen, und Rec. würde die Vorzüge seines Werkes mit Vergnügen ausheben. Da er aber von alle dem, was mit *Riems* Lehren, Grundsätzen und Lieblingsmeinungen vorgefallen ist, kein Wort erfahren zu haben scheint, das Buch auch sonst weiter keine besonderen Vorzüge im Praktischen aufzuweisen hat: so bleibt uns nichts übrig, als den Leser noch mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen. Das Ganze ist ausser der Vorrede in 14 Capitel eingetheilt, und jeder Paragraph in den Capiteln hat, wie in *Riems Coloniebienenpflege*, seine eigene Überschrift. Die Einrichtung ist also dieselbe, und auch der Inhalt ist wenig verschieden. Cap. I. Von dem Bienenstande oder Bienenhause. II. Von den Bienenwohnungen in Kästen und Körben. III. Vom Ankaufe der Bienen. IV. Vom Schwärmen oder freywilligen Ablegen der Bienen. V. Von dem gezwungenen Ablegen der Bienen. VI. Von der Behandlung der Bienen in Magazinstöcken. VII. Von schwachen Bienenstöcken. VIII. Von den Raubbienen. IX. Von den Hauptfeinden der Bienen. X. Von den nützlichsten Gewächsen als Nahrungsmittel der Bienen. XI. Von den merkwürdigsten Krankheiten und von künstlicher Fütterung der Bienen. XII. Wiederholte Wartung der Bienen in jedem Monate. XIII. Vom Honig und Wachsauslassen, Honigessig- und Meth Machen. XIV. Physikalische Entdeckungen von der inneren Einrichtung der Bienenrepublik. Die Schreibart des Vfs. ist populär, und als populärer Schriftsteller ist Hr. S. dem Publicum durch seinen Bauern-Katechismus und sein praktisches Handbuch für den deutschen Landmann schon bekannt.

Ks.

ERDBESCHREIBUNG.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Jakob Haafners Fussreise durch die Insel Ceylon.* Nach dem Holländischen frey bearbeitet vom Vf. der grauen Mappe. 1816. 336 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Die Wirklichkeit der Reise und des angegebenen Übersetzers lässt Rec. unentschieden; er bezweifelt beides, und zu dem ersten hat er um so mehr Grund, weil auch der Übersetzer (oder Bearbeiter) der ganzen zusammengedrängten Reihe von Abenteuern und, wie er sie oft mit Recht nennt, Sträussen zuletzt eine angenehme schwer nachahmliche (!) Kunst der Illusion zuzugestehen genöthigt ist. Das Letzte ist nach den übrigen Schriften des nämlichen Bearbeiters nicht ganz wahrscheinlich, und Ausdrücke, z. B. *trefflich* statt wacker, *müde*, *behäglich* statt behaglich, du bist ein *Pickelhering* u. s. w. sind diesem ungewöhnlich. Auszüge aus der Reise (sie führt im Holländischen den Titel: *Reize to voet door het Eiland Ceylon; door Haafner met Plaaten.* Amsterdam b. Allart, gr. 8.) erschienen bald nach der Bekanntwerdung 1810 in unseren Monatsschriften, und darüber etwas noch nachhallen zu lassen, scheint Rec. eben so überflüssig, als unbehörig. Der sonst seines Originals mächtige und gewandte Übersetzer hat die Einleitung, die eine allgemeine Schilderung der Insel enthält, an schicklichen Orten theils in den Text theils in Noten räthlich eingeschaltet, und die Breite der Erzählung abgekürzt.

Ds.

NEUE AUFLAGEN.

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: *J. H. Uflakkers Exempel-Buch für Anfänger und Liebhaber der Algebra.* Fünfte verbesserte und mit neuen Aufgaben vermehrte Auflage. Herausgegeben von D. *Joh. Christ. Ludwig Hellwig*, herzogl. braunschweig. Hofrath und Professor. 1816. VIII u. 166 S. (12 gr.) Die erste Auflage erschien 1795, die zweyte 1799, die dritte 1804, die vierte 1810. Diese öfteren Auflagen bürgen hinlänglich für die Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieses Buches.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

PHILOSOPHIE.

Köln, b. Rommerskirchen: *Briefe über den Idealismus, datirt von Aachen und Berlin.* Erstes Bändchen. 1815. VI u. 262 S. 8. (20 gr.)

Diese Schrift ist ein so merkwürdiges Actenstück zu der Geschichte menschlicher Narrheit, und sie kann auf der anderen Seite deutscher Art und Philosophie so viel an ihrem guten Namen schaden, dass sie es wohl verdient, beschrieben zu werden. Rec. bedauert, dass es nicht früher hat geschehen können: indess scheint die Schrift nicht eben bekannt geworden zu seyn, und seine Stimme ist also wohl nicht nöthig gewesen, um gesunde und wohlmeinende Leute von ihr abzuhalten. Sie enthält einen angeblichen Briefwechsel zwischen einer berliner Gräfin und einem Beamten am Rheine; sonderbar abwechselnd zwischen Zeitungsnachrichten und Zeitungspatriotismus, und philosophirendem Hin- und Her-Reden, welches beide Briefsteller nur in einer unglücklichen Verblendung unternehmen konnten, so roh und crass kommen sie dazu. Jene Anekdoten sollten wohl dem Buche einiges Ansehen in jener Zeit verschaffen, oder Eingang und Abnahme; oder hielt der Vf. (unsertwegen auch die Vff.) seine Philosophie für so anstrengend, dass sie dieser Erholung bedürfte? Oder geschah diese Vereinigung darum, weil der Vf. den deutschen Sinn in der Philosophie (gegen das Herrschende in der sogenannten französischen Philosophie, Sinnlichkeit und Eigennutz) zu verkündigen meinte, und daneben die Äusserung desselben Sinnes in einer anderen Art darstellen wollte? Übrigens gehen die Briefe ohne Vorbereitung von Einem zum Anderen; es giebt oft komische Absticke (wie S. 172, wo er von Schlägen redet, in denen die Kosaken unglaublich ausgehalten hätten, und fortfährt: „Wir lassen den Vorhang fallen, und kehren zu unserer Philosophie zurück"), und, wenn es anders der Mühe sich lohnte, aufmerksam zu seyn, möchte es bey vielen wohl schwer halten, von den bis ins Kleinlichste genau gezeichneten Gestalten und Gruppen sich in die Philosophie des Vfs. wieder hineinzufinden. Wir haben es hier bloss mit diesem philosophischen Inhalte zu thun.

Es ist dieser aus lauter irgendwo gedruckten Sätzen zusammengeklebt, nach weiter keiner Regel; bloss ähnliche Terminologie bringt die Sätze zusammen. Daher passen die Sätze meistens gar nicht zu einander, und geben Unsinn; sind ganze Perioden abgeschrieben: so streiten sie gegen einander. Die Verhandlungen gehen ohne vernünftige Ordnung, und, weil das Buch nicht wachsen wollte, so wurde bisweilen, wenn Systeme dargestellt werden sollten, bey dem anderen das Vorige wiederholt; und so sehen sich hintenhinaus Idealismus, Realismus, Pantheismus, Fatalismus, und wer weiss was sonst, ganz gleich. Angenehm wird man überrascht, trifft man bisweilen auf ganze Seiten mit Menschenverstand, oder auch wahr und glänzend geschrieben; aber diese sind allemal irgendwoher copirt. So hat *Fr. Schlegels* Buch *von der Weisheit und Sprache der Indier* überaus viel hergeben müssen; anderer alter Bekannter sich zu versichern, hat Rec. nicht der Mühe werth geachtet. Sehr klug mag es nun der Vf. gemacht haben, dass er diese abscheulichen Compilationen seiner Frau Gräfin beygelegt hat; am besten wäre es aber gewesen, hätte er die Frau durch das ganze Buch schulmeistern lassen, wenn sie auch dadurch zur Närrin geworden wäre. Nur hätte die Rolle des zwiefachen Schreibers besser durchgeführt werden sollen, und es hätten nicht im Namen der Frau Pedantereyen und Unanständigkeiten (vgl. S. 203 und 204) gesagt seyn sollen; Unanständigkeiten besonders, wie man sie nur im Pöbel so leicht und fröhlich reden hört. Und bey solcher Armseligkeit hat der Vf. noch *flüchtig* geschrieben, er weiss nicht, was er sagt und was er verspricht; wie er z. B. in der Vorrede von der kritischen Philosophie am Ende zu sprechen verspricht, und kein Wort von ihr sagt, sondern mit dem Plato seine geschichtlichen Auseinandersetzungen beschliesst, und Anekdoten von Blücher daranhängt.

Zuerst wird vom Idealismus als dem Systeme geredet, welches für die Deutschen ganz besonders gehöre, und von diesem hat Rec. in der Schrift abwechselnd folgende Begriffe gefunden, vom Vf. als ganz dasselbe angesehen. Erstlich, Anerkennung eines Übersinnlichen, nämlich Gottes, der Freyheit und Unsterblichkeit (S. 10). Sodann Verwerfung der Speculation, und Beschränkung auf das, dessen der Mensch zum guten Leben nöthig hat (149. 190, wo dieses von der ionischen Schule gerühmt wird). Weiter das Leugnen der Substanz in der Welt, die Behauptung, dass Nichts beharre (S. 190, also in Einem Odem mit dem Vorigen). Damit ist verwandt, aber nicht dasselbe,

was anderwärts (S. 119) als idealistisch beschrieben wird: Annahme von Grundkräften in den Dingen, und dass Kampf und Entwickelung das Daseyn der Welt ausmache. Ferner die Überzeugung, dass aller Sinnenstoff uns nur Erscheinungen der Dinge darbiete, und die Dinge an sich unzugänglich seyen (S. 11). Endlich der Gedanke, dass der Geist das Erste und Absolute sey (auch S. 11 und 116). Nun ist es aber mit dem Reden vom Idealismus auch bald aus; vom *dritten* Briefe setzt die genannte Fr. Gräfin an, geschichtlich von philosophischen Systemen zu reden, erst im Allgemeinen, dann durch Perioden durchführend. Sie gelangt indess, wie gesagt, bloss bis zum Plato; vor den Übrigen wolle uns der Himmel bewahren. Wir wollen aus diesen Auseinandersetzungen Einiges beysetzen, das vorangeschickte Urtheil zu rechtfertigen; geschichtlich Falsches wollen wir übergehen, weil dieses zu Wenig gegen die Fähigkeit überhaupt beweist; unsinnige Stellen abzuschreiben, wird uns Niemand zumuthen, und *ex ungue leonem*. — S. 34: „Ein Schriftsteller des Mittelalters hat gesagt: Ob Gott sey, kann nicht gefragt werden, denn er ist keine Proportion vom Endlichen zum Unendlichen." Reiner Unsinn; wahrscheinlich aus einer solchen Stelle entstanden: *ignoramus, quid Deus sit, quoniam nulla ratio est finiti ad infinitum.* S. 51: Unterschied zwischen Subjectivität und Individualität so erklärt, als sey diese „das Gemeinsame aller Individuen einer Art;" da es doch am Tage liegt, dass Beides dasselbe bedeutet, nur Subjectivität das Individuale im Verhältnisse zu einem Erkennbaren, also die eigenthümliche Anschauung, Denkweise von Einem, ist. S. 54 ff. sonderbare Reden darüber, dass bey allen organisirten Wesen der Begriff nicht vor dem Daseyn sey. Was nun das seyn soll? Dass sie sich nothwendig und aus einem Keime entwickeln, oder, dass Begriff und Daseyn von ihnen Dasselbe sey (was doch, in jedem Betrachte, als Ausdruck der Identität von Subject und Object, und als Formel für nothwendiges Seyn, nicht in die Hauptgedanken des Vfs. passt), oder, dass Gottes Schaffen ein Denken, oder dabey doch Idee und That nicht unterschieden sey? So geht es dann in der Irre fort, und auch nicht Ein Satz giebt ordentlichen Sinn, und hat seinen Zusammenhang. Die Gedanken Schlegel's (S. 60 ff. und sonst, aus welchem wir es uns erklären, dass S. 186 als die vorzüglich verdienten Philosophen Lamech und Noah genannt werden), dass das Unendliche uns durch Offenbarung gegeben sey, travestirt er anderwärts so, unsere Freyheit, und die Dinge an sich (wahrscheinlich, wie er auf dieser Seite meint, auch etwas Geistiges), hätten wir durch Überlieferung einer Offenbarung erhalten: sonst ist er (S. 35) wohl auch der Meinung, der Gedanke, Gott sey, sey evident und Axiom, uns im Bewusstseyn gegeben (vielleicht, wie er S. 149 sagt, in dem, *im empirischen Bewusstseyn gegebenen, reinen Bewusstseyn.* Eine durchaus neue, philosophische Darstellung). S. 118 bedeutet ihm, kritischer und praktischer (?) Idealismus, jener den, welcher zeige, wie nothwendig die Vernunft in gewisse Widersprüche verfalle; dieser, den Streit aufhebende, das Bestimmen, nicht was sey, sondern, was seyn solle: Sätze, welche tieferen Sinn haben können, als der Vf., in seiner Unschuld oder Schreibseligkeit und Keckheit, wohl gedacht hat. Aber eine lustige Erklärung, S. 122: „Das Kritische bedeutet das, von der Denkart reinigen wollen, die dem Menschen, als Menschen, angeboren ist, und, welche gleichwohl in praktischer Hinsicht gültig bleibt." Ganz gewiss das Letzte, und das Erste wird dieser Kriticismus wohl bleiben lassen. — *Dilemma* heisst ihm dort das Darstellen der beiden Extreme, in deren Mitte die Wahrheit liege; und er erklärt das Wort, was von zwey Seiten *anfalle.* — 138 ff. erfahren wir viel Neues vom Ohngefähr und Schicksal. Zuerst, dass, wenn die Annahme des Ohngefährs in ein System gebracht werde, der Fatalismus entstehe. Ferner wird man mit dem Begriffe des Zufalls auf die ärgerlichste Weise in der Irre herumgeführt. Bald bedeutet er unbekannte Verbindung der natürlichen Kräfte, bald unbekannte Wirkungsweise eines Dinges, ihm bloss, der Analogie wegen, beygeschrieben; der wahre Begriff sieht bisweilen neckisch hindurch. — Und zum Schlusse noch eine Deduction des Vfs., aus S. 149. „Die unmittelbare Erkenntniss liegt verborgen in dem inneren Wesen der Vernunft: sie kann sie nicht unmittelbar in sich wahrnehmen, sie ist an den Sinn gebunden, durch welchen sich die Reflexion einleitet, die uns allmählich auf ein künstliches Wiederbewusstseyn führt: Anfangs in positiven Begriffen und Urtheilen über die Erfahrung, zuletzt aber nur in negativen Formen der Idee'n; und dadurch erst wird uns mittelbar unser ganzes Inneres hell."

Es ist schauderhaft, und, irren wir nicht, von *Krug* schon irgendwo bemerkt worden, dass wir (S. 70) in einem Schreiben vom 18 May 1814, aus Berlin, lesen, *Fichte* treibe sich dort am Hofe herum und trage das eiserne Kreuz. Rec. bekennt, darin früher (da er den unglaublichen Leichtsinn des Vfs. nicht kannte) etwas Mythisches oder Allegorisches vermuthet zu haben; dass *Fichte* als ein Elias von Preussen sich drohend und warnend bisweilen sehen lasse, wiewohl er vor der Welt, 1813 zu Anfang, gestorben war. Dass *Entelechie*, S. 100, erklärt wird: was in sich das Ende umfasst (ἐν τέλος ἔχον), und dieses dann: was im Ich vollendet ist, und dieses, die Ichheit, — möge, wiewohl logisch, grammatisch und geschichtlich thöricht, hingehen: es sieht doch noch der neuen Philosophie ähnlich. Auch ist es zweydeutig, dass der Vf. *demi — urgos* schreibt: Rec. hat ihn im Verdacht, dass er das Wort vom Französischen, *demi*, ableite. Aber in den Namen ist die Schnitzerhaftigkeit übertrieben gross. Heraklit heisst immer Heraklides; und S. 241 steht gar, *Plato* habe das Physische von *den Herakliden* genommen. Derselbe Dialog des *Plato* heisst *Theät* und *Theätakles:* doch wir mögen in diesem Stalle nicht weiter säubern.

Rec. ist bisweilen auf den Gedanken gekommen, diese Schrift als Satire eines Halbfranzosen auf die unverständige und wüste Art neuer deutscher Philosophen, und ihr historisches Prahlen, bey starker Unwissenheit, zu nehmen: sie wäre gewiss schlecht an-

gebracht, aber meisterhaft gefertigt, wenn es an der Satire eine Vollkommenheit ist, dass man sie auch wohl für Ernst halten kann. Sonst aber, wenn der Vf. sie aufrichtig geschrieben hat, mag sie, mit ähnlichen Erscheinungen, zum Zeichen dienen, wie sehr es nöthig sey, in jenen Gegenden unseres Vaterlandes einen Sitz für die rechte deutsche Wissenschaft zu gründen; sowohl, um Vorurtheile niederzuschlagen, welche jetzt noch zu entschuldigen sind, als, um getrennte Brüder, durch Vereinigung im Höchsten und Tiefsten, auch in Sinn und Leben wieder zu uns zu führen. B. C. D.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LÜBECK, b. Niemann und Comp.: *Ratzeburgische literarische Blätter.* Herausgegeben von der literarischen Gesellschaft in Ratzeburg. Jahrgang 1808. 431 S. Jahrgang 1809. 416 S. Jahrgang 1810. 420 S. 4.

Im September 1807 trat eine Anzahl von Literaturfreunden in Ratzeburg zusammen, die sich unter ihren literarischen Zwecken auch die Herausgabe eines periodischen Blattes gemeinnützlichen Inhalts vorsetzten, das Belehrung und Unterhaltung mit einander vereinigen, und in bunter Reihe kleine Aufsätze aus dem Gebiete der Literatur und Kunst, der Philosophie des Lebens, der Naturkunde, der Gesundheitskunde, der Land- und Haus-Wirthschaft, der Geschichte, besonders der vaterländischen, kurze Biographieen und Reisebeschreibungen, Nachrichten von nützlichen Anstalten, von Manufacturen und Fabriken, ferner gemeinnützliche Vorschläge, bedeutende Anfragen in Betreff wissenschaftlicher Gegenstände, endlich kleine Romane und Erzählungen, Charaden und Räthsel liefern sollte. Zunächst bestimmt, einen Theil der Vorlesungen, welche in der literarischen Gesellschaft gehalten wurden, aufzunehmen, und einem gröfseren Publicum zur nachsichtsvollen Beurtheilung vorzulegen, glaubten die Herausgeber für ihre Wochenschrift keinen anspruchloseren Namen wählen zu können, als wenn sie sie *literarische Blätter* nannten. Es haben aber nicht bloss die Mitglieder der literarischen Gesellschaft in Ratzeburg, von denen vorzüglich die Hnn. *Dietz* (jetzt Prediger in Zieten), *Dräseke* (jetzt in Bremen), *Nauwerk*, *Rüsswurm* (jetzt Prediger in Herrnhagen), *Schink*, *Sponagel* als fleissige Mitarbeiter erscheinen, sondern auch auswärtige Freunde der Herausgeber, wie *Karl Reinhard* in Altona, und insonderheit mecklenburgische Gelehrte, wie *Hane*, *Andreas Wilke*, beide schon verstorben, *Simonis* u. A. daran Theil genommen. In der That haben die drey erschienenen Jahrgänge ein mannichfaltiges Interesse für jeden gebildeten Leser, und es ist zu bedauern, dass die Herausgeber, vermuthlich weil sie den Recensenten mit der Zunge, wie sie dieselben nennen, die sich an dem ganzen Vereine ärgerten, nicht genug Beharrlichkeit entgegenzusetzen vermochten, ihre Zeitschrift mit dem dritten Jahrgange schliessen mussten.

Zu den wichtigeren Aufsätzen des ersten Jahrganges rechnen wir: *Über Ideale und ihre Bedeutung für den Genuss des Lebens* von *Dräseke*, worin das Streben nach dem Idealen und das Leben in der Ideenwelt richtig gewürdigt, und wider die Vorwürfe der Kinder dieser Welt, denen alles Höhere ein Ärgerniss und eine Thorheit ist, mit siegenden Gründen vertheidigt wird. Sehr richtig sagt Hr. *Dr.* S. 74: „Wer das Wesen der Glückseligkeit, und folglich auch sein eigenes Wesen, noch nicht erkannt hat, der wird *mit* Idealen und *ohne* Ideale elend, und kein Gott kann ihn dagegen schützen. Von äusseren Dingen erwartet er sein ganzes Heil, weil er nur durch sie aus seinem Nichts erst hervortritt. Hinnehmen will er bloss, was sie geben, da er *in sich* nichts hat. Aber auch *ihre Reichthümer* geben ihm nur Wünsche, Wünsche! und nichts weiter, und als ihr erklärter Günstling muss er verschmachten in reeller Armuth." — S. 78: „Der Mensch *entmenscht* sich, wenn er aufhört, für Vollendung zu glühen. *Das* eben ist das Göttliche in seiner Natur, dass er nicht anders *kann*, als vom Standpuncte des Idealen aus ins Leben hinabschauen, nach idealen Principien jede Erscheinung in der Wirklichkeit beurtheilen, und das Vorhandene reinigen, veredeln, umschaffen, damit es werde ein Spiegel seiner Seele; er *kann nicht anders*, und so *soll* er es auch." S. 98: „Wem Ideale den Kopf verrücken und den Sinn verkehren, der hat vom höchsten Schönen entweder nie eine Ahnung gehabt, oder dieser Sinn ist auch verdunkelt durch die Nebengebilde der Leidenschaft." — Darauf aber hätte der Vf. doch hindeuten sollen, dass derjenige, welcher nach dem Ideale strebt, dadurch in seiner Ruhe gestört werden *könne* und *müsse*, weil er in sich die Vollendung nicht findet, und oft durch seine Schuld nicht findet, nach der er ringt, dass aber diese Unzufriedenheit mit sich selbst für ihn heilsam, und der Weg zum wahren und höheren Leben sey. — *Nauwerks* Nachrichten über Petrarca's Laura werden allen Lesern dieses gemüthvollen Dichters willkommen seyn. — *Dietz* über Steinregen und aus der Luft gefallene Steine hat die Möglichkeit der Abkunft der Aerolithen aus dem Monde mit vieler Klarheit dargethan, aber auch die Einwendungen dagegen nicht verschwiegen. — Von eben demselben findet sich St. 45 f. eine Vorlesung über Wissen und Glauben, Mysticismus und Skepticismus, die auch besonders gedruckt ist. — Unter den Gedichten in diesem Jahrgange haben uns vorzüglich die Übersetzungen einiger allemannischer Gedichte von *Hebel*, und das Lied bey *Schillers* Tode von *Nauwerk* gefallen.

Zu den gröfseren Aufsätzen im zweyten Jahrgange gehören die über Mignon in Wilhelm Meisters Lehrjahren, und über die Leiden des jungen Werthers von *Fr. Simonis.* — Das Bruchstück aus einem noch ungedruckten (jetzt gedruckten) Romane: *Meine viertägigen Leiden im Bade zu Pyrmont*, musste auf die Lectüre des Ganzen lüstern machen. — Auch haben wir eine plattdeutsche Idylle von dem nunmehr verstorbenen *Wilke*, *die Undererdschen*, mit Vergnügen gelesen, wenn gleich darin *Kossens* unnachahmliche

Naivetät nicht erreicht worden ist. — Das *Hafermus* nach dem Allemannischen läst wenig zu wünschen übrig.

Im dritten Jahrgange ist der praktische Commentar über die Worte: *O cives, cives! quaerenda pecunia primum est; virtus post nummos*, mit vieler Laune geschrieben, doch wohl etwas zu gedehnt. — Mit Andacht und Rührung haben wir *Ida* oder *Gedächtnissfeyer eines weiblichen Unschuldscharakters* von *Schink*, und *das Begräbniss* von *G. W. C. Starke* gelesen. — Auch die von *Karl Reinhard* mitgetheilten Übersetzer-Versuche von *Gottfried August Bürger* sind als Spähne aus der Werkstatt eines solchen Meisters des Aufnehmens und Aufbewahrens allerdings werth.

So unterhaltend uns übrigens die Lesung dieser Zeitschrift gewesen ist, und so aufrichtig wir ihr frühes Aufhören bedauern: so wenig können wir doch die hervorstechende Neigung der meisten Mitarbeiter, sich an der neuästhetischen *Schlegel-tieckschen* Schule zu reiben, und den — wie sollen wir sagen? — Ingrimm, womit diess hin und wieder geschieht, billigen. Wir geben gern zu, dass die Gebrüder *Schlegel* und *Ludw. Tieck* zu manchen Unfuge ihrer Nachbeter Veranlassung gegeben, und diesen begünstigt haben; aber wir sind auf der anderen Seite auch überzeugt, dass selbst das Übertriebene, woven man manche ihrer Äusserungen und Urtheile nicht freysprechen kann, dazu beygetragen hat, das wahre Wesen der Poesie in ein helleres Licht zu setzen. Dieser Schule gebührt auch der hohe Ruhm, dass man durch sie auf die Schätze unserer altdeutschen Literatur, und auf das herrliche Niebelungenlied aufmerksamer geworden ist, und schon dadurch hat sie sich auf den Dank der Mitwelt und Nachwelt die gerechtesten Ansprüche erworben. — m —

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Berlin*, b. Maurer: *Car. Christi. Frid. Krausii oratio de scientia humana et de via ad eam perveniendi.* 1814. 50 S. 8. (6 gr.)

Rec. kennt das Verdienst des Hn. *K.* als Mathematikers nicht, als Menschen und als Sittenlehrer achtet er ihn hoch: als Philosoph sagt er wohl Wenigen zu. Er ist klar, ein Deutliches durch ein anderes Deutliches zu beschreiben; aber er hält und durchdringt keinen Gedanken, er begründet Nichts ordentlich, und giebt Einem keine recht menschlichen Einsichten und Grundsätze. — Seine Absicht bey der vorliegenden Rede ist, zu zeigen, dass nur in der Anschauung einer unendlichen Substanz der Mensch zum Frieden gelange, und, wie er zu dieser Anschauung gelange. Der erste Theil musste Manches vorgreifen, was zum zweyten gehörte: es hätte dieser darauf beschränkt werden sollen, wie Einer, der die Anschauung hat, Andere ihrer theilhaftig mache, also auf die Erziehung zur Philosophie, das *deducere ad scientiam*, nicht das *pervenire*. Von der unendlichen Substanz des Vfs. hat man keinen gewissen Begriff erhalten: es ist bekannt, wie vielerley Gedanken in dieser Formel bezeichnet werden können. Auch ist von dem moralischen, oder menschlichen Interesse (oder wie man es sonst heissen mag) nirgends hier die Rede, da doch dieses allein uns in die rechte Weltansicht setzt, und nicht ein vieldeutiges Verstandesinteresse. — Die Philosophie, hebt der Vf. an, ist *sciendi amor*; wir wissen aber, dass dieses nicht wahr ist, und bey den Griechen die Begriffe, φιλόσοφος, φιλεπιστήμων (welches sie aber nicht brauchen), φιλομαθής, φιλολόγος, ἐπιστήμων, ihre grossen Unterschiede hatten. Auch könnte, dieser Erklärung nach, nicht ein Geschäft der Philosophie seyn, auszumachen, was wissen bedeute, und wie der Mensch dazu komme; und diese zweyte Frage ist nicht (wie der Vf. annimmt) geradezu gleichbedeutend der: *quibus mentis viribus efficiatur, ut sciat.* Wissen ist dem Vf. (S. 5) der Zustand des Geistes, da sich ihm die Dinge vorstellen, wie sie sind: was aber sodann gesagt wird, dieses werde durch das Begrenzte und Schattenartige der Bilder von den Dingen, welchem wir nicht entgehen könnten, nicht aufgehoben, das mag der Vf. mit der Definition des Wissens, und mit seiner Meinung von der intellectuellen Anschauung, selbst vereinbaren. Überaus vieldeutig ist dann das, dass es gar nicht dem Menschen freystehe, zu wissen, oder nicht und Nichts zu wissen, *velit, nolit, scit sua natura*: man kann es auf Determination beziehen, oder auf einen Drang unseres Geistes zu wissen, auf eine sichere Richtung desselben, oder was sonst. — Dass Wissen nur durch die Annahme Einer unendlichen Substanz gesichert sey, und uns also zu dieser Annahme dringe, um nur seyn zu können: das wird auf die gewöhnliche Weise dargethan, nämlich, weil Verbindung und Einstimmung des Subjects und Objects sonst nicht denkbar sey. Man darf hiebey nicht die Stelle, S. 26, als widersprechend aufführen, wo gesagt wird, dass wir seyen, sey evident, und postulirt werde die Existenz der Dinge ausser uns, *ut conscientia nostra impleatur.* Denn diese zweydeutige Formel bedeutet nicht: damit ein Theil unseres materiellen Bewusstseyns seine Erklärung habe, sondern, weil wir und die Dinge Ein Wesen sind (*una natura comprehensa*). Ferner bringt er S. 15 f. noch einen *Beweis* für die unendliche Substanz bey: dass alle endlichen Dinge ihre Ursachen hätten, und man zu einer höchsten, allgemeinen, zurückgehen müsse — ein Beweis, den man nicht von einem kritischen Philosophen erwartete, und der von jeder Partey benutzt werden kann. Auch durfte (wie der Vf. es selbst S. 11 sagt) nicht noch *demonstrirt* werden, wo eine Anschauung des Princips behauptet wird. — Was der Vf. von den vier gangbaren Principien der Philosophie (einem subject., obj., form. und mat.) sagt, S. 8 ff., ist nicht klar und anwendbar; noch weniger, wie das Princip, der Anschauung der unendlichen Substanz, jene vier in sich vereinige. Dass aber Keiner der vorigen Philosophen unter *Princip* ein Äusserliches, einen Satz zum Bau eines Systems, verstanden habe, sondern einen Gedanken in uns, aus dem sich Alles in einem gewissen Kreise ergäbe, oder das Denken desselben selbst, ist bekannt, und wir dürfen uns nicht so sehr über die Vorigen, Alte und Neue, erheben. — Der zweyte Theil hat viel Gesundes: nur sind Rathschläge für die Bildung der Geister leichter gegeben als nur leidlich ausgeführt. Wir sollen, sagt der Vf., unser Princip gar nicht, auch nicht als Hypothese, dem Lehrlinge geben: wir müssen ihn bloss auffodern, sich von Autoritäten und von Leichtsinn zu reinigen, und dessen sich bewusst zu werden, was ihm gewiss sey. So wird er denn, meint Hr. *K.*, zuerst seine Thatkraft und Freyheit erkennen, und schon daraus muss ihm jene Anschauung aufgehen: denn (so erklären wir uns die schwierigen Worte, S. 35) jene eigene Thätigkeit erfüllt nicht unseren ganzen Gemüths- und Lebens-Kreis, und wir tragen Unendliches in uns — wir gehören zur allgemeinen unendlichen Substanz. — Die Schreibart des Vfs. wollen wir nicht meistern. Sie ist nicht römisch, aber auch nicht barbarisch, weil sie verständig klar ist: dieses bis auf die Sätze, in denen Schulformeln wiedergegeben sind, wie *evolvere intuitionem* — wobey ein Römer unstreitig das Fieber bekommen hätte. Das *exsistere* in der Bedeutung unserer Schulen sollten unsere lateinschreibenden Philosophen sich auch abgewöhnen. Auch konnten die Römer nicht *Platon* schreiben, wie es jetzt unter uns gebräuchlich ist. Sonderbar gebraucht der Vf. das *aeternum*, welches er mit zu den *endlichen* Dingen nimmt (S. 13: *non eae solum res finitae, quae tempore fiunt, sed et aeternae*), von den Begriffen der Dinge und deren Gesetzen verstanden. — Auf dem Titel hätten die *Calendes* nicht übersehen seyn sollen.

B. C. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

SPRACHENKUNDE.

1) London, b. W. M'dowall: *The Gospels according to St. Matthew, St. Mark, St. Luke, and St. John*, translated into the language of the Esquimaux Indians, on the coast of Labrador; by the Missionaries of the Unitas Fratrum; or, United Bretheren, residing at Nain, Okkak, and Hopedale. Printed for the use of the Mission, by the British and Foreign Bible Society. 1813. 416 S. 12.

2) London, b. Philips und Fardon: *Nene karighwiyoston tsinihorighhoten ne Saint John.* The Gospel according to Saint John. Printed for the British and Foreign Bible Society. Ohne Angabe des Jahres, zweymal 125 S. kl. 8. oder vielmehr 16.

Wir zeigen hier, zur Fortsetzung der in der Jen. A. L. Z. 1816. No. 215—218 und Erg. Blätter 1817. No. 31 und 32 gelieferten Recensionen, die uns von Seiten der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft bis jetzt zu Gesicht gekommenen Übersetzungen biblischer Evangelien in den Sprachen nordamerikanischer Völker an, von welchen die erste in der Sprache der *Eskimo's*, obgleich der Titel auch das Evangelium Johannis verspricht, nur die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas, die zweyte in der Sprache der *Mohawk's* aber nur das Evangelium Johannis, nebst der englischen Übersetzung in entsprechender Seitenzahl, enthält. Rec. kann zwar dieses Umstandes wegen keine Vergleichung zwischen beiden anstellen, hält es jedoch in anderer Hinsicht für zweckmäsig, die Beurtheilung beider mit einander zu verbinden. Beiderley Übersetzungen sind nämlich für amerikanische Indier bestimmt, und von Missionarien verfasst, welche die Sprache, in welche sie übersetzten, nur durch Übung erlernten; allein die der Eskimo's ist von deutschen, die der Mohawk's von englischen Missionarien gemacht, was der Linguist, welcher ihre Übersetzungen zur Erweiterung seiner Sprachkenntniss benutzen will, wohl beachten muss. Denn eines Theils ergiebt sich hieraus, dass, da weder die Eskimos noch die Mohawks eine eigene Schrift besitzen, und darum die Sprache beider Völker mit lateinischen Buchstaben geschrieben worden, die Wörter der Eskimos nach deutscher, die der Mohawks nach englischer Aussprache gelesen werden müssen, welcher Umstand die Übersetzung in der Sprache der Mohawks für die Linguisten minder brauchbar macht. Anderen Theils erklärt es sich aus jener Bemerkung, warum in der Übersetzung für die Eskimos so viele deutsche, in der Übersetzung für die Mohawks aber so viele englische Wörter für Begriffe und Gegenstände vorkommen, welche den nordamerikanischen Wilden unbekannt sind. Man mag hieraus die Schwierigkeiten beurtheilen, mit welchen die Übersetzer zu kämpfen hatten, damit man die Übersetzungen nicht höher achte, als die ersten Versuche in einer nie geschriebenen, und nur durch Umgang erlernten Sprache geachtet werden können. Rec. kann zwar nur als Entzifferer urtheilen, glaubt aber doch seine Bemerkungen zur Genüge begründen zu können, und selbst, wenn er sich hie und da noch irren sollte, durch die Mittheilung seiner gemachten Sprachbemerkungen nützlich zu werden. Er setzt dabey voraus, was Hr. *Vater* im Mithridates über die Eskimos und Mohawks bemerkt, und will dazu nur einige kleine Beyträge und Berichtigungen liefern.

Fast alle nur etwas ausgebildeten Sprachen in Amerika haben den gemeinsamen Charakter, dass sie bey dem Mangel mehrerer Grundlaute und abstracter Sprachformen einen fast unübersehbaren Reichthum an Gebilden des Meldeworts zeigen, welcher bey dem ersten Anblicke jeden Europäer in Erstaunen setzt. Denn ausser den auch in den europäischen Sprachen üblichen Biegungen für die verschiedenen Redeweisen, Zeit-, Zahl- und Personenformen, drücken sie die Beziehungen der Meldewörter auf den mittelbaren oder unmittelbaren Gegenstand der Wirkung derselben, welche wir durch besondere Pronominal-Dative oder Accusative bezeichnen, durch gewisse Abwandlungen der Verbalflexionen selbst aus. Dadurch entsteht ein ausserordentlicher Reichthum an Formen, welcher noch bedeutend vermehrt wird, wenn, wie in der grönländischen Sprache, auch das verneinende Meldewort in allen angegebenen Verhältnissen unterscheidende Veränderungen hat, und auch die Frage nicht immer blos durch den Ton bezeichnet wird. Dazu kömmt, dass die grönländische Sprache, welche wir durch die Missionarien der Brüdergemeinde genauer als die übrigen kennen, gleich den lateinischen *ama*,

amato, *amabis* und *ames*, zweyerley Jussiv- und Permissiv-Formen, und überdiess noch zweyerley Conjunctivformen für das Causal- und Conditional-Verhältniss gleich der griechischen Sprache hat. Eine Passivform hat diese Sprache zwar nicht, man drückt sie aber durch Einschiebung der Sylben *fi* oder *ti* vor der Endung der dritten Person mit Zusetzung der Pronominalformen *von mir*, *von dir* u. s. w. aus. Dagegen haben alle einfachen Meldewörter der Huronen nach *Charlevoix* eine doppelte Conjugation, wie man sie in der griechischen Sprache bey Homer findet, indem man die reflexive Form von allen übrigen Verbis unterscheidet; und jede dritte Person hat zweyerley Geschlecht, ein vornehmes und niederes, wie man es in wenigen anderen Sprachen findet. In der grönländischen Sprache bilden sich über hunderterley abgeleitete Meldewörter von ihren Primitiven durch besondere Endungen, die wieder aller oben angegebenen Verbalformen fähig sind: und was von der grönländischen Sprache gilt, findet auch in der damit sehr nahe verwandten Eskimosprache seine Anwendung. Hn. *Vater* dünkt es daher ein Problem, dessen Lösung anderen Forschungen vorbehalten sey, wie diese ganz ausserordentliche Mannichfaltigkeit an bestimmten Verbalformen bey den rohen Fischessern des hohen Nordens (denn das bedeutet der Name Eskimo von *eskimantik*, rohe Fische essen) habe entstehen und sich erhalten können. Allein bey genauerer Beleuchtung verschwindet das Wunderbare dieser Bemerkung ganz, — und, weit entfernt, dass jener Reichthum von Verbalformen von einer wirklich feinen Abstraction zeuge, wie Hr. *Vater* glaubt, entsprang er vielmehr aus dem Mangel des Abstractionsvermögens bey den meisten amerikanischen Völkern, und der scheinbare Reichthum an Formen löst sich in wahre Geistesarmuth auf. Eben deshalb haben sie Alles in Verbalformen ausgedrückt, weil sie nicht fähig waren, von den einzelnen Handlungen die allgemeinen Begriffe abzusondern, und daraus besondere Abstracta zu bilden. Ihre Verba sind daher, wie *Sagard* von den Huronen bemerkt, noch eigentliche Phrasen, und drücken das in Einem Worte aus, was der Franzose durch Verbindung mehrerer einzelner bezeichnet, wie *j'ai*, *ai-je?* *je l'ai*, *je ne l'ai pas*, *il y a*, *il n'y a pas*, *m'a-t-il dit? on me l'a dit*, *nous ne nous flattons nous-mêmes*, *vous ne me le refuserez pas* u. s. w. So mannichfaltig und langgedehnt daher die Verba der Amerikaner sind: so arm sind ihre Sprachen in der Abwandlung der Substantive, und zum Ausdrucke der Präpositionen und Conjunctionen ist nur eine kleine Anzahl von Lauten oder Wörtern vorhanden, von welchen die ersteren bey den Grönländern hinten an die Substantiva gehängt werden. Die Adjectiva fehlen ihnen ganz, und müssen durch Participia ersetzt werden. Denn so wie der Hurone, dessen Sprache mit der Mohawksprache die grösste Verwandtschaft zeigt, *ich bin gut* u. s. w., aber nicht *gut* für sich allein sagen kann: so muss auch der Grönländer von *kérnekpok* (er ist schwarz) ein Participium *kérnertok* bilden, um den Begriff *schwarz* auszudrücken. Dafür können zwar die Grönländer auf gleiche Weise jedes Substantiv, das die Stelle eines Prädicates einnimmt, durch eine regelmässige Abbiegung zu einem Verbo bilden. Dass dieser Formenreichthum aber aus wahrer Geistesarmuth entsprang, zeigt die Huronensprache, welche, weil sie keine reinen Abstracta, wie *gut*, *Güte*, zu bilden vermag, und aller allgemeinen Begriffe, wie *Zeit*, *Raum*, *Wesen*, *Thier*, *Pflanze* u. dgl., ermangelt, nie eine Eigenschaft ausdrückt, ausser in Verbindung mit der Substanz, welcher die Eigenschaft zukömmt. Eben so bestimmen die Huronen mit der Handlung fast immer zugleich das Object derselben, und vervielfältigen die activen Verba so vielfach, als es Gegenstände giebt, worauf sie sich beziehen. Sie sagen z. B. nicht *essen*, sondern *Brod essen*, *Suppe essen*, *rohe Fische essen* u. s. w., woraus der Wahn entstand, als ob das Kind oder das Weib, wenn es zu essen verlange, sich anders ausdrücke, als der Mann. Wie dieses eine Täuschung oberflächlicher Beobachter war: so ist auch *Sagard's* Aussage grundlos, dass die Ausdrücke der Huronen für ähnliche Begriffe keine Verwandtschaft zeigten, und alle Ableitungen und Zusammensetzungen ihnen unbekannt wären. Wenn man die Übersetzung des Evangeliums Johannis in der Mohawksprache mit der Urschrift vergleicht: so zeigt sich davon vielmehr gerade das Gegentheil: denn die meisten Ausdrücke für *zeugen* und *schaffen*, *geben* und *empfangen*, *kommen* und *bekommen*, *bezeugen* und *bekennen*, *kennen* und *wissen*, *fragen* und *sagen*, *sehen* und *offenbaren*, *verkündigen* und *erklären*, *gedenken* und *beten* verrathen, wie es sich bey einer an abgezogenen Begriffen armen Sprache auch nicht anders denken lässt, ihre Verwandtschaft mit *n'aorihhòten* (das Zeugniss); daher der Titel: *None karighwiyoston tsinihorighhoten ne Saint John* wörtlich also lautet: *der göttliche Bericht nach dem Zeugniss des heil. Johannes*. Um sich davon zu überzeugen, muss man wissen, dass *ne* oder *nene*, auch *ne ne* geschrieben, dem Artikel entspricht, ein dem Substantivo beygefügtes oder angehängtes *ne* aber den *casum obliquum* bezeichnet; dass ferner die Mohawks eben so, wie die Huronen, die Substantiva, mit den Pronominaladjectiven *mein*, *dein*, *sein* u. s. w. vereinigt, auszudrücken, und also *sein Zeugniss tsi' nihorighhoten* (von *tsi* dessen, sein) für *Zeugniss* allein, und selbst *tsini yakwarighhòten* für *unser Zeugniss* (von *wakwa*, wir), zu sagen pflegen. Der Adjectivbegriff *iyoston* (heilig oder vielmehr göttlich, von *Niyoh* Gott) ist mit dem Substantivo *karigh* zu Einem Worte verbunden, wie man daraus erkennt, dass der heil. Geist bald *ne Kanighon ghriyoston*, bald bloss *ne Kanigonra* heisst. Das *k* ist bloser Vorsatz für *sein*, welcher, da er eben sowohl mit *r*, als mit *y*, *w*, *h*, *s*, wechselt, aus *raonha* (er) entstanden zu seyn scheint, zumal da man z. B. *raogloria* für den lateinischen Ausdruck *gloria* gebraucht findet. Daher heisst: nicht wahr ist mein (dein, sein) Zeugniss, *yagh togenske naah tsini karighhòten*, und der Geist des Wahrheit

ne ne aonigewa ne togehsketsera, der Tröster als heil. Geist hingegen *ne Kanjgonghraghseronyàtha (ne Ronigonghriyoston)*. — Wenn nun die Huronen verschiedene Wörter gebrauchen, um eine Reise zu Wasser oder zu Lande zu bezeichnen: so verhält es sich damit, wie mit unserem *schiffen* und *fahren*, oder wie mit der Gewohnheit der Griechen, aus dem Namen eines jeden Geschosses oder Tonwerkzeuges durch die Sylben ζειν ein besonderes Verbum zu bilden. Es kann also auch gar nicht befremden, wenn die Huronen das *Holzschneiden*, *Kleiderschneiden*, *Fischeschneiden* u. s. w. durch besondere Wörter bezeichnen. Mehr verdient bemerkt zu werden, dass sie, wie *Charlevoix* versichert, die lebendigen Gegenstände von den leblosen unterscheiden, und ganz verschiedene Verbalformen gebrauchen, wenn sie einen lebenden Menschen oder einen Stein sehen, oder auch verschieden sich ausdrücken, wenn die Sache, von der sie reden, der genannten oder angeredeten Person gehören. Nach allem diesem wird man nun zu beurtheilen wissen, ob *Sagard* Recht habe, wenn er sagt: „Die Sprache der Huronen sey so unvollkommen und mannichfaltig, dass man sie nicht auf eine eigene Grammatik zurückführen könne; sie habe weder Genera noch Numeros, weder Casus noch Modos, weder Präpositionen noch Conjunctionen, so dass, weil alle Mittel zur Verbindung der Redetheile fehlten, an keine Syntaxe zu denken sey; Zeit-, Zahl- und Personen-Formen würden durch den Accent bestimmt, wie die Frage und Verneinung u. s. w."; oder *Charlevoix*, wenn er dem ganz entgegen versichert: „Im Huronischen conjugire sich Alles, und durch einen schwer zu beschreibenden Kunstgriff unterscheide man wieder Nomina, Pronomina, Adverbia von den Verbis." *Sagard* widerspricht sich selbst, wenn er von *shonsta* (niesen) *atsonsta*, *satsonsta*, *atsonsta* (ich niese, du niesest, er nieset) bildet, und *min* als Endung der Pluralpersonen anmerkt. Können doch die Huronen so gut zählen, wie wir, und sollen nicht einmal Numeros und Personen unterscheiden? Sie, unter welchen sich einige Ontanonöos (welche die beste Sprache reden) zu nennen pflegen? Ihre Flexion ist freylich mangelhaft, und die Ableitung dagegen mehr vervielfacht, wie bey den Grönländern, welche bey den von Verbis abgeleiteten Substantiven die Nebenumstände durch allerley Flexionen bezeichnen, wie durch *mio* den Ort des Aufenthalts, durch *vik* oder *bik* den Ort der Handlung, durch *aut* oder *ut* das Werkzeug der Handlung, durch *katak* den Genossen des Zustandes, durch *ursak* die Ähnlichkeit, durch *susia* das Abstractum der Eigenschaft, oder auch, gleich den Italiänern, zur Bezeichnung der Kleinheit oder Grösse, mit oder ohne Nebenbegriff der Hässlichkeit besondere Substantivformen haben, so dass *ngvoak* verkleinert, *rsoak* vergrössert, *rsak* Grösse mit Pracht, *rojuk* Hässlichkeit, *pilungvoak* Kleinheit und Hässlichkeit, *pilurksoak* Grösse und Hässlichkeit des Gegenstandes bezeichnet.

Diess sey im Allgemeinen von den amerikanischen Sprachen bemerkt, in welchen die hier angezeigten Übersetzungen verfasst worden. Wir wollen nun zu der Beurtheilung der Übersetzungen selbst übergehen, und mit der eskimoischen den Anfang machen. Diese ist nichts weiter als ein neuer Abdruck von der schon längst bekannten, durch Hn. *Burghardt* besorgten, Übersetzung durch die Missionarien der Brüdergemeinde, und also in derjenigen Mundart abgefasst, welche von den südlichsten Eskimo's auf der Küste Labrador geredet wird. Damit man die von Hn. *Vater* bemerkten Abweichungen dieser Mundart von der grönländischen Sprache in Beyspielen erkenne, setzen wir hier die beiden V. U. aus Matth. VI, 9 und Luc. XI, 2 her, und fügen noch zur Vergleichung mit dem von Hn. *Vater* gelieferten V. U. Proben ein eskimoisches und grönländisches V. U. hinzu, wie es uns zwey Missionarien der Brüdergemeinde von der Küste Labrador und aus Grönland schriftlich mitgetheilt haben.

Matth. VI, 9 ff.

Atàtavut killangme! akkit nakorijaule,
10. *Nalegaunit kaigiarle, perkojettit malliktaulit nunname sorlo killangme;*
11. *Uvlome piksaptingnik tunnittigut.*
12. *Ajornivut issumagijungnerkit, sorlo uvagut uvaptingnut ajortut issumagijungnerpavut;*
13. *Oktorlungnartomut pitinata; piulittigulle ajortunnit. Nalegaunek, pitsartunerlo, ânanaunerlo, pigigangne issokangitomut. Amen!*

Luc. XI, 2 ff.

Atàtavut killangme, akkit nakorijaule; nalegaunit kaijiarle; perkojattit, malliktaulit nunname, sorlo killangme.
3. *Uvlome piksaptingnik tunnittigut.*
4. *Ajornivut issumagijungnerkit; sorlo uvagut uvaptingnut ajortut issumagijungnerpavut; oktorlungnartomut pitinata, piulittigulle ajortunnit.*

Mitgetheilt durch Hn. *Samuel Sturmann*:

Nalegak Gud! Atàtavut killangme, akkit
Herr Gott! Unser Vater im Himmel, dein Name
nakkorijaule!
werde geheiligt!
Nalegaunit kaigiarle; perkojattit malliktaule nuname,
Dein Reich komme; dein Wille geschehe auf Erden,
sorlo killangme!
wie im Himmel!
Uvlome piksaptingnik tunnittigut!
Heute unser Bedürfniss gieb uns!
Ajornivut issumagijungnerkit, sorlo uvagut
Unsere Sünden höre auf zu gedenken, wie wir
uvaptingnut ajortut issumagijungnerpavut!
an uns Sündigenden aufhören zu gedenken!
Oktolungnartomut pittinnata, piulittigulle
In Versuchung führe uns nicht, errette uns aber
ajortonik!
vom Bösen!
Nalegaunek, pitsartunerlo, ânanaunerlo,
Das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit,
pigigangne issokangitomut. Amen.
dein seyend in Ewigkeit. Amen.

Das grönländische V. U. vgl. Mithridates S. 452:

Atatarput killangme! Akkit ussornarsile!
Nålegauveet tikkiule! Pekkorset killangmesut nunametsog taimaikile!
Udlome piksautinik tunissigut! Akeetsukautiniglo issumakärbigittigut, sorlo akeetsertivut issumakärbigauvut akeetsugeinnik!

Ursernartomut pissitsarannutu, ajortomille aunautigut! Nalegauwik, pirsaunerlo, ussornartolo pigangaukit issukaissengitsomut. Illomut.

Indem wir nun zur Beurtheilung der Übersetzung in der Mohawk-Sprache übergehen, bemerken wir zuvor den Einfluss der verschiedenen Völker auf die Sprachen der Amerikaner. Gott heisst nach dem Obigen bey den Eskimo's in Labrador *Gude*, bey den Völkern des spanischen Amerika's *Dios*, in der Bibelübersetzung für die Mohawk's statt *Niyoh*, wovon *tsiniyought* (die Gottheit) gebildet worden, häufig *Yehovah*. So steht zwar Joh. IV, 24 *Kanigonra naah ne Niyoh* ein Geist ist Gott; aber zu Anfange des Evangeliums heisst es: *Tsidyodaghsawen ne Logos keaghne, etho Yehovahne yekayen daghkwe ne Logos, ok oni Logos ne naah Yehovah* (im Anfange der Logos war, bey Jehovah war inwohnend der Logos, und derselbe Logos ist Jehovah); wobey noch bemerkt werden muss, dass die Mohawk's, gleich den Grönländern und Eskimo's, den Subjectsnominativ gewöhnlich zuletzt setzen, wenn der Satz einen besonderen Prädicatsnominativ oder einen Objectsaccusativ enthält, und überhaupt, gleich den Lateinern, das regierte Wort mit seinen vorangesetzten Nebenumständen vor dem regierenden zu ordnen pflegen. Daher zeichnet bey den Mohawk's, wie bey den Grönländern, den Genitiv, der zwar im Grönländischen vor Mitlauten ein *b*, vor Selbstlauten ein *m* annimmt, aber dieses mit dem Dativo, und selbst Nominativo gemein hat, wenn das nachstehende Verbum einen Pronominalaccusativ in sich enthält, seine Stellung vor dem ihn regierenden Substantivo, so wie den Dativ seine Stellung vor dem Objectsaccusative und dem zuletztfolgenden Subjectsnominative aus. Wir haben schon bemerkt, dass die Mohawk-Übersetzung von der englischen seitenweise begleitet ist, welches ihr Verständniss sehr erleichtert; allein ausser der verwirrenden englischen Schreibart, die sich nicht einmal, wie es auch in den obenangeführten Eskimo-V. U. der Fall ist, immer gleich bleibt, ist die Übersetzung so voll von Druckfehlern, dass das kleine Druckfehlerverzeichniss am Ende, worin die Blätter mit *Fol.* die Zeilen aber durch *Yohahha* bezeichnet sind, bey weitem nicht ausreicht, und selbst nicht genau ist. So steht Joh. I, 41. *Ne Messias, ne naah ne tayewennadene ne Christus (nene Karonghyage shongwahhawighton)*, der Messias, welcher ist verdolmetschet der Gesalbte (der vom Himmel uns Gegebene): statt dessen heisst es im Druckfehlerverzeichnisse: „*shongwahawighton*“ *ne enkenhak* „*shongwahawighten*“, worin also zwar die Hauptsache verbessert worden, aber statt *sh* des leicht zu einer falschen Aussprache verführende *sh*, und statt *wahha*, welches wie *waghha* zu sprechen ist, *waha* geschrieben ist. Dieselbe Ungleichheit der Schreibart herrscht durch das ganze Buch, worin für *s* fast immer ein *ſ* steht. Joh. II, 10 steht ganz recht *tsidyodaghsawen*, aber im Druckfehlerverzeichnisse steht: „*tsiyodaghawen*“ *ne enkenkak* (soll *enkenhak* heissen) „*tsiyodaghsawen*“. Nun denke man sich zu dieser Ungenauigkeit noch die sonderbare englische Schreibart hinzu, nach welcher *Saint John* die der englischen Sprache eigenen Grundlaute ausdrückt, und man wird sich nicht der Verwunderung erwehren können, wie die ungebildeten Mohawk's dergleichen richtig lesen lernen. Die Juden werden fast überall *ne Jewshaga* genannt; man sieht aber aus einzelnen Stellen, dass eigentlich *ne Jews'haga*, wofür man auch *Jews haga* findet, geschrieben seyn sollte; und dass dieses überall der Fall sey, wo *sh* vorkömmt, sieht man z. B. aus Joh. II, 4 wo geschrieben ist: *Jesus saghshakawenhaghse* (Jesus spricht zu ihr, von *owenna* Wort), wofür es im 7 Verse heisst: *Jesus waghs' hakawenhaghse.* Wer würde in dem obenangeführten Anfange des Evangeliums eine Verwandtschaft zwischen den Wörtern *keaghne* und *yekayendaghkwe* vermuthen, oder daran denken, dass *keaghne* wie *kighne* zu lesen sey, wenn dieses nicht andere Stellen wahrscheinlich machten? Eben weil die Engländer *ea* wie *i* zu lesen pflegen: so musste der Übersetzer da, wo *ea* zweysylbig seyn sollte, ein Trennstrich dazwischen gesetzt werden, z. B. Joh. XX, 31 *Jesus naah ne Christus ne Yehovah Roye-ah* (Jesus ist der Christ, Gottes Sohn). Gleichwohl steht Joh. I, 34 *Ne naah ne kengayen ne Niyoh royeah* (es ist dieser Gottes Sohn), und so fast überall. Als Beyspiel, wie sehr der Übersetzer Alles verenglischt hat, führen wir noch aus Joh. XIX, 20 die Worte an: *ne Hebrew, Greek oni ne Latin* (auf Hebräisch, Griechisch und Lateinisch), wobey der Zusatz gemacht ist: *etho niyought tsikaghsennaghyadon* (in den drey göttlichen Sprachen). Hienach lässt sich denn auch beurtheilen, wie der Übersetzer *Cesar* Kaiser, *Synagogue, Andrew, Jesus Christus, ne salvatione* (das Heil), *hour* (Stunde), *miracle* (Wunder), *wine* (Wein), *temple, Levites, Pharisees, furlong* (Wegstrecke), *Spikenard (Spica nardi)*, *vinegar* (Essig), *myrrh oni aloes* u. d. gl. gesprochen haben will. Wie viel leichter ist es den Eskimo's gemacht, wenn sie in ihrer Übersetzung lesen: *Matthaeuse Zöllneriojok* (Matthäus der Zöllner), *Johannese Babtiterijok* (Johannes der Täufer), *Engelingat* (ein Engel), *Bethleheme Judäametome* (zu Bethlehem in Judäa), *Egiptenme* (in Ägypten), *Egiptenmut* (nach Ägypten), *Egiptenmit* (aus Ägypten); *Taipsomane Jesuse Galliläamit Jordanemut Johannesemut pivok, Babtitaujomavlune tapsomunga* (Matth. III, 13); *Grichit arngnanget Sirofenitsemiub* (ein griechisches Weib aus Syrophönice), *Grichillo, Lateinerillo, Ebräillo okauginsinik* (mit griechischen und lateinischen und hebräischen Buchstaben), *Kapitelemik* statt des englischen *Chaptre* in der Mohawkübersetzung, u. s. w.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

SPRACHENKUNDE.

1) London, b. W. M'dowall: *The Gospels according to St. Matthew, St. Mark, St. Luke and St. John* etc.

2) London, b. Philips und Fardon: *Nene karighwiyoston tsinihorighhoten ne Saint John*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Zwar findet man nicht so viele englische Wörter in der Mohawkübersetzung, als deutsche in den Eskimoschriften, wo man nicht nur *Engele, Satanase, altare, Apostele, legione, talente, kamele, skorpione, kappitange*, sondern auch *taube*, mit dem Zusatze *tingmiak*, Vogel, Plur. *taubinnik* (*akigiojartungnik*), wie *talentinik* (*kenaujenik*, Centner Geldes) vom Singul. *talentemik; hellertuttipuk* (das ist ein Heller), obgleich sonst das Wort *kékaujak* (Geld) für das deutsche Heller, Pfennig, Groschen, Münze gebraucht wird, so wie *aglangit* zugleich Buch, Schrift, Brief, Edict, Schatzung bedeutet; *Minzelo Rautelo* (Münze und Raute, Luc. XI, 42), *kohl, feige, weinemik, dorne, distele, meile, woche, sabbate; Satanaselik* (ein Besessener), *napartok Feigeliksak* (ein Feigen- oder Maulbeer-Baum), *napartok weineliksak* (der Weinstock), und sogar *Killaub nalegauninga senfkornetun-ipok* (des Himmels Reich ist einem Senfkorn gleich). Allein wer bürgt uns dafür, dass die Mohawks mit den nicht ganz entsprechenden Wörtern ihrer Sprache, z. B. *ne kaghnegiyo* (der gute Wein), *yakoghnegiren* (schlechter Wein) von *ne kaghnega* (das Wasser zum Trinken), keine unrichtigen Begriffe verbinden? Joh. I, 25 ff. heisst *tsi wakkeyatise* ich taufe, *tsiwasheyatise* du taufest, *yeresgwe s'hakoyatise-onhatye* er taufete; V. 31 aber ist zum richtigen Verstehen des Ausdrucks *si keyatisenon kattye* nicht nur das Wort *kenohharehha* in Parenthese eingeschaltet, sondern auch in einer besonderen Note noch das Wort *Baptisi* erklärt, weil jene Wörter eigentlich waschen bedeuten. Der Hauptgrund, warum der englische Übersetzer nicht so viele Wörter seiner Sprache beybehielt, als der deutsche, ist unstreitig der Mangel mehrerer Mitlaute bey den Mohawks und den mit ihnen verbundenen Völkern. Zwar soll auch die grönländische Sprache kein *c, d, f, h, x, z* haben; allein dass ihr, *f* und *h* vielleicht ausgenommen, die Grundlaute dieser Buchstaben nicht fehlen, zeigt schon das V. U. Ganz anders ist es mit den Mohawks und den mit ihnen nahverwandten Huronen: denn diesen fehlen alle Lippenlaute, *b, p, f, v, m* und selbst das *u*, weil sie den Mund beym Sprechen nicht schliessen. Ob sie gleich am meisten die Kehlbuchstaben lieben, und das *h* so scharf wie ein *ch* aspiriren: so können die Huronen doch auch kein *g* und *r* aussprechen, und radebrechen den Namen *Gabriel* in *Aieuiel*. Andere Völker haben zwar ein *m*, allein *b* und *p* kann von keiner der sechs verbundenen Nationen ohne Schwierigkeit gesprochen werden. *Simon Peter* wird daher auch *Gwider*, und *Jakob* — *Yakwek* geschrieben, wie *gwennis* als Pluralis von *penny* (Pfennig): das Wort *baptismus* aber wäre ihnen völlig unaussprechbar, und aus eben diesem Grunde scheint man für Priester (*Priests*) die hebräische Benennung *Cohenáson* gewählt zu haben, um den Mohawkausdruck *was'hakodinhane* zu berichtigen. Ausserdem dass man, wie in der eskimoischen Übersetzung dem gebrauchten Ausdrucke oft eine Erläuterung desselben in Parenthese beyfügte, um Missverständnisse zu verhüten, z. B. *miracle* (*yorighwanneghragwaht*), hat man am Schlusse der Mohawkübersetzung noch sieben Wörter, wie *Logos* i. q. *owénna* (Wort), *Yehovah* i. q. *ne Rawenniyoh* (Gott der Herr), *raogloria* und *gracia* für *glory* und *grace*, *Cohenáson* (Priester), *raosehh* und *sehh* (Lamm, Lämmer), und *werha* (Schafe) besonders erklärt.

Nachdem wir nun den Inhalt und das Verfahren der hier angezeigten Übersetzungen angegeben haben: sey es uns erlaubt, noch Einiges hinzuzufügen, was für Linguisten von Werthe oder Nutzen seyn kann. Hr. *Vater* hat schon in seinem Mithridates das Übereinstimmende in den Sprachen der sechs verbundenen Völker, unter welchen die der *Mohawk's* die gebildetste, die der aus Süden neuhinzugekommenen *Tuscaroras* die roheste, ausserordentlich guttural und nasal und schwer zu lernen und zu schreiben, die der *Senecas* die sonoreste und würdevollste, die der *Oneidas* die sanfteste seyn und das *r* mit *l* vertauschen soll, zu zeigen gesucht. Diese Übereinstimmung erscheint noch grösser, wenn wir die von Hn. *Vater* S. 318 verglichenen Wörter nach der Schreibart der Mohawkübersetzung betrachten, und nicht übersehen, dass die Wörter der Huronen nach französischer, die der übrigen Völker aber nach englischer Weise zu lesen sind. So ist das Wort *awarea* (Fleisch) in der Übersetzung *owáron*, also vorn, wie bey den übrigen Völkern, mit

einem *o* geschrieben. Der Berg heifst nicht *onondoghharage*, fondern *yononde*, worin das *y* bloſser Pronominalvorsatz ist, wie das *k* in der Sprache der Cayugas, oder das *qui* in der Sprache der Huronen, so dafs davon die *Onondagos* als Bergbewohner ihren Namen erhalten zu haben scheinen. Die von Hn. *Vater* angeführte längere Form bedeutet nach Joh. VI, 4 *auf dem Berge*, wie *karonghyage* im Himmel; *hogon* ist in der Mohawksprache Zeichen des Plurals, wie man aus *ongwe hogon* (alle Menschen), *ne Prophethogon* (die Propheten), *nene ràowena-ogon* (die Worte) erkennt. Das Haus wird in der Mohawkübersetzung nicht *karoughsagough*, sondern den anderen Sprachen viel ähnlicher *konongksode* genannt. Dasselbe liefse sich noch bey anderen Wörtern zeigen; doch dafür wollen wir lieber einige Erläuterungen zu dem Mohawk-V. U. von *Hervas* liefern, damit man sehe, dafs er die wahre Aussprache weit besser dargestellt hat, als *Smith*, obgleich dieser den sieben Bitten noch die Lobpreisungsformel hinzugefügt hat.

Songwaniha heifst *unser Vater* von *ne Ronihha* oder *ne Ranihha*, wofür auch *ne Ragenihha* gesagt wird, daher Jesus seinen Vater immer mit *Rageni* anredet, z. B. Joh. VII, 28: *Rageni, seglorifte faghsenna*, (Vater, verkläre deinen Namen), und Joh. XVII, 1: *Rageni, eghtseglorifte ne Eghtsye-ah, nene Eghtsyeah oni aghyagloriſte ne ise* (Vater, verkläre deinen Sohn, dein Sohn wird auch dich verklären). Wie hier der Pronominalvorsatz *ro* von *ne roye-ah* (der Sohn) in ein *ſ* übergegangen ist: so wird auch *ne Royàner* (der Herr) mit *Soyàner*, *ne Rawenniyoh* (der Herr) mit *Sewenniyoh*, *ne onheghtyen* (das Weib) mit *Senheghthyen* angeredet. In der Verbindung mit *unser* (*yongwa*) steht dieses *ſ* zu Anfange, und jenes *r* geht in ein *w* über, wie *tſi ſ'hongawawenniyoh* (unser Herr Jesus Christus), und *n'eghtſidewanihha Yàkwek, nene ſ'hongwàwigh tſi kaghnegon* (unser Vater Jakob, der uns gab das Waſſer). Statt *ne Karongiage tigſideron* steht Joh. III, 13 *nene Karonyage yehenderon* (der im Himmel ist), woher ein Engel *Karonyageghronon* heifst; allein *teſideron* bedeutet *wohnend*, daher Joh. I, 38 *Seweniyoh, kàh nonwe teſideron* (Herr, wo wohnest du?). *Saiana ertſera* sollte als Ein Wort geschrieben seyn: denn es stammt von *Royàner* (Herr) mit der Endung der Abstracten *tſera*. Der König heifst *ne radikora*, z. B. *Rabbi iſe naah ne Niyoh royeah, iſe naah ne Iſraelhaga radikora* (Rabbi, du bist Gottes Sohn, du bist der König von Israel), daher *Sakòrah tàre* (dein König kömmt); oder auch *ne ronwakorah*, z. B. in der Überschrift am Kreuze: *Jeſus ne Nazarethaga ne ronwakorah ne Jewſhaga* (Jesus der Nazarener, der König der Juden). Allein das Reich Gottes wird Joh. III, 3 *ne raoyanertſera ne Niyoh* genannt, daher *ſayanertſera* (dein Reich). *Siniiugat* (gleichwie) wird in der Mohawkbibel *tſiniyought* geschrieben, was sonst auch *Gottheit* bedeutet, und *ohwonſiage* (auf Erden) *oghwhentjage*, z. B. Joh. XVII, 18 *tſiniyought n' Iſe oghwhentjege waſkennhaon* (gleichwie du mich hast in die Welt gesandt). *Niadewigni ſerage* (an diesem Tage) sollte wieder in Ein Wort geschrieben seyn: denn es ist von *ne raodeghniſera* (dieser Tag) abgeleitet, wie *aghſen niweghniſerage* (in drey Tagen). In dem Worte *tagkwanhranon* fehlt die Sylbe *da*, wie man aus Joh. VI, 34 sieht, wo es heifst: *ſayàner tuitkon takwanàdaranontenghſek ne kengayen* (Herr, gieb uns immer Brod der Art). Man könnte zwar glauben, jenes Wort stamme von *ne kahkwa* (die Speise), wovon *tſi kahkwahraghkwe* der Eſstisch heifst, wie denn auch in der Eskimosprache *kakkojak* und *kakkojikſemik* Korn, Mehl, Teig, Brod bedeutet; allein Joh. VI, 51 und anderwärts heifst das Brod *ne kanàdarohk* oder auch *ne aonàdarohk*, womit man nicht *tſi kanàda* (die Stadt), wovon *Kanada* benannt zu seyn scheint, verwechseln darf, z. B. Joh. IV, 46 *Etho ſarawe ne Jeſus tſi Kanadaye ne Cana-Galileetſeràgon* (da kam Jesus zur Stadt Cana in Galiläa). *Ne yongwarighwanneren* heifst *unſere Schuld* von *ne karighwanneren* (die Sünde), wie *tſiniyoughtoni* nach der obigen Bemerkung *ſo wie auch*. Man vergleiche mit dieser Bitte Joh. XX, 23: *Onghka kiok akorighwanneren enyetſhironghwas, enhonwadirongwaſe naah; ok onghka kiok akorighwanneren enyetſhirighwarhon, enhonwadirighwarhon ſe naah*, damit man sehe, wie die Mohawks die Verneinung eines Wortes in der Form bezeichnen können. Wir wollen uns bey dem Übrigen nicht länger verweilen, und nur noch bemerken, dafs das *Amen* am Schlusse der Mohawkübersetzung durch *etho nenydwene* ausgedrückt ist. Statt aller weiteren Bemerkungen über das V. U. wollen wir aus den beiderley Übersetzungen noch die Eskimo- und Mohawk-Zahlwörter hersetzen, weil man daraus, wo nicht am sichersten, doch am leichtesten die Verwandtschaft oder Verschiedenheit der Völker erkennt: nur muſs man sich nicht mit den allerersten Zahlwörtern begnügen, weil diese wegen ihres vielfachen Gebrauchs die meisten Veränderungen erleiden. Vergleicht man z. B. die Zahlwörter der Huronen *escate* (eins) und *teni* (zwey) mit den Zahlwörtern der Tuscaroras *unche* (eins) und *necte* (zwey): so bemerkt man unter ihnen keinen Zusammenhang, und möchte die letzteren eher mit den Zahlwörtern der Bewohner von Virginien vergleichen, welche nach englischer Schreibart also lauten: 1 *nequt*, 2 *neeſe*, 3 *nish*, 4 *neyau*, 5 *napunna tahshe*, 6 *nequtta tahshe*, 7 *neſauſak tahshe*, 8 *neſhwoſuk tahshe*, 9 *paskoogun tahshe*, 10 *piuk*. Allein man muſs das ganze Zählsystem untersuchen, dann wird man finden, wie die Algonkinen mit den Virginiern zusammenstimmen, die eigentlich nur bis fünf zählen. Denn ob sie gleich *pegik* für *eins* sagen, weſshalb man bey den verschiedenen Völkern des über einen groſsen Theil von Nordamerika verbreiteten Menschenstammes die Einheit bald durch *qut* oder *cot*, bald durch *pegik* oder *paſuk* bezeichnet findet: so bemerkt man doch leicht die Zusammenstimmung in den übrigen Zahlwörtern, welche nach *Hontan* also lauten: 1 *pegik*, 2 *ninch*, 3 *niſſoue*, 4 *neou*, 5 *narau*, 6 *ningouton aſſou*, 7 *ningou aſſou*, 8 *niſſou aſſou*, 9 *cany-aſſou*, 10 *mittaſſou*. Wie die Algonkinen höhere Zahlen zusammensetzen, erkennt man leicht aus folgenden Beyspielen: 16 *mitaſſou-ningo-tuaſſu*, 26

ninchtana-achi-ningbtuassu, 31 *nissuemitana-achipegik.* Hiedurch unterscheiden sie sich ganz von den Eskimos, die auch nur bis fünf zählen; doch wir wollen zuvor die Zahlwörter der Mohawks beachten, welche, wie die Huronen, ganz nach europäischer Weise bis 10 zählen.

Die Einheit wird durch zweyerley Wörter, *enskat* und *s'hayadat* bezeichnet, daher sowohl das *escate* der Huronen, als das *segada* der Hochelaga und Bewohner von Südcanada zusammenstimmt. Allein *enskat* wird mehr für *einerley* gebraucht, z. B. Joh. X, 30, *Ih oni ne'Ragenihha enskat naah* (ich und der Vater sind eins), vgl. XVII, 21 ff., obgleich *ensket tewennyawe* einhundert bedeutet. *Shayadat* heisst der eine, wie *shakoyenght* der erste, z. B. Joh. IV, 37 *S'hayadat rayehthoghse, ok tes'hayadate ranekeriyaks* (der eine säet, der andere ärntet). *Einer von Zweyen* heisst Joh. I, 40 *s'hayadat nene teghniaghseh*, wofür man auch *tegni-aghseh* geschrieben findet; allein eigentlich heisst *tekeni* zwey und *aghsen* drey, obgleich jenes Wort sehr oft in eine Dualform übergeht, als: *teyongwedage* (zwey Männer), von *rongwa*, *tekenntsyage* (zwey Fische) von *kentsyo*, und *teweghniserage* (zwey Tage) von *weghnisera*, und *aghsen* als Endung nur die Mehrzahl bedeutet, als: *tewaghsen* zwanzig u. s. w. Der zweyte heisst *ne tekenihhadont*, der dritte sollte demnach *ne aghsenhadont* heissen; allein der dritte Tag wird *ne Aghsen ne weghniseragehhadont* genannt, von *aghsen ne weghniserage* in dreyen Tagen. Wie *aghsen niweghniserage* drey Tage bedeutet, so *kayeri niweghnidage* vier Monate. Wenn man aber Joh. XXI, 14 *onen nonwa kayèri yaweght ne hotnanneta* (diess ist nun das dritte Mal) liest, da sonst *sahhatnannetta* zum zweyten Mal, *s'hegon sahhatnanneta* zum dritten Male, so viel als *aghsen nikon* bedeutet: so bezeichnet *kayèri* das Adverbium *nun*, daher Joh. IV, 23 *Ok enwaderighwihhewe ok onen nonwa wathayèrine* (aber es kömmt die Zeit, und ist schon jetzt). *Wisk* heisst fünf, und *yaydk* sechs; daher *nene yayakhadont hour* die sechste Stunde, wie *nene tsyadakhadont-hour* die siebente: so *sadègo* acht, und *oyerihhadont hour* die zehnte Stunde. *Tekeni yawenri* heisst zwölf, wie *wisk yawenri* funfzehn; daher *tekeni yawenri hour t'enkayèrine seweghniserat* die zwölf Stunden des heutigen Tages. Das Wort *yawenri* scheint *über* zu bedeuten, wie *ne waodadenron* die übrigen heisst: denn es findet sich bey allen höheren zusammengesetzten Zahlen, wie *tewaghsen wisk yawenri*, *toga nonken aghsen niwaghsen furlong*, 25 oder auch 30 Feldweges; *ne ne aghsen ne yoghseraghsen sadègon yawenre tsinahhe*, 38 Jahre; *kayeri niyohseraghsen ok yayak yawenri tsinahhe*, 46 Jahre; *enskat tewennyawe wisk niyoghsenghserote ok aghsenyawenri*, 153, von *wisk niyoghseraghsen*, 50; und *ensket tewennyawe*, 100. *Tekeni tewennyawe cubit* sind 200 Ellen, und *tekeni tewenyawe guennis* 200 Pfennige, wie *aghsen tewennyawe pennys* 300 Groschen; aber *wisk niwennyaweghtseraghsen*, 5000.

Gehen wir nun zu den Eskimos über: so finden wir ihre Zahlwörter ganz zusammenstimmend mit den grönländischen: 1, *attautsemik*; 2, *marruk*; 3, *pingasut*; 4, *sittamet*; 5, *tellimet*; 6, *arvengemit* oder *pingasujortut*; 7, *arvengemit aggartut*; 8, *arvengemit pingajuartut* oder *sittamaujortut*; 9, *arvengemit sittamartut* oder *tellimello sittamello*; 10, *arkangemit* oder *tellimaujortut*; 11, *arkangartut*; 12, *arkangemit aggartut*; 13, *arkangemit pingasuartut*; 14, *arkangemit sittamartut*; 15, *arkangemit tellimartut*; 16, *arverterngemit*; 17, *arverterngemit aggartut*; 18, *arverterngemit pingajoartut*; 19, *arverterngemit sittamartut*; 20, *ungnidkattartut*; 30, *ungnijut tellimaujortullo* (20 + 10); 40, *marrungnit ungniakattartut* (2 × 20); 50, *ungnijut marroertorlutik tellimaujortullo* (2 × 20 + 10); 60, *ungasingitomut* oder *ungnijut pingasuertorlutik* (3 × 20); 70, *ungasingitomut tellimaujortullo* (60 + 10); 80, *ungnijakattartut sittamertorlutik* (20 × 4); 90, *ungnijakattartut sittamertorlutik tellimaujortullo* (20 × 4 + 10); 99, *ungniakattartut sittamertorlutik arvernterngemillo sittamartut* (20 × 4 + 19); 100, *ungnijakattartut tellimertorlutik* oder *ungnijut tellimertorlutik* (20 × 5); 1000, *tausende kattartut*. Der erste heisst *sivorlik*, der zweyte *aipanjatauk*, der dritte *pingajuak*, der vierte *sittamanjak*, der fünfte *tellimanjak*, der sechste *arvermingak* u. s. f. Zum Beweise aber, dass auch in der eskimoischen Übersetzung nicht immer gleiche Schreibart beobachtet sey, kann Matth. I, 17 dienen, wo die Zahl 14 auf dreyerley Weise geschrieben ist: *arkangemit sittamarput*, *a. sittimarivut* und *a. sittamarivut*, und Matth. XX, 5 steht *arverngilermet arverngemillo tellimalermet* für *a. a. sittamalermet*.

Als eine mehr belehrende Sprachprobe in Hinsicht auf Syntaxe und Wortfolge, wie das V. U. ist, geben wir das Gleichniss vom Säemann Matth. XIII, 3 ff. vgl. mit Marc. IV, 3 ff. und Luc. VIII, 5 ff. nebst der Übersetzung:

Ahak, karngätitsijok karngätitsijartorlune pijok
Siehe, ein Säemann um zu säen ging.
Karngätitsitillugo, apkosinermut illangit kattekput
Bey dem Säen an den Weg etliches fiel:
(tulterajarlugit):
vertreten werdend:
tingmitset (killaub attanetut) pukkumalukiugit piveit.
Die Vögel des Himmels oben fressend kamen.
Illangillo kairtomut (ivsorluktomut) kattekpuk:
Und etliches auf Fels, auf nicht tiefes Land, fiel:
(perorterjarput ivsorlukamik) (feldt bey Lucas)
es wuchs auf nicht tief seyend.
Sekkinerle nuingmet kunnulersarput: *amakangiamik pannilerput.*
Bey der Sonne Aufgang verdorrete es: nicht Wurzel habend ward es dürre.
(Luc. *nuileramik kunnulersarput, iptekangikamik*).
Aufwachsend verdorrete es nicht Saft habend.
Illangit kattekput okpit kakkilautiggit akkorngunut:
Etliches fiel in der Dornenbüsche Mitte:
okpille kakkilautiggit peroramik, tokkoveit.
und die Dornenbüsche aufwachsend erstickten es.
(Marc. *sullugainerkarkonnagit*).
keine Frucht bringend.
Illangillo kattekput ivsorluktomut nunnamut,
Und etliches fiel auf gutes Land, in Erde,
(Marc. *nuilerlutik perorlarmiglo*) *perorsiksakalerput*:
(Luc. *nuilerput perorluniglo*)
wo es aufging und wuchs und trug Frucht:

illangit 100*nik*, *illangit* 60*nik*, *illangillo* 30*nik*. etliches 100fältig, etliches 60fältig, und etliches 30fältig. (Luc. *attunit* 100*dinik*. *Taimak okarame, niplialerpok*): über 100fältig. Das Sprechend, rief er: *Tussajungnik siutelik tussarle!* Zum Hören Ohren habend höre!

Vor diese letzten Worte setzt Marcus: *Tava okautiveit* (da sprach er zu ihnen): hievon stammt die Überschrift der Evangelien *okautsinnik*, wie *tussarnertunnik* von *tussar* (hören, vernehmen), als Verkündigung, angenehm zu hören. Damit man aber sehe, wie durch das angehängte *lo* (und) die Endbuchstaben der Wörter sich abändern: so führen wir noch an: *Abrahalo Isaglo Jakolo* (Abraham, Isaak und Jakob). *Atāta* heisst der Vater, *anāna* die Mutter, aber *Judikut attanninget* der Judenkönig, *attaniok* der Vierfürst, *attanniotik* und *attanniokattak* der Landpfleger, *attannivaksoak* und *attannersoak* der Kaiser, wie *attanniotitok* wer sich erhöht, und *attannionersak* der grösste, vornehmste.

Um nun auch einige Proben der Mohawksprache zu geben, wählen wir einige Formeln mit den Verbis *seyn* und *sagen* aus, von welchen das erstere meist mit dem Prädicate in Eins zusammenschmilzt, oder auch ganz ausgelassen wird. *Naah* bedeutet *seyn* durch alle Tempora, Numeros und Personen, als:

Iih naah ich bin, *ise naah* du bist, *raonha naah* er ist,

eben so im Imperf. und Plur.:

n'iih naah wir sind, *ise naah* ihr seyd, *aontehonadon* sie sind.

Man sagt *onghka naah*, wer ist es? und *onghka nene* (*naah*) wer ist der? wie die Algonkinen *Ona-ne-uinemaha*, wer ist der? *Togenske naah ne ken ne Prophet* heisst: wahrlich ist das der Prophet; dass man aber *naah* in solcher Verbindung auszulassen pflege, zeigen folgende Beyspiele.

Onghka n'ise, wer bist du? *kàh nene*, wo ist der?
Jewshaga ken n'iih, bin ich ein Jude? *ken ne ise* oder *ise ken Elias*, bist du Elias?
Ise ken ne Ronwakòrnh ne Jewshaga, bist du der König der Juden?
Galilee haga ken oni n'ise, bist du auch ein Galiläer?
Yagh n'iih tegen oder *yagh niih degen*, ich bin nicht, *yagh ise tegen*, du bist nicht.
Yagh n'iih sadekenna tegen, ich bin nicht würdig.
Yagh ken ise tegen, bist du nicht? *yagh ken ne degen ne raonha*, ist das nicht der?
Yagh ken raonha tegen ne Jesus, ist dieser nicht der Jesus?
Yagh ken ne t'enkenhak ne Christus, ist dieser nicht der Christus?

Sagen wird, wie in anderen Sprachen, durch mehrerley Wörter ausgedrückt; wir bemerken nur die wenigen: *ayairon* sagen, *waghròri* sprechen, *katrori* reden, und *rawen* sagte er. Daher *ise aghsiron* du sagest, *tsi waghsiron* oder *n'aghsyère* dass du sagest oder gesagt hast; *wahhoni* er sagte, *wahhoniron*, *waghniron* oder *wairon*, sie sagten zu ihm; *tsiniwakyèren* oder *tsiniwakatyèren*, der mir gesagt hat; *nene nonwakoghtharàne*, der mit mir redet. *Wakthàre*, ich rede; *wakwaghtharaghkwen* oder *wakwaghtharaghgwenni*, ich sagte zu euch. *Yagh ne ten kwaghtharaghkwen*, ich sagte nicht; *yagh etho ten wakwayeràse*, ich sagte nicht zu euch. *Yagh ken tesewen*, saget ihr nicht? *yagh ken ten yàwen*, spricht er nicht? *Ronwawennaghrònken*, ihn sprechen hörten sie. *Ne wahhy*, wie du sagest; *nene waghyensaghse*, der zu dir gesagt hat. *Wakwenni*, ich habe es gesagt; *wakwenhaghse*, ich sagte euch; *ronwenni*, sie sagen ihm; *sewenron n'ise*, ihr saget. *Wàken*, ich sagte; *raonha wahhenron*, er sagte; *wahhawenhaghse* oder *waghrenhaghse*, er sagte zu ihm; *wahhonwenhaghse*, sie sagten zu ihm; *wahhoyenhaghse*, sie sagte zu ihnen; *wahhakawenhaghse*, er sprach zu ihnen; *saghshakawenhaghse*, er sagte zu ihr; *wa-akawenhaghse*, sie sagte zu ihnen; *tentahhawenhaghse*, er sagte zu ihnen; *tentahhonwenhaghse*, sie sagte zu ihnen; *tentaghs'hakawenhaghse*, er sagte zu ihnen; *waghs'hakawenni*, er hatte zu ihm gesagt; *engthsisewenhaghse*, er sagt zu euch; *tehawenninayen-onhatye*, sagend. Genera und Numeri werden dabey nicht unterschieden, so dass *sahhonwenhaghse* eben so wohl heisst *sie sagten zu ihr*, als *sie sagte zu ihnen* u. s. w. Von der Willkühr der Anfangsbuchstaben zeugen folgende Stellen: Joh. IV, 15: *Nene onheghtyen tahhonwenhaghse*; V. 19: *Ne onheghtyen wahhonwenhaghse*; V. 25: *Nene onheghtyen sahhonwenhaghse* (das Weib sprach zu ihm). *Ich sage euch* heisst *enkwaghrory* oder *wakwaghrory*, und *nene kwaghròri*, der ich rede; *takròri*, sage mir; *s'hegtoròri*, sage ihnen. Daher die Formel: *Wahrlich, wahrlich, ich sage euch:*

Togenske, togenske onwe, wakoghrory	*agwagh togenske wakwenhaghse.*
togenske, agwagh togenske wakoghròri	*agwagh togenske, togenske wakwenhaghse.*
togenske onwe wakwaghròri	*agwagh togenske onwe wakwenhaghse.*
agwagh togenske, kwaghrori	*agwagh togenske onwe, togenske wakwenhaghse.*

Die Construction der Mohawks mag man an folgenden Beyspielen erkennen: Joh. XX, 28 heisst: *Akyanèda oni Akeniyoh*, mein Herr und mein Gott. Davor setzt man aber noch das Pronomen *iih* in der ersten, wie *ise* in der zweyten Person, z. B. Joh. XX, 17 *Enegen wàkeghte ne Ragenihnehha, oni ise eghtsisewanihha; oni Iih Akeniyoh, ise oni Eghtsisewaniyoh*, ich steige auf zu meinem Vater und zu euerem Vater, zu meinem Gott und zu euerem Gott. In kleineren Sätzen stimmt die Construction mit der unserigen überein, z. B. Joh. IX, 9: *Oddyake wairon raonha naah: t'hikadi wairon s'honwayèren: ok raohha wahhenron, iih naah n'etho*, etliche sprachen: Er ist es; etliche sagten: Er gleicht ihm. Aber er selbst sprach: Ich bin es. In verbundenen Sätzen steht aber der regierte Satz, wie überhaupt das Regierte, voran, z. B. Joh. IV, 19: *Prophet naah n'ise tsi tewakyadoreghtha*, ich sehe, dass du bist ein Prophet (in umgekehrter Construction: ein Prophet bist du; das sehe ich). Joh. IV, 22 heisst: *Yaghten sewarighwayenderi nahhoten sewani denghtase, ok niih yakwarighwayenderi ne nahhoten wakwatsierisiha, iken ne Jewshagage nonga yekariwayen ne salvatione* (*nene enyondadyadagon*).

VI — VII.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 7.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

München, in der königl. Schulbuchhandl., u. **Nürnberg**, b. Stein in Commiss.: *Acta Philologorum Monacensium* auctoritate regia edidit *Fridericus Thiersch.* Tom. I. Fasc. I — III. 1812. IV. 1814. zusammen 583 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Über Zweck und Einrichtung dieser Zeitschrift verweisen wir den Leser auf die von Hn. *Th.* in der Vorrede zum ersten Hefte mitgetheilten Nachrichten, welche zugleich Auskunft über die Einrichtung des gelehrten Studiums in Baiern giebt. Dem zweyten Heft ist der königl. Befehl zur Errichtung der münchner philologischen Pflanzanstalt, ins Lateinische übersetzt, abgedruckt (*decretum regium de Seminario philologico factum*). Mit hohem Interesse wird jeder Verehrer des Alterthums die dort erzählten Bemühungen einer so achtungswerthen Regierung für die tiefere, auf den Grundpfeilern der classischen Sprachen ruhende, wissenschaftliche Bildung ihrer Staatsbürger lesen oder gelesen haben; sollten auch im Einzelnen seine Ansichten abweichend seyn: mit Dank wird er die Bemühungen der Männer, welche im Geiste dieser Regierung, unverkennbaren Eifers voll, auf die Verwirklichung dieses Strebens hinarbeiteten, anerkennen; vor allen des Hofr. *Jacobs* und des Herausgebers dieser Nachrichten.

Der erste Band dieser Schrift enthält nachstehende Abhandlungen, die Rec. zur besseren Übersicht nicht nach den einzelnen Heften, sondern ihrem Inhalte nach aufführt: I. *Frideric. Thierschii Dissertatio de verborum modis, quibus apud Homerum tempora et causae rerum indicantur.* Pars prim. H. I S. 1 — 24. Pars secund. cum epimetro H. II S. 174 — 224. Pars tert. et ultim. H. IV. S. 435 — 467. Hiezu gehört von demselben Vf. *Dissertatio, qua leges de usu modorum apud Homerum contra Hermanni dissertationes defenduntur*, H. IV. S. 468 — 490, und endlich die Nachschrift S. 567 f., wo wir zugleich die Gründe, aus welchen die Erscheinung dieses Heftes verzögert ward, erfahren. II. *Ludovici Döderleinii Observationes criticae in Sophocl. Oedip. Colon.* H. I S. 27 — 70. III. *Francisc. Xaver. Werferi Observationes criticae et grammatic. in Herodoti Historiarum libros.* Pars prior H. I S. 73 — 118. Pars poster. H. II S. 227 — 257. IV. *Frideric. Jacobsii Observationes critic. in Anthol. Graec.* Pars prior H. II S. 121 — 172. Pars poster. H. III S. 279 — 303. *Additamenta.* H. III. S. 405 — 407. V. *Frider. Thiersch. de copiis Victorianis in Homerum, Hesiodum, Pindarum et Tragicos.* H. III S. 307 — 337. VI. *Aloysii Nickelii Copiae Victorianae in Aristophanem.* H. III S. 419 — 431. Hiezu gehören: *Additamenta ad Copias etc.* H. III S. 407 — 418. VII. *Anthologia carminum Graecor. auctoribus Friderico Thierschio et Frider. Jacobsio.* H. III S. 419 — 431. VIII. *Francisc. Xaver. Werferi Lection. in Ovid. Nason. Heroides Specimen.* H. IV S. 495 — 566. IX. endlich dreyfache *Indices.*

Man sieht, dass der fleissige Herausgeber bey Weitem das Meiste steuerte; und wir wenden uns daher zunächst zu dem von ihm gelieferten längsten Beytrag über die *Modos*, mit welchen Homer die Zeit- und Ursach-Sätze zu bezeichnen pflegt. Der Gang des Vfs. ist kürzlich folgender: Die Verwirrung im Gebrauch der *Modorum* bey Homer habe die Sprachforscher in grosse Verlegenheit gesetzt, und zu wundersamen Entschuldigungen Zuflucht zu nehmen genöthigt. Ein solches Verfahren sey theils unzweckmässig, theils unzulänglich: denn die epische Sprache sey unbeschädet ihrer Einfachheit äusserst genau und auf die unabänderlichsten (*firmissimis*) Gesetze gestützt. Daher liesse sich denn auch bey einer genaueren Behandlung die ganze Lehre von den *Modis* richtiger und den Gesetzen der Sprache und Analogie gemässer bestimmen; als Probe hievon werden nun die *Modi* in den Zeitsätzen bey Homer ausführlicher behandelt. Der Zweck des Vfs. geht also vorerst dahin, die Sätze, wo durch eine Zeitpartikel der Nebensatz an den Hauptsatz sich anschliesst, in Rücksicht des Gebrauchs des Modus genau zu bestimmen. Dafür stellt er drey Regeln auf, die wir am besten mit des Vfs. eigenen Worten angeben. A. *Habent ea semper Indicativum in rebus praeteritis tum, quum indicant, quo tempore factum sit, quod in adjecta sententia commemoratur.* B. *Requirunt Optativum, ubi notio, quam continent, mente tantum concepta, eoque aut universali est, aut ad rem refertur, de qua quis tantum cogitat.* C. *Denique Conjunctivum et semper quidem sibi vindicant in rebus praesentibus et futuris.* Mit Rücksicht auf diese vorangestellten Regeln geht dann Hr. *Th.* die einzelnen Partikeln durch, im ersten Theile die Verbindung mit ὅτε und ὡς ὅτε, im zweyten ὅτ᾽ ἄν, ὅτε κεν, ὁπότε, ὁπότε κεν, ὁπότ᾽ ἄν, ἐπεί,

ειδή, ἐπεί ἄν und ἐπήν, ἐπεί καν, εὖτε, ἦυτε und ἦμος. Der
itte Theil, welcher sich mit den Caussalsätzen be-
häftigt, nimmt nur auf die Sätze Rücksicht, welche
it αἰ, αἴκε, εἴκε, εἰ ἄν, ἤν, εἴπερ, εἴπερ τε, εἴπερ καν, εἴπερ ἄν an-
ngen. Es konnte nicht fehlen, dass bey den von Hn.
h. aufgestellten Grundsätzen der homerische Text,
wie er in der *wolf*schen Recension sich findet,
annichfache Veränderungen erfahren musste, und
wenig wir in dieser Hinsicht steifgläubig sind und
Hergebrachten hängen: so können wir es doch
cht bergen, dass die so häufigen Änderungen (nur
den beiden ersten Theilen haben wir deren *ein*
ıd siebenzig gezählt) schon an sich seine Grundsätze
s einigermassen verdächtig machten. Hr. *Th.* be-
ft sich selbst bey dieser Abhandlung zu mehreren
alen auf seine *Grammatik des gemeinen und home-
schen Dialektes*, wo auch §. 209. 210 und 211 die
mlichen drey hier gegebenen Regeln aufgestellt
d. Der Vf. selbst erwartete nach H. IV S. 468 ge-
n diese seine Theorie Widersprüche; und es ist be-
nnt, dass Hr. Prof. *Hermann* in zwey akademischen
handlungen: *de legibus quibusdam sublimioribus
monis Homerici.* Leipzig, 1812 und 1813. 4. zuerst
gegen auftrat; gegen welchen Angriff Hr. *Th.* sich
letztgedachten Orte zu vertheidigen sucht. Es
rde zu weit führen, wenn wir bey einer so ins Ein-
ne gehenden Untersuchung ihm und seinem Geg-
r Schritt vor Schritt folgen wollten; auch müssten
r wenigstens eine noch einmal so starke Abhandlung
reiben. Zudem finden wir um so weniger Beruf,
diese Streitsache uns einzulassen, da Hr. *Th.* S. 418
hauptet, *Hermann* habe die Streitpuncte verrückt,
l mehr hineingetragen, als ausreiche. Daher be-
igen wir uns, einzelne Bemerkungen über die An-
ıten des Hn. *Th.* zu geben. Was zuerst die Anord-
ıg nach den einzelnen Partikeln anlangt: so mag
ihre Bequemlichkeit für Hn. *Th.* bey der Ausar-
tung gehabt haben; für den, der seinem Ideengange
gen will, hat sie viel Unbequemes, indem ihm da-
ch nichts Ganzes, sondern nur zerrissene Stücke
eben werden, die er nicht wohl zu einem Ganzen
binden kann. Da ihm aber einmal diese Folge ge-
en hat: so kann Rec. nichts thun, als dem ihm
gezeichneten Gange der Untersuchung folgen; weil
o weder fürchtet, die Grenzen zu verwirren, noch
er Entstellung der Lehren des Vfs. angeklagt zu
den. Hr. *Th.* macht den Anfang mit ὅτι, und
ht zu beweisen, dass ein Indicativ darauf nur dann
gen könne, wenn der durch die Partikel angeknüpf-
Satz als *vergangen* dargestellt werde. Alle dage-
laufenden Stellen, wo nach ὅτι ein Indicativ der
enwärtigen oder *zukünftigen* Zeit folgt, erklärt er
unhomerisch, und sucht sich derselben zu entledi-
. Hiebey befolgt er ein dreyfaches Verfahren:
st in gewissen Stellen das Präsens und Futurum zu
agen; 2) sind manche als Präsensformen angenom-
ne für Präterita anzusehen, in anderen die Parti-
anders zu erklären; 3) die nicht unter eine von
en beiden Rubriken fallenden Stellen bedürfen ei-
nothwendigen Änderung. Von dem Grunde, wel-
cher ein Präsens oder Futurum im Indicativ nach ei-
ner Zeitpartikel verbietet, sagt Hr. *Th.* H. I S. 8 nur:
„*Conjunctivus, quare tum requiratur, suo loco pate-
bit.*" Wir waren begierig auf diese Belehrung, und
fanden sie denn S. 14 etwas näher bestimmt. Wir
lassen auch hier Hn. *Th.* selbst sprechen: *Conjuncti-
vus*, sagt er, *quare in his ponatur, facile demonstrari
potest. Quae enim post* ὅτι *leguntur, ea non jam sunt
aut fiunt, sed illud dico, esse aut fieri aliquid, alte-
rum si accidat. Hoc igitur alterum praeter tempo-
ris significationem etiam conditionem inclusam con-
tinet, qua id, quod praecessit, fit, eoque non per se
constat, sed praecedenti illi necessario annexum est.
Non enim conditio potest cogitari, nisi ea simul re
adjuncta, cujus conditio esse dicatur. Hinc ubivis
in hac sententiarum junctura Conjunctivus regnare
debet, siquidem is aliquid non per se constare, sed
aliunde pendere indicat.*" Man vergleiche damit noch
H. IV S. 479 f. Es ist diess eine Regel, die nicht nur
*Hermann Dissert. I de leg. quibusd. subtil. serm.
Hom.* S. VI und *Additam. ad Viger.* S. 915 ff., son-
dern auch *Dissen* in den *Disquisition. philolog. Spec.
prim.* Göttingen, 1813. S. 5, wie es uns dünkt, mit
vollem Recht verwerfen, und die Mühe, welche Hr.
Th. am letztgedachten Orte sich gegeben hat, um sei-
ne Meinung zu vertheidigen, achten wir fruchtlos. So
viel hat *Hermann* über ihn gewonnen, dass er mehre-
re Stellen, welche er im ersten Theile ändern wollte,
später für richtig erklärt. Hr. *Th.* nimmt nämlich
an, dass ὅτε, sobald eine Zeitbestimmung vorausgehe,
keinen Zeitsatz, sondern nur einen relativen bilde,
durch den die Zeitangabe des ersteren vervollständigt
werde. Z. B. Od. σ, 272 νὺξ δ' ἔσται, ὅτε δὴ στυγερὸς γάμος
ἀντιβολήσει, stehe ὅτι für ἐν ᾗ. Zugegeben, dass man so
erklären könne, sehen wir nicht ein, wie dadurch
der Satz aufhöre, Zeitsatz zu seyn, wenigstens passt
die von einem solchen H. I S. 3 gegebene Erklärung,
dass es ein Satz sey, in dessen Nebensatz eine *Zeitbe-
stimmung* liege, immer noch auf diese Art der Ver-
bindung: denn es findet sich im Nebensatze das, was
als *charakteristisches Merkmal* eines Zeitsatzes angege-
ben ist. Ja wir fürchten, dass viele von den Sätzen,
welche Hr. *Th.* einzig als *Zeitsätze* gelten lässt, mit
seinen *relativen* Sätzen zusammenfallen werden. Hr.
Th. entschuldigt am genannten Orte ausser der er-
wähnten Stelle noch Il. β, 471. π, 643 ὥρῃ ἐν εἰαρινῇ, ὅτε
τε γλάγος ἄγγεα δεύει ferner Od. ι, 301. σ, 367. Il. ι, 335.
π, 385. ψ, 599. und selbst Od. ω, 87 ἤδη μὲν πολέων ἀν-
δρῶν τάφῳ ἀντεβόλησα Ἡρώων ὅτε κέν ποτ' ἀποφθιμένου βασιλῆος
Ζώννυνταί τε νέοι καὶ ἐπεντύνονται ἄεθλα, Stellen, die der Vf.
grösstentheils in H. I S. 18. 19 und H. II S. 188 der
Verbesserung bedürftig erklärt hatte; über die letzte
vgl. *Hermann Additament. ad Viger.* S. 901; auch
Dissen erkennt sie a. a. O. für richtig. Hr. *Th.* hilft
sich auch hier durch Erklärung, indem er sagt: *in*
τάφῳ *in sepultura (cum sepeliebantur) jam inest tem-
poris notio, et hanc sepulturam accuratius sequens
versus describit, indicans, quid tum faciant juvenes.*
Nur will er καὶ mit δὴ vertauschen, um dem Indicativ
Raum zu geben. Aber will man so erklären: so wür-

de Il. δ, 258 ἠδ' ἐν δαιθ' ὅτε πέρ τε γερούσιον αἴθοπα οἶνον Ἀργείων οἱ ἄριστοι ἐνὶ κρητῆρι κέρωνται offenbar nichts anderes seyn, als ein relativer Satz im zweyten, und eine Zeitbestimmung im ersten Gliede, und die ganze von der vorigen Stelle gegebene Erläuterung auch hieher gehören. Nämlich: *in δαιτί in convivio (cum convivarentur) jam inest temporis notio, et hoc convivium accuratius versus sequens describit, quid tum faciant Argivi.* Denn so gewöhnlich, wie es den Alten war, bey einem Leichenbegängnisse Spiele anzustellen: eben so gewöhnlich war es, bey einem Mahle Wein zu mischen; und umgekehrt würde die S. 15 von Il. δ, 258 gegebene Erklärung des Conjunctivs auch auf Od. α, 87 anwendbar seyn, und mithin der gleiche Modus erfoderlich werden. Aber zu erklären ist es aus dieser Ansicht des Vfs., wie er in Il. ξ, 522, wo er S. 15 den Optativ herstellen wollte, S. 487 den Indicativ vertheidigen konnte. Schon dieser inneren Widersprüche wegen, meinen wir, wird Niemand diese Regel für gegründet halten, und vielmehr sich nach einem tieferen Grunde für den jedesmaligen Modus umsehen, als der ist, welchen der Vf. aus der jedesmal folgenden Zeit ableitet. Übrigens vermissten wir bey einer *Zeitbestimmung* ὅτε mit folgendem Präsens Indicat. in folgenden homerischen Stellen: Il. ν, 29, Od. β, 314. σ, 217. τ, 532. χ, 231, bey welchen Stellen jedem Leser die ungleichförmige Interpunction in der *wolf*'schen Ausgabe stören wird; und endlich Il. κ, 83. 386. ω, 363. Man würde aber verkehrt schliessen, wenn man glauben wollte, dass hier der Indicativ der *Gegenwart* unrichtig sey, weil sonst gewöhnlich in solchen Sätzen die *Vergangenheit* vorherrsche, vgl. Il. β, 351. 743. γ, 189. ε, 810. ζ, 345. η, 106. 253. 439. λ, 766. μ, 279, und wo νῦν vorangeht, wie Il. σ, 293, Od. ρ, 566. Der Indicativ aber lässt sich, sey er nun in der *vergangenen* oder *gegenwärtigen* Zeit ausgedrückt, doch wohl am leichtesten und ungezwungensten daraus erklären, dass das im Zeitsatze Gesagte als etwas in der Wirklichkeit Geschehenes oder Geschehendes von dem Dichter gesagt worden sey, und somit gerade dieser Modus an seiner Stelle stehe. In anderen Stellen hilft Hr. *Th.* mit Erklärung sich nach, wobey er häufig genug selbst schwankt. So will in Il. δ, 423. ἐν δ' ὅτ' ἐν αἰγιαλῷ πολυηχέϊ κῦμα θαλάσσης ὄρνυτ' ἐπασσύτερον, die Änderung ὄρνυτ' ἐπ' mitten unter Präsensformen uns so wenig gefallen, als *Hermann Dissert.* II. S. 11. Noch ungewisser ist Hr. *Th.* über Il. θ, 556 ὡς δ' ὅτ' ἐν οὐρανῷ ἄστρα φαεινὴν ἀμφὶ σελήνην φαίνετ' ἀριπρεπέα. Nach H. I S. 6 soll es gleichfalls das Imperfectum seyn. H. IV S. 481 wird gemeint, man könne es auch für φαίνηται annehmen, und in der *griech. Grammat.* §. 212. 2. S. 295 wird diess ohne allen Zweifel gelehrt. Anderwärts hilft sich Hr. *Th.* durch andere Erklärung der Partikel, indem er ὅτε in *Causalbedeutung* nimmt, man sehe H. I S. 7, somit erklärt er Il. α, 518. δ, 32. κ, 52. *Hymn. Hom. in Apoll.* 4. f. *Hermann Dissert.* I S. 7. Leicht können wir einräumen, dass die beiden mittelsten Stellen nicht beweisend sind: denn die erstere bezeichnet in der That blosse Ursache, die andere hat ὅ, τε, wie schon *Hermann* erinnert, als Pronomen, was Il. ρ, 755 bestätigt, und womit auch Hr. *Th.* H. IV S. 484 übereinstimmt. Allein Il. α, 518

ἦ δὴ λοίγια ἔργ', ὅτε μ' ἐχθοδοπῆσαι ἐφήσεις
Ἥρῃ, ὅτ' ἄν μ' ἐρέθῃσιν ὀνειδείοις ἐπέεσσιν,

erklärt er ὅτε gleichfalls als Ursache; wir wissen nicht, ob diess nöthig sey, und finden nichts, als doppelte Zeitpartikel darin; nur dass der verschiedene Modus sich nach dem verschiedenen Grunde des Gedankens richtet. Übrigens, um diess gleich hier zu erwähnen, scheint selbst in ἐπεί bey nachkommendem Indicativ des Präsens nicht immer eine blosse Ursache zu liegen, sondern die Zeit zugleich mit berücksichtigt zu seyn, und somit das, was *Porson ad Eurip. Med.* 138 davon bemerkt, auch auf solche Stellen Anwendung zu finden. Hr. *Th.* hat H. II S. 191 ff., wo er von dieser Partikel spricht, alle diese Stellen für *quia* genommen, und desswegen nichts darüber erinnert. Allein wenn man Od. σ, 217 νῦν δ' ὅτε δὴ μέγας ἐσσὶ καὶ ἥβης μέτρον ἱκάνεις, für einen Zeitsatz annimmt, so scheint es ganz folgerecht auch in Il. σ, 333 νῦν δ' ἐπεὶ οὖν, Πάτροκλε, σεῦ ὕστερος εἶμ' ὑπὸ γαῖαν, οὔ σε πρὶν κτεριῶ, den Zeitbegriff als den vorherrschenden sich zu denken; wobey ausserdem Hr. *Th.* uns beystimmt, wenn er H. II S. 196 ἐπεὶ οὖν für Zeitpartikeln erklärt. Man vergleiche noch Od. ζ, 191. ρ, 346. 260. ν, 228. Wir enthalten uns aller Bemerkungen über den Versuch S. 8, nach ὅτε μή Conjunctive herzustellen, wogegen sich die Mehrheit der Handschriften entschieden erklärt. Zwar möchte *Hermann Dissert.* I S. 19 nicht den rechten Grund getroffen haben, warum in jenen Stellen kein Conjunctiv Statt finden könne, und Hr. *Th.* bey seiner Vertheidigung H. IV S. 477 in sofern Recht gegen ihn behalten. Allein es wird Jedem, der jene Stellen aufmerksam ansieht, einleuchten, dass in allen eine *reine Vorstellung* der redend eingeführten Person zu Grunde liegt, was Hr. *Th.* nicht wohl im Auge haben mochte, um auf die Vorstellung der Änderung gebracht zu werden. Für unsere Annahme spricht auch der Umstand, dass Homer die ganz entsprechenden Partikeln εἰ μή gewöhnlich mit dem Optativ oder Indicativ verbindet, und wir können Hn. *Th.* nicht anders als beypflichten, wenn er desswegen Od. ξ, 375. H. IV S. 459 εἰ in ἤ verwandeln will. Wo aber die Sache in der Wirklichkeit dargestellt wird, steht εἰ μή mit dem Indicativ, und derselbe Fall würde bey ὅτε μή eintreten, und findet wirklich Statt in dem elliptischen Satze Il. π, 227 οὔτε τέῳ σπένδεσκε θεῶν, ὅτε μὴ Διὶ πατρί. Über das, was S. 9 ff. von Hn. *Th.* über den Optativ nach ὅτε gesagt wird, hat sich bereits *Hermann Dissert.* I S. 15 ff. missbilligend geäussert, womit man Hn. *Th's.* Gegenerklärung H. IV S. 475 vergleiche. Übersehen sind dabey von Hn. *Th.* die Stellen Il. δ, 263, Od. θ, 87. In Il. ω, 417 ἠὼς ὅτε δῖα φανήῃ nach *Wolf* sehen wir Hn. *Th.* abermals mit sich selbst in Zwiespalt, indem er hier S. 11 φανείη als Conjunctiv schreibt, dagegen vertheidigt er in der griech. Grammatik S. 190. 292 den Optativ. Aber befremdend musste es Rec. vorkommen, so viele Stellen, wo ὅτε

mit dem Optativ verbunden sich zeigt, übersehen zu sehen. *Hermann* hat in der angeführten Abhandlung die eine und andere erwähnt; wir wollen sie hier vollständig mittheilen, ohne uns weiter in Erörterung des Einzelnen, wo freylich zuweilen der Conjunctiv schicklicher scheint, einzulassen. Unerwähnt blieben Hn. *Th.* ausser den obengenannten: Il. γ, 216. ϑ, 23. λ, 543. ϱ, 566. τ, 32. χ, 502. Od. β, 31. 43. ε, 189. ϑ, 220. ι, 333. λ, 375. 510. 513. 596. τ, 371. φ, 116. Von der Lehre über den Conjunctiv nach ὅτε spricht der Vf. S. 13 ff. Auch hier ist nicht Alles genau: denn nicht in der Ilias, sondern in der Odyssee π, 71 ff. heisst es: αὐτὸς μὲν νέος εἰμί, καὶ οὔπω χερσὶ πέποιθα Ἄνδρ' ἀπαμύνασθαι, ὅτε τις προτερὸς χαλεπήνῃ. Ganz ausgelassen sind die fast gleichen Stellen Od. φ, 133 und Il. ω, 369, ferner Od. κ, 486. ξ, 60. Nach diesen spricht Hr. *Th.* von den Stellen, wo entweder ein einfaches ὅτε oder ὡς ὅτε in der Vergleichung den Conjunctiv hat. Wir haben Einiges davon schon oben berührt, und in dem einfachen ὅτε wenigstens nichts ausgelassen gefunden. Den Conjunctiv nach ὡς ὅτε hat Hr. *Th.* in 27 Stellen gefunden. Mit Unrecht ist Il. φ, 347 S. 30 wieder der Odyssee beygelegt; mit Ausnahme von Il. ο, 80, was nur erst dann, wenn Hn. *Th's.* noch bestrittene Änderung erst aufgenommen ist, hieher gehört, durfte auch Od. ψ, 233 gar nicht erwähnt werden. Mit Recht aber vermisst *Hermann Dissert.* II S. XIII hier in Aufzählung der einzelnen Stellen Genauigkeit. Wir übergehen die in der Folge angebrachten Änderungen der Stellen, wo ὡς ὅτε mit folgendem Indicativ in einer gegenwärtigen Zeit in der Vergleichung als falsch und ungriechisch erklärt wird, weil wir meinen, dass darüber *Hermanns* Erörterungen *Dissert.* II S. 7 ff. und zum *Vig.* S. 910 ff. zeugen können. In dem zweyten längeren Theile dieses Aufsatzes (H. II S. 124 — 221) wird zuerst die Abhandlung über ὅτε mit einem Präsens und Futurum Indicat. fortgesetzt, und die zweyte von Hn. *Th.* oben angezeigte Weise, vermittelst welcher er jeden Indicativ der gegenwärtigen Zeit in solchen Verbindungen aus Homer als unepisch verdrängen will, weiter ausgeführt. Wo nämlich ohne Widerstand des Verses ε in η, ο in ω sich ändern lässt, da ist es von Hn. *Th.* in dem ersten Theile der Abhandlung mehrmals geschehen; nun finden sich aber eine nicht geringe Anzahl von Stellen, die eine Änderung der Art des Masses wegen durchaus nicht vertragen wollen: hier wird nun gleichförmig mit anderen Gelehrten (s. S. 184. 5) angenommen, dass es Conjunctive seyen, die nur mit einem kurzen Vocal geschrieben worden. Diese Annahme sucht der Vf. gelehrt mit einer Menge von Beyspielen, wo kurze Vocale statt der langen geschrieben wurden, zu vertheidigen. Oft nun dürfte, wie auch *Hermann* zugesteht, der Conjunctiv in dergleichen Fällen sich nicht zurückweisen lassen; allein den Indicativ um desswillen ganz zu verdrängen, dünkt auch uns zu rasch: vorzüglich macht hier wohl das Futurum eine zu berücksichtigende Ausnahme, obgleich die schlecht verstandene Sprache Homers nach Hn. *Th.* den Späteren, namentlich dem Pindaros (s. S. 200), zur verwirrenden Gebrauch dieser und anderer Formen Anlass gab. Bey ὡς ὅτε wollen wir uns nicht aufhalten; jedoch die drey ersten Fälle etwas näher ins Auge zu fassen, mag sich Niemand durch die Ungereimtheiten, welche nach Hn. *Th's.* Meinung darin liegen sollen, abhalten lassen. Es sind die bekannten Stellen: Il. α, 80. α, 725. δ, 129. Hr. *Th.* sagt S. 176 über diese Fälle: *mirum sane, si* χώεται, λέξεται, ἐλέξεται, *ita re vera forent Indicat. Futt. Quid enim, quaeso, in secundo exemplo matri facias, prohibenti muscas ab infante, non qui obdormiverit* (λέξεται ὕπνῳ) *sed qui obdormiet? Quid in tertio canibus, qui subito dilabuntur, non si quando aper se converterit, sed ubi is conversurus est.*" In dem ersten der angezogenen Fälle steht die Form χώεται mitten unter Zeitwörtern der Gegenwart und Conjunctiven, die auf etwas Zukünftiges hinweisen; wie denn überhaupt die Besorgniss, welche Kalchas zu der hier erwähnten Erörterung veranlasste, sich auf etwas *Bevorstehendes*, nicht *Vergangenes* gründete. Wohl kann er also sagen: *„melior (est) rex, ubi viro inferiori irascetur."* Noch deutlicher ist die Ursache des Futur. in den beiden anderen Fällen. In Il. δ, 129 würde Hr. *Th.* den alten Sänger meistern, wenn er geschrieben hätte: die Mutter wehrt die Fliegen ab, wenn das Kind schlafen will, und nicht wenn es eingeschlafen ist. Bey dieser Behauptung hat er das Bedürfniss des gemeinen Lebens verkannt: denn gerade dann, wenn das Kind im Begriff ist einzuschlafen, pflegt die Sorgfalt der Mutter ihm die Fliegen zu wehren, nicht wenn es eingeschlafen ist. Die einfache Ursache ist die, damit das Kind ungestört einschlafen kann; denn schläft es: so wird es zugedeckt hinlänglich vor dem Andrang der Fliegen sicher seyn; was nicht der Fall ist, wenn es erst einschlafen will, wo schon das Gesumse der Fliegen den Schlaf stören muss. Auf ähnliche Weise ist auch die letzte in Anspruch genommene Stelle wohl zu vertheidigen. Denn wollten die Hunde nicht weichen, wenn der Eber sich wenden will: so würde es zu spät seyn, wenn er sich schon gewandt hat, weil da natürlich der eine oder der andere vor der Flucht dem Zahn des Ebers unterliegen würde. Rec. beruft sich auch hier auf die Erfahrung, und jeder Sachkundige, denkt er, wird ihm beystimmen, und wer nur die Hetze eines Ebers mit abzurichtenden Hunden zu sehen Gelegenheit gehabt hat, wird fühlen, dass an dem Futurum kein Anstoss zu nehmen sey, so viel auch schon diese Stellen den Erklärern zu schaffen gemacht haben mögen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

München, in der königl. Schulbuchhandl., u. Nürnberg, b. Stein in Commiss.: *Acta Philologorum Monacensium* auctoritate regia edidit *Fridericus Thiersch* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nach dieser Episode über den kurzen Vocal in Conjunctivformen bey Homer geht Hr. *Th.* zu den Partikeln ὅτ' ἂν und ὅτε κεν S. 186 ff. über. Erstere hat er in 19 Stellen verbunden gefunden, und zwar stets mit dem Conjunctiv, wenn man eine einzige Od. κ, 410 ausnimmt, und Il. μ, 41 στρέφεται mit ihm und *Matthiae Gr. Grammat.* S. 742 not. für den Conjunctiv hält; obschon beide Erklärungen unseres Vfs. *Hermann* II S. XI grundlos nennt. In der Aufzählung der Stellen erster Classe vermissen wir Il. δ, 164, was in ζ, 448 wiederkehrt, θ, 373. 475. Od. δ, 476. ι, 6, wenn auch Il. θ, 406 vgl. 420 sich anders auffassen läfst. Von Vergleichungssätzen vermifst man Il. κ, 5. Od. χ, 478 und ψ, 299, was, wie wir schon bemerkten, der Vf. mit Unrecht oben H. I S. 20 erwähnt. In den Fällen, wo bey Homer ὅτε κεν mit folgendem Conjunctiv steht, sind übersehen Od. δ, 420. θ, 242. ο, 446. Die Stelle, wo es in der Vergleichung das einzige Mal bey Homer sich vorfindet, ist Il. υ, 167.

Von ὅτε kommt Hr. *Th.* S. 188 ff. auf ὁπότε. Wir wollen uns hier nicht mit Bestreitung der von ihm erneuerten Grundsätze aufhalten, da dasselbe hier gilt, was oben von ὅτε erinnert worden ist, und auch *Hermann* sich darüber bereits verbreitet hat. S. 192 in Od. υ, 196 wird ἐπικλώσωνται geschrieben; allein offenbar hat *Hermann Dissert.* I S. 8 Recht, wenn er diese Partikel hier für Ursachpartikel erklärt. In den angeführten Stellen, wo in Sätzen der Gegenwart ὁπότε mit dem Conjunctiv steht, lese man für Od. ψ, 285, 258. Hinzuzufügen ist τ, 168; in den S. 193 angeführten Stellen, wo ὁπότε einen Optativ hat: Od. ι, 22. Ὁππότε κεν soll laut der Weisung S. 192 f. in 15 Stellen mit dem Conjunctiv bey Homer sich vorfinden. Rec. findet deren nur 12 angeführt, und vermuthet daher eine Irrung, die durch Auslassung, sey es nun des Setzers oder des Vfs. selbst, hineingekommen seyn mag. In dieser Vermuthung bestärkt ihn der Umstand, dafs Od. λ, 127 ὁππότε κεν δὴ im Anfang χ, 366 wiederkehre, diefs ist aber ψ, 274, und χ, 366 bezieht sich auf Il. σ, 115, und Il. χ, 366, wo aber beide Mal ὁππότε κεν δὴ am Schlusse des Verses steht: so bekommen wir, wenn wir die Wiederholungen nur als Eine Stelle ansehen, 13, denen noch die beiden ausgefallenen Od. ι, 155. 394 hinzuzuthun seyn werden. Ganz richtig sind S. 195 die Angaben unter ὁπότ' ἂν, nur dafs es Od. ζ, 303 für ρ heissen mufs. Über ἐπεὶ wird nicht viel erinnert, wir haben schon einige Stellen mit dieser Partikel früher berücksichtigt. Ἐπειὴ oder ἐπεὶ ἦ, wie mehrere Grammatiker zu schreiben anriethen, wird mit Recht allein der Ursache beygelegt. Eine Nebenerörterung hätte es verdient, wie neben ἐπειὴ in vielen gar nicht sehr verschiedenen Sätzen ἐπεὶ Statt habe, z. B. Il. α, 381 vgl. mit υ, 169. *Gerhard* in den *lection. Apoll.* S. 191 f. will in der gedachten Stelle und Il. η, 105 ἐπειὴ hergestellt wissen. Wenn man ihm aber beypflichtet: so fällt wenigstens auch noch Il. ζ, 158, und auch Il. ρ, 168, und α, 112 kann nicht durch die Härte in der Elision, welche die andere Form in den Vers brächte, entschuldigt werden: denn Od. ρ, 196 würde aus gleichem Grunde ἐπειὴ dann nicht vorkommen. Jedoch wir sind der Meinung, dafs ἐπεὶ und ἐπειὴ neben einander auch in solchen Fügungen bestehen können, nur dafs ersteres, wo es das Mafs erlaubte, von Homer wenigstens vorgezogen ward. Bey ἐπεὶ οὖν S. 190 f., was Hr. *Th.* nur für Zeitbestimmung erklärt, fehlen eine Menge homerische Stellen, z. B. Il. γ, 340. ε, 573. κ, 272. λ, 642. χ, 475. Od. θ, 372. ξ, 467. ρ, 226. ω, 489. Die einzige Stelle Il. ο, 382, wo nach ἐπεὶ οὖν der Conjunctiv steht, wird von Hn. *Th.*, wie wir glauben, mit Recht geändert, obgleich *Hermann Dissert.* II S. VII widerspricht. Wenn es aber schon bey ἐπεὶ οὖν hin und wieder zweifelhaft erscheint, ob es eine Zeitpartikel sey: so läfst sich diefs noch weniger überall von ἐπεὶ ἄρ und ἐπεὶ ῥα, wie der Vf. meint, annehmen. Was das Erstere anlangt: so zeigt es sich in Negationssätzen, wo der Natur der Sache nach in ἐπεὶ immer ein Grund liegt. Vgl. Il. ε, 686. ι, 316. σ, 98. ρ, 147. Nicht anders wird sich ἐπεὶ ἄρ δὴ erklären lassen in Od. α, 231. ο, 390, wo allemal das Präsens folgt, und folglich Hr. *Th.* entweder seine Regel, dafs nur ein Präter. Indicat. nach den Zeitpartikeln folgen könne, oder die obige Behauptung, ἐπεὶ ἄρ sey nur von *Zeitbestimmungen* im

Gebrauche, wird aufgeben müssen. Wenn aber Il. ω, 288 steht: ἐπεὶ ἄρ σέγε θυμὸς ὀτρύνει ἐπὶ νῆας: so beweist diese Stelle wenigstens, dass auch ἐπεὶ ἄρ an sich einem Causalsatze verbunden seyn könne. Dasselbe lehrt von ἐπεί ῥα Od. α, 263. δ, 806. Auch über ἐπειδή ist die Vorstellung Hn. *Th's.* nicht ganz mit Homer einstimmig, es soll nur zuweilen in der Odyssee eine *Ursache* anzeigen, dafür werden 4 Stellen angeführt; allein der Vf. übersah Il. ξ, 65 Νέστορ, ἐπειδὴ νηυσὶν ἔπι πρύμνῃσι μάχονται. Das Futurum in Od. υ, 86 ἐπεὶ ἄρ βλέφαρ' ἀμφικαλύψει erscheint auch uns mit Hn. *Th.* H. II S. 197 nicht tadellos; obwohl nach Hymn. in Apoll. 158 der Conjunctiv ἀμφικαλύψῃ auch ohne ἄν vielleicht noch zu vertheidigen wäre. Dann brauchte man auch nach ἐπειδή in Il. λ, 478 und π, 453 nicht eine unbedingte Änderung. In Il. ν, 285, wo der Vf. statt des unhomerischen ἐπειδὰν ἐπὴν δὴ vorschlägt, kann es nach Il. ζ, 489. Od. θ, 553 und sonstigem homerischem Gebrauch wohl auch ἐπὴν τὸ πρῶτον ursprünglich geheissen haben. Wenn ἐπήν S. 199 f. in 35 homerischen Stellen mit dem Conjunctiv verbunden erscheint: so vermissen wir daneben Od. λ, 119. ξ, 130. Den Optativ nach ἐπήν verwirft Hr. *Th.* S. 200. 201 unbedingt, und macht entweder den Conjunctiv daraus, oder verändert ἐπήν in ἐπεί, dessen Verbindung mit dem Optativ aus Il. ο, 254 gerechtfertigt wird. *Hermann* hat dagegen diese Construction in der ersten Dissert. S. XVII mit Recht in Schutz genommen; ob er wohl irrig Il. γ, 55 die Worte des Hector der Helene in den Mund legt. Schwer würde Hn. *Th.* die Änderung in Il. ω, 226, wenn er diess mit aufgeführt hätte, geworden seyn. Durch diese Stelle wird auch Od. δ, 222 gerechtfertigt, wo Hr. *Th.* den Conjunctiv μιγείη herstellen will. Was ἐπείκε anlangt: so vermissten wir 2 Stellen, nämlich Il. χ, 125. Od. λ, 221, und unter denen mit kurzem Vocal Il. ζ, 237. Wie wenig auch hier Indicativ und Optativ ganz zu verwerfen seyen, lehren Causalsätze, wie sich zeigen in Il. ο, 228. Od. δ, 26. So steht auch nach ἔπειτά κε ein Optativ in Il. ω, 619. Od. δ, 74. Die Stellen, wo εὖτε mit dem Indicativ eines Präter. steht, sind richtig angegeben, nur sollte nicht Od. σ, 73, sondern υ, 73 genannt, und Od. ω, 147 nicht ausgelassen seyn. Das einfache εὖτε hat den Conjunctiv Od. η, 202, was hier, wir wissen nicht durch welchen Zufall, unter die Stellen mit dem Indicativ gekommen ist. Über ἦμος verbreitet sich Hr. *Th.* zuletzt; auch hier werden die Stellen, wo der Indicativ eines Präsens folgt, für relative Sätze angesehen, worüber wir uns bereits früher erklärt haben.

Zu weit für eine Beurtheilung in diesen Blättern würde es führen, wenn Rec. das als Anhang zu diesen beiden Theilen folgende *Epimetrum* H. II S. 205 — 225 mit gleicher Genauigkeit durchgehen wollte. Unrichtigkeiten und Fehlgriffe in den Anführungen aus späteren Dichtern der epischen Gattung, in welchen der Vf. gleichfalls den Gebrauch der Partikeln ganz seinen gegebenen Regeln gemäss herstellen will, würden sich so gut, wie bey Homer, nachweisen lassen. So sind die aus Aratos S. 212. 13 mitgetheilten Stellen, wo ὅτε und ὁπότε mit Conjunctiven oder Indicativen steht, keineswegs vollständig. Denn es fehlen gleich von vorn herein V. 301. 560. 569. 584. 682 und Mehreres. Hätte es Hn. *Th.* noch gefallen wollen, auch den Quintus von Smyrna mit in diesen Kreis zu ziehen: so würde er noch weit mehr Verbesserungen haben anbringen können. Denn bey ihm erscheint ὅτε nicht selten, so wie andere Partikeln der Zeit, mit einem Indicat. Präsens. Zwar würde Hr. *Th.* in I, 441 χείματος οὐκέτ' ἐόντος, ὅτ' ἐς νόμον ἰθύνονται Ἔλθέμεν, und ähnlichen Stellen, II, 534. IV, 435. VII, 300. 301. X, 67 nur relative Sätze finden, und andere, als I, 65. II, 222. VII, 359. VIII, 30. IX, 497. X, 172 würden ja wohl auf die eine oder andere Weise seinen Regeln sich anpassen lassen; wenn nicht etwa Quintus, um mit Hn. *Th.* zu sprechen: *„ob degenerem in ipso dictionis indolem lubricam emendationem habet."* Warum aber ἐπεί mit dem Optativ S. 213 Homer abgesprochen wird, was S. 201 anerkannt war, darüber ist Hr. *Th.* uns Auskunft zu geben schuldig geblieben. Andere Behauptungen, die Hr. *Th.* gelegentlich einstreut, bedürfen nicht minder der Berichtigung. So wird S. 213 gelehrt: *Ei δ' ἄγετ' apud Homerum est Il.* χ, 381 *qui crebro vocibus,* εἰ δ' ἄγε, *quibus et unus et plures excitantur; particulas* νῦν, δή, τοι *addit.* Das Letzte soll in Od. ι, 37. μ, 112. φ, 217. ψ, 35 stehen. Allein nur in ψ, 35 und ι, 37 steht diese Verbindung, und beidemal ist τοι das Pronomen der zweyten Person; in den mittelsten Stellen findet sich jedesmal εἰ δ' ἄγε δή. Eben so ist in Il. α, 524. Od. τ, 24. ν, 344 u. s. w. τοι keineswegs die Partikel, sondern immer das Pronomen, was, wenn es eines weiteren Beweises bedürfte, schon daraus klar werden möchte, dass neben der zweyten häufig in diesen Formeln die erste, vgl. Il. γ, 192. ζ, 376. ν, 321 u. s. w., und die dritte Person, wie Od. ν, 13. ν, 297 vorkommen. Über die Messung der ersten Sylbe in ἴσος vgl. *Friedemann de med. syllab. Pentametri Graecor.* S. 285 über den Gebrauch bey den Tragikern *Porson* zu Eurip. Orest. 9; mit kurzem ι zeigt es sich, wie es scheint, zuerst in Hesiod. Op. u. D. 752. Über einzelne von Hn. *Th.* hier aufgestellte Vorschläge ist bereits von *Hermann* in den *Additam.* zum Viger. S. 915 ff. gesprochen worden, sowie man über die aus Tyrtäos Fragmenten behandelten Stellen S. 214 *Franck* in den *Reliquiis Tyrtaei* zum Kallinos S. 175 ff. nachsehe. Daher wenden wir uns zum dritten und letzten Theile dieser Abhandlung, H. IV S. 435 ff. Der Vf. bestimmt hier zuerst, dass er nur von Causalsätzen sprechen wolle, die eine Bedingung einschliessen: denn so liesse sich doch wohl kurz seine Bestimmung: *quae indicant, aliquid esse, fuisse, fore, si aliud quid sit, fuerit, futurum sit.* Wollte man hier mit dem Vf. über den Namen rechten: so dürfte leicht zu beweisen seyn, dass derselbe unpassend gewählt sey. Denn unmöglich kann hier an eine Ursache, um derentwillen und durch die eine Sache da ist, gedacht werden, sondern in allen den Fällen, welche Hr. *Th.* durchgeht, d. i. nach den Par-

εἴκελν αἰ, αἴκε, εἰ, εἴ κεν, εἰ ἄν, ἤν, εἴπερ, εἴπερ τε, εἴπερ κεν, εἴπερ ἄν ist von einer blofsen Bedingung die Rede, welche nach den *verschiedentlich* angeknüpften Modis verschieden gedacht wird. Wir nehmen den ersten besten Fall zur Erläuterung des Gesagten aus Homer Il. ε, 116.

εἴποτέ μοι καὶ πατρὶ φίλα φρονέουσα παρέστης
δηΐῳ ἐν πολέμῳ, νῦν δ' αὖτ' ἐμὲ φῖλαι, Ἀθήνη.

Hier erfleht Diomedes sich den Beystand der Pallas unter der Bedingung, wenn sie ihm sonst beygestanden hätte. Daraus erklärt sich die Verschiedenheit der Ursach- und Bedingungs-Sätze. Die Ursache sagt, dafs etwas ist, *weil* etwas anderes ist, die Bedingung, dafs etwas seyn soll, wenn ein anderes ist, oder wenn ein anderes seyn würde. Hr. *Th.* eröffnet seine Untersuchung vorläufig mit der Bestimmung des Unterschiedes zwischen αἰ und εἰ, den er nicht, wie Viele gethan haben, für einen blofs dialektischen ansieht. Die Regeln, die sodann S. 439 für den Modus bey den erwähnten Partikeln aufgestellt werden, sind diese: I. *Conjunctivus nonnisi in rebus praesentibus et futuris locum habet.* II. *Optativus, de rebus, quae in sola cogitatione versentur, adhibitus, particulas conditionales κεν et ἄν respuit.* Hinzugesetzt wird: in zweyerley Hinsicht sey diese Constructionsweise von denen mit ὅτε verschieden: einmal stände εἰ mit dem Indicativ aller Zeiten, sodann habe es den Conjunctiv weit seltener ohne κεν, und Vieles sey hier zu verbessern. Über den Indicativ Untersuchungen anzustellen, hielt Hr. *Th.* nicht für nothwendig, da es an sich klar sey. Wir meinen, dafs hier noch Manches sich deutlicher bestimmen lasse, in Rücksicht der Folge der Zeiten, der angehängten Partikeln u. s. w. Über den Optativ fügt Hr. *Th.* eine zweyte Bemerkung bey, dafs er nämlich nie stehen könne, wenn eine Partikel der Bedingung (ἄν oder κεν) hinzutrete. Diefs belegt er mit Od. ξ, 140. Anderer Meinung sind *Hermann de praeceptis Atticistar.* p. XVII, *Schaefer meletem. crit.* S. 51. Doch wir werden noch einmal diese Puncte berühren. Zuerst spricht dann Hr. *Th.* von αἴκε mit dem Conjunctiv, den er S. 441 ff. aus 119 homerischen Stellen verweist. Wir setzen den gegebenen hinzu Il. ν, 743. ω, 592. Od. α, 379. β, 348. S. 444 ff. werden alle die Stellen, wo αἴκε mit einem Optativ stand, geändert. Von S. 445 an wird über εἴκε gesprochen. In 80 Stellen, sagt er, stehe diefs mit dem Conjunctiv; wir vermissen Il. δ, 415; statt ε, 220 soll es wahrscheinlich heifsen 820; statt ι, 373 lese man 379; mit Unrecht ist θ, 106. 452 angeführt; statt χ, 343 soll es ψ, 344 heifsen; übergangen ist noch ξ, 369. Od. π, 403. φ, 213. 260, aber χ, 99 ist wieder nicht zu finden. Der kurze Vocal statt des langen wird nur in 6 Stellen gefunden: denn wir vermissen Il. θ, 532. χ, 111. Darauf kommt der Vf. von S. 446 an auf die Stellen, wo εἴκε einen Optativ hat; überall mufs hier nach seiner Theorie, wobey er *Dawes Miscellan. crit.* S. 335, und *Pors.* zu Eurip. Phön. S. 307 gefolgt zu seyn scheint, entweder der Modus weichen oder die Partikel geändert werden. Denn, sagt er: *„priusquam hanc construendi lubidinem in Homerum effundamus, doceatur necesse est, particularum ἄν et κεν aliam vim esse, quam eam, quae in conditione versetur. cf. nos in hujus dissertationis partic. II* p. 185 *et in Grammat.* §. 195 p. 271.“ Rec. will hier nicht tiefer über die Grundbedeutung der Partikel ἄν eingehen, von der *Poppo* in dem kürzlich erschienenen *Programm. de usu Particulae ἄν apud Graecos Dissertatio I.* Frankfurt a. d. O. 1816. 4. mit Mehrerem gehandelt hat, sondern bemerkt nur, dafs der Optativ nach εἴ κε dann bey Homer steht, wenn die Sache rein in der Vorstellung gegründet ist. Daher gesteht er offen, nicht begreifen zu können, warum falsch seyn solle Il. ι, 445:

ὣς ἂν ἔπειτ' ἀπὸ σεῖο φίλον τέκος, οὐκ ἐθέλοιμι
λείπεσθ', οὐδ' εἴ κέν μοι ὑποσταίη θεὸς αὐτός.

Wenn freylich daneben Od. ξ, 140 in einer dem Anschein nach gleichen Verbindung der Conjunctiv vorkommt: so wird diefs doch den nicht befremden, der beide Stellen in ihrem ganzen Zusammenhange betrachtet. In der letzten geht das Futur. Indicat. voraus. „Ich werde, sagt Eumäos, keinen solchen Herrn wieder finden, wohin ich auch gehen mag, auch nicht, wenn ich wieder zu Hause zu meinen Ältern käme;“ hier ist es ein Bedingungssatz. In der obigen erstgenannten Stelle beruht Alles in der Vorstellung des Sprechenden: „ich möchte nicht, geliebtes Kind, sagt Phönix, von dir getrennt seyn, und wenn selbst mir ein Gott versprechen sollte;“ wer sieht hier nicht ein, dafs die ganze Rede des Phönix in seiner Vorstellung begründet ist, und mithin der Optativ erfoderlich war? Was an dieser Stelle gilt, läfst sich auch auf Il. τ, 322 anwenden, wo gleichfalls von etwas nur Gedachtem geredet wird. Warum diefs aber den Gesetzen der homerischen Sprache zuwider laufen soll, ist um so weniger erklärbar, wenn man die Construction des einfachen οὐδ' εἰ ohne κεν ins Auge fafst. Wir finden diefs bey vorausgehendem Indicativ mit diesem Modus in Il. ε, 645. ν, 102. Od. δ, 293. ε, 80. Dagegen häufiger noch mit dem Optativ und zwar nicht blofs in solchen Stellen, wo schon der Vordersatz idealisch ist, und nun nur noch eine zweyte Idee angeknüpft wird, wie Il. ϱ, 399, womit Od. γ, 115. 228. δ, 224. μ, 78. 88 übereinkommen, sondern auch da, wo im Vordersatz durch Indicativ oder Conjunctiv etwas Reelles angedeutet worden ist, und nur der Anhängesatz mit οὐδ' εἰ in eine Vorstellung übergeht. Zum Beleg diene Il. β, 489.

πληθὺν δ' οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι, οὐδ' ὀνομήνω·
οὐδ' εἴ μοι δέκα μὲν γλῶσσαι, δέκα δὲ στόματ' εἶεν.

So wenig hier in dem ersten Satze eine blofs subjective Idee liegt: so gewifs herrscht eine solche in dem zweyten vor, und defswegen war auch hier der Optativ die nothwendig dem Dichter gegebene Form, die er brauchen mufste; vergl. noch Il. ι, 379. 384. 389. Od. ξ, 66. χ, 61. Nach diesen Erinnerungen wird man auch die vorgeschlagenen Änderungen in Il. τ, 322. χ, 220. 351 beurtheilen können. Nur darf nicht unbemerkt bleiben, dafs Hr. *Th.* Il. ψ, 346 οὐδ' εἴ κεν μετόπισθεν Ἀρίονα δῖον ἐλαύνῃ anführt, wo wenigstens *Wolf*

und *Heyne* ἐλαύνοι geben, und diefs wohl auch das Wahre feyn mag. Der Letztere fagt zum Homer Tom. VIII p. 429 ausdrücklich: „*nusquam* ἐλαύνη.“ Wir brechen hier ab, fo leicht es uns auch werden dürfte, in den noch übrigen wenigen Blättern mancherley Berichtigungen mitzutheilen, um noch einigen Platz für die anderen in diefem Theil enthaltenen Abhandlungen, die wir aber eben defswegen nur ihrem Inhalte nach kurz anführen können, zu behalten.

II Heft. II. S. 27—70 gehen die kritifchen Bemerkungen Hn. *Döderleins* über den *Ödipus von Kolone des Sophokles* an. Es ift diefs der erfte fchriftftellerifche Verfuch des Vfs., dem bekanntlich fchon ein mit vielem Beyfall aufgenommenes Specimen einer neuen Ausgabe der fophokleifchen Tragödien gefolgt ift. Aus diefem find die Grundfätze, nach welchen Hr. *D.* bey feinen Bemühungen, die Reinheit der fophokleifchen Trauerfpiele herzuftellen, verfährt, nicht mehr unbekannt. Sein Hauptaugenmerk geht dahin, die guten, durch *Brunck* verdrängten, und auch von feinen Nachfolgern nicht immer nach Verdienft gewürdigten Lesarten der Handfchriften und älteren Ausgaben, namentlich der des Aldus, in ihr urfprüngliches Recht wieder einzufetzen, und die dafür eingefchlichenen Interpolationen *Bruncks* und Anderer zurückzuweifen. Diefes ift denn auch gerade die vorzüglichfte Seite diefer Erftlingsarbeit. So ift S. 30 V. 110 οὐ γὰρ δὴ τόγ' ἀρχαῖον δέμας, S. 46 V. 574 ἃ χρήζω, χὠ λόγος διοίχεται, beides aus der Aldina, mit Erfolg beftätigt worden. Anderweit werden mit gleicher Gefchicklichkeit die Lesarten der Handfchriften wieder hervorgezogen; als S. 28 in V. 58 mit *Bothe* οἱ δὲ πλησίοι γύαι Τόνδ' ἱππότην Κολωνόν. S. 61 V. 1662 γῆς ἀλύπητον βάθρον. Obwohl er nicht allen Abweichungen älterer Ausgaben Beyfall zu geben fcheint, wie denn gleich in der zuerft angeführten Stelle V. 33 ἀκούω nur aus dem Triklinios gefloffen feyn mag, und *Brunck* das überall befindliche ἀκούων nicht anders verftand, als das Erftere Hr. *D.* Bisweilen werden zu Gunften des Dialektes Änderungen vorgenommen, wie S. 131 V. 132 εὔφαμον und gleich darauf ἀσυχία gefchrieben wird. Daher es uns befremdete, wahrzunehmen, dafs der Vf. nicht auch in den zweyten Perfonen des Medium und Paffivum η mit ει vertaufcht hat. Allein er zieht immer jenes vor, wie S. 50 V. 804 ὦ δύσμορ', οὐδὲ τῷ χρόνῳ φύσας φανῇ. S. 54 V. 860 τρέψῃ; in welchen Stellen fchon *Schäfer* überall die attifche Form zurückgeführt hatte. Man vergl. *Matth.* griech. Grammat. S. 252 *Porfon* Vorrede zu Eurip. Hecub. S. IV. Gregor. Korinth. S. 119 und deffen Erklärer. Neben dem Ödipus von Kolone find bisweilen Stellen aus anderen Stücken des Sophokles und den übrigen Meiftern der attifchen Tragödie behandelt, z. B. wird S. 48 aus Soph. El. 438 συζέσθω κάτω das Gewöhnliche gut gegen *Bruncks* συζῆσθαι gerechtfertigt. Von anderen Dichtern wird noch Bion Id. IX S. 53 verbeffert; auf eine Art, die freylich noch Zweifel übrig läfst. Überhaupt aber ift Hr. *D.* bey Rechtfertigung oder Erläuterung vorhandener Lesarten glücklicher als bey eigenen Verbefferungen verdorbener Stellen. So wird S. 54 Ödip. Kol. 860 für ἀλλ' ἔς τι τρέψῃ gemuthmafst ἄλλ' d. i. ἄλλο. An der Richtigkeit diefer fo ungewöhnlichen Stellung zweifeln wir, obwohl Hr. *D.* die fcheinbare Beftätigung *Schäfers* für fich anführt, fo lange, bis er andere Beweisftellen dafür beybringt, als die aus Antig. 218, die nur gegen eine folche Anwendung zeugen kann. Ferner wird S. 69 Aj. 1312 gefchrieben, γυναικὸς, ἢ τοῦ σοῦ ὁθομαίμονος λέγω, wobey wir, um an der noch unbeglaubigten Form keinen Anftofs zu nehmen, die gewaltfame Elifion, fo fehr ihr auch Hr. *D.* das Wort redet, nicht gut heiffen können. Viel leichter ift die von *Erfurdt* aufgenommene und auch von *Hermann* in der neueften Ausgabe beybehaltene Lesart. Die auch von *Jacobs* in Anfpruch genommene Stelle aus Eurip. Iphig. in Taur. V. 1155 ἀδύτοις ἐν ἁγνοῖς σῶμα λάμπονται πυρί, wo Hr. *D.* S. 48 πυραί vermuthet, mit σῶμα aber nicht fertig werden zu können gefteht, hat *Seidler* zu diefem O. hinlänglich gerechtfertigt. Neben dem kritifchen Theil diefes Auffatzes verdienen auch die zahlreich eingeftreuten Bemerkungen über Sprach- und Wort-Gebrauch eine rühmliche Erwähnung. Denn fie zeugen auf das vortheilhaftefte von des Vfs. Fleifs und Belefenheit. Nur durften wohl gar zu bekannte, längft fchon erwiefene Sachen, mit der Umftändlichkeit, die Hr. *D.* anwendet, nicht erwiefen werden. S. 35 wird φυλάσσεσθαί τι, *aliquid evitare*, mit Beyfpielen aus Äfchylos und Ariftophanes belegt: ein Gebrauch, den fchon *Schneiders* Lexikon erweift, und die alten Grammatiker häufig genug berühren, z. B. bey *Hermann de emendand. ration. Graec. Gr.* S. 407 φυλάττω, τηρῶ, φυλάττομαί σε ἀντὶ τοῦ φεύγω σε, um nicht mehrere zu erwähnen. Vgl. *Dorvill.* zum Charit. S. 469. *Porfon* zu Eurip. Med. 101. *Sturz* Lexic. Xenoph. T. IV S. 510 ff. *Aft* zum Theophr. S. 252. Daher es zweifelhaft fcheint, ob nicht in dem Etymol. M. S. 286 51 unter Δρακετίνδα: Τηροῦ φυλάττου: — οἱ δὲ ἄλλοι, φεύγουσι, φυλασσόμενοι τὸ ἀγρευθῆναι für τοῦ ἀγρευθ., wie es jetzt überall heifst, zu fchreiben fey. Über das hier erwähnte Spiel fehe man Pollux Onomaft. IX, 110. 113. Ἐπιβαίνειν mit dem Genitiv ift fo gewöhnlich, dafs die lange Erläuterung dazu S. 38 überflüffig fcheint; zumal nach dem, was fchon *Dorvill.* zum Charit. S. 304 und 478 mitgetheilt hat, wozu nun noch *Porfon* Adverf. S. 66 kommt. Zu den S. 68 angeführten feltenen Femininformen von Adjectiven zweyer Endungen vergleiche man aufser den von Hn. *D.* genannten Gelehrten *Matthiae* Hymn. Hom. in Ap. 132. *Schäfer* zu Dionyf. Halic. de Compofitione Verbor. S. 23. *Paffow* über Zweck und Einrichtung griech. Wörterb. S. 103 ff.

(Der Befchlufs diefer Recenfion folgt im nächften Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

München, in der königl. Schulbuchhandl., u. Nürnberg, b. Stein in Commiss.: *Acta Philologorum Monacensium auctoritate regia edidit Fridericus Thiersch* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

III. Die Bemerkungen des Hn. *Werfer über Herodots historische Bücher*, H. I S. 77—118. H. II S. 227—268, machen den frühen Verlust dieses scharfsinnigen und fleissigen jungen Gelehrten recht fühlbar. Nicht blos über Herodot verbreiten sich seine Bemerkungen und Berichtigungen, sondern auch andere Schriftsteller werden häufig verbessert, namentlich Lucian und Isokrates. Bey den wahren Verbesserungen, die Herodot hier vielfach erhalten hat, thut es Rec. Leid, dass der neueste Herausgeber desselben nicht immer gehörige Rücksicht darauf genommen hat: oft ist er nicht einmal von *Schweighäuser* erwähnt worden. So änderte Hr. *W*. Herod. I, 73 λαβεῖν ἀζόμενοι λυδοὺς ἐν θαλάσσῃ, zum Theil nach *Toup*, κινεόμενοι, *Schweighäuser* weniger gut ἀειράμενοι; die Stellen, die er dafür T. V, p. 31 aus Herodot anführt, beweisen gar nichts für den Zweck, um dessentwillen sie erwähnt wurden. Über die Enallage des Casus giebt aber *Schweighäuser* noch ein Beyspiel aus Herodot. Vgl. noch *Matthiae* griech. Gramm. S. 414. *Brunck* zum Apollon. Rhod. I, 356. — S. 75. I, 67 ἔπεμπον αὖτις τὴν ἐς θεὸν ἐπειρησομένους τὸν χῶρον, hat nun auch *Schweighäuser* nach *Werfers* Vorgang den sonst ausgelassenen *Artikel* nach αὖτις aufgenommen. Jedoch ist dabey *Werfers* gar nicht gedacht worden, wiewohl er T. V, p. 123 dessen Bemerkung vor Augen hatte; die beiden Stellen in Isokrates Paneg. 41 und Encom. Helen. 29 hat schon vor Hn. *Werfer Coray*, die erste nach *Wolfs* Verbesserung, berichtigt. S. Isokrates von *Coray* T. II, S. 55. Noch zuweilen tritt bey den Verbesserungen der Stellen aus Isokrates derselbe Fall ein. S. 76 I, 68 schreibt Hr. *W*. πειρώατο für ἐπειρῶντο. Wir finden auch darauf von Hn. *Schweighäuser* keine Rücksicht genommen: denn die Bemerkung (Var. Lect. T. I, p. 57) ist wohl kaum als eine solche anzusehen. — Eingeflochten sind häufig diesen Vorschlägen kritische und grammatische Bemerkungen anderer Art, wie S. 81 f. über die Verwechselung von ὅτε mit ὅ, τι. Über verschiedenen Gebrauch der Partikeln μέν und δέ, S. 89 ff. u. s. w. Die S. 228 in der Note befindliche Äusserung, die sich auf Hn. *Th's*. Ansehn gründet: „*Graecorum scriptores, qui post Homeri aetatem floruerunt, Aoristi primi et Activi et Medii Conjunctivos in Homericis carminibus ob metrum extenuatos, pro Futuris falso habentur, ea conjunctivorum loco in orationem solutam, inprimis post* ὅπως, οὐ μή, μή *intulisse*," bedarf wohl noch einer genaueren Untersuchung, ehe sie als Wahrheit angenommen werden kann. Übrigens ist auf Hn. *W's*. Abhandlungen bisweilen von *Benedict* Rücksicht genommen in den *Not. critic. ad Herodoti historias* in den *Act. Philolog. Lipsiens*. T. II, P. I p. 279—323.

IV. Fasc. II p. 121—172, und Fasc. III p. 279—303: *Observationes criticae in Anthologiam Graecam auctore Friderico Jacobs. Pars prior et posterior.* Der Vf., der sich durch seinen reichhaltigen Commentar, dessen XIII Band in den *Addendis* Vieles mit diesen *Observatt.* gemein hat, ein bleibendes Verdienst um die griech. Anthol. erwarb, und durch die Herausgabe der *Anthologia Palatina*, deren Beendigung wir mit Vergnügen entgegen sehen, dasselbe noch erhöhen wird, giebt uns hier das Resultat seiner neuesten Forschungen über denselben Gegenstand, besonders in metrischer Hinsicht. Man sieht sich hier, nachdem Hr. *J.* sich eine genauere Kenntniss des Versmasses jener verschiedenen Dichter aus theils unbekannter, theils sehr neuer Zeit erworben, durch eine grosse Anzahl glücklicher Verbesserungen überrascht, und für manchen ehemaligen unangenehmen Eindruck durch vielfach erfreuenden Genuss des gegenwärtigen zahlreichen Guten hinlänglich entschädigt. Auch haben viele Stellen anderer Autoren bald durch Erklärungen, bald durch Conjecturen in untergefügten Noten Licht erhalten. Zuerst wird der bukolische Rhythmus des Hexameters als eine vorzügliche Eigenheit der Anthologie erwähnt, und mit Rücksicht darauf, nach Andeutungen des *Cod. Palat.*, Verbesserungen gemacht, wo ehemals *Planudes* oder *Brunck* willkührliche Änderungen sich erlaubt hatten. S. 124—137. Dann folgen Bemerkungen von der Verlängerung kurzer Sylben in der Cäsur, welcher, wie *Hermann* zu Orph. gezeigt hat, die Epigrammatisten meist sich enthielten, wobey zugleich mehrere unbekannte Formen, die von den Herausgebern vertilgt worden waren, zurückgerufen werden, z. B. ἀντεραγάλη,

καθέτη, νόες, ῥόες, besonders die weiblichen Formen der Adjective, wie ἀκαμάτη, ἀθανάτη, ἰοδόκη, Δηεοφόπ, worüber man vgl. *Bekker* zu Theogn. V. 11. S. 137 — 159. Dann die Behandlung der Stellen, wo die kurze Sylbe in die Cäsur des Pentameters fällt, worüber von Hn. *Friedemann* eine besondere Abhandlung erschienen ist. S. 159 — 164. Bemerkungen über den Hiatus in der Anthol. S. 165. Fasc. III. S 282. Von hier bis zu Ende folgen vermischte Bemerkungen über einzelne verdorbene Stellen, die gegen die meist durch *Planudes, Salmasius* und *Brunck* vorgenommenen grundlosen Änderungen aus *Cod. Palat.* und Conjecturen hergestellt worden. — Uns scheint es aber, als wäre bey allen diesen metrischen Untersuchungen das verschiedene Alter der einzelnen Dichter in der Anthologie zu wenig einer gründlichen Untersuchung gewürdigt worden. Wir wünschten daher, dass, sowie neulich Hr. *Spitzner* den epischen Hexameter durch alle griechischen Dichter in seinen verschiedenen Gestaltungen verfolgt hat, so auch Hr. *J.* dem Doppelverse der Epigrammatisten, nach den Zeitaltern, so weit es möglich ist, geordnet, nachspüren möchte. Niemand dürfte durch eine ausgebreitete Bekanntschaft mit der Anthologie fähig seyn, diese Untersuchung mit grösserer Einsicht und bestimmteren Resultaten anzustellen, als er. — S. 125 soll bey Leonid. Tarent. Ep. XCIII, 1, wo *Cod. Palat.* ἐπακτεῖος κ.τ.λ. und *Planudes* ἐπάκτιος ὃς κ.τ.λ. lesen, um des bukolischen Rhythmus willen geändert werden ἐπάκτιος ὡς καλαμευτής, wie auch in *Anthol. Palat.* T. I p. 460 aufgenommen worden ist. Aber dieser Rhythmus wird von Leonid. keineswegs an allen Stellen beobachtet, und das eingeschobene ὡς stört den Gang der Rede auf eine unangenehme Weise, so dass ἐπακταῖος immer noch die vorzüglichste Verbesserung bleibt. Die Form ist gut, wie παρακταῖος, ohne an den Namen Poseidons ἐπάκτιος und ἐπακταῖος zu denken. Die Form ἰχθυβολεύς wird mit Recht in Ep. Adesp. DCXCVI, 3 hergestellt, und eben so δήνεα, über dessen Vertauschung man s. *Brunck* zu Apoll. Rhod. III, 826. Wir missbilligen aber des Vfs. Conjectur in Agath. Ep. LXXXII, 6 ἔκτανε, ὡς τήνας τῇδε βινησόμενος, was auch in *Anthol. Palat.* T. I p. 493 aufgenommen ist, statt ἔκτανε, τήνας τ. β., wie *Cod. Palat.* hat. Wir lesen ἔκτεινεν, τήνας τ. β., was dem vorhergehenden ἠράσσατο entspricht, und das lästige ὡς entfernt. Τῇδε für οὕτως giebt schon *H. Stephan.* in Thes. L. Gr. T. II p. 1155. — S. 127 hat der Vf. seine Conjectur εὐφέρ τ' selbst verworfen, und dafür besser in Anthol. Palat. T. I p. 403 εὐφρὼν aufgenommen. Über οἴζυρες s. man auch *Seidler de versf. dochm.* p. 38, und zu dem daneben berührten Anacoluthon *Hermann* zu Viger. zw. Ausg. S. 894 ff. — S. 136. Zu ὕπνιος vgl. Theokr. XXIV, 4, Anakr. Od. VIII, 12, Orph. Hymn. LVII, 8. LXXXVI, 3. 5. LXXXVII, 3. *Herm.* zu Argon. V. 789. — S. 142. In Ep. Alc. Mess. XXI ist derselben Meinung mit dem Vf. auch *Schaef.* zu Apoll. Rhod. Schol. T. II p. 629, wo noch mehrere Beyspiele von ἡ χέτλος angeführt sind. Was der Vf. über ὁ und ἡ βῶλος und ὗις als doppelte Kürze sagt, steht schon in den Animadverss. zur Anthol. Gr. T. XII p. 127, und Additam. ad Athen. p. 301. So angenehm dem Leser erweiterte und berichtigte Anmerkungen sind: so unangenehm müssen ihm doch die dabey wiederholten ehemaligen Aussprüche und Verbesserungen seyn, welches bey dem Vf. nicht bloss hier, sondern öfter der Fall ist. Es muss auch der Schreib- oder Druck-Fehler „*producta*" in „*correpta*" verwandelt werden. Vgl. *H. Steph.* Thes. T. III p. 1154. *Schneiders* τὸ βῶλος möchten wir noch nicht für sicher halten. Wegen ἡ λύγος s. man *Spitzner* de vers. Gr. her. p. 74 und *H. Steph.* l. l. Append. T. I p. 1392. Ἡ λύγος steht auch mehrere Male bey Athenäus, z. B. p. 674 A., wo ein Fragment des Anakreon angeführt wird, das *Fischer* p. 343 ed. 3 falsch abgetheilt hat, da es in Choriamben fortläuft. Μεγιστῆς δ' ὁ φιλόφρων, δέκα δὴ μῆνες, ἐπειδὴ στεφανοῦται [τῇ] τε λύγῳ καὶ τρύγα πίνει μελινδέα. Der Artikel muss gestrichen werden; wie er hinzugekommen sey, zeigt das nahe τε und τε deutlich. — S. 145. Die Bestätigung der Form ἡ καθέτη ist dankenswerth; doch hat wenigstens *H. Steph.* Thes. T. I p. 1667 dieselbe unter der Bedeutung *retis genus* aus v. l. (d. i. vet. lex.) angeführt. Welches Lexikon *Stephanus* verstehe, hat *Bast* gezeigt zu Gregor. Corinth. p. 543. — S. 146. Zu νόες hatte des Etym. M. Worte schon *Fisch.* in Animadverss. ad Well. T. II p. 181 angeführt. Vgl. auch *Schaef.* zu L. Bos. Ellips. p. 687 und zu Gregor. Cor. p. 480. *H. Steph.* l. l. T. II p. 1065. — S. 147 möchten wir nicht mehrere Stellen des Achill. Tat. verbessern, weil κἂν mit dem Indicat. verbunden ist. Vgl. *Herm.* zu Aristoph. Nub. V. 1156. Auch scheint Hr. *J.* selbst diese Meinung aufgegeben zu haben in den Animadverss. ad Anthol. T. XIII p. 3 und 87. Unsere völlige Zustimmung aber hat der Vf., wenn er bey Chrysost. T. VIII P. II p. 291 A. γελωτοποιός — τοῖς κτύποις τῶν πυλῶν προσενηχεῖζων τὰς πηγμάς verbessert πυγμῶν. *Montfauc.* übersetzt ohne Sinn *portarumque fragore impingendis et allidendis praeparat.* *Villoison* in einem Briefe, den *Chardon de la Rochette* in s. Melanges de Crit. et de Philolog. T. II No. 12 mittheilt, liest πυέλων und übersetzt *genasque patinis magno cum fragore impingendis et allidendis praeparans*, so dass πύελος so viel sey, als λεκανίς. Für annehmlich hält diess *Beck* in s. Actt. Lipss. Vol. II P. II p. 493 not. 3; allein der Rec. in unserer A. L. Z. Aug. 1813 versteht κτύποις überhaupt von Stössen und Schlägen, und vermuthet, es sey vor τῶν πυλῶν eine Präposition ausgefallen. Achill. Tat. II, 21 hatte der Vf. schon in Additam. ad Athen. p. 142 eben so verbessert. — S. 152. Die weibliche Endung von χαροπὸς hat aus mehreren Beyspielen schon angeführt *Passow* üb. Zw. Anl. und Ergänz. griech. Wörterb. S. 106. Wir fügen hinzu Orph. Argon. V. 457. — S. 153. Ἐκ νυκτῶν hat auch *Schaef.* Melet. crit. Sp. I p. 93 hinlänglich bestätigt. Vgl. Hom. Odyss. μ, 286. Wegen στόματα von einer Person fügen wir bey: Theokr. Id. XX, 26. Christod. Ecphr. V. 42. 129. — S. 154. Bey *Simm.* Ep. IV, 1. 2, wo der Vf. seine Conjectur selbst wieder Fasc. III p. 405 in einer Nachschrift zurücknimmt, möchten wir aus ἠχήεις ἀιεὶ mit der geringsten Veränderung, ἠχ. ἀιεὶς machen. —

S. 159 begreift Rec. nicht, wie der Vf. bey Pallad. Ep. III, 3, nachdem er aus Palat. und Plan. οὐ τῆς wiederhergestellt hatte, noch auf die Lesart beider περὶ κάλλος so viel Rücksicht nehmen konnte, dass er περὶ κάλλους vermuthet, wodurch der Gegensatz ἀπαλῆς leider, und das Ganze prosaisch wird. Über das ἐφελκ. spricht der Vf. ausführlicher in Praef. zu Nov. Anthol. Pal. T. I p. XXX. Vgl. unsere A. L. Z. 1815. No. 211 S. 252. — S. 169 sagt der Vf. zu Christod. Ecphr. V. 58 τεύχεα χαλκήεντα, τὰ μή οἱ ὄπασε τέχνη „*miror* οἱ *ante vocalem productum et rhythmum bucolicum neglectum. Scribendum videtur:* τὰ μὴ ἑοῖ ὤ. τ.“ Das Erstere muss berücksichtigt werden; allein der bukolische Rhythmus ist von Christ. nicht immer beobachtet, und zuweilen offenbar vernachlässigt worden, z. B. V. 46. 48. 176. 193. 274 und 375, wo Rec. ausserdem für das frostige καὶ αὐτῶν Κεκροπιδάων vermuthen möchte καὶ ἀστῶν Κεκρ. So V. 85 ἀνδράσι Κεκροπίδῃσι, und 388 ἀστὸς Ἀθήνης. Die Vertauschung ist nicht ungewöhnlich: vgl. *Bast's* Ep. crit. p. 161. Die Form ἑοῖ kommt hier gar nicht, und οἱ nur V. 90. 233. 348 vor. Wir lesen daher τὰ μή ἑά οἱ, was durch anderwärtigen häufigen Gebrauch dieser Relativformel uns sehr wahrscheinlich dünkt. — Fasc. III S. 282. Vielleicht ist in Plat. Ep. XXIII, 2 die Lesart κείμεθα ἐν μεσάτῳ nicht zu ändern, weil an dieser Stelle der Hiatus öfter vorkommt. Vgl. *Herm.* zu Orph. p. 764. Warum die Verbesserungen μελισσοβότοι in Ep. Dionys. III, und ἀλιτρέουσι in Tell. Laur. Ep. II, 1 nicht gebilligt werden durften, ist schon in unserer A. L. Z. 1815. No. 211 S. 254 gesagt worden. — S. 288 vgl. zu ἀπὸ γλώσσης *Matthiä's* Gr. Gr. S. 543. — S. 291. Wegen ῥύπος s. m. Drac. Straton. p. 119 und *Seidler* zu Eurip. Electr. S. 69. — S. 293 f. sagt der Vf. zu der Lesart ὁλκάδα τὰν δειλαίαν ἀεὶ χλόος des Cod. Palat. in Ep. Adesp. CDXXXIV, 3 „*nihil verius.*“ Mit Unrecht, wie das Metrum zeigt. S. *Spitzner* de vers. Gr. her. p. 27 f. Diess fürchtend, schrieb der Vf. in Anthol. Palat. T. II p. 15 δειλαίαν, was gänzliche Missbilligung zu verdienen scheint. Der dorische Dialekt ändert hierin nichts; s. Theokr. II, 19. XV, 69. Bion I, 4. Rec. möchte daher lieber so lesen: ὁλκάδα δειλαίαν ὁ ἀεὶ χλόος ἤ γε τὰ πόντου χεύματα κὴν χέρσῳ λοίγια κὴν πελάγει. Hom. Il. α, 518. 573 ἦ δὴ λοίγια ἔργ'. — S. 301 vermuthet der Vf. in Ep. Ariston. III, 6 ναῦς ὑποβρυχίῳ ὅπως gegen das Metrum; was er jedoch in der Nachschrift p. 406 selbst wieder zurücknimmt, und mit Recht *Passow's* und *Meineke's* ναῦς ἅθ' ὑποβρύχιος im Ind. p. 573 vorzieht. Über dieselbe Vertauschung zwischen ὡς und ἅτε s. *Erfurdt* zu Soph. Oed. Tyr. V. 481 kl. Ausg.

V. Heft III S. 307—337 theilt der *Herausgeber* der Acta die schon H. I S. XIII versprochenen literärischen Schätze aus den in der münchner Bibliothek befindlichen handschriftlichen Randbemerkungen, die *P. Vettori* den ehemals von ihm besessenen Ausgaben aus italiän. Codic. beygeschrieben hatte, mit. Zuerst zu Homer und Hesiodos, wo Victorius beym Ersteren der pariser Ausgabe vom J. 1554, beym Letzteren der florentin. vom J. 1515 wenige Abweichungen beygeschrieben hatte. Diese verbreiten sich nur über wenige Bücher der Ilias von Rhapsodie M bis P. Zum ersten dieser Bücher findet sich gar nichts Neues: denn alles ist schon aus den venet. Scholien, Eustathius und anderen Quellen nachgewiesen worden; mit Ausnahme des schlechten nach V. 130 eingeschobenen Hexameters: υἱοὶ ὑπερθύμοιο Κρείοντος Καπανῆος, nach Hn. *Th's.* richtiger Verbesserung. In V. 138, wo Hr. *Th.* des Victor. δέξατο vorzieht, ist diess, wie es scheint, nur aus V. 190 hinaufgekommen, wo die nämliche Variante ist. In Il. π, 660 hat bereits *Wolf* βεβλαμμένοι ἦτορ für δεδαϊγμένον drucken lassen. Erheblicher schon sind die Abweichungen zu Hesiodos Werken und Tagen, S. 309 ff. Aber auch hier ist Vieles schon bekannt. V. 20 ἐγείρει hat Gräve bereits. Oft aber bietet Victor. Vorzüglicheres, wie in V. 154 ἀφραδίης. V. 205 λέληκας. V. 298 φιλέῃ δέ σ' ἐυστέφανος u. s. w. Zum Pindaros gebrauchte Victor. die Ausgabe von Zacharias Kalliergi. Rom 1695. Auf der ersten Seite befindet sich eine Abschrift der bekannten Ode der Sappho an die Venus mit Versabtheilungen und Lesarten, die von den gewöhnlichen abweichend sind. Beym Pindaros finden sich Randbemerkungen, Parallelstellen der Verbesserungen zu den Scholien enthaltend, die, der Dinte nach zu urtheilen, zu verschiedenen Zeiten geschrieben seyn mögen. Die von ihm gebrauchte Handschrift nennt Victor. selbst am Ende: „*vetustum codicem Petri Condicti.*“ Bekannt ist, was *Schneider* in der Vorrede zu Nikand. Ther. S. XIV darüber und über einen, dort von diesem Gelehrten näher beschriebenen, in Breslau aufbewahrten Codex der olympischen Siegesgesänge des Pindaros gemuthmasst hat. Hr. *Th.* bietet als Probestück der Abweichungen die zur ersten olympischen Hymne dar, und giebt dann noch ein Fragment des Pindar nach der Urschrift sowohl als nach der von *Hermann* ihm mitgetheilten Anordnung und Verbesserung. Die der robortellischen Ausgabe des Aeschylos Venet. 1552 beygeschriebenen, wahrscheinlich aus mehreren Handschriften geflossenen, Abweichungen von Victorius hat Hr. *Th.* für *Hermanns* Bearbeitung dieses Tragikers abschreiben lassen. Von den Tragödien des Sophokles sind 3 Ausgaben vorhanden, welchen Victor. verschiedene Lesarten beygeschrieben hat. Hr. *Th.* geht sie einzeln durch. Dabey wird ein dem Ödipus von Kolonos vorgedrucktes griechisches Scholion seinem ganzen Umfange nach mitgetheilt nebst einigen Erläuterungen und Verbesserungen. Hr. *Th.* folgert daraus S. 326—330: diess Trauerspiel sey zwar vom Sophokles selbst angefangen, aber erst von seinem Enkel, dem jüngeren Sophokles, vollendet und aufgeführt worden. Die dafür angeführten Gründe haben uns wenigstens nicht überzeugt, indem wir vielmehr *Schäfern* zu diesem Stück V. 1619 beytreten möchten, welcher sagt: „*quid non* θεῖον *in Coloneo, principe, si recte sentio, Sophoclearum fabularum?*“ Für jetzt giebt Hr. *Th.* auch nur einige Proben von den Varianten zum Sophokles, verspricht aber für den zweyten

Theil den vollständigen Apparat zu diesem Dichter. Beym Euripides hat Victor. die aldinische Ausgabe benutzt, und ihr mehrere schätzbare Lesarten aus Handschriften beygefügt. Einige wenige werden als Beleg auch hier von Hn. *Th.* mitgetheilt, da bereits *Jacobs* die dahin einschlagenden Varianten *Matthiae* für seine Ausgabe des Euripides überschickt hatte. Die Varianten des Victorius zur Iphigenie auf Tauris sind auch von *Seidler*, für den sie Hr. *Goeller* in München abschrieb, in der Vorrede zu seiner Ausgabe dieses euripid. Stücks S. IX ff. später abgedruckt worden.

VI. folgen H. III S. 341—404 S. 407—418 die von Hn. *Aloys Nickel* vollständig abgeschriebenen Bemerkungen zum Aristophanes, welche Victorius nicht bloss dem Texte, sondern auch den Scholien der aldinischen Ausgabe vom J. 1498 beygeschrieben hatte, und die in Glossen, Scholien und verschiedenen Lesarten bestehen. Wir führen des Herausgebers eigene Worte darüber an: „*lectionum variarum*, sagt er, *aliae novae prodeunt, aliae jam editas confirmant; Scholia vero et glossae eorum, quae jam impressa legimus, aut multitudinem augent, aut integritatem restituunt. Codices, quos ante oculos habuit, Victorius plerumque literis b, n, vel v et o designavit, ad Av. v.* 1756 *autem adnotavit, se fabulam illam cum vet. codice ex bibliotheca Divi Marci contulisse.*“ Wir haben, so weit von uns diese aus dem Apparat des Victor. entlehnten Glossen mit den gewöhnlichen zum Aristophanes verglichen worden sind, dieses Urtheil ganz bestätigt gefunden. So werden von den zuerst zum Plutus angeführten nur die mitgetheilt, welche weder in den gewöhnlichen Scholien, noch in den, aus einer pariser Handschrift in der leipziger Ausgabe neu hinzugekommenen, enthalten waren.

VII. H. III S. 419—431 eine Sammlung kleiner *griech. Gedichte* von den Hnn. *Jacobs* und *Thiersch*, zum Theil aus Originalepigrammen, zum Theil aus Übersetzungen lateinischer oder deutscher Vorbilder bestehend. Gewiss werden Kenner der griech. Poesie ihnen Geschmack abgewinnen; so ist die Übersetzung der zweyten Idylle des Virgil von *Jacobs* S. 426 ff. im theokritischen Ton vollkommen gelungen zu nennen.

VIII. Die Bemerkungen des Hn. *Werfer* über die Heroiden des Ovidius Heft IV S. 495—566 haben einen doppelten Zweck: denn sie gehören theils der sogenannten höheren, theils der niederen oder Wort-Kritik an. Der Vf. ist nämlich geneigt anzunehmen, dass vom Ovidius selbst eine doppelte Recension dieser Briefe geliefert, oder wenigstens, dass anfänglich von dem Dichter nur die Briefe edler Frauen an ihre Liebhaber, also die ersten *funfzehn*, dann aber die 6 letzten, wo den Briefen der Frauen jederzeit Antwortschreiben folgen, herausgegeben worden seyen. Die Gründe sind: 1) Ovidius erwähnt selbst Amor. II, 18. 19. ff. nur die erstere Classe. S. 497 f. 2) Es finden sich auch in dem ersten Theile dieser Briefe Zusätze, die später scheinen. 3) Daraus lässt sich erklären, wie es kommt, dass in vielen Handschriften diese letzteren Briefe entweder verstümmelt erscheinen, wie der 16 des Paris an die Helene, oder auch ganz fehlen, wie der 20 und 21. Denn alle Abschreiber hatten einen doppelten Text dieser Briefe, einen einfacheren und bereicheteren, und daraus entstanden ihnen mannichfache Schwierigkeiten, aus welchen sie sich oft durch Einschaltung einzelner Verse und ähnlicher Hülfsmittel herauszuwinden suchten. Vgl. S. 508 ff. Der Brief der Sappho an den Phaon gehört dem Inhalte nach zur *ersten*, der Zeit nach zur *zweyten* Sammlung: woher es kommt, dass er in einigen Handschriften ganz fehlt, in anderen den Schluss sämmtlicher Heroiden macht. Gelegentlich wird S. 502 ff. not. 2 die Meinung widerlegt, nach welcher der Brief der Sappho aus einem griech. Vorbilde der Dichterin selbst vom Ovidius nur übergetragen seyn soll. Bekannt ist es, dass die 6 letzten Briefe von *Scaliger*, *Burmann* und Anderen entweder ganz oder theilweise dem Ovidius abgesprochen worden sind. Dieses Urtheil beleuchtet Hr. *W.* S. 509—522 näher, und bemüht sich zu zeigen, dass Sprachgebrauch und Gedanken ganz mit der sonstigen ovidischen Manier übereinkommen. Am längsten verweilt er hier bey den am meisten verdächtig gemachten Briefen, dem 20 und 21, und Rec. glaubt, dass Hr. *W.* mit vieler Einsicht und Gewandtheit Alles, was sich für die Ächtheit dieser Briefe sagen liess, beygebracht habe, indem er die einzelnen Stellen mit anderen aus Ovids Werken gezogenen belegt. Dasselbe urtheilt im Ganzen auch von den beiden letzten Briefen *Lennep* in seiner Ausgabe S. 291 ff. Gelegentlich werden schon hier manche Lesarten aus dem handschriftlichen Vorrath, der Hn. *W.* zu Gebote stand, berichtigt; wie S. 510 Her. VII, 177, *ultra* für *ultro*. S. 516 Her. XIII, 83 *Fortius ille potest, quam pugnat, amare*, statt *cum pugnat amore*. S. 519 Heroid. XX, 183 *patiuntur* für *patiantur*. In welchen Stellen auch *Lennep* die von Hn. *W.* angezogene Lesart entweder aufnahm, oder ihr doch den Vorrang zuerkannte. S. 521 Fast. II, 74 *demet* für *demit* aus einer münchner Handschrift. Von S. 523 an geht dann Hr. *W.* die einzelnen Heroiden durch, um fehlerhafte Stellen derselben theils durch Zuziehung von Handschriften, theils mit Hülfe der Conjecturalkritik zu berichtigen. Rec. könnte auch hier manche treffende Bemerkung anführen, wenn er nicht fürchtete, dass diese Anzeige schon jetzt das Mass überschritten hätte.

K. Φ. und A. B.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Berlin, in der maurer'schen Buchhandl.: *Die Wechselwirthschaft*. Ein Versuch, ihre Anwendbarkeit auf Gütern, wo bisher eine industriöse Dreyfelderwirthschaft mit Stallfütterung des Rindviehes getrieben worden ist, zu beweisen. Von D. *Aug. Gottfr. Schweizer*. (Aus dem Archiv der Landwirthschaft besonders abgedruckt. 1817. 176 S. u. 7 Tabellen 8. (16 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

ALTERTHÜMER.

London, b. Ackermann: *Antiquities of York.* Drawn and etched by *H. Cave.* 1813. IV u. 21 S. gr. 4. Mit 41 Kupferst.

Die Stadt York ward und wird noch als ein Gegenstand der Neugier der Alterthümler betrachtet. Sie war vormals der Sitz römischer Herrscher, und die Geschichte belehrt uns, welche Pracht deren Fusstritten folgte, und die Plätze verherrlichte, welche sie zu ihrem Aufenthalte wählten. Aber von der Herrlichkeit Yorks in so entfernten Zeiten ist kaum eine Spur geblieben: denn als sich diese Eroberer aus Britannien zurückzogen, ward die Stadt von den Skoten und Pikten in Besitz genommen, und bald nachher hatte sie vollen Antheil an den Zerstörungen, welche aus den folgenden Einbrüchen und furchtbaren Kämpfen der Sachsen und Dänen entstanden. Sie scheint indessen eine Kraft der Erneuerung in sich besessen zu haben: denn kaum war der Friede zurückgekehrt, als sie gleich dem Phönix aus ihrer Asche entstand, und, vor ihrer Verbrennung durch den rachsüchtigen Geist Wilhelm des Eroberers, war sie zu solch einem glänzenden Zustande wieder hergestellt gewesen, dass sie, in der Sprache der alterthümlichen Schriftsteller, betrachtet ward als ein anderes Rom und die Hauptstadt des Königreichs: *Altera Roma et caput totius regni.* Gleich nach ihrer beynahe gänzlichen Zerstörung durch Feuer und Schwerdt, wegen ihres tapferen Widerstandes gegen Wilhelms belagerndes Heer, nahm sie ihre vormalige Eigenthümlichkeit wieder an, indem sie ein Ort der Kraft und Wichtigkeit ward, der gelegentliche Wohnort nachfolgender Könige, und mit Bürgern bevölkert, welche nicht allein willig, sondern auch stark genug gefunden wurden, sie zu vertheidigen. In kirchlichem Ansehen behauptete sie die höchste Stelle, so dass sie zur Zeit Heinrichs V enthielt: 45 Kirchen, 17 Capellen, 16 Spitäler und 9 Klöster. Die letzte Belagerung dieser Stadt war im Jahre 1644, durch das Heer der Aufrührer unter Thomas Fairfax, und nach langer und tapferer Vertheidigung ergab sie sich diesem Feldherrn.

Was nun die zerstörende Hand der Zeit von Wichtigkeit übrig gelassen hat, will der Herausgeber hier bekannt machen, doch nur das Vorzüglichere. Der Künstler hat sich die kühne und freye Art des Stiches gewählt, welcher Piranesi seinen lange dauernden Ruhm verdankt. Mit dem gestochenen Titel, auf dem auch ein altes Haus abgebildet ist, enthält diess Buch 41 Kupferstiche, deren Ausführung Leichtigkeit und Deutlichkeit mit Geschmack verbindet. Man muss indess nicht glauben, dass man hier nur Werke der *schönen* Baukunst erhält, vielmehr stellen die Bilder zum grossen Theil eine sehr hässliche, ja abscheuliche Bauart vor, aber eben in ihrer wunderlichen Abgeschmacktheit sehr merkwürdig. Man kann dabey den Wunsch nicht unterdrücken, dass es uns doch in Deutschland gelingen möchte, nur die Vorzüglichkeiten der Baukunst durch den Stich an das Tageslicht gefördert zu sehen, die Sonderbarkeiten und das, was nicht wirklich schöne Baukunst ist, wollten wir gern entbehren. Wir sehen aber auch hierin, wie unendlich weit wir noch im vaterländischen Gemeinsinne den Engländern nachstehen. Man frage nur, wie Viele in Wien, Berlin, München, Frankfurt a. M., Breslau u. s. w. auf *Mollers* Werk über den Dom zu Kölln unterzeichnet haben; wie Viele seine trefflichen Denkmäler altdeutscher Baukunst kauften; wer *Costenoble's* Werk über altdeutsche Baukunst kennt: und man wird über die Antwort auf diese Fragen erschrecken. Möchten sich aber auch die Vermögenden schämen und — was die Hauptsache ist — bessern!

1. Ein altes Haus in der Goodram-Strasse. Man glaubt, dass diese Strasse von einem dänischen Befehlshaber Godram oder Guthurn den Namen habe, der, nach Vertreibung der Sachsen durch die Dänen, den alten Pallast des Kaisers Severus, welcher in jener Gegend stand, bezog, und der Gegend den Namen gab. Das Haus ist überaus wunderlich und abschreckend gebaut. Das erste Stockwerk springt weit über das Erdgeschoss hinaus, und das zweyte noch weiter, so dass das Ganze ein überhangendes, vorwärtsstürzendes Ansehen erhält. Die Fenster des Erdgeschosses stehen weit vorn heraus, wie ein paar Glaskasten oder Glasspinden. Oben ist ein Erker im ersten Stockwerk vorgebaut. Die ganze Vorderwand ist höchst unregelmässig, kein Fenster gleicht dem anderen, und zuletzt ist noch oben eine Thür im zweyten Stockwerke, wie zu einem Heuboden. Auf dem Hause steht die Jahrzahl 1700, aber in einer benachbarten Strasse findet sich ein ähnliches mit der Zahl 1519, so dass also auch dieses gewiss von jenem Alter ist.

2 ist besser gebaut und merkwürdiger, aber auch eine ganz unsinnige Zusammensetzung. Es ist ein verziertes Haus in der Steinstrasse. Die alten Häuser darin sind von Holz, und verschiedene Arten derselben sind noch verhanden. Das hier dargestellte zeigt

eine Giebelseite, bestreut mit einer barbarischen Mischung von griechischem und anderem Bauschmuck, der weder altdeutsch noch griechisch ist, indem eine buntscheckige Auszierung von Laubwerk und Zierwerk an jeder Stelle ausgekramt zu seyn scheint, die nur zur Aufnahme des Schmuckes geeignet war, aber ohne Anmuth, so wie ohne Einfachheit. Der oberste Theil, welcher nicht durch Anbringung von Schiebefenstern verunstaltet ist, zeigt den unverdorbensten Theil dieser verdorbenen Art der Auszierung. Diese ausgeartete Zeichnungsweise fällt in den Schluss der Herrschaft von Jakob I (starb 1625). — Der Bau hat mit der Platte I Ähnlichkeit, nur ist die Vertheilung der Fenster besser und regelmäsſiger; wunderlich ist, dass der Vorsprung über dem ersten Stockwerke beym Nebenhause auch mit auf einer einzelnen Säule ruht, deren Fuss auf dem Gesimse der unteren vorspringenden Fenster steht. Die Zierrathen an dem verzierten Hause erinnern an die unsinnigen Gebilde alter Gipsdecken in Zimmern und Sälen des 17 und 18 Jahrhunderts in Deutschland.

3. Eingang in das Zollamt in der gepflasterten Strasse (*Pavement*). Seit unvordenklichen Zeiten ward diess Haus zu diesem Zwecke gebraucht. Eine Treppe führt hinauf; der Verzierungen sind nicht viele, aber abentheuerliche, denen auf Bl. 2 entsprechend. Über dem Thorwege findet sich die Jahrzahl 1648, wahrscheinlich die Zeit der Wiederherstellung nach Belagerung der Stadt im Jahre 1644 bezeichnend.

4. Theil der unteren Quellstrasse. Die Strasse gewährt einen höchst wunderlichen Anblick. Die rohe, unregelmäsſige und abwechselnde Gestalt der Häuser bildet ein Nest von Giebel-Enden, so wunderlich, als es nur die Zeit und seltsamer Geschmack hat hervorbringen können. In der Vorderseite am Oberstock des einen dieser Häuser ist eine wunderliche Anordnung von Rahmschmuck (wie steinerne zugemauerte Fensterrahmen aussehend), aber in seiner Bauart weit abweichend vom übrigen Theile des Gebäudes; und in dem Sattel unmittelbar unter dem Schlusse des Daches steht die Jahrzahl 1660, welche aber auch wohl nur auf die Ausbesserung, nicht auf den Bau, weist, den man wohl um 1554 annehmen kann. — Die dicht neben einander stehenden Fenster, bloss durch einen kleinen Stock getrennt, so dass die ganze vordere Seite beynahe nur als Ein Fenster zu betrachten ist, findet man auch in manchen deutschen Städten, z. B. in Würzburg. Die ganze Strasse sieht aus wie ein überhangender Fels, der über den Wanderer zu stürzen droht.

5. Theil der Vorderseite vom Georgengasthof in der Königsstrasse. Sie ist eine der bestgebauten der Stadt. Ihr gegenwärtiger Name (*Coney-Street*) ist eine Verderbung des alten Namens Conyng- oder King-Strasse. Man sieht Säulen, welche den Vorsprung des ersten Stockwerks stützen. Das Nebenhaus ist von anderer, nämlich von derjenigen Bauart, die schon in dem Gebäude der Steinstrasse (s. Bl. 2) vorkam. Derselbe wunderliche Schmuck, doch im Ganzen nicht so widersinnig und überladen. Der Georgengasthof war ehemals auch so, ist aber nun zeitgemäsſer geändert.

6. Die Pfarrwohnung, gehörig zur Allerheiligenkirche in der Nordstrasse. Ein ganz abscheuliches Gebäude mit wenigen und kleinen Fenstern. Die Kirche Allerheiligen, die wir hier nicht sehen (erst auf einem späteren Blatte ist sie abgebildet), ist eine alte Rectorey, die der Priorey der heil. Dreyfaltigkeit unter der Herrschaft Wilhelms I übergeben ward. Sie ist von schöner Bauart, die gemalten Glasfenster sind glücklicherweise erhalten worden.

7. Altes Gebäude in Peasholm-Green. (Holm ist ein sächsisches Wort, welches eine schmale Insel bedeutet.) Hier sieht man ein Haus, das unter dem Dache eine schmale Trauben- und Blätter-Bande hat, die ziemlich gehalten ist, und, nur einfach, das Haus wirklich schmückt. Wahrscheinlich um 1519 ward diess Haus errichtet.

8. Theil der Steinstrasse. Die hier dargestellten Häuser entsprechen schon früheren; das grosse Haus dem auf voriger Platte: Fachwerk mit Verzierung unter dem Dache, die nicht ungeschmackvoll sind, und eine Bande zwischen dem ersten und zweyten Stockwerke. Das Nebengebäude hat ein ganz anderes Ansehen, und scheint ein flaches Dach zu haben.

9. Porte zur St. Lorenzkirche. Die Kirche ist von hohem Alter, und gewiss noch vor 1365 gebaut; das Thor, welches sehr schön gearbeitet ist, zeigt auf eine noch frühere Zeit hin. Es scheint ganz der Bauart zu entsprechen, welche wir byzantinisch-altdeutsch nennen, die alte sächsische Bauart. Die Bogen und Säulenknäufe sind geschmackvoll verziert. Die Darstellung des heil. Lorenz auf dem Roste findet sich in einem Winkel des Thurms roh ausgehauen. Zwey alte Gestalten in Priesterkleidern liegen eben so an der Kirchhofsmauer, von denen ein Theil mit den Oberplatten steinerner Särge bedeckt ist, und in einer kleinen Entfernung dient ein Sarg selbst zu einem Brunnentroge.

10. Der Thurm der alten Dreyeinigkeitskirche. An ihm sieht man vielfach verschiedenes Gemäuer. Offenbar erscheinen aber auch die schön geschwungenen altdeutschen Spitzbogen, aber vermauert, nicht mehr zu Thüren und Fenstern dienend. Es ist offenbar, dass vielfache Veränderungen damit vorgegangen sind.

11. Ein Thorweg von Frau Irwins Hause. Aus grossen Werkstücken gebaut, im Ganzen wenig bedeutend. Es war der Eingang zu einem alten grossen Hause, welches dem Geschlechte der Irwin gehörte.

12. Das Fischerstrassen-Thor. Zugemauert und unbedeutend.

13. Das Thor der grossen Strasse (*Micklegate*). Eine grosse Steinmasse; im Vorthore findet man schon einen Spitzbogen. Auch diess Thor hat viele Veränderungen erlitten. Einige Alterthumsforscher halten es für ein römisches Bauwerk, andere für später, aber gewiss ist es noch vor den Zeiten Eduards III erbaut (1327 — 1377).

14. Bootham-Thor. Über Ableitung des Namens ist man zweifelhaft; die Meisten leiten es von *Booth*, die Bude, da zu gewissen Zeiten hier ein grosser Markt von Buden aufgebaut ward. Das Thor ist von solchen Baumitteln, wie die Römer sich bedienten, aber nicht von ihnen errichtet. Vorn sehen wir einen Spitz-

und hinten einen Kreis-Bogen. Es ist ein tüchtiger, fester Bau.

15. Mönchsthor. Dieses hat am meisten seine alte Gestalt bewahrt. Unten zeigt sich ein runder tüchtig gewölbter Bogen; oben scheint ein sehr flacher Spitzbogen vorzutreten.

16. Walmgate-Thor. Den Grund des Thores hält man für römisches Bauwerk. Der Eingang zeigt einen schön geschwungenen Spitzbogen, tief in die Mauern gelegt, und das Thorgewände mit Säulen verziert.

17. Pforte zur Priorey der heil. Dreyfaltigkeit. Diese Pforte ist jetzt von mehreren Gebäuden eingeengt, und schliesst wieder in sich Wohnungen ein: denn der sehr hohe flach auslaufende Spitzbogen ist inwendig ausgefüllt, und in die Wölbung hinein sind Wohnungen gebaut worden. Nach dem Überreste muss das ungeheuere Thor einen mächtigen Eindruck gemacht haben.

18. Eingang zu Hn. Arthur Ingram's Spital. Das Spital ward 1640 von Arthur Ingram auf 10 arme Wittwen gegründet. Das Thor ist geschmackvoll gearbeitet, und zeigt ein weit höheres Alter an; es muss daher von einem älteren Gebäude entlehnt worden seyn.

19. Der Eingang zu Cliffords Thurm. Dieser Thurm ist das Überbleibsel eines Schlosses, welches vor der Zeit der normännischen Eroberungen schon da war, und durch Wälle, Thürme und einen tiefen Graben befestigt ward. Diesen Überrest soll William I um das Jahr 1068 erbaut haben, da er alle Spuren einer normännischen Veste trägt. Der gothische Thorweg, im Geschmacke Heinrichs III, der hier vorgestellt ist, war der Eingang in die Capelle; die innere Einrichtung ist nicht mehr erkennbar.

20. Die Kirchen des heil. Kreuzes und aller Heiligen. Der Thurm der Kirche aller Heiligen ist ein zierliches Beyspiel altdeutscher Baukunst, gekrönt mit einer Laterne. Die Errichtung der Kirche des heil. Kreuzes und des Thurmes fällt um das Jahr 1424.

21. Thorweg in der Königsstrasse. Dieser Thorweg hat eine regelmässige erhabene Arbeit in Holz, und in einer Art von Fries eine Leiste mit Weinlaub über sich. Er wird von plumpen Pfeilern gehalten, mit einem schlechten Kopfgesimse. Über dem einen ist eine Gestalt aus der Zeit Heinrichs VIII, oder der unmittelbar folgenden Zeit. Sie scheint auf einem Buche zu stehen, mit einer Cither in der Hand, und mag vielleicht, mit aller Lächerlichkeit in der Tracht, einen König David vorstellen sollen. Auf der anderen Seite ist eine nackte Gestalt, und obgleich ihr der Anstand eine schmale Schürze von Weinlaub gegeben hat: so mag sie doch Adam nach dem Falle vorstellen sollen. Für altdeutsche Baukunst hat dieser Thorweg keine Wichtigkeit.

22. Der Eingang zu dem weissen Schwan-Gasthofe. Dieser gothische Thorweg hat die Bereicherungen und ausgezeichneten Grillen einer früheren Zeit; geschnitzt in Eichenholz. Gekrönte Meerjungfrauen-Köpfe, ein Engel mit einem Spruchbande, das er ausbreitet, zwey Greifen, die sich einander gegenüber stehen, sind die wichtigsten Darstellungen, welche auf dieser Abbildung sichtbar werden. Das Ganze ist nicht unmerkwürdig, um so mehr, da es nicht mehr vorhanden ist.

23. Des heil. Wilhelms-Capelle. Sie ist nach dem Jahre 1268 errichtet worden. Die Bauart von Aussen zeigt sich nicht gross und edel; doch ist das grosse, dreyfache, hochgeschwungene Fenster merkwürdig; davon sogleich mehr.

24. Das Innere der heil. Wilhelms-Capelle. 25. Der Eingang dazu. 26 und 27. Die innere Wölbung (Bruchstücke des Ansatzes an die Mauer). Ein Gang und ein Theil der inneren Wölbung, welche von reicher sächsischer Bauart sind, müssen von weit höherem Alter seyn, als der östliche Theil, welcher einfach altdeutsch ist. — Diese drey Ansichten zeigen von einer trefflichen Bauart. Zuerst das Innere: die beiden hohen Seiten werden vom Schiffe der Kirche durch kühn gewölbte Spitzbogen getrennt, welche auf vierfach zusammengesetzten Säulen stehen. Alles von Geviertsteinen. Hier sehen wir das grosse, dreyfach getheilte Fenster, dessen Spitzbogen auf kleinen Säulen aufruhen, die ein Kopfgesims, zwey Gürtel und einen Fuss haben. Das Thorgewände ist reich geschmückt, fünffach absetzend, und selbst in der Zerstörung noch schön. Höchst eigen ruht der Bogen in der inneren Wölbung an der Mauer auf drey wunderlichen Köpfen, die als Kragsteine dienen. Darunter findet sich das Bruchstück einer zierlich gearbeiteten Blätterbande, die Köpfe aber stehen auf dem Kopfgesimse einer Säule, zu dem aber die Säule fehlt, indem es, wieder eine eigene Bauart, auf einem Halbkreise steht (keinem Spitzbogen), der von zwey Säulen getragen wird, und solche Bogen und Säulen scheinen weiter herumgegangen zu seyn. Die Säulen sind nur halb, von oben nach unten durchschnitten, und an die Mauer angelehnt; die Säulenknäufe beynahe ionisch verziert. Noch deutlicher sind die Bande, die Bogen mit ihren Säulen und die Verzierungen auf Tafel 27, wobey zu merken ist, dass die Thür, welche zwischen den Bogen steht, allein den Spitzbogen hat, die Bogen aber tragen Halbkreise.

28. Der Marienthurm; gehörte zur sonstigen Marien-Abtey, und bietet wenig Merkwürdiges dar.

29. Thorweg, und: 30. Eingang zum Wilhelmscollegium. Das Haus, seinem Eingange nach, und der Thorweg passen nicht zusammen; der Thorweg ist weit älter, und ward wohl von einem alten geistlichen Gebäude genommen. Drey sehr schlanke Säulen mit Kopfgesimsen tragen die hervorspringenden Bogen. Ausserhalb der runden Bogen schwingen sich noch ein paar Zweige auf, die nach dem Spitzbogen hindeuten. Den Schluss bildet eine Gestalt, welche ein geistliches Äusseres hat, und nur bis zu den Knieen dargestellt ist, unter einem kleinen altdeutschen Dache, mit einem Spitzbogen, zu dem die beiden Zweige hinzustreben und hinzudeuten scheinen. Merkwürdig ist noch auf jeder Seite der übereck gestellte Pfeiler, der die Thür als Strebepfeiler zu halten scheint, wie bey den Thüren, die Giebel über sich haben (s. *Costenobles* altdeutsche Baukunst §. 44), gewöhnlich ist.

31. Eingang zum Georgengasthofe. Dieser gothische Thorweg hat ein zu kirchliches Ansehen, als dass man ihn für etwas Anderes, als für ein Überbleib-

fel eines zu geiftlichen Zwecken beftimmten Baues halten könnte, welches ein Pelikan am Schluffe der Wölbung hinlänglich andeutet. — Wunderlich find die beiden vorftehenden dorifchen Säulen, auf welchen ein Architrav ruht, auf den die Bogen der Thüre herüber zu gehen fcheinen. Die Thür felbft hat nur eine fchmale Verzierung von Weinblättern und Trauben. Das Gewölbe und der Bogen erinnern an die zweyte Abtheilung der Bogen, welche *George Saunders* in dem 17 Bande der *Archaeologia: or miscellaneous tracts relating to Antiquity* feftftellt, eine merkwürdige Abhandlung, welche die Bekanntmachung in Deutfchland wohl verdient.

32. Das Norderftrafsen-Pförtchen. Wir erblicken hier einen alten dicken Thurm, mit wenigen Fenftern, Überbleibfel alter Befeftigung, für altdeutfche Baukunft von keinem Belang.

33. Die obere und untere Quell- (*oufe*) Strafse. Wunderlich und zurückfchreckend gebaut, fonft nicht merkwürdig.

34. In Holz gefchnitzte Geftalten an den Ecken der unteren und oberen Quellftrafse. Die Geftalten find fonderbar, und entfprechen den römifchen Caryatiden.

35. Thurm beym Eingange in die Marienftrafse. Er ift ein Anhängfel zur Abtey. Alt, fehr feft und tüchtig, Theil einer alten Befeftigung der Marien-Abtey, jetzt zum häuslichen Gebrauche eingerichtet.

36. Altes Bauwerk beym Cliffords-Thurm. Der ganze Grund und Boden um den Cliffords-Thurm ift nun ein Garten, und diefs Baubruchftück bildet einen Sitz darin. Es hat keinen Zufammenhang mit dem Thurm, fondern ift von benachbarten Mauertrümmern hergebracht worden, und mag ein Chorfitz in einer der zerftörten Kirchen gewefen feyn. Das Stück eines Karniefes und Friefes, das darüber gefetzt ift, ward ohne Rückficht auf das Verhältnifs, oder auf feinen Zufammenhang mit dem Bogen darunter (welcher kein Spitzbogen, fondern ein Halbkreis ift), dazu gefetzt.

37. Die erfte Waffergaffe. Es giebt in York drey Gaffen diefes Namens; in diefer erfcheinen recht ungefchlachte Häufer.

38. Schlofsftrafsen-Pforte. Ohne Wichtigkeit für uns.

39. Ein Theil der Überbleibfel der Marien-Abtey. Dort oder nahe der Gegend war gewifs in einer fehr frühen Zeit ein Klofter, welches dem heiligen Olaf, einem dänifchen Könige und Märtyrer, geweiht war; und es fcheint, dafs Wilhelm der Rothe, bey einem Befuche, welchen er zu York 1089 machte, die Gründung einer neuen Kirche im Klofter anfing, und den Mönchen gewiffe Ländereyen zu ihrem ferneren Unterhalte gab. Er widmete die Kirche der heiligen Maria. Bey einem allgemeinen Brande der Stadt York unter der Herrfchaft des Königs Stephan ward diefs Gotteshaus zerftört; aber es ward unter dem Abt Simon von Warwik wieder erbaut, der es in 22 Jahren vollendete. Die mächtigen Überbleibfel diefes Gebäudes fehen wir hier. Alle Spuren der Pfeiler und der Seitengänge find verloren gegangen bis auf einen Theil der Mauern an der Nordfeite der St. Olafskirche. Nach Ausmeffungen war die Kirche 371 Fufs lang und 60 Fufs breit. *Drake* gab in feinem *Eboracum* einen Grundrifs der Kirche. — Was uns hier vorgeftellt wird, find noch übermächtige Mauern mit merkwürdigem Bauſchmucke, indem das, was verloren gegangen ift, dadurch angedeutet wird.

40. Fifcherftrafsen-Pförtchen. Unbedeutend.

Bg.

Rom: *Stucchi figurati efiftenti in un antico fepolcro fuori delle Mura di Roma.* Pubblicati da *Giov. Ermanno Cabott*, Pittore Danefe. Von *G. Zoega.* 1795. 21 K. u. 4 S. Quer Fol.

Die Begräbnifskammer, in welcher die hier befchriebenen Plafonds und Wandverzierungen in Stucco gefunden worden find, ward in einem Weinberge nahe an der Tiber, zwifchen der Via Flaminia und der Quelle von Aqua Acetofa von dem berühmten dänifchen Naturforfcher *Abildgaard* im Jahr 1794 aufs Neue entdeckt, da fie fchon in früheren Zeiten ausgeleert worden ift. Nur die Plafonds der Decke fowohl des Zimmers felbft als der Nifchen, und einige Stuccaturarbeiten an den Wänden find noch übrig, und zum Theil fehr wohl erhalten. Die Plafonds find fehr gefchmackvoll, befonders das grofse. Die Figuren find fchön gezeichnet, in 4, 6 und 8 eckigen Einfaffungen, und das Ganze macht einen überaus angenehmen Eindruck. Einige diefer Vorftellungen find auch in antiquarifcher Rückficht merkwürdig. Das Hauptviereck in der Mitte des Plafonds der Begräbnifskammer ftellt z. B. die Dioskuren vor, die Pferde führend und neben einander ftehend. Anftatt der Sterne über ihren Häuptern fchweben aber zwey kleine fackeltragende Genien, von denen der Eine, über dem Phosphorus, die Fackel aufwärts, der Andere, über dem Hesperus, die Fackel niederwärts hält. Die Dioskuren werden alfo hier, wie auch anderwärts, als Symbole des Morgens und Abends, des Lebens und Todes, des Anfangs und Endes vorgeftellt. Auf einer anderen Tafel fieht man einen vortrefflich gezeichneten jungen Bacchus mit feinen Attributen auf dem Tiger fitzend. Ferner den halb trunkenen Herkules auf dem Rücken eines Centauren, der ein grofses Weingefäfs trägt: eine feltene Vorftellung. Mehrere Tafeln fcheinen Beziehung auf die Glückfeligkeit zu haben, welche diejenigen nach dem Tode erwartete, die in die bacchifchen Myfterien eingeweiht waren. Überall erkennt man in diefen Befchreibungen *Zoega's* Geift, und feine Kunft, den myftifchen Sinn der Vorftellungen des Alterthums zu enträthfeln. Man mufs nur die grofse Kürze bedauern, mit welcher er diefe höchft intereffanten Gegenftände nur oben berührt. Ein italiänifcher Gelehrter, der diefelben Ideen aufgefafst hätte, würde einen Quartanten damit angefüllt haben: aber einige Blätter mehr von *Zoega's* Hand hätten diefen Abbildungen einen noch höheren Werth gegeben! Man findet auch in ihnen einige Spuren des priapifchen, mit dem bacchifchen nahe verbundenen Cultus; die Stuccaturen aber, die fich darauf beziehende Vorftellungen enthielten, find faft alle verdorben. Sogar die blofsen Decorationen in und aufserhalb der Caiffons auf den Plafonds find von vortrefflicher Zeichnung, und Alles ift in einem hohen Grade vollendet.

M. C.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Athene. Et Maanedsskrift.* Redigeret af (Athene. Eine Monatsschrift. Redigirt von) *R. Nyerup*, Professor. *Erster* Band. 1813. 510 S. kl. 8. — *Athene* u. s. w. Herausgegeben von *Christian Molbech*, königl. Bibliothekssecretär. *Zweyter* und *dritter* Band. 1814. 574 u. 578 S. *Vierter* und *fünfter* Band. 1815. 580 u. 590 S. *Sechster* Band. 1816. 566 S. kl. 8. (Jeder Band 6½ Rthlr. S. W.)

Zufolge der Vorrede zum ersten Bande dieser neuen Zeitschrift soll unter der Leitung von einigen der geachtetsten vaterländischen Gelehrten vom Jul. 1813 an die *Athene*, als eine Monatsschrift gemischten Inhaltes, deren Plan und Einrichtung im Wesentlichen mit der im J. 1808 nach 25jährigem Bestande geschlossenen Monatsschrift *Minerva* des Prof. *Rahbek* übereinstimmt, herauskommen. Sowohl von der genannten Leitung — welche auf dem Umschlage durch die Namen der um die Literatur hochverdienten Professoren *Engelstoft*, *J. W. Hornemann*, D. *Müller* und *Olaffen* näher bezeichnet wird — als von der Redaction, welche anfänglich der Prof. *Nyerup*, vom zweyten Bande an aber der Bibliothek-Secretär *Chr. Molbech* übernommen hat, soll sich das Publicum in Ansehung der Auswahl der aufzunehmenden Stücke alles Guten versichert halten. Rec., der die 6 ersten Bände der *Athene* mit mehreren Bänden ihrer Vorgängerin *Minerva* verglichen hat, findet zwischen beiden, was Plan, Einrichtung und Inhalt betrifft, manche Übereinstimmung, aber auch manche, der Letzteren nicht zum Vorwurf gereichende Abweichung. Der Grund dieser Verschiedenheit mag in der Verschiedenheit der Lebenszeit einer jeden liegen; und ohne deſshalb zu den unbedingten Lobeserhebern des Vergangenen zu gehören, läſst sich doch behaupten, daſs die Jahre der *Minerva* (1786 — 1808) in politischer und wissenschaftlicher Hinsicht dem Gedeihen manches Wahren und Guten zuträglicher waren, als es die Jahre der *Athene* von 1813 bis jetzt gewesen sind. Welche Trockenheit und Unfruchtbarkeit auf dem Felde der Literatur über staatsbürgerliche Gegenstände folgte nicht unter anderen in Dänemark auf den Sturm, welcher den Baum der Erkenntniſs und der Verbreitung des Guten, *Schreibfreyheit* genannt, durch die im Sept. 1799 gegebene Preſsverordnung entwurzelte! *Rahbeks Minerva* muſs Jeder die Ehre lassen, daſs sie die von *Bernstorf*, dem unvergleichlichen Minister, männlich beschützte Druckfreyheit trefflich benutzte, viele Mängel in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung mit anständigem Freymuth rügte, manche durchdachte Vorschläge zum Besseren that, und nicht wenig wesentliche Verbesserungen wirklich veranlaſste. Aber die Preſsfreyheit stürzte über den Haufen, der Professor *Rahbeck* ward in den Ruhestand versetzt, die *Minerva* veränderte ihre Farbe und Gestalt, sie erkrankte, sie starb. Fünf Jahre nach ihrem Hinscheiden erscheint *Athene*, und wird als der *Minerva* Nachfolgerin angekündigt. Sie ist es in manchem Betrachte, scheint aber, durch das Schicksal ihrer Vorgängerin gewitzigt, mit Vorsicht und Behutsamkeit die Wege zu meiden, die nur unter dem Schutze liberaler Druckgesetze ohne Gefahr gewandelt werden können. Und das ist kein Gewinn, weder für die dänische Literatur, noch für die dänische Staatsverwaltung, noch für das dänische groſse Publicum überhaupt. Inzwischen hat es der zweyte Herausgeber der *Athene*, Hr. *Molbech*, doch dahin gebracht, daſs ihm „durch die liberale Anempfehlung der königl. dänischen Canzley die Vortheile der *Anonymität* für diese Monatsschrift bewilligt wurden" (s. Jun. 1814 S. 573). Es gereicht dieses dem genannten Collegio zur Ehre; und, ist zwar dadurch noch nicht allem Nachtheile vorgebeugt, welchen der durch die Verordnung von 1799 entstandene Preſszwang nach sich zieht: so ist doch damit schon ein bedeutender Vorschritt zum Besseren gethan; und von einer *Athene*, wenn sie ihren Namen mit der That behaupten will, steht zu hoffen, daſs dieselbe — da sie und die *dansk Literaturtidende* die *einzigen* periodischen Blätter in ganz Dänemark sind, worin anonyme Beyträge abgedruckt werden dürfen — von der ihr bewilligten Ausnahme vom Gesetze nicht nur keinerley Miſsbrauch machen, sondern zugleich zu desto gröſserer Unbefangenheit und Treue in Verbreitung des Wahren, Wissenswürdigen und Gemeinnützigen sich ermuntern lassen werde. Eine nähere Anzeige der vorzüglichsten Aufsätze in vorliegenden 6 Bänden — wobey Rec. Alles, was dänische Tagesangelegenheiten, die für das Ausland ohne Belang sind, was literärische Fehden zwischen dänischen Gelehrten und Schriftstellern, was Werke der Dichtkunst, die nur der Gelegenheit ihr Daseyn verdanken, und

mehr ein Privat- als ein allgemeines Interesse haben, betrifft, stillschweigend übergehen wird — wird es zeigen, dass *Athene* in vielem Betrachte des Platzes würdig ist, den man ihr als Stellvertreterin der *Minerva* und des nicht weniger schätzbaren und leider auch eingeschlafenen *danske Tilskuer* (beide von *Rahbek*) angewiesen und eingeräumt hat.

Erster Band. *Holbergs unsterbliche Verdienste um die Aufklärung seiner Landsleute*; von *G. L. Baden*. Obgleich *Holberg* als Schriftsteller zu einer Zeit auftrat, welche der Aufklärung, unter dem Einflusse blinder Eiferer und verfolgungssüchtiger Geistlichen, nichts weniger als günstig war — nämlich in den letzten Regierungsjahren Friedrichs IV und während der ganzen Regierung Christians VI —: so machte er doch von seinen hellen Einsichten, seinen ausgebreiteten Kenntnissen und seinem warmen Eifer für das gemeine Beste einen Gebrauch, der ihm ein dankbares und ehrenvolles Andenken bey der spätesten Nachwelt verbürgt. Bündig, wahr und kräftig schildert der Vf. *Holbergs* Werth als komischer, satirischer, historischer und philosophischer Schriftsteller, und entkräftet hiemit die Schmähungen, welche sich kürzlich ein dänischer Priester, Namens *Grundtwig*, in seiner „famösen Chronik der Welt", gegen *H.* erlaubt hat. Dieser „*Herostrat*," wie ihn Hr. *B.* treffend bezeichnet, hat durch seine schiefen und ärgerlichen Urtheile über *H.* und andere berühmte Gelehrte sich selbst in einem eben so verächtlichen, als die von ihm Verunglimpften in einem desto helleren und schöneren Lichte dargestellt. — *Betrachtungen über Öhlenschlägers Stärkodder*, vom Cand. *Petersen*. Die geschmackvolle Beurtheilung eines dänischen Trauerspiels, welches auch im Auslande verdienten Beyfall gefunden hat, und das der Vf. ein dramatisches Kunstwerk nennt, welches uns durch eine lange Reihe ehemaliger und gegenwärtiger Begebenheiten zu dem Troste und der Beruhigung führt, die wir fühlen, wenn wir beym endlichen Ziele einer grossen Handlung nicht nur mit Klarheit auf das Geschehene zurücksehen, sondern auch mit Trost unseren Blick der Zukunft und Ewigkeit zuwerfen können." Hr. *P.* zeigt in diesem Aufsatze viele Belesenheit in den Trauerspieldichtern der Vorzeit. *Brief des Lieutenant Wormschiold d. d. Gothaab in Grönland*, d. 6 Sept. 1812. Der Zweck der Reise des Vfs. ist, naturhistorische Entdeckungen in Grönland zu machen. Dass dieser Zweck nicht ganz verfehlt wird, beweist das hier mitgetheilte Verzeichniss von Gewächsen, welche Grönland eigenthümlich sind. Obgleich dieses Verzeichniss im Verhältniss zu den bekannten, Lappland eigenthümlichen Pflanzen nur klein ist, und wegen Kürze des Aufenthaltes des Vfs. auf Grönland, der zumal in eine ungünstige Jahreszeit fiel, nur klein werden konnte: so überlässt sich doch Hr. *W.* der Hoffnung, „dass Grönlands sogenannte arme Flora, wenn sie so sorgfältig, wie die lappländische, untersucht würde, dieser weder in der Zahl der Gewächse, noch in der eigenthümlichen Verschiedenheit, etwas nachgeben würde;" welche Hoffnung er besonders darauf baut, dass die für Grönland eigenen Pflanzen *Potentilla vetusa*, *Epilobium latifolium* und *intermedium* in grosser Menge angetroffen werden, und dass dieses auch mit der *Pedicularis gronlandica* im Districte Julianehaab der Fall seyn soll. — *Über die gegenwärtige Verfassung des königl. botanischen Gartens zu Kopenhagen, und die Erweiterungen und Verbesserungen desselben in neueren Zeiten*; von Prof. *J. W. Hornemann*. S. 101—131. Dieser Garten kann als Beyspiel aufgestellt werden, was aus einer öffentlichen Anstalt werden kann, wenn die Regierung ihr wohl will, und ein Regent an der Spitze steht, der Sinn für die Wissenschaften hat. Nicht nur durch Einschränkung der breiten Gänge und Ausrottung entbehrlicher Hecken und Zäune, sondern zugleich durch ein grosses Stück Land, welches der König dem Garten schenkte, ist das Local desselben der stets zunehmenden Menge von Pflanzen angemessener geworden. Auch erhielt derselbe 3000 Rthlr. zur Aufführung eines grossen warmen Gewächshauses. Seit 1801 bis 1812 ist die Zahl der wirklich verschiedenen Pflanzenarten von 5000 bis zu 7500 gestiegen. Fremde Saamensorten werden jährlich etwa 3000 ausgesäet. Die Bibliothek, Manuscripte und Herbarien verdankt der Garten fast nur der Milde des Königs; allein durch *Vahls* botanische Büchersammlung erhielt die Bibliothek einen Zuwachs von beynahe 800 Bänden, unter anderen *Horts gramina austriaca* mit 400 Kupfern, und *Vahls* Herbarium, das über 20000 bestimmte Species enthält. Der Vf. theilt zugleich die Übersicht eines Katalogs über sämmtliche Pflanzen des Gartens mit, welcher nachher im Drucke erschienen ist. — *Auszug aus Paul Resens Journal auf einer Reise nach Finmark 1706*. *Resen* wurde von dem König nach Finmark und Lappland geschickt, um sich von der Beschaffenheit der Länder und dem Zustande des Volkes zu unterrichten, besonders um bequeme Stellen zur Erbauung von Kirchen und Schulen zu suchen. Die Nachrichten sind sehr unvollständig, weil das Journal selbst nur mangelhaft ist. — *Über Holbergs harte Urtheile, das Studium der Alterthümer und alten Geschichte betreffend*; von dem Isländer *Finn Magnusen*. *Holbergs* Äusserungen: „nordische Antiquitäten zu studiren, ist nichts anderes, als im Miste rühren, eine Strafe, wozu man gewisse Leute für gewisse Vergehungen verurtheilen sollte" u. a. ähnliche, sind theils, wie aus anderen seiner Äusserungen erhellt, nicht so ernstlich gemeint gewesen, theils hatten sie wohl, wie der Vf. bemerkt, ihren Grund in einem Privathasse, der zwischen diesem sonst so vorurtheilsfreyen Manne und dem Prof. *Arne Magnusen*, einem seiner Collegen als *Assessor Consistorii*, der jenes Studium zu überschätzen pflegte, Statt fand. Wahr ist es übrigens, dass *H.* der isländischen Sprache nicht gewachsen war, und deshalb in seinen historischen Werken viele Irrthümer über das nordische Alterthum vortrug; und Recht hat der Vf., wenn er das Versäumniss des Studiums der altnordischen Geschichte als etwas höchst Nachtheiliges darstellt. „Des Genuesers Chr. Columbus Vorschlag, sagt er unter anderen S. 196, neue Länder im Westen von Europa zu su-

chen, war damals, da er ihn in England zur Sprache und durch die spanische Regierung zur Ausführung brachte, schwerlich in Dänemark ganz unbekannt. Die isländischen Sagaschreiber hatten schon lange vorher die erste Entdeckung und Bewohnung von Amerika im 11 Jahrhunderte durch Isländer und Norweger, ja sogar den Strich, welchem diese Seefahrer zusteuerten, beschrieben. Ein tüchtiger dänischer Staatsminister, dem diese Nachrichten bekannt gewesen wären, würde ohne Zweifel mit Freude des Columbus Vorschlag angenommen, und so Dänemark in den Besitz der nicht zu berechnenden Vortheile gesetzt haben, welche damals aus dem Wiederfinden dieses Welttheiles fliessen mussten" u. s. w. Schade, dass sich *jetzt* kein solches Amerika wiederfinden lässt; man könnte das Gold und Silber desselben in Dänemark brauchen! und Schade, dass des Vfs. billiger Wunsch um Anstellung eines öffentlichen Lehrers in den altnordischen Sprachen, und um einen Regierungsbefehl, dieselben zu studiren, bisher ein frommer Wunsch geblieben ist! — *Über hebräische Namen, welche unter den Negern auf der Goldküste angetroffen werden*, vom Bischof D. *Münter*. Aus *Joh. Rask Reisebeskrivelse fra og til Guinea*, mit Vorrede von *Fr. Nannestad*, Trondhjem, 1754, hat der Vf. allein aus dem Buchstaben *A* zwölf solcher Namen aufgezeichnet, die fast buchstäblich im A. T. vorkommen, und unleugbar hebräischen Ursprunges sind; worüber er denn mit seinem bekannten Scharfsinn und seiner alten Geschichtskunde eine Hypothese aufstellt, der es nicht an Wahrscheinlichkeit fehlt. — *Zugabe zu Holbergs Lebensbeschreibung*, von Prof. *Rahbek*. Während *H's.* Aufenthalte zu Paris wohnte derselbe oft einer Dispüte bey, welche, nach damaligem Brauche, ein Geistlicher in der St. Sulpiciuskirche über zwischen der katholischen und protestantischen Kirche streitige Gegenstände öffentlich hielt, und wo ihm ein damals in Paris studirender Däne mit abwechselndem Glücke opponirte. Der Vf. zeigt aus einem roeskilder Schulprogamme vom J. 1768, dass dieser Däne *Schnabelius* geheissen, und jener Geistliche, der Pater *Casset*, einen so grossen Ruf als Disputator gehabt habe, dass *Schnabel* mit den Worten gewarnt worden sey: „gehe zum P. *Casset*, der selbst den Teufel bekehren kann." Gleichwohl wurde er, wenn besonders der Däne den Gang des Gesprächs auf das Hebräische zu lenken wusste, so festgesetzt, dass er schweigen, und mit Schimpfworten über *Luther* und den anwesenden Ketzer seine Ehre vor den Ohren des Pöbels retten musste. — *Anschauungen der poetischen Literatur der Italiäner*, von D. *S. Meisling*. In einer gekünstelten Sprache, wie sie schon die Überschrift vermuthen lässt, redet der Vf. von der italiänischen Sprache und Literatur im Allgemeinen, und macht auf die schöne und reiche Mannichfaltigkeit derselben aufmerksam; wobey er sich vorbehält, bey einer anderen Gelegenheit von den einzelnen Dichtern und ihren Werken zu handeln. Die von ihm benutzten Schriften, unter anderen *Bouterwecks* Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, sind treulich angegeben. — *Über Ewalds Leben und Werke*, von Prof. *Öhlenschläger*. Der Vf. verspricht S. 290 eine ausführliche Übersicht von des unsterblichen *Ewalds* Leben und Stellung im Leben herauszugeben, und theilt hier nur die Einleitung zu einer Untersuchung seiner Dichterwerke mit. Viel Neues von *Ewalds* Lebensumständen hat Rec. nicht gefunden. Der Vf. nennt ihn seinen geliebten Vorgänger und Lehrer, legt zur Beurtheilung seines Dichterwerthes den Massstab der Unpartey lichkeit und eines gesunden Geschmackes an, und redet überall von ihm und seinen Werken mit einer Hochachtung, die um soviel besser gefällt, je geneigter sich anderwärts die Kinder einer gewissen Schule heutiges Tages zeigen, von Dichtern, die nicht das Glück hatten, mit ihnen zugleich zu leben, mit Hohn und Spott zu reden, und sich den Alleinbesitz alles Geschmackes und aller Kunst zuzuschreiben. Des früh und mit Recht berühmt gewordenen Dichters *Öhlenschläger* gesundes Urtheil über *E.* sticht in diesem Betrachte gegen die unreifen Kraftsprüche so mancher heutiger Dichterlinge sehr ab. — *Excerpte aus alten dänischen Büchern in der königl. Bibliothek zu Kopenhagen*, von Prof. *Nyerup*. Schon von *Langebek* befinden sich in *Suhms* und *Sandvigs* Sammlungen zur dänischen Geschichte ähnliche Excerpte; doch hat er hauptsächlich aus ausländischen, *Nyerup* aber allein aus dänischen Schriften excerpirt. Das älteste dänische Rechenbuch ist *Hermann Weigeres Regnebog*, Wittenberg, 1552. 8. *P. Tidemand* gab das erste dänische und deutsche Gebetbuch, Kopenh. 1563, 200 Blätter in 8, heraus. Aus *Jens Bjelkes* Erklärung von nordischen und dänischen dunkeln Gesetzausdrücken, Kopenh. 1634. 157 S. 4. wird angeführt: „*Jus patronatus* ist das Recht, die Hauptprediger selbst allein zu berufen, wie solches vom Adel in Dänemark geschieht; *doch findet sich nichts darüber im Gesetze.*" „*Herkommen* (*Vedtaegt*) ist ein selbstgemachtes Gesetz, welches doch gehalten wird, wie in Fyen und anderwärts, und ist sehr *nützlich.*" Der allgemein gebräuchliche Ausdruck *fra Arrildstid* (von undenklichen Zeiten her), wird so erklärt, „dass man darunter die Zeit zu verstehen scheine, wo man zuerst den Pflug (*Ar*, eigentlich *Aer*) und das Feuer (*Ild*) in der Welt gebraucht habe, um sich damit seine Nahrung zuzubereiten. Von dem berühmten *Tyge Brahe* steht S. 440 ein lateinisches Gedicht auf die hohen Papierpreise, die schon damals so arg waren, dass sie den *A. S. Vedel* ausser Stand setzten, seine Übersetzung von *Saxo Grammaticus* in den Druck zu geben. Als die älteste Papiermühle in Dänemark wird die von *Tyge Brahes* Mutterbruder *Sten Bilde* in Schonen angelegte, deren das Gedicht Erwähnung thut, angeführt. — *Nachricht von der 1804 in England errichteten Bibelgesellschaft, nebst Bemerkungen über die Religiosität der Engländer*, von *C. Molbech*. Man hat nun von jener Gesellschaft und ihren durch aller Herren Lande verbreiteten Tochtergesellschaften der Nachrichten so viele, dass sie als allgemein bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Interessanter für Rec. war des Vfs. Vertheidigung der Religiosität der Engländer gegen die schweren Beschul-

H. trug bald nachher seine Schuld ab. Die Anekdote ist aus der seltenen Schrift *Philomusus* (d. h. D. *Er. Fleischer*) *om Stiftelser*, Kopenh. 1771, entlehnt. In der Dedication der Schrift: *Davids Psalter paa Dansk udsat af M. Fr. Wormordo*, Rostock 1528. 4, wird über die Verbreitung von liederlichen Liedern bitter geklagt: „sie seyen von Söffern und Hurern dictirt in sündlichem und unbequemem Handel, dem ewigen Gotte zur Verhöhnung und Verachtung, unschuldigen Kindern und Menschen zum sündlichen Exempel.“ So richtig dachte man über diesen Gegenstand schon vor 300 Jahren! In *Hemmingsens* Postill, Kopenh. 1576. fol., heisst es: „es wäre zu wünschen, dass alle Buchhändler mehr Gottes Ehre und die Erbauung des Reiches Christi, als das Geld und ihren Vortheil in Anschlag brächten, und dass sie das Volk nicht auf Dänisch und Deutsch um sein Geld betrügen möchten mit lügenhaften Fabeln, Schalksbüchern, Hurenbüchern, Hurenliedern, Planetenbüchern, Chiromantia u. a. dgl., woraus die arme Jugend, die geneigter ist zum Bösen als zum Guten, nur Schalkheit, Liederlichkeit und alles Böse lernt.“ Zehn Jahre seyen darauf hingegangen, ehe man einen Buchhändler zum Verlag einer dänischen Übersetzung jener Postille aus dem Lateinischen habe bewegen können. — *Eine antiquarische Bemerkung*, vom Herausg., betrifft die Grabhügel, die eben so, wie im Norden, in Deutschland, England, Frankreich, nach *Sievers* Nachrichten auch in *Siberien* gefunden werden, und die, mit den mancherley Gegenständen, welche sie enthalten, einem Geschichtsforscher Anlass zu mancher antiquarischen Untersuchung geben können. Übrigens haben schon mehrere deutsche Gelehrte, unter Anderen auch der von dem Vf. angeführte *Meiners* auf die in Siberien sich befindenden alten Denkmäler aufmerksam gemacht, und die dortigen Grabhöhen mit denen des Nordens verglichen. — *Versuch einer Charakteristik der vier Welttheile*, von (dem in Deutschland privatisirenden dänischen Gelehrten) D. *Nic. Möller*. Der Aufsatz ist aus *Schellings* allgem. Zeitschrift 1813. B. 1 entlehnt. So sehr er aber auch den Vf. als Selbstdenker bezeichnet: so wenig ist es zu billigen, wenn darin, „um in dem Erdboden und der Menschheit ein Bild des pythagoräischen Weltquadrats im Grossen zu finden,“ die alte Eintheilung der Welt in *vier* Theile der neueren in *fünf* vorgezogen wird. Gewissen Schriftstellern behagt nun einmal alles Alte besser, als das Neue; und so muss sichs denn auch *Australien* gefallen lassen, wenn ihm der Rang eines fünften Welttheiles aus keinem anderen Grunde streitig gemacht wird, als „weil es eine sonderbare Logik verräth, eine grosse Menge Inseln, die weit zerstreut liegen, und durch kein äusseres oder inneres Band vereinigt sind, einen Welttheil zu nennen.“ Aber welcher von den 4 anderen Welttheilen bildet denn einen vollendeten Continent, dessen sämmtliche Theile nur durch Ein Band vereinigt sind? — Unter mehreren schönen Gedichten in diesem Bande gefiel Rec. besonders das herzliche Lied von dem alten Musensitze *Soröe* S. 374, von *H. L. Bernhoft*, und die Auffrischung des Andenkens an dessen Stifter *Absalon*, so wie an *Holberg*, dessen daselbst befindliches Grabmal von der Feuersbrunst, die vor einiger Zeit einen Theil des Klosters zerstörte, verschont blieb. — Aus einer der *Rede am Stiftungsfeste des jonstrupschen Seminariums* 1814, von *J. N. Schow* hinzugefügten Anmerkung erhellt, dass das treffliche Institut seine bisherige Leitung, woran Männer, wie *Münter* und *Arctander*, Theil hatten, verloren hat, und nun unter der Direction der *königl. dänischen Canzley* steht. Möge es den Gliedern dieses Collegiums nie an Zeit und nie an den speciellen Kenntnissen fehlen, die zur Leitung eines Seminariums, wenn es wirklich die Pflanzschule für intellectuelle, moralische und religiöse Volksaufklärung seyn soll, erfoderlich sind! — *Die letzteren Tage in und bey Rom*, von *Friederike Brun* geb. *Münter*. Von dieser ausgezeichneten Dichterin findet man von jetzt an mehrere prosaische und poetische Aufsätze in der Athene, welche dieser zur wahren Zierde gereichen. Wer die eigene Art der Darstellung dieser gefühlvollen und phantasiereichen Verehrerin des Schönen und des Guten kennt: für den bedürfte es kaum der Vorsetzung ihres Namens; er findet in aller Art Aufsätzen aus ihrer Feder immer wieder die *Friederike Brun*, und er liest sie mit Beyfall und Vergnügen. In *dänischer* Sprache ist Rec. von ihr bis jetzt noch nichts vorgekommen, und er weiss nicht, ob alle, oder nur die Beyträge, von denen es ausdrücklich bemerkt ist, durch den Herausg. und durch Hn. *J. L. Heiberg* aus dem Deutschen übersetzt sind; aber auch im dänischen Gewande nehmen sich die Producte ihrer Muse recht sehr gut aus. Der letzte Aufenthalt der Vfn. in Rom und dessen Umgebungen, der hier in Briefauszügen an die Gräfin *Ch. Dernath* geb. *Bernstorf* beschrieben wird, fiel in den Sept. 1806, also in eine Zeit, wo eben der schöne Kirchenstaat den Druck des Franzosenjoches vorzüglich schwer fühlen, und die ehrwürdige *Roma* ihrer herrlichsten Kunstwerke von des übermüthigen Feindes Hand sich beraubt sehen musste. Sowohl diese Gewaltthaten und die ganze bedrängte Lage, worin man sich damals in und um Rom befand, als viele Kunst- und Natur-Merkwürdigkeiten von Rom, Frascati, Tivoli, Otricoli, Terni (wo es statt den 16 Sept. 1796 heissen muss 1806) u. s. w. sind von der Vfn. mit lebendigem Wahrheitsgefühle beschrieben. Eben so tragen die beiden Gedichte derselben S. 475 ff. *der Herbstabend* an *Ad. Öhlenschläger* und *das Aufwachen* an *J. Baggesen* das Gepräge der warmen und tiefen Empfindung dieser liebenswürdigen Dichterin; doch ist es wohl etwas zu stark ausgedrückt, wenn der Übersetzer (*Heiberg*) in seinem Vorworte an die Vfn. in Beziehung auf seine Übersetzung des Originals sagt: „Mit Zittern bringe ich mein Darlehn zurück, denn ach! der Himmelsthau, der auf *deinen* Blumen lächelt, geht der Erde Thälern ab!“ — *Englische Übersetzung eines dänischen Liedes*. Es ist dieses der norwegische Nationalgesang des verstorbenen Bischofs *Nord. Bruun*, der an einer englischen Lady seine Übersetzerin gefunden hat, und wird hier zum Beweis, dass selbst englische Damen sich der dänischen

Sprache befleifsigen, mitgetheilt. Das Original, welches *Nyerup* in einem folgenden Monatsstücke hat abdrucken lassen, enthält einen Vers mehr, als die Übersetzung, und scheint von der Übersetzerin desshalb ausgelassen worden zu seyn, weil sich darin eine Anspielung auf die struenseeische Katastrophe 1772 befindet. Es war übrigens zu seiner Zeit ein von Vardö bis Colding allgemein beliebtes Volkslied. — *Etwas über die Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens.* Eine recht brave Vertheidigung der Vernunft und ihrer Rechte gegen *Grundtwigs* und Consorten Schmähungen derselben, die sich aber besser in einer der Religion oder Theologie besonders gewidmeten Zeitschrift, als in der Athene, deren blosser Name schon den Ohren des Vernunftscheuen widerlich klingt, ausgenommen hätte. Die Lehre von der Prädestination, richtig dargestellt und gefasst, ist nicht so schrecklich, wie der sonst vorurtheilsfreye Vf. S. 510 geradehin annimmt, und sollte nicht, wie hier geschehen ist, mit der päpstlichen Hierarchie und den Irrlehren der römisch-katholischen Kirche in Eine Kategorie gestellt werden. Dem Resultate des Vfs.: „Zwischen dem Guten giebts keinen Streit. Vernunft und Glaube sind beide Diener des (Führer zum) Höchsten; sie sollen nicht zum Streite gegen einander ausziehen, sondern ihre Waffen gegen die Feinde des Lichts und der Tugend gemeinschaftlich führen" u. s. w. (S. 512), wird kein Unbefangener seinen Beyfall versagen. — *Die Rückkehr der Pförtnerin*, eine Legende nach *Fouqué* von *Öhlenschläger* S. 544 f., ist eine liebliche, ungemein anziehende Dichtung, die durch ihre Übertragung ins Dänische eher gewonnen, als verloren hat.

Dritter Band. *Über die französische Revolution und Napoleon*, vom Pastor *Bastholm*, S. 1 — 20, und *Betrachtungen über historische Urtheile und Meinungen*, vom Herausg. S. 20 — 55. Dass N. Buonaparte im Stande seiner Erniedrigung solche findet, die das, was sich an ihm vertheidigen oder entschuldigen lässt, freymüthig in Schutz nehmen: das gefällt Rec. besser, als dass es (zumal in Dänemark) so viele gab, die ihn im Stande seiner Erhöhung gleichsam vergötterten, oder dass, sobald sein Stern untergegangen war, fast Alles, was Beine hatte, über ihn herfiel und sich an ihm zum Ritter schlagen — oder treten wollte. N. B. kann gewissermassen sagen: „ich erlebe ein doppeltes Unglück; das erste, dass man mich bis in den dritten Himmel erhob, das andere, dass man mich in den tiefsten Abgrund stürzte." Und wie manche Schreiber unserer Tage haben sich an ihm in *beider* Hinsicht versündigt! Keins dieser Extreme kann man obigen Vffn. zur Last legen; ihre Urtheile sind nüchtern und gemässigt, fielen aber auch noch in die Zeit *vor* dem letzten Auflodern von Napoleons Glückslampe. Sonderbar findet übrigens Rec., dass Hr. P. *Bastholm* den religiösen Schwung, den sein Aufsatz nimmt, damit gleichsam zu entschuldigen sucht, dass er sagt: „man schreibe ihn meinem Stande zu und meiner täglichen Berufspflicht, über religiöse Gegenstände zu denken und über die Räthsel der Welt Aufklärung zu suchen;" eben als ob es erst einer Entschuldigung bedürfe, grosse Weltbegebenheiten aus religiösem Gesichtspuncte zu betrachten, und als ob dergleichen nur dem Prediger gebühre und von ihm nur um seines Standes willen geschehe! — *Die Braut in Korinth* von *Toft*, und *Eines Jägers Abendlied* von *Rahbek* sind beides glückliche Nachbildungen *goethe*scher Gedichte, S. 59 ff. — *Geschichte, Geschichtschreiber, Geschichtsstil*, drey Probeartikel eines unter der Arbeit sich befindenden alphabetischen Handbuchs der schönen Literatur, von Prof. *Kn. L. Rahbek.* Nicht eine *Theorie der schönen Künste* nach *Sulzer*, eher *Elements de Littérature*, nach *Marmontel*, verspricht uns der Vf. zu liefern, wovon auch, um das Buch, das nicht über 4 Bände zu 24 Bogen stark werden soll, nicht zu kostbar zu machen, die Biographieen ausgezeichneter Schriftsteller ausgeschlossen seyn sollen. Sowohl die ausgehobenen Artikel, die Kürze mit Gründlichkeit und möglicher Vollständigkeit verbinden, als der gerechte Ruhm des Vfs., eines der besten Schriftsteller im Fache der schönen Literatur in Dänemark, lässt etwas Vorzügliches und ein Werk erwarten, dem, mit Rec., gewiss jeder Freund der dänischen Literatur mit desto grösserer Begierde entgegen sieht, je mehr es derselben bisher an einem solchen Werke gänzlich mangelte. — *Virgils erste Ecloge*, in gebundenem Stile und mit Anmerkungen übersetzt von D. *Meisling*, zeugt von der Gabe des Vfs., die Werke der lateinischen Dichter für Dänen, die der lateinischen Sprache nicht mächtig sind, lesbar und verständlich zu machen. Auch die *Phantasieen auf Arresödal bey Friederichswerk*, von *H. D. Brink Seidelin*, sind anziehend und verrathen Gefühl für das Schöne. — *Über die Geschichte im Allgemeinen, als Wissenschaft und erzählende Kunst* (? Kunst zu erzählen?), *ihr Verhältniss zur Poesie, besonders der epischen, ihre Behandlung und Darstellung, ihr Interesse und ihren Werth*, vom Herausg. Der Vf. ladet hiemit zu seinen Vorlesungen über die Universalgeschichte ein, und verspricht, nach und nach mehrere Proben dieser Vorlesungen in der Athene mitzutheilen. Es ist bemerkenswerth, dass der Däne kein eigenes Wort für „*Geschichte*" hat, sondern sich des griechischen ἱστορία bedienen, oder statt dessen, wie *Müller* in seinem *Tydsk-dansk Ordbog*, S. 805, thut, dasselbe mit *Fortaelling om en virkeligen skeet Begivenhed* (Erzählung von einer wirklich geschehenen Begebenheit) umschreiben muss, da er doch das Verbum *skee*, geschehen, hat. Vergebens bemüht sich der Vf. S. 203, diesen Vorzug der deutschen Sprache vor der dänischen unmerklich zu machen: denn zwischen *Historie*, d. h Untersuchung, Kenntniss, Erzählung, und dem, was der Deutsche *Geschichte*, d. h. Begriff des Geschehenen, nennt, ist doch ein Unterschied. Richtiger als *Müllers* Umschreibung findet Rec. *Rahbeks* in den vorhin angezeigten Probeartikeln nach *Adelung* gegebene Erklärung: „Historie ist eine Erzählung von Begebenheiten, die und wie sie vorgefallen sind." Nachdem der Vf.

den Begriff von der Geschichte festgesetzt hat, betrachtet er die Natur derselben aus wissenschaftlichem Gesichtspuncte, und entwickelt insonderheit das Wesen der Universalgeschichte und das Verhältniss derselben zu den verwandten Kenntniss- und Wissenschafts Zweigen, und bahnt sich so den Weg zum Hauptziele, zur Lehre von der Behandlung und von der Wichtigkeit derselben. Nach dem Vf. soll die Geschichte „kein Vorrathshaus für Neugierige, kein Mittel zum Zeitvertreibe des Müssigen, der nur über die Oberfläche der Begebenheiten leicht hingleiten will, seyn, sondern ein Kunstwerk, worin sich das menschliche Leben auf dessen höchsten und kräftigsten Puncten wiederholt und abspiegelt, ein Tempel, worein wir treten, um das herrlichste Werk der Gottheit zu beschauen, und die Macht, Weisheit und Liebe des Ewigen anzubeten." (S. 238.) — *Die Rettung*, eine Winteridylle von *Fr. Brun*. Auf einem Winterspatziergange, den die Dichterin mit ihrer Tochter, *Lotte*, und Hn. *von Bonstetten*, der zum Wegweiser diente, in der Gegend von Bern machte, verirrten sich die Lustwandelnden so, dass zuletzt selbst Lebensgefahr entstand; ein kleines elendes Boot, das sich unerwartet auf dem Aarstrom zeigte, und mittelst dessen der Rückweg sehr abgekürzt werden konnte, gewährte Rettung. So schön das kleine Abentheuer erzählt ist: so wenig befriedigt die Auflösung des Räthsels, wie es möglich war, dass der zu Bern geborne Wegweiser sich in ihm bekannten Gegenden so gänzlich verirren konnte, welche Auflösung darin besteht, dass er sonst, wenn ihn die Finsterniss in diesen Gegenden überraschte, den kürzesten Weg *durch Schwimmen* zu nehmen pflegte. „*Dieses vergessen zu haben*, war in Wahrheit sein einziges Versehen, und wir wollen hiemit grossmüthig, für das Vergangene und Zukünftige, von allen übrigen Versehen der Art ihn absolviren." Wie pflegte es denn Hr. *v. B.* in solchen Fällen mit seiner Kleidung zu halten? — *Plato's Kriton*, aus dem Griechischen übersetzt von *C. J. Heise*, Cand. d. Theol. Mit *Schleiermacher* nimmt Hr. *H.* an, dass dieser Dialog von Plato kein philosophisches Kunstproduct sey, sondern ein im Gefängniss zwischen Sokrates und Kriton unmittelbar vor jenes Tode wirklich gehaltenes Gespräch, von diesem dem Plato mitgetheilt, und durch ihn im Anfang und Schluss desselben verschönert. Um so viel höher ist der Werth dieses köstlichen Gesprächs, das auch durch seine Übertragung ins Dänische nichts verloren hat, und dessen Inhalt in einer Zeit, wo die Bande zwischen Volk und Staat auf so vielfache Weise erschlafft sind, nicht zu laut und oft wiederholt werden kann. Mit *solcher* Kost sollte die Athene, ihres schönen Namens eingedenk, oft bewirthen; sie giebt eine kräftigere und gesündere Nahrung, als 10 Gerichte, von literärischer Streitlust zubereitet, die am Ende den Köchen, wie den Gästen, gleich verderblich werden. — *Über das höhere Leben schon in dieser Welt*, vom Secretär *Tryde*. Das Spiel, welches hier, wie in ähnlichen Aufsätzen, mit dem Worte *Leben* getrieben wird, indem man es bald im eigentlichen, bald im uneigentlichen Sinne nimmt, abgerechnet — enthält dieser kurze Aufsatz viel Vortreffliches. Doch möchte Rec. nicht mit dem Vf. annehmen, „dass die gegenwärtige Zeit eine der härtesten sey, welche über die Erde gegangen." S. 330. Eben desswegen, weil sie, wie Hr. *Tr.* richtig bemerkt, „streng und ernstlich uns auffodert, gegen das Übel mit Kraft, mit unverdrossenem Fleisse zu kämpfen," ist sie eine Zeit, zu deren Erlebung sich der Mensch von festem, gutem Willen Glück wünscht. Zu den schätzbaren poetischen Beyträgen in diesem Bande gehören noch: *Fogtmanns* sechster Gesang der Äneide, V. 1 — 211, *Wegeners* Leichenglocke, und *Dichmanns* Trost, nebst den classischen Arbeiten von *Öhlenschläger* und *Rahbek*. — *Bemerkungen über die in Preussen vorgeschlagenen Verbesserungen des öffentlichen Gottesdienstes*. Der ungenannte Vf. glaubt mit Anderen, dass man sich von einer Veränderung in der Form des äusseren Gottesdienstes viel zu viel verspricht, wenn man annimmt, diese sey hinlänglich, den religiösen Sinn aufrecht zu halten, zu beleben und zu nähren. Man geht insgemein von der irrigen Voraussetzung aus, als ob die heutige Irreligiosität bloss Folge vom seltenen Kirchenbesuche, und die Seltenheit dieses Folge von mangelhafter Einrichtung des Cultus sey; da doch offenbar die um sich greifende Kirchenscheu Folge der Irreligiosität ist, und diese den Grund in Dingen hat, die durch keinerley liturgische Form abgeändert werden können. Der Vf., der ein denkender und unbefangener Beobachter des Zeitgeistes zu seyn scheint, wünscht Verbesserung der Liturgie, die besonders auch in Dänemark grosses Bedürfniss ist: aber mit Recht verspricht er sich bloss davon wenig Fortschritte zur Wiedergewinnung der verscheuchten Religiosität, wenn nicht zugleich durch andere Mittel der Sinn für Recht und Pflicht, fürs Wahre, Schöne und Gute geweckt und verstärkt wird. — *Über die Wohnungen der alten Skandinavier*, von *Cornelius Steenbloch*, Oberlehrer der gelehrten Schule zu Friedrichsburg u. s. w. Eine ausführliche, von Belesenheit zeugende, und allenthalben mit Angabe der Quellen belegte Geschichte der Art, wie die alten Skandinavier bis zum Schlusse des 11 Jahrhunderts, d. h. bis zu der Zeit zu wohnen und zu bauen pflegten, wo die Mönche und eine nähere Bekanntschaft mit den südlicheren Nationen, wozu das Christenthum Anlass gab, eine merkliche Verbesserung in den Sitten und der Lebensart der Nordbewohner bewirkten.

(*Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Die Weltgeschichte*, von *Karl Friedrich Becker*. Erster Theil. Vierte Auflage, bearbeitet von *Joh. Gottfried Woltmann*, Professor. 1817. XII u. 543 S. Zweyter Theil. VIII u. 721 S. 8. (4 Rthlr.) (S. die Recension J. A. L. Z. 1816. No. 140.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, b. Gyldendal: *Athene. Et Maanedsskrift.* Redigeret af (Athene. Eine Monatsschrift. Redigirt von) *R. Nyerup* u. s. w. I — VI Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Denkschrift auf Peter Friedrich Suhm, vom Herausg. Am 18 October 1814, „während der Siegesruf und Freudenjubel hoch über das ganze Land der Germanen (nur über dieses?) lautete, welche (sie allein?) heute vor 1 Jahre das harte Joch der Franken (nicht Napoleons?) zerbrachen und die Tyranney stürzten, bey deren Fall Europa von Freyheit und Frieden *träumt*" (?!) — an diesem Tage „können wir Dänen mit stiller, friedlicher Freude uns selbst, ja ganz Europa — denn es hat seine Grösse (seinen Werth als Historiographen u. s. w.) anerkannt — sagen: *an diesem Tage wurde Dänemarks Suhm* geboren." (S. 532.) Rec. läst diesem unsterblichen Gönner und Beförderer der Wissenschaften alle Gerechtigkeit wiederfahren; aber die Bescheidenheit, diese unzertrennliche Gefährtin des ächten Verdienstes, die ihm in so hohem Grade eigen war, würde ihn erröthen gemacht haben, wenn er seinen Geburtstag mit dem Wiedergeburtstage der europäischen Freyheit gleichsam in Parallele gestellt gesehen hätte. Von mehreren ähnlichen Übertreibungen ist diese, erst in einem Freundekreis, dann in der Versammlung der Glieder der skandinavischen Literaturgesellschaft vorgelesene, und nun in der Athene abgedruckte Denkschrift nicht frey. Rec. rügt nur noch eine einzige, die noch obendrein etwas anmasend zu seyn scheint: „Sechzehn Jahre sind verflossen, seit der Edle uns verliess; aber noch hat kein Däne sein Andenken so geehrt, dass er Theil an dessen Unsterblichkeit nahm; keinen Sänger hat sein Andenken zu einem Liede, ewig, wie *Suhms* Name, begeistert; Keiner hat noch dem Rufe genug gethan, welchen unser erster Wissenschaftsverein (die Societät der Wissensch. zu Kopenhagen) ergehen liess, den Mann in seinem Leben und seinen unsterblichen Verdiensten mit der Wahrheit kräftiger Beredsamkeit darzustellen" (S. 491). Der Vf. hat S. 534 in einer Anmerkung selbst angeführt, was *Nyerup*, *Rahbek*, *J. Baden*, *Junge* und *Kampmann* zur Feyer des Andenkens an *Suhm* haben drucken lassen; um so viel unerklärbarer ist es, wie er Obiges behaupten und damit den Gedanken veranlassen konnte: in seiner Einbildung sey seine eigene Denkschrift die einzige, welche mit *Suhms* Unsterblichkeit gleichsam wetteiferte, oder des grossen Mannes würdig wäre. So gern aber auch Rec. einräumt, dass sie viel Wahres und Schönes über *S.* enthält: so wenig kann er ihr doch vor dem, was die 5 erstgenannten Männer über ihn geschrieben haben, den Vorzug einräumen. — *Einleitung zu Vorlesungen über die Literatur des griechischen und römischen Alterthums*, von D. *F. C. Petersen*. Kurz, bündig und wahr schildert der Vf. den hohen Werth des Studiums der alten Classiker, besonders der griechischen; aber Neues hat Rec. in dieser Abhandlung nicht gefunden. — *Ossians Schwanengesang* von *Ingemann* und *Nykiobings Schloss* von *Güntelberg* sind zwey schöne Gedichte, von denen sich besonders das erste durch Dichterschwung auszeichnet.

Vierter Band. *Etwas über den dänischen Bildhauer Albert Thorwaldsen in Rom*, von *Frid. Brun*. Ausser einigen Notizen, welche uns die Vfn. über das äussere Leben dieses berühmten Künstlers giebt, der 1772 geboren ist, von einer isländischen Familie abstammt, und schon seit 1797 in Italien lebt, erhalten wir hier auch von seinem inneren Leben, von den schätzbarsten seiner Werke und von der Art, wie er zu dem ausgezeichneten Künstler, der er nun ist, sich bildete, interessante Nachrichten, aufgezeichnet mit dem Ausdrucke des tiefen Gefühls für das Grosse und Schöne in Natur und Kunst, welches dazu gehört, um einen solchen Künstler und seine Werke gehörig zu würdigen. — *Über die Sigbritte*, *Mutter der Dyveke* u. s. w., von *H. Behrmann*. Man weiss, welchen bedeutenden Einfluss diese Sigbritte, gewöhnlich der dänische Minister genannt, auf Christian II und dessen Regierung hatte; der Vf. hat davon in seiner Regierungsgeschichte dieses Königes ausführlich gehandelt. Hier untersucht er, woher es gekommen sey, dass diese unternehmende Frau insgemein, ihrem anfänglichen Stande nach, für eine *Hökersfrau*, eine Krämerin der untersten Classe, habe gehalten werden können, und findet den Grund davon in ihrer Abstammung aus Holland und in dem Bürgerkriege, der in der Mitte des 14 Jahrhunderts daselbst zwischen den Anhängern der Kaiserin Margarethe und den Anhängern ihres Sohnes

Wilhelm Statt hatte, wo jene *Kabbeljans*, diese aber *Hoeks* genannt wurden; zu den letzteren soll Sigbritte mit ihrer ansehnlichen Familie gehört haben, und, als ihre Partey unterlag, nach Dänemark geflüchtet seyn. Der Vf. hat seine Hypothese wahrscheinlich genug zu machen gewusst; aber ganz klar ist die Sache noch nicht. Christian II liebte die Tochter, und ein altes Sprichwort sagt: Wer der Tochter gefallen will, halte es mit der Mutter. Selbst nach dem frühen Tode der schönen Dyveke musste es einem Weibe von der Schönheit, wie Sigbritte war, leicht seyn, sich in dieses Königs Gunst, ihres vorigen geringen Standes unerachtet, zu erhalten. — *Über die Versorgung der Armen in älteren Zeiten*, von D. *G. L. Baden*. Der Vf. will zeigen, dass die Armen durch die Reformation eher verloren als gewonnen hätten. Eine harte und ungegründete Beschuldigung gegen den Geist und Sinn, der die Reformatoren leitete! Niemand wird leugnen, dass die Armen vor der Reformation mehr Almosen an baarem Gelde erhielten, als nach derselben; aber eben so wenig kann der Unbefangene in Abrede seyn, dass die Art, wie dieselben nach der Reformation versorgt wurden und bis auf den heutigen Tag versorgt werden, an Zweckmässigkeit unendlich gewonnen hat. Schon der Gegensatz, den der Vf. gleich Anfangs zwischen *Reformation* und *fortschreitender Aufklärung der Zeiten* macht, hat etwas Widerliches, und verräth einen verworrenen Begriff von *Luthers* grossem Werke. Besser kennt und richtiger würdigt er die in dem alten Norden statt gefundene Versorgung, d. h. Geldunterstützung der Armen; der Aufsatz ist nur für eine solche Untersuchung viel zu kurz. — *Der heilige Anders*, eine schöne, mit vieler Naivität erzählte Legende von *Heiberg*. Im *Literaturartikel* giebt *Nyerup* Nachricht von einem *neuen dänisch nordischen Verfasserlexikon*, von welchem sich Rec., nach der ihm zu Händen gekommenen Probe des Buchstabens Ö, und den darin enthaltenen Nachrichten von *Öder*, *Öhlenschläger*, *Örsted* u. A., viel Gutes verspricht. — *Die Verehrung der Wissenschaften, betrachtet als Ausübung der Religion*, eine schöne, aus dem Lateinischen übersetzte Rede von Prof. *H. C. Örsted* am Reformationsfeste 1814 gehalten, worin auf die dreyfache Bestimmung des Tages, als Fest der lutherischen Religionsverbesserung, der Umschaffung der kopenhagener Universität unter Christian III und der Einweihung neuaufgenommener akademischer Bürger — passende Rücksicht genommen ist. — *Antiquarische Anekdoten*, von *G. L. Baden*, interessant an sich und unterhaltend erzählt. Rec. hebt nur Eine derselben aus: „Das Wort *Spitzbube* ist jetzt ein ziemlich bestimmtes Schimpfwort. Ursprünglich führte diese Benennung nichts Entehrendes mit sich. Denn im Mittelalter nannte man die Soldaten oder Diener so, die im Kriege die mit *Spitzen* versehenen Lanzen der Adlichen trugen. Aber diese Spitzbuben bestanden wohl im Mittelalter aus einer besonders rohen Classe junger Leute, und die Benennung wurde dadurch wenig ehrend, zuletzt entehrend und ein Spitzbube dadurch ein Scheltwort" (S. 114). (Wenn man ganz neuerdings anfängt, die *Nachdrucker* besonders mit diesem Worte zu bezeichnen: so scheint dieses eine locale und individuelle Beziehung zu haben, und der Grund davon in dem Worte *Spitz* zu liegen.) — *Juvenals erste Satire*, von Adjunct *Fibiger*. Der Vf. verdient, nach dieser Probe, alle Ermunterung, die von ihm bereits verfertigte vollständige Übersetzung des Juvenals in den Druck zu geben. — *Bemerkungen über die Volkssagen von einem nordischen Riesengeschlechte im Alterthume*, vom Prof. M. *E. C. Werlauff*. So viel auch von Manchen auf alte Volkssagen gebaut wird: eine so unzuverlässige Quelle von glaubwürdigen Nachrichten enthalten sie doch. Gründlich wird hier gezeigt, wie dieselben auf eine dreyfache Weise haben entstehen können: 1) aus der Unkunde von dem wahren Grunde und der Beschaffenheit merkwürdiger Erscheinungen und Begebenheiten der Natur; 2) aus Denkmälern, deren Bedeutung sich verloren hat, und die nun eine willkührliche, mit den Eindrücken, welche sie auf das Volk machten, übereinstimmende Erklärung veranlasst haben; 3) aus der *Tradition*, deren Wesen zu den noch nicht hinlänglich bearbeiteten Theilen der historischen Kritik gehört. Dass jeder Volkssage, wenn sie anders diesen Namen verdient, irgend ein *Factum* zum Grunde liegt, ist so unbezweifelt gewiss, als es fast unmöglich ist, das Factum selbst nach seiner wahren Natur und Beschaffenheit aus der Sage allein kennen zu lernen. So alt und allgemein auch die Sage von einem Riesengeschlechte ist, welches im Norden gewohnt haben soll, und so bemerkenswerth verschiedene Entdeckungen sind, die man von ausgegrabenen Menschenknochen von ausserordentlicher Grösse gemacht hat: so wenig berechtigt doch jene, und so wenig Grund enthalten diese, anzunehmen, dass es einst ein ganzes Geschlecht von lauter Riesen gegeben habe. — *Rede bey der Beerdigung des Th. Bugge*, von Prof. *H. G. Clausen*. Die Rede ist des berühmten Gegenstandes und des braven Redners gleich werth; auch in dem folgenden Grabesgesang bey derselben Gelegenheit von *Ingemann* spricht sich das Gefühl über den schweren Verlust dieses kenntnissreichen Astronomen lebendig und stark aus. — *Über den Geschichtsmaler Ludwig Lurd*, von *Fr. Brun*. Abermals ein Beytrag zur Belebung des Andenkens an oder vielmehr zur Erweckung der Aufmerksamkeit auf einen dänischen Künstler; ähnlich dem, womit diese warme Verehrerin der Künste den Verdiensten *Thorwaldsens* huldigte. *Lurd* ist zu Kiel 1777 geboren, lebte einige Zeit zu Kopenhagen, zu Dresden, zu Paris, zu Rom, woher er 1810 zurückkam, und 1814 Glied der königl. Kunstakademie wurde. Ausser einem Altartische, womit er jetzt für die 1807 zerstörte Frauenkirche zu Kopenhagen beschäftigt ist, lernt man aus diesem Aufsatze *fünf* sehr bedeutende Producte aus der Geschichts- und geschichtlichen Portrait-Malerey von diesem Künstler kennen. „Diese, sagt die Vfn., würden unserem Freunde in einem jeden Lande eine ehrenvolle Existenz zusichern; ob sie dasselbe im *Vaterlande* thun werden, ist, nach 5 mühe-

vollen, mit und in Dänemarks dunkelen Schickfalen eingehüllten Jahren, noch — nicht ausgemacht" (S. 316). Der Ausdruck ist nicht ganz deutlich, der Sinn desto deutlicher. — *Die Schlacht bey Marathon*, erzählt von Herodot, vom Cand. *C. F. Molbech*. Eine Probe, welche dem Geschmacke des Vfs. und seiner Kenntniss der griechischen Sprache zur Ehre gereicht. In diesem Bande, und zwar vom Monatsstücke April 1813 an, knüpft der Vf. den Faden derjenigen Erzählungen wieder an, die er schon im 1 Bande *von den neuesten politischen Begebenheiten* mitgetheilt, nachher aber unterbrochen hatte. Rec. bekennt offen, dass, so wenig ihm diese Erzählungen in den ersten Heften der Athene aufagten, — indem er darin ein gewisses Schwanken, eine Unbestimmtheit u. s. w. wahrnahm, die dem treuen Historiker nie geziemt: so wohl gefallen ihm diese Erzählungen von nun an — weil sich Hr. *M.* auf einen festeren Standpunct gestellt, aus ächteren Quellen, als es vorhin die französischen Bülletins waren, geschöpft, und da, wo er über den Gang der grossen Zeitbegebenheiten urtheilt, zuverlässigere Hülfsmittel, unter anderen den alten *rheinischen Merkur* u. s. w. benutzt hat. Hn. *M.* ist es hierin freylich gegangen, wie den meisten seiner Collegen als Herausgeber oder Mitarbeiter von öffentlichen Blättern; aber ihm, als *Dänen*, gereicht die Geradheit in seinen Äusserungen z. B. über Napoleons abentheuerlichen Zug aus Elba, noch ehe es entschieden war, welchen Ausgang derselbe nehmen werde, zur vorzüglichen Ehre. — *Kunst und Wissenschaft, Philosophie und Poesie, in wiefern sind sie verschieden?* von *H.* Wohin den Vf., der mit *Schelling* nicht unbekannt ist, seine Speculation über die genannten Gegenstände und ihr wechselseitiges Verhältniss zu einander geführt hat, das glaubt Rec. nicht kürzer und nicht besser bemerklich machen zu können, als durch Übertragung des dänischen Fragmentes eines metrischen Versuchs, womit der Vf. seinen lesenswerthen Aufsatz beschliesst, in ungebundenes Deutsch: „Mein Inneres ist Forschen, und Geist und Vernunft; man nennt es Philosophie. Mein Äusseres nährt sich von Blumenduft; es spielt in Flammen, Seen und Lüften; man nennt es Poesie. Vergebens lockt dich der funkelnde Glanz, ist dein Sinn für das Innere verschlossen. Du hältst ihn nie fest; er schwindet, gleich Tropfen in der Wolken nächtlichem Tanze." — *König David*, eine rabbinistische Legende, unter dem Motto: „*What ever is, is right*," vom Pastor *Foersom*. Recht gut erzählt und mit einer zum Vertrauen auf die Vorsehung kräftig ermunternden Anwendung. — *Kann Krieg in einer Welt, die unter der göttlichen Vorsehung steht, Platz haben? und was dürfen wir vom ewigen Frieden hoffen?* vom Pastor *Aagaard*. Die erste Frage wird aus bekannten Gründen bejahet; die andere S. 524 so beantwortet: „Eine Universalregierung könnte vielleicht ein sicheres Mittel zum ewigen Frieden zu seyn scheinen. Aber so lange die Menschen sind, was sie jetzt sind, wird wahrscheinlich die Universalregierung nie zur Wirklichkeit kommen. Diese unglückliche Idee (?) haben Viele zu realisiren gesucht, aber ihr Bestreben hatte stets denselben Ausgang, wie das der Titanen. Die Universalregierung ist und wird immer seyn in Gottes Hand." Die Idee einer Universalregierung oder ihrer Ausführung ist so unglücklich nicht: aber der böse Wille, sie, es koste was es wolle, zu realisiren, kann zur Geissel für die Menschheit werden. Auch ist man in den neuesten Zeiten so ziemlich dahinter gekommen, dass das Versprechen des ewigen Friedens nur der Lust zum ewigen Kriege zum Deckmantel dienen muss. Und wäre Nap. Buonaparte mit der Eroberung des Erdbodens fertig geworden: so hätte er ohne Zweifel seine Waffen gegen den Mond gerichtet. Neu sind die Gedanken des Vfs. nicht, aber sie sind klar und lebendig vorgetragen.

Fünfter Band. *Über Protestantismus und Katholicismus.* Dass D. *Marezoll*, auch nachdem er aufgehört hat, Pastor an der Petrikirche zu Kopenhagen zu seyn, doch noch fortfährt, in Dänemark als Kanzelredner zu nützen: davon enthält vorstehender Aufsatz einen angenehmen Beweis. Ein Ungenannter liefert nämlich unter der bemerkten Aufschrift S. 1—20 die treue Übersetzung der vortrefflichen Reformationspredigt, welche *Marezoll* unter dem Titel, „dass es nicht weise sey, wenn jetzt selbst so manche Protestanten als Feinde der Reformation hervortreten," Jena, 1814 herausgab, und fügt einige besondere Betrachtungen über das Wesen des Protestantismus und des Katholicismus in Dänemark hinzu. Man sollte nicht denken, dass es in einem so ächt und durchaus protestantischen Lande, wie Dänemark, Bedürfniss seyn könnte, Gegenstände dieser Art öffentlich zur Sprache zu bringen. Wer aber den Eindruck kennt, den *Stollbergs* u. A. Übertritt zur katholischen Kirche auch in Dänemark hie und da machte, und die Stimmung und Bewegung, die einige mystische Schriften von dänischen Naturphilosophen, welche meist in Deutschland studirt haben, daselbst bey nicht Wenigen verursachten, der wird es dem ungenannten Vf. (der sich als *dänischen Religionslehrer* ankündigt, in welchem Rec., dem Stile nach, den Vf. der Aufsätze über die Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens, und über die vorhabende Verbesserung des Cultus in Preussen, zu erkennen glaubt, und der auf jeden Fall ein braver und ein tüchtiger Mann ist) aufrichtigen Dank wissen, dass er diejenigen Dänen, die nicht Deutsch lesen, mit *Marezolls* Predigt bekannt machte, und dieselbe mit Bemerkungen begleitete, welche auf die dermalige Lage der Religion in Dänemark eine speciellere Anwendung leiden. *Ingemanns* lieblicher Legende: *Edelbert und Augustinus*, S. 65 ff., liegt die historisch erwiesene Wahrheit zum Grunde, dass der heil. Augustinus, da er als Missionär nach England kam, vor dem Könige Edelbert mit einem silbernen Kreuze und einem Gemälde des Erlösers erschien, so wie dass es damals sogenannte Ἀχειροποίητα oder Bilder gab, die nicht von Menschenhänden, sondern von seligen Geistern gemalt seyn sollten. Beides hat der Dichter zu seinem Zwecke vortrefflich zu benutzen gewusst. Im gleich folgenden Artikel *Literatur* wird dieser Dichter mit seinen Werken ausführlich charakterisirt, und

gegen einen ästhetischen Recensenten in der *danske Literaturtidende* in Schutz genommen. — Auch *Öhlenschläger* beschenkt uns in diesem Bande mit einem seiner würdigen dichterischen Producte: *Der wandernde Dichter, oder Don Quixote der Jüngere*, in 2 Gesängen. — *Fragmente über Holberg*, und zwar 1) über ihn, als *ästhetischer Schriftsteller* betrachtet. *Holberg* ist und bleibt nun einmal der Liebling der Dänen; und er verdient diess zu seyn. Übrigens ist es brav, dass sich der dänische Patriotismus unter anderen auch darin zu erkennen giebt, dass man durch gerechte Würdigung der *holberg*'schen Verdienste, selbst nachdem er lange aufgehört hat; anders als in seinen Werken zu leben und zu wirken, den hässlichen, obgleich in Anwendung auf so manches über den Belt hinaus gelegene Land nur zu wahren Spruch: „*Der Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande*," zu Schanden macht. Nur vor Übertreibungen sollte man sich hüten; und auf eine solche stiess Rec. gleich S. 215 f., wo es heisst: „Es ist eine Betrachtung, eben so angenehm für einen Dänen, als interessant und auffallend für einen Jeden, dass schwerlich eine andere Nation einen Komiker aufzuweisen hat, so gross und so tief, so umfassend und so national, als Dänemarks *Holberg*. Während England den unerreichbaren *Shakespear*, Deutschland *Goethe* und *Schiller*, Italien *Ariost* und *Tasso*, als ihre vorzüglichsten Dichter nannten, haben diese grossen Nationen doch in keinem von jenen einen so eigenen und kraftvollen Komiker, als das kleinere Dänemark in seinem *Holberg*, und kaum besitzt eine andere Literatur von einem und eben demselben Verfasser eine solche Reihe von wahren Komödien und ächten satirisch-komischen Producten, als die dänische." Ein jeder Krämer lobt freylich am lautesten seine eigene Waare; aber wenn er dasselbe doch auf eine zu absprechende und jedes Fremden Gut verkleinernde Weise thut: so fällt einem immer wieder das bekannte: „*Help God i Gnoden*, '*her wird och Seepe g'sotten*" ein. Hat es doch mit allen Vergleichungen zwischen den Producten des Genies verschiedener Verfasser seine besonderen Schwierigkeiten: wie vielmehr mit den Nebeneinanderstellungen der Geistesarbeiten von *vaterländischen* und *ausländischen* Meistern! Welche Freyheit von aller Nationalvorliebe, welche Unbestechlichkeit des Urtheils, welche vertraute Bekanntschaft nicht nur mit der Muttersprache, sondern vorzüglich auch mit der Sprache des Ausländers, welcher richtige und tiefe Blick in den Geist und das Genie beider — gehört dazu, um solche Vergleichungen mit Glück anstellen zu können! Und wäre Rec., als Däne, seiner Seits fest davon überzeugt, dass *Moliere* der einzige gleich- (oder vor-) zeitige (der Vf. redet nur von bereits verstorbenen Dichtern) Komiker wäre, der allenfalls noch die Vergleichung mit *Holberg* aushielt, und der selbst „in komischer Stärke, in Erfindung von komischen Charakteren, in ihrer getreuen Zeichnung und Haltung, in kunstrichtigerer und besserer Behandlung des Stoffes zuweilen diesem den Vorzug einräumen müsste" (S. 220): — so würde er doch, aus Misstrauen in seine warme Vaterlandsliebe, die öffentliche Äusserung dieser Meinung lieber jedem Dritten, der weder Däne noch Franzose wäre, überlassen, als durch laute Aussprechung derselben sich der Gefahr, der Nationalparteylichkeit beschuldigt zu werden, aussetzen. Damit will aber Rec. gar nicht in Abrede seyn, dass er diese Fragmente grossentheils mit wahrem Vergnügen gelesen, in dem ihm unbekannten Vf. einen Mann von vieler Umsicht und Kenntniss der besten Werke in- und ausländischer Dichter erkannt, und selbst mehrere Vergleichungen zwischen *Moliere* und *Holberg* überraschend, treffend und wahr gefunden hat; so wie er denn auch der versprochenen Fortsetzung dieser Fragmente dieselbe Aufmerksamkeit widmen wird, womit er den Anfang derselben las. Die Vergleichung zwischen *Holberg* und *Voltaire* wird, ob sie gleich *Suhms* Autorität für sich hat, S. 231 mit Recht als hinkend vorgestellt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Breslau*, b. Grass: *Über die Leidenschaften der Gelehrten, besonders der Theologen, und ihren verderblichen Einfluss auf den jetzigen Zustand des Christenthums, besonders in Deutschland.* Eine psychologisch-ethische Untersuchung, als nöthiger Anhang zum ersten Theil seiner Untersuchungen über Bibel und Kirchengeschichte, von *J. G. Scheibel*, ausserordentl. Prof. d. Theol. u. Diakonus an der Elisabeth-Kirche in Breslau. 1816. 18 S. 8. (5 gr.)

Dieses Büchlein ist eine Strafpredigt über die (vermeinte) *Immoralität* einiger, namentlich angegebener Gelehrten Deutschlands, welche theils schon verstorben, theils noch unter den Lebenden sind, z. B. *Kants*, *Fichte's*, *Henke's*, *Fries*, *Paulus*, *de Wette's*, *Wegscheiders* u. s. w. Der Vf. lässt den intellectuellen Kräften und gelehrten Kenntnissen dieser Männer völlige Hochachtung, bescheidet sich gern des *quantum distamus a Luthero;* appellirt aber in seiner Sache an Jesus, an die Hülfe Gottes, und ruft alle Gelehrten der Zeit zu Richtern auf, dass er es mit dem wahren Gute der Welt redlich meine. Rec. glaubt diess Letztere dem Vf. aufrichtig; bedauert nur, dass er sich in einem Schmerze findet, der wohl ohne Gottes Abhülfe seine Tage verbittern möchte, zumal er sich das schon erlebte höhnende Lächeln gewisser Blätter über seine biblischen und kirchenhistorischen Untersuchungen zu Herzen gezogen hat. Schwerlich ändert der Vf. den Gang der exegetischen und philosophischen Literatur, da zu einer solchen Immoralitätspredigt seine Stimme nicht mit der nöthigen übermenschlichen Macht begabt ist. Deshalb räth Rec. dem Vf., seine gedruckten Gegenansichten in der Folge ganz schlicht seinem Publico vorzulegen. Auch mag er darin Recht haben, dass die Quellen von spöttischem und unmoralischem Behandeln der Bibel bey diesem und jenem oft Habsucht, Stolz, auch wohl Seelenverderbtheit seyn mögen. Übrigens aber ist es wohl nöthig, dass derjenige, welcher als Polemiker auftritt, mehr den Werth der classischen Philologie für das höhere theologische Wissen schätze, als der Vf. in seinem Kanzeleifer für Christus thut.

M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Athene. Et Maanedsskrift.* Redigeret af (Athene. Eine Monatsschrift. Redigirt von) *R. Nyerup* u. s. w. I — VI Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Welches sind die zweckmässigsten Mittel in einer grossen Stadt, wie Kopenhagen, den Dieberey en vorzubauen und zu wehren? Untersucht von Prof. *A. Gamborg.* Um diese kürzlich von einem Particulier zur Preisbewerbung aufgegebene Frage zu beantworten, untersucht der Vf. 1) *die Quelle des Übels*, und 2) *die Mittel zu dessen Heilung.* Weniger ein hoher Grad von Armuth, der, nach des Vfs. Erfahrung, leichter zum Selbstmorde als zum Diebstahl verleiten soll (wobey offenbar ein lebendigeres Ehrgefühl, als es bey der geringeren Volksclasse angetroffen wird, vorausgesetzt ist), als vielmehr ein starker Hang zum sinnlichen Vergnügen — soll, nach dem Vf., das Laster des Diebstahls in neueren Zeiten so ausserordentlich ausgebreitet haben. Wodurch aber dieser Hang heutiges Tages eine so ausserordentliche Stärke erreicht habe, läfst der Vf. unentschieden. Gewundert hat es Rec., dass der freymüthige und scharfsehende Vf. eine Ursache des seit 10 bis 15 Jahren so sehr zugenommenen Lasters des Diebstahls ganz mit Stillschweigen übergangen hat, ob sie gleich so nahe liegt; nämlich jene *Pseudotoleranz*, nicht etwa in religiöser, sondern in rechtlicher und moralischer Hinsicht: wobey man es für human hält, der Diebe zu schonen und die ehrlichen Leute bestehlen zu lassen; wobey man es den Dieben allzu leicht macht, von der Beschuldigung sich zu reinigen, und den Bestohlenen allzu schwer, den Beweis zu führen; wobey dieser, wenn ihm das Geringste an juristischer Form abgeht, verworfen, und der bestohlene Ankläger in die Kosten verurtheilt wird. Kommt zu dieser Pseudotoleranz noch die sogenannte Klugheit des Richters, die es ihm rathsam macht, bey seinen Entscheidungen es lieber mit den ehrlichen Leuten, von denen er nichts zu befürchten hat, als mit dem Diebesgesindel, das seine Hände auch nach seinem eigenen Gute ausstrecken könnte, zu verderben: so wird die zunehmende Frechheit des Letzteren ziemlich erklärbar. — Dass die Vermehrung des Militärs auch mit zur Vermehrung des Diebstahls beyträgt, lockt dem Vf. S. 324 die naive Frage ab: „Ach! wenn es wahr ist, was man sagt, dass Jehovah den Juden einen König *in seinem Zorne* gab: in welcher Passion befand er sich denn wohl, da er Europa stehende Heere gab?" — Zu den Mitteln, dem Diebstahle vorzubeugen, wird *Aufklärung, eine gute Erziehung* und *passende Strafgesetze* gezählt. Die Strafen sollen bey *unverbesserlichen* Dieben in der Hinrichtung *mit der Guillotine* (als der leichtesten und wegen der Eindrücke auf die Zuschauer unschädlichsten Todesart), bey sogenannten *groben* Dieben in deren Verkaufung an die Planteure in Westindien, bey *simpeln* oder nicht groben Dieben in Geldersatz, Verweisung aus der Residenz auf das platte Land (als ob dieses nicht ohnehin schon seine schwere Plage habe!) und in körperlichen Züchtigungen bestehen. Rec. wünscht nur, dass um der manchen Paradoxieen willen, die man an diesem originellen Vf. einmal gewohnt, und wovon auch diese Abhandlung nicht frey ist, das viele Wahre und Treffende nicht übersehen werden möge, welches sie z. B. über das Militär, über die Benutzung der Kanzel, das Volk mehr mit Pflicht und Recht, als mit leeren Dogmen bekannt zu machen, über die übermässige Volksmenge in einem Staate, und über die Pflicht der Behörde, weniger für *recht viele*, als für eine möglichst grosse Zahl *glücklicher, sich satt essen können der* Unterthanen zu sorgen, enthält. Schon jetzt zeigen sich von der Vaccine mancherley für das Bürgerwohl bedenkliche Folgen; wie wird es nach 10 bis 20 Jahren seyn — wenn man nicht im Verhältniss zu der zunehmenden Volksmenge auch für Vermehrung und Erleichterung der Nahrungswege besorgt ist? Wenn diese vielmehr durch Erfindung von Maschinen u. s. w. noch erschwert und vermindert werden? Doch — darüber liesse sich noch gar Vieles sagen, was in dieser Abhandlung von dem denkenden Vf. zum Theil nur angedeutet worden ist. — *Über die Universalgeschichte, ihre Idee und Behandlung*, vom Herausg. Die Fortsetzung und nähere Entwickelung dessen, was Hr. *M.* im dritten Bande über die Geschichte im Allgemeinen vorgetragen hatte, indem er hier einen Standpunct betritt, „von welchem sich uns die Geschichte in ihrem grössten Umfange, reichsten Inhalte und ihrer höchsten Bedeutung zeigt, als ein durch die erzählende Kunst ausgeführtes gleichendes Bild von dem Leben *des ganzen Menschengeschlechts*" u. s. w. S. 429 f. — *Betrachtungen über die Frage, wie wir unsere Seele frey erhalten unter*

der Nothwendigkeit, womit das Leben uns mit sich reisst, vom Secr. *Tryde.*' Abgesehen von dem Unbestimmten in Ausdrücken und dem Mehrsinnigen in Worten, dessen sich der Vf. nicht selten schuldig macht, und wovon schon die Aufschrift Proben enthält, ist Rec. Hn. *Tr.* das Zeugniss schuldig, dass er in dieser Abhandlung herrliche Wahrheiten vorträgt, und sich als einen Mann voll reinen Sinnes fürs Gute und für die Erziehung des Menschen zum Guten in derselben zeigt. „Es ist wohl die vornehmste Ursache der heutigen Schwäche und des Missmuthes unter den Menschen, dass ihnen der wahre, lebendige Glaube fremd geworden ist." Von Jugend auf wird ihnen nur eine *Moral* verkündigt, die sie lehrt, was sie werden *sollen*, aber keineswegs *durch sich selbst* werden *können*; sie werden wohl von einem zukünftigen Leben belehrt, aber in so unbestimmten, abstracten Ausdrücken, dass sie sich dabey nichts Deutliches denken können: sie vermissen daher in missmuthigen, hoffnungslosen Stunden *des ewigen Lebens* seligen Trost" u. s. w. Zuletzt bemerkt der Vf.: „Jeder, der Gottes Offenbarungen glauben will, der wird auf gewisse Weise selbst fühlen die grosse Wahrheit, dass der Glaube Berge versetzen, und dass die Freyheit der Seele unter des Lebens Nothwendigkeit durch unerschütterlichen Glauben an Gott, und mittelst dessen durch Erhaltung eines von Sorgen ungebeugten und von Lastern unbefleckten Willens, allein bewahrt werden kann" (S. 566).

Sechster Band. *Welches ist der vorzüglichste Sinn?* von *C. Hauch.* Unter dem Motto von *Schiller*: „Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelt, Schaffendes Leben aufs Neu gab die Vernunft ihr zurück," lässt der Vf. zwischen *A.*, *B.* und *C.* ein weitläuftiges Gespräch über die aufgeworfene, im Grunde sehr unbestimmte Frage halten, das sich inzwischen wegen der natürlichen Einkleidung und guten Haltung angenehm lesen lässt. Unter anderen betrachtet *B.* zufolge der Naturanalogie die Sinne als einen Baum, der von den Geschlechtstheilen entspringt und mit dem Rückenmark parallel aufsteigt. In der Zunge fangen die Zweige an, sich zu trennen; sie theilen sich in zwey ungleiche Halbtheile; die Duplicität nimmt zu, und erreicht im Auge ihren Culminationspunct; im Ohre will sie weiter gehen, aber die Zweige beugen sich unter ihrem Gewichte. Sie können nicht weiter in der Höhe zunehmen, und nur in der Tiefe äussern sie ihre feinere Natur. Diess veranlasst *C.* zu der Bemerkung. „Wie die Vernunft, wie der Mensch selbst: so steht das Ohr auf der Grenze von zweyen Welten; es befördert zunächst die Entwickelung der Ideen, es fasst in den Tönen eine unendliche Einheit auf; mit Recht nennen wir es *den Sinn der Vernunft*" (S. 42). Wie Vieles lässt sich nicht gegen diese (wie gegen jede andere) Gradation des verschiedenen Werthes der Sinne einwenden! Wie stark ist nicht die Wechselwirkung sämmtlicher Sinne gegenseitig! Wie weit würde den Menschen das Gehör führen, ginge ihm das Gesicht ab, und umgekehrt! Was Rec. in dem übrigens lesenswerthen Aufsatze am meisten vermisst, das ist eine zweckmässige Benutzung jener durch alle Erfahrung bewiesenen wohlthätigen Einrichtung der Natur, nach welcher der Mangel des Einen Sinnes durch einen desto höheren Grad von Schärfe der anderen Sinne in der Regel ersetzt wird, so dass z. B. den Blinden sein ausserordentlich feines Gefühl zum Theil schadlos hält für den Abgang des Gesichts. Wäre übrigens, wie *C.* annimmt, das Gehör ausschliessender, oder auch nur vorzugsweise der Sinn der Vernunft: so wäre es ja ein wahres Wunder, dass es z. B. der treffliche *Pfingsten* in Kiel in seinem Taubstummen-Institute in der moralischen und selbst religiösen Cultur bey mehreren seiner Zöglinge so weit hat bringen können. Auch ist es das Auge, und nicht das Ohr, durch welches unserer Seele die Eindrücke von Gottes schöner und herrlicher Natur zunächst zugeführt werden. — *Jacob Macdonalds Reise in Dänemark 1808 und 1809.* Auszüge aus *J. M's. Travels through Denmark and part of Sweden, during the Winter of the Y.* 1809 etc. London, 1809. 2 Vol. 8. Der Vf. strandete auf der Küste von Skagen, wurde zum Kriegsgefangenen gemacht, hatte Schicksale, wie man sie in einer solchen Lage zu haben pflegt; und die etwas ungünstige Stimmung gegen Dänemark, wovon die Schrift manche Spuren trägt, ist also sehr erklärbar. In statistischer und geographischer Hinsicht leistet das Buch wenig; doch findet man darin manche interessante Bemerkung über Aalborg und ganz Jütland. — *Einleitung zu Vorlesungen über die mythischen und ethischen Gedichte der älteren Edda*, von Prof. *Finn Magnussen.* Auch nachdem *Nyerup* und *P. E. Müller* sich das Verdienst erworben haben, in mehreren ihrer Schriften das Dunkel aufzuhellen, welches vorher über dem Ursprunge und dem antiquarischen Werthe beider Eddas, der älteren und der jüngeren, lag, giebt der Inhalt derselben immer noch vielen Stoff zu wichtigen Untersuchungen für den Alterthumsforscher. Der Vf., selbst ein Isländer, und durch seine Bekanntschaft mit dem Lande und der Sprache seines Vaterlandes zu solchen Arbeiten vorzüglich geschickt, hat zwar *N's.* und *M's.* Schriften beym literärischen Theil seiner Untersuchungen fleissig benutzt, verbindet aber damit so viele eigene, mit Belegen aus älteren und neueren Schriften über seinen Gegenstand unterstützte Bemerkungen über den verschiedenen Inhalt beider Eddas, dass sie von seinen Vorlesungen über den mythisch-ethischen Theil der älteren, wozu er von „einem der ausgezeichnetsten Biedermänner des Vaterlandes aufgefodert und kräftig ermuntert wurde," im Voraus schon die beste Erwartung erregen. Dass ihn seine Untersuchungen, wie S. 110 angeführt wird, zu Resultaten führten, die mit denen des deutschen Gelehrten *Görres* (s. dessen Mythengeschichte der asiatischen Welt, Heidelb. 1810. B. 1 S. 53 f. in der Stelle: „*Caucasus* ist ein grosser mythischer Mittelpunct. Hier liegt *Eddas Asgard*, der Asa-Götter Burg, von welcher *Sigge* oder *Odin* nach Skandinavien vordrängte" u. s. w.) genau übereinstimmten, ohne, als er dieselben anstellte, diese Schrift zu kennen: das gereicht dem Fleisse, der Genauigkeit und dem Scharfsinne beider Forscher zur Ehre, und giebt ihrer Hypothese

von der Bevölkerung des Nordens von Afien her einen desto höheren Grad von Wahrfcheinlichkeit. — *Einige Bemerkungen über das, was man Glauben nennt*, vom Hauptprediger *E. Tryde* zu Glumsöe. Zur Beantwortung der Frage, wie Glauben und Wiffen von einander verfchieden find, will der Vf. in diefen Bemerkungen einen Beytrag liefern, befcheidet fich aber von felbft, fie damit nicht vollftändig beantwortet zu haben. *Schellings* Beftreben, ein Wiffenfchaftsfyftem zu bauen, welches die *abfolute Einheit* und die Verbindung des Ganzen mit ihr darftellt, zählt der Vf. zu den Verfuchen, die nur allzu oft zu einer blofsen Dialektik, zu einem Spiele mit leeren Formeln ausarten, verkennt aber defswegen nicht „die vielen einzelnen, tiefen, klaren, treffenden Blicke, welche *Sch.* in das Verborgene warf" u. f. w. Hr. *Tr.* zeigt fich als einen denkenden Kopf, der zu prüfen und Haltbares von Unhaltbarem zu unterfcheiden verfteht. — *Scenen in Neapel*, von *Frid. Brun* geb. *Münter*. Es war im Sept. 1809 in früher Morgenftunde und noch vor Sonnenaufgang, als die Dichterin einem der heftigften Ausbrüche des Vefuvs zufah, und, indem fie den Sirius, „mit feinem reinen, gleich einem grünlichen Diamante funkelnden Urlichte gerade über des Berges Crater hoch vom Himmel herab in die irdifchen Höllenflammen fchauend," erblickte, die Frage aufwarf: „Ach! dorten, auf jenem ungeheueren Sonnenkörper, flammen auch da finftere irdifche Vulkane auf aus des Abgrunds Tiefe und — aus der Bruft feiner denkenden und fühlenden Bewohner? Rafen auch da Eroberer? Seufzen auch da verftummende, in Staub getretene, Sklavenfeffeln tragende Nationen?" u. f. w. — *Der Dichtertrank, eine altnordifche Mythe mit nöthiger Erklärung*, vom Prof. *Finn Magnuffen*. Von dem benannten Gegenftande enthält die ältere Edda nur das einzige, hier mitgetheilte Gedicht, wogegen fich in der jüngeren mehrere ausführliche Erzählungen davon finden, welche unter anderen *Baggefen* in einem komifchen Gedichte: *die Entftehung der Poefie*, benutzt hat. Der Vf., der uns hier eine Probe feiner Vorlefungen über die mythifchen und ethifchen Gedichte der älteren Edda giebt, die dankenswerth ift, macht es wahrfcheinlich, dafs das Ganze nur ein Bruchftück von einem übrigens verlorenen mythifchen Gedichte ift, welches, im Namen Odins, eine Erzählung von der Art enthält, wie er den Dichtertrank, oder die Gabe der Poefie, erhalten habe. Man fieht, wie alt die Idee (oder die Erfahrung?) ift, dafs die Begeifterung zur Poefie am ficherften mittelft begeifternder Getränke gefchehen könne. Übrigens bemerkt der Vf. in einer Nachfchrift, dafs fchon *Gräter* im J. 1789 in feinen *nordifchen Blumen* den Theil der *Håvamål*, aus welcher *der Dichtertrank* hier ins Dänifche überfetzt ift, nebft einem anderen Bruchftücke: *Odins Bewerbung um Rinde*, verdeutfcht habe. — *Die Surturhöhle und das Schneefjeldgebirge*, Fragment von einer Reife durch Island von *Ebenezer Hendenfoh*. Die brittifche Bibelgefellfchaft fchickte den Vf. mit einer Anzahl ins Ifländifche überfetzter Bibeln nach Island. Während der Sommer von 1814 und 1815 durchreifte derfelbe das Land in allen Richtungen, fand viel Merkwürdiges im Reiche der Natur und der Menfchenwelt, fchilderte daffelbe mit Leben und Wahrheit in einer zu London herauskommenden Schrift, und der Herausg. erhielt von ihm die Erlaubnifs, aus dem Manufcripte deffelben einen Auszug für die Lefer der Athene ins Dänifche zu überfetzen, welcher die Befchreibung von 2 der intereffanteften und charakteriftifchften Gegenden von Island enthält. Rec. ift es nicht bekannt, ob feitdem das englifche Original vollftändig erfchienen ift; aber nach diefem Bruchftücke zu urtheilen, verdient es alle Aufmerkfamkeit. — *Die Götter des Nordens*, von *Schaldemofe*, und: *Ines*, eine Legende, von *F.* Zwey Gedichte von anziehendem Inhalte und wahrem dichterifchem Werthe. — *Über den Jefuiterorden, deffen Verdienfte um das Miffionswefen und die Wiffenfchaften, und was man von deffen Wiederaufrichtung zu halten hat?* Der Vf., in welchem Rec. den wackeren Paftor *Holm* an der Holmskirche zu Kopenhagen, denfelben, welcher kürzlich *Wolfs* Gefchichte der Jefuiten ins Dänifche überfetzt herausgab, zu erkennen glaubt, giebt hier eine Skizze der wichtigften Unternehmungen und Schickfale des Ordens, nicht fynchroniftifch, fondern abgefondert in jedem Lande für fich, und fupplirt auf diefe Art Manches, was in jener Schrift entweder übergangen, oder nur kurz berührt worden ift: wodurch er denn Jeden, der gegen eine Sache von fo bedeutendem Einfluffe auf die moralifche und religiöfe Bildung der Menfchheit nicht gleichgültig ift, in den Stand fetzt, über die möglichen und wahrfcheinlichen Folgen der Wiederherftellung des Ordens ein defto richtigeres Urtheil zu fällen. Je weniger Rec. glaubt, dafs der Orden, als folcher, in einem Lande, wie Dänemark, je feine unmittelbare Wirkfamkeit wird geltend machen können: um fo viel mehr ftimmt er dem Vf. bey, wenn derfelbe S. 494 f. die Beforgnifs äufsert, dafs der Geift des Ordens, auch ohne feinen Namen zu führen, zu einer Zeit und in einem Lande Eingang finden könne, wo die Kirchenfcheu, die Geringfchätzung der Bibel, die philofophifche und religiöfe Myftik, die Beraubung der Prediger von ihrem Anfehn, ihren Einkünften und ihrer Wirkfamkeit, und andere fchlimme Zeichen der Zeit, Alles dazu beytragen, diefen Eingang möglich und leicht zu machen. Der Vf. hat alfo ein Wort zu feiner Zeit geredet, und das „*Memento mori*," das er am Schluffe feiner Abhandlung dem Geifte des Mannes zuruft, der vor 300 Jahren den Kampf mit der Finfternifs fo heldenmüthig beftand, deffen Namen die Confeffion, worauf Dänemarks Conftitution beruht, trägt, und deffen Werk *Loyolas* Gefellfchaft zu zerftören trachtete, fteht in der Athene nicht am unrechten Orte. — Noch enthält diefer Band einige fchätzbare poetifche Beyträge, als *Mozarts Requiem* und *Idas Stimme*, von *Frid. Brun* geb. *Münter*, *Ovids erfte Liebeselegie*, überfetzt von *F. L. Heiberg* u. f. w.

Rec. ift in der Anzeige diefer Monatsfchrift ausführlich gewefen; und dazu glaubte er fich durch den hohen Rang, den diefelbe unter allen jetzigen dänifchen Zeitfchriften mit Recht einnimmt,

und welchen ihr wohl nur *Rahbeks* aufs Neue begonnene *dansk Minerva*, nebst dessen *Tilskuer* (wovon vielleicht künftig einmal) streitig machen könnte, verpflichtet. Bey aller Ausführlichkeit aber überging er doch eine Menge literärischer, und besonders literärisch-polemischer Artikel, welche sie enthält, und kann, in letzter Hinsicht, den Wunsch nicht unterdrücken, dass sie gänzlich aus der Athene verschwinden mögen. Nur um zu zeigen, wie gerecht dieser Wunsch ist, berührt Rec. schliesslich eine ihm in die Hände gefallene, durch die Athene veranlasste Streitschrift, die zur Ehre ihres Vfs. und der ganzen Literatur immer hätte ungedruckt bleiben sollen. Ihr Titel ist:

Kopenhagen, b. Seidelin: *Skal vi troe paa Gud eller paa Athene?* u. s. w. (Sollen wir an Gott oder an die Athene glauben?) Von *N. Fr. S. Grundtvig*, Praest (Priester). 1814. 51 S. 8. (3 Mk.)

Eine einzige Äusserung, welche der brave Vf. der im 2 B. der Athene stehenden Abhandlung: *über die Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens*, in einer Note gegen eine hyperorthodoxe Meinung *Grundtvigs* hatte fallen lassen, und die in Form und Sache nichts Beleidigendes enthielt, reizte diesen allzeit fertigen Streiter und unversöhnlichen Feind der Vernunft so, dass er nicht umhin konnte, seiner Galle durch vorstehendes Werkchen Luft zu machen. Schon das unwürdige Wortspiel, welches sich dieser besoldete Diener Gottes und der Kirche auf dem Titel mit dem Worte „*glauben*" erlaubt; mehr noch der verunglückte, aber bösartige Witz, den er in seiner Schrift mit dem Worte „*Athenienser*," womit er den Verfasser der Abhandlung in der Athene bezeichnet, treibt; und besonders die Sucht, zu verketzern, aus den unschuldigsten Äusserungen Gift zu saugen, und sich und seinen Anhängern den Alleinbesitz aller Wahrheit, alles Erkenntnisses und alles seligmachenden Glaubens zuzuschreiben: hat Rec. in Hn. *Gr.* einen Mann kennen gelehrt, den er für unwürdig hält, dass irgend ein Mitarbeiter an der Athene sich mit ihm in einen Streit einlässt; auch ist der von *Gr.* hingeworfene Fehdehandschuh, soviel Rec. weiss, auf der Erde liegen geblieben. D. Fr.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Frankfurt a. M., in d. herrmannischen Buchhandl.: *Xenophons Feldzug des jüngeren Cyrus*, übersetzt von *Friedrich Grillo*. Zweyte Ausgabe. Durchaus umgearbeitet von *Georg Christian Braun*, Rector in Wetzlar.

Auch unter dem Titel: *Sammlung der neuesten Übersetzungen der griechischen prosaischen Schriftsteller*, mit erläuternden Anmerkungen. Zweyter Theil. *Xenophons Feldzug des Cyrus.* Zweyte verbesserte Ausgabe. 1816. 21½ Bogen 8. (20 gr.)

Der Verleger verlangte, laut Hn. *B's.* Vorrede, ausdrücklich keine *völlige* — diess ist doch wohl synonym mit *durchaus?* — Umarbeitung, sondern nur eine *verbessernde Durchsicht.* Worin diese bestanden, lässt uns die Vorrede errathen: denn eine Vergleichung mit der ersten Ausgabe können wir nicht anstellen. Hr. *B.* verbesserte einige Redensarten und Wendungen, die ihm veraltert zu seyn schienen. Ferner bemühte er sich, in den Kriegsgegenständen die ausländischen Wörter mit rein deutschen zu vertauschen; wo nach einer von *Schneider* angenommenen Lesart ein anderer Sinn herauskam, als *Grillo*, älteren Ausgaben folgend, herausgebracht hatte, mussten diese den *schneider*'schen weichen. Endlich was die Rechtschreibung betrifft: so schrieb er zwar die einmal geläufigen Namen, z. B. *Cyrus*, so, wie man gewöhnlich spricht, die anderen aber mit ihrer griechischen Endung *os* für *us*. Der angehängten Anmerkungen sind nur wenig, aber fast immer sind sie den Bedürfnissen ungelehrter Leser angemessen. Sie enthalten Reductionen des alten Geldes und Masses auf heutiges; kurze Erklärungen alter Waffen, musikalischer Instrumente, obrigkeitlicher Würden u. dgl., bey denen der ungriechische Leser Anstoss finden konnte. Unnöthige Noten finden sich selten. Dahin rechnen wir folgende. Xenophon bemerkt I, 5 die Einwohner einer gewissen Gegend grüben Mühlsteine: dabey bemerkt Hr. *B.*, es heisse der untere Mühlstein griechisch ὄνος, lateinisch *meta*. Da diess zur Erklärung des Schriftstellers gar nichts beyträgt: so musste sie entweder ganz wegbleiben, oder gelehrter und genauer ausgeführt werden. — Der *Paean* ist in der Note S. 108 falsch erklärt. — Nach S. 201 soll die *Tiare* ein *Frauenkopfputz* seyn. Nimmermehr! Παρθίους τὶς ἄνδρας ἐγνώρισεν τιάραις, singt Anakreon. — S. 277 übersetzt er *Scheeren*, und fügt hinzu: „χηλὴ, in der Urschrift Krebsscheeren; die Felsen an den schwedischen Küsten heissen auch *Scheeren*." Ja freylich! aber nur dass die schwedischen *Skiär* mit den griechischen χηλαῖς auch nicht die entfernteste etymologische Ähnlichkeit haben. — Rec. setzt noch drey Bemerkungen hinzu, die ihm gelegentlich beyfallen.

Über Xenophons *Gerstenwein*, III, 5, bemerkt Hr. *B.*, unser Bier *scheine* aus Asien herzukommen. Diess *scheint* nicht, sondern ist gewiss. *Kolchis* und die umliegende Gegend ist das wahre Vaterland des Biers, aus dem es nordwärts Odin nach Skandinavien, südwärts Sesostris nach Ägypten brachte. — Zur Stelle IV, 8 vom *Tollhonig* (*mel* μαινόμενον) hat Hr. *B.* eine recht gute Anmerkung; die Stelle Xenophons ist classisch, und dient dasjenige zu berichtigen, was *Penzel* darüber in den Anmerkungen zum Strabo S. 1854 Not. 236 f. zu unbestimmt und schwankend gesagt hat. — Die *Mosynöker* mit allen ihren Nuançen, so wie sie Xenophon S. 199, Strabo und Apollonius Rhodius beschreiben, existiren noch heutzutage. Man vgl. die *Fundgruben des Orients*, in deren viertem Bande *Engelhards* Besuch bey den *Galga-Inguschen* beschrieben ist, die noch jetzt alle Sitten der alten *Mosynöken* beybehalten. St. I.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 7.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Ulm, in der Stettinischen Buchhandl.: *Dramatische Stüke (Stücke) zu (zur)* Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens, zur wirklichen Darstellung auf der Bühne für Theaterfreunde in Provinzialstädten und Märkten bearbeitet durch *Anton von Rettig. Erstes Stück, die Gastfreyheit*, ein Gemälde in drey Acten. 1804. 80 S. 8. (7 gr.)

2) Erfurt, b. Knick: *Bertha von Lindenstein oder Kabale und Entführung.* Trauerspiel in fünf Aufzügen aus den Jahren 1495 vom Verfasser der Bertha von Hochstein. 1805. 8. (8 gr.)

3) Berlin, b. Schöne: *Wenda oder die unglückliche Heirath.* Trauerspiel in drey Acten. 1804. 8. (6 gr.)

4) Wien, b. Degen: *Der gewissenhafte Erbe.* Ein Lustspiel in fünf Aufzügen; von *Falsen.* Für das k. k. Hoftheater. 1804. 8. (6 gr.)

5) Wien, b. Degen: *Die Herrnhuterinnen.* Eine Oper in zwey Aufzügen, nach dem Französischen des *Picard.* Für das k. k. Hoftheater. 1804. 8. (4 gr.)

6) Torgau: *Otto III.* Erster Theil. *Der gutgeartete Jüngling*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, gedichtet von *Gust. Ant. Freyh. v. Seckendorf.* 1805. 8.

7) Torgau: *Otto III.* Zweyter Theil. *Der schwankende Mann*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, gedichtet von *Gust. Ant. Freyh. v. Seckendorf.* 1805. 8. (Beide Theile 1 Rthlr. 8 gr.)

8) St. Gallen, b. Huber und Comp.: *Orgetorix*, ein tragisches Gemälde aus der ältesten Geschichte Helvetiens in fünf Aufzügen, von *Carl Müller-Friedberg.* Neue von dem Verfasser veränderte Originalauflage. 1804. 8. (12 gr.)

9) Leipzig, b. Rein und Comp.: *Schauspiele von Reinbeck.* 1805. 8. (16 gr.)

Wir haben hier mehrere dramatische Producte vereiniget, über welche die Zeit bereits das Urtheil gesprochen zu haben scheint: die meisten sind vergessen und unser Bericht von denselben kann nur entweder eine Art von Todtengericht seyn, zur Warnung und zum abschreckenden Beyspiel für die Lebenden, oder auch eine Erneuerung des Andenkens an Vergessene, die ein besseres Schicksal verdient hätten.

No. 1 ist dem Titel nach bestimmt, in Jahrmärkten aufgeführt zu werden. Da zu solcher Zeit für allerley Bedürfnisse gesorgt wird: so scheint Hr. *von Rettig* geglaubt zu haben, es könne auch Leute geben, die Langeweile suchen, und für diese hat er ein zweckmässiges Stück geschrieben: denn es ist nicht möglich, etwas Langweiligeres auszusinnen, als diese weinerliche Komödie. Im ersten Act zwingt ein reicher gutmüthiger Bauer einen Fremdling, bey ihm Nachtquartier zu nehmen. Im zweyten Act will ein liederlicher unverschämter Landjunker von dem Bauer Geld leihen, erhält aber keines, und im dritten Act erkennt der Bauer in dem Fremdling seinen einst ihm geraubten Sohn. Das ist die ganze Geschichte. Als die Mutter den Sohn erkennt, „sinkt sie entkräftet auf den Stuhl und ruft aus: „die Freude tödtet mich!" worauf der Herr Pfarrer sehr fromm bemerkt: „herrlicher Lohn der Rechtschaffenheit!"" Nachdem der Knoten gelöst ist, erzählt noch *pour la bonne bouche* der Bauer durch 20 Seiten seine frühere Lebensgeschichte. Er hätte eben so gut die Schöpfungsgeschichte erzählen können, da es bloss auf Erbauung der Jahrmärktler abgesehen ist. — Hr. *von Rettig* wird wohl thun, sich des Schreibens künftig ganz zu enthalten. Bey dem besten Willen fehlt es ihm an Begriffen.

No. 2. Der siebzigjährige Graf Lindenstein besucht das Grab seiner Gemahlin, und klagt über ihren Verlust. Carl Graf Werther, der Burgpfaff und Bertha, die Tochter Lindensteins, kommen gleichfalls an diesen schauerlichen Ort, und trösten den Vater, der dann Werthern und seiner Tochter, zu ihrer bevorstehenden Vermählung, Glück wünscht. Weil die Luft kühl wird, geht der alte Graf mit dem Pfaffen nach Hause, und die Liebenden begeben sich ins Lustwäldchen, wo Ritter Klaueck mit einigen Vermummten sie überfällt. Carl wehrt sich tapfer. Bertha schimpft auf die Räuber: „Schandbuben! Menschen ohne Gefühl!" Umsonst, sie wird entführt, und Carl lässt, darüber erschreckt, sein Schwerdt fallen. Das ist der erste Aufzug. Im zweyten sucht der Burgvogt den alten Grafen über den Unfall der Tochter zu trösten. Dieser antwortet: „*Ich danke für Eure Gewogenheit!*" worauf der Burgvogt sich als Pilger verkleidet, mit einem Dolch bewaffnet, und ausgeht, Bertha auf-

zusuchen. Auch Carl gürtet sich mit dem Schwerdte, oder wie es hier stets genannt wird, mit dem Flammberge, um die Geliebte zu rächen. Bertha ist von Klaueck ins Kloster gebracht, wo er, bald bittend, bald drohend, sie zu verführen sucht; sie bleibt aber stets tugendhaft. Eine Nonne, die von Klaueck gleichfalls „um Tugend und Unschuld" gebracht wurde, giebt ihr einen Dolch, und verspricht sie in der Nacht zu befreyen. Diess geschieht. Der Burgvogt trifft indessen den Ritter Klaueck, entwaffnet ihn listig und mordet dann den Wehrlosen — um die Menschheit von einem Bösewichte zu befreyen. Carl, Bertha und der Burgvogt finden sich bey Ulm, kommen glücklich nach Lindenstein, und eben soll die Hochzeit gefeyert werden, als sich's entdeckt, dass Carl des alten Lindenstein vor sechzehn Jahren geraubter Sohn und folglich Bertha's Bruder ist; ein ehrloser Vetter, *Mortimer*, hatte ihn entführt, Alle sind traurig. Carl geht in die weite Welt. Mortimer, als Pilger verkleidet, lauert ihm auf, und stösst ihn meuchelmörderisch nieder. Carl wird begraben, Mortimer belagert des Lindensteiners Burg, die Lindensteiner machen einen Ausfall. Mortimer will seinen alten Vetter im Gefecht eben niederhauen, als Bertha, in schwarzer Ritterkleidung, dazu kommt und dem Mortimer auf dem Theater „den Kopf *spaltet*;" — der Vater dankt der Tochter für diese That, und sie geht ins Kloster. Diese höchst tragischen Begebenheiten und Thaten werden durch angemessene Reden und Redensarten noch gewürzt. Als z. B. die Nonne der Bertha erzählt, dass Klaueck sie verführt habe, sagt sie:

„Meine Mutter ahndete sehr bald meine schleunige Veränderung und verschonte mich dennoch mit Schmähung."

Bertha. „Wird aber gewiss im Innersten ihrer Seele viel gelitten haben."

Die Nonne. „Ja gewiss hat sie das, die beste Mutter."

Ist das nicht ungemein rührend? Es ist sehr möglich, dass der Verfasser der Bertha von Hochstein und der Bertha von Lindenstein noch eine Bertha von Distelstein zu Tage fördere. Wer nach den gelieferten Proben Lust hat, seine Machwerke zu lesen, dem wollen wir den Spass nicht verderben.

No. 3. Rec. hatte dieses Trauerspiel bereits im Manuscript gelesen, und weiss, dass der Vf. seit mehreren Jahren todt ist. Das Stück selbst hat eigentlich nie gelebt, und es sey daher genug, zu berichten, dass es unter der Kritik ist. Folgende Probe wird auf den Geist des Ganzen schliessen lassen. Der Ceremonienmeister Koczinsko macht einem Hoffräulein, Zaira, eine Liebeserklärung.

„Ich liebe Euch, sagt er, und hoffe Eure Gegenliebe zu erhalten."

Zaira. Ja, da bedauere ich Euch: ich liebte Euch nie: ich hatte immer eine gewisse Abneigung für Eure Person. —

Koczinsko. Abneigung? Was? Ein Mädchen, das in der feinen Welt lebt, muss auch fein handeln. — Ihr seyd ja grob über die Maassen. —

Zaira. Zu einer deutlicheren (?) Erklärung bin ich jetzt unfähig. — — (Vor sich) Götter! Wie werd' ich des Menschen los? (Laut zu ihm) ich rathe Euer Bestes, Koczinsko. Ihr werdet nie Euren Zweck erreichen. — Geht Unwürdiger!

Koczinsko, (nähert sich ihr etwas wild.) Dein Eifer, Mädchen, giebt mir Muth; ich wage es. — (will sie mit Gewalt umarmen.)

Zaira, (zieht einen verborgenen Dolch.) Dieser soll deine Kehle durchbohren. Geh augenblicklich!

Koczinsko, (im Zurückprallen.) Das wird dir dreyfaches Unglück *bedeuten*. (?) — (Geht wild davon.)

Darauf erscheint der wahre Liebhaber, und Zaira erzählt ihm: „Dieser Bösewicht suchte vorhin meine Ehre und *Unschuld* zu *zernichten*." —

Von No. 4 sagt der Titel nicht, ob das Lustspiel ein Original oder eine Übersetzung sey. Das Stück spielt in London, und alle Charaktere, so wie die Verwickelung, sind englisch. Man möchte daher *den gewissenhaften Erben* für ein brittisches Product halten; wirklich verräth er in seiner Anlage und Ausführung englischen Geist, und man möchte sagen ein englisches Herz. Es ist auch Moral in dem Stücke; aber nicht die jämmerliche unserer Thränenstücke, die sich mit frostigen Sentenzen begnügt, sondern die aus dem grossmüthigen Gefühl edler Menschen hervorgeht, und sich nur ausspricht, weil die gegenwärtige Situation daran lebhaft erinnert. Solche Vorzüge werden selten bey den neueren deutschen dramatischen Schriftstellern bemerkt. Von der anderen Seite hat dieses Stück zu wenig von der nicht selten bizarren Verwickelung der Engländer, der Gang der Handlung ist zu natürlich und einfach, als dass man nicht wenigstens die Nachhülfe einer deutschen geübten Hand daran erkennen sollte; auch ist der Dialog zu rein, fliessend und mit Delicatesse geführt, um an eine Übersetzung denken zu können. Wem aber auch das Verdienst gebühret: die leichte, doch sichere Zeichnung und das lebhafte Colorit der Charaktere, die ungezwungene, stets vorwärtsschreitende Führung der Handlung, die Präcision und Zartheit des Dialogs, geben diesem Lustspiel unter den vielen neueren Versuchen einen ausgezeichneten Rang, und Hn. *Falsen*, wenn er ein Deutscher ist, einen ehrenvollen Platz unter unseren guten Schriftstellern.

No. 5. Es giebt in Wien mehrere für das Theater arbeitende Übersetzer, welche überaus geschickt sind, aus artigen, witzigen französischen Operetten plumpe, geistlose Nachbildungen zu fabriciren, und besonders in den Singstücken der Sprache, den guten Sitten und dem gesunden Verstande Gewalt anzuthun. Ein Beweis von dieser dort nicht brodlosen Kunst sind auch diese *Herrnhuterinnen*. Eine Probe mag hier zur Warnung stehen. *Agnes* singt:

Ich träumte *wirklich* (?) von der Ehe.
Ich dachte mir schon Braut zu seyn:
Ich sah die schönste Hoffnung keimen.
O Liebe, soll es übel seyn,
Von der Heirath sogar zu träumen?

Josephine.

Darum frage nicht eine Schwache,
Leicht irrt der menschliche Verstand;
Das ist ja ganz Gewissens-Sache,
Fragen wir unsre Gouvernant.

Agnes.

Mit Angst erfüllt mich dieser Traum,
Mir zittern alle Glieder;
Der Donner streckt mich eher hin,
Wenn wir um Rath zu fragen säumen etc.

No. 6 und 7. Aus diesen zwey Stücken kann man lernen, wie *Schillers* und *Goethe's* Geist auf zärtliche Seelen und unpoetische Naturen gewirkt hat. Der Vf. versichert in dem Prolog:

„Begeisterung lockte die Blüthe hervor,
Die freudig der Dichter Euch weihet.“

Es ist jedoch in diesen Trauerspielen keine Spur von Begeisterung zu bemerken; wohl aber findet man auf jeder Seite und beynahe in jeder Zeile einen Beweis von der impotenten Anstrengung eines Schülers, der den Meister fliegen gesehen hat, und sich hinkend übt, ihm nachzukommen. Weder Charaktere noch Handlung, weder Gefühl noch Sprache haben Antheil an dieser Tragödie; ein kalter Sinn und ein empfindelndes Herz spricht sich darin aus; nirgends Geist und Gemüth. Der Vf. verräth Belesenheit und eine gewisse man möchte sagen musikalische Geschicklichkeit, die Gedanken und Verse guter Dichter durch Variationen auf den ersten Moment unkenntlich zu machen; doch nur zu bald merkt man, dass seine angebliche Begeisterung aus Büchern hergeholt und nicht aus einer lebendigen Seele hervorgegangen ist. Daher gleiten seine anspruchvollesten Schilderungen an dem Sinn des Lesers ab, und lassen keinen Eindruck in ihm zurück. Es ist als sähe man bemalte Stückchen Eis vor sich; sie schmelzen und die Farben fliessen in einander, sobald man sie mit warmer Hand berührt. Wenn der Vf. recht schauerlich seyn will: so wird er lächerlich, und die Energie seiner Personen grenzt so nahe an schlaffe Empfindsamkeit oder plumpe Bosheit, dass man sich mit Widerwillen von ihnen wendet. Er lässt den Wind im Gemäuer saussen, Grillen zirpen und kleine Pergamentlaternen erscheinen, wenn die Leute umgebracht werden sollen, welches, beyläufig gesagt, nicht selten geschieht; und als der Held des Stückes, der Kaiser Otto, gleichfalls gemordet wird, lässt er ihm seine Seele in recht verliebten Redensarten aushauchen; des Kaisers Mutter, Theophania, ist eine so gemein gottlose Frau, dass nur ein offenbarer Pinsel sich von ihr regieren lassen kann, und doch war Otto, den sie beherrscht, nach des Vfs. Meinung ein *gutgearteter Jüngling* und ein nur — *schwankender Mann*. Wirklich erscheint er bisweilen als ein ganz guter Mensch, der über mancherley Verhältnisse des Lebens nicht übel philosophirt und ziemlich klar sieht. Warum lässt er, warum lassen sich andere verständige Menschen von dem boshaften und — die Wahrheit zu sagen — dummen Tusculum hinters Licht führen? Die Leute dürften nur einmal einen vernünftigen Entschluss fassen, um seiner und Theophania's Bosheit auf einmal ein Ende zu machen. Aber freylich, dann wäre das Stück gleich zu Ende, und eher ein Lustspiel als eine Tragödie. Es musste also alles hübsch schwankend erhalten werden, damit der Zuschauer, wenn nicht in Furcht und Mitleid, doch in eine fatale ängstliche Stimmung gesetzt werde, wobey er sich über den Unverstand der Handelnden ärgert, und höchstens Mitleid mit dem Vf. empfindet, dass ihm keine besseren Mittel einfielen, das Interesse zu fesseln. Doch genug von diesem verfehlten Versuche des Vfs.; er hat wahrscheinlich selbst eingesehen, dass er zum tragischen Dichter keinen Beruf hat; wenigstens erinnert sich Rec. nicht, irgendwo neuere Trauerspiele von Hn. *v. S.* angekündigt gelesen zu haben.

No. 8. Orgetorix, ein reicher Helvetier, strebt nach der Herrschaft über sein Volk; er hat dem Julius Alpinus, einem tapferen Heerführer im Kriege, seine Tochter Claudie zur Ehe versprochen, findet es aber politischer, sie nachher dem Gallier Dumnorix zuzusagen, um mit dessen Hülfe die Helvetier desto leichter zu unterjochen. Lucius, der Freund und böse Rathgeber des Orgetorix, findet diesen Entwurf sehr unklug, meint aber doch, dass Julius, der ein patriotischer Schwärmer ist, durch Vorspiegelung grossmüthiger Gründe sich bestimmen lassen werde, der Braut zu entsagen. Julius kommt, und der Vater erzählt ihm ohne Umschweife, was er von ihm verlange. Julius sträubt sich Anfangs, willigt jedoch bald ein. Darauf entdeckt ihm Orgetorix, dass er durch Dumnorix die Krone zu erhalten hoffe.

Julius (schnell). Was sprechen sie von Krone?

Orgetorix. Die Helvetier sind ein tapferes, doch abergläubiges Volk; Krieger, und nichts mehr, als blinde Krieger. Pfaffen und Weissager beherrschen sie. — Ist es nicht besser —

Julius. Wie besser, was besser?
Orgetorix. Ist es nicht rühmlicher? —
Julius. Dass sie Knechte seyn?
Orgetorix. Dass ein Mann sie beherrsche, der es sagen darf — —

Darüber wird nun der freyheitliebende Julius aufgebracht, und will nichts davon hören. Der Alte ruft ihm zu: „Ermannen sie sich; nützen wir unsere Überlegenheit über diese leichtgläubigen Dummen.“ Umsonst, Julius will zu den Dummen gehören. Orgetorix bietet ihm an, die Krone mit ihm zu theilen; Julius verachtet die Herrschaft und geht ab. Nun sieht der alte Herr, der König seyn will, dass er einen dummen Streich gemacht, sich dem schwärmerischen Jüngling zu entdecken. Lucius, ein gar feiner Bösewicht, räth ihm, sich zu verstellen, und dem Julius von Neuem die Tochter zu versprechen. — So sprechen, so handeln hier die Leute. Rec. fühlt keinen Beruf, mehr von diesem abgeschmackten Trauerspiele zu berichten. Der Vf. versteht sich so wenig darauf, grosse Charaktere zu schildern, dass, wenn er, nach seinem eigenen Bekenntniss, einen Brutus aufs Theater bringen will, er uns einen alten Schwachkopf zeigt, der alles sieht und nichts begreift, und desswegen seinen Sohn zum Todte verurtheilt. Die Claudia, die ein „*Ideal eines schönen weiblichen Charakters*“ — ! ! ! — seyn soll, ist nicht mehr und nicht weniger als ein gutes Gänschen, das hin und her läuft, einmal sogar verrückt wird, und mehr zufällig als mit Absicht die Bösewichter entlarvt.

Hr. *Müller-Friedberg* hat den Cäsar fleissig gelesen. Es ist ihm zu rathen, dass er in diesem Geschäft fleissig fortfahre: denn vielleicht geht ihm bey der Lectüre einmal ein Licht von dem auf, was grosse Männer und grosse Verhältnisse des Lebens sind. Bis jetzt hat er noch keine Ahnung davon.

No. 9. Hr. *Reinbeck* liefert in dieser Sammlung zwey Stücke: 1) *Graf Rasowsky oder Nicht alles ist falsch was glänzt*, ein russisches Sittengemälde in vier Aufzügen; — 2) *Herr von Hopfenkeim, eine Fastnachts-Posse in vier Aufzügen. Nach Monsieur de Pourceaugnac von Moliere für die deutsche Bühne frey bearbeitet.* Das erste Stück ist allerdings ein lebhaftes Sittengemälde; aber welcher Sitten! Wenn es wirklich russische Sitten sind: so — — — Doch, der Leser soll selbst urtheilen. Generalfeldmarschall Rasowsky, der Liebling der Kaiserin Katharina II, ein ganz vortrefflicher, edler, grossherziger Mann, cassirt mir nichts, dir nichts einen tapferen Obersten, ohne dass diesem ein Mittel gelassen wird, sich zu vertheidigen, ja ohne dass er nur gehört wird, bloss weil der Feldmarschall sich einbildet, der Oberst sey Schuld, dass er, Rasowsky, eine Schlacht verloren habe. Der Oberst kommt nach Petersburg, seine Unschuld zu beweisen; wird aber überall abgewiesen, weil sein Gegner ein mächtiger Mann ist. Aber weiss denn in ganz Petersburg Niemand, dass dieser Mächtige ein ganz besonders grossmüthiger Cavalier ist, der nichts lieber wünscht, als eine Übereilung gut zu machen? — Nur der Secretär des Grafen erbarmt sich des armen Obersten, spricht aber nicht von ihm mit dem General, welches das kürzeste Mittel gewesen wäre, zum Zweck zu kommen; nein, er räth dem Unglücklichen, sich geradezu bey dem General einzuquartiren. Der Graf ist entsetzlich reich, hält offene Tafel, es speisen viele arme Schlucker bey ihm, daher bemerkt er den Obersten kaum. Er fragt auch nicht, wer der Mann ist, obgleich dieser seit sechs Wochen bey der Tafel erscheint, und eben so lange im Hause wohnt. Der Haushofmeister, ein russisch kaiserlicher Major, denkt, der Graf hätte ihm erlaubt hier zu wohnen, und fragt weiter nicht nach. Dieser Major und Haushofmeister kreuziget sich alle Augenblicke vor dem Bilde des heiligen Michael, bestiehlt und belügt den Grafen, wird aber von diesem für einen grundehrlichen Kerl gehalten, welches, beyläufig gesagt, dem Verstande des allervortrefflichsten Grafen wenig Ehre macht, da der Major sein Handwerk ganz besonders plump treibt. Der Major hat eine Tochter, eine zweyte Gurli, die den Secretär liebt; der Secretär ist ein seelenguter Mensch, hat aber das Unglück, in einem Abende im Spiel 15,000 Rubel zu verlieren, und weiss nun nicht, wie er die Ehrenschuld bezahlen soll; er ist nahe daran, 20,000 Rubel, die ihm der Graf aufzubewahren gab, um ¾ zu verringern, thut es aber nicht, weil das schlecht wäre. Das Mädchen wirft sich dem Grafen zu Füssen, giebt ihm zwey sehr feurige Küsse, und erhält die Begnadigung des Secretär's, ja der Graf schenkt ihm 15,000 Rubel, um die Schuld zu bezahlen, und dem Mädchen 300 Bauern, um den Secretär heirathen zu können. Jetzt erinnert sich der Graf auch an den unbekannten Obersten, lässt ihn rufen, erkennt dessen Unschuld, verschafft ihm einen Orden, den Charakter als Generalmajor, und schenkt ihm 1000 Bauern, zur Aussteuer für seine Tochter. So grossmüthig macht er eine Übereilung wieder gut. Man sieht, die Intrigue ist nicht besonders künstlich erfunden, indessen mag das Stück doch, wenn die Rollen gut besetzt sind, ein paar Stunden unterhalten: denn die Handlung geht ziemlich rasch vorwärts, und der Dialog ist nicht ohne Lebhaftigkeit geführt. Hr. *Reinbeck* hat sich, wie es scheint, den Hn. *v. Kotzebue* zum Muster gewählt; er erreicht ihn bisweilen, wird es aber schwerlich jemals weiter bringen, als sein Vorbild. Wenigstens zeigt das zweyte Stück, dass es dem Bearbeiter gänzlich an Witz und Humor fehlt: was hier nicht Übersetzung ist, ist durchaus platt und gemein.

Chr.

LEIPZIG, b. Rein u. Comp.: *Lorenz Stark oder die deutsche Familie.* Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach *Engels* Charaktergemälde bearbeitet von *Friedrich Ludwig Schmidt.* 1804. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Engel hatte bey der Anlage seines Lorenz Stark die Absicht, ein Drama zu machen, bemerkte aber bald, dass die Hauptcharaktere und die einfache Geschichte, in welcher sie sich entwickeln sollten, mehr für den Roman als für die theatralische Darstellung geeignet waren. So entstand sein lebendiges Charakter- und Sitten-Gemälde, dessen ursprüngliche dramatische Anlage den Reiz des Bildes erhöhte. Hr. *Schmidt*, der klüger seyn wollte, als der Vf., spürte jener Anlage nach, und lieferte einen wörtlichen Auszug aus dem vortrefflichen Romane. Seine Bearbeitung zeigt weder von tiefer Einsicht in die Natur der dramatischen Dichtung, noch von eigenem Talent bey der Bearbeitung eines gegebenen Stoffes. Indess hat dieses Schauspiel dem grössten unter den noch thätigen deutschen Schauspielern Gelegenheit gegeben, seine Kunst in der Darstellung eines schön erfundenen Charakters zu zeigen, und sonach verzeiht man, bestochen von der Bewunderung des Hn. *Iffland*, Hn. *Schmidt* gern seine Anmassung, ein Werk, das nicht für das Theater bestimmt war und seyn konnte, in dasselbe hineingezwungen zu haben.

Chr.

NEUE AUFLAGEN.

Altona, b. Hammerich: *Englische Sprachlehre für Deutsche mit Beyspielen zur Erläuterung und Übungen zu Anwendung der gegebenen Regeln.* Von *G. Poppleton* und *J. Bettac.* Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. 1816. VIII u. 336 S. 8. (16 gr.) Die mehrmaligen Auflagen bürgen hinlänglich für die Nutzbarkeit dieses Buches.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Westphälische Finanz-Geschichte.* Mit dem neuen Titel: *Über Grundsteuer in Deutschland und vollständiger Abriss der westphälischen Finanzgeschichte und der Verwaltung des Staatsvermögens im ehemaligen Königreiche Westphalen.* Erster Theil. 330 S. Zweyter Theil. 333 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk des Freyherrn *von Berlepsch* ist nicht nur ein wichtiger historischer Beytrag zu einer noch immer fehlenden allgemeinen Finanzgeschichte der europäischen Staaten, sondern auch in staatswirthschaftlicher Hinsicht von bedeutendem Werthe.

Der erste und zweyte Abschnitt des ersten Theils enthält eine Abhandlung über die *Grundsteuer*, die einen scharfsinnigen Beobachter und praktischen Geschäftsmann beurkundet. Wenn man sich anders von der Richtigkeit und Zweckmäfsigkeit einer Grund- oder Territorial-Steuer überhaupt überzeugen kann, welche den Stoff, und nicht das Product besteuert: so geht der Vf. von ganz richtigen Grundsätzen aus. Er behauptet nämlich, dass die Grundsteuer nicht nach der Abschätzung der Erträge des Grundeigenthums, also dem, was dasselbe ertragen kann, sondern nach der chemischen Beschaffenheit des Bodens regulirt werden müsse. Abgesehen nun davon, dass eine solche Bonitirung Kenntnisse voraussetzt, welche man bey den gewöhnlichen Schätzmännern schwerlich antreffen würde; abgesehen davon, dass die Verschiedenheit der chemischen Beschaffenheit des Bodens wohl den Anbau einer derselben angemessenen Fruchtgattung gebieten kann, ohne deswegen auf den gröfseren oder minderen Werth des Bodens Einfluss zu haben; und endlich abgesehen davon, dass sich die chemische Beschaffenheit eines Bodens durch Beymischung nicht blofs von animalischem oder vegetabilischem Dünger, sondern theils durch den Anbau selbst, z. B. Unterackerung der Kleewurzeln, Vermischung des Sandes mit Thon, Mergel, Kalk, Gyps u. s. w., mit einem den Kostenaufwand überschwenglich vergütenden Vortheil verändern läfst: so kommt doch am Ende bey der Auflage Alles wieder auf den Ertrag, also das Product zurück; denn von diesem, einzig von diesem kann ja genommen werden! Gerade die Theorie des Vfs. beweist also, dass eine *objective* Steuer durchaus keinen Sinn hat, und dass die sogenannte Grundsteuer allerdings eine *Product*-Steuer, d. h. die Abgabe von einem Theil des Vermögens, seyn muss, wenn sie von dem wahren Finanzprincip der Auflagen ausgehen soll, welches doch nur in der Abgabe eines Theils des Nationalvermögens zum Staatsbedürfniss bestehen kann. Ist denn z. B. ein durchaus ödes Feld Vermögen? Das Resultat ist also: dass die Grundsteuer, welche den Boden besteuert, an sich verwerflich ist, dass nur das Product besteuert werden kann; dass also alle und jede Taxations- und Bonitirungs-Versuche durchaus zu einem auf Gleichheit und Gerechtigkeit im Auflagensystem gebauten Katastersystem nicht führen können.

Eben daher können wir dem Vf. nicht beystimmen, wenn er S. 8 die Häuser nicht, sondern nur den Flächeninhalt, auf dem sie gebaut sind, als Gegenstand der Grundsteuer betrachtet wissen will. Aber eine Grundsteuer ist an sich ohne Sinn; der mit einem Hause überbaute Boden trägt ja nichts mehr. — Wir wissen wohl, dass Alles, was der Vf. über die Grundsteuer sagt, beweisen soll, dass die Grundsteuer weit niederer seyn müsse, als sie gewöhnlich gestellt wird. Aber er hätte vielmehr geradezu anerkennen sollen, dass die Grundsteuer an sich ohne Sinn ist, und dass es ein anderes richtiges Besteuerungsprincip nicht giebt, als den Ertrag. Bey Beobachtung dieses Princips hat man aber keineswegs nöthig, sich in das Labyrinth des physiokratischen Systems zu verirren, also den reinen Ertrag auszumitteln; die Finanzgesetzgebung muss die Aufwands-Productions-Kosten u. s. w. bey der Anlage ohnehin schon berücksichtigen. Sie kann also, wenn sie nach dem Staatsbedürfniss z. B. den 10 oder 20 Theil des Nationaleinkommens an sich ziehen will, von dem Acker, der 10 Schock Getreide trägt, nicht den 10 oder 20 Theil fodern; sie kann dann approximativ kaum den 40 oder 80 Theil verlangen. Der Vf. hat ganz Recht, wenn er S. 6 sagt, dass das reine Einkommen, als die Basis aller bisherigen Grundbesteuerungen, äusserst wandelbar sey, also zu einer dauernden Steuerart nichts tauge; aber daraus folgt weit mehr, als er daraus folgert: nämlich nicht, dass man den Verhalt der Grundsteuer niedrig, mithin nicht auf den 5, sondern höchstens auf den 10 oder 12 Theil des reinen Einkommens bestimmen müsse; es folgt daraus, dass die Grundsteuer überhaupt nichts taugt, weil sie ohne alles Princip ist. Soll nach seinem Verlangen die Grundsteuer auch nur

auf den 10 oder 12 Theil des reinen Einkommens bestimmt werden: so ist ja doch hier eben sowohl die Ergründung dieses reinen Einkommens nöthig, als wenn sie auf den 5 Theil fixirt ist. Und wenn nun, auch bey der weisesten Finanzgesetzgebung, nach dem Staatsbedürfniss jener 10 oder 12 Theil zu Deckung desselben nicht zureicht: muss denn nicht das Deficit von der industriellen und commerciellen Production genommen, also diese mehr beschwert werden, als gerecht ist, d. h. als sie ohne deren Lähmung verträgt?

Alle Vermessungen des Grundeigenthums, Katastrirungen und Steuerregulirungen, die in manchen Staaten so unermesslich drückende Kosten verursacht haben, sind rein vergeblich, und ein blosser Behelf für die Financiers, indem freylich nichts leichter ist, als zu nehmen, wo man, wie einen Acker, Wiese u. s. w., etwas Festes, Unbewegliches zu nehmen vor sich sieht, also nur zugreifen darf. Mögen die Communen ihre Flurcharten jede für sich haben, so wie die Kataster der Grundeigenthumsbesitzer in jeder Flur; aber den Staat im Ganzen geht das durchaus nichts an. Dass die Grundsteuer so lange gut gethan hat, beweist gar nichts für ihre Richtigkeit. Bey den deutschen, geduldigen, gehorsamen und arbeitsamen Völkern hat noch weit mehr bisher gut gethan. Dagegen sehen wir, wie precär allenthalben das Schicksal des Landbauers ist. Sind z. B. die Früchte in noch so niederem Preise: so wird er gezwungen, die hohen Abgaben in Münze zu bezahlen, er mag es hernehmen wo er will; hält dieser niedere Preis an: so geräth er endlich in Verfall. Wenn er nun von Haus und Hof vertrieben ist: so kommt plötzlich ein hoher Getreidepreis, wo ihn der Ertrag eines einzigen Jahres gerettet und erhalten hätte. Rec. sind unzählige Beyspiele dieser Art bekannt.

Im 3. Abschnitt beginnt dann die Finanzgeschichte des ehemaligen westphälischen Reichs, aus der wir nur das Wichtigste ausheben. Schon S. 27 ist bemerkenswerth, dass, ungeachtet der ungeheueren Schlechtigkeit der dortigen Finanzverwaltung, doch im Königreiche Westphalen kein Lotto und Zahlenlotterieen — diese Staatspest, wie sie Hr. *v. B.* mit Recht nennt — existirte. Was soll man nun davon denken, dass dagegen noch jetzt in Staaten, welche sich der weisesten und liberalesten Grundsätze rühmen, oder doch deren von gedungenen Schmeichlern gerühmt werden, diese Pest noch jetzt gehegt, und dieser Pestertrag wohl sogar an Juden und Judengenossen verpachtet wird?

Wohl hat Hr. *v. B* ebendaselbst ganz Recht, wenn er *gezwungene Anleihen* den grössten Feind der bürgerlichen Ordnung nennt. Diese mit dem Napoleonischen Schweif auf uns übergegangene Erfindung hat alle Rechtsbegriffe verkehrt, kraft deren der Darlehnscontract doch ein freywilliger Vertrag seyn soll. Eben so nennt er die Reduction der öffentlichen Schuld auf $\frac{1}{3}$ des Nominalwerthes mit Recht einen unklugen Schandfleck der Regierung. — Mit Recht setzt der Vf. S. 38 den Verfall des Königreichs Westphalen in finanzieller Hinsicht in die, gegen die ausdrückliche Bestimmung der Reichsconstitution, geschaffene Capitalien- und Ekonomaten-Casse. Von diesem Augenblicke an war es ausgesprochen, dass man mit jener Constitution die Nation nur habe amüsiren wollen, wie diess anderwärts wohl noch dermalen geschieht; dass das ganze Constitutionswesen und die Versammlung der Reichsstände eine blosse Komödie war, und dass Hieronymus so gut als sein Bruder von dem Grundsatze ausging, der ganze Staat sey seine Domäne, sein Eigenthum, mit dem er also nach Willkühr schalten könne. Diess ist auch bey einem Bruder des Napoleon gar nicht erstaunenswürdig, der als ein ungebildeter Glückspilz zum Monarchen aufwuchs, da der nämliche Grundsatz, die nämliche Ansicht noch bey so vielen Fürsten unbeweglich fest steht, und diese von dem Napoleonischen Schweife in dieser Überzeugung klüglich unterhalten werden.

S. 68 trifft man auf eine komische Anekdote: Der bekannte Finanzminister, Baron Malchus, hatte sich nämlich auf einer Redoute als Fuchs maskirt, und trug einen mit Hünern und Gänsen angefüllten Korb auf dem Rücken. Und seine Frau leitete ihn, da er durch die Fuchsschnauze kaum sehen konnte, unter der Maske einer Bäuerin, die Eyer zu Markte trug. Sein College, der Minister des Inneren, erkannte ihn aber sogleich unter dieser consequenten Larve, und drückte ihm freundlich die Pfoten! —

Sehr willkommen war uns S. 92 die Bemerkung, bey Gelegenheit der neueren dortigen Forsteinrichtung, dass durch ein collegialisches Verfahren Einseitigkeit vermieden werde, und Collegialität einen Damm gegen den Despotismus, d. h. gegen die Willkühr eines Einzigen, bilde. — Denn es ist bekannt genug, welche fürchterliche Folgen das auch aus Frankreich nach Deutschland gewanderte despotische Bureausystem gehabt hat, und noch hat. — Im Ganzen hatte das dort S. 99 f. angegebene westphälische Forstsystem sehr beyfallswürdige Seiten; und setzt insbesondere dem noch in manchen Staaten, wie z. B. ehehin im Würtembergischen, unter der vorigen Regierung herrschenden und alle Begriffe von Eigenthumsrecht vernichtenden Forstdespotismus in Absicht der Privatwaldungen Schranken.

Ganz richtig ist die Ansicht des Vfs. S. 128 f. in Absicht der Einziehung des Vermögens der Zünfte und Innungen, die man sich erlaubte; es war ein offenbarer Gewaltstreich. Eine moralische oder mystische Person ist eben so gut eines Privateigenthums-Besitzes fähig, als ein einzelnes Individuum. Diess ist Rechtsgrundsatz. Wird die mystische Person aufgelöst: so gehört das Vermögen den Gliedern, und nicht dem Staate. Wie rechtswidrig, diesem Grundsatze entgegen, seit der Napoleonischen Periode hierin gehandelt worden, ist bekannt genug. Dass nach S. 146 der König von Westphalen den Vorschlag zu Einführung der Papiermünze verworfen hat, macht ihm mindestens in sofern Ehre, als er fühlte, er sey nicht Herr genug seiner Leidenschaften, um nicht davon einen dem Volke und zuletzt ihm selbst furchtbaren Missbrauch zu machen. Wäre die Reichsconstitution nicht eine blosse Komödie gewesen, hätte sie gegen die Eigenmacht des Kö-

nigs und der Minister irgend einen inneren Halt gehabt, der ihr gänzlich fehlte: so würde der Vorschlag des damaligen Finanzministers in einem ganz anderen Lichte erscheinen; aber in einer Despotie, wie Westphalen der Wirklichkeit nach allerdings war, war er allerdings höchst schädlich und verderblich.

Von der Freymüthigkeit des Vfs. giebt folgende Stelle (S. 189) ein Beyspiel, welches wir statt aller anführen:

Endlich möchte die fünfte Bemerkung hier ihren rechten Platz finden, nämlich die Apologie der Ertheilung eines jährigen Gesetzes über den Staatsbedarf und der jährlichen Ablegung der Rechnung von dem Staatshaushalt. Alle Nationen haben sowohl hierauf, als auf dasjenige, was beiden Foderungen vorangehen muss, nämlich auf die Existenz einer Nationalrepräsentation nach dem Princip der Einheit, wenn in mehreren Provinzen, die einen Staat bilden, verschiedene Verfassungen angetroffen werden, ein unwidersprechliches Recht. Hoffentlich werden diese Postulate durch die Anstrengungen der Nationen in den Jahren 1813 und 1814 errungen worden seyn; mithin dasjenige in den verschiedenen deutschen Staaten wieder eintreten, was die ehemaligen deutschen Reichs- und Provinzial-Verfassungen schon geheiligt hatten: denn die Deutschen hassen die Willkühr der französischen Institute nur darum, um nicht in die Willkühr deutscher Regenten und After-Regenten, d. i. in den Minister-Despotismus zu gerathen. Was hätten sie sonst für einen Gewinn von der Veränderung der Scene und der handelnden Personen auf dem grossen Theater der Welt? Auf demselben soll für Deutsche das grosse Trauerspiel: rheinischer Bund, d. h. ich, der Beschützer des Bundes, scalpire dich, König oder Grossherzog, indem ich dir die Freyheit gebe, deine Unterthanen zu schinden, wie du willst; nicht von Neuem aufgeführt werden. Man opfert nicht Menschen, Geld und Geldeswerth in unnennbaren Summen auf, um von einer Willkühr in die andere zu gerathen. Träte dieser Fall in Deutschland ein: was hätte denn die Nation gewonnen, welche mehr in dem heiligen Kampfe für Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Freyheit gethan hat, als ihre Regenten! Das ist nicht deutsche Freyheit, dass die Regenten und ihre Minister thun können, was sie wollen; eine solche Fürstenfreyheit ist in kleinen Staaten noch gefährlicher, als in grossen Reichen, da sie, nach den Regeln der politischen Mechanik, viel drückender ist. Die Souveränität deutscher Regenten, welche nur Unabhängigkeit von einer fremden äusseren Gewalt, nicht Gesetzlosigkeit der Staatsgewalt für die innere Verwaltung, feststellt, und die der ihres Volks immer untergeordnet bleibt, bringt diese — Machtvollkommenheit — ein türkisches Staatsrecht, nicht mit sich. Ihr Regenten Deutschlands, die Form eueres Regiments mag seyn, welche sie wolle, ihr sollt und müsst nach Gesetzen, von den Repräsentanten des Volks gegeben, regieren, d. h. Herrscher seyd ihr jedoch nicht, so wenig als eure Unterthanen eure Sklaven sind. Regent kömmt von Regieren her, und das sollt ihr. Jedes Regieren setzt aber Regeln zum voraus, und diese sind in der Constitution enthalten. Die Nationalrepräsentation, das Staatsbudjet und die Rechnungsablegung sind Eigenthümlichkeiten desjenigen Landes, welches die europäische Freyheit ins Depositum genommen hat, als jenseits des Kanals ein tolles Volk, und ein noch tollerer Weltbestürmer thaten, was dieser heillose Freyheitsmörder wollte.

Übrigens überlassen wir dem Leser, diess (im Jahr 1814 geschrieben) mit der Lage der Dinge im J. 1817 zusammen zu halten.

Merkwürdig ist die S. 195 erzählte Veranlassung zu dem Gesetze vom 15 Febr. 1810, wegen der Activ-Capitalien des Hn. Kurfürsten von Hessen. Der Tabaksfabricant Thorbek zu Cassel besass ein auf seinem Hause hypothekarisch haftendes Capital. Der Kronschatz verlangte dessen Zahlung. Thorbek weigerte sich, und das Justizgericht, so wie der Appellationshof zu Cassel entschieden, zu ihrem ewigen Ruhme, dass der Kronschatz beweisen solle, dass diese Foderung vor dem 1 Nov. 1806 nicht rechtsgültig an einen Dritten cedirt worden sey. Der Staatsrath erlaubte sich die Cassation dieser Urtheile!! Das Haus kam nachher an die Frau Gräfin, nun Fürstin von Löwenstein! — Ganz Recht hat übrigens der Vf., wenn er S. 200 f. behauptet und deducirt: dass die Activfoderungen des Hn. Kurfürsten, welche grösstentheils aus dem Blut und Steuer-Beytrag der Unterthanen entstanden, nicht zur Privatcasse des Königs gezogen werden konnten, sondern zu der Staatscasse gehörten. Im höchsten Grade merkwürdig ist Alles, was der Vf. in Absicht der Befreyung der Schuldner solcher Activcapitalien des Kurfürsten, welche diese an den König von Westphalen abzahlten, von S. 201 an ausführt. Wir geben ihm vollkommen Recht, dass aus den umständlich von ihm deducirten Gründen die Schuldner keineswegs als liberirt zu betrachten sind. Nicht nur haben sie sich es selbst zuzuschreiben, dass sie nicht die gehörige Vorsicht beobachteten, zumal wohl die meisten Originaldocumente gefehlt, und sich in den Händen des Kurfürsten befunden haben werden, sondern es ist auch zu berücksichtigen, dass diese kurfürstl. Activfoderungen von dem westphälischen Könige, meist weit unter ihrem Nominalwerth, an Andere verschleudert worden sind, und diese, unter welchen nach S. 205 die Hnn. Jakobson und Jerdis Brentano obenan stehen, einen ungeheueren Gewinn gezogen haben. Daher vorzüglich die Cessionarien solcher eingehandelten kurfürstl. Activfoderungen, welche dem hessischen Staat gehörten, durchaus keine Rücksicht verdienen.

S. 175 kommt der Vf. auf das Postwesen, und erzählt, wie die neue Postordnung vom 30 Sept. 1810 entstanden ist, wodurch die vorherigen ungeheueren Posttaxen doch etwas gemässigt wurden. Ein Beyspiel, das aber im übrigen Deutschland noch keine Nachahmung fand, obgleich unsere Staatswirthschaftslehrer gründlich genug bewiesen haben, dass es gegen alle Grundsätze der Gerechtigkeit, Humanität und wahrer Finanz streite, die Posten zu einer Staats-Einnahms-Quelle zu machen. — Hr. *v. B.* erzählt aber auch, wie es den westphälischen Fürstenknechten gelang, die Wirkung jenes Gesetzes wieder zu untergraben.

Vollkommen unterschreiben wir, was Hr. *v. B.* S. 252 f. über die Staatsdiener-Cautionen sagt, die man nur als eine Geldoperation betrachten kann. Nie kann eine Caution so hoch seyn, dass sie den Staat gegen Veruntreuung schützte; dagegen beengt sie die Wahl der Diener: denn Rechtschaffenheit und Vermögen zur Cautionsleistung gehen nicht immer Hand in Hand. Geprüfte Wahl ist also die beste Caution.

Sehr wahr und richtig ist es, was der Vf. S. 256 f. über die Fortdauer der Lehnsverhältnisse bemerkt; wahr die Behauptung, dass das ehemalige Lehnsverhältniss mit der deutschen Reichsverfassung verschwunden ist. Ist es daher nicht auffallend, dass nicht allein das Feudalwesen von den deutschen Souveräns beybehalten, ja sogar durch ganz neue und vorhin nie er-

hörte Anfoderungen und aufgestellte angebliche Lehnsverpflichtungen noch lästiger gemacht, sondern selbst bey der neuerlichen Besteuerung der ehemals steuerfreyen Lehen auf diesen Lehnsverband gar keine Rücksicht genommen wurde?

Was ferner Hr. *v. B.* S. 262 f. über die Unveräusserlichkeit der Staatsdomänen sagt, hat unseren ganzen Beyfall. Wir können daher nicht absehen, wie die Käufer der mit dem westphälischen Staat wirklich vereinigten Domänen, als wahrer Staatsgüter, sich über die Zurückfoderung derselben zu beschweren vermögen. Die mehresten derselben sind ohnehin von dem verschwenderischen Hieronymus auf eine unverantwortliche Weise verschleudert, von den Käufern aber, auf eine höchst wucherische Weise, mittelst Angabe der so tiefgesunkenen westphälischen Staatspapiere, die damals zu jedem Preise zu haben waren, nach dem Nominalwerthe erworben worden. Die Käufer haben sich es selbst zuzuschreiben, dass sie Güter kauften, die doch, nach der westphälischen Reichsverfassung selbst, unveräusserlich waren. Höchstens könnten sie zur Begründung des wirklich und baar, d. h. in Münze bezahlten Kaufschillings und Beweis der Version zum Besten des Staats zugelassen werden. Das Nämliche gilt von den Erwerbern des geistlichen Gutes, wie S. 277 gründlich dargethan ist. Und wenn eine gewisse bekannte Secte in einem ihr zu Gebote stehenden öffentlichen Blatte kürzlich sogar diejenigen für Obscuranten erklärt, welche die Rechte des Volks, auf welche aller aus dem Verkauf der Domänen, als des vormaligen einzigen Staatsguts, entstehende Verlust durch Erhöhung der Auflagen gewälzt wird, gegen diese Veräusserungen vertheidigen: — so ist ja das System jener Secte zu bekannt, als dass man einer so frechen und lächerlichen Behauptung mehr als Verachtung entgegensetzen sollte.

Bey diesem ersten Theile sind 6 Beylagen abgedruckt, welche enthalten: die Abänderung des westphälischen Grund-Steuer-Gesetzes vom $\frac{18}{21}$ August, ein Publicandum über eine Departemental-Steuer, eine „merkwürdige Hof-Schranzen-Rede des Staatsraths Coninx an die Reichs-Stände über das Gesetz v. 15 Febr. 1810, im Betreff der Capitalien, welche die Privaten den vormaligen Landesherren, oder Landständen, oder Stiftungen u. s. w. schuldeten, und als ein Privat-Eigenthum Sr. Hieronymistischen Majestät erklärt wurden," dann 3 Steuer-Tarife.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Göttingen*, in der Dieterich'schen Buchhandl.: *Über die im Königreiche Westphalen erhaltenen gutsherrlichen Berechtigungen, und über die Statthaftigkeit, sie durch possessorische Klagen bey den Friedensgerichten rechtsgeltend zu machen.* 1812. 72 S. 8. (8 gr.)

Diese Schrift des Hn. *von Berlepsch* ist durch einen besonderen Rechtsfall veranlasst worden. Die Einwohner Dieterich, Salzmann und Hebenthal zu Hevenshausen waren Censiten der Herren von Bischofshausen, und hatten ihnen Fruchtzinsen zu liefern. Sie weigerten sich dessen auf einmal, und veranlassten dadurch eine possessorische Klage der Gutsherrn. Das Friedensgericht zu Friedland verurtheilte die Censiten zur ferneren Leistung; das Tribunal erster Instanz zu Göttingen aber wies auf die von den Censiten eingelegte Berufung, in einem Erkenntniss vom 16 Febr. 1811, die Gutsherren mit ihrer possessorischen Klage ab, verwies sie zum petitorischen Verfahren, und verurtheilte sie in die Kosten. Der Vf. zeigt nun hier die Unrechtlichkeit dieses Erkenntnisses, und weist solche selbst aus der westphälischen Constitution nach.

Die Sache war an sich, da die Censiten gar nicht leugneten, jene Fruchtzinse bis zum Zeitpunct der erhobenen Klage entrichtet zu haben, und nur vorgaben, es sey aus Gefälligkeit und Achtung gegen die Gutsherren geschehen, so klar, dass jeder Rechtskundige erstaunen muss, nach allgemeinen, ja selbst französischen und westphälischen Gesetzen, wie Hr. *v. B.* noch einen so weitläuftigen Beweis der offenbaren Gesetzwidrigkeit jenes Erkenntnisses habe übernehmen mögen. Noch mehr aber muss man erstaunen, wie deutsche Männer, aus welchen, nämlich dem Präsident Hesse und den Tribunalrichtern Kritter, Hesse, von Alten und Österley, das Tribunal bestand, und die allgemein bekannt gemacht zu werden verdienen, ein dergleichen auf die allerseichtesten sogenannten Gründe gestütztes Erkenntniss zu fällen, sich nicht schämen konnten. Und nur mit der höchsten Indignation kann man hier lesen, wie durch das von Hn. Österley damals erschienene Magazin für das Civil- und Criminal-Recht des Königreichs Westphalen, sowohl des Hn. D. Blank wahrhaft undeutsche Abhandlung über die Lehre vom Besitze, nach den Grundsätzen des französischen Civilrechts, als auch dieses absurde Erkenntniss verbreitet, und dadurch (nach S. 61 f.) in ganzen Gegenden die Censiten aufgewiegelt und verleitet worden sind, ihren Grundherren die schuldigen Abgaben ferner zu entrichten.

Diese Geschichte ist eine abermalige Urkunde zu der von Hn. *v. B.* anderwärts ausgesprochenen Wahrheit, dass die Deutschen während der Napoleonischen Periode ihr Unglück weit mehr den *Deutschfranzosen*, als den Franzosen selbst, zu danken hatten. Wenn die französischen Jakobiner, nach dem Nationalcharakter, ihr System mehr durch offene Gewalt, Raub und Mord durchzusetzen suchten: so haben dagegen die deutschen Jakobiner, durch ihr Drängen zu den ersten Staatsstellen, durch Erkriechung der Fürstengunst — welches dem frechen Laster stets viel leichter, als dem bescheidenen Verdienste gelingt — und indem sie alle ihre Plane mit dem fürstlichen Stempel versahen, im Grunde dem biederen, ruhigen deutschen Volke weit mehr Unheil zugefügt; jene bedurften mehr Anstrengung, sich der Volksgewalt zu versichern, als diese, die unter dem geheiligten Namen der Fürsten den treuen, gehorsamen, seinem Fürsten ergebenen Deutschen ausplünderten, und Allem, was sonst den Völkern heilig war, vorzüglich den Rechten der bürgerlichen Freyheit und des Eigenthums, Hohn sprachen.

Hr. *v. B.* hat diess und die gefährlichen Folgen dieses Systems der Deutschfranzosen hier sehr gut entwickelt. Von dem weiteren Verfolg dieses Rechtsstreites, der noch in die westphälische Regierungsperiode fällt, ist übrigens nichts bekannt geworden. Wohl aber könnten wir mehrere dergleichen in anderen Staaten gegen die Gutsbesitzer, deren Untergang einmal von dem Napoleonischen Schweife beschlossen war, und deren noch so klare Rechte vom Begriff des Eigenthums auf die empörendste Weise ausgeschlossen wurden, mit Verletzung der ersten und heiligsten Rechtsgrundsätze, ertheilte Erkenntnisse anführen.

A. — F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Westphälische Finanz-Geschichte.* Mit dem neuen Titel: *Über Grundsteuer in Deutschland und vollständiger Abriss der westphälischen Finanzgeschichte und der Verwaltung des Staatsvermögens im ehemaligen Königreiche Westphalen.* I und II Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Theil dieser *Finanz-Geschichte* beginnt mit der Darstellung der im ehemaligen Königreiche Westphalen eingeführten Classen-Steuer, deren Fehlerhaftigkeit hier gezeigt wird. Sie gehört in die Kategorie der in anderen Staaten eingeführten Personal-Steuer, die man nachher in Personal-Steuer-Eigenschaft (!!!) zu Erhöhung des Ertrags, auf alle Äcker, Wiesen, Weyher u. s. w., ausgeschlagen hat. — Mit Recht erklärt Hr. *v. B.* S. 16, mit Montesquieu und allen denkenden Wesen, jede Gattung von *Kopf-Geld*, unter welchem Namen und Titel sie auch erscheine, für einen Leibzoll und Ausgeburt schamloser Aristokratie, und deducirt die offenbare Principlosigkeit dieser Classen-Steuer sehr gründlich.

Der Vf. entwickelt in der Folge S. 32 mit grosser Freymüthigkeit, dass der unmässige Luxus des Hofs, und die überspannte Armee, die Quelle alles Unheils im westphälischen vormaligen Königreiche u. s. w. seyen, und bemerkt zugleich, dass es für die Gegenwart und Zukunft sehr belehrend seyn würde, die Progression der stehenden Heere, der Steuern und der Staats-Schulden in allen deutschen Staaten, von den Jahren 1752. 1763. 1792. 1802. 1807. 1814 und 1815 tabellarisch zu liefern, und dadurch das politische Problem zu lösen, welcher deutsche Staat Soldaten halten könne, und wie viel Köpfe auf 100 Tausend Seelen zum Militärdienst zu rechnen wären. — Der Vf. meint 1000 männliche Personen würden auf 100 Tausend Seelen hinreichen, wenn man anders die papierne Staats-Wirthschaft enden wolle, welche zum Bankerott führe. Er hat vollkommen Recht; aber nur ein edler Grossherzog von Weimar, und ein König von Würtemberg mögen zur Zeit ihn begreifen. Und so lange das fürchterliche Menschenspiel, Militär-Spiel genannt, noch eine Lieblings-Neigung mancher Regenten seyn, so lange die Tendenz der mittleren Staaten, europäische Mächte zu seyn, die nämliche bleiben, so lange die Überzeugung nicht allgemein seyn wird, dass nur das Glück der Völker, die Liebe zu ihrer Verfassung und zu ihren Regenten, die wahre Stärke der Staaten ausmachen, und ihre Selbstständigkeit bewahren können, wird er tauben Ohren predigen.

Vollkommen richtig ist ferner, was der Vf. S. 40, bey Gelegenheit des erhöhten Salz-Preises, über die noch immer herrschende Täuschung sagt, als ob man eine Auflage durch deren Erhöhung und Überspannung productiver machen könne.

Und was soll man von den papiernen Constitutionen denken, die keine innere Gewährschaft ihrer Beobachtung, kein Gegengewicht gegen Willkühr und Gewalt, enthalten, wenn, wie der Vf. S. 42 versichert, es selbst im westphälischen Staatsrathe sehr übel aufgenommen wurde, wenn man nur an die beschworene Reichs-Constitution erinnerte?

Wenn der Vf. S. 56 die Billigkeit des angeblich von dem Finanz-Minister v. Bülow ertheilten Befehls, den Interessenten der berliner Wittwen-Casse, gegen die Bestimmung des A. L. R., die Verzugs-Zinsen zu versagen, in Zweifel zieht: so wünschten wir diesen doch wegen seiner Rechtlichkeit und Einsichten allgemein verehrten Minister darüber mit seinen Gründen zu hören.

Sehr richtig sind des Vfs. Ansichten S. 100 über den Napoleonischen Krieg gegen Russland. Und eben so tief gedacht seine Bemerkungen S. 125 über die Folgen der Auflösung des Reichs-Verbands und der Napoleonischen Souveränität, und deren Schlussfolge, dass, wenn Deutschlands Bewohner durch jene Auflösung (wie es leider zur Zeit noch in einem grossen Theile Deutschlands den Anschein hat!) um ihre wichtigsten Rechte kommen sollten, sich schwerlich der Gemeingeist wieder zeigen dürfte, der in den Jahren 1813 und 1814 so schöne Wirkungen hervorgebracht habe. — Man verlasse sich doch ja nicht auf das Zusammentreiben von Sklaven!

Mit Recht nennt der Vf. S. 144 die gewaltsame Reduction der westphälischen Staats-Schuld auf ⅓ des Normal-Werths einen ewigen Schand- und Sünden-Fleck. Sehr wäre aber zu wünschen, dass doch einmal ein mit den erfoderlichen Kenntnissen ausgerüsteter staatswirthschaftlicher Schriftsteller sich darüber ausspräche: was für Mittel denn ein Staat, der ohne seine Schuld in den Zwang der höchsten Anstrengun-

gen für seine Erhaltung versetzt wird, übrig habe, um seine Existenz, ohne Verkümmerung alles individuellen Lebens-Genusses der Staatsbürger, und ohne Verletzung der ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit zu bewahren. — Das sicherste, oder vielmehr einzig rechtliche Mittel scheint uns zu seyn, dass die Regierung mit der Nation offen zu Werke gehe, und dass auf jeden Fall Treu und Glauben heilig bewahrt werde. Die Regierung wird dann in verdoppelter National-Industrie, und in dem Vertrauen auf ihre Rechtlichkeit Hülfs-Quellen finden, welche freylich weder die kurzsichtigen, noch die vom Napoleonischen Geiste noch beseelten Fürstendiener ahnen.

Übrigens giebt das, was S. 148 von der bey jenem Reductions-Decrete gemachten Ausnahme, in Absicht der vom Staat zu unterhaltenden Institute, in der Note gesagt wird, einen sprechenden Beweis, was dort, so wie auch in manchen anderen Landen, noch für ein Begriff von dem Worte *Staat* vorherrsche. Lobenswerth ist es, dass Hr. *v. B.* S. 178 dem Urheber dieser Ausnahme, *v. Martens*, die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lässt.

So wahr alles dasjenige ist, was Hr. *v. B.* S. 156 f. von den unvermeidlichen Folgen einer ungezügelten Regenten-Gewalt anführt, ja von dem eigenen Interesse der Regenten bey der Beschränkung: so hat doch das Beyspiel des Umsturzes des französischen Reichs und seiner Trabanten-Reiche zur Zeit noch wenig gefruchtet. Man hat daraus nur die Nothwendigkeit abgezogen, die Zügel immer straffer und straffer anzuziehen, um die willkührliche Regenten-Gewalt zu bewahren; nicht aber die tiefer liegende Lehre, dass der Despotismus es war, der jene Reiche stürzte, und dass nur derjenige Staat fest steht, in welchem die Volks-Rechte dauernd gesichert sind; also Regent und Nation Eins ist, und seyn kann.

Wünschenswerth ist es übrigens wohl, dass die Winke des Vfs. S. 158 f. zu einer neuen National-Vereinigung Deutschlands benutzt werden, und seine Hoffnungen in Erfüllung gehen mögen; Aussicht ist aber zur Zeit, und nach den bisherigen Verhandlungen des Bundes-Tags, wohl nicht hiezu.

Merkwürdig ist es, dass Frhr. *v. B.*, wie er S. 214 beweist, wenn er die Sache der Wahrheit, des Rechts und des Volks-Wohls vertheidigte, die französischen Staatsdiener mehr als die von deutscher Abkunft auf seiner Seite hatte; und wenn er dann S. 215 ausruft: „Für Deutschland bleiben die Französisch-Deutschen die gefährlichsten Menschen, welche alle kleinlichen Mittel des Despotismus mit dem Französischen im grossen Stil vereinigten. Sollte Deutschland wohl von dieser gefährlichen Gattung Menschen, bey seiner Wiedergeburt befreyt seyn, oder es noch werden?" so möchte wohl in einem deutschen Parlamente ihm von allen Seiten ein: Hört! Hört! entgegenschallen.

Übrigens schliesst dieser zweyte Theil der westphälischen Finanz-Geschichte S. 232 mit der Nachricht, dass bey dem Abzug des westphälischen Königs nicht weniger als 10 Millionen Franken baare Münze ohne die Effecten von Werth aus Cassel über den Rhein gingen. — Die Beylagen zu diesem zweyten Theile sind: I. der Tarif zum Decret v. 22 Febr. 1811 wegen Erhebung des Chaussée-Gelds. II. Der Tarif zum Decrete v. 15 May, 1811 die Erhöhung des Verkaufs-Preises des Salzes betreffend. III. Der Vortrag des Staats-Raths *v. Berlepsch*, v. 18 Febr. 1812, betreffend die Vereinigung aller auf Klöstern und Capiteln ruhenden Schulden mit den Reichs-Schulden, französisch und deutsch. Wahr und rechtlich! IV. Ein Arrêt des Staats-Raths, v. 26 Juni 1811, eine Reclamation des Frhrn. *v. Berlepsch*, wegen einer Grundsteuer von dem Gute Ellrode. Ebenfalls französisch und deutsch. V. Ein Vortrag des Staats-Raths *v. Berlepsch*, v. 29 März 1808, die Rodungs-Befugniss des Forst-Grunds in Privat-Waldungen betreffend. Gleichfalls französisch und deutsch. Durchaus zweckmässig und rechtlich. Endlich VI. Ein von Hn. *v. B.* gefertigter Entwurf des Staats-Raths, wegen der Schulden der Gemeinden.

Zu dieser Finanz-Geschichte hat nun Hr. *v. B.* noch einen Anhang geliefert, unter dem Titel:

Göttingen, b. Dieterich: *Beyträge zur Finanz-Geschichte des verschwundenen Königreichs Westphalen.* Mit dem inneren Titel: *Sammlung wichtiger Urkunden und Actenstücke, zur Kenntniss des finanziellen Zustandes des verschwundenen Königreichs Westphalen bis zur Veränderung des von Bülowschen Finanz-Ministerii Cassel.* Von dem ehemaligen Staatsrath *Friedrich Ludwig von Berlepsch.* 1814. 8.

Diess ist eine sehr merkwürdige Sammlung bisher theils ganz unbekannter, theils doch ungedruckter Actenstücke, nämlich: Z. I. Convention, geschlossen zwischen den Bevollmächtigten der französischen und westphälischen Regierung zu Berlin, den 22 April 1808. Z. II. Tractat zwischen dem französischen Kaiser und dem König von Westphalen zu Paris am 14 Jan. 1810 geschlossen, wodurch die deutschen Staaten des Königs von Grossbritannien mit dem Königreiche Westphalen vereinigt wurden. Z. III. Vom König von Westphalen befohlener Vortrag, die Erhaltung des öffentlichen Credits und der öffentlichen Schuld betreffend, von dem Staatsrath *v. Berlepsch* dem Finanzministerio vorgelegt. Cassel, den 17 Oct. 1810. Z. IV. Tractat zwischen dem Kaiser Napoleon und dem König von Westphalen, den 10 Mai 1811 zu Paris geschlossen. Z. V. Dazu gehörende Convention vom 10 Mai 1810. Z. VI. Abstimmung des Staatsraths *v. Berlepsch* im Staatsrathe des Königreichs Westphalen, die vorgeschlagene Thüren- und Fenster-Steuer und ihre Stellvertreter betreffend; vom 27 Dec. 1811.

Für diese schätzbaren Beyträge zu der Geschichte der letzten 10 Jahre ist man Hn. *v. B.* allen Dank schuldig. — Übrigens ergeben sich aus dem ganzen Werke folgende Resultate: 1) dass eine Staatsconstitution, welche nicht der Willkühr wirkliche Grenzen setzt, die Rechte des Volks fest und dauernd sichert, und also im Fall der Verletzung von der einen oder anderen Seite einen gesetzlichen Widerstand autorisirt, also für den Bestand keine sichere Gewährschaft

leistet, nichts weiter, als ein beschriebenes Pergament oder Papier mehr sey; 2) dass, was insbesondere den vormaligen westphälischen Staat betrifft, durch dessen unmittelbare Abhängigkeit von Napoleon, durch die unermesslichen Lasten, die er diesem von ihm geschaffenen Staate theils durch seine Donationen, theils durch Contributionen, Truppenlieferungen u. s. w. auflegte, die Erreichung des wahren Staatszwecks, nämlich Nationalwohl, schlechterdings und an sich unmöglich war; 3) dass der Leichtsinn, die Wollust und der Luxus des jungen Wüstlings Hieronymus, und die Verschwendung seines Hofes, auch die letzten Keime des Aufblühens zum Wohlstand unterdrücken, und unübersehliches Elend über diesen von der Gewalt zusammengepressten Staat verbreiten musste; und endlich 4) dass, wie Hr. *v. B.* öfters bemerkt, Hieronymus dennoch für die Stimme der Wahrheit und das Gefühl der Gerechtigkeit, wenn nur seine Leidenschaften nicht dabey in Collision kamen, nicht unempfänglich war, und daher, wie diess beynahe stets der Fall ist, das allgemeine Elend noch weniger ihm, als seinen Höflingen und nächsten Umgebungen, zugeschrieben werden muss. R. — m.

Erfurt, b. Müller: *Beyträge zu den Hessen-Casselschen Landtags-Verhandlungen der Jahre* 1815 *und* 1816. Von *Friedrich Ludwig von Berlepsch*, beider Rechte und der W. W. Doctor u. Magister, auch Mitglied der Societät nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. 1816. 218 S. 8. (12 gr.)

Der Freyherr *v. Berlepsch* ist auch Landstand des Kurfürstenthums Hessen. In dieser Eigenschaft wurde er im Anfange des J. 1815 zum Deputirten des Landtags gewählt, welche Stelle er ablehnte, dagegen aber theils durch die seinem Stellvertreter übergebene Vollmacht und Instruction, theils durch seine dem Landtag übergebenen Vorstellungen auf dessen Berathungen einzuwirken suchte.

Er theilt hier die Geschichte dieses Landtags mit, und das Publicum muss ihm dafür um so mehr Dank wissen, als die Verhandlungen desselben bisher mit dem Schleyer des Geheimnisses bedeckt gewesen sind, und man von dem Resultate nichts wusste — als dass er zu keinem Resultate geführt habe. Wo aber die Gründe dieses für jeden Deutschen, und nicht einzig für die Hessen betrübenden Ereignisses lagen, diess blieb dem Publicum verborgen, und Hr. *v. B.*, dessen feuriger Patriotismus bekannt ist, hat es hier mit edler Freymüthigkeit aufgedeckt.

Er verdient in Absicht der hier gegebenen Aufklärungen um so mehr Glauben, als er in der Vorrede S. 11 selbst bedauert, dass die hessen casselschen Landstände die in No. 97 — 100 des neuen rheinischen Mercurs (wir wissen nicht, ob aus officiellen Quellen) abgedruckte Verfassungsurkunde nicht angenommen hätten. Wir wissen nun zwar nicht, in welcher Lage sich dermalen die Verhandlungen der Landstände mit dem hessen-casselschen Regenten befinden; nur das wissen wir, dass der wiener Congress durch die von allen Bundesstaaten feyerlich, vor den Augen von ganz Europa, ja der ganzen cultivirten Welt, übernommene Verpflichtung, allenthalben landständische Verfassungen aufzunehmen, also die Volksrechte zu sichern, der deutschen Nation für die Bestätigung der Napoleonischen Souveränität eine gerechte Vergütung geben zu wollen schien.

Der Inhalt dieses räsonnirend geschichtlichen Werkes besteht aus Folgendem:

I. *Gedanken eines Privatmannes zur freymüthig-bescheidenen Beurtheilung der kurfürstl. hessischen Verordnung vom 27 December* 1814, *verfasst den 3 Jan.* 1815. Diese Abhandlung beschäftigt sich zunächst mit den Hoffnungen, welche die hessischen Staatsbürger aus jener Verordnung schöpften, und die leider, wie der Erfolg zeigte, sämmtlich unerfüllt blieben; so dass sich vielmehr auch hier die Tendenz auszusprechen schien, die Völker Deutschlands für die unendlichen Anstrengungen und blutigen Opfer, welche sie gebracht hatten, um ihren Fürsten die Herrschaft und ihre Unabhängigkeit wieder zu verschaffen, durch kosende Verheissungen zu beschwichtigen, um alsdann nach Gefallen in das alte Geleis zurückzutreten; uneingedenk, dass dadurch das Vertrauen auf den Regenten und ihre Organe gänzlich untergraben werden müsste. Hienächst enthält dieser Aufsatz drey allgemeine und acht specielle Bemerkungen, welche sich auf die durch Localverhältnisse des hessischen Staates dem Vf. nöthig geschienenen Erläuterungen und Modificationen jener Verordnung beziehen, und für das allgemeine Publicum von geringerem Interesse sind. Allgemein interessant sind hingegen die von dem Vf. S. 42 in Absicht des Bedürfnisses des hessischen Staates ausgehobenen 10 Gegenstände. Der erste, nämlich die Fertigung einer öffentlichen Verfassungsurkunde, zu Bestimmung der Rechte und Pflichten des Regenten und der Regierten, der zweyte, die Organisation der Landes- oder Volks-Repräsentation, der dritte, die Feststellung des jährlichen Staatsbedarfs, der vierte, die Bestimmung des stehenden Heers, der fünfte, die Festsetzung der Civilliste des Regenten, der sechste, die Fixirung des Auflagensystems, der siebente, die zu ordnende Übereinstimmung des Lehnsverbands mit dem Auflagensystem, der achte, die Feststellung der öffentlichen Schuld und deren Abzahlung, der neunte, die Publicität der Staatsfinanz-Verwaltung betreffend, gehen alle und jede deutschen, nun souveränen Staaten an; der zehnte und letzte aber, welcher dermalen noch beym Bundestage in Frankfurt besprochen wird, betrifft die Anerkennung dessen, was während der westphälischen Regierungsperiode geschehen ist.

Der II Aufsatz enthält spätere *Erläuterungen und Berichtigungen jener Privatgedanken*, und darunter sehr merkwürdige Ansichten. — Sehr wahr und richtig ist es, was der Vf. S. 51 sagt, dass die Menschen nicht mehr wie vor 1789 und 1816 denken, dass eine Masse von Kenntnissen über Staatsverfassung und Staatsverwaltung sich verbreitet, und also eine öffentliche Meinung sich gebildet hat; aber selbst das Beyspiel der Vorgänge in Hessen-Cassel beweist, dass diese öffentliche Meinung bey Weitem noch nicht stark genug ist,

um den Regenten, vorzüglich aber deren Organen, Achtung abzugewinnen; dafs man fie keineswegs als einen furchtbaren Gegner betrachtet, und in manchen Staaten, im Vertrauen auf den biederen, feften, ruhigen deutfchen Nationalcharakter hin, diefe öffentliche Meinung höchftens durch Worte befchwören zu können, feft überzeugt ift. — Eben fo wahr ift es, wenn der Vf. S. 35 fagt, dafs aus der Vernichtung der deutfchen Reichsverfaffung keineswegs die Hintanfetzung der Territorialverfaffung der einzelnen deutfchen Staaten und ein unbegrenztes Beftimmungsrecht folge.

So wie, zufolge der Gefchichte, feit Jahrhunderten aus Gallien alles Unheil über Europa gekommen ift: fo auch neuerlich durch das gallifche Wort Souveränität. — Es konnte damit vernünftiger Weife durchaus kein anderer Sinn, als die Unabhängigkeit aller nicht bekanntlich nach Laune und (willkührlich) vernichteten deutfchen Staaten von einem gemeinfamen Oberhaupte, verbunden werden. So traurig fchon diefs an fich für die Regierten in Deutfchland war: fo hat doch wohl felbft der gallifche Defpot, als der Schöpfer diefer Souveränität, damit keineswegs etwas Weiteres, am allerwenigften den daraus gefolgerten finnlofen Satz folgern wollen, dafs diefe Souveränität die deutfchen Regenten als Eigenthümer ihrer Staaten ftemple, mithin denfelben unbegrenzte Eigenthumsrechte, alfo unbefchränkte Willkühr ohne alle Rückficht auf allgemeine Volks-, fo wie Privat-Rechte aller und jeder deutfchen Staatsbürger, alfo auf vormalige Verfaffung und Gefetze, einräume. Diefs aber ift es, was unwiderfprechlich von mehreren deutfchen Regierungen aus der Souveränität gefolgert und darunter verftanden worden ift. Dafs aber der wiener Congrefs, deffen Schlufs felbft auf dem Bundestage noch gar nicht officiell fanctionirt worden ift, ungeachtet wohl der ganze Bundestag damit hätte beginnen follen und müffen, jene Deutung der Volksfouveränität keineswegs der Wirklichkeit nach noch berichtigt habe, fpricht fich ja durch die neuefte Zeitgefchichte klar genug aus.

Ganz richtig find die Bemerkungen des Vfs. S. 59, über die nothwendige Abänderung des Landmarfchall-Amtes, als eines ehemaligen Erbamtes, und über die Legitimation des neuerlich zur Repräfentation gezogenen Bauernftandes. — Nicht fo unbedingt können wir feiner S. 64 geäufserten Meinung in Abficht der Befteuerung des Adels beyftimmen. Wenn der Staat den Adel als eine eigene abgefonderte Kafte der Staatsbürger ftehen läfst: fo kann und mufs er dazu nur folgende Gründe haben: 1) dafs er den Adel als ein Bollwerk der bürgerlichen Freyheit, als die Mauer zwifchen Regenten und Volk, alfo als ein Schutzmittel gegen Demagogie und Anarchie, alfo zu Erhaltung der, unftreitig unferen Sitten angemeffenften, gemäfsigten monarchifchen Verfaffung, nöthig findet, oder 2) dafs er den Erbadel als eine Kafte betrachtet, welche gerade durch ihre Erhebung über die übrigen Staatsbürger, durch ihre Auszeichnung und die ihr ertheilten, fich vererbenden Vorzüge gedrungen ift, einen höheren ausgezeichneten Grad von geiftiger und moralifcher Bildung zu erringen und zu bewahren, und dadurch der ganzen Nation einen unvertilgbaren Grad von Cultur bewahren will. Ift der Staat von der Richtigkeit diefer Motive nicht überzeugt: fo ift es feine Pflicht, den Adel ganz zu vernichten; ift er aber davon überzeugt, will er den Erb-Adel bewahren: fo mufs er auch in der Gefetzgebung auf diefe Motive Rückficht nehmen. Es ift alfo ohne Sinn, den Adel allen anderen Staatsbürgern durchgängig gleichftellen, ihm auch diejenigen Vorrechte entziehen zu wollen, die ein wefentlicher Theil feiner ganzen Exiftenz find, und ohne die er weder als ein politifches Rad in der Staatsmafchine zu Bewahrung der Regenten- und Volks-Rechte, noch als ein Mittel zu Bewahrung der Cultur, erfcheinen kann; und doch ift diefs, auf eine nur dem fcharfen Beobachter des dermaligen Treibens erklärbare Weife, die Tendenz der deutfchen Nivellirer! — Auf dasjenige, was der Vf. von Berückfichtigung der Lehnsverhältniffe beym Adel hier gedenkt, werden wir anderwärts zurückkommen.

No. III enthält die von dem Frhn. *v. Berlepfch* feinem Bevollmächtigten zum Landtag im Geifte feiner Anfichten unterm 5 Febr. 1815 gegebene Inftruction.

Die IV Numer ift ein dem Landtage übergebenes *Pro Memoria*, welches die nähere Entwickelung der in No. 1 aufgeftellten 10 Gegenftände enthält.

Bey dem erften bemerkt der Vf., dafs die weiland weftphälifche Verfaffungsurkunde der Theorie nach in Heffen-Caffel zum Grund gelegt werden könnte, und glaubt, es mache in dem, worauf es ankomme, nichts, dafs fie nicht gehalten worden fey. Uns fcheint aber gerade diefs ein wefentlicher Fehler in jener Verfaffungsurkunde gewefen zu feyn, dafs fie keinen feften Halt hatte, dafs es demnach dem Regenten und feinen Organen fo gar leicht war, fie nicht zu halten, und dafs alfo der Mangel eines richtigen Gleichgewichts der Gewalten fich darin offenbar ausfprechen mufste. Der Napoleonifche Terrorismus kann diefs allein nicht erklären: denn diefer konnte doch mindeftens nicht Widerfpruch, Reclamationen, Berufung auf die Conftitution von Seiten der Volksrepräfentation befchwichtigen; aber felbft davon finden wir ja in der weftphälifchen Regierungsgefchichte keine Spur.

Bey dem zweyten Gegenftande, die Landesrepräfentation betreffend, ftimmen wir wohl dem Vf. bey, dafs den Befitzern des beweglichen Vermögens, nach den jetzigen Verhältniffen, allerdings auch Einflufs auf die Volksvertretung gebühre, und finden im Ganzen den Vorfchlag, zwey Drittel aus den Grundeigenthumsbefitzern und ein Drittel aus der Claffe der übrigen Staatsbürger zu wählen, an fich nicht verwerflich. Wie aber die Wahl diefer Letzten, die man doch auf jeden Fall nur als temporelle Staatsbürger, oder vielmehr nur als Staatsbewohner betrachten kann, mit einer folchen Umficht zu organifiren fey, dafs das Nationalwohl nicht durch ehrfüchtige oder beftochene Demagogen gefährdet werde, hat der Vf. nicht berührt.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1817.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ERFURT, b. Müller: *Beyträge zu den Hessen-Casselschen Landtagsverhandlungen der Jahre 1815 und 1816. Von Friedr. Ludw. v. Berlepsch* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Über den dritten Gegenstand, nämlich die Feststellung des Staatsbedarfs, äussert der Vf. durchgängig die allein richtigen, sowohl theoretischen, als aus der deutschen Geschichte abgezogenen Grundsätze, in Absicht des den Staatsbürgern gebührenden Einflusses auf die finanzielle Gesetzgebung, ohne welchen sich eigentlich gar keine Sicherheit des Privateigenthums denken lässt.

Vollkommen müssen wir dem Vf. bey dem vierten Gegenstande beystimmen, welcher dessen Grundsätze in Absicht der Stärke der hessen-casselschen Truppen enthält; vollkommen unterschreiben wir, was er S. 88 sagt, das ganze Geheimniss des Verfalls der deutschen Nation liege in den übermässigen stehenden Heeren, welche, als Hebel der Politik der deutschen Regenten mittlerer und kleiner Grösse, (er hätte hinzusetzen können: zu Bewahrung der Willkühr unbeschränkter Regentengewalt) ausserhalb des Reichsverbandes europäische Potenzen seyn wollten, und nur die gemeinschaftliche Sprache sey ihr Vereinigungsband geblieben. Die unverhältnissmässigen stehenden Heere, deren Entstehung wir auch einem Gallier, dem berüchtigten *Louvois*, verabscheuungswürdigen Andenkens, verdanken, sind der Krebs alles Nationalwohlstandes. Jene oder dieser muss fallen. Der Vf. berechnet nach seinen richtigen Ansichten, dass die kurhessische Militärmacht von 20000 Mann auf 5000 Mann reducirt werden müsse; gedenkt indess hier nichts davon, dass jene schlechterdings mit dem volksleeren Hessen im grössten Missverhältniss stehende Macht lange lediglich als ein Schatullfinanz-Zweig behandelt wurde.

Der 4te Gegenstand betrifft die höchstwichtige Materie der Scheidung des Staats- und Schatull-Vermögens; desto wichtiger, weil bekanntlich der jetzige Kurfürst ein höchst beträchtliches Schatullvermögen besitzt. Dieser Gegenstand ist hier sehr gründlich in Beziehung auf die besonderen Verhältnisse des hessischen Staates abgehandelt; und man erfährt gelegentlich, dass, als nach dem Tode des letzten Landgrafen, die zwey Brüder des jetzigen Kurfürsten mit grossem Rechte auf die Schatullverlassenschaft desselben Anspruch machten, dem edlen Landgrafen Carl aus diesem grossen Vermögen eine Zulage von 8000 Thalern (!!!) und dem Landgrafen Friedrich von 6000 Thlr bewilligt worden ist. — Übrigens wäre wohl zu wünschen, dass die Begriffe von Staats-Vermögen und Privat- oder Schatull-Vermögen des Regenten endlich einmal nach reinen staatsrechtlichlichen Ansichten aus einander gesetzt würden. Es ist geschichtlich bekannt genug, dass auch die deutschen Regenten ehedem gar nichts als ihre Domänen besassen: also von öffentlichen Auflagen aus dem Nationalvermögen nicht das Mindeste bezogen. Da sie in der Zeitfolge das Domänial- und National-Vermögen mit einander zusammenschmolzen, und unter dem gemeinsamen Namen von Staatsvermögen zu ihren Zwecken benutzten: so kann jetzt von einer Sonderung der Domänen vom Staatsvermögen nicht mehr die Rede seyn, sondern die Domänen gehören offenbar dem Staate. Freylich aber muss die bey manchen Regierungen noch herrschende Idee, der Regent sey der Staat, und das gesammte Land, d. h. das Vermögen der Nation, gehöre dem Fürsten als eine Domäne eigenthümlich, endlich verschwinden. Dem Regenten gebührt aus dem Gesammt-Staatsvermögen ein der Würde seiner Stelle angemessener Unterhalt (Civilliste); aber Privat- oder Schatull-Vermögen kann der Regent nicht anders, als in sofern es ihm von der Nation, es sey nun in Grundeigenthum, Pallästen, Lustschlössern u. s. w., oder in Geld, überlassen ist, oder durch Ersparniss an seiner Civilliste besitzen; und auch bey dessen Genuss muss er, wenn anders die bürgerliche Freyheit und Verfassung bestehen soll, wohl darauf eingeschränkt seyn, dass er kein Grundeigenthum im Staate damit erwerben, noch irgend ein bürgerliches Gewerbe damit treiben könne. Ausserdem wäre es ja dem sparenden Regenten leicht, sich allmählich zum Besitzer des ganzen Nationalvermögens zu machen, mithin die Verfassung umzustürzen; diess beurkundet die Geschichte. — Sehr gemässigt sind daher die Vorschläge, welche der Vf. in Absicht der Vergangenheit macht, und die allerdings auf die oben bemerkten Grundsätze hindeuten.

Bey dem fünften Gegenstande, die Bestimmung des Abgabensystems betreffend, beziehen wir uns, in Absicht der Berichtigung der vom Vf. S. 102 f. vorgetragenen Ansichten von der durchgängigen Gleichheit der Besteuerung aller Stände, auf das, was wir oben bemerkt haben. Gerade um Gleichheit zu erhalten, muss der Staat entweder den Erb-Adel vernichten, oder ihm die Mittel zu Behauptung der ihm vom Staate verliehenen Würde lassen. Diese sogenannte Gleich-

heit ist ja vielmehr offenbar die grösste Ungleichheit. Hieraus folgt allerdings keinesweges die Befreyung von der Theilnahme an den Staatslasten; aber wenn, wie in Würtemberg der Fall war, und anderwärts noch der Fall ist, der Adliche in allen und jeden Lasten dem niedersten Bauer gleich gehalten wird: so ist diess nichts weiter als eine indirecte Vernichtung desselben, indess es die Pflicht der Regierungen ist, allenthalben offen und gerade, so wie consequent, zu handeln. — S. 111 findet man der Wahrscheinlichkeit einer eigenen Bundessteuer gedacht, wofür uns Deutsche der Himmel bewahren wolle, da ohnehin der Wohlstand der deutschen Völker schon durch die Souveränitätslasten tief genug gesunken ist.

Bey den von S. 111 an angegebenen Umrissen des künftigen Auflagensystems möchte sich freylich Manches erinnern lassen. Denn so begreift man z. B. nicht, wie in die Steuerclassification Einheit kommen könne, wenn die Domänen steuerfrey bleiben sollen, in sofern diese Domänen nicht speciell dem Regenten zur Civilliste überwiesen sind. Auch in diesem Falle ist es aber noch immer zweifelhaft, ob es nicht wegen der Bonitirung zweckmässiger seyn dürfte, auch die Staatsdomänen der allgemeinen Besteuerung zu unterwerfen; die allgemeine Übersicht des gesammten Staats-Urproduct-Stoffs, nämlich des Landeigenthums, wird dadurch offenbar erleichtert, also auch die reine Übersicht der Urproduction und des auf sie zu gründenden Etats der Staatseinnahme von Urstoff-Nationalvermögen, d. h. von den rohen Producten. Werden die auf die zur Civilliste gewidmeten Domänen treffende Steuern alsdann in Ansatz gebracht, d. h. der Civilliste gut geschrieben: so ist der Totalertrag rein zu überschauen, und diess ist sowohl in national ökonomistischer als finanzieller Hinsicht allerdings von grossem Werthe.

Eben so möchte das Princip, die Grundsteuer von Häusern nach dem Werthe des Grund und Bodens, worauf sie erbaut sind, zu bestimmen, nicht haltbar seyn. Denn der Preis der Häuser ist zu sehr von temporellen Verhältnissen abhängig. Eine einzige Regierungsmassregel oder ein politisches Ereigniss kann ihn äusserst verändern, z. B. die Verlegung einer Residenz, die Veränderung des Handelszugs, das Aufblühen neuer Fabriken, die Etablirung oder Entziehung eines Regierungs- oder wissenschaftlichen Instituts, einer Universität u. s. w. So ist z. B. in Frankfurt an der Oder unter der vorigen Regierung einzig durch das Verbot des Handels mit Seidenwaaren der Preis der Häuser so tief gesunken, dass die Curatelen sogar die Regierung desswegen in Entschädigungsanspruch nahmen. Es kann also bey der Grundsteuer von Häusern durchaus nur der aus der Benutzungsart, der jedesmaligen Volksmenge und den Miethen zu ergründende jedesmalige temporelle Preis zur Basis genommen werden. Ob übrigens die Einführung der directen und indirecten Steuern neben einander dem Princip des Staatszwecks wirklich zusage, ist hier zu erörtern zu weitläuftig.

Vollkommen einverstanden sind wir mit dem Vf. in Ansehung alles dessen, was er von S. 116 an über die Übereinstimmung des Lehnsnexus mit dem Steuersystem sagt. Es ist freylich wohl begreiflich, warum manche die Thronen umgebenden deutschen Nivellirer auf der Einen Seite mit Heftigkeit gegen die Feudalität declamiren, wenn es die privilegirten Stände betrifft, aber mit der nämlichen Strenge das Feudalwesen in den Verhältnissen des Regenten gegen die Vasallen schützten und ausübten, die Vasallen bisweilen sogar durch Sequestrationen zwangen, die Lehnsschulden abzutragen, oder ihnen den Lehnsconsens versagten, und das von ihnen selbst abgeschaffte Heimfallsrecht bey grösseren Lehen mit grosser Behaglichkeit ausübten; indess die Allodificationsbefugniss des Vasallen durch so harte Bedingnisse erschwert wurde, dass der Vasall ohne sein und seiner Familie Ruin sie nicht erfüllen konnte. Wir wollen also sehr wünschen, es möchte die Vorhersagung des Vfs. S. 117, es werde das Lehnsverhältniss sich keine 20 Jahre mehr halten, in Erfüllung gehen; zur Zeit aber, und wenn die öffentliche Meinung sich nicht mehr Einfluss als bisher auf die Fürstendiener erwirbt, hat es dazu keinen Anschein. Richtig ist aber auf jeden Fall die Behauptung des Vfs., dass bey der Besteuerung der Lehen allerdings der Lehnsnexus berücksichtigt werden müsse.

Höchst wichtig ist die Betrachtung des 8ten Gegenstandes, die Feststellung der öffentlichen Schuld betreffend. Mit Recht verlangt der Vf., dass die westphälischen Staats-Schulden, in Absicht des Erwerbs, einer Prüfung nach dem anastasianischen Gesetze unterworfen werden; wozu die ungeheuere Verschwendung, Malversationen und Betrügereyen des vormalig westphälischen Hofs, und der damaligen Höflinge, die gerechteste Veranlassung geben. Mit Recht verlangt er, dass auf das Cabinets- oder Schatull-Vermögen des Regenten verwiesen werde, was dahin gehört, nämlich der Ersatz verlorener Hof-Effecten; mit Recht verlangt er, dass vor allen Dingen dem Lande, über die durch die Convention von Frankfurt v. J. 1813 übernommenen 3 Millionen Rthlr., Auskunft gegeben werde. Mit eben dem Rechte verlangt er Auskunft über den Aufwand von 500 Tausend Rthlr., welchen das preuss. kleist. Executions-Corps veranlasste: denn die hessischen Stände nicht einmal, geschweige das Publicum, wurden über die Veranlassung aufgeklärt. Von den Ständen könnte sie also wohl nicht herrühren.

Der 9te Punct betrifft die öffentliche Rechnungs-Ablage; die Publicität der Finanz-Verwaltung. Hierüber ist wohl unter allen denkenden Wesen nur Eine Meinung und Eine Stimme. Bisher aber ist in allen deutschen Staaten noch kein Beyspiel der Anerkenntniss dieser Wahrheit vorhanden, als in dem grossherzogl. Weimarischen und neuerlich in dem königl. Würtembergischen. Vielmehr sind allenthalben noch die Finanz-Operationen mit einem geheimnissvollen Schleyer bedeckt. Die Gründe sind wohl, nach der Hauptansicht der Fürstendiener, dass die Staaten selbst nur fürstliche Domänen, fürstliches Privateigenthum seyen, leicht begreiflich; ob sie aber für die unausbleiblichen Folgen dieser irrigen Ansichten stehen können, wird die Zukunft zeigen.

In Absicht des 10ten Gegenstandes, nämlich der Anerkennung oder Nichtanerkennung dessen, was während der westphälischen Regierungsjahre von 1808 bis 1813

geschehen, geht der Vf. durchgängig von richtigen Ansichten aus, und unterscheidet dasjenige, was den Hessen durch eine unwiderstehliche Gewalt ab- oder aufgedrungen worden ist, von dem, was freywillig oder mit Vernachlässigung der gehörigen Vorsicht geschah. Mit Recht hält er die Regierung für verpflichtet, das Erste zu achten, nicht aber das Zweyte, wo den Beschädigten die Rechtsregel: *jura vigilantibus sunt scripta*, entgegensteht. Es ist zu wünschen, dass die Bundesversammlung, an welche dieser Gegenstand ebenfalls gelangt seyn soll, auf das, was Hr. *v. B.* hier und anderwärts historisch und rechtlich aus einander gesetzt hat, zum Besten des hessischen Staats Rücksicht nehme.

Die VI Nummer ist eine Beleuchtung der Verordnung vom 3 Febr. 1815, die ausgeschriebene Petri- und Martini-Steuer betreffend. — Man kann sich allerdings des höchsten Erstaunens nicht erwehren, wenn man hier sowohl deducirt als beurkundet findet, dass nach den neuesten hessen-casselschen Finanz-Operationen nicht nur die westphälischen Auflagen zum Theil beybehalten, sondern auch die alt-hessischen zugleich wieder eingeführt, und also das unglückliche und doch so biedere und achtungswürdige hessische Volk dermalen noch stärker als zu westphälischen Zeiten besteuert werde! Sollte die öffentliche Meinung nicht hinreichen, solche Ereignisse zu verhüten? Und sollten diejenigen, welche bey dem wiener Congress dazu mitwirkten, die Napoleonische Auflösung der Reichsverfassung und Napoleonische Souveränität so geradezu zum alleinigen Vortheil der zum Theil vertriebenen fürstlichen Familien zu sanctioniren, die Volksrechte aber, die vorhin unter dem Schutze der Reichsverfassung und der Reichsgerichte standen, die Rechte der deutschen Staatsbürger, gänzlich schutzlos gelassen haben? Denn welchen Schutz kann den deutschen Völkern eine Acte gewähren, die nach Jahren nicht einmal officiell proclamirt, auf welche den einzelnen Staatsbürgern sogar die Berufung noch nicht erlaubt ist? Welchen Schutz ein Bund, dem man, kraft der Napoleonischen Souveränität, keine vollziehende Gewalt zugestehen will?

In der VII Nummer, ein *Pro Memoria*, den öffentlichen Zustand der kurhessischen Staaten bey der Wiedereröffnung des Landesdeputations-Tages vom 15 Febr. 1816 enthaltend, wird nun der jetzige Zustand der Dinge mit Freymüthigkeit aufgedeckt. Man sieht daraus mit wahrer Betrübniss, dass das Unglück keine so allgemeine und wirksame Schule sey, als man bisher glaubte. So sehr man wünschen muss, dass der Vf. von seinem freylich nur allzu gerechten Unwillen sich nicht zu solchen etwas heftigen und bitteren Äusserungen, wie sie S. 179 enthalten sind, hätte mögen hinreissen lassen: so kann man doch nach solchen Darstellungen das unübersehliche Unglück nicht genug beklagen, in welches auf solche Weise die biederen, mit unerschütterlicher Treue an ihren Fürsten hangenden deutschen Völker, durch die unbedingte Sanction der Napoleonischen Souveränität, gestürzt worden wären, deren Anstrengungen zwar ihren Regenten die Unabhängigkeit von dem gallischen Despoten errungen, aber ihnen selbst Fesseln geschmiedet hätte! — Und wie ist es möglich, so lange die Bundesversammlung sogar ansteht, für die, in Gemässheit der Congressacte von einzelnen grossherzigen Fürsten, wie der edle Grossherzog von Sachsen-Weimar, ihren Völkern gegebenen Verfassungen die Gewährschaft zu leisten, — das Schicksal der Deutschen aus einem anderen Lichte zu betrachten? Hiesse denn das nicht, dem Grundsatze der Legitimität, den vor allen europäischen Völkern der Deutsche stets am reinsten geehrt hat, und trotz aller Vertauschungen und Umwandlungen noch jetzt ehrt, eine durchaus mit der Religion, Vernunft und Allem, was dem gebildeten Menschen heilig ist, unvereinbare Deutung und Ausdehnung geben wollen? — Wohl rechnen die Umgeber der Thronen auf die Ruhe und Würde des deutschen Nationalcharakters; aber sie mögen bedenken, dass diesem noch eine, mit diesem Charakter vereinbare, ja selbst in ihm liegende Berufung übrig ist, nämlich auf die Herzen ihrer guten Fürsten selbst; und dass diese nicht immer vergebens sey, hat das Beyspiel des Grossherzogs von Sachsen-Weimar und des jetzigen Königs von Würtemberg, Männer, auf welche die deutsche Nation mit Recht stolz ist, bewiesen.

Die VIII, IX und X Nummer enthält leider die traurigen Belege zu der Behauptung, dass die Abgaben der hessen-casselschen Staatsbürger, seit dem Wiederbesitze des Landes selbst, im Verhältniss der westphälischen Regierung, erhöht worden sind!!

Die XI Nummer ist eine Reclamation des Frhn. *v. Berlepsch* an den Kurfürsten von Hessen, gegen ein nicht mitgetheiltes Publicatum vom 5 Sept. 1815, welche vermuthlich die Vernichtung der von der westphälischen Regierung erzwungenen Ablösungen betraf, und in welcher die Rechte der Vasallen mit grosser Klarheit aus einander gesetzt sind, welche aber nach der 9ten Beylage von dem Lehnhofe nicht berücksichtigt worden zu seyn scheint.

Das ganze Werk ist ein sehr wichtiger Beytrag zu der neueren Staatsgeschichte Deutschlands, und verdient die Aufmerksamkeit jedes biederen deutschen Mannes, insbesondere der Fürsten und Staatsdiener, denen wir dasselbe nicht genugsam empfehlen zu können glauben. Es ist mit der an Hn. *v. Berlepsch* bekannten patriotischen Freymüthigkeit geschrieben, die jetzt wahrlich noth thut. Desto mehr wünschen wir, dass bey solchen, das allgemeine Volkswohl betreffenden Discussionen, allenthalben die der geheiligten Person der Regenten schuldige Ehrfurcht und Achtung, als der erste Grundstein einer wahrhaft reinen und freyen bürgerlichen Verfassung, unverletzt bleibe, und wie diess im Allgemeinen der Fall ist, von dem Vf. auch im Einzelnen und stets berücksichtigt werde. Nur diese Ehrfurcht, gepaart mit Ruhe, Ordnung, Mässigung und dem unwiderstehlichen Drange der Wahrheit und Gerechtigkeit, kann zu einem gedeihlichen Erfolge führen.

R. — m.

GESCHICHTE.

ERFURT, b. Hennings: *Kleine Weltgeschichte für Kinder zum Selbstunterricht.* Herausgegeben von *C. B. Feyerabend.* Erster Band. Mit Kupfern. 1815. 236 S. Zweyter Band. 1816. 213 S. Dritter Band. 262 S. 8. (2 Rthlr. 22 gr.)

Hr. *Feyerabend* hat sein Buch dem Titel nach —

denn eine Vorrede, die über Plan und Zweck desselben nähere Auskunft gäbe, findet sich nicht — für Kinder zum Selbstunterricht bestimmt. Aber für welche Kinder? — Offenbar nicht für kleine, noch ununterrichtete Kinder: denn für diese würden manche Urtheile und Ausdrücke, wie: die rächende Hand der Nemesis, unverständlich seyn; auch würden sie, da der Vf. sehr ins Einzelne gegangen ist, von der Masse der Namen, Zahlen und Begebenheiten erdrückt werden. Also für erwachsenere Kinder, etwa 14 bis 15, auch wohl 16jährige Jünglinge und darüber, die einen sorgfältigen Unterricht genossen; die in anderweitigen Kenntnissen beträchtliche Fortschritte gemacht haben, und deren Urtheilskraft bereits sehr geübt ist. Diese sollen, wenn sie etwa bisher keinen historischen Unterricht erhalten hätten, aus seinem Buche Geschichte lernen, oder es soll ihnen dienen, das schon Erlernte zu wiederholen, sich darin fester zu setzen, und ihre historischen Kenntnisse zu erweitern. Wissenschaftlich gebildete Jünglinge dürfen, wenn von der ersten Erlernung der Geschichte die Rede ist, hier nicht angenommen werden: denn diese müssen, — wenn auch ein ausführlicher Unterricht in der neuen Geschichte unserer Überzeugung nach jetzt erst beginnen muss, — die ältere Geschichte schon aus den Classikern erlernt haben. Zur Wiederholung kann sie aber auch für diese brauchbar seyn; wiewohl man zu diesem Behufe wünschen möchte, dass der Vf. tiefer in die Verfassung der alten Völker eingegangen wäre, sich in mancher Rücksicht kürzer gefasst, und seine Arbeit mehr tabellarisch eingerichtet hätte. Insonderheit aber verdient diese Weltgeschichte dem Erwachsenen, der, obwohl zu den gebildeten Ständen gehörend, doch die Geschichte nicht aus den Quellen studirt hat, und studiren kann, recht sehr empfohlen zu werden. Der Vf. erzählt genau, umständlich und richtig; sein Vortrag ist fliessend und angenehm, obgleich seine Sprache nicht immer ganz correct, indem er zuweilen in eine ganz falsche Construction hinein geräth, und manche Druckfehler, woran es dem Buche nicht mangelt, leicht für Sprachfehler angesehen werden könnten, wenn nicht die ganze Darstellung uns überzeugte, dass der Vf. richtig Deutsch zu schreiben versteht. Dass seine Ansichten nicht immer mit den unserigen übereinstimmen, wollen wir ihm nicht zum Vorwurfe machen. Aber bedauern müssen wir, dass er aus der älteren Geschichte so wenige Züge des Edelmuths, des Freyheitssinnes, der Vaterlandsliebe hervorgehoben, und die biblische Geschichte zu modern behandelt hat. Auch das Mittelalter hat er nicht richtig genug gewürdigt. Wenn er auch die Vortheile, welche die Kreuzzüge gehabt haben, erwähnt: so deutet er doch mit keiner Sylbe den tiefen, heiligen Sinn an, der im Geiste jener Zeit sich unverkennbar offenbart; es ist ihm Alles nur Schwärmerey, wogegen er sich nicht laut genug erklären kann. Eben so wenig ehret er das Gute, welches die Hierarchie bey allen Greueln, die sie meistens begleiteten, wirklich geleistet hat; doch lässt er dem Papst Gregor VII die Gerechtigkeit widerfahren, dass er mit furchtbarer Consequenz sein Ziel im Auge behalten, und auf die Erreichung desselben hingearbeitet habe. — Unter den Helden der älteren Geschichte ist Julius Cäsar sein Liebling; in einem desto nachtheiligeren Lichte erscheint dagegen der Widersacher desselben, Brutus. — Peter der Grosse verliert hier sehr gegen Carl XII von Schweden, obgleich der Vf. die Halsstarrigkeit des Letzteren missbilligt. — Suwarow heisst ihm wiederholt ein Blutmensch. — Das bekannte preussische Religionsedict unter Friedrich Wilhelm II, den der Vf. milder beurtheilt, wie es vor einiger Zeit Sitte war, wird ein Machwerk des halbwahnsinnigen Wöllner genannt. Wahnsinnig war Wöllner nun wohl nicht; auch wollte er ohne Zweifel das Gute, wie verkehrt auch seine Massregeln gewesen seyn mögen. — Gustav III von Schweden ist dem Vf. ein grosser Regent und ein edler Mensch, im Widerspruche mit Archenholz und Anderen, die ihn in einem minder günstigen Lichte darstellen. — Nach der Erzählung des Vfs. sollte man glauben, dass gleich nach Gustavs Entthronung Bernadotte zum Kronprinzen von Schweden erwählt worden sey, welches doch nicht der Fall ist. —

Die deutsche Geschichte hätte Rec. noch mehr hervorgehoben gewünscht; insonderheit hätte der Vf. das Eigenthümliche der alten Deutschen und den Einfluss, welchen das Christenthum auf den germanischen Sinn hatte, ausführlicher darstellen und entwickeln sollen. Eine grössere Ausführlichkeit in der neuesten Geschichte wäre an ihrer Stelle gewesen. Bey Gelegenheit der französischen Revolution ist Lafayette, der als einer der edelsten Koryphäen derselben erscheint, überall nicht genannt. Auch des trefflichen Moreau wird nur beyläufig gedacht; und von seinem berühmten Rückzuge, der dem Rückzuge der zehntausend Griechen unter Xenophon an die Seite gesetzt zu werden verdient, ist gar nichts gesagt. Eben so kurz ist der Vf. in der Darstellung des Befreyungskrieges gegen Frankreich; — unseres Blücher's wird einmal, und des grossen Engländers Wellington einige Male beyläufig erwähnt. Wenn auch eine ausführliche Beschreibung von Schlachten für den Nicht-Militär nur wenig belehrend und unterhaltend ist: so hätte Rec. doch die Verdienste solcher Männer ausführlicher dargestellt gewünscht. Insonderheit hätte der Antheil, welchen die Stimmung der Völker, und der Geist, der sich darin aussprach, an der Befreyung Deutschlands und Europas hatte, bemerkbarer gemacht werden sollen. — Über Napoleon Bonaparte urtheilt der Vf., ohne zu den unbedingten Bewunderern desselben zu gehören, billiger, als es die Sitte mit sich bringt; doch hätte seines Justizmordes an dem Herzoge von Enghien und an Palm gedacht, und er ebenfalls als Blutmensch bezeichnet werden sollen, auf welchen Namen er nicht weniger Ansprüche hat, wie Suwarow.

Das erste Bändchen geht bis zur Entdeckung von Amerika (1494); das zweyte von der Entdeckung von Amerika bis auf den Frieden zu Ryswik (1694), und das dritte bis auf unsere Zeiten. Jedem Bande ist ein Kupfer beygegeben, wovon aber das zum zweyten Bande noch nachgeliefert werden soll. Das Kupfer zum ersten Bande stellt den Kaiser Heinrich IV im Büsserhemde vor, und das zum dritten Bande die Scene, wie Werner von Stauffach, Walter Fürst und Arnold von Melchthal die Freyheit der Schweiz beschwören. Sie verdienen gelobt zu werden.

— m —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 4.

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Volmer: *C. F. Vollneys*, Mitglieds des Senats und des National-Instituts von Frankreich, *Reisen durch die vereinigten Staaten von Nordamerika, mit vorzüglicher Hinsicht auf Klima, Cultur und Boden nebst Bemerkungen über Florida, die französische Kolonie am Scioto, einige kanadische Kolonieen und die Wilden.* I u. II Th. 1804. 554 S. 8. mit einem Kupfer und Charte über den Fall des Niagara.

Dieses Werk des berühmten Verfassers, dessen Anzeige wir gern nachholen, ist die Frucht einer dreyjährigen Reise in den vereinigten Staaten. Im J. 1795; heisst es in der Vorrede, „schiffte ich mich zu Havre mit einem Widerwillen und einer Gleichgültigkeit ein, welche in mir die Ungerechtigkeit und die Verfolgung hervorbrachten, die ich selbst erfahren hatte (Hr. *Vollney* war 10 Monate bis zum 9 Thermidor, wo Robespierre gestürzt wurde, im Gefängniss). Traurig über die Vergangenheit und besorgt für die Zukunft ging ich misstrauisch zu einem *freyen* Volke, um zu sehen, ob ein aufrichtiger Freund dieser gemissbrauchten Freyheit für sein Alter einen Zufluchtsort finden würde, wozu Europa ihm keine Hoffnung machte." Ein im J. 1798 allgemein angezündeter Hass gegen die Franzosen und die Drohung eines unmittelbaren Bruches zwangen Hn. *Vollney*, seinen Entschluss, in Amerika zu bleiben, zu ändern und nach Europa zurückzukehren. Das vorliegende Werk enthält nur einen Theil aller der Bemerkungen, die der Vf. über die Nordamerikaner in politischer, bürgerlicher und Handels-Rücksicht bearbeiten wollte; allein von der Vollendung seines entworfenen Plans wurde er durch Privat- und öffentliche Angelegenheiten und durch Unpäslichkeit abgehalten.

I Cap. Geographische Lage und Oberfläche des Gebiets der vereinigten Staaten. Von N. nach S. enthält es 16 Grade der Breite, von O. nach W. 25 Grade der Länge, und nach Hutchins im J. 1783 angestellter Berechnung im Ganzen 112,000 französische Quadrat-Meilen, also viermal grösser als Frankreich vom J. 1789. Doch hat Hutchins in Betreff der westlichen Länder an den Quellen des Mississipi und am Ohio grosse Irrthümer begangen, wie er in einem Briefe an Hn. Jefferson selbst gesteht. Auf dieser ungeheueren Fläche lebten im J. 1801 nicht mehr als 5,214,801 Menschen, unter denen 880,000 Negersclaven waren. *II Cap. Ansicht des Landes.* Der Boden von Amerika gewährt von den Küsten nach dem Innern hinein den wilden Anblick eines immer fortlaufenden Waldes. Auf der Reise durch Pensylvanien, Maryland, Virginien und Kentuky, von da durch das Nordwestland bis zum Fort Detroit, nach dem See Eric, an dem Niagara, nach Albanien, und von Boston nach Richmond in Virginien ist der Vf. nie 3 franz. Meilen hinter einander auf einem von Bäumen entblössten Boden gereist. Dieser ungeheuere Wald zerfällt in drey grosse verschiedene Cantons in Hinsicht auf die Gattungen und den Anblick der Bäume, und die Arten dieser Bäume bestimmen die Natur und Beschaffenheit des Bodens. Nur in Westen sind grosse Auen. Gegen Norden 5 grosse Seen, an den südlichen Gestaden des Meeres Moräste von 100 Stunden, in der Mitte eine Bergkette, die 20 — 50 Stunden von der atlantischen Meerküste mit derselben parallel läuft, aus welcher nach O. und W. eine Menge Flüsse strömen, von denen die meisten Wasserfälle von 20 — 140 Fuss Höhe haben. In den nördlichen Theilen liegt der Schnee 4 — 5 Monate, in den südlichen Theilen friert es gar nicht. An der atlantischen Küste von 300 Stunden Länge liegen 10 — 12 Städte, von Mais-, Korn- und Tabak-Feldern umgeben, welche noch meistens mit emporstehenden, halbverbrannten und abgeschälten Baumstämmen bedeckt sind. *III Cap. Abbildung im Allgemeinen.* Will man den Umriss und die Geographie eines Landes kennen lernen: so muss eine genaue Beschreibung und Kenntniss seiner Bergketten vorausgehen, welches in unseren Erdbeschreibungen, selbst von Deutschland, noch so sehr vernachlässigt wird. Hr. *Vollney* fällt nicht in diesen Fehler, sondern er giebt hier eine sehr deutliche Schilderung der langen Bergkette, welche die vereinigten Staaten durchzieht, und das Gebiet derselben in drey lange Cantone theilt, nämlich in den östlichen Strich zwischen dem Ocean und den Gebirgen, in den westlichen Strich zwischen dem Mississipi und den Gebirgen und in den Strich der Gebirgskette selbst. Jeder dieser drey Landesstriche hat Eigenheiten des Clima's, des Bodens und seiner inneren Beschaffenheit, welche Hr. *Vollney* einer genaueren Untersuchung würdigt, und weitläuftig entwickelt. Diese Auseinandersetzung ist reich an

den interessantesten Thatsachen. Die Erfahrung bestätigt hier, heisst es, dass das Abschlagen der Wälder auf den Höhen die Menge des Regens und der Quellen vermindert. *Kentuky*, so wie alle anderen Staaten von Amerika, geben davon den Beweis; schon führt man in Kentuky eine Menge Bäche an, die vor 15 Jahren nicht trocken wurden, und denen jetzt in jedem Sommer Wasser fehlt, und schon beklagt man sich in dieser so fruchtbaren Provinz über Dürre, welche im Verhältniss des zunehmenden Ausrottens der Bäume zunimmt, und die Versprechungen romanhafter Reisenden auf eine unangenehme Weise vernichtet. — Das *nordwestliche Land* zwischen dem Ohio und den Seen des Lorenzflusses, dem Mississipi und dem Alleguenygebirge enthält zum Theil unermessliche Auen, die alle Charaktere der asiatischen Steppen haben; im 48 Grade ist hier 10 Monate lang Eis, und in dem südlichen Theile grosse Hitze; und zum Theil Wälder und Sümpfe, wo der Vf. auf einem Wege von 40 Stunden keine Hütte antraf, und nicht den Laut eines Vogels vernahm; da, wo der Boden etwas höher wird, zeigt sich ausserordentliche Fruchtbarkeit; zwischen dem *Missouri* und dem See *Cedre* haben sich 10—12 Stämme *Nihiçaone* festgesetzt, welche seit 25 Jahren die spanischen Pferde in den Savannen von Nordmexico wegstahlen, sich beritten machten, und als amerikanische Tartarn erscheinen. — *Der Gebirgsstrich.* Die Gebirgskette erstreckt sich 400 Stunden in die Länge und 30—50 Stunden in die Breite, und hat eine Höhe von 2—2400 Fuss. Der Vf. beschreibt sehr ausführlich dieses lange Gebirge, und sucht die Verwirrung zu heben, die in den Geographieen durch die verschiedenen Namen derselben entstanden sind. *IV Cap. Innere Structur des Bodens.* Hr. *Vollney* sammelte überall, wo er reiste, Bruchstücke von den Fels- und Stein-Schichten der Gebirge, welche ihm dazu dienten, zu Paris mit Hülfe einiger Mineralogen die Art und die Benennungen ihrer Muttergrundlagen bestimmen zu können. Diesem Unterricht zufolge glaubt der Vf. mit ziemlicher Bestimmtheit festsetzen zu können, dass das Land zwischen dem Ocean und dem Mississipi in die *Granit-*, *Sandstein-*, *Kalkstein-*, *Meersand-* und *Flussschlamm-Gegend* getheilt werden muss. Jede dieser Gegenden wird weitläuftig in ihrer Ausdehnung beschrieben, und enthält äusserst interessante Thatsachen für die Geologie. In der Schilderung der Flussschlamm-Gegenden führt der Vf. Folgendes an: Von dem J. 1720—1800 hat der Mississipi an seiner Mündung 15 englische Meilen Land angesetzt; die ganze Gegend, wo die Stadt *Neu-Orleans*, 35 Stunden von der Mündung, liegt, ist gleichfalls angespült worden: denn in einer gewissen Tiefe findet man nichts als Flussschlamm und übereinandergehäufte Baumstämme; was noch mehr ist, die beiden Ufer des Mississipi bestehen in einer Ausdehnung von 300 Stunden aus Schlamm und Baumstämmen, und sind so erhöht, dass sie einen Damm von 12—16 Fuss Höhe über dem anliegenden Boden bilden, der nur Sumpf und Morast ist. *V Cap. Alte Seen, die verschwunden sind.* Zuverlässig ist es, dass in allen Ländern, welche grosse Gebirgsketten enthalten, die Spuren alter grosser Seen angetroffen werden, welche die genaueste Untersuchung verdienen, wenn man von der ehemaligen Beschaffenheit der Erdoberfläche richtige Kenntnisse erhalten will. Hr. *Vollney* bemüht sich, in diesem Capitel zu erweisen, dass ehemals zwischen den Bergketten der Allegueny, ehe dessen östliche Kette durchbrochen war, und in dem District zwischen dem Ohio und See Erie grosse Seen Statt gehabt haben. Seine Erklärung über das Entstehen der Steinkohlen, die in diesen Gegenden, wo er ehemalige Seen vermuthet, gefunden werden, möchte wohl manche Einwendung leiden. *VI Cap. Von dem Wasserfall bey Niagara und einigen anderen merkwürdigen Wasserfällen.* Mehrere Reisende und besonders *Weld* haben das fürchterlich grosse Schauspiel des Niagarafalles beschrieben; Hr. *Vollney* schildert hauptsächlich die topographischen Umstände, von denen derselbe doch nur Wirkung ist. Der *Niagara* stürzt in einer Breite von 1200 F. 144 Fuss tief, der *Genesie* am südlichen Ufer des Ontariosees in drey Fällen 260 F. tief, der *Montmorenci* unterhalb Quebek in einer Breite von 46—50 F. 220 Fuss tief, der *Chaudiere* oberhalb Quebek in einer Breite von 230 F. 100 F. tief, der *Mohauk* 3 Meilen vor seiner Mündung in den Hudson in einer Breite von 800 F. 50—60 F. tief, der *Potomak* 6 engl. Meilen oberhalb Georgetown in einer Breite von 900 F. 72 F. tief, der *Fallingspring* in Virginien in einer Breite von 15 F. 200 F. tief, der *Passeik* in Neu-Jersey in einer Breite von 110 F. 66—70 F. tief herab. *VII Cap. Von den Erdbeben und Vulcanen.* Die Erdbeben sind der Hauptgrund der Umwälzungen, von denen man an der atlantischen Küste noch sehr deutliche Spuren findet. Hr. Williams hat vom J. 1628—1782 die Beobachtungen über 45 Erdbeben gesammelt; ihre Richtung ging von Nordost nach Südwest, sie erstreckten sich nördlich durch den Lorenzfluss, besonders in der Richtung des Sees Ontario, südlich bis zu Potomak. Hr. *Vollney* vermuthet, dass der See Ontario in dem Crater eines erloschenen Vulcanes liegt. In den westlichen Ländern Nordamerika's giebt es keine Spuren von Erdbeben und Vulcanen: denn die Wilden haben gar keine Namen dafür. *VIII Cap. Über das Klima.* Das Klima oder die Temperatur wird nicht allein durch die *Breite*, sondern auch durch verschiedene andere Umstände, hauptsächlich durch die Art und Beschaffenheit der *Winde* bestimmt. Das Klima der atlantischen Küste ist im Winter kälter, und im Sommer heisser, als dieselben Parallelen in Europa. An der Hudsonsbay im 59 Grade sinkt die Kälte auf 32—37°, die Hitze steigt auf 28—31°, in Canada zwischen dem 46—47 Grade eine Kälte von 20—24, bisweilen 38—40°, in den Staaten zwischen dem 42—45 Grade eine Kälte von 10—19½° und eine Hitze von 21—26—31°, zu Philadelphia im 40 Grade weniger 5 Minuten eine Kälte von 8—14—18°, und eine Hitze von 25—28°, in Virginien im 32 Grade bisweilen eine Kälte von 4°, und eine Hitze von 24—33°,

auf den *antillischen Inseln* steigt die Hitze nicht über 28°, und die Kälte sinkt nicht tiefer als 10° unter Null, zu *Surinam* eine Hitze von 17 — 27°; alle Reisenden, welche von diesen Gegenden im Sommer kommen, klagen, dass die Hitze unerträglicher würde, je mehr sie nach Norden fortrücken. Hr. *Vollney* selbst zieht die Hitze von *Cairo* der zu *Philadephia* vor. Eben so sind die täglichen Veränderungen der Temperatur an der atlantischen Küste grösser und auffallender als in Europa. Während des Winters entstehen in Pensylvanien in weniger als 18 Stunden Veränderungen von 6 — 14°. Im Sommer, je höher das Thermometer am Tage steigt, desto tiefer fällt es des Morgens; wenn es z. B. um 2 Uhr Nachmittags auf 22° gestiegen ist: so steht es beym Anbruch des Tages auf 15 oder 16°; es vergehen in Philadephia wenige Abende im July und August, wo man nicht das Feuer angenehm findet. In den südlichen und nördlichen Staaten sind die Veränderungen eben so schnell — das Klima des Bassins des Ohio und des Mississipi ist um 3 Grade Breite weniger kalt, als das Klima der atlantischen Küste. Beobachtungen der Botaniker haben diese Thatsache ganz unleugbar bewiesen. In ganz Kentuky und im Bassin des Ohio dauert der Schnee nur 8 — 10 Tage, und selbst im Januar hat man Tage von 15 — 18° Wärme; während der 2½ Sommermonate bleibt die Hitze immer 26 — 27 — 29°. Selbst auf der Höhe des Niagara, auf dem höchsten Puncte der grossen Ebene, ist die Temperatur so mässig, dass der Frost nicht länger als 2 Monate dauert. Zu *Montreal* unter 45° 20′ liegt der Schnee 2 Monate kürzer als in *Quebek*, obgleich letztere Stadt niedriger am Flusse liegt. Diese Verschiedenheit des Klima's in Osten und Westen der Alleguenys hört im 35 — 36° südlicher Breite und oberhalb 43 — 45° nördlicher Breite auf, woraus sich bestimmt ergiebt, dass die Gebirgskette der Alleguenys eine der Hauptursachen dieser Erscheinung ist. *IX Cap. System der Winde in den vereinigten Staaten.* Hr. *Vollney* sah während 3 Jahren einen und denselben Wind nicht 30 Stunden hinter einander streichen. Unaufhörlich verändern sich die Luftströme, und die Winde sind dort weit allgemeiner als in Europa. Die Nordwest-, Südwest- und Nordost-Winde theilen sich fast allein in das Luftgebiet. Der Vf. setzt die eigenthümlichen Umstände dieser herrschenden Winde und ihre Wirkungen weitläuftig aus einander. Dieses Capitel enthält eine grosse Menge meteorologischer Thatsachen, die zwar von Amerikanern und Anderen beobachtet wurden, aber von dem Vf. mit dem grössten Scharfsinn zusammengestellt, und zu einer lichtvollen Theorie über alle Witterungserscheinungen sowohl an der atlantischen Küste, als westlich der Alleguenys in den ungeheuren Thälern des Ohio und Mississipi, so wie auch in dem ganzen Meerbusen von Mexiko benutzt werden. Der Vf. erscheint hier in seiner ganzen Stärke. Man findet zugleich darin noch einen Abschnitt über die Entstehungsart, Eigenthümlichkeiten und Wirkungen des Stroms des mexikanischen Meerbusens, welcher von dem Canal von Bahama längs der ganzen atlantischen Küste bis nach Neufoundland, in einer Breite von 15 — 16 Stunden, mitten durchs Meer mit veränderter Farbe, Temperatur und mit einer Schnelligkeit von 4 — 5 Meilen in einer Stunde fliesst, merkwürdige Thatsachen und Erklärungen. *X Cap. Vergleichung des Klima's der vereinigten Staaten mit dem Klima Europa's in Hinsicht auf die Winde, die Menge des Regens, die Ausdünstung und die Elektricität.* Ist eine Fortsetzung der meteorologischen Auseinandersetzungen des vorigen Capitels in Beziehung auf Europa. — Die jährliche mittelmässige Regenmenge ist in Nordamerika grösser als in Frankreich, England und Deutschland zusammengenommen, die Ausdünstung heftiger, die Winde stärker, Gewitter und Stürme häufiger als in Europa, wovon der Vf. die Ursachen in drey Abschnitten entwickelt. Die Donnerschläge bey den Gewittern haben eine Heftigkeit und die Blitze eine Breite und Ausdehnung, wovon Hr. *Vollney* vorher keinen Begriff gehabt hatte; im Sommer 1797 zählte man vom Juny bis Ende August in den Zeitungen 80 vom Blitz erschlagener Personen. *XI Cap. Hat der Mond auf die Winde Einfluss? Wirkung der Sonne auf ihr ganzes System und auf den Lauf der Jahreszeiten. Veränderungen, welche in dem Klima durch das Urbarmachen hervorgebracht werden.* Hr. *Vollney* hält das allgemeine System der Winde von dem Monde ganz unabhängig, und beweist, dass die Sonne unaufhörlich der oberste, wenn nicht der einzige Befehlshaber aller Windsysteme theils in ihrem Entstehen, theils in ihren Bewegungen sey. — Nach einer seit langer Zeit von den Europäern gemachten Bemerkung giebt es in den vereinigten Staaten keinen Frühling, sondern eine strenge Kälte geht mit einem Male in grosse Hitze über. In dem Klima von Nordamerika gehen in Verhältniss des Niederschlagens der Wälder bemerkbare Veränderungen vor, worüber der Vf. eine Menge Zeugnisse und Erfahrungen und eine Tabelle von Beobachtungen über den Wärmegrad eines bebauten und bewaldeten Bodens anführt. Diese drey Capitel möchten wegen der Summe meteorologischer Thatsachen und trefflicher Winke für Physiker in Betreff der noch so unvollkommenen Wissenschaft der Meteorologie wohl die wichtigsten von allen seyn. *XII Cap. Von den herrschenden Krankheiten.* Die vier herrschenden Krankheiten sind: 1) *Schnupfen, Katarrhe* und alle die Krankheiten, welche von unterdrückter Ausdünstung herrühren; in einem Winter bekommen die Menschen 4 — 5 Rückfälle; hieraus entstehen die häufigen Lungensuchten, welche so viele Personen wegraffen. — 2) *Die häufigen Flüsse im Zahnfleisch* zerstören die Zähne der Amerikaner so allgemein, dass man unter 100 Personen vor dem 30 Jahre nicht zehn findet, welche noch alle ihre Zähne haben. Die Ärzte sind über die Ursache eines so allgemeinen Übels in ihren Meinungen getheilt. Der Schwe-

dische Arzt *Peter Kalm* schreibt es den zu warmen Getränken zu, worin ohne Widerrede die Hauptursache der verderbten Zähne fast aller Europäer, besonders der nördlichen Europäer, zu suchen ist. Die Wilden in Amerika haben nie schadhafte Zähne, nur diejenigen, welche im Gebiet der vereinigten Staaten leben, und den Gebrauch des Thees annahmen, bekamen nach Verlauf von 3 Jahren schwarze und angefressene Zähne wie die Weissen. 3) *Wechselfieber.* Im Jahr 1796 fand Hr. *Volney* auf einem Wege von 300 französischen Meilen nicht 20 Häuser, deren Bewohner vom Fieber frey gewesen wären; von 25 Reisenden zwischen dem Pass Cincinnati und Fort Detroit (100 Meilen) langten nur 3 ohne Fieber an, und den folgenden Tag befiel 2 von diesen ein bösartiges Fieber. Zu Greeville wurden von 370 Soldaten 300 vom Wechselfieber befallen. Diese Herbst-Wechselfieber sind nicht tödtlich, dauern aber den ganzen Winter, und schwächen so sehr, dass im Allgemeinen ein Mensch von 50 Jahren in Amerika so alt als ein Mensch von 65—70 Jahren in England und Schottland ist. 4) *Das gelbe Fieber.* Zuerst eine Schilderung der Symptome. Seit langer Zeit kannte man dieses Fieber in den Antillen, an den beiden Küsten des mexikanischen Meerbusens bis nach Virginien und Georgien; der Potomak schien die Grenze desselben zu seyn. Nur in den Jahren 1740 und 1762 zeigte es sich auf der nördlichen Seite dieses Flusses, erst zu Neu-York und dann zu Philadelphia; aber seit 1790 fand es sich so oft ein, dass es hier einheimisch wie im Süden zu werden scheint. Unglücklicherweise glaubten die meisten amerikanischen Ärzte die rechte Heilmethode dieser schrecklichen Krankheit in den theoretischen Grundsätzen *Browns*, dessen Weisheit sie mit scholastischem Vorurtheil aufgenommen hatten, gefunden zu haben. Diese Heilmethode wurde in dem fürchterlichen Jahr 1793 zu Philadelphia angewandt, und die Folgen waren eine schreckliche Sterblichkeit; denn wenige Kranke überlebten den dritten Tag, und von 50 wurden nicht 2 gerettet. Der Zufall wollte, dass einige französische Ärzte aus der verbrannten Capstadt von Domingo nach Amerika sich retteten und einer von ihnen, Johann de Veze, gegen das Übel die Methode der französischen Schule anwandte. Er hatte so viel Glück, dass die Regierung ihn an die Spitze des Hospitals von Bush-hill stellte. Durch seine, den folgenden Winter durch den Druck bekannt gemachte Heilart wurden zuerst neue und richtige Ideen in Nordamerika über diese Krankheit verbreitet, und Praxis und Theorie erlitt grosse Veränderungen. Im Anfange der Krankheit lässt er den vollblütigen Personen zur Ader. Das Opium, welches die amerikanischen Ärzte so sehr anpriesen, und gegen dieses asthenische Fieber, wie sie es nannten, brauchten, hat nie eine gute Wirkung hervorgebracht. (Die deutschen Brownianer missbrauchen das Opium nicht weniger als die amerikanischen Ärzte. Wir kennen einen bekannten Brownianer zu Wien, der eine Reihe von Jahren in den meisten Krankheiten, weil die mehresten ihren Grund in Schwäche oder Asthenie haben sollen, nichts als Opium gab, seit Kurzem aber das Opium dergestalt verflucht, dass er es auch da, wo es treffliche Dienste leisten würde, in der geringsten Dosis nicht mehr anwendet. Welch ein Unwesen entsteht, wo Systeme, Meinungen, Autoritäten, und nicht scharfer Beobachtungsgeist, vielseitige Kenntnisse der Natur und die höchste Bescheidenheit bey Behandlung organischer Wesen den Arzt begleiten!) Was den Ursprung des gelben Fiebers betrifft: so wird der in Philadelphia allgemeinen Meinung, dass die Krankheit durch das Schiff Hankey von Boulam an der afrikanischen Küste gebracht worden sey, hier widersprochen. Die grösste Zahl der Ärzte, das Collegium zu Philadelphia ausgenommen, haben vereint erklärt, dass das gelbe Fieber in den vereinigten Staaten entstehe, wo sich die Wirkungen der Ausdünstung von Sümpfen, Unflath, Unreinigkeiten, enggebauter Stadtviertel, trockener Sommerhitze, ruhiger Luft vereinigen. Eben so entsteht das gelbe Fieber auf den antillischen Inseln, Grenada, Martinique, Domingo und Jamaica nur da, wo sich jene Ursachen vereinigen; wo es keine Sümpfe und Unflath giebt, wie zu St. Kits, St. Vincent, Tabago, Barbados, da zeigt sich das gelbe Fieber nicht.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Stuttgardt*, b. Steinkopf: *Schule der Weisheit und Tugend.* Eine Auswahl vorzüglich schöner Parabeln und anderer moralischer Erzählungen. Ein Geschenk für die Jugend. Mit einer Vorrede von Hrn. Dr. *Joh. Ludwig Ewald*, grossherzogl. badischem Ministerial- und Kirchen-Rath. *Erster Theil.* Zweyte stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. Nebst einem Titelkupfer und einer Erklärung der im Buche vorkommenden fremden Wörter. XVIII u. 216 S. *Zweyter Theil.* 1813. XX u. 290 S. 8. (1 Rthlr.)

An einen Sammler von Erzählungen für die Jugend macht man mit Recht die Foderung, dass er bey seiner Auswahl einen bestimmten Zweck im Auge haben soll. Die Unterhaltung, Belehrung und Ausbildung sittlicher Anlagen überhaupt werden durch die Erfindung der Erzählungen berücksichtiget. Der Sammler von schon vorhandenen Erzählungen muss darauf sehen, dass er durch eine besondere Zusammenstellung derselben und andere Mittel eine leichtere Erreichung jener Zwecke der Erzählungen befördere. Der Sammler der gegenwärtigen Parabeln und Erzählungen hat nun eine Auswahl von solchen Erzählungen getroffen, die für Kinder von 8 bis 12 Jahren bestimmt sind; den anderen Theil der Erzählungen hingegen wünscht der Herausgeber in den Händen solcher jungen Leute, die in ihrer Bildung schon weiter vorgerückt sind. Er hat ferner, wie er auf dem Titel bemerkt, nur vorzüglich schöne Parabeln und moralische Erzählungen aufgenommen. — Obgleich die hier gesammelten Erzählungen und Parabeln nicht zu den schlechten gehören: so verdienen sie doch überhaupt genommen nicht das ihnen von dem Sammler auf dem Titel beygelegte Prädicat. Auch hat Rec. keine besondere Stufenfolge vom Leichten zum Schweren bemerken können.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

SCHÖNE KÜNSTE.

Florenz, b. Carli: *Rime di M. Angelo Poliziano con illustrazioni dell' Abate Vincenzo Nannucci e di Luigi Ciampolini.* Prima edizione. 1814. II Tomi, 144 u. 164 S. 12. Mit Poliziano's Bildniss im Umrisse. (3 Franken.)

Seit lange schon musste man wünschen, *Polizianos* Gedichte gesammelt zu sehen; denn sie gehören mit zu dem Lieblichsten, Lebendigsten, Kräftigsten, was die Italiäner aufzuweisen haben, und manches Geheimniss der Kunst haben *Ariosto*, *Tasso*, *Alfieri* aus den *Stanze* gelernt, so wie die *Ballate*, *Strambotti* und *Rispetti* dieses Meisters uns den üppig muntern Volksgesang der noch nicht unterdrückten Italiäner vergegenwärtigen. Gegen 1760 ging zwar der Abate Calisto, Inhaber der Buchdruckerey Lancelotti in Bergamo, an eine solche Sammlung, unterdrückte sie aber aus Gewissensscrupeln, durch Einiges den Anstand zu beleidigen, selbst wieder, so dass nur 5 bis 6 titellose, aus der Maculatur gerettete Exemplare noch übrig sind. Da *Gamba* mit der Erfüllung seines Versprechens, dem geistreichen Dichter das verdiente Denkmal zu setzen (s. *Serie dell' edizioni de' testi di lingua Italiana.* Milano, 1812. p. 351) immer noch zögert: so war es Rec. erfreulich, dass es endlich durch Andere geschah, wenn auch vielleicht auf eine Weise, die noch Verschiedenes zu wünschen übrig lässt. *Ciampolini* gab eine kurze Lebensbeschreibung *Polizianos* aus den bekannten Quellen, wobey natürlich *Meiners* nicht berücksichtigt wurde; sind doch alle geschichtlichen Forschungen der Deutschen für die Italiäner so gut als nicht vorhanden; überdiess besorgte dieser die *Rime*. *Nannucci* hatte schon 1812 in Florenz die *Stanze* mit einem brauchbaren Commentar erscheinen lassen, worin die Nachahmungen aus Griechen, Lateinern und Italiänern ziemlich vollständig nachgewiesen werden. Hier wiederholt er ihn zum Theil umgearbeitet. Unverzeihlich aber ist es, dass er den ihm von *Luigi Lamberti*, einem einsichtsvollen Kritiker, im *Poligrafo* ertheilten Wink bey dieser neuen Ausgabe nicht beachtete. Der Text der Crusca nämlich ist seit 1560 von *Lodovico Dolce* willkührlich interpolirt, an den meisten Stellen zum offenbaren Nachtheil des Dichters, der gar wohl wusste, was er schrieb, und keines nachhelfenden Schulmeisters bedurfte. *Lamberti* wies den Abate *Nannucci* zu den früheren Drücken hin, aber umsonst, wie man von einem Toskaner erwarten konnte, der in Sachen der Sprache durch keinen Lombarden belehrt seyn will; und doch würden sich vielleicht auch die orthodoxen Cruscanten nicht allzu sehr haben ärgern dürfen, wenn er nur die Varianten ihrer Vulgata unten am Rande beygefügt hätte. Den *Orfeo* hingegen gab er nach der besseren Recension des Pater *Ireneo Affò*; wir hätten die gewöhnliche, die doch nur wenige Blätter einnähme, ebenfalls mitgetheilt. Das zweyte Bändchen enthält die lyrischen Gedichte, von welchen freylich die meisten schon Calisto hat; allein ungeachtet der Nachweisung Gambas wussten die Herausgeber von diesem ihrem Vorgänger nichts. Einige andere aus den *Canzoni a ballo Firenze* 1568 entlehnte wurden bloss von *Leonardo Nardini* in seiner zierlichen Ausgabe (*Poesie del magnifico Lorenzo de' Medici e di altri suoi amici e contemporanei. Londra* 1801. 4.) wegen ihrer Eleganz, dem *Poliziano* auf gut Glück hin beygelegt, und von *Ciampolini* daraus wiederholt. Weniges erscheint eigentlich zum ersten Mal im Drucke, wie ein gänzlich misslungenes, in Stil, Sprache und Versbau beynahe barbarisches *Capitolo in morte del magnifico Lorenzo de' Medici*, das man nicht für *Polizianos* Arbeit halten könnte, wenn es nicht leider darin hiesse:

> *Però l'amava il suo Poliziano,*
> *Il suo buon padre, perchè conoscea*
> *Che tenea sol per lui la penna in mano.*

Weit merkwürdiger ist dagegen am Schlusse ein hier zum ersten Mal erscheinender Brief an *Federigo di Napoli*, womit *Poliziano* demselben eine von ihm veranstaltete Sammlung von *Rime antiche* zueignet; nur lässt *Ciampolini* uns ungewiss, ob der *Codice Ricciardiano* 2723, worin er steht, etwa diese Sammlung selbst enthalte, von welcher eine ausführliche Nachricht so wünschenswerth gewesen wäre. Da diese Ausgabe doch nur wenigen, jetzt so zahlreichen Freunden der Poesie des Mittelalters in die Hände kommen wird: so mag *Polizianos* Entwurf der Geschichte der italischen hier eine Stelle finden: *Fu l'uso della rima, secondo che in una latina epistola scrive il Petrarca, ancora appresso gli antichi Romani assai celebrato. Il quale per molto tempo intermesso cominciò poi nella Sicilia non molti secoli avanti a rifiorire, e di qui per la Francia sparto, finalmente in Italia, quasi in un*

suo ostello è pervenuto. Il primo adunque che dei nostri a ritrarne la vaga immagine del novello Stile pose la mano, fu l'Aretino Guittone, ed in quella medesima era il famoso Bolognese Guido Guinizello, l'uno e l'altro di filosofia ornatissimi, gravi e sentenziosi, ma quel primo alquanto ruvido, e severo, nè d'alcuno dolce lume d'eloquenza acceso. L'altro tanto di lui più lucido, più soave e più ornato. Dante padre appellavalo suo, e degli altri suoi migliori, che mai rime d'amore usar dolci e leggiadre. Costui certamente fu il primo da cui la bella forma del nostro idioma fu dolcemente colorita, quale appena da quel rozzo Aretino era stata adombrata. Riluce dietro a costoro il dilicato Guido Cavalcante Fiorentino, sottilissimo dialettico e filosofo del suo secolo prestantissimo. — (Ungemessene und weitläuftige Lobpreisung Guido's.) — *Nè si deve il Lucchese Bonagiunta ed il Notaro da Lentino con silenzio trapassare: l'uno e l'altro grave e sentenzioso, ma in modo d'ogni fior di leggiadria spogliati, che contenti dovrebbono restare, se fra questa bella manata di si onorati uomini li riceviamo; e costoro e Piero delle Vigne nella età di Guittone furono celebrati: il quale ancora esso è, non senza gravità o dottrina alcuna, avvenga che piccole opre compose.* — *Risplendono dopo costoro quelli dui mirabili soli che questa lingua hanno illuminata: Dante e non molto dietro ad esso Francesco Petrarca, della laude de' quali — meglio giudico essere tacere, che poco dire. Il Bolognese Onesto, e li Siciliani che già primi furono come di questi dui sono più antichi, così della loro lima più arebbono mestiero. Avvengachè nè ingegno nè volontà ad alcuno di loro si vede esser mancata. Assai bene alla sua nominanza risponde Cino da Pistoja tutto delicato, e veramente amoroso, il quale primo al mio parere cominciò l'antico rozzore in tutto a schifare; dal quale nè il divino Dante, per altro mirabilissimo, si è potuto per ogni parte schermire. Segue costoro dipoi più lunga gregge di novelli scrittori, i quali tutti di lungo intervallo si sono da quella bella copia allontanati.* Es ergiebt sich hieraus, dass auch *Poliziano* nichts vorfand, was uns gegenwärtig nicht ebenfalls bekannt wäre; *Boccaccio's* gedenkt er mit keiner Sylbe.

Rec. besitzt ausser den übrigen Hülfsmitteln eine Abschrift der calistinischen Ausgabe der Gedichte *Poliziano's*, eine von keinem Bibliographen erwähnte der *Stanze*, mit dem ächten Texte (*Stanze di Messer Angelo Politiano cominciate per la giostra del magnifico Giuliano di Piero de' Medici.* — Am Ende: *Stampate per Nicolo Zopino e Vincentio compagno nel MCCCCCXXI a di XXX de Agosto.* 8.). Nicht ungeneigt wäre er, eine neue für Deutschland zu veranstalten, welcher das Anziehendste aus den gleichzeitigen *Canzoni a ballo* und den *Canti carnascialeschi* beygefügt werden könnte. Allein die Vielen, welche sich mit der Poesie des Mittelalters und des Südens insbesondere abgeben, lassen gewöhnlich den Unternehmer im Stiche, der ihrer Liebhaberey neue Nahrung darzubieten im Stande wäre. O. H.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein u. Klüger: *Mischrumi, das räthselhafte Mädchen aus Medina.* Eine abentheuerliche Geschichte — herausgegeben von *Kajetan Tschink.* Mit einem Kupfer. 1804. 8. (1 Rthlr.)

Man würde Hn. *Kajetan Tschink*, Verfasser des Geistersehers, und als Professor der Philosophie in Ollmütz verstorben, sehr Unrecht thun, wenn man ihn für den Urheber dieser Mischrumi halten wollte. Der wahre Vf., der wahrscheinlich keinen Namen hat, und gewiss sich nie einen erschreiben wird, hat sich nur den Namen eines wackeren Mannes angemasst, um sein Product auf dem Markte los zu werden. Obgleich eine solche Maskerade ernsthaft gerügt werden sollte, so wird man doch bey der Lectüre der Mischrumi geneigt, dem Vf. Alles zu verzeihen: denn er giebt seine moralisch-poetischen Albernheiten ganz ehrlich für Gefühl und Phantasie, und besticht dadurch den Ernst, indem man unmöglich einen Autor züchtigen kann, der uns unausgesetzt zum Lachen reizt. Mischrumi, zu deutsch Muskatblüthe, ist der Bastard einer illyrischen Prinzessin und eines italiänischen Abentheurers, der alle Hände nachmachen kann und sich falsche Pässe schreibt: die Ältern reisen durch die halbe Welt, und in Medina kommt die Prinzessin mit der Heldin des Romans nieder. Diese hat von der frühesten Jugend an sehr viel Verstand, aber auch sehr fatale Schicksale. Der Vf. des Romans lernt sie in einem Kloster kennen: „Ihr Feuerblick entzündete mein Herz, sagt er, ihr Anzug war gewählt: himmelblauseidene Beinkleider, ein weisses Leibchen mit spitzen Ermeln" u. s. w. Doch das ist noch nichts. Ein andermal ist sie als Mann gekleidet. „Hohe lederne, knapp anliegende ungarische Beinkleider zeigten die schönen Umrisse der Lenden und zierlichen Waden. Kurze Stiefelchen bedeckten die netten Füsschen, eine kurze ungarische Weste umschloss den schlanken Leib, und liess verrätherisch die schön gewölbten Brüste sehen, die, strotzend von der Gesundheit üppiger Fülle, gehoben von liebender Sehnsucht, ungestüm hervorquollen." — Eine Anmerkung sagt hiebey: „Einen Blick auf das Kupfer!" — und wirklich ist alles Beschriebene sehr deutlich vom Zeichner ausgedrückt. Man kann sich denken, dass solche Kleider und Verkleidungen nicht umsonst gewählt sind; bey den Verfolgungen, denen die Dame Muscatblüthe, die auch Marsilula und Fräulein Quinque heisst, ausgesetzt ist, muss sie zu den Beinkleidern ihre Zuflucht nehmen. Wie seltsam sind aber auch ihre Schicksale! In der Mitte des Buches wird sie geradezu umgebracht und begraben, und ist doch am Ende noch nicht todt. Ihr Liebhaber, ein Prinz von der Moldau, besucht sie im Kloster, sie trinken Tokaier, essen punische Äpfel, er schläft in ihrem Bette und sie in der Kirche. Sie fliehen aus dem Kloster und gerathen den Räubern in die Hände; der eine Räuber will sie nothzüchtigen, wird aber dafür von dem edlen Räuberhauptmann getödtet. Der Prinz hat oft viel Geld, einmal aber muss der Vf. sein Conto in einer Dorfschenke bezahlen, und der Prinz sieht sich genöthigt, alle seine Kostbarkeiten zu versetzen.

Er trinkt gern Cyperwein, läfst fich den Kalbsbraten gut fchmecken, fteht mit den afiatifchen Brüdern im Bunde, und wird durch einen Bettler, der ein Hexenmeifter ift, und wenn er will, mir nichts dir nichts, verfchwinden kann, zu feiner Geliebten nach langer Trennung zurückgeführt. Aufser diefen abentheuerlichen Beftandtheilen des Romans findet man darin noch Malzkeller, breterne Röhren, das Serail in Ispahan, verfchiedene Klöfter, einen jüdifchen Weinhändler in Medina, üppigblühende Beete, einen verliebten Abbate, der es nicht beffer machen will, als der erftehene Räuber, den die Dame aber „jede Gelegenheit erfchwert, thätliche Angriffe auf ihre Tugend zu wagen," — und ähnliche intereffante und abentheuerliche Dinge. Auch werden dem Vf. einigemal nicht undeutlich Schläge angeboten, welches er mit etwas zu grofser Gewiffenhaftigkeit der Welt berichtet.

In der Vorrede berichtet der Vf., dafs, wenn er diefe Gefchichte feinen Freunden erzählte, diefe darauf fagten: „Eine fchöne Gefchichte! Schade nur, dafs fie nicht wahr ift. Wir kennen Ihr Dichtertalent! Ihre Romane haben uns bewiefen, welche Energie, welchen ungeheueren Vorrath der fonderbarften Phantafie Sie befitzen."

Rec. hat nicht die Ehre, das Dichtertalent des Vfs. zu kennen; er hält es aber für möglich, dafs ein geübter Scribler bey einem guten Bierraufche folche Romane erfinden könne.

L.

Rom: *Pater Seraphim oder das Mönchswefen.* 1804. 8. (10 gr.)

Über die Nachtheile der geiftlichen Orden ift die Welt mit und wider Willen aufgeklärt worden, und gute und fchlechte Schriftfteller haben das Thema fo häufig abgehandelt, dafs man das Mönchswefen aus einem neuen, höheren Standpunct der Gefchichte der Bildung des menfchlichen Gefchlechts anfehen müfste, um auf Aufmerkfamkeit Anfpruch machen zu können. Davon hat aber der Pater Seraphim keine Ahndung; fondern erzählt uns platt und breit, dafs die Mönche nichts taugen. Jedermann weifs, dafs es faule und heuchlerifche Mönche gab; aber die befferen unter ihnen nahmen einen Platz in der Gefellfchaft ein, der noch nicht wieder ausgefüllt ift, und ihre Inftitute waren auf reine menfchliche Bedürfniffe berechnet, die der Pöbel der Schriftfteller nie kannte. Wer weifs es nicht, dafs die Jefuiten viel gefchadet haben; aber wem hat es grofsen Nutzen gebracht, dafs in verfchiedenen Ländern ihre Collegien in Cafernen verwandelt wurden? Die Schädlichkeit geiftlicher Corporationen zu beurtheilen, ift Sache der Regierung; dem guten derfelben nachzufpüren und es auch nach ihrer Aufhebung unter anderen Formen möglichft zu erhalten, follte das ernfte Gefchäft wohlwollender Schriftfteller feyn. — Wenn diefes Wort nicht ungehört verklingt: fo werden wir es für keine unnütze Mühe achten, ein werthlofes Pamphlet hier in Erinnerung gebracht zu haben.

Chr.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Mailand: *Opere* del Configliere *Gian Lodovico Bianconi*, Bolognefe. IV Bände. 1802. 8.

Auch die vorzüglichften Werke der Italiäner haben beynahe durchgängig das Unangenehme für den ultramontanifchen Lefer, dafs er darin eine Unkenntnifs der aufseritaliänifchen Welt findet, welche fich die gröfsten Vergehungen gegen andere Völker, und namentlich die Deutfchen zu Schulden kommen läfst. In diefer Hinficht machen die vorliegenden Werke des *Bianconi* eine äufserft rühmliche Ausnahme. Sie dürfen in ihrem Verhältnifs zur deutfchen Literatur hauptfächlich von diefer Seite gewürdigt werden, wenn fie gleich in dem zu ihrer vaterländifchen einen weit bedeutenderen Rang einnehmen, welchen fie in eingefchränkterem Umfang auch für uns behaupten können.

Bianconi war zu Bologna aus einer fehr guten Familie geboren, und mit befonderer Liebe und Sorgfalt erzogen. Er bildete fich früh auf eine, für Italiäner höchft feltene, Weife ins Allgemeine aus, ohne dabey die ernfthaften, gründlichen Studien feiner vaterländifchen Schulen zu vernachläffigen. Eine Reife nach Deutfchland, deren erfte Veranlaffung uns unbekannt ift, führte ihn an den Hof Augufts III von Polen, wo er mit feinem Empfehlungsbriefe von Benedict XIV äufserft gut empfangen, und felbft in Dienfte genommen wurde. Verfchiedene Gefchäfte, befonders am franzöfifchen Hofe, rechtfertigten das, in ihn gefetzte Vertrauen feines Königs, und die Belohnung war die von ihm fo fehr gewünfchte Stelle eines Gefandten in Rom, welche er bis an fein Lebensende bekleidete. Mit der Zufriedenheit feines Hofs, und der befonderen Achtung Pius VI, im Genuffe alles Schönen und Guten, was Rom damals enthielt, lebte er freylich die glücklichften Tage. Die Früchte jener Zeit machen den gröfsten Theil diefer Sammlung feiner Werke aus. Sie waren zum Theil einzeln gedruckt worden, zum Theil in periodifchen Schriften, befonders in den literarifchen Ephemeriden von Rom erfchienen, deren Entftehung und Erhaltung grofsentheils fein Verdienft war. Er ftarb zu Perugia im Jahr 1781 und wurde auch da begraben. Nach diefem kurzen Abrifs feiner Lebensgefchichte, in welcher wir nicht in fein Lob als Menfch eingehen wollten, fchreiten wir zur Anficht der Sammlung feiner Werke.

Der erfte Band beginnt mit einem fehr fchön geftochenen Porträt des Vfs., und mit einer, mit mehr Liebe, als Belehrung gefchriebenen Lobrede auf ihn, von dem Perugianer, *Hannibal Mariotti.* Den übrigen Raum füllen die Briefe über den A. Cornelius Celfus an den berühmten Tirabofchi aus, welche im Jahr 1779 zum erften Mal öffentlich erfchienen waren. Sie wurden durch eine Stelle in T's. berühmtem Werke (*Storia d. Lett. Ital.* tmo. II p. 178) veranlafst, worin der gelehrte Modenefe den römifchen Arzt in die letzten Lebensjahre des Augufts, und noch unter einige feiner Nachfolger verfetzt. Diefe

Briefe führen, einen Streitſache durch, welche nicht unwichtig iſt, und ſuchen zu beweiſen, daſs Celſus in den erſten Jahren der Regierung des Auguſtus gelebt habe, und alſo ein Zeitgenoſſe und Bekannter ſogar der meiſten ſchönen Geiſter aus dem goldenen Zeitalter der römiſchen Literatur geweſen ſey. In dieſem, mit aller möglichen, mit der erfreulichſten Humanität durchgeführten Streite entwirft *Bianconi* ein reizendes Gemälde jener Zeit, und benutzt die Gelegenheit, eine Menge anderer hiſtoriſcher und philologiſcher Berichtigungen anzubringen. Die zwölf Briefe erreichen ihren Zweck, eine vollſtändige Apologie des römiſchen Arztes aufzuführen, welche durch Tiraboſchi's Antwort am Ende durch das ſchöne: Sie haben mich überwunden, gerechtfertigt wird; und wie gerne möchte man mit dem berühmten Manne (in der letzten Ausgabe ſeiner *Storia d. lett. ital. Venez.* 1795. Tomo. 2 L. I p. 214 not. a.) wünſchen, daſs *Bianconi* die Verbeſſerung Goulins in jener Stelle Quintilians (L. XII letztes Capitel) erlebt haben möchte, welche das: *Celſus, mediocri vir ingenio*, in das urſprüngliche: *Celſus, medicus, acri vir ingenio*, zurückverwandelt. Man möchte ihm dieſe Freude um ſo mehr wünſchen, da ſeine Apologie eine der wenigen Schriften der Art iſt, welche nicht durch Paradoxenſucht und Eitelkeit, mit einem glänzenden Spiele des Geiſtes zu blenden, ſondern durch reine, vernünftige Überzeugung von der Wahrheit ſeiner Behauptung entſtanden iſt. Übrigens iſt *Krauſens* deutſche Überſetzung von B's. Sendſchreiben bekannt.

Gemiſchten Inhalts iſt der zweyte Band. Den Anfang machen 10, während des Jahres 1762 von Dresden aus an den Marcheſe, Filippo Herculani, geſchriebene Briefe (ins Deutſche überſetzt von *Henriette Runkel*. München und Leipzig, 1771. 8. — und italiäniſch und deutſch von *Fr. Alberti*. München, 1792. 8.), deren Gegenſtand ein, von ſeiner Nation noch heutzutage ſo ſchlecht gekanntes Land, Deutſchland, und namentlich Baiern iſt. Zufälliger Weiſe fiel uns dieſes Werk gerade während unſeres Aufenthalts in München in die Hände, und wir kamen in den ſonderbaren Fall, auch in unſerem Vaterlande uns eines italiäniſchen Cicerone's bedienen zu müſſen. *Bianconi* hatte nicht gemeine Kunſtkenntniſſe, und fand in der Hauptſtadt Baierns eine Befriedigung derſelben, wie ſie ſich in wenigen Städten Deutſchlands finden dürfte. Es war zu ſeiner Zeit kein Kunſtwerk, keine literariſche Merkwürdigkeit von einiger Bedeutung in München, welche er nicht mit gerechter Würdigung ſeinem Freunde anzeigt, und es macht dem Manne, der das Herrlichſte, was Italien, Frankreich und Deutſchland beſitzt, geſehen hatte, groſse Ehre, daſs er nicht vornehm herabblickte auf ſo manches, von Deutſchen ſelbſt, weil es Deutſch iſt, gering geachtete Werk, ſondern es mit inniger Freude anzeigte. Wir Deutſche kommen hier in den ſeltenen Fall, an dem Italiäner ein gutes Beyſpiel nehmen zu müſſen. — Zwey Lobreden, die eine auf den berühmten Antiquar und Steinſchneider Piraneſi (geſt. 1778.), und die andere auf Mengs, mit einem Verzeichniſs ſeiner Werke und der nach ihnen geſtochenen Kupfer, ſind ſchöne Bereicherungen der Kunſtliteratur, und wohl, wenigſtens die letztere, in Deutſchland bekannt. Weniger allgemeines Intereſſe dürften die Lobrede auf den Arzt Venanzio Lupacchini, und einige mediciniſche Abhandlungen haben, welche den Reſt dieſes Bandes ausmachen.

Gemiſchten Inhalts iſt der dritte Band. Einige Nachrichten über Piſa und Florenz, dem Prinzen Heinrich von Preuſſen zugeſchrieben, machen den Anfang. Acht Briefe gegen den 3ten Band der *Felſina pittrice* — bologneſiſchen Malergeſchichte, von dem Kanonikus Luigi Crespi geſchrieben — erregten bey ihrer Erſcheinung groſses Aufſehen, und enthalten auch, auſser den, den Formen des Vfs. überhaupt eigenen Vorzügen, viele merkwürdige Notizen, und mehrere Porträts. Ihnen folgen zwey andere Briefe, an den Marcheſe Scipio Maffei, über Gegenſtände der Naturlehre; Nachrichten über einen, in der Gegend von Dresden, im Jahr 1759 niedergefallenen Blitz, über die Unkenntniſs, welche die Alten von der Elektricität hatten; von den Brennſpiegeln derſelben u. ſ. w.

Sehr reichhaltig iſt der vierte und letzte Band. Auſser den Gedichten des Vfs. enthält er eine ſchätzbare Reihe von Briefen über verſchiedene Gegenſtände der alten und neuen Kunſt; Erklärungen von Inſchriften, von dunkelen Stellen in den Alten u. dgl., und das ganze Werk ſchlieſst die *Deſcrizione de' Circhi, particolarmente di quello di Caracalla*, welche 1789 zum erſten Mal aus den hinterlaſſenen Papieren des Vfs. gedruckt wurde. Der bekannte Advocat Fea war der Herausgeber, und eignete ſich in der Vorrede die Hauptverdienſte des Werks zu, welches in nichts, als einem regelloſen Haufen von Materialien, beſtanden, und erſt durch ihn Ordnung, Form und Geiſt erhalten habe. In der, ſehr weitläuftigen Vorrede zu unſerer Ausgabe iſt dieſer Anmaaſsung geradezu mit triftigen Beweiſen widerſprochen, und der genannte Advocat, und der Architekt Uggeri, nebſt dem Commenthur Carli, welche *Bianconi* die gröbſten Plagiate vorgeworfen hatten, ſind mit billigem Tadel abgefertigt. Wir führen nur dieſen Umſtand aus der Geſchichte der, ſonſt bekannten, Schrift an, und ſchlieſsen mit dem Lobe, das wir dem ganzen Werke ertheilen müſſen: es enthält beynahe durchgängig nützliche Arbeiten, mit eben ſo viel Geſchmack, als Gelehrſamkeit geſchrieben, und die etwas hofmänniſchen Äuſserungen hie und da abgerechnet, durchgängig die redlichen und humanen Geſinnungen des Vfs. bezeugend.

R. St.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Hans Sachs ernstliche Trauerspiele, liebliche Schauspiele, seltsame Fastnachtsspiele, kurzweilige Gespräche, sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabeln, samt anderen lächerlichen Schwänken und Possen.* Bearbeitet und herausgegeben von D. *Johann Gustav Büsching. Erstes Buch.* XXVIII und 355 S. 8. (18 gr.)

Bekanntlich hatten schon vor ungefähr 40 Jahren zwey deutsche Gelehrte, Liebhaber der alten Deutschheit, die Hrn. *Bertuch* und *Wagenseil*, den Gedanken gefasst, neue Ausgaben unseres Dichters zu liefern, und machten ihr Vorhaben in besonders abgedruckten Proben dem Publicum bekannt. Keinem gelang, was Hn. *Büsching* gelungen ist; beide mussten, vom Publicum nicht unterstützt, ihr Vorhaben aufgeben. In den drey Decennien von 1740 bis 70, in denen die deutsche Literatur zuerst aus ihrer Kindheit aufwuchs, oder vielmehr aus ihrem Schlummer erwachte, und in denen sie mit Spott auf ihre Vordecennien herabsah, war es Mode geworden, die Namen Hans Sachs, Bänkelsänger und Bierfiedler als Synonyma zu gebrauchen. Ein Dichter dieses Zeitalters, der sicherlich nie ein Blatt von den Schriften des alten Meisters gelesen hatte, sagte von ihm: *er habe manch unschuldiges Wort wie sein Leder gereckt*, und als einen überzeugenden Beweis davon sah man eine Grabschrift an, die der Dichter sich selbst gesetzt haben sollte, und die nie existirt:

Hans Sachse war ein Schu-
ster und Poet dazu.

Meyer, von dem es *Wielanden* in seiner Kindheit einmal eingefallen war zu sagen, dass *von seinen Lippen platonischen Honig triefe*, führte in seiner Ästhetik den lieben Gott, der Adams Kinder aus Luthers Katechismus examinirt, als das *non plus ultra* der Ignoranz und der Geschmacklosigkeit an. Und in der That kann wohl etwas alberner seyn, als Kain und Abel aus Luthers Haustafel examiniren zu lassen? Zwey Jahrhunderte waren vergangen, ohne dass man an Sachs anders als spottend gedacht hätte, als uns *Goethe* zuerst mit dem inneren Werth des Dichters bekannt machte. Seine *poetische Sendung Hans Sachsens* ist ein Meisterstück, das mit einer unnachahmlichen Kunst uns den Dichter ganz enthüllt und in seiner innerlichen Schönheit zeigt; und wenn von den stumpferen Sinnen eines oder des anderen Lesers diese Darstellung ja nicht recht hätte gefasst werden sollen, so sorgte *Goethe* für Intuition, indem er einige kleinere Stücke Sachsens, ohne sich im mindesten von der Ureinfalt des Dichters, oder von irgend einer anderen seiner Eigenthümlichkeiten zu entfernen, gerade so nacherzählte, wie sie Hans Sachs dem achtzehnten Jahrhundert vorerzählt haben würde. Hr. *Büsching* verdient daher den innigsten Dank des Publicums für die Wiedererweckung eines Nationaldichters, der eben so sehr der Nation als den Musen zur Ehre gereicht.

Bearbeitet und herausgegeben, steht auf dem Titel! Wäre Rec. Herausgeber gewesen: er würde Hans Sachsen auch bearbeitet haben, aber ganz anders: der alte Meister hätte mit seinem *Für-Fäll*, ganz so wie er war, ohne die allermindeste Abweichung, erscheinen müssen, so wie Hr. *B.* selbst manches Überbleibsel alt-deutscher Literatur in seinen Nachrichten unverändert hat abdrucken lassen; dann wäre in einer Einleitung und in Anmerkungen dem Leser alles das mitgetheilt worden, was nöthig und erspriesslich geschienen hätte. Indess wer *alla tavola retonda* speist, darf dem Wirth nicht vorschreiben, was und wie er kochen soll. Über die Art der Bearbeitung, hätte Rec. gewünscht, wenigstens mit ein paar Worten belehrt zu werden. Diess hat Hr. *B.* gänzlich unterlassen. Zwar findet sich S. XIX ein sogenanntes *Vorwort*, welches aber nichts über die Ökonomie des Werkes sagt, sondern eine kurze, im seynsollenden Volkston verfertigte Lebensbeschreibung des Dichters enthält.

Hans Sachsens Leser wissen, dass dieser die Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, nicht in *Bände*, wie unsere modernen Dichter, sondern in Bücher theilte. Hr. *B.* hat dieses beybehalten, und daher erkläre man sich den Ausdruck *erstes Buch* auf dem Titelblatte. Nun aber theilte der Dichter jedes Buch wieder in *fünf Theile*, und erklärt sich darüber in der Vorrede auf eine sehr genügende Weise. Um nämlich verwandte Materien immer neben einander stellen zu können, kam Alles, was geistlich war, in den *ersten* Theil, Profangeschichte in den *zweyten*: das ging so fort, bis endlich der *fünfte* Theil Fastnachtsspiele, Schwänke,

kurz Alles, was zu Scherz und Possen gehört, in sich begriff. Bey Hn. *B.* ist dieses nicht beobachtet, sondern die Numern laufen ununterbrochen von No. 1 — 32 fort. Hat dadurch für die Abwechselung der Leser gesorgt werden sollen: so ward vielleicht diese Absicht bey Einigen erreicht, aber den Mehresten wäre es wohl lieber gewesen, die alte Abtheilung des Dichters beybehalten, und Trauerspiele von lustigen Schwänken abgesondert zu sehen. Noch seltsamer ist es, dass vorliegende Sammlung absichtlich in drey Abtheilungen zu zerfallen scheinet. Denn nachdem aus jedem Theile zwey Stücke geliefert worden: so fängt der Herausgeber wieder von vorn, und zwar in folgender Ordnung an: 1) Trauerspiel: von der Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradiese (I, 1). 2) Klagrede über Luthers Tod (I, 69. 6). 3) Trauerspiel Tankred (II, 86. 6). 4) Thaten der Frauen von Argos (II, 108). 5) Schauspiel von Karg und Mild (III, 164). 6) Kampfgespräch zwischen der Kühnheit und Geduld (III, 182). 7) Klagrede der Musen über Deutschland (IIII, 293). 8) Göttergespräch über die Zwietracht des römischen Reichs (IIII, 301. 6). 9) Fastnachtspiel: das Narrenschneiden (V, 350). 10) St. Peter mit den Landsknechten (V, 370. 6). 11) Schwank: der Teufel läſst keinen Landsknecht in die Hölle fahren (V, 371). — Man sieht, dass geflissentlich aus jedem Theil zwey Stücke ausgehoben sind: aus dem fünften Theil zwar drey Stücke, diess aber geschah offenbar nur darum, um ihm in Rücksicht der Seitenzahl ein gleiches Verhältniss zu den vier vorhergehenden zu geben. Füglich hätte hier also die *erste Abtheilung* geschlossen, und die *zweyte* mit S. 145 begonnen werden sollen: denn es folgen nun wieder *zwey* Stücke aus dem *ersten* Theile: 12) die ungleichen Kinder der Eva, und 13) Josaphats Sieg; *zwey* aus dem *zweyten*: 14) Griselda und 15) Leander und Hero; *zwey* aus dem *dritten*: 16) Belohnung der Tugend und des Lasters, und 17) Strafrede des Diogenes; *zwey* aus dem *vierten*: 18) Kampfgespräch des Alters mit der Jugend, und 19) die Vergleichung des menschlichen Lebens mit den zwölf Monaten des Jahrs; aus dem *fünften* endlich wieder *drey* Stücke: 20) die füchsische Gesellschaft, 21) das Zipperlein und die Spinne, und 22) der Müller mit den Spitzbuben. Unserer Meinung nach müsste hier die *dritte Abtheilung* beginnen; denn es folgt aus dem *ersten* Theile: 23) Salomons Urtheil, 24) Klage Gottes über seinen Weinberg; aus dem *zweyten*: 25) Der liebhabende König Antiochus, und 26) König Peter und Lisa; aus dem *dritten*: 27) Gespräch Sokrates, und 28) Xenophons; aus dem *vierten*: 29) Bild des menschlichen Lebens, 30) *Quidquid agis prudenter agas*; aus dem *fünften* diessmal nur zwey: 31) die Ameis mit den Grillen, und der von *Goethen* so unnachahmlich schön nacherzählte Schwank: St. Peter mit der Gais, (32) macht den Beschluss.

Warum nun die Gedichte des alten Meisters so zerstückelt und aus der von ihrem Vf. selbst beliebten Ordnung herausgerissen werden mussten; warum, wenn Hr. *B.* diess einmal zu thun für gut befand, er nicht zur leichteren Übersicht die drey Unterabtheilungen auch im Druck machte, die doch seiner Seele so sichtbarlich vorschwebten: diess wissen wir eben so wenig, als wir zu errathen im Stande sind, warum uns der Herausg. gerade mit diesen und keinen anderen Stücken des ersten Buches beschenkte. Uns wäre es freylich lieber gewesen, den ganzen alten Hans, mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, mögen es nun Flecken seyn oder nicht, neu aufgelegt zu erhalten.

Doch wir gehen zur *Bearbeitung* über. Da es Hn. *B.* nicht gefällig war, uns zu sagen, nach welchen Grundsätzen er seinen Schriftsteller bearbeiten wollte: so müssen wir uns begnügen, unseren Lesern das zu sagen, was wir bey einer sorgfältig mit der Urausgabe angestellten Vergleichung wirklich gefunden. Wir haben uns die Mühe nicht verdriessen lassen, das ganze Buch vom Anfang bis zum Ende Wort für Wort mit dem Original zu vergleichen. Da aber diese Vergleichung für diese Blätter zu weitläuftig seyn würde: so belegen wir jeden Satz nur mit einer einzigen, höchst selten mit zwey oder drey Stellen, und beschränken uns auf das einzige Drama: *Von den ungleichen Kindern Evens.* — Vorläufig bemerken wir noch, dass die alte Orthographie überall mit der jetzt üblichen vertauscht worden.

1) Wo Hans die *Worte wie sein Leder gerecht*, verbessert Hr. *B.* ihn stillschweigend, indem er ihn modernisirt. 75: *Sawer worn*, damit reimt er *Thorn*; eleganter Hr. *B.*: *Das ist so sauer worden mir, Denn's wächst nur Distel und Dorn hier.* 136: *Er werd es thun*; darauf reimt Sachs *Sun*; Hr. *B.*, um mit *Sohn* reimen zu können, setzt: *er thu es schon.* So auch 125, *will ich alles than* für *thun*; Hr. *B.*, um den Reim beybehalten, und das Wort der heutigen Sprechart gemäss machen zu können: *wird von mir alles gethan.* 2) Wo Sachs das Augmentum vergessen, corrigirt es ihm Hr. *B.* hinein. 87: *hab gessen*, *gegessen*, und zwar ohne das *auxiliare.* — 3) Veraltete Formen vertauscht er mit modernen. 91: *Ewing* in *ewiglich.* 4) Ergänzt jede Apokope, wenn auch der misstönendste Hiatus daraus entstehen sollte. 97: *Mein Eva*, *meine Eva.* 5) Er stellt Synonymen da her, wo seiner Meinung nach Sachs gleichbedeutende Wörter mit Unrecht unterschieden hatte. 105: ist Gott dem Menschen *nicht feind noch gram*; weil dieses Synonyma sind, setzt Hr. *B. feind und gram.* 6) Veraltete Wörter vertauscht er mit neueren; 118 *Strell in*, *kämme sie*; 121 *schmeck*, *riech* (doch davon gleich ein Mehreres). 7) Wo die Worte versetzt sind, stellt er sie in ihrer richtigen Ordnung wieder her: *Engelein seln*, *seinen lieben Engelein.* 8) Zuweilen corrigirt er, man kann nicht errathen, warum. 129: *in diss elend*, *in's Elend*, vermuthlich weil ihm Letzteres besser klang, so wie einige Kritiker im Horaz nicht *sidera vertice*, sondern bloss des Wohlklangs wegen *vertice sidera* lesen. 9) Streicht er die Copula weg, wo sie irgend überflüssig zu seyn schien: *Er ist draus* und *füttert die Schaaf.*

Wäre nun Hr. *B.* diesen neun Puncten, um jetzt keine

anderen mehr anzuführen, in feiner Bearbeitung überall treu geblieben: fo liefse fich die Frage aufwerfen, ob er zu einer folchen Bearbeitung berechtigt gewefen fey, oder, um es mit anderen Worten auszudrücken, ob eine Behandlungsweife diefer Art den Foderungen gebildeter Lefer Genüge leifte oder nicht. Leider aber ift diefes nicht der Fall! Hr. *B.* ift nie mit fich felbft eins! Die an einem Orte ausgemerzte Copula wird an einem anderen eingefchoben, ohne dafs man begreift, warum fie hier eingefchoben, dort weggelaffen worden. Veraltete Formen, die hier corrigirt werden, find an einem anderen Orte beybehalten. Ja Hr. *B.* ift in allen diefen Stücken fo wenig fich gleich geblieben, dafs er in einer und der nämlichen Zeile bald diefe, bald jene Behandlungsart befolgt. Der angeführte V. 118 heifst bey ihm: *Kämme fie und fchmück fie allefannt.* Wie oben bemerkt worden, hatte Sachs *ftrellen* gefchrieben, welches Hr. *B.* mit dem moderneren *kämmen* vertaufcht, aber das in der nämlichen Zeile vorkommende *allefannt* erklärt er in der Note durch *allzufammen.* V. 121 ift das *fchmecken* des alten Schufters in *riechen* verwandelt worden; dagegen ift 186 *fchmecken* ftehen geblieben, und in einer Note durch *riechen* erklärt worden. Vielleicht weil Hr. *B.* auf *riechen* oder auf *beftecken* keinen anderen Reim finden konnte, wiewohl er fich fonft kein Gewiffen macht, die Reime des Originals mit anderen von feiner Erfindung zu vertaufchen. Beyfpiele find oben unter No. 1 angeführt, denen noch hinzugefügt werden kann 159: *Weil er fich wollt der Straf nie geben.* — Diefes Mittelding zwifchen einem alten Meifterfänger und einem poetifchen Schufter des 19 Jahrhunderts erinnert uns an den Helden in *Zachariä's* Renommiften, Herrn von Raufbold, glorreichen Andenkens, der zum allgemeinen Gefpötte in Selindens Theegefellfchaft erfchien:

Ein Schläger nach dem Kleid, ein Stutzer nach den Haaren.

So viel von der Umänderung des Textes; allein Hr. B. hat fich nicht darauf eingefchränkt, feinen Lefern einen verfchönerten Text zu liefern, fondern hat auch geforgt, durch untergefetzte Anmerkungen diefen Text verftändlich und feinen Lefern alfo geniefsbarer zu machen. Schade nur, dafs er Dinge erklärt, die jedes deutfche Kind verfteht, andere aber übergeht, die fich zwar auch ohne Hexerey verftehen laffen, aber doch vielleicht eher etwas Aufklärung erheifcht hätten. Rec. ift wenigftens überzeugt, dafs bey folgenden Worten auch der ungeübtefte Lefer nicht anftofsen kann: (S. 46) *ohn allen Zitter*, ohn alles Zittern; (65) *Sunft*, fonft, und als ob es an einem Male nicht genug wäre, wiederum S 242; (S. 71) *kunnt*, konnte; (74) *Käften*, Kaften, und fo abermal 224, 262 und 290; (75) *frumm*, auch 238, fromm; (78 und 115) *genieden*, geneidet; (168) *Erficht*, erfieht; (253) *fachft*, fiehft; (276, 299 und 336) *fach*, fah; (264) *überfich*, überfieh; (251) *befunder*, befonders; (ebendaf.) *fich fchmiegen*, fich zufammendrücken (kömmt abermals 290 vor); *Docken*, Puppen; (259) *fchmächt*, fchmäht; (242) *Lieberey*, Bücherfammlung; (257) *abzupfloecken*, abzupflücken; (267) *fchlicket*, fchlucket; (278) *Überdrüz*, überdrüffig; (284) *jäch*, jach; (285) *holf*, hilft (das Imperfectum des Indicativi, des Reims wegen, für das des Conjunctivi); (288) in der *näch*, nähe; (299) *Ruben*, Rüben. Sogar das durfte nicht ohne Erklärung bleiben!! (308) *Mügen*, mögen; (233 und 352) *kumm*, komm; (346) *vergufs*, vergofs; (343) es find gerichtet *wor'n*, worden (oben S. 75 hatte er es im Text ganz weggelaffen), und fo 343 geftohlen *wern*, werden; (346) *Summer*, Sommer; (354) *gefchech*, gefchehe. — Wenn auch alle diefe Wörter unerklärt geblieben wären, fie würden dennoch Niemanden, felbft dem nicht unverftändlich geblieben feyn, der nie ein anderes als im 19 Jahrhundert deutfch gedrucktes Buch zu Geficht bekommen hätte. Folgende dagegen, die Hr. *B.* unerklärt liefs, find, wenn auch nicht unverftändlich, doch nicht fo allgemein bekannt, als die angeführten. — S. 77: *Deutel*, eine noch im Königreich Preuffen gangbare kleine Silbermünze (in Pommern, nach *Dähnert*, ift fie von Kupfer); S. 288 *Mummerey*, Maskerade; S. 288 der grüne *Haag*; S. 231 *Geftreufs* u. a. m. — *Nagenranft* erklärt Hr. *B.* S. 72: der aus Geitz an einer Brodkrufte (*Ranft*) nagt; das gleich darauf folgende *Streufsgut* erklärt er nicht. Hans erklärt es S. 78 felbft: *Du ftreuft umher wie der Stadtfarr*, wo noch hätte bemerkt werden follen, dafs der Zuchtftier bey den alten Deutfchen das Recht hatte, frey auf der Weide herumzugehen, wo er wollte, und alfo feinen Mift freylich fehr verftreuen mochte. S. 71 heifst der Verfchwender *Strausgütlein*; wir wiffen nicht, warum Hr. *B.* hier feinen Autor verbeffert, der ganz deutlich und analogifch richtig *Streusgütlein* hat. — Auch kann es nicht fehlen, dafs nicht hie und da einige Worte anders erklärt find, als Rec. fie erklärt haben würde. S. 75 *Alefanz*, fchlimme Streiche; S. 76 *Federklauber*, Schmeichler; S. 77 *Hofiern*, wohl leben; S. 169 *Kobler*, Kothfaffen; S. 221 *Gliedmadifiret*, mit Gliedmafsen begabt (etwas beffer S. 231, an ihren Gliedern gebildet); S. 266 *Zwagen*, baden (das Hans doch fo eben als vom Baden verfchieden genannt hatte); S. 295 *Gaeden*, Stockwerk (Hr. *B.* felbft überfetzt doch richtig in den Niebelungen V. 4043 *Gemach*, und wenn er V. 2427 *Gebäu* hat: fo gefchah diefes wohl nur des leidigen Reims wegen: *Freudengefchrey*); S. 308 Ein *Scheuch*, die Scheu. — Ferner, fo fehr auch Hr. *B.* Urfach haben mochte, jeden Anftrich von Gelehrfamkeit zu vermeiden: fo würden doch exoterifche fowohl als efoterifche Lefer über manche Stelle eine Aufklärung fehr dankbar aufgenommen haben. Unter verfchiedenen anderen wählt Rec. nur folgende aus: S. 79 Königin *Büfa.* S. 82 *Stapolenfis.* (Sollte *Faber Stapulenfis* fo allgemein bekannt feyn? Und wenn er es wäre, wird denn diefer Faber Jedermann bey *Stapolenfis* beyfallen?) — Was war das für ein Buch in franzöfifcher Sprache (S. 265), in dem der Lauf des menfchlichen Lebens mit den zwölf Monaten des Jahres verglichen ward? — Das *Buch der alten Weifen* (S. 336) dürfte wohl auch nicht Jedermann bekannt feyn. Es ift eine freye Überfetzung (Nachbildung) des

sogenannten Fabeln des *Pilpay*, dessen Urheber, so viel Rec. bewusst, noch zur Zeit unbekannt ist, das aber im 16 Jahrhundert zur Lieblingslectüre der Nation gehörte.

Alle in dieser Sammlung aufgenommenen Gedichte umfassen einen Cyclus von 27 Jahren: denn das älteste derselben, der als Einleitung vorgedruckte *Lobspruch der Stadt Nürnberg*, ist vom 20 Febr. 1530, und das, der Zeitfolge nach letzte Gedicht, *das Zipperlein und die Spinne* (S. 288), den 28 Dec. 1557 unterschrieben. Sie gehen also vom 36 bis zum 63 Lebensjahre des poetischen Schusters, und es ist ein sehr angenehmes Geschäft, bey einer chronologischen Lectüre dieser Gedichte nachzuspähen, wie sich in diesen 27 Jahren der Geschmack des Dichters allmählich bildete. Betrachtungen dieser Art hier anzustellen, erlaubt uns der Raum nicht. Eben so wenig gehören hieher Parallelen, die zwischen unserem Dichter und anderen gezogen werden können, aus denen er den Stoff zu seinen Gesängen entlehnte; denn diess ist eine Eigenheit, die Sachs mit Shakespear gemein hat, dass er *nie* seinen Stoff selbst erfindet, sondern ihn entweder aus der lebenden Volkssage, oder aus gedruckten Quellen entlehnt. Das *Bild des elenden gefährlichen Lebens des Menschen* (S. 335) hatte lange vor ihm *Rudolf von Montfort*, in der heiligen Sage von Josafat und Barlaam, bearbeitet, dessen Reime Hr. *B.* selbst im Februar seiner Nachrichten S. 104 hat abdrucken lassen. Die Fabel vom *Zipperlein und der Spinne* findet sich im *Bonerius* Fab. 48 unter der Überschrift: *Von dem ritten* (Fieber) *und von der flo*; und die Fabel: *die Ameis mit dem Grillen* (S. 346) heisst bey *Bonerius* (S. 123): *Von einer Ambeiss und einem Höstüffen* (Heuschreck). Den Stoff zu den *ungleichen Kindern Eva's* (S. 144) gab eine zu dieser Zeit sehr bekannte Komödie *Melanthons* u. s. w.

Der Britte *Farmer* schrieb ein sehr lehrreiches Buch über die Gelehrsamkeit Shakespears, aus dem sich ergab, dass Shakespear nicht gelehrt, sondern nur belesen war; ein Deutscher könnte mit dem glücklichsten Erfolg ein anderes schreiben, um zu beweisen, dass Sachs nicht bloss belesen, sondern auch gelehrt war! Dass er *Französisch* verstand, ergiebt sich aus seinem eigenen, schon oben angeführten Zeugniss (S. 265); vom *Italiänischen* (aus welcher Quelle bey ihm, wie bey Shakespear, das Mehreste floss) ist dieses Rec. höchst wahrscheinlich, ungeachtet freylich zu seinen Zeiten sowohl *Petrarch* als *Boccaccio*, aus welchem das Meiste entlehnt ist, schon übersetzt waren. S. 214 citirt er ausdrücklich den Dichter *Musaeus*, und da dieser, so viel Rec. bewusst ist, damals noch nicht übersetzt war: so bürgt diess für seine Kenntniss, wo nicht der griechischen, doch der *lateinischen* Sprache, die er wahrscheinlich auf der lateinischen Schule zu Nürnberg, welche er bis in sein 15 Jahr besuchte, erlernt, und späterhin für sich selbst getrieben hatte; auch sind die, aus Melanthons Latein übersetzten *ungleichen Kinder der Eva* ein überzeugender Beweis davon. Wie mussten Herz und Kopf des Mannes beschaffen seyn, der seiner Kenntnisse sich nicht überheben, seinem Leisten treu bleiben, nur des Feyerabends verstohlen zu den Musen schleichen, und in diesen wenigen, dem Bier und der Gesellschaft abgekargten Stunden so viel lesen, so viel Gediegenes schreiben konnte!

Möchte doch nun Hr. *Bertuch*, dem jetzt Druckerpressen, Kupferstecher und literarischer Apparat jeder Art zu Gebote stehen, und der nicht um die Gunst der Sosier buhlen darf, möchte dieser sein vor vierzig Jahren (1778) gethanes Versprechen erfüllen, und uns einen ganz vollständigen, aber auch ganz unveränderten Sachs liefern! Nicht einmal die Federn sollen vom alten Festrock abgekehrt werden, sondern Hans soll 1818 so vor uns stehen, wie er vor nunmehr fast dreyhundert Jahren im Festrock und grüner Sammtmütze auf dem Marktplatze zu Nürnberg sang. Was uns Hr. *Bertuch* in einer Einleitung, Abhandlungen, Noten u. s. w. zum besseren Verständniss des alten Dichters liefern wollte, würde das, durch die *Büsching*'sche Ausgabe auf Sachs aufmerksam gemachte Publicum dankbarlichst annehmen; und es würden weder Kosten noch Arbeit unbelohnt bleiben.

Wenn Rec. nicht irrt, so hat der Verleger auch Exemplare auf Velinpapier abdrucken und mit Kupferstichen zieren lassen. Dem vor ihm liegenden fehlt dieser äussere Schmuck. Es ist aber auf sehr gutes Papier, mit scharfen Lettern, rein und geschmackvoll gedruckt, so dass der Verleger seiner Seits es an nichts hat fehlen lassen, das Andenken seines alten Mitbürgers den jetzigen Bewohnern dieser Stadt so angenehm und erfreulich als möglich zu machen. Der Herausg. hat es mit Recht nicht dem Magistrate, sondern der *Deutschen Stadt* Nürnberg, als „ein dankbares Andenken froh und lehrreich in ihr verlebter Tage" zugeschrieben, und auf der Kehrseite des Titelblatts steht folgendes sehr wohl gewählte Motto, aus Hans Sachsens poetischer Sendung von *Goethe* entlehnt:

Wie er so heimlich glücklich lebt!
Da droben in den Wolken schwebt!
Ein Eichkranz ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt,
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.

Pia.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Text oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft.* Von *Theodor Heinsius*, ordentl. Prof. am berlinischen Gymnasium. Dritter Theil. Zweyte verbesserte Ausgabe. — Auch unter dem Titel: *Der Redner und Dichter* oder *Anleitung zur Rede und Dichtkunst.* 1817. XVI und 272 S. 8. (18 gr.) (S. die Recension J. A. L. Z. 1808. No. 251.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

NATURWISSENSCHAFTEN.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Neues Journal für Chemie und Physik* u. s. w. IV — IX Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Versuche über den Stickstoff, über das Ammoniak und das Ammoniumamalgam, von *Humphry Davy* (übers. aus den *Annal. d. Chimie* Bd. 65 S. 62 f. und dem *Journal de Chimie* Bd. 71 S. 85 ff.). Eine Fortsetzung der Bd. 3 S. 334 des *Schweigger'schen* Journals angefangenen Übersetzung einer Vorlesung *Davy's*. Es sind hier die vielen zum Theil sehr interessanten und höchst feinen Versuche mitgetheilt, die *Davy* in der Absicht angestellt hat, um Aufklärung über die Entstehung des Stickstoffs, den er für eine Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff zu halten geneigt ist, und über die wahre Natur dieses und der übrigen genannten Körper zu erhalten. Die Hauptresultate derselben sind folgende: 1) Bey der Zersetzung und Wiedererzeugung des Wassers durch Elektricität wird kein Stickstoff gebildet; 2) Wasserdämpfe, durch in einer glasurten Porcellanröhre rothglühendes Braunsteinoxyd getrieben, veranlassten die Bildung von Salpetersäure; 3) das Stickstoffgas wird weder durch Kalimetall und gleichzeitige Einwirkung eines mächtigen Stroms galvanischer Elektricität, noch durch Behandlung mit dem durch letzte Potenz weissglühend gemachten Phosphorkalk, noch durch Behandlung mit oxydirtsalzsaurem Gas in der Glühhitze zerlegt; 4) das Ammoniak wird durch die Elektricität bloss in Hydrogen und Azot zerlegt, und es lässt sich die Gegenwart des Sauerstoffs in demselben durch letzte nicht darthun. — Rec. muss sich wundern, wie *Davy* und alle anderen Chemiker, welche die Natur und Erzeugungsweise des Stickstoffs zu erforschen sich so sehr angelegen seyn lassen, noch nicht versucht haben, mit *einfacheren* Mitteln und auf einem *mehr natürlichen* Wege zur näheren Kenntniss dieses Körpers zu gelangen. Fange man doch an, erst genau *die Bedingungen* zu studiren, unter welchen die Verbindung des Azots mit Oxygen zu Salpetersäure und wieder das Zerfallen dieser in erste erfolgt, nämlich *wie* und *warum* beides durch die Elektricität bedingt werde; frage man durch genaue, wenn auch Jahre lang dauernde, Versuche einmal bey der Natur an, wo die Quelle sich finde, welche den Dunstkreis unaufhörlich mit Sauerstoffgas speiset; — was sie aus der ungeheuer grossen Menge Kohlensäure werden lasse, welche alltäglich auf unserem Erdballe durch das Athmen der Thiere, durch die Vegetation der Pflanzen, durch das Verbrennen der kohlenstoffhaltigen Körper und andere Processe mehr erzeugt wird; was sie aus dem Wasser werden lasse, welches unserer Erde entgeht, und ob sie vielleicht dieses allein zur Erzeugung der (ganzen) atmosphärischen Luft (des Oxygens und des Azots) gebrauche: und man wird, wenn auch nicht auf jede dieser Fragen eine Antwort erfolgt, doch von ihr viel Interessantes, unser Wissen Bereicherndes und insbesondere von der Natur und der Erzeugungsweise des Stickstoffs mehr erfahren, als wir jetzt davon wissen. Zu jenen fragenden Versuchen fodern wir die Chemiker Deutschlands auf, welche die grosse Kunst verstehen, ohne so grosse Mittel, wie dem oben genannten brittischen Chemiker zu Gebote stehen, mit Erfolg an die Natur Fragen zu stellen, und diese in ihren Verrichtungen zu belauschen, und wir erinnern sie, in letzter Hinsicht, an den uns unvergesslichen *Franklin*. — *Vermischte chemische Bemerkungen über den Sauerstoffgehalt des Ammoniaks, über Zerlegung des Schwerspaths und über hydrothionsauren Kalk*, vom Prof. *Döbereiner*. Der Vf. stellt den philosophisch-chemischen Satz auf, „dass brennbare Körper sich nur mit brennbaren, und sauerstoffhaltige (oxydirte) sich nur mit sauerstoffhaltigen (oxydirten oder gesäuerten) Körpern, nicht aber ein brennbarer (sauerstoffleerer) Körper mit einem sauerstoffhaltigen (oxydirten oder gesäuerten) (*chemisch*) verbinden könne," und gründet hierauf die Behauptung, „dass das Ammoniak, welches sich mit Oxyden und Säuren verbindet, und das Schwefelwasserstoffgas, welches sich mit den Alkalimetalloxyden und mehreren Metalloxyden mischt, Sauerstoff enthalten müssen." Die übrigen Bemerkungen sind pharmaceutisch-chemischen Inhalts. *Blausäure in Baumrinden*, beobachtet vom Apotheker *G. W. Bergemann* in Berlin. Hr. *B.* hat gefunden, dass die Rinde des Vogelkirschenbaumes (*Prunus Padus*) eine so grosse Menge Blausäure enthalte, dass Wasser, über dieselbe abgezogen, eben so stark riecht und auf verschiedene Thiere eben so tödlich wirkt, wie das von Kirschlorbeerblättern. Hr. Dr. *Bremer* habe mit dem Wasser, dem Aufguss und dem Pulver der Rinde, glückliche Erfolge bey Gichtkranken und in anderen Fällen bewirkt; letzte

verdient alſo, nach Rec. Meinung, in den Arzeneyſchatz aufgenommen zu werden.

Heft 4. *Chemiſche und phyſiologiſche Bemerkungen über den Saft der Ahornbäume und insbeſondere des Feldahorns (acer campeſtre L.)*, vom Prof. *J. A. v. Scherer* in Wien. Dieſe Bemerkungen, welche uns von der natürlichen Beſchaffenheit und chemiſchen Miſchung des Ahornſaftes eine nähere Kenntniſs geben, ſind aus einer Abhandlung in den mediciniſchen Jahrbüchern des öſterreich. Staates, 1811. S. 204 f. *Über die Scheidung des Mangans vom Eiſen und das Verhältniſs des Mangans gegen einige Reagentien*, vom Prof. *C. H. Pfaff* in Kiel. Hr. *Pfaff* ſtellt in dieſer Abhandlung die verſchiedenen Methoden der Chemiker (*Bergmann*, *Vauquelin*, *Richter*, *Gehlen*, *Berzelius*, *Klaproth* und *John*), das Mangan vom Eiſen zu ſcheiden, hiſtoriſch zuſammen, theilt dann die Verſuche, welche er in der Abſicht anſtellte, um zu entſcheiden, welche von jenen Scheidungsmethoden die vorzüglichſte, den Anfoderungen der Chemiker entſprechendſte ſey, und endlich die Reſultate derſelben mit. Nach Letzten iſt allerdings *Bergmann's* Methode anwendbar; aber ſchneller zum Zweck führend ſind *Richter's* (eigentlich *Gehlen's*) und *Berzelius's* Methoden, was mit unſeren Erfahrungen übereinſtimmt. *Das atmoſphäriſche Gas iſt keine chemiſche Verbindung, ſondern ein zur chemiſchen Verbindung ſtrebendes Gemenge von Stickſtoff- und Sauerſtoffgas*, vom Prof. *Döbereiner*. „Bald erklärte man die atmoſphäriſche Luft für ein Gemeng, bald für eine chemiſche Verbindung (von Stickſtoff und Sauerſtoff), ohne ſowohl für die eine als die andere Annahme rechtfertigende und zureichende Gründe beyzubringen." Der Vf. zeigt, „daſs die Beſtandtheile des atmoſphäriſchen Gaſes nicht chemiſch mit einander noch verbunden, ſondern gemengt, in einander aufgelöſt ſind, und nur ein nach chemiſcher Vereinigung ſtrebendes, folglich nur eine chemiſche Verbindung werden wollendes Gemeng ausmachen," und „wie nothwendig es ſey, mechaniſche Zuſammenſetzung oder Verbindungen von mechaniſcher, chemiſch werden wollender Verbindung (Auflöſung) und dieſe von vollendeter (ganzer) chemiſcher Verbindung zu unterſcheiden, wenn wir unſeren chemiſchen Schülern *Berthollet's* Lehrſätze klar machen wollen." *Verſuche über die Wirkung verſchiedener Gasarten (und Dünſte) auf das Queckſilber ohne Temperatur-Erhöhung*, von *A. Vogel* in Paris. — Dieſe in mancher Hinſicht intereſſanten Verſuche lehren uns, 1) daſs das Queckſilber, mit den einfachen Gasarten, mit gemeiner Luft, mit Kohlenſäuregas, mit Salpetergas, mit oxydirtem Stickgas und mit Kohlenoxydgas geſchüttelt, keine Veränderung erleidet; 2) daſs es ſich mit Waſſer zu einer grauen und zu einer ſchwarzen pulverigen Subſtanz (alſo zu einem wahren Metallhydrat) verbinden könne; 3) daſs es das Schwefel- und Phosphor-Waſſerſtoffgas nur zum Theil, aber nicht ganz zerlege; 4) daſs es vom dunſtförmigen und auch flüſſigen Äther durch Schütteln in eine ſchwarze Maſſe verwandelt, und endlich 5) vom Terpentinöl in feine Kügelchen zertheilt werde. — Wir bedauern, daſs Hr. *V.* durch ſeine Beobachtung über die Verbindung des Waſſers mit Queckſilber ſich nicht aufgefodert gefühlt hat, zu unterſuchen, ob Queckſilber, mit vielem Waſſer gekocht (was die Ärzte ſo oft thun laſſen, um letztem wurmtreibende Wirkung, die nie ausbleibt, mitzutheilen), etwas von ſich an dieſes abgebe oder nicht. Rec. hat *einmal* in mit Queckſilber gekochtem ganz klarem Waſſer durch Schwefelwaſſerſtoff wirklich etwas aufgelöſtes Queckſilber entdeckt, aber auch *viele Male* es darin vergebens geſucht; auch konnte er keine Auflöſung des Queckſilbers im Waſſer bewirken, wenn er erſtes mit einem leicht oxydirbaren Metall in Contact geſetzt, und ſo eine galvaniſche Kette bildend mit dieſem eine kurze oder lange Zeit behandelte; es ſcheint daher die Auflöslichkeit des Queckſilbers im Waſſer, ſo wie das Gegentheil, von beſonderen noch auszumittelnden Umſtänden abzuhangen. *Beytrag zur Kenntniſs des Gerbeſtoffs und der Galläpfelſäure*, von *F. Seetürner*, Apotheker in Eimbeck. Der Vf. zeigt durch Verſuche, daſs die Gallusſäure keinen Stickſtoff enthält, und daſs dieſelbe im flüſſigen, mit Alkalien neutraliſirten, Zuſtande an der Luft, unter Abſorption von Sauerſtoffgas, in Kohlenſäure und Extractivſtoff (oder vielmehr eine dieſem ähnliche Materie) zerfällt, und macht endlich, ebenfalls durch Verſuche, die Entſtehung der Galläpfelſäure aus dem Gerbeſtoffe wahrſcheinlich. Es wäre intereſſant, wenn dieſe Umwandlung von Anderen beſtätigt würde. Hn. *Seetürner's* Verſuche machen dieſelbe nur wahrſcheinlich, ja kaum dieſes, ſobald man unterſucht, wie der Gerbeſtoff, mit dem derſelbe experimentirt hat, beſchaffen war. Es ſind indeſſen andere als chemiſche Gründe vorhanden, welche die Umbildung des Gerbeſtoffs in Gallusſäure, und ſo auch umgekehrt dieſer in jenen mehr als wahrſcheinlich machen. *Chemiſche Unterſuchung des Campechenholzes und über die Natur des Pigments in demſelben*, von *Chevreul*. Überſ. von *F. John* aus den *Annal. d. mus. d'hist. nat.* T. XVII p. 280 ff. — Eine wirklich muſterhafte Unterſuchung, welche uns bey weitem weniger als ſo manche von anderen Chemikern unternommene Analyſen der Pflanzenkörper zu wünſchen übrig läſst. *Chevreul* thut hier unter anderen merkwürdigen Thatſachen dar, daſs das Campechenholz-Extract zwey eigenthümliche färbende Subſtanzen enthält, die *chemiſch* mit einander verbunden ſind (was, nach Rec. Meinung, wohl mit allen in den anderen Pflanzenkörpern vorhandenen heterogenen Subſtanzen der Fall ſeyn mag). Die eine derſelben iſt im Alkohol, Äther und Waſſer auflöslich, kryſtalliſirt in kleinen Schuppen und glänzenden Kügelchen, iſt von blaſsroſenrother Farbe, wird durch Säuren und Zinnoxyd gelb und roth, und durch Alkalien, Erden und (baſiſche) Metalloxyde violblau gefärbt, und iſt für dieſe Potenzen bey weitem empfindlicher, als ſelbſt die Lakmustinctur und der Violenſaft: Hr. *Ch.* nennt ſie *Haematina* (von αἷμα Blut, welches bekanntlich die

Wurzel des Wortes *haematoxylum* ist, wodurch man die Gattung bezeichnet, zu der das Campechenholz gehört). Die andere Substanz ist von brauner Farbe, für sich im Wasser und Äther unauflöslich, mittelst der ersten (der *haematina*) aber im Wasser auflöslich.

Fünfter Band. Chemische Untersuchung zweyer Gediegen-Eisen-Massen, von *Klaproth*. Es wird hier chemisch dargethan, dass die unter der seltsamen Benennung: *verwünschter Burggraf*, auf dem Rathhause zu Ellbogen seit undenklichen Jahren aufbewahrte, 130 Pf. schwere Metallmasse und die vor mehreren Jahren auf der *Collina di Brianza* bey *Villa* im Mayländischen gefundene, ungefähr 300 Pf. schwere Gediegen-Eisen-Masse meteorischen Ursprungs sind: erste besteht aus 97,50 gediegenem Eisen und 2,50 Nickelmetall, und letzte bloss aus gediegenem Eisen. *Über das bey der Verpuffung des Salpeters mit Kohle erhaltene Gas*, von *Hildebrandt*. Dieses Gas ist salpetrigsaures Stickgas. *Vermischte chemische Bemerkungen*, von *Lampadius*. — *Chemische Analyse des Conits*, vom Prof. *John*. Dieses Fossil besteht aus 67,50 kohlens. Talkerde, 28 kohlens. Kalk, 3,50 kohlens. Eisenoxyd und 1 Wasser, ist mithin als eine selbstständige Gattung fernerhin im Mineralsystem aufzuführen, und dürfte nach dem Magnesit folgen. *Vergleichende Untersuchung des Schierlings und des Kohls*, von Ap. *Schrader*. — Die Abhandlungen *über Stärkmehlzucker*, von *Gehlen*, *Vogel* (in Paris), *Pfaff* (in Kiel) und *Döbereiner*, enthalten interessante Beobachtungen und Bemerkungen. Nach *V's*. Beobachtung ist auch der Milchzucker fähig, durch Behandlung mit Schwefelsäure u. s. w. ganz zuckerig und gährungsfähig zu werden. — Nach *D's*. Beobachtung ist bey dieser merkwürdigen chemischen Zuckererzeugung ausser der Schwefelsäure (über deren Wirkung die genannten Experimentatoren uns jedoch noch keine genügende Aufklärung geben) auch das atmosphärische Sauerstoffgas thätig. — *Über einige noch unerklärte chemische Erscheinungen*, vom Herausgeber. (Als Einleitung einer ausführlichen Untersuchung über Krystallelektricität.) — Ein höchst wichtiger Beytrag zur Begründung einer elektrochemischen Theorie über Krystallbildung u. s. w. *Mittel, das gewöhnliche Trinkwasser vor dem Verderben zu schützen, und Leichname den ägyptischen Mumien gleich zu machen*, von *F. Seeturner*. Diese Mittel sind Kalk für das Wasser, und geistige mit Schwefelsäure gesäuerte Gallustinctur für die thierischen Körper. Wir glauben, dass sie allerdings für den angeführten Zweck passend seyn mögen. *Beylage I. Zur Geschichte der Erfindung des Stärkmehlzuckers.* Gegen die französischen Chemiker, namentlich gegen *Gassicourt*, welche sich die Erfindung des Stärkmehlzuckers anmassen wollten. *Beschreibung eines neuen Apparats zur Darstellung des brenzlich kohlensauren Ammoniaks*, vom Dr. *E. A. Gaitner* zu Lösnitz. Ist für Salmiakfabricanten wichtig. *Beschreibung eines Apparats, vermittelst dessen man allen üblen Geruch bey Verfertigung des Berlinerblau's vermeiden kann.* Von *D'Arcet* (aus den *Annal. d. Chimie* 1812. May. p. 165 f.). *Bemerkungen über natürliches und angebliches künstliches Blut*, vom Dr. *Schübler* zu Stuttgardt. Hr. *S.* zeigt, 1) dass *Grindel's* „künstliches Blut" durch desoxydirtes Gold gefärbtes Eyerweiss sey (wofür es auch Dr. *Seebeck* viel früher erkannte), und 2) dass Venenblut am *negativen* Pole der galvanischen Säule eine hochrothe Farbe annehme — ein wahrhaft organochemisches Paradoxon (für uns *jetzt*, aber vielleicht nicht mehr *später*). *Über den Urinstoff*, von Prof. *Pfaff* in Kiel. *Über die rosige Säure im Harn*, aus *Delametherie's Journ. d. Phys.* J. 73 p. 75 übers. von *Hildebrandt*. *Über den Harn des Strausses* (aus demselben Journ. übers. von demselben). *Fourcroy* und *Vauquelin* haben nicht nur in dem Harn des Strausses, sondern auch in dem der Hühner, dann im Koth der Turteltauben und in dem mehrerer fleischfressender Vögel (der Geier und der Adler) *Harnsäure* angetroffen. *Zerlegung der Eyerschalen* von *Vauquelin* (aus den *Annal. d. Chimie*, März. 1812. p. 304 f.). *V.* suchte in den Eyerschalen Harnsäure, fand diese aber nicht, entdeckte jedoch, dass die Eyerschalen ausser kohlensaurem Kalk, ihrer Hauptmasse, auch kohlensaure Talkerde, phosphorsauren Kalk, Eisen und Schwefel enthalten. *Vergleichung der Urinarten verschiedener Thiere*, von *Vauquelin* (aus den *Annal. d. Chimie*, May. 1812. p. 197 ff.). *Über die Nichtexistenz des Schwefelstickgas in den Schwefelquellen zu Aachen*, von *Monheim*. Das Gas in den Schwefelquellen zu Aachen, welches *Gimbernat* und *Monheim* für ein Schwefelstickgas hielten, erwies sich endlich als ein Gemisch von Stickgas und Schwefelwasserstoffgas. Wir freuen uns dieser Entdeckung, wünschen aber, dass die Chemiker mit dieser nicht den Glauben an die Möglichkeit einer Verbindung des Schwefels mit Stickstoff aufgeben, sondern vielmehr letzte auf verschiedene Weise zu bewirken versuchen mögen. Kann ja der Schwefel sich mit Sauerstoff, Wasserstoff, Metallen und Kohle verbinden: warum sollt' er diess nicht mit dem Stickstoff können? *Über den Waidindig* (oder vielmehr *über von Resch* „*Sieg des Waidindigs über den ausländischen Indig*") vom Akad. *Gehlen*. Treffliche Urtheile und Bemerkungen über *von Resch's* „Sieg u. s. w." und Waidindiggewinnung überhaupt. *Über die Verfertigung und Anwendung der Orseille* von *Cocq* (aus den *Annal. d. Chimie*, 1811. März. p. 258 f. übers.) *Betrachtungen über die Art, wie das Licht bey chemischen Erscheinungen wirkt*, von *Gay-Lussac* und *Thenard* (aus den *Recherches physico-chimiques* Th. II. p. 186 f. übers.). Genannte Chemiker haben eine Reihe vergleichender Versuche über die chemische Wirkung des Lichts und der Wärme angestellt, und wollen durch dieselben darthun, „dass die Wirkung des ersten ganz dieselbe als die der letzten bey chemischen Erscheinungen sey". Leider haben sie aber nicht mit wärmefreyem Licht und nicht mit lichtfreyer Wärme experimentirt, und daher so viel wie nichts entschieden. Wir sind geneigt, und zwar aus Gründen, die wir an einem anderen Orte mittheilen werden, Wär-

me und Licht als zwey Dinge zu betrachten, die in Hinsicht ihrer Natur und ihrer chemischen Eigenschaften etwa so von einander verschieden sind, wie + und — Elektricität; und wir sind daher weit entfernt, zu glauben, dass die Wirkung der Wärme und des Lichtes auf die Körper ganz dieselbe sey. — *Zusätze zu der vorgehenden Abhandlung* vom Herausgeber. — Diese enthalten eine geistreiche Zusammenstellung mehrerer gegen die Hypothese der Gleichartigkeit in den Wirkungen des Lichtes und der Wärme streitender Thatsachen, an welche sich jedoch noch viele andere und sehr lebendige hätten anreihen lassen. *Über einige Gummiharze* von *Pelletier* übers. (aus den *Annal. d. Chimie* T. 80. p. 38 ff.) von *W. B. Bachmann.* — Analysen des Bdelliums, der Myrrhe und des Opopanax. — *Vereinfachung des volta'schen Eudiometers, Angabe einiger Vorsichtsmassregeln bey dessen Gebrauch und über das wahre Verhältniss der Bestandtheile des Luftkreises*, von *F. C. Vogel* zu Bayreuth. Höchst interessant und belehrend. *Vermischte chemische Anmerkungen* vom Prof. *Döbereiner. Neues und ökonomisches Verfahren, rothes Quecksilberoxyd zu bereiten*, von *Brugnatelli* (aus dem *Journ. d. Phys.* Jun. 1812. p. 461). Ökonomisch ist dieses Verfahren gar nicht, wohl aber interessant der Erfolg desselben in wissenschaftlicher Hinsicht. *Versuche mit dem Indig, Waid und Anil*, von *Chevreul.* Bearbeitet (nach den Aufsätzen in den *Annal. d. Chim.* T. LXVI p. 5—55 und T. LXVIII p. 254—312) von *A. F. Gehlen.* Eine schöne Arbeit, welche unsere Kenntniss vom Indig und der chemischen Mischung des Waids und Anils um Vieles erweitert. *Vermischte chemische Bemerkungen*, vom Ap. *Gruner* in Hannover. *Bemerkungen über Mineralwasser*, vom Prof. *Döbereiner.* Die Entstehung und medicinische Wirkung der Mineralwasser aus elektrochemischem Gesichtspuncte betrachtet. *Beylage II. Auswärtige Literatur. Über den salzburger Vitriol*, vom Akad. *Gehlen.* Dieses Vitriol besteht aus Eisen-, Kupfer-, Zink-Oxyd und Schwefelsäure. Durch Auflösung im Wasser und langsames Verdunsten der Auflösung zerfalle er in mehrere einfache Verbindungen (Vitriole). *Über Metallvegetationen*, vom Dr. *Wilh. Zimmermann* (aus dessen Einladungsschrift „über einige die Metallvegetation begleitende Phänomene" Giessen 1811.). *Über Tellurhydroid* und *I) theoretische Betrachtungen*, von *Humphry Davy.* (Ist der Schluss von einer grossen Vorlesung *D's.*, welche in diesem Journal theilweise (Bd. 3. S. 334—352 und Bd. 4 S. 309—345) mitgetheilt wurde. *II) Theoretische Bemerkung zur Einleitung weiterer Forschungen*, vom Prof. *Döbereiner. Untersuchungen über die gegenseitige Zersetzung der unauflöslichen und der auflöslichen Salze*, von *Dulong* (übers. aus den *Annal. de Chim.* T. 82 p. 273 f.). Ein Beytrag zu *Berthollet's* Theorie der chemischen Verwandtschaften. *Über Zersägung des Gusseisens bey Rothglühhitze.*

Sechster Band. Über die Gewinnung des Indigs aus Waid, vom Akad. *Gehlen.* — Eine Abhandlung voll wichtiger Erfahrungen und Beobachtungen, die nicht bloss dem wissenschaftlichen Chemiker, sondern insbesondere denjenigen höchst willkommen seyn müssen, welche sich mit der Gewinnung des Waidindigs im Grossen beschäftigen. — Es ist Schade, dass Hr. *Gehlen* unterlassen hat, Versuche über das Verhalten des Waidauszugs im Kreise der elektrischen Säule anzustellen. Wir glauben, dass diese mehr als alle anderen fähig seyn möchten, uns nicht nur über die eigentliche Natur des Indigs, sondern auch über die Natur und Beschaffenheit des Stoffes, mit welchem der Indig im Waide verbunden ist, zu belehren, und so zugleich die zweckmässigsten Mittel und Wege (wenn es deren noch zweckmässigere, als die die jetzt bekannt sind, giebt) zur Gewinnung desselben anzuzeigen. *Über die chemische Ausmittelung des Arseniks in medicinisch-gerichtlicher Hinsicht*, von Dr. *N. W. Fischer* zu Breslau. Eine sehr gute Zusammenstellung und Prüfung der längst bekannten und einiger neuer Momente, um das Daseyn des Arseniks zu beweisen. *Analytische Versuche über die Meerzwiebel*, von *Vogel* in Paris. Durch diese Versuche wird dargethan, dass die Meerzwiebel eine eigene Substanz (*Scillitina*) enthalte, welche die vorzüglichsten Heilkräfte derselben in sich zu vereinigen scheint. *Über die Veränderung des Milchzuckers durch Schwefelsäure*, von *Gehlen.* Hr. *G.* machte die höchst wichtige Beobachtung, dass der (sehr süsse) Milchzuckersyrup bey der Krystallisation Krystallen bilde, die „noch unschmackhafter als der Milchzucker selbst sind." *Über die nasse Vergoldung auf Stahl* (von *Gehlen*). *Versuch, die chemischen Ansichten, welche die systematische Aufstellung der Körper, in meinem Versuch einer Verbesserung der chemischen Nomenclatur* (welche sich im *Journ. de phys., de chim. et d'hist. nat.* Oct. 1811 befindet), *begründen, zu rechtfertigen*, von *Jac. Berzelius.* Eine höchst wichtige Abhandlung, in welcher der berühmte Forscher 1) die Grundzüge einer elektrochemischen Theorie, 2) seine neuen Untersuchungen und Entdeckungen über die Oxyde des Antimons, des Zinns und ihr chemisches Verhalten und über andere Gegenstände darlegt. *Vermischte chemische Bemerkungen*, vom Prof. *Döbereiner. Einige Erfahrungen über die Darstellung des Sauerstoffgases aus oxyhalogenirtem Kali*, von *Ch. Fr. Bucholz* — nicht unwichtig. *Einige Versuche über die Unschädlichkeit der mit Bley versetzten zinnenern Gefässe*, vom Ap. *Gummi* zu Culmbach. — Sehr beruhigend für Alle, welche Bleyvergiftung vom Gebrauche bleyhaltiger zinnener Gefässe befürchten.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 7.

NATURWISSENSCHAFTEN.

Nürnberg, b. Schrag: *Neues Journal für Chemie und Physik* u. s. w. IV — IX Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Auflöslichkeit des weissen Arseniks im Wasser quantitativ bestimmt, von *Klaproth*. — Über denselben Gegenstand, von Dr. *N. W. Fischer*. — Zwey in chemischer, pharmaceutischer und medicinisch-gerichtlicher Hinsicht höchst wichtige Abhandlungen, denen der Herausgeber in einem Nachschreiben recht schöne Bemerkungen und Ansichten über die hier erzählte Verschiedenheit der Auflöslichkeit des Arseniks beygefügt hat. *Tantalit in Bayern* (von *Gehlen*). *Chemische Untersuchung der aus dem Unterleibe einer am Kindbettfieber gestorbenen Kranken genommenen Absatz-Materie*, vom Prof. *Kastner*. *Über die Mischung der Meteorsteine*, vom Akad. *Gehlen*. — Einzelne (kleine) Bemerkungen über Natron-, Talk- und Chrom-Gehalt mehrerer Aërolithen. *Über die Existenz des Schwefels in der Galle*, von *A. Vogel* in Paris. Hr. *V.* thut dar, dass die Ochsengalle auch Schwefel oder Schwefelwasserstoff enthalte. *Beylage III. Über die thonerdigen Verbindungen und deren Anwendung in den Druckereyen und Färbereyen*, von *W. H. Kurrer*. Es sind interessante Erfahrungen und Versuche über die Anwendung der verschiedenen Thonsalze, als Vorbereitungsmittel zur Erzielung schöner Farben in der Färberey und Zeugdruckerey, welche der als wissenschaftlich-technischer Chemiker bekannte Hr. *Kurrer* uns hier mittheilt. *Vergiftungs- und Entgiftungs-Geschichte*, aus einem Briefe des Hn. Geh. Raths *v. Goethe*, mitgetheilt vom Prof. *Döbereiner*. — Nicht bloss für den Chemiker und Arzt, sondern auch für den Philologen und Rechtsgelehrten interessant. *Kleiner Beytrag zur Geschichte des Goldes*, vom Prof. *Hildebrandt*. *Über Parrot's Affinitäts-Apparat*, vom Prof. *Pfaff* in Nürnberg. Insgesammt kleine, aber gehaltreiche Aufsätze. Das angehängte *Register* zu dem zweyten Jahrgange dieses Journals ist dreyfach, d. h. abgetheilt 1) in ein Verzeichniss der in diesem Jahrgange enthaltenen Abhandlungen nach den Namen der Verfasser, 2) in ein Sachregister und 3) in ein Namenregister. Das Sachregister ist mit einem Fleisse bearbeitet, welcher in der That Bewunderung erregt: dasselbe gewährt den leichtesten Überblick der jährlichen Fortschritte der Chemie in jedem einzelnen Zweige.

Der *VII, VIII und IX Band* ist eben so reich an interessanten (Original- und von ausländischen Journalen entlehnten) Abhandlungen über chemische Gegenstände, wie die vorhergehenden. Wir zeigen den Inhalt derselben nur kurz an. Im 7 Bande finden sich wieder höchst wichtige *Beyträge zu der Lehre von den bestimmten chemischen Mischungsverhältnissen*, von Dr. *F. C. Vogel* und *Jac. Berzelius*; dann Abhandlungen: *über die Bildung und Grundmischung der Blausäure*, von *G. F. Hänke*; *über den bey Erxleben gefallenen Aërolithen*, von *Roloff* und *Bucholz*; *über ein neues von Hn. Leithner in Wien entdecktes Verfahren, Platin zu verarbeiten*, von *Gehlen*; *über die Mischung des isländischen Mooses und seine Anwendung als Nahrungsmittel*, von *Berzelius*; *über Auflöslichkeit des Arseniks, und Darstellung desselben aus den damit vergifteten Körpern*, vom Prof. *Bucholz* und Dr. *C. H. Roloff*. Im 8 Bande *über Strassenbeleuchtung mit Steinkohlen durch die Thermolampe*, von *Lampadius*; *über einen Harnstein aus einem Pferde*, vom Prof. *Wurzer*; *über Boraciten und Bernstein im Segeberger Gypse*, von *Pfaff* in Kiel; *zur Phytochemie*, von *Döbereiner*; *über die Bunt-Bleiche*, von *Kurrer*; *über den Unterschied der Vitriol- und Schwefelsäure*, *über Analysirmethode der Schwefelwässer*, *über die Entstehung des Schwefelschlamms an Schwefelwasserquellen* und andere Gegenstände, von *Döbereiner*; *über Werner's Zeolith, Haüy's Mesotype und Stilbite*, von *Gehlen*; *über die Mischung der Elster-, Brombacher- und Schönberger- Mineralwasser*, von *Lampadius*. Im 9 Bande *über Gegenstände der Chemie der Metalle* und *über halogenirte Alkalien*, von *Döbereiner*; *über das Gediegen-Eisen von der Collina di Brianza*, von *Gehlen*; *über Gegenstände der Phytochemie*, von *Schrader* und *Döbereiner*; *über die Mischung des warmen Badewassers zu Baden*, von *C. F. Salzer*; *über den Schwefelkohlenstoff*, von *Berzelius*; *über das Brennen*, *über die elektrische Leitungsfähigkeit verschiedener Gasarten*, *über Acidität und Alkalinität* u. s. w. von *Th. v. Grotthuss*; *über die chemische Mischung der Arakatscha*, von *Lampadius*; *über die Zusammensetzung der thierischen Flüssigkeiten*, von Ber-

zelius, und viele andere gehaltreiche Aufsätze vom Herausgeber und anderen deutschen Chemikern (*Fischer*, *Gärtner*, *John*, *Hildebrandt*, *Jordan*, *Körte*, *A. Vogel* u. s. w.), so wie mehrere, von ausländischen Journalen entlehnte, höchst wichtige Abhandlungen, deren Gegenstände zu nennen uns der beengte Raum nicht gestattet.

Man sieht aus dieser gedrängten Darstellung des chemischen Inhalts, wie reich Hr. Prof. *Schweigger* den 2 und 3 Jahrgang seines Journals ausgestattet, und wie thätig er sich dadurch für die Cultur der Chemie in Deutschland aufs Neue gezeigt hat. Möge er in dieser fruchtbringenden Thätigkeit beharren, und fortfahren, durch sein Journal, welches sich bereits nicht bloss den Chemikern und Physikern, sondern auch allen wissenschaftlich gebildeten Technikern, Pharmaceuten, Agronomen u. s. w. unentbehrlich gemacht hat, die Producte des Fleisses und die Resultate des Forschens in- und ausländischer Chemiker immer schnell zu verbreiten, und so unter unseren Landesleuten immer mehr das Streben nach höherer Ausbildung und nach Unübertrefflichkeit in diesem grossen und schön bebauten Felde menschliches Wissens zu wecken.

D — r.

Wir lassen nun die Abhandlungen physikalischen Inhalts nach der Ordnung der Bände und Hefte folgen.

IV Bd. Heft 1, S. 116. *Über Gediegen-Eisen und besonders über eine noch nicht bekannte, im Mayländischen gefundene Gediegen-Eisen-Masse*, von *Chladni*. — Beylage S. 1. *Chronologisches Verzeichniss der herabgefallenen Stein- und Eisen-Massen*, von demselben Vf. — S. 20 Nachschreiben des Herausgebers *über einige von Hn. Chladni erwähnte neuere Steinfälle*. — Heft 2, S. 177. *Einige Bemerkungen über Hn. Configliachi's Prüfung meiner Theorie der elektrischen Meteore*, von *Prechtl*. Ein Streit, der grossentheils über Begriffe, die nur unter Voraussetzungen Bedeutung haben können, geführt wird. Beylage S. 1. *Bemerkungen zu Chladni's chronologischem Verzeichniss der vom Himmel gefallenen Steine*, von *Kanne*; in physikalischer Hinsicht nicht bedeutend. — Heft 3, S. 238. *Nachtrag zu den Versuchen über die Grenzen der Verbrennlichkeit gasförmiger Flüssigkeiten*, von *Theod. v. Grotthuss*. Wir haben dieses Aufsatzes schon unter den chemischen Abhandlungen gedacht; hier müssen wir Erinnerungen nachtragen, die von Seiten der mathematischen Physik gegen einige in demselben vorkommende Sätze zu machen sind. Der Vf. findet nämlich S. 245 die bewegenden und chemischen Kräfte rücksichtlich auf die Zeit, darin sie existiren (das heisst doch wohl, in welcher sie wirken), mit einander im Gegensatz. Es sey, meint er, genugsam aus den Sätzen der Mechanik bekannt, dass die physische Wirkung einer Kraft, die *Wirkung auf Massen*, dergestalt vom Element der Zeit bestimmt werde, dass jene Wirkung $= \frac{1}{\infty}$ (d. h. = o) sey, wenn die Zeit derselben unendlich klein ist. Ganz anders verhalte es sich dagegen mit der chemischen Attraction, mit der *Wirkung* der Kraft *auf die Elemente* der Körper, bey welcher die *Zeit der Wirkung allemal ein Infinitesimum sey*. Niemand habe bis jetzt zwey sich chemisch anziehende Körper unter Umständen, wo nichts ihrer Wirkung hinderlich war, auch nur 0,00001 einer Secunde in Berührung gebracht, ohne dass nicht sogleich eine Wirkung erfolgt wäre, welche der Anzahl der in der Affinitätssphäre befindlichen Berührungspuncte entsprochen hätte. Wenn also (!?), schliesst unser Vf., in der chemischen Attraction das Element der Zeit ein endliches wird: so schwindet die Wirkung der Kraft, und wird ein Minimum = o; schwindet hingegen das Element der Zeit, und wird ein Unendlichkleines: so steigt die Wirkung der Kraft, und erreicht ihr Maximum, *das man für jeden besonderen Fall als ein Unendlichgrosses ansehen kann*. — Hier ist fast jeder Satz zu berichtigen. Zuerst unterscheidet der Vf. schon ohne Grund die mechanischen Kräfte von den chemischen, indem er jene als *wirkend auf Massen*, diese als *wirkend auf Elemente* charakterisirt. Wirkt nicht die Schwerkraft, wie jede durchdringende, auf jedes Element der fallenden Körper? Zweytens aber ist es auch nichtig, dass die physische Wirkung einer Kraft in unendlichkleiner Zeit = o sey. Der Vf. scheint hier die *ganze Wirkung* mit der *Wirkung überhaupt* verwechselt zu haben. Jene, die ganze Wirkung, füllt die Zeit aus, die von dem Augenblick an, in welchem der Beharrungsstand der Körper, die sie betrifft, gestört wurde, bis zu demjenigen verfliesst, in welchem eben diese Körper wiederum in Beharrungsstand kommen; sie würde nicht Statt finden, wenn nicht in jedem, noch so kleinen, Augenblick ihrer Dauer *Wirkung überhaupt* vorhanden gewesen wäre. Das vom Vf. für seine Meinung S. 246 angeführte Beyspiel zweyer sehr ungleicher Gewichte, die an den beiden Enden eines, über eine Rolle geführten, Seidenfadens aufgehängt sind, bey welchen, wenn man das grössere aus einer gewissen Höhe plötzlich fallen lässt, der Seidenfaden reisst, ohne dass das kleinere auch nur um ein Merkliches bewegt werden soll, beweiset vielmehr gegen den Vf. Denn ohne noch manche Umstände dieses Versuchs, wie doch nöthig wäre, besonders zu berücksichtigen, fragen wir den Vf. nur, ob das Dehnen und Zerreissen des Seidenfadens keine Wirkung seyn soll, oder ob er verlange, dass das grössere Gewicht auf das kleinere wirken solle, ohne diess zuerst auf den, seine Wirkung vermittelnden, Seidenfaden zu thun. Um sich endlich aber ganz von der Unrichtigkeit seines Satzes zu überzeugen, erinnere sich der Vf. nur an das, was beym Stosse harter Körper auf einander erfolgen muss; hier ist die Wirkungszeit ein Unendlichkleines, die Wirkung aber keinesweges = o, sondern ein veränderter Bewegungszustand des gestossenen Körpers. Die Art, wie der Vf. die physischen Wirkungen der Kräfte charakterisirt, ist also ungegründet, und schon hiemit fiele der von demsel-

ben zwischen jenen und den chemischen Wirkungen aufgestellte Gegensatz weg. Aber auch seine Charakterisirung dieser chemischen Wirkungen kann unmöglich zutreffen, wenn anders diese Wirkungen von endlicher Gröfse seyn sollen. Denn nach unserem Vf. ist *die Zeit der chemischen Wirkung allemal ein Infinitesimum*, womit unstreitig nach dem ganzen Zusammenhange ein Unendlichkleines gemeint ist; in unendlichkleiner Zeit soll aber eben diese Wirkung auch in ihrem Maximo sich befinden, welches nach dem Vf. in jedem besonderen Falle als ein Unendlichgrosses anzusehen ist: also ist die chemische Wirkung der Kraft *allemal* ein Unendlichgrosses. Was würde diefs aber anderes heifsen, als: jedes chemische Element ist im Stande, jedes andere, durch dasselbe anziehbare, aus jeder Verbindung zu lösen; ein Satz, den schon wegen des in ihm liegenden Widerspruches unser Vf. schwerlich unterschreiben würde.

Bd. V. Heft 1, S. 8 der Beylagen. *Schreiben des Hn. Prof. Parrot zu Dorpat an den Hn. Prof. Heinrich zu Regensburg.* Hr. *Parrot* hatte gegen Hn. *Carradori* behauptet, dafs die Öle *blofs durch Erhitzung* verdampfbar seyen. Hr. Prof. *Heinrich* war auf *Carradori's* Seite getreten, und hatte das Betragen des Hn. *Parrot* eine Arroganz genannt; diefs entschuldigt den, wie uns scheint, etwas zu heftigen Ton, mit welchem Letzterer im vorliegenden Aufsatze sich vertheidigt. Die Wahrheit liegt übrigens, unserem Bedünken nach, nicht, wie Hr. *Heinrich* in seiner S. 17 folgenden Antwort sagt, in der Mitte; sondern selbst nach den von Letzterem angeführten Stellen seiner Abhandlung über die Posphorescenz der Körper u. s. w. ganz auf Hn. *Parrots* Seite. Denn bey gehöriger Erhitzung der fetten Öle steigen unter starkem Aufwallen in der Flüssigkeit Luftblasen auf (welches, das Aufwallen nämlich und Kochen, Hr. *Carradori* insonderheit auch geleugnet hatte); es entwickelt sich zugleich ein Dampf, der durch Erkältung wiederum zu einer ölartigen Flüssigkeit wird. Wollte man aus dem Umstande, dafs diese ölartige Flüssigkeit nicht mit dem gekochten Öle identisch ist, einen Einwurf gegen Hn. *Parrot* hernehmen: so würde man auch leugnen müssen, dafs der Wein durch Erhitzung verdampfbar sey, weil der erkältete Weindampf nicht wiederum Wein darstellt. Heft 2, S. 215. *Über die Lichterscheinung bey Abschiefsung einer geladenen Windbüchse*, von *Theod. v. Grotthufs.* Eigentlich nur Zweifel gegen Hn. *Charles* Behauptungen über die Unfähigkeit jener Lichterscheinung zu zünden, und Vorschläge zu neuen entscheidenden Versuchen. Heft 4, S. 398. *Oersteds Ansicht der chemischen Naturgesetze durch die neueren Entdeckungen gewonnen;* als Einleitung zur folgenden S. 401 anfangenden Abhandlung desselben Verfassers, *über die Hervorbringung der Wärme und daraus abgeleitete Gesetze derselben.* Da diese Abhandlung im Zusammenhange mit einem gröfseren Werke des Hn. *Oersted* steht, welches uns noch nicht zu Gesichte gekommen: so müssen wir zuvörderst erwarten, ob dieser Zusammenhang manche Erinnerungen erledigen werde, die gegen einige von Hn. *Oersted* hier aufgestellte Sätze wohl zu machen wären. In Rücksicht der Darstellungsart dieses Aufsatzes dürfen wir inzwischen nicht unbemerkt lassen, dafs wir wünschten, Hr. *Oersted* hätte im Ausdruck seiner Sätze sich näher den Erfahrungen angeschlossen. Unserer gesammten Naturwissenschaft liegt die Absicht zum Grunde, die Chiffernsprache der Natur in die Sprache der Gedanken zu übersetzen, von welcher der schriftliche Ausdruck dann ein äusserer Wiederschein ist: es liegt also ausserordentlich viel daran, jene Gedankenzeichen so zu wählen, dafs sie der Art und den Verhältnissen der Naturchiffern möglichst genau entsprechen; nur dann erst läfst sich hoffen, das Gedankenzeichen werde allen Verbindungen widerstreben, die dem Naturzeichen nicht gemäfs sind.

Bd. VI. Heft 1, S. 14. *Über den Ursprung der Meteorsteine*, von *R. L. Ruhland.* Vermuthungen, wie es der Gegenstand nicht anders erlaubt. Hr. *Ruhland* ist für den atmosphärischen Ursprung. Bey der Aufzählung der Verhältnisse, unter welchen Meteorsteine gefallen sind, war zu erinnern, dafs man aus Mangel einer hinlänglichen Zahl *genauer* Beobachtungen nicht erwarten dürfe, aus den aufgezählten Verhältnissen das Gesetzmäfsige in denselben, auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit, herauszufinden. Übrigens macht sich Hr. *Ruhland* die Widerlegung des kosmischen Ursprungs der Meteorsteine etwas zu leicht. Aus der schiefen Richtung ihres Falls gegen den Horizont, ihrer (nach dem Ausdruck des Vfs.) geringen Fallkraft, und der langen und ungleichen Dauer ihrer Erscheinung ist gar kein Grund gegen jene Hypothese herzunehmen. Denn wenn man dem Mathematiker erlaubt, für den Augenblick, in welchem sich die Kraft der Erde des Steins mit Übergewicht bemächtigt, einen, für diesen Fall möglichen Ort desselben nebst der Richtung und Geschwindigkeit seiner Bewegung nach Willkühr zu setzen: so wird er jedes beobachtete Bewegungsverhältnifs der Erscheinung vor und bey dem Zusammentreffen des Steins mit der Erdfläche völlig genau darstellen können. Benutzen nun ausserdem noch die Vertheidiger des kosmischen Ursprungs der Meteorsteine die Möglichkeit eines in höheren Räumen Entzündung gebährenden chemischen Processes, den ja auch die gegenseitige Meinung zu Hülfe rufen mufs: so erhalten sie Mittel genug, die begleitenden Dunstwolken, die Ungleichheit der Bahn und das Wiederaufhüpfen der Meteorsteine beym Auffallen hinreichend zu erklären. Sie würden natürlich nicht behaupten wollen, dafs *alle* anderen, mit den Steinregen in *einigen* Stücken ähnlich erscheinenden Meteore desselben Ursprungs seyen. Dann bliebe von allen Gegengründen des Hn. *Ruhland* nur der einzige von Bedeutung, dafs man die Wolke, aus welcher Steine niederstürzten, in einigen Fällen lange Zeit vor dem Steinregen will gesehen haben. Waren diefs aber Fälle, bey welchen eine genaue Beobachtung Statt fand? und läfst nicht vielmehr der heitere Himmel, der bey den meisten die-

ser Meteore vor und während ihrer Erscheinung als etwas Sonderbares ausdrücklich bemerkt wird, vermuthen, die Wolken seyen in jenen Fällen nicht wesentlich mit dem Steinregen verbunden gewesen? — Endlich waren bey der Widerlegung der von Hn. *Ruhland* bestrittenen Meinung auch nicht die negativen Gründe für dieselbe zu übersehen, von welchen wir hier nur den von den Folgen der plötzlichen Consumtion eines in den oberen dünnluftigen Räumen der Atmosphäre sehr grossen Volumens Materie namhaft zu machen brauchen. Man würde uns inzwischen missverstehen, wenn man aus diesen unseren Erinnerungen gegen Hn. *Ruhland* schlösse, dass wir der Meinung, die er bestreitet, selbst zugethan wären; vielmehr hängen wir keiner bisherigen Hypothese über die Steinregen auf eine Weise an, die uns verhinderte, uns dem leichtesten Ausschlage auf die eine oder die andere Seite hinzugeben. — Heft 2, S. 177. *Über die farbigen Säume der Nebenbilder des Doppelspaths mit besonderer Rücksicht auf Hn. v. Goethe's Erklärung der Farbenentstehung durch Nebenbilder*, vom Hn. Prof. *Pfaff* in Kiel. Die in diesem Aufsatze besprochene Erscheinung soll nach einer, später Bd. 7, S. 254 vorkommenden, Notiz des Hn. Prof. *v. Münchow* zu Jena vom Vf. nicht vollständig aufgefasst seyn. Hr. *v. Münchow* hat die Erscheinung, auf welche, seiner Meinung nach, die in diesem Aufsatze mitgetheilten Wahrnehmungen sich beziehen, seitdem in *Gilberts* Annalen Jahrgang 1813 ausführlich beschrieben, so dass Hr. *Pfaff* jetzt leicht wird entscheiden können, ob jener in seinen Behauptungen das Rechte getroffen habe. Alsdann würde die in Rede stehende Erscheinung mit einer, von dem verstorbenen *Malus* S. 194 seines Werks von der doppelten Brechung aufgeführten, zusammenhängen, die, wie auch Hr. *Pfaff* selbst erwähnt, *Martin* früher schon wahrgenommen hatte. Auf jeden Fall wäre seine fernere Erklärung des Vfs. hierüber wünschenswerth. Beyläufig werden in diesem Aufsatz die Doppelbilder des isländischen Krystalls zur Widerlegung einiger Sätze der Farbenlehre des Hn. *v. Goethe* angewandt, wobey der Herausgeber des Journals die Bemerkung macht, dass Hr. *v. Goethe* in dem Sinne, in welchem beym Doppelspath Nebenbilder vorkommen, die von ihm zur Erklärung der dioptrischen Farben gebrauchten Nebenbilder nicht nehmen könne, und dass daher durch Hn. *Pfaffs*, von jenen hergenommene Einwürfe die *v. goethesche* Ansicht dieser Farben nicht widerlegt werde. Wenn Hr. *Schweiggen* sich erinnert, dass Hr. *v. Goethe* im §. 229 des ersten Bandes seiner Farbenlehre die Doppelbilder des Kalkspaths selbst als eine mit seinen Nebenbildern verwandte Erscheinung zu ihrer näheren Bezeichnung aufführt, dass er ferner ebendaselbst §. 226 die Nebenbilder Arten von Doppelbildern nennt, und dass endlich die Gleichnissreden des §. 232, nach welchen allein es möglich wird, von einem dunkelen durch getrübte Helle gesehenen Grunde und umgekehrt, wie in §. 208, zu reden, auch bey den Doppelbildern des isländischen Krystalls ihre Anwendung finden: so wird er wenigstens geneigt seyn, zuzugeben, dass die *goethesche* Lehre von den Nebenbildern noch näherer Bestimmungen bedürfe, wenn sie von Hn. *Pfaffs*, aus den mehrfach erwähnten Doppelbildern hergenommenen Gründen nicht getroffen werden solle. Übrigens macht allerdings die Lehre von den Nebenbildern in der Farbenlehre des Hn. *v. Goethe* nur eine Hülfshypothese aus, um zu zeigen, *wie* auch die dioptrischen Farben aus dem Gegensatz des Lichts und der Finsterniss geboren werden, in dieser Hinsicht ist sie aber keineswegs in jener Farbenlehre nur Nebensache. S. 205. *Über das doppelte Grau, aus welchem das weisse Licht besteht, und die bloss negative Wirksamkeit der schwarzen Bilder in optischen Versuchen.* Ein Nachtrag zum vorigen Aufsatz von demselben Vf. Heft 3, S. 327. *Magnetismus durch die violetten Strahlen des Prisma erregt;* aus einem Briefe des Hn. Dr. *Schönberg*. Eine Nachricht von Hn. *Morichini's* Versuchen, in welchen er gefunden haben will, dass der äussere Rand des violetten Sonnenstrahls Eisennadeln magnetisire. Der Herausgeber äussert in einem Nachschreiben sehr gegründete Zweifel, welche durch die neueren in Italien und Frankreich angestellten Versuche über diesen Gegenstand eine grosse Bestätigung erhalten haben. Hr. *Morichini* scheint durch die Lust zu finden, und andere, bey so delicaten Versuchen sich leicht einschleichende Nebenumstände getäuscht worden zu seyn.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin u. Stettin*, b. Nicolai: *Der Gesandte, oder die Vermählung durch Procuration.* Ein Roman aus der Fürstenwelt von *Julius v. Voss*. 1812. 299 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist zu hoffen, dass dieser Roman sein Glück bey der Lesewelt machen werde, aus mehreren Gründen. Schon die Fürstenwelt mit ihren Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten, die von dem Vf. nicht unbeachtet geblieben sind, hat für Viele, und wäre es auch nur der Neuheit wegen, einen eigenen Reiz; dann aber ist auch dem Vf. die Verwickelung seiner Begebenheiten ungemein wohl gelungen, so dass man, indem sich das Abentheuer schon zu seiner Auflösung hinneigt, die Art der Auflösung nicht einmal von Ferne ahndet. Würden sich mit diesen materiellen Vorzügen noch die eines durchaus correcten und ausgebildeten Vortrags vereinigen: so könnte man diesen Roman unbedenklich den vorzüglicheren beyzählen. Aber leider stösst man fast auf jeder Seite auf Stellen wie diese: „Ihre Widersetzlichkeit, sagte der Thronfolger, ist bey Weitem schmeichelhafter für die Prinzessin, als es *ein Begegnen ihres Verlangens* seyn würde." Oder: „das afrikanische Ungethüm, in der Menagerie, hinter festen Gittern, wohl gern von Neugierigen betrachtet, *lüftete tausend Haarlocken*, da man es, von allen Banden frey, umhertoben sah." — Schliesslich erinnert der Vf., dass ihm die Vermählung eines Herzogs von Braunschweig mit einer Prinzessin von Dänemark, im *sechszehnten* Jahrhundert, den Gedanken an diesen Roman erweckt habe.

F.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

NATURWISSENSCHAFTEN.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Neues Journal für Chemie und Physik* u. s. w. IV — IX Bd.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Band VII. Heft 1, S. 79. *Über die vier magnetischen Pole der Erde, Perioden ihrer Bewegung, Magnetismus der Himmelskörper und Nordlichter; aus einem Briefe des Hn. Dr. Hansen an den Hn. Prof. Oersted.* Blosse Resultate, denen diejenigen kein grosses Zutrauen schenken werden, die da wissen, welchen Irrthümern die Beobachtungen der Abweichung und Steigung der Magnetnadel unterworfen sind. Zudem hat Hr. *Hansen* weder die Methode, nach welcher er die Beobachtungen in Rechnung nahm, noch auch diese Beobachtungen selbst näher bezeichnet. Um die Lage der magnetischen Actionspuncte der Erde mit einiger Sicherheit zu bestimmen, können streng genommen nur neuere Beobachtungen gebraucht werden, und unter diesen wiederum nur solche, die an Orten angestellt wurden, wo man bey hinlänglich genau ausgemittelter Lage des Meridians wenigstens einen grossen Theil des Jahres hinter einander beobachtete. Einzelne, auf dem Meere, selbst mit sehr guten Instrumenten und aller möglichen Sorgfalt und Geschicklichkeit, angestellte Beobachtungen können, wie sich aus *Krusensterns* Reise um die Welt zeigen lässt, bis auf 5° fehlerhaft seyn. Hieraus lässt sich leicht ermessen, welchen Grad des Zutrauens die Beobachtungen der älteren Seefahrer verdienen, die, mit schlechteren Instrumenten sowohl zur Bestimmung des Magnetismus als auch der Azimuthe (eine Bestimmung, die noch immer zu den delicatesten gehört) versehen, solche und noch grössere Fehler vielleicht nur selten vermeiden konnten. Wenn sich nun aber für die Lage der magnetischen Pole in früheren Zeiten wenig mit Sicherheit ausmachen lässt: so fällt die Bestimmung ihrer Veränderungen natürlich noch weit unsicherer aus, so dass man noch nicht einmal mit Gewissheit sagen kann, ob die Bewegungen jener Pole gleichförmig oder, wie neuere Beobachtungen anzudeuten scheinen, ungleichförmig erfolgen. Unter solchen Umständen glaubt Hr. *Hansen* dennoch in den Bewegungen der magnetischen Pole eine Beziehung auf das sogenannte platonische Jahr (d. h. auf die Restitutionsperiode der Äquinoctien) aufzeigen zu können. Wir möchten uns fast anheischig machen, aus den, von Hn. *Hansen* bearbeiteten Beobachtungen Beziehungen auf jede *beliebige* Periode zu finden, wenn uns verstattet wird, was der Vf. des vorliegenden Aufsatzes sich erlaubt hat, statt der Rechnungsresultate ihnen nahekommende Zahlen zu setzen, und wenn wir uns zuweilen derjenigen Beweisart bedienen dürfen, nach welcher Hr. *Hansen* S. 90 aus den unter Nro. 3 und 4 aufgeführten Wahrnehmungen *beweiset*, dass die Südlichter in den Gegenden erscheinen, wo er die beiden magnetischen Actionspuncte der südlichen Halbkugel unserer Erde findet. Auf der Nebelbank der Resultate dieses Aufsatzes sucht der Herausgeber des Journals eine weitere Aussicht in einem Nachschreiben zu gewinnen; wer zum Fussen des festen Grundes bedarf, wird zurückbleiben müssen. Heft 2, S. 254. *Schreiben des Hn. Prof. v. Münchow an den Hn. Prof. Döbereiner über eine Erscheinung am Doppelspath.* Eine blosse Notiz, die, wie schon oben bemerkt wurde, in Beziehung zu Hn. *Pfaff's* im 6 Bande S. 177 vorkommenden Aufsatze steht. — Heft 3, S. 259. *Einige neue Versuche und Beobachtungen über Spiegelung und Brechung des Licht*, vom Dr. *Seebeck.* Dieser Aufsatz ist in Ansehung der darin mitgetheilten Wahrnehmungen unstreitig der interessanteste unter allen physikalischen des Journals. Vorzüglich wichtig ist eine vom Vf. zuerst bemerkte Farbenerscheinung, die beym Durchgange solcher Lichtstrahlen, die *Malus* polarisirt nannte, durch Glaskörper in diesen sich zeigen. Die Art aber, wie Hr. *Seebeck* aus seinen Versuchen folgert, möchte wohl schwerlich die Billigung der Physiker davon tragen. Die meisten seiner, als Resultate aufgestellten Sätze lassen sich in den mitgetheilten Versuchen ungefähr mit eben dem Rechte finden, mit welchem die Scholastiker ehemals aus den ihnen bekannten Erfahrungen behaupteten: die Bedingungen zur Erhebung des Wassers im luftleeren Raume lägen *allein* eben in dieser Leere, die auszufüllen die Natur überall bestrebt sey. Fast auf eine ähnliche Weise glaubt der Vf., die Veränderungen, welchen die Erscheinung der Lichtstrahlen bey ihrem Zusammentreffen mit verschiedenen Körpern unterworfen ist, wären ganz allein durch Beschaffenheiten dieser Körper, keinesweges aber durch Eigenthümlichkeiten des Lichts bedingt. Was insbeson-

dere die, von dem verstorbenen *Malus* behauptete Polarität des Lichts (das heisst in diesem Falle: das verschiedene Verhalten der verschiedenen Seiten eines Lichtstrahls in Beziehung auf seinen Fortgang) betrifft, welche Hr. *Seebeck* bestreitet: so ist darauf schon hinlänglich durch die bekannte Erscheinung hingedeutet, dass die, durch ein Kalkspathprisma gegangenen Lichtstrahlen bey denselben Einfallswinkeln, unter welchen sie die erste brechende Fläche durchschnitten, an einer dritten Brechungsebene derselben Materie nicht allein nicht durchweg dieselben Affectionen zeigen, sondern auch sogar bey einer *blossen* Drehung der brechenden Fläche um 90°, während welcher die Einfallswinkel dieselben bleiben, diese Affectionen verändern und gewissermasen entgegengesetzte gegen einander vertauschen. Die Versuche des Hn. *Seebeck* können demnach nicht zur Widerlegung jener, von ihnen unabhängig bestehenden, Verschiedenseitigkeit der Lichtstrahlen, wohl aber zu ihrer näheren Bestimmung dienen. In dieser Hinsicht müssen wir aber wünschen, dass auch andere, vorzüglich aber mathematische, Physiker die von unserem Vf. gemachten Versuche mit Sorgfalt auf die *bestimmenden* Bedingungen wieder vornehmen möchten. Übrigens irrt Hr. *Seebeck*, wenn er glaubt, *Malus* Polaritätslehre beruhe auf der Annahme von viereckigen einfachen Lichtstrahlen, und oktaedrisch geformten Lichtmoleculen. Diess ist so wenig der Fall, dass in *Malus Théorie de la double Refraction* von solchen Annahmen, so viel wir uns wenigstens erinnern, durchaus nichts vorkommt. Wohl aber überträgt *Malus* S. 236 des angeführten Werkes die drey rechtwinkligen Axen, die bis dahin der geometrische Betrachtung seiner Phänomene dienten, auf die Lichtstrahlen selber, um ein Schema zu einem allgemeinen Gesetze zu erhalten, womit noch keinesweges diese Axen als physisch vorhanden vorausgesetzt werden. Wiewohl wir auch in einer solchen Voraussetzung wenigstens nichts Beyspielloses finden würden, da ja Krystallisationsformen und Magnet die Möglichkeit bestimmter Wirkungslinien auch in den kleinsten Theilchen genugsam andeuten. — Schliesslich müssen wir diejenigen, die mit Hn. *Seebecks* Wahrnehmungen sich etwa von Neuem beschäftigen sollten, noch auf die neuesten Beobachtungen des Hn. *Biot* über das polarisirte Licht (von welchen wir in unserem Intelligenzblatt 1813. No. 26. aus der *Analyse des travaux de la Classe des sciences mathématiques et physiques de l'institut pendant l'année* 1812 Nachricht gegeben haben) aufmerksam machen, weil wir einen Zusammenhang zwischen diesen und den Wahrnehmungen des eben recensirten Aufsatzes vermuthen. — S. 382. *Einige Nachträge zu den* (im vorgenannten Aufsatze mitgetheilten) *Versuchen und Beobachtungen über Brechung und Spiegelung des Lichts*, vom Dr. *Seebeck.* — Heft 4, S. 432. *Darstellung eines neuen Wärmegesetzes, die Temperatur der Körper an der Oberfläche betreffend*, von *Ruhland.* Versuche und Behauptungen, die Aufmerksamkeit verdienen. S. 479. *Über die neue elektrische Säule des Hn. J. A. de Luc und ihre Anwendung als ein meteorologisches Instrument*, vom Dr. *Schübler.*

Bd. VIII Heft 1, S. 21. *Resultate einer Reihe von Untersuchungen über die atmosphärische Elektricität* vom Dr. *Schübler.* — S. 70. *Dessaignes über die Phosphorescenz der Körper durch den Stoss*, im Auszuge übersetzt von *Ruhland.* Von den, am Schlusse dieser interessanten Abhandlung gezogenen Resultaten scheinen einige doch etwas zu sehr behauptend ausgedrückt. — S. 115. *Dessaignes über das Leuchten der Körper durch Compression.* — S. 123. *Nachschreiben des Herausgebers zum vorgenannten Aufsatz.* Heft 2, S. 202. *Beschreibung des rumfordschen neuen Calorimeters.* Heft 3, S. 352. *Über Erregung des Magnetismus durch den prismatischen violetten Lichtstrahl. Auszug eines Briefes von Moscati an Odier*, eine Nachricht von *Configliachi's* Untersuchungen über den genannten Gegenstand, die gegen *Morichini* ausgefallen sind.

Bd. IX. Heft 1, S. 106. *Nachricht von einigen Erderschütterungen, welche seit dem Monat December* 1811 *in den vereinigten Staaten von Nordamerika Statt fanden.* — Heft 2, S. 111. *Dessaignes über den Ursprung und die Erzeugung der Elektricität*; im Auszuge übersetzt von *Ruhland.* S. 215. *Babini von der magnetisirenden Kraft des violetten Lichts.* Hn. *Morichini's* Wahrnehmungen bestätigend. S. 226. *Über einen zu Lahr bey Strasburg bemerkten Lärm in der Luft*, vom Dr. *Hänle.* Ein gehörter Steinfall. — Heft 3, S. 229. *Über den Einfluss des Lichts auf die Erde* von *Ruhland.* Der S. 232 vom Vf. aufgestellte Satz, dass die Tendenz des Lichts sey, die Cohäsion der Körper aufzuheben, hängt nicht sonderlich mit den angeführten Erfahrungen zusammen, und möchte sich schwerlich durchgängig rechtfertigen lassen. S. 236. *Vogel über denselben Gegenstand.* S. 240. *Über die Quelle des Lichts bey der Verbrennung*, vom Grafen *von Rumford.* Der Vf. zieht aus seinen, für künstliche Beleuchtung folgereichen, Versuchen den Schluss, dass das Licht kein von den leuchtenden Körpern ausgehender Stoff und *überhaupt nicht materiell sey*, weil eine gleiche Menge Brennmaterial derselben Art nicht immer eine gleiche Menge Licht (sollte richtiger heissen Erleuchtung) liefere. Wie, wenn nun aber das Licht bey der Verbrennung aus den umgebenden Körpern nahe an der Oberfläche des leuchtenden Dampfes abgeschieden würde? Dann hinge die Menge des erscheinenden Lichtes stets auch von der Grösse dieser Oberflächen, mithin von dem Verhältniss der Grösse des Dochtes zur Grösse des auf einmal verbrennenden Materials ab. — Heft 4, S. 347. *Untersuchungen über einige Erscheinungen der atmosphärischen Elektricität in den Alpen*, vom Dr. *Schübler.*

Bey jedem Hefte des Journals ist als Beylage ein Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen von Hr. Prof. *Heinrich* zu Regensburg abgedruckt worden. Beym 3 und 4 Heft des 8 Bandes befindet sich von eben demselben eine Untersuchung über die Temperatur von St. Petersburg aus einer Reihe zwanzigjäh-

riger Beobachtungen. Wenn diese Beylagen schon in diesem Journal nicht an ihrer rechten Stelle sind: so ist es doch immer mit Dank aufzunehmen, dass der Herausgeber solche Acten zu künftigen Untersuchungen mit abdrucken lässt.

Was nun im Allgemeinen den Inhalt des physikalischen Theils unseres Journals betrifft: so hat streng genommen der Herausgeber sich dabey nicht in denjenigen Grenzen gehalten, die er jenem Zweige der Naturlehre nach seinem anfänglichen Plane bestimmte, nach welchem er sich allein auf den, in die Chemie näher eingreifenden Theil der Physik beschränken wollte. Mehrere der angezeigten Aufsätze gehören nämlich als Vorarbeiten wenigstens, also ihrer Richtung nach, wenn auch nicht durch die Art ihrer Bearbeitung, offenbar zur mathematischen Physik. Wir wollen inzwischen den Herausgeber desshalb nicht tadeln. Muss nicht durch die Natur der Sache Alles, was unmittelbar nicht bloss das Wissen, sondern auch die Wissenschaft in der Naturlehre fördern soll, jene Richtung haben, da es auf Gesetze über die Veränderungen in den Beziehungen der Dinge, d. h. über äussere, mithin auch räumliche Verhältnisse geht? Wenn nun aber schon aus diesem Gesichtspunct ein Tadel des Herausgebers wegen kleiner Untreuen an seinem ersten Plane ungerecht seyn würde: so kann man nach unseren obigen Ausstellungen es doch nicht ungerecht finden, wenn wir mehrere der recensirten physikalischen Aufsätze von Seiten des Mathematischen etwas zu mangelhaft nennen. Es giebt allerdings Zweige der Physik, an deren Bearbeitung Freunde der Naturwissenschaft auch ohne die, jedem eigentlichen Physiker durchaus nöthigen mathematischen Vorbereitungsstudien fördernd Theil nehmen können; es mag ferner selbst in anderen Feldern jener Wissenschaft, um neue Erscheinungen zur Sprache und zunächst auch auf Begriffe zu bringen, schon die Kenntniss einiger mathematischer Elementarformen hinreichend, ja vielleicht mehr als hinreichend seyn: nur hüte sich Jeder, ohne Kenntniss der höheren Mathematik streitend oder behauptend Gegenstände zu berühren, die schon auf irgend eine Weise einer tiefer gehenden mathematischen Bearbeitung unterlegen haben; er wird sonst, wie sehr auch ein reines Streben nach Wahrheit ihn leiten möge, wunderliche Irrthümer kaum vermeiden können, und dem Kundigen wenigstens stets auf eben die Weise erscheinen wie Jemand, der sich einbildet eine Sprache zu reden, die er nur eben stammeln gelernt hat.

Es ist nun noch übrig, zwey Aufsätze vermischten Inhalts namhaft zu machen. Der eine findet sich Bd. V, Heft 2, S. 99. Er ist überschrieben: *Über die murrhinischen Gefässe der Alten nebst Bemerkungen über den Stein Yu der Chinesen*, von *Roloff*. Grösstentheils ein Auszug aus einem, über denselben Gegenstand von dem Vf. im Museum der Alterthumswissenschaft mitgetheilten Aufsatze. Nach einer sorgfältigen Zusammenstellung aller, über die genannten Gefässe vorhandenen, Stellen der Alten macht der Vf. es, gegen die Meinung einiger Neueren, höchst wahrscheinlich, dass jene Gefässe aus einer erdigen Masse gebrannt wurden und porzellanartig waren. Der zweyte Aufsatz dieser Art: *über die Krystallisation und die wesentlichen Bestandtheile des Turmalins und Chabasins* vom Prof. *Bernhardi*, findet sich Bd. VI, Heft 4, S. 345.

Zum Schlusse unserer Anzeige wiederholen wir die Wünsche des Rec. vom 1 Jahrgange dieses Journals für das fernere Gedeihen desselben.

a∫a

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) *Wiesbaden*, gedr. b. Frey: *Was können und sollen öffentliche Schulen thun, um die studirende Jugend gegen gewisse Modethorheiten unserer Zeit zu verwahren?* u. s. w. 1802. 22 S. 4.

2) Ebend.: *Woher rührt die bey vielen jungen Leuten so gewöhnliche Vorliebe für das Neue?* u. s. w. 1803. 20 S. 4.

3) Ebend.: *Einige Worte an das Publicum über die von gnädigster Herrschaft resolvirte Einführung eines römisch-katholischen Gottesdienstes in hiesiger Stadt* u. s. w. 1804. 16 S. 4.

Drey Einladungsschriften, worin Hr. *Christian Wilh. Snell*, Prof. und Rector des Gymnasiums zu Idstein, die öffentlichen Prüfungen der Schule bekannt macht. Der gelehrte Vf. versteht die Kunst, für solche Einladungsschriften Materien zu wählen, die schon an und für sich selbst in mancher Hinsicht Interesse haben, und dieses weiss er noch, als vertrauter Kenner der neuesten Literatur, durch die Behandlung zu erhöhen. Eine nähere Inhaltsanzeige der drey vorliegenden Progr. wird unser Urtheil bestätigen.

No. 1. Jedes Zeitalter hat seine ihm eigenthümlichen Vorzüge, Fehler und Gebrechen. Die Jugend frühzeitig gegen die letzten zu verwahren, ist Pflicht der Lehrer! — Originelle Köpfe gewannen seit 20 Jahren verschiedenen Wissenschaften, besonders den philosophischen, ganz neue Ansichten ab, und führten sogar neue Systeme auf. Das viele Gute derselben wurde aber durch Verdrehungen, Missdeutungen und falsche Anwendungen, die man von ihren Lehrsätzen machte, theils sehr vermindert, theils völlig vereitelt. Es folgten nämlich Nachbeter-Schwärme, die sich aber dabey so selbstgefällig geberdeten, als wären sie die Erfinder der verkündigten Lehren. Einige von ihnen dünkten sich mit der Zeit zum blossen Nachbeten zu gut; sie wollten als Schöpfer glänzen; gaben vor, Fehler an den Lehrgebäuden ihrer Lehrer entdeckt zu haben, und nahmen sich sogar heraus, die noch unbegründeten Systeme erst zu begründen. Das Geschäft des Ausbesserns trieben sie gewöhnlich so weit, dass von den Behauptungen ihrer Vorgänger wenig mehr übrig blieb. Daher die vielen neuen speculativen Systeme der neueren Zeit! Die Liebe zur Abwechselung ging so weit, dass einer und derselbe sein spec. Glaubensbekenntniss, worin er *jedesmal* die möglichste Befriedigung aller Vernunftbedürfnisse zu finden verkündigte, in 12 Jahren fünfmal abänderte u. s. w. Auftritte dieser Art waren nicht geeignet, der neueren Art zu philosophiren bey Manchen Credit zu verschaffen. — Manche wollen sich dadurch unsterblich machen, dass sie vermittelst der Speculation andere Wissenschaften ganz umzuschaffen suchen. Dabey wird oft viel Scharfsinn ohne sonderlichen Nutzen verschwendet; oft fällt auch dieses Umformungsgeschäft so erbärmlich aus, dass das Gezwungene u. s. w. Jeden davon zurückschrecken würde, wenn nicht das Neue, und das, was Mode ist, so viel Gewalt über viele Men-

schen hätte. Dazu kommt noch, dass die Urheber solcher Systeme mit einem so entscheidenden Tone, selbst unter eidlichen Betheuerungen, davon sprechen, dass der Unerfahrene mit dahingerissen wird. Man wird kein Beyspiel von einem Zeitalter oder einer Secte finden, wo man sich ganz allein *untrügliches Wissen* anmasste, allen Andersdenkenden aber Unwissenheit und Irrthum Schuld gab u. s. w. Was kann unerfahrenen, aber von sich selbst eingenommenen jungen Leuten bey ihrem Eintritte in die akademische Welt erwünschter seyn, als wenn sie ein gepriesener Lehrer mit der Versicherung empfängt: „Wenn ihr die Lehre, die ich euch verkündige, annehmet: so stehet ihr höher, als alle Wesen, die vor euch gelebt haben; ihr seyd dann die Leute, die den Zeitgeist machen; von denen das Schicksal der Nationen, ja des ganzen menschlichen Geschlechtes abhängt; ihr seyd dann berufen, nicht nur die Welt zu belehren, zu erleuchten, und alle Wissenschaften umzuformen, sondern auch die Völker zu regieren. . . . Und was das Allergrösseste ist, ihr sehet dann in der Natur selbst, vor deren fälschlich vermeinter Allgewalt der grosse Pöbel der Menschen ohne Unterlass zittert, euer eigenes Werk; ihr seyd dann frey, unabhängig in der höchsten Bedeutung des Wortes; euere Selbstthätigkeit ist durch nichts ausser euch Existirendes, durch nichts Gegebenes eingeschränkt; die ganze sogenannte Aussenwelt ist eigentlich in euch und durch euch vorhanden; ihr selbst seyd die Urheber der Gesetze, nach welchen ihre Veränderungen vor sich gehen u. s. w." Je weniger der Jüngling weiss, und je schlechter er auf die Disciplinen, die er auf der Universität treiben soll, vorbereitet ist: desto eher wird er dem unsinnigsten aller Gedanken Eingang bey sich verstatten, „dass einige sublim klingende speculative Sätze hinreichen, eine allgemeine, wohlthätige Revolution im ganzen Gebiete der Wissenschaften zu bewirken; und je weniger er an Geistesanstrengungen gewöhnt ist, und zu Mühe kostenden Kopfarbeiten Lust hat: desto williger wird er das ihm hier verkündigte tröstliche Evangelium annehmen, dass der, welcher die Wissenschaft aller Wissenschaften recht inne habe, Alles, was sonst wissenswürdig sey, leicht aus jener herauswickeln könne, mithin gar Vieles, was man sonst für nöthig achtete, keinesweges zu lernen brauche u. s. w." Der Vf. führt einige betrübte Beyspiele an. Hier kehrt ein Theolog zurück, und bringt nichts weiter mit, als einen ungeordneten Wust von gehaltlosen Spitzfindigkeiten. Glück genug, wenn er nicht die Lehre von dem Ich, das sich selbst als Subject und Object zugleich setzt, und das Evangelium von einer Weltordnung, die sich selbst macht, auf die Kanzel u. s. w. bringt. Lächerlicher ist aber wohl nichts, als ein Schöngeist nach dem neuesten Zuschnitte. Zu einem solchen Wesen wird erfodert: ein Vorrath von erhaben klingenden Paradoxieen, womit gewisse Virtuosen und Tongeber in diesem Fache das geduldige Publicum zum Besten zu haben scheinen; . . . eine Paradoxieensucht, der keine Ungerechtigkeit zu gross ist, die sogar Geburten einer befleckten Phantasie zu unsterblichen Meisterwerken stempelt, und die Stirn hat, einen *Hans Sachs* und *J. Böhm*, als die erhabensten Genies, weit über Dichter wie W. und K. — hinaufzusetzen u. s. w. Traurig, dass mancher sonst gute Kopf durch diesen Taranteltanz für wahre Wissenschaft auf immer verloren geht! u. s. w. Öffentliche Schulen können hier viel thun, um solchen Mode-Übeln zu steuern, und man kann es auch von ihnen fodern. Das kräftigste Verwahrungsmittel ist, „dass die jungen Leute von ihrer Kindheit an *wohl* erzogen und *wohl* unterrichtet; d. h. dass alle ihre Seelenkräfte, von den zarten Jahren an, auf eine ihrem jedesmaligen Alter angemessene Art entwickelt, geübt und in Thätigkeit gesetzt, und sie in allen zur Nährung und Stärkung des jugendlichen Geistes, wie auch zur Bildung und Veredlung des Herzens nützlichen Kenntnissen, nach einer gründlichen und zweckmässigen Methode, unterwiesen werden." Jetzt geht der Vf. näher ins Detail, wo wir ihm nicht weiter folgen können.

No. 2 hängt mit No. 1 genau zusammen. Wir heben daher nur eines und das andere aus. — Man hat Unrecht, sowohl die Liebe zum Alten, als zum Neuen, bloss als Quellen mannichfaltiger Vorurtheile, Verirrungen und Fehler zu betrachten. Wer wird wohl das Verlangen, immer etwas Neues zu lernen, die Liebe zu alten bewährten Freunden, zum Vaterlande u. s. w. tadelnswürdig finden? — Der Hauptgrund der Liebe zum Neuen ist der Trieb des Gemüthes nach einer *gemässigten* Beschäftigung, welcher bey jungen Leuten durch die warme lebhafte und oft ausschweifende Einbildungskraft verstärkt wird. Dazu gesellt sich die gutmüthige Leicht- und Blindglaubigkeit junger Leute; die Gewalt der Sympathie; Unerfahrenheit, und dann besonders die viel vermögende Eitelkeit. Auf

No. 3 waren wir besonders aufmerksam. Wir geben einige Proben. Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, wo der Stolz auf die Aufklärung des Jahrhunderts so weit ging, dass man behauptete: „Die Religion, wenigstens die positive, sey dem menschlichen Geschlechte entbehrlich und unnützlich, wo nicht gar schädlich. Aber das Experiment, welches man seitdem in einem allbekannten Lande mit dieser neuen Weisheit angestellt hat, ist in seinen Resultaten so schrecklich ausgefallen, dass jetzt der Welt vor diesem Schierlingsbecher ekelt, womit die Afterphilosophie des 18 Jahrhunderts das menschliche Geschlecht zu vergiften suchte." Über die Unempfänglichkeit des grossen Haufens, durch blosse Vernunft in den Schranken der Menschlichkeit gehalten zu werden, hat man so ziemlich allgemein entschieden. „Der wahre Triumph der Vernunft ist nicht Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt, oder geist- und herzloser Indifferentismus, sondern ächte Religiosität und feste Anhänglichkeit an der Kirchengesellschaft, zu der man sich bekennt, im Bunde mit unverstellter Achtung aller anderen Religionen, in sofern sie, was die Hauptsache betrifft, alle eben dieselbe Tendenz haben — und mit wahrhaft kosmopolitischem Wohlwollen gegen Alles, was Mensch heisst, ohne Rücksicht auf Abstammung, Volk und Glauben."

Während seines Rectorats schrieb der Vf. noch vier Schulschriften, unter dem Titel:

1) *Wiesbaden*, gedr. b. Frey: *Historische Ausführung des Satzes, dass durch den beständigen Wechsel zwischen Krieg und Frieden Cultur und Aufklärung des menschlichen Geschlechtes von jeher sehr befördert und immer weiter auf Erden sind verbreitet worden.* 1798. 32 S. 4.

2) Ebend.: *Einige Worte über den Schulunterricht überhaupt und über die gegenwärtige Lage und Verfassung des Gymnasiums zu Idstein insbesondere.* 1799. 16 S. 4.

3) Ebend.: *Kurze Übersicht der gegenwärtigen Einrichtung des Gymnasiums zu Idstein.* 1800. 27 S. 4.

4) Ebend.: *De seculo romano et ludis secularibus Romae olim celebratis.* 1801. 19 S. 4.

Diese vier Schriftchen liegen zu weit jenseits der Zeit der Entstehung dieser Zeitung, als dass wir sie hier näher berücksichtigen können.

P. W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.

THEOLOGIE.

Ägypten (Kopenhagen, b. Schubothe): *Jesus der Auferstandene.* Nachtrag zur natürlichen Geschichte des grossen Propheten von Nazareth. 1802. 324 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Anhang zur natürlichen Geschichte des grossen Propheten von Nazareth.

Zwey sehr merkwürdige Puncte in der Geschichte Jesu sind der Tod und die Auferstehung desselben. Diejenigen, welche sichs angelegen seyn lassen, Alles in der Geschichte Jesu natürlich zu erklären, kommen bey der Auflösung derselben am meisten in Verlegenheit. Vorliegende Schrift unterrichtet uns auf der einen Seite, wie weit man in der Erörterung dieser Puncte bis jetzt vorgeschritten, und auf der anderen, was noch zu thun übrig gelassen ist.

Die Frage: „Ist die Auferstehung Jesu als eine historische Thatsache zu behandeln, oder in das weitläuftige Gebiet der Geistererscheinungen u. s. w. zu verweisen?" beantwortet der Vf. auf folgende Art. Eine Sinnentäuschung durch Visionen setzt voraus, dass der Geisterseher etwas Ausserordentliches der Art wirklich erwarte. [Wir fragen: immer?] Ihren justizmörderisch (?) hingerichteten Freund wieder unter den Lebendigen zu erblicken, erwarteten aber Jesu Anhänger — *schlechterdings nicht.* Die Frauen, welche in der Morgendämmerung zum Grabe kommen, erwarten so wenig etwas Ausserordentliches, dass sie vielmehr wegen der Wegwälzung des Steines in Verlegenheit sind; und als sie das Grab leer finden, denken sie nicht an das wirklich Geschehene, sondern an ein Entwandtseyn des Leichnames Jesu. Der Auferstandene erscheint zuerst der Maria Magdalena, aber keinesweges geistermässig, sondern in Gärtner-Kleidung. Der Bericht der Frauen däucht den Jüngern wie Mährchen. Die am Abend desselben Tages nach Emmaus wandernden Jünger haben zwar von dem wunderbaren Ereignisse gehört, sie bauen aber *nichts* darauf. Thomas ist ein hartnäckiger Skeptiker. Von einer für Phantasie-Spiele empfänglichen Gemüthsstimmung kann also hier keinesweges die Rede seyn. Auch die Evangelisten erzählen die Sache auf eine solche Art, wodurch sie dem Gebiete der Phantasie entzogen wird. *Alle* stimmen darin überein, dass Jesus aus dem Grabe erstanden sey. Eine solche unvorbereitete Übereinstimmung Vieler auf eine Erfahrung [ist *das* gerade desswegen eine *Erfahrung*, weil es *Alle* erzählen?] kann unmöglich (?) Täuschung seyn. Jesus lässt sich zu essen geben, isst wirklich, und lässt sich betasten. Wäre er auch nur einmal mehreren Jüngern an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit erschienen: so würde dadurch der Verdacht eines Phantasie-Spieles u. s. w. bedeutend unterstützt werden. Diess ist aber so wenig der Fall, dass man von dem Momente, wo er der Maria erscheint, ihn verfolgen, und die verschiedenen Zusammenkünfte mit seinen Jüngern nach ihren Zwischenräumen chronologisch bestimmen kann. [Freylich *kann* — ob aber auch befriedigend? Bloss vermuthen lässt sich nach den Datis, die wir vor uns haben, eine Chronologie, aber wahrlich nicht begründen. Was will man z. B. einwenden, wenn der Gegner sagt: die Weiber kamen zum Grabe, und sahen hierauf, *in Gegenwart* der Maria Magdalena, den wiederauferstandenen Jesus? Matth. XXVIII, 1. 9. Oder auch: Maria Magdalena und die anderen Weiber, so wie Simon und die zwey nach Emmaus gehenden Jünger sahen Jesus an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit! Vgl. Matth. XXVIII, 9 mit Joh. XX, 11 fg. und Luc. XXIV, 13 fg. und 34.] „Wird nun mit Beherzigung aller dieser Umstände in Erwägung gezogen, dass die Berichte der Evangelisten in keinem bedeutenden Widerspruche stehen, dass vielmehr die Art, wie jeder Einzelne seine nächsten Aussagen benutzt, und den wundersamen Hergang des Ereignisses nach Massgabe jener Aussagen darstellt, durchaus natürlich ist: so wird auch klar, dass eben durch diese verschiedene Ansicht und Darstellungsweise die Berichte aller vier Evangelisten ein verstärktes Zeugniss der Wahrhaftigkeit und historischen Glaubwürdigkeit erhalten." Hier hüllt sich ja der Vf. in eine Art von Hieroglyphen ordentlich ein! Er wird doch seine Leser nicht betäubt mit sich fortreissen, sondern mit offenen Augen in den Tempel der klar enthüllten Mysterien einführen wollen?! Aber freylich, nach Markus, Lukas und Johannes finden die Weiber das Grab bloss offen, nach Matth. aber wird dasselbe vor ihren Augen durch ein Erdbeben geöffnet; nach Joh. kommt Maria Magd. allein zum Grabe, nach den anderen Evangelisten sind noch mehrere Weiber bey ihr; bald

ist nur *ein Jüngling* im Grabe gegenwärtig, bald sind es *zwey Männer*; bald verwandelt sich jener in einen vom Himmel kommenden *Engel*, und mit diesen geht dieselbe Umwandlung vor u. s. w. Hier ist eine eigene Kunstsprache nöthig, um, *bey allen* Künsteleyen und *Unnatürlichkeiten*, gleichwohl den Nachruhm davon zu tragen, man habe die Geschichte des Propheten von Nazareth *sehr natürlich* erklärt, und viele scharf begründete Facta für's Urchristenthum zu Tage gefördert. Dass Jesus wirklich auferstanden seyn müsse, wird, wie der Vf. meint, psychologisch daraus ganz vorzüglich einleuchtend, dass in so kurzer Zeit eine so *durchaus unbegreifliche Veränderung* mit seinen Anhängern vorging; dass in *derselben* Stadt, wo bey seiner Hinrichtung nicht eine *laute* Stimme aus Furcht vor den Priestern zu seiner Vertheidigung erschallte, sich die Zahl seiner *laut* erklärten Verehrer binnen wenigen Wochen auf mehrere tausend Personen belief; dass Pharisäer, seine erbittertsten Feinde, nach seiner von den Aposteln *laut* verkündigten körperlichen Auferstehung — sogar Befreyer und Vertheidiger der Christen werden, weil nämlich eben eine solche Todten-Auferstehung mit *Fleisch* und *Bein* zu ihren Haupt-Lehrsätzen gehörte, und dass dagegen die Sadducäer eben wegen ihrer Secten-Meinung in desto peinlicherer Verlegenheit sind. „Zur grösseren Bestätigung dieser äusserst wichtigen Ansicht der Sache“ bezieht sich der Vf. noch auf „die bestimmtesten Erklärungen des gewesenen Pharisäers Paulus“ 1 Cor. XV. Röm. VIII, 11. Sollte wohl der Gegner gegen diese so *zuversichtlich* vorgetragenen Gründe — vielleicht weil der Vf. die Quelle derselben für ganz rein evangelisch hielt! — gar nichts einzuwenden haben? Wir fürchten: nur gar zu viel! Dass bey dem Benehmen der Anhänger Jesu nach seinem Tode, bey ihrem festen Glauben an ihn, irgend eine Thatsache müsse vorausgesetzt werden, leidet keinen Zweifel; aber welche? ob gerade die einer wirklichen Auferstehung Jesu? — diess ist der Knoten, an den der Vf. nicht dachte, und der daher unaufgelöst blieb. Dass die Pharisäer eine Todten-Auferstehung mit *Fleisch* und *Bein* erwarteten, ist eine Behauptung, wofür eine Nachweisung nöthig gewesen wäre. Dass aber gar diese Pharisäer, etwa aus Liebe zu ihrem Lehrsatze, das Factum der Auferstehung Jesu sollten eingestanden haben, wie der Vf. zu insinuiren scheint — ist eine Vermuthung —, die wir bloss *kühn* nennen wollen. Gestanden sie es nicht ein: was wollten sie denn damit für ihre Meinung gegen die Sadducäer beweisen?! — Die peinliche Verlegenheit dieser, an welcher sich, wie der Vf. weiter sagt, ihre pharisäischen Gegner *belustigten* (!), ist daher ebenfalls nichts weiter, als eine Ausmalung der Scene, die gar nicht Statt findet.

Die zweyte Frage: „Darf jenes Ereigniss (die Auferstehung Jesu) als historisch erwiesene Thatsache betrachtet, natürlich erklärt werden, ohne dem über allen Verdacht (eines) absichtlichen Betruges erhabenen Charakter Jesu zu nahe zu treten?“ wird so beantwortet. Von einem beabsichtigten Scheintode kann (wenn Jesus gegen den Vorwurf betrüglicher Täuschung gesichert werden soll) gar nicht die Rede seyn. Es lässt sich aus der evangelischen Geschichte beweisen, 1) dass Jesus nie seine körperliche Auferstehung aus dem Grabe vorausgesagt habe. Denn a) die Reden Jesu überhaupt, und die hieher gehörigen Aussprüche insbesondere, sind uns nicht wörtlich, sondern abgekürzt überliefert worden, so wie man sie mehrere Jahre nach seiner Auferstehung verstand. b) Jesu Worte wurden oftmals von seinen Jüngern missverstanden, und diese Missverständnisse durch eingeschobene Auslegungen beygefügt. Es lässt sich 2) beweisen, dass ihm selbst seine Auferstehung etwas Unerwartetes war. Nun wollen wir auch die merkwürdigen Beweise für das eben Gesagte hören, Jesus kann keinesweges von einem bevorstehenden körperlichen Auferstehen am dritten Tage geredet haben; nicht einmal von einem Gemordetwerden konnte er bestimmt sprechen, weil das Sanhedrin noch keinen Schritt gethan hatte, ihn justizmörderisch (?) hinzurichten. [Das Synedrium lasse der Vf. nur hier ganz aus dem Spiele! Und so fragen wir: warum sollte der Erlöser jenes nicht gekonnt haben? Lag denn sein Leiden und Sterben nicht im Plane desselben? Alles, was man bisher dagegen vorgebracht hat, sind blosse Machtsprüche. Der Kürze wegen beziehen wir uns auf *Schmidts Biblioth. für Kritik* u. s. w. B. II S. 442 f. über Joh. III, 14 f. Dass man Hos. VI, 2 auf die Auferstehung des Messias am dritten Tage bezog, erhellet unwidersprechlich aus *Bereschith Rabba* zu Genes. XXII, 4. u. s. w.] Warum bediente sich Jesus in den letzten Tischgesprächen mit seinen Schülern ganz anderer Gründe, um ihren Muth zu stärken, als solcher von einem Auferstehen am dritten Tage? [Ob er es nicht that, das kann der Vf. nicht wissen, weil er ja selbst sagt, die Reden Jesu wären uns bloss *abgekürzt* überliefert worden. Aber wie? wenn nun seine Biographen so sehr bereit waren, ihre Auslegungen seinen Reden einzuschieben, wie z. B. aus Matth. XVI, 21 erhellen soll; warum erweiterten sie nicht eben diese letzten Tischgespräche durch solche Zusätze? — Vermuthlich thaten sie es desswegen nicht, weil Jesus gerade damals über diesen Punct unbestimmt und figürlich sprach, und sie *überall* seine Reden so getreu als möglich wiederzugeben suchten. Ihre Anmerkungen legten sie nicht Jesu selbst in den Mund, wie bey Matth. XVI, 21; sondern sie theilten sie in Parenthesen mit, wie bey Joh. XII, 33. Sollten sich indess keine hinlänglichen Gründe uns darbieten, warum Jesus überhaupt diese Begebenheit seines Lebens etwas flüchtig berührte, und besonders in den letzten Tagen vor derselben bloss figürlich davon redete? — Dieser Gesichtspunct ist unseres Wissens bis jetzt noch ganz unberücksichtigt geblieben.] Wenn man die Versicherung: Ich komme zu euch; euer Schmerz wird zur Freude werden u. s. w., von der Auferstehung nehmen will: wie lässt sich der Zusatz Joh. XVI, 23 damit vereinigen? [Wir glauben, sehr gut. Muss denn gerade [illegible] auf Alles bezogen werden? Diess wäre wohl in keinem Falle passend!

Fragen, wie Joh. XVI, 17 vorkommen, fanden nach der Auferstehung nicht mehr Statt. Hiebey muss man stehen bleiben.] Bey dem Tode Jesu glimmte in der Seele seiner Freunde ganz und gar kein Funke der Rückerinnerung einer Prophezeihung von der nach dreyen Tagen zu erfolgenden Auferstehung. [Diess beweist nichts weiter als das, was wir schon oben bemerkten, und dass die Jünger die mehr oder weniger deutlichen Äusserungen Jesu mit ihren messianischen Vorstellungen nicht reimen konnten.] „Die nach Emmaus gehenden Jünger sprechen sogar von dem wichtigen dritten Tage [wir denken, weil es gerade der dritte war!], und doch fällt ihnen Jesu Versprechung nicht ein!!" [Diese zwey Ausrufungszeichen sollen uns wohl daran erinnern, dass der Vf. ein grosses Gewicht auf diesen Grund lege; uns scheint er weit hergeholt zu seyn.] „Ja, was noch mehr, — sie haben schon vom leeren Grabe u. s. w. gehört, — und doch kein Gedanke an Jesu Prophezeihung? —" [Nun ja! was soll das?] „Die Evangelisten sind aufrichtig genug, zu gestehen, dass die Deutung solcher Reden Jesu [also hatte doch Jesus *von seiner Auferstehung am dritten Tage* gesprochen?!] erst nach dem wunderbaren Ereigniss geschehen; — — dass vorher die Schrift [von was?] von ihnen nicht verstanden sey. Was will man mehr [wie?], um gewiss zu seyn, dass solche Aussprüche, wie Matth. XII, 39, 40, erst lange nach der Auferstehung geformt wurden?" [Waren die Aussprüche vorhanden: so bekamen die für die Jünger leeren Töne natürlich erst dann eine gehörige Form, als sie aufhörten, leere Töne zu seyn, und in Geist übergingen. Vgl. Joh. XIV, 26.] Joh. II, 19 konnten die Pharis. nicht auf seine körp. Auferstehung deuten, und deswegen die Wache beym Grabe anordnen, da selbst die Jünger diese Stelle damals noch nicht so auslegten. [Diess gehört im Grunde gar nicht hieher. Die Jünger und Pharis. mochten diesen Ausspruch deuten, wie sie wollten, daran liegt nichts. Genug, Jesus sprach diese Worte aus, und dachte dabey an seine Auferstehung am dritten Tage.] — Schwerlich wird auch auf *diesem* Wege die Wache am Grabe weggeschafft werden können. Oder waren vielleicht Jesu Jünger bessere Interpreten als die Schriftgelehrten?! —] Warum keine Spur in dem Verhöre und in den Spottreden von dieser Aussage? [Matth. XXVI, 61. XXVII, 40. Marc. XIV, 58. XV, 29 kommt sie allerdings vor, aber entstellt, wie schon die Evangelisten bemerken. Begriffen die Gelehrten dieselbe im Sinne Jesu: so hüteten sie sich gewiss, eine richtige Auslegung öffentlich davon zu geben. Die Zeugen sprachen wohl nicht anders, als sie gelehrt worden waren. Wie?, wenn man nun dafür Gründe hatte, dass sie gerade so reden mussten, wie sie redeten? u. s. w.] Der Beweis, dass die Auferstehung dem Erlöser selbst etwas ganz Unerwartetes gewesen sey, wird bloss auf Joh. XX, 17 gestützt, wo Jesu zur Maria sagt: „Berühre mich nicht! Ich bin noch nicht zu meinem Vater aufgestiegen." Allein schon *Bolten* bemerkt hier, dass μή μου ἅπτου heisse *„Lass mich los"*; *„halt mich nicht fest"* u. s. w. Es scheint indessen, dass ἅπτεσθαι in unserer Stelle weder *berühren*, noch *loslassen* bedeute. Denn was ist das z. B., wenn Jesus sagt: Berühre mich nicht; *denn* ich bin noch nicht ausgefahren? Freylich unser Vf. weiss sich zu helfen. Er commentirt unsere Stelle S. 129 auf folgende Weise: „Berühre mich noch nicht! Ach, dieser gemarterte Leib blieb für Schmerz empfänglich! Die Wunden, welche die Ruchlosen mir schlugen, schmerzen noch! — Du siehst deinen Freund mit einem schwachen, hinfälligen Körper bekleidet! Noch ist er nicht aufgestiegen zu seinem Gott, und den Leiden des Erdenlebens entzogen!" Hätte das Jesus sagen wollen: so würde er sich wohl so ausgedrückt haben: „Berühre mich nicht; denn meine Wunden schmerzen mich noch." Aber gewiss nicht: „Berühre mich nicht; denn ich bin noch kein Geist!!" Oder: „Lass mich los; denn u. s. w." Gleichwohl sagt der Vf.: „Wem nach allen diesen, nicht gesuchten, (?) sondern in der Geschichts-Erzählung der Evangelisten klar (?) vor Augen liegenden Gründen, die bisher gültige dogmatische Ansicht der Sache — natürlicher dünkt, als der Gesichtspunct, aus welchem in dieser Schrift das wunderbare Ereigniss dargestellt wird, bescheide sich wenigstens, den Vf. keiner *absichtlichen* Verdrehung der Wahrheit zu bezüchtigen." Davon ist Rec. weit entfernt. Er wollte nur zeigen, dass der Weg, den der Vf., an der Hand Anderer, hier eingeschlagen habe, um die letzten Ereignisse in der Geschichte Jesu zu erklären, bisweilen gesucht, dann verfehlt, und am Ende wohl gar der unrichtige sey, so dass ein neuer eröffnet werden müsse.

Die dritte Frage: „Wird nicht durch eine natürliche Erklärung jenes wunderbaren Ereignisses das Wesentliche der Religion gefährdet u. s. w.?" übergehen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, obgleich noch eines und das andere einer Einschränkung bedürftig wäre.

In der vierten und letzten Frage: „Wie lässt sich der Versuch einer natürlichen Erklärung des Wunderbaren und Geheimnissvollen jener Geschichte am zweckmässigsten einleiten?" kommt der Vf. auf die Enthüllung des grossen Räthsels. „Selbst nach dem Ausspruche kunsterfahrener Ärzte, heisst es hier, ist der Augenblick des Todes Jesu, mithin sein wahres Verscheiden, historisch unbestimmbar!" Die Knochen werden ihm nicht zerschmettert; von zwey ihm ergebenen Freunden wird er *behutsam* vom Kreuze abgenommen, und in Zeuge, die reichlich mit flüssigen Spezereyen bestrichen waren, gehüllt. Zu diesen geruchvollen und stärkenden Spezereyen kam noch die Grabhöhle, welche, im paläftinensischen Klima, im Monat *Nisan* gerade diejenige Temperatur des Luftkreises haben musste, welche zur Auflösung flüchtiger Reizmittel am zweckmässigsten ist. Kurz, die weise Vorsehung wusste bey ihrem Lieblinge die gänzliche Zerstörung des Lebens-Princips zu verhüten, und nachher im Verborgenen (in Gemässheit ewig gültiger Naturgesetze) durch treffliche Reanimations-Mittel den Entschlummerten wieder zu beleben. Er stärkt den wankenden Glauben seiner Anhänger;

wirkt so lange es ihm vergönnt ist, und entschwindet den Blicken seiner Jünger, da das Gefühl körperlicher Schwäche baldige Auflösung der irdischen Hülle ankündigt. Zwischen durch wird vermuthet, dass Joseph von Arimathia und Nikodemus, wenn sie die geringste Ahndung der Wiederherstellung des Gemarterten hegten, noch in derselben Nacht die Grabhöhle besuchten, um gleich zur Unterstützung bey der Hand zu seyn. Doch hätte sie auch bloss zärtliche Liebe zum Grabe führen können; die Römer-Wache habe sie für Geister gehalten, und wäre entflohen, (?) und so seyen sie durch Gottes weise Schickung zur Pflege des Wiedererwachten bereit gewesen. Auch sey es gar nicht unmöglich, dass er durch das Erdbeben, oder durch den auf der Grabhöhle niederfahrenden elektrischen Feuerstrahl aus dem Todesschlummer erweckt worden wäre. Hiemit endigt sich die Einleitung. Diesen Stoff, welchen wir im Obigen kürzlich berücksichtigten, sucht nun der Vf. in der Schrift selbst zu verarbeiten. Er weiss Alles so geschickt anzulegen, dass man ihm nicht selten zugestehen muss, die Geschichte habe sich auf diese Art zutragen *können*. Als Dichtung betrachtet, lässt sich daher diese dramatisirte Erzählung ganz angenehm lesen. Begehrt aber der Vf., wie aus Allem ersichtlich ist, dass wir diese Arbeit für etwas mehr als Poesie ansehen sollen: so thut es uns Leid, dass wir nicht beystimmen können. Einige Provincialismen, wie *beschwichtigt* und *Gehöfte*, und Ausdrücke, wie *Beschwörungsformeln plärren*, hätten vermieden werden sollen.)

P. W.

KOPENHAGEN, auf Kosten des Verfassers: *Spicilegium enchiridii exegetici in N. T. ceu talis deinceps edendi specimina.* Scripsit *Jo. Lund*, ad coetum Taarnbye V. D. M. 1804. V u. 143 S. 8.

Den hermeneutischen Grundsätzen, welche Hr. *L.* in der Vorrede äussert, kann Rec. seinen Beyfall nicht versagen. Er dringt auf eine ächte Interpretation, will durchaus nur darauf gesehen wissen, wie die n. t. Verfasser dachten, wie sie überhaupt sich auszudrücken pflegten, und wie sie namentlich für die Personen, denen ihre Schriften bestimmt waren, sprechen mussten. Für zwey Classen von Lesern will er durch das versprochene Handbuch sorgen, für solche, die einige Übung im Interpretiren zur Anhörung akademischer Vorlesungen mitbringen wollen, und für Prediger, die mit der Exegese sich zu beschäftigen fortfahren. (Fodert aber nicht das Bedürfniss der Ersteren ein Hülfsmittel von anderer Art, als das der Letzteren, die nicht mehr Anfänger seyn sollen, und zum Theil auch wirklich es nicht mehr sind?) Der Vf. will in dem Handbuche nicht mehrere Meinungen der Ausleger aufzählen (von welcher Regel doch bey gewissen besonders wichtigen oder sehr schwierigen Stellen eine Ausnahme gemacht werden müsste). Vorstellungen und Sachen, die im N. T. oft vorkommen, und nur durch Zusammenhaltung mehrerer Stellen gehörig zu erläutern sind, will er in Excursen behandeln. Diese, auf Anrathen seines Lehrers, des Dr. *Moldenhawer* in Kopenhagen, übernommene Arbeit glaubt er in drey mässigen Bänden liefern zu können, da er sich kürzer, als Hr. *Rosenmüller* in den Scholien über das N. T., fassen werde. Als Proben sind hier Erläuterungen von Matth. III. XII, 22—45. XIII, 1—23. Joh. III, 1—21. XII, 20—36. Röm. V. 1 Kor. I—III. Hebr. I. II. 1 Petr. I, 22—II, 10, und drey Excurse, über βασιλεία τῶν οὐρανῶν, τοῦ θεοῦ, wie Jesus den Ausdruck gebrauchte, über δαιμονίζεσθαι und andere damit verwandte Ausdrücke, und über die Parabeln Jesu vorgelegt.

Noch ist, soviel Rec. weiss, von dem Handbuche nichts erschienen. Indess muss man auch, diesen Proben zufolge, wünschen, dass der Vf. mit der Herausgabe noch einige Jahre warten, oder lieber das Werk völlig aufgeben möchte, da eine ächt gründliche und dabey kurzgefasste Erklärung des ganzen N. T. zu geben, ein schweres Unternehmen ist, dem wenige Gelehrte gewachsen seyn werden. Der Vf. zeigt schätzbare Kenntnisse und an manchen Orten eine gute Beurtheilungskraft. Aber nicht überall zeigt sich dieser richtige Blick, so wie man auch die genauere Kenntniss der Sprache mehrmals vermisst. Beyspiele, aus einem einzigen Capitel, dem dritten des Matthäus, genommen, werden schon diess zeigen können. Von mehreren Worten und Redensarten ist hier die Bedeutung zu schwankend, von anderen ist sie unrichtig angegeben; namentlich sind, welches denn freylich eine Sünde vieler Ausleger ist, unstatthafte Emphasen und Erweiterungen der Begriffe angebracht. Das παραγίνεσθαι V. 1 soll, und so auch ἔρχεσθαι an anderen Orten, besonders von dem, der ein Lehramt übernimmt, gebraucht seyn. Ἐξομολογεῖσθαι, das V. 6 vorkömmt, drücke, wie הודה, oft *quorumvis sensuum e cogitatione Dei s. nostrae ad Deum relationis ortorum declarationem* aus. Die V. 7 erwähnten Pharisäer und Sadducäer sollen, wegen der Stelle Luc. III, 7. 21, hier soviel seyn, als Menschen aus allerley Ständen, weil die niedrigeren Stände den Ersteren, die höheren den Letzteren anhingen. Bey dem βαπτίσει ὑμᾶς ἐν πνεύματι ἁγίῳ καὶ πυρὶ V. 11 wird behauptet, das Zeitwort enthalte *notionem abundantiae, tropo ex aquis baptismalibus petito*, πν. ἁγ. bezeichne *potentiam humano modulo majorem*, das Ganze enthalte den Gedanken: *Hunc longe potentissimum esse, vobis constabit, dum poenis gravissimis ab illo adficiemini.* In Joh. III, 11, welche Stelle bey V. 6 berührt wird, soll das Wir auf Jesus und den Täufer gehen. Bey dem εἶδε τὸ πνεῦμα θεοῦ καταβαῖνον ὡσεὶ περιστερὰν ist der Vf. mit sich uneins, oder drückt sich wenigstens unglücklich aus: τὸ καταβαῖνον, meint er S. 10, könne *lumen coruscum per fulgura raptim diffusum* seyn, nachher aber (S. 12) sagt er, in dem τὸ πνεῦμα τοῦ θεοῦ ἐρχόμενον ἐπ' αὐτὸν liege diess, *divinitus confirmatos esse certos sensus, persuasiones, consilia.* Eine unnöthige oder vielmehr unrichtige Vervielfältigung der Bedeutungen trifft man nicht selten an, unter anderen in dem Excurs über βασ. τ. οὐρ. oder τοῦ θεοῦ, welchem Ausdrucke Eine Grundbedeutung und sechs daraus abgeleitete beygelegt werden.

P. W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KIEL, in der akad. Buchhandl.: *Kieler Blätter*, herausgegeben von einer Gesellschaft Kieler Professoren. Erster Band. 1815. VI u. 478 S. Zweyter Band. 1816. 538 S. Dritter Band. 1816. 518 S. 8. (4 Rthlr. 8 gr.)

Für diese Zeitschrift haben sich die Herrn *von Berger*, *Cramer*, *Hegewisch*, *Heinrich*, *Niemann*, *Pfaff*, *Reimer*, *Reinhold*, *Weber*, *Wiedemann*, *Dahlmann*, *Falck*, *Twesten* und *Welcker* vereinigt, und die vier zuletzt genannten die Redaction übernommen. Hr. *Welcker* eröffnet das erste Heft mit einer Abhandlung *über vaterländische Zeitschriften*. Darin sollen die Zwecke der vor uns liegenden und die Grundsätze, denen man folgen will, ausgesprochen werden. Sie enthält aber eine zwar lesenswürdige, nur für diese Einleitung zu ausführliche Entwickelung der, unseres Erachtens, richtigen Grundsätze und Ansichten des Vfs. von Staatszweck, Politik und Volksthümlichkeit. Die *Kieler Blätter* sollen mitwirken zu dem Streben, dass alles Fremde und Schlechte in Religion, Recht, Sprache, Sitte, Kunst und Wissenschaft ausgeschieden, dem Geiste des deutschen Volkes gemäfse Formen aus dem Leben des Volkes selbst hervorgerufen, und das deutsche Leben überall von würdigen und passenden Formen deutscher Verfassung umschlossen und getragen werde; zunächst sollen sie aber dabey Rücksicht nehmen auf denjenigen Theil des deutschen Volkes, welchem die Herausgeber zunächst angehören, — provinciell seyn, ohne jedoch Allgemeines und Besonderes bloss provinciell und spiessbürgerlich aufzufassen. „Die unentbehrlichste Bedingung aller heilsamen schriftstellerischen Wirksamkeit ist zuletzt stets bey den Einzelnen die gute Gesinnung, bey dem Volke die gute Richtung des öffentlichen Geistes. Nicht Mancherley wissen und vielerley Dinge verstehen, sondern klar und lebendig erkennen, dass, ohne das Heilige in Gesinnung und That festzuhalten, kein Heil und keine Wahrheit unter den Menschen möglich sey, das ist nach Platon die wahre Weisheit. Die Vff. dieser Zeitschrift wissen es, dass, wie sie den Entschluss zu derselben nur aus warmer Liebe für des Vaterlandes wahres Wohl gefasst haben, sie auch nur mit dieser Liebe, nur mit deutscher Treue und Gewissenhaftigkeit, ohne Selbstsucht und Menschenfurcht, deren Bestimmung von ihrer Seite erreichen können. Aber sie wissen auch, dass sie auf die, welchen diese Gesinnung, welchen Gefühl der Würde und Bestimmung ihrer selbst und des Vaterlandes fehlt, nicht wirken können. Eben weil das lebendige Wissen aus dem Seyn hervorgeht, und dessen Spiegel, dessen Vorbild und Abbild ist, können diejenigen weder in Vergangenheit noch in Gegenwart und Zukunft das Heilige, Wahre und Gute sehen und verstehen, die es nicht in sich tragen, deren Seyn, bloss auf das Niedere und Sinnliche gerichtet, aus Gemeinheit und Lüge besteht." Von Solchen erwarten die Vff. Kampf: den Kampf aufzunehmen, wird, da die „vornehmen und gemeinen, gelehrten und ungelehrten, boshaften und gleichgültigen Sophisten durch keinen Streit zu belehren sind," nur darum nöthig werden, „damit ihre Irrweisheit nicht auch die Wohlgesinnten bethöre." Der vor uns liegende 1 Band entspricht den Vorsätzen und dem Sinne, welche Hr. *W.* zu erkennen gegeben hat. S. 37 erwähnt er unter anderen der „unglücklichen Verhältnisse," welche seine Landsleute „von der thätigen Theilnahme am gemeinsamen Befreyungskampfe ausschlossen." Man kann es ihm nicht verdenken, dass er die Sache so mild als möglich ausdrückte. — Hr. *Dahlmann* giebt (unter No. II und XII) *ein Wort über Verfassung*, wobey er von den „patriotischen Gedanken über Landstände in den Herzogthümern Schleswig und Holstein (von *L—r*)," und deren „Umarbeitung von *R—l*" ausgeht, welche er freymüthig beurtheilt. „Sollte, sagt er, der Grundsatz geltend werden, dass die Fürstenmacht im Staate die einzige rechtmäfsige sey: so wäre dieses die Schmach unseres Jahrhunderts, und wir wären, verblendet über Vergangenheit und Gegenwart, auf einem fluchwürdigen Rückschritte begriffen." Es war wirklich in Europa schon weit genug gekommen. „Wie lange ist es, dass es Weisheit des Staatsmannes und Gelehrten hiess, auf dem Gegebenen zu haften, an den kümmerlichen Interessen des Tages schnitzelnd, nach den Grundlagen des Staatsgebäudes nie zu fragen, und sollte der Sturz die kommenden Geschlechter unter Trümmern begraben? Dass es Besonnenheit hiess, die geprüftesten Ideen, die heissesten Wünsche für die Welt als ein nebenhergehend Gedankenspiel zu betrachten? Dass es Dienstpflicht hiess, die gebeugten Völker über ihr wahres Heil zu verblenden, und dem Elende selbst zu beweisen, dass es glückselig sey? Wie lange endlich, dass der Schriftsteller an seinen Worten ängstlich herum-

prüfen und am Ende zufrieden seyn musste, wenn ein kleines Körnlein Wahrheit, in den Dunst ekler Schmeicheleyen gehüllt, kalte Aufnahme fand?" Wie es zunächst seyn werde, wagt der Vf. nicht zu sagen. Aber „wer noch an eine Wiedergeburt Europas glaubt, muss jetzt zutreten; aus den Trümmern schallt vernehmlich die eine Stimme: *Nur durch Wahrheit kann geholfen werden.*" Wenn man gleich bey des Vfs. ausführlicher Beantwortung der Fragen, ob Verfassung überhaupt noth und nützlich, und ob die Schleswig-Holsteiner ihrer fähig seyen, und rechtlichen Anspruch auf sie haben, sich mehrmals veranlasst findet, in seinen eigenen Ausruf einzustimmen: „Seltsame Zeit, in welcher dergleichen wie etwas Neues gesagt, und wie ein unerhörter Anspruch vielleicht gedeutet wird!" —: so muss es doch gesagt werden, und es kann nicht ohne Erfolg bleiben, wenn es mit so vieler Kenntniss der Geschichte, mit so richtigem Urtheil und in einer so würdigen und kräftigen Sprache gesagt wird, als hier von Hn. *D.* — Der Beytrag des Hn. *Falck* zu diesem Bande (No. IV) soll *die Grundbedingung eines festen kirchlichen Vereins* angeben. Unsere Kirche hat in ihren Symbolen das bezeichnet, was sie eigenthümlich als Wahrheit und als ihren eigentlichen Grund anerkennt. Das wahre Leben der Kirche muss also von hier ausgehen, und die Wirksamkeit des Geistlichen darin ihre Richtschnur finden. In diesem Geiste sind die Lehrer unserer Kirche auf die symbolischen Bücher vereidet, von Gott und der Kirche verpflichtet, die Gemeinden in den anerkannten Lehren zu befestigen, und zum kirchlichen Leben kräftig anzuregen. Der Geistliche steht nicht an heiliger Stätte, um seine eigene Weisheit zu verkündigen, sondern um die Kirche selbst sichtbar darzustellen, und in ihrem Geiste Allen ans Herz zu legen, was die Kirche und was die göttliche Wahrheit, auf die sie gebaut ist, von Jedem verlangen. Wie dieses mit ächter Geistesfreyheit geleistet werden könne, ist allein dem Gläubigen kein Räthsel. — Diess sind des Vfs. Hauptgedanken. Wenn er unter dem Gläubigen den versteht, dessen Überzeugung mit den symbolischen Büchern übereinstimmt: so springt freylich in die Augen, wie ein solcher den an ihn gethanen Foderungen Genüge leisten kann. Läst er aber für Gläubige auch solche gelten, welche in den symbolischen Büchern Zeitansichten finden, die vor der fortschreitenden Prüfung nicht bestehen können: so will er entweder, dass diese gegen ihre Überzeugung lehren, oder ihm genügt ein Anschliessen ihrer Vorträge an die symbolischen Bestimmungen, um die den verschiedenen Ansichten zum Grunde liegende Wahrheit auszusprechen, und zum Bewusstseyn der Zuhörer zu bringen. Manche Ausdrücke des Vfs. scheinen mehr als diess Letztere zu verlangen. Das Erstere aber erwartet und fodert gewiss keine christliche Gemeinde, die da weiss, was sie will; und alle Nachtheile, welche die Verschiedenheit der Lehrer haben mag, sind unbedeutend gegen den Schaden, der aus der Verbreitung des Glaubens entstehen würde, dass der Prediger nicht lehre, wie er denke, sondern wie es ihm vorgeschrieben sey. Rec. giebt gern zu, dass sich des Vfs. Ansicht besser bestimmen und befriedigender ausführen lasse; wie sie da vor uns liegt, kann sie Keinen befriedigen, der den Geist des Christenthums und des Protestantismus kennt. Wenigstens hätte, wenn die Reformatoren den hier aufgestellten Grundsätzen gefolgt wären, schwerlich je eine Reformation zu Stande kommen können. — Selbst das beynahe rein Äusserliche bey dem Gottesdienste kann, wie Hr. *F.* sich ausdrückt, durch Allgemeinheit des Inneren wunderbar werden, und die nähere Einheit der Kirche mächtig befördern, und es ist keineswegs gleichgültig, ob auch darin Einheit herrsche, oder ob Unbestimmtheit vorwalte. So rechnet er es zu den Vorzügen des älteren Kirchenrituals, dass die Gebetsformulare und Texte so wenige Abänderung hatten, und eben darum desto leichter Gemeingut werden konnten. Vorzüglich erklärt er sich gegen den Mangel an Übereinstimmung in dem Religionsunterrichte der Jugend, und hierin dürften ihm Mehrere Beyfall geben. — In einem Aufsatze von *F. H—sch* (No. V): *die Repräsentation des Bauernstandes*, werden diejenigen, welche auf diese dringen, eines Irrthums beschuldigt. Die ständische Verfassung habe nicht die Absicht, die Stände, als solche, zu repräsentiren; die Abgeordneten sollen nach bestem Wissen und eigener Überzeugung reden und stimmen, nicht als gezwungene Wortführer dieses oder jenes Standes. Sehr richtig. Die aber auf eine Vertretung der Stände durch Personen aus ihrem Mittel dringen, meinen auch nicht, was der Vf. verwirft, und wollen auch, was er will; sie glauben nur, dass dem Ganzen dann am besten geholfen werde, wenn unter den Berathenden Mitglieder aus allen Ständen seyen, weil mit den Interessen und Bedürfnissen jedes Standes der, so zu ihm gehört, am genauesten bekannt seyn könne, und dem, was Nichtkenntniss oder Parteylichkeit zum Nachtheile desselben auf die Bahn bringen möchte, am gewissesten widerstehen wird. Und das ist ja in der That auch des Vfs. Meinung. — Von Ebendemselben ist der Aufsatz (No. XIV): *Landesältste*, der sich an den genannten anschliesst, und in dem Hr. *H.* seine gediegenen Gedanken von Ständeversammlungen weiter ausspricht, und Vorschläge in Beziehung auf Schleswig-Holstein thut. Seine Denkungsart und seine Freymüthigkeit machen ihm Ehre, der an sich gute Vortrag könnte aber hin und wieder gedrängter, und die Ordnung lichtvoller seyn. Als Beylage zu diesem Aufsatze werden (unter No. XV) *fragmentarische Bemerkungen über den Adel in England*, aus No. 84 — 86 unserer Lit. Zeit. von 1815, mitgetheilt. — Die *Rede eines Geistlichen in einer Gesellschaft von Amtsbrüdern*, von Hn. *Twesten*, weist vornehmlich auf den Gedanken hin, dass, wer die Religiosität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse. Wenn es aber zur bestimmten Erklärung käme, möchte doch auch des Vfs. Religion nicht ganz die Religion der Väter seyn. Gegen das, was er christlichen Deismus nennt, ist der Kampf nicht schwer; aber damit sind nicht Alle besiegt, die von den Bestimmungen des XVI Jahrhunderts abweichen. Übrigens ist der Aufsatz sehr lesenswerth, und wir wünschten

wohl, des Vfs. Ansicht des Christenthums vollständig und mit ihren Gründen in der klaren Darstellung zu lesen, die ihn von ähnlich denkenden Schriftstellern sehr vortheilhaft unterscheidet. — Hr. *Heinrich* zeigt (No. XIII) die bey der Mitfeyer des Krönungstages ihres Königs von der Universität Kiel vorgenommenen *Promotionen* an, und theilt (No. VII) *ungedruckte Briefe von Klopstock* mit, deren versprochene Fortsetzung in den übrigen Heften dieses Bandes noch nicht erschienen ist. Wir glauben, dass eine kurze Einleitung, die über Manches Licht gäbe, was die Briefe dunkel lassen, das Lesen derselben noch angenehmer gemacht haben würde. — Hr. *Pfaff* giebt eine *actenmässige Geschichte der Verhandlungen der würtembergischen Landstände, nebst einigen politischen Betrachtungen* (No. VIII und XVIII). Die Absicht dieses Aufsatzes, der auf den ersten Blick Manchem in den Plan dieser Zeitschrift nicht zu gehören scheinen möchte, wird durch folgende Worte ausgesprochen: „Beyspiele nur können diesen heiligen Funken (des Lebens für Staat und Verfassung) bey den Bürgern anfachen und zur leuchtenden und wärmenden Flamme beleben.“ — *Einige Bemerkungen über öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten*, von *Wiedemann* (No. IX), dringen vornehmlich darauf, dass jede solche Anstalt nicht Eigenthum des Herrschers, sondern des ganzen Volkes sey, und jeder urtheilsfähige Mann im Staate ein Interesse habe, seine Stimme in Hinsicht auf höchste Zweckmässigkeit geltend zu machen, ferner dass jede Stiftung zu wohlthätigen Zwecken unverletzlich gehalten werde. „Offenbar, heisst es mit Recht, liegt auch darin ein Hauptgrund der immer seltener werdenden Erscheinung solcher Stiftungen, dass die Regierungen die Unverletzlichkeit derselben nicht geachtet, sondern sie oft gewaltsam an sich gerissen, willkührlich verändert, dem ursprünglichen milderen Geiste der Stifter entgegen, umgemodelt, zu ganz fremden Zwecken benutzt, ja wohl gar ganz aufgehoben haben. Vermächtnisse zu Wohlthätigkeitsanstalten sollten immer Heiligthümer bleiben, die selbst die höchste Gewalt nicht antasten dürfte! Lieber noch sollen die Regierungen verlangen, dass der Vermachende ihnen den Zweck seines zukünftigen Vermächtnisses und den Plan zur Erreichung des wohlthätigen Zweckes vorläufig zur Billigung vorlege — obgleich auch darin schon ein oft widerlicher Zwang liegt — als das einmal bestehende Vermächtniss gegen den erklärten Willen dessen, von dem es herkam, umstossen und anwenden.“ Bey dem sonst guten Vortrage des Vfs. ist ihm doch dieser übelklingende Satz entwischt: „Denen, welche zu träge oder zu unverständig sind, *die Gelegenheit, dem Staate nützlich zu werden zu suchen, zu ergreifen*, schafft sie der Staat selbst mit vormundschaftlicher Gewalt.“ — Hr. *Niemann* hat 2 Aufsätze beygetragen: *Holsten Glaub* (No. XI), in welchem aus *Friccii disp. epistolaris de antiqua celebritate fidei Holsaticae* Auszüge gegeben und mit guten Wünschen begleitet werden; und: *Holsteins Eichen und Buchen* (No. XVII), eine Ermunterung zur sorgsamen Erhaltung, Schonung und Anzucht derselben, nebst Nachrichten von der merkwürdigen Höhe und Stärke verschiedener Waldbäume zur Vergleichung mit angeführten einheimischen Beyspielen. — Hr. *Cramer* giebt bloss einige *Miscellen* (No. XIX), worin unter anderen scherzhaft vorgeschlagen wird, Justinians Verfügung (Nov. XV c. 51): *Omnes magistratus sine pecunia creari decernimus; ut neque impune aliquid detur, neque sine punitione aliquid a subjectis exigatur,* — *im Geiste der Gegenwart* auszulegen und anzuwenden, und also zu übersetzen: Wir befehlen, dass die Beamten ohne Einkommen angestellt werden sollen; Nichts darf ihnen ungeahndet gegeben, Nichts von ihnen straflos gefodert werden. — Ein Gedicht von *La Motte Fouqué: die Fahrt nach Norden* (No. III) — bezieht sich auf seine Reise nach den Hansestädten und Holstein, und schliesst so:

Sind wir nicht Deutsche allzumal geboren?
 Nicht all' aus *Karols* Heldenreich?
 Hat Deutsch nicht unser Mund *dem Fürst*, der Stadt geschworen,
 An treuer Wahrheit gleich?

Lasst uns denn blühn im herrlichen Gebäude,
 Verschieden zwar an Sitt' und Art,
 Doch einig allesammt, des ew'gen Gärtners Freude,
 Der unsers Gartens wahrt.

Gut gedacht und gesagt, die ausgezeichneten Kleinigkeiten ausgenommen, welche wir nicht billigen können, weil sie fehlerhaft und offenbar nur von dem Versmasse erzeugt sind. — Auch *Friederike Brun* hat ein Gedicht, *der Eichenkranz*, beygetragen, das sie „Dythirambe“ nennt (No. XVI). Unter dem Eichenkranz versteht sie den heiligen Völkerbund, zu dem Europa vereint ist, nachdem das wiedergeborene deutsche Volk den Thonkoloss zu Boden warf. Möge nur Eingang bey Allen finden das ermahnende Wort der Dichterin:

O deutsches Volk! sey dir selber treu,
 Und ewig bleibst du geehrt und frey!

Das *Schlusswort* des ersten Bandes ist von Hn. *Pfaff*. Dass die Kieler Blätter sich das höhere Leben und das in ihm wurzelnde wahre Vaterland, wie Hr. *Pf.* sich ausdrückt, zum eigentlichen Grund und Boden ihrer Arbeiten ersehen, und in nicht gemeinem Sinne aufgefasst haben, davon giebt das, was vor uns liegt, ein gewiss sehr erfreuliches Zeugniss.

In des 2 Bandes 1 Hefte finden wir endlich eine Fortsetzung der von Hn. Prof. *Heinrich* mitgetheilten *Briefe Klopstocks*, aber weder in diesem noch im dritten Bande eine zweyte. Das ebenfalls von Hn. *H.* mitgetheilte *Actenstück aus einer deutschen Gesellschaft* ist eine freye Äusserung aus einer der *Kästnerschen* Vorlesungen. — *Niebuhrs Leben* von seinem Sohne, dessen besonderer Abdruck von uns (*Ergänz. Blätter* 1817. No. 35) angezeigt ist, hat einen Aufsatz von Hn. *Tychsen* in Göttingen veranlasst: *Michaelis und Niebuhr* (3 B. 3 H.). Rec. freut sich, sein Urtheil über *M.* hier von einem befugten Richter bestätigt zu sehen. „Mir ist, so schliesst Hr. *T.*, *Michaelis*, dem ich, durch einzelne Gerüchte eingenommen, mit Misstrauen mich näherte, durch einen fast siebenjährigen vertrauten Umgang immer werther, und auch von seiner morali-

schen Seite sehr ehrwürdig geworden; und ich bin gewiss, dass Alle, die ihn genauer kannten, diese Empfindung mit mir theilen." — Hr. Etatsrath *v. Berger* hat eine Abhandlung *über Volkeigenthümlichkeit und den Gegensatz zwischen den mehreren Völkern* (2 B. 1 H.) mitgetheilt. Nach der schönen Ausführung des Vfs. ist „Volk eine mit dem Ganzen der Menschheit in lebendiger Wechselwirkung stehende besondere geistige Gesammtheit, — ausgezeichnet durch eigenthümliche Sprache, als Ausdruck eines ursprünglichen, durch den Geist ewig gemässigten Naturgegensatzes, — als geistige Gesammtheit zur innigen Verbindung mit allen anderen Völkern hinstrebend, und durch dieses Streben zur höheren Einheit allein unsterblich und werth, in der Geschichte des menschlichen Geistes als ein ewiges Gestirn zu glänzen. So die Begriffe der Eigenthümlichkeit eines Volkes und seines dadurch bestimmten Wesens und Treibens fassend, finden wir sie mit unseren allgemeinen und höchsten Ideen in Zusammenhang und Einklang. Die Einigung der Völker ist kein unerreichbares Ideal, vielmehr fängt in diesem Puncte der Entwickelung des Ganzen das allgemeine und freye gesellige Leben der Menschen auf der Erde erst an. Denn die wahre Eigenthümlichkeit ist die des Geistes, welcher sein Bewusstseyn hat, selbst. Es giebt kein bloss allgemeines Bewusstseyn. Nur im Bewusstseyn des Geistes selbst lebt das Volk, als sein höherer, aus jedem Geist ihm wiederscheinender Gedanke," und „durch sein Volk soll der einzelne Mensch mit Allen leben. So beginnt das höhere und freyere Leben aller Bewohner" der Erde, „welches wir als das beginnende Leben der Seelen in dem Zaubergarten der vergeistigten Natur begrüssen können. Zu diesem höheren Naturleben aber kann der Einzelne nur dadurch gelangen, dass die Völker sich innig vereinen, als die gleichen und friedlichen Mächte der Erde. Nur dadurch werden alle Blüthen der Natur dem Einzelnen zugänglich." Am Schlusse hebt der Vf. aus *Arndts Wächter* einige den hier mitgetheilten entgegengesetzte Behauptungen aus, und begleitet sie mit Bemerkungen, denen der unparteyische und tiefer dringende Denker seinen Beyfall nicht versagen kann. — *Ein Schreiben an einen Freund über die Folgen, die aus der Vereinigung verschiedener Völker unter Einer Regierung für die Sprachen dieser Völker entstehen können*, von dem verstorbenen *Hegewisch*, das im J. 1809 einzeln und ohne Nennung des Vfs. erschien, veranlasst durch *Guldberg's* Foderungen, die Ausbreitung der dänischen Sprache betreffend, — verdiente in diesen Blättern aufbehalten zu werden. Hr. Prof. *Falck* hat eine Einleitung, Anmerkungen und einen Nachtrag hinzugesetzt, und in diesem die Reihe der merkwürdigen Sprachveränderungen in den Herzogthümern nachgewiesen. Zugleich wird den Zudringlichkeiten etlicher dänischer Schriftsteller begegnet. — Einige wahre und kräftige Worte, die Hr. *Fr. Weber* (2 B. 2 H.) über das Verfahren der Badenschen Regierung gegen *Martin* sagt, geben Hn. *Falck* Gelegenheit, *das Recht der Petition* nicht nur im Allgemeinen, sondern auch aus bestimmten Gesetzen für die dänischen Lande zu erweisen, mit dem Zusatze, es wolle verlauten; dass in den Herzogthümern Beamte sich herausnehmen, Vorstellungen der Communen an den König zu untersagen. — *Noch ein Wort über Petitionen* von ebendemselben Vf. ward durch *Cochs* Gegenbemerkungen zu den Bemerkungen des Hn. Advocat *Huss* über Petitionen (Altona, 1816) veranlasst. Noch giebt Hr. *F.* (ebendas.) einen *kurzen Inbegriff der Schleswig-Holsteinischen Landesprivilegien*, lässt (3 B. 2 H.) *Actenstücke zur Geschichte der Landesmatricul* abdrucken, liefert (ebendaselbst) einen *Nachtrag zu den bisherigen Untersuchungen über die Anwendung des dänischen Königsgesetzes auf das Herzogthum Schleswig*, entwickelt (3 B. 3 H.) *die unvermeidlichen Nachtheile der Wahlcollegien und der mittelbaren Wahlen der Volksvertreter*, und giebt die Art an, wie die unmittelbaren Wahlen, welche allein einem guten Verfassungssysteme entsprechen, vorzunehmen sind, nämlich in kleineren Abtheilungen jedes Wahldistricts, jedoch so, dass nur die Abstimmung partiell ist, das Resultat aber aus allen Abtheilungen so gebildet wird, als wäre die Wahl in Einer Versammlung vorgenommen. — Ein Schreiben des Grafen *A. von Moltke an den Freyherrn von T***** (2 B. 1 H.) berichtiget die Meinung Einiger, die in den grossen Begebenheiten der neuesten Zeit nur den Zorn Gottes erblicken, versichert, auch in Holstein seyen die Besseren der Überzeugung, dass mit dem Wiederhinzutreten zu Deutschland „die Dumpfheit, die Erschlaffung, die Regungslosigkeit, die Bezogenheit nur auf den Erwerb, auch bis zu dem untersten Volke weichen" werde, giebt die Ursachen an, warum noch keine Ständeversammlung Statt habe, zeigt, dass das Recht dazu nicht verloren sey, und bemerkt, dass, wenn man zwey Kammern für das Zweckmässigste halte, der Adel nur auf die Erstgeburt übertragen und durchgängig Majorate gestiftet werden sollten. — Hn. *C. T. Welckers Miscellen über Verfassung* (2 B. 1 H.) setzen denen, welche neuerlich wieder die Begründung der Regentengewalt auf Vertrag theils für Unsinn, theils sogar für Hochverrath erklärt haben, Friedrichs II Äusserungen entgegen, und züchtigen, mit treffender Benutzung früherer Schriftsteller, die, welche, um die Fürsten zum Widerstreben gegen freye, gesicherte Verfassungen zu verleiten, hohle Gemeinplätze vorbringen, die Geschichte verfälschen, die Machthaber über die wahre öffentliche Meinung täuschen, edle Vertheidiger der Freyheit anschwärzen, und die Völker verdächtig machen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kiel, in der akad. Buchhandl.: *Kieler Blätter*, herausgegeben von einer Gesellschaft Kieler Professoren. I — III Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hr. *Fr. Gottl. Welcker* in Giessen spricht (2 B. 3 H.) nicht ohne Besorgnisse *über die Zukunft Deutschlands.* „Europa wird so lange in unausgesetzten und schmerzlichen Schwingungen bleiben, bis wieder eine Idee in die Masse so durchgedrungen seyn wird, dass sie eine, so viel es in der Welt möglich ist, gesicherte Herrschaft ausüben kann. Auf Deutschland, wo die früheren Systeme den Mittelpunct ihrer Stärke gefunden, wird darin das Meiste ankommen. Wird da der Verfall Griechenlands und des neueren Italiens sich wiederholen, mit der Unterdrückung, dem Staub und der Anarchie ein allgemeines Ermatten und Ersterben, der Unsegen des Himmels sich ankündigen: so wächst der Macht im Norden und im Süden mit der Beutelust zugleich der barbarische Wahn von der Völker Bestimmung. Es geht ein Morgen über Europa auf feurig zugleich und trübe; noch sieht Niemand recht, wie der Tag werden wird. Dringt bey uns der Geist der Freyheit und des altväterlichen Rechts durch, und wird eine wahre Verfassung, nicht auf Papieren, sondern auf der Kraft der Nation selbst, auf einer wahren Einigung und allgemeinen Selbstbestimmung und Selbstverständigung gegründet: so muss die Wirkung davon spät oder früh Europa ergreifen, und Deutschland wird durch sie im europäischen System wieder werden, wozu es die Natur seiner Bewohner und seines Landes bestimmt zu haben scheint." — Ein aus *Jouy's Observations sur les moeurs et usages français au commencement du XIX siècle* übersetzter Aufsatz: *die Constitutionen* (2 B. 3 H.), verdiente mitgetheilt zu werden, als Zeichen der Ausbreitung und der Art der politischen Aufklärung des jetzigen Frankreichs. Die allgemeinen Grundsätze einer guten politischen Ordnung, die vor der Revolution nur von wenigen unterrichteten Männern erkannt wurden, sind nun das Eigenthum aller gebildeten Franzosen geworden, die auch wohl, mit dem Vf., den Wunsch hegen, die des Lobes und Dankes würdige königliche Charte möge in einer anderen Form bekannt gemacht seyn, als in der, welche sie als Ausfluss der königlichen Gnade darstellt. An diese der Übersetzung beygefügte Bemerkung schliessen sich einige verwandte Betrachtuntungen und Erinnerungen gegen die bekannte Wangenheimische Schrift an. — Hr. Prof. *Niemann* beantwortet die Frage: *Ist die Beybehaltung der Pässe in französischer Form und der Gensdarmerie in deutschen Ländern wünschenswerth?* (2 B. 2 und 3 H.) verneinend. Jene gewähren, beweist er, eine unzuverlässige Nachweisung ihrer Inhaber, schläfern die Wachsamkeit der Beamten ein, sind den Räubern Schutzmittel gegen die Gefahr des ersten Angriffs, und als Mittel der geheimen Polizey dem mannichfaltigsten und schmählichsten Missbrauche ausgesetzt; besonders in Deutschland ist die französische Passform, als ein fremdes, deutschem Charakter widersprechendes Institut, ein schwer drückendes Übel, und als Schutzmittel für Person und Eigenthum unwirksam, ja zweckwidrig befunden, ist unverträglich mit dem freyeren, besseren gesellschaftlichen Zustande, dem deutsche Völker entgegensehen. Die Gensdarmerie aber ist eine in Rücksicht ihres Nutzens wenigstens zweydeutige Anstalt, lästig durch ihre Kosten, und durch Erinnerung an Drangsale, die noch nicht verschmerzt wurden, noch drückender als durch ihre Einrichtung. Für ruhige Zeiten, für gemeinnützige Zwecke, für die Erhaltung innerer Sicherheit bedarf es ihrer nicht, wie die früheren Beyspiele der Schweiz und Hollands und noch das heutige England beweisen; die wahrhafte bürgerliche Macht für ausserordentliche Fälle kann die junge Mannschaft jedes Districts bilden. Der Vf. zeichnet die ganze Einrichtung, wie sie seyn *sollte* und *könnte*, vor, und deutet an, was von Seiten der Regierungen und der Gebildeten zu thun wäre, um jene wünschenswerthe Einrichtung herbeyzuführen und zu fördern. Auch durch die Nachrichten von den älteren und neueren Einrichtungen mehrerer Völker ist diese Abhandlung schätzbar. In einer Anmerkung S. 494 f. wird *Cramers* und *Heinrichs* Urtheil über das Unbefriedigende der bisherigen Untersuchungen über die Latrunculatoren der Römer angeführt, und des Letzteren Muthmassung, *latrunculator* sey ein Glücksspieler, dem als solchem die Ehre eines öffentlichen Amtes versagt war. — Das *vaterländische Mancherley* des Hn. *Niemann* (3 B. 1 H.) enthält Wünsche, die Weg-

weiser betreffend, und Fragen über die körperliche Stärke in Schleswig und Holstein. — Noch ist von diesem Vf. ein Aufsatz: *Unsere Pressfreyheit* (3. B. 3 H.). Gegen *Krug*, dessen Entwurf zu einer Gesetzgebung über die Pressfreyheit, ein Erziehungsplan zur Würdigkeit für das deutsche Volk, zum Muthe für seine Fürsten, aus der Meinung hervorging, dass die Zeit uneingeschränkter Pressfreyheit weder für das Volk, noch für seine Sprecher, noch für seine Fürsten schon gekommen sey, behauptet Hr. *N.*, solcher Schule bedürfe es nicht mehr. Es ist „überhaupt sehr misslich, die Zeit bestimmen zu wollen, wann ein Volk in den Genuss seiner natürlichen Rechte eintreten dürfe, am misslichsten, wann es zur Pressfreyheit reif sey. In Deutschland wäre jeder Grund der Versagung Vorwand; das deutsche Volk hat seine Probe bestanden; des edelsten seiner Rechte Beschränkung, auf Misstrauen gegründet, würde Verletzung seyn der dankpflichtigen Verheissung, womit seine Fürsten und Feldherren es ermuthigten zur Ausdauer im entscheidenden Kampfe. Von der „Gefahr des Missbrauches der Presse“ giebt es auch keine einzige beweisende Thatsache. „Von den Gefahren des Nichtgebrauchs, die am Tage liegen, von der Fortdauer des Drucks, von der Erneuerung des Unrechts, von der Rückkehr der Schmach, von den endlich zu besorgenden Wirkungen getäuschter Hoffnungen, vereitelter Erwartungen, unerfüllter Zusagen oder arglistiger Zögerung, und von der unerlässlichen Nothwendigkeit, in der Pressfreyheit das einzige Dämpfungs- und Beruhigungs-, Linderungs- und Heil-Mittel zu ergreifen, sollte die Rede seyn.“ An solche, sehr starke Urtheile über den *Krugschen* Entwurf und die Vertheidigung des Rechts auf Censurfreyheit schliesst sich eine Geschichte der Pressfreyheit in Schleswig und Holstein und ihrer Wirkungen an. — Hr. *S. J. G. Behrens* preist (2 B. 2 H.) die Brittische Verfassung und Verwaltung und das Werk des Freyherrn *von Vincke* über diese an, und giebt Proben aus einem eigenen Werke über Staatsverwaltung (3 B. 2 H.). In jenem Aufsatze vergleicht er beyläufig den Nutzen der Arbeiten solcher Männer, die selbst tief und praktisch in das Leben eingriffen, und das, was bloss theoretische Politiker leisteten, mit dem Nutzen, den das Studium der Geschichte und der Romane haben. Diese, sagt er, haben noch nie einen tüchtigen Mann gebildet; man macht darin Reisen in den Mond, und vergisst darüber der Erde. Man sollte aber doch bey solchen Gegensätzen nicht vergessen, dass, um die Geschichte zu verstehen und zu benutzen, Etwas vorausgesetzt wird, das sie nicht giebt. Schon Aristoteles bemerkte das richtig in der Poëtik, wo er die Poësie philosophischer und lehrreicher nennt, als die Geschichte. — Eine Stelle aus Cicero führt Hr. *B.* so an: *in republica omnia complectuntur*; aber man würde irren, wenn man meinte, ein übersehenes Beyspiel für den seltenen passiven Gebrauch des *complecti* zu haben; Hr. *B.* hatte Off. I, 17 im Sinne: *omnes caritates patria una complexa est.* — Hr. *Pfaff* giebt *einige* achtungswürdige *Betrachtungen über den Entwickelungsgang der alten Würtembergischen Landesverfassung* (2 B. 3 H.). Von einem Ungenannten wird *die Theilnahme der gelehrten Stände an Ständeversammlung und Volksrepräsentation* (3 B. 2 H.) aus dem richtigen Grunde gefodert, weil nicht Areal und Vermögen, sondern das *Volk*, mithin alle verschiedenen Elemente, die dasselbe ausmachen, sollen repräsentirt werden. — *Über die Bestimmung des Adels und seinen Standpunct im Staat und in der Gesellschaft* trägt der Graf *von Baudissin* (3 B. 3 H.) seine Ideen vor, die, was die Hauptsache betrifft, wenigstens so, wie sie hier ausgesprochen sind, schwerlich eine strenge Prüfung aushalten. Warum ist ein *Mittelglied* zwischen dem Fürsten und dem Volke *nothwendig?* Und wie kann ein Theil des Volkes dieses Mittelglied seyn? Dass das Alte, Rechte, Gesetzliche gegen das Streben nach dem Neuen beschirmet und behauptet werde, ist allerdings nöthig, aber dass es *dazu* eines Adels bedürfe, dass dieser geborener und natürlicher Beschirmer des zu Beschirmenden sey, leuchtet wohl nicht von selbst ein. Und wenn der Vf. manche Tugend und Vorzüge an dem ächtgesinnten Adel häufiger zu bemerken glaubt, als an anderen Ständen: so hat er durch das Beywort sich freylich gegen eine Menge von Fällen bewaffnet, die man ihm entgegenhalten könnte; aber er hat doch nicht bewiesen, und kann nicht beweisen, dass jene Vorzüge aus dem Eigenthümlichen des Adels, als besonderen Standes, hervorgehen. Übrigens wird man gegen den Adel, in sofern er einmal besteht, immer weniger einzuwenden haben, je mehr seine Mitglieder die edle Gesinnung beweisen, welche der Vf. fodert. — Die *Blicke in das Ständewesen* (Kiel, 1817) werden (3 B. 3 H.) in manchen wichtigen Puncten berichtiget, den *Gegnern von Landständen* eine Stelle gegen *Dabelow* aus der Leipz. Lit. Zeit. zur Beherzigung empfohlen, und eine in Norddeutschen Zeitungen nicht aufgenommene *Antwort des Fürsten von Hardenberg an die Mersburger Stände* mitgetheilt. — Da die Englische Staatsverfassung das Studium und die Beachtung Aller verdient, die in unserer Zeit auf die Bildung besserer Verfassungen Einfluss haben, die sicherste Art aber, jene kennen zu lernen, die ist, den Aussprüchen der würdigsten Glieder des Parlaments zu horchen: so sind die von *F. H—sch* (3 B. 2 und 3 H.) in Übersetzungen mitgetheilten *Stellen aus älteren Englischen Parlamentsreden* ihrer Stelle sehr würdig. Hr. *H.* begleitet seine Auszüge mit einer kräftigen Zurückweisung derer, die unter anderen behaupten, Englands Verfassung sey bloss für die Insel, und könne nur auf ihr bestehen. „Es ist so falsch, als herabwürdigend, zu behaupten, dass das Materielle den *meisten* Einfluss habe auf die Handlungen des einzelnen Menschen oder der grösseren Gesellschaften. Das ist die Hauptlehre der Geschichte, dass das Moralische mehr wirkt, als das Physische.“ Dass die Anmerkung (S 366) die Mecklenbürgische Leibeigenschaft als Beweis eines auf deutschem Boden, trotz aller Gründe des Rechts, der Menschlichkeit, der Klugheit fortdauernden Unrechts anführen konnte, ist traurig. — Der

Brief eines reisenden Engländers (2 B. 3 H.) scheint uns das Werk eines Deutschen zu seyn, der in dieser Verkleidung seinen Landsleuten manche Fehler ihres literarischen und politischen Lebens und Treibens bemerklicher machen zu können glaubte. Und dazu kann der geistvolle Aufsatz in der That dienen, wenn auch nur, in sofern er veranlasst, das Bestrittene im rechten Sinne zu behaupten, und das Getadelte von dem zu befreyen, woran der Tadel eigentlich nur haftet. — Der Aufsatz: *Brittische Studirart auf der Universität Oxford*, wie es scheint, von der Universität selbst bekannt gemacht, und (2 B. 2 H.) aus dem Londoner *Classical Journal* übersetzt, giebt sich, nach Hn. *Heinrichs* Urtheil, als praktische Erläuterung der Idee einer Nationalerziehung, und kann zur Beantwortung der Frage: Was wird geschehen müssen *unter uns?* allerdings Ideen an die Hand geben. Dass es wünschenswerth sey, unsere Universitäten nach den Brittischen umzuwandeln, wird sich schwerlich behaupten lassen; dass unsere besseren Gymnasien ungefähr das leisten, was von den Brittischen *Colleges* gerühmt wird, kann man auch nicht leugnen; aber der Grundsatz, die Jugend sey nicht sowohl mit neuen Ideen zu unterhalten, als mit dem Anerkannten (dem, was bis dahin in jedem Fache geleistet ist) gründlich bekannt zu machen, verdient genauer beachtet zu werden. Die Grenzen, innerhalb welcher die Gelehrtenschulen sich halten und was sie leisten sollten, hat Hr. *Twesten* in seinen *Bemerkungen über die Unterrichtsgegenstände in den Gelehrtenschulen unserer Herzogthümer* (3 B. 2 H.) sehr richtig angegeben. — *Hakon der Gute, König von Norwegen, aus dem Isländischen des Snorri Sturluson*, von Hn. Prof. *Dahlmann*, beweist, dass der Übersetzer der Mann ist, einen Geschichtschreiber bey uns einzuführen, welcher wohl würdig ist, der Herodot des Nordens zu heissen. Er ward bisher von denen unter uns, die ihn kannten, wie Hr. *D.* bemerkt, entweder bloss von der dichterischen Seite, als Überlieferer wunderbarer Sagenschätze, gepriesen, oder gar, weil Mancher aus diesem Verdienste wenig macht, geradehin geringschätzig, als ein unglaubwürdiger Erzähler, abgefertigt, nach einer Ansicht, welche, folgerecht durchgeführt, auch dem Vater der griechischen Geschichte den Stab brechen müsste. Wie er zu würdigen sey, zeigt Hr. *D.* in der Einleitung und der Nachschrift, wo er auch von der Wahrhaftigkeit redet, die vor Alters von Dichtern in Behandlung der dem Volke angelegenen Gegenstände bis zu einem gewissen Grade unbedingt gefodert ward. — *Das Angelsächsische Gedicht Beowulf* (von *Thorkelin* unter dem Titel: *De Danorum rebus gestis* herausgegeben), stellt Hr. Prediger *Outzen* zu Brecklum, der aber die Recension unserer A. Lit. Zeit. (Erg. Bl. 1816. No. 45 und 46) noch nicht berücksichtigen konnte, (3 B. 2 H.) *als die schätzbarste Urkunde des höchsten Alterthums von Schleswig* dar, und äussert unter anderen die Vermuthung, einer von den 30 Jünglingen, die der heil. Willebrod (Wilbrord) aus dem Lande mitgenommen und unterrichtet habe, sey der Verfasser. — Hr. Landinspector *Gudme* liefert (ebendas.) eine *tabellarische Übersicht des Areals und der Bevölkerung der Herzogthümer Schleswig und Holstein*, wonach sich die Bevölkerung des ein Vierzehntheil kleineren Holsteins zu der von Schleswig wie 1178 zu 1000 verhält. — *La Motte Fouqué* giebt (3 B. 1 H.) einen kleinen Aufsatz *über die Memoiren der Frau von Larochejaquelin*, in welchem er die Frage, ob es auch wohl je überhaupt rechte Altfranken gegeben habe, nämlich solche, die in den ursprünglich edeln Verhältnissen Germanischer Kraft und Liebe jene ehemals Galischen Lande bewohnten, auf die erfreulichste Weise beantwortet findet. Von den trefflichen Gedanken, zu welchen das Buch Veranlassung giebt, mag hier nur dieser stehen, der durch die Wirkungen der Erscheinung eines Betrügers unter dem Namen eines Bischofs von Agra erläutert wird: „Die Wahrheit ist allemal sieghaft und die Lüge allemal erliegend. Dazu aber gehört, dass die Wahrheit ganz rein Wahrheit bleibe. Gelingt es der Lüge, auch nur ein Fünklein ihres mächtigen Giftes in die Sonnenklarheit ihrer Feindin einzuschwärzen: so ist es mit diesem zuverlässigen Siegen vorbey." — Des Hn. *Perthes Etwas zur Geschichte der deutschen Literatur* (2 B. 2 H.), eigentlich eine Vorrede zu einer nicht zu Stande gekommenen Übersicht der verdienstlichen Werke, die in Deutschland während dessen Unterdrückung 1805 bis 1813 erschienen, erinnert an die Herrschaft der Französischen Sprache und Literatur in Deutschland, und wie allein durch Dichter, Philosophen und Gelehrte wahre Religion, Sitte und Vaterlandsliebe noch gerettet wurde. Die angeführten Männer sind ziemlich bunt durch einander geworfen, auch leiden einzelne Urtheile wohl eine Berichtigung. So scheint es uns ungerecht, *Gotter* und *Schatz* manierirt französisch arbeitende Dichter und Kunstrichter, und den Mann undeutsch an Art, Sitte und Kunst zu nennen, dessen originelle Erzeugnisse, was sich auch gegen einzelne Theile sagen lassen mag, nicht bloss durch die vollkommene Darstellung, sondern auch durch die innige Verbindung sittlicher Ideen mit dem Schönen anziehen. — Wie in der Zeit der ägyptischen Dienstbarkeit, 1805 — 13, deren Literatur die Ehre deutscher Gelehrten und auch Buchhändler ausspricht, es möglich war, noch *so* viel Deutschfreyes zu Tage zu fördern, als wirklich ans Licht kam, das wird aus den Thatsachen, die Hr. *P.* in dem letzten Theile seines Aufsatzes mittheilt und mit richtigem Urtheile begleitet, begreiflicher.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Kopenhagen*, gedr. b. Breum: *Aphorismen über die Veränderung im Geldwesen der königl. dänischen Staaten.* Von *Moritz von Schuckmann.* 1813. 30 S. 8. (3 gr.)

Mehr Tadel, als Beyfall, hörte der Vf. über die bekannte Verordnung vom 5 Jan. 1813, wodurch statt der bisherigen Bank in Kopenhagen eine Reichsbank befohlen, und somit für alle dänischen Staaten einerley Geld — obwohl wieder nur Papiergeld — eingeführt wurde. Auch ist es bey dieser Verordnung nicht in aller Absicht geblieben, und jener Tadel scheint also Grund gehabt, und bey der liberalen Regierung Dänemarks Gehör gefunden zu haben. Die Einführung eines gleichen Münzfusses für sämmtliche Theile der dänischen Monarchie wird von dem Vf. gebilligt, die zu grosse Summe des Numerärs (46 Millionen Rthlr. für sämmtliche Staaten) gemissbilligt und die Besorgniss geäussert (S. 15), dass die edlen Metalle eben so aus den Herzogthümern verscheucht werden möchten, wie solches die Wirkung der Einführung des Papiergeldes in den Königreichen war. Da die *Reichsbank* nicht nur eine Zettelbank, sondern zugleich eine Giro-Bank seyn, und überdiess einen Fonds von 4 Mill. zum Ausleihen auf Pfänder, Immobilien und zum Discontiren der Wechsel werden soll: so hält Hr. *v. Sch.* das Institut für zusammengesetzter, als zuträglich ist; und unleugbar thut jede Maschine, je *einfacher* sie ist, desto kräftigere Dienste. — So gross auch die, der Reichsbank beygelegte Einnahme ist: so nothwendig findet es doch der Vf. zur Erhaltung und Hebung des Credits der Bank, dass eine gewisse bedeutende Quantität der in die Bank jährlich zusammenfliessenden Zettel jährlich und öffentlich vernichtet werden, und dass hierüber in der Verordnung bestimmte Versicherung gegeben worden seyn möchte. Möge das Papiergeld nach Zeiten und Umständen ein *nothwendiges* Übel seyn: ein *Übel* bleibt es zuletzt allemal, wie alle Erfahrungen älterer und neuerer Zeiten bewiesen hat. Zuletzt unterwirft der Vf. noch S. 25 seiner Prüfung die Sicherheit der Bank, oder den Credit und das Zutrauen, welches sie im Publicum zu erwarten hat, und bemerkt, dass ein kleiner Staat, wie z. B. *Mecklenburg-Schwerin*, dem er in den Schreckensjahren 1811 — 1813 die Einführung eines temporären Papiergeldes, womit es bis dahin gänzlich verschont war, in einer besonderen Schrift selbst angerathen hatte, in diesem Betrachte mit einer grossen (oder mittleren) Monarchie, wo das Papiergeld längst Statt fand, in gar keine Vergleichung komme. Er erinnert an die alte Wahrheit, dass der Credit eines jeden Papiergeldes bey weitem nicht so sehr von Vermehrung oder Verminderung der im Umlauf befindlichen Summe, als von der Meinung und dem guten Glauben des Publicums abhänge. — Der Vf. redet freymüthig, aber bescheiden. Er ist mit dem Geldwesen in Dänemark, wie in seinem Vaterlande Mecklenburg-Schwerin, nicht unbekannt. Seine Absicht, so weit sie aus der kleinen Schrift hervorgeht, ist lauter und gut. Seine Aphorismen verdienen von den Behörden nicht übersehen zu werden.

D. Pr.

Vermischte Schriften. *Frankfurt a. M.*, b. Hermann: *Vom Weltuntergange mit Beziehung auf die verkündete Wasserabnahme auf der Erde.* Eine kosmologisch-geologische Hypothese. Im Museum zu Frankfurt am Main den 31 Jan. 1817 vorgetragen von D. *Wilhelm Heinrich Seel.* 1817. VI u. 42 S. 8. in farbigem Umschlage. (4 gr.)

Die jüngsten Gerüchte von einem nahen Weltuntergange und das Gerede der Zeitungen von einer Wasserabnahme auf der Erde, als Vorbotin desselben, veranlassten den Vf. zu diesem Vortrage.

Dass die Wasserabnahme auf der Erde ohne Grund behauptet werde, hat er wohl bewiesen. Wenn er aber als kosmologisches Postulat annimmt, dass jedem Weltkörper verbleiben müsse, was ihm bey der Schöpfung gegeben ward, Nichts sich von ihm entfernen, Nichts dazu kommen könne: so sehen wir nicht, was ihn dazu berechtige. Es ist nothwendig, sagt er, „wenn man nicht allerley lächerliche und ungereimte Folgerungen, die zum Theil unserer Gotteslehre widerstreiten, gelten lassen will, aus Mangel eines Princips zu ihrer Widerlegung." Lässt sich das Ungereimte ohne das zeigen: wozu bedarf es denn noch eines besonderen Princips zur Widerlegung? Vielleicht wollte der Vf. sagen, man würde manches Lächerliche und Ungereimte zugeben müssen, wenn man das Gegentheil jenes Grundsatzes gelten liesse. Das ist aber die Frage; der Vf. hat es nicht bewiesen, am wenigsten aus der Gotteslehre. Aus dieser physikalische Lehren herleiten, ist überhaupt sehr misslich. „Alle Naturkräfte und Naturgesetze, wenn man sie immer weiter und weiter rückwärts verfolgt, führen" freylich „endlich und (?) zuletzt auf Gott, als das Eins und All, hin; und so haben denn endlich alle in dem Willen Gottes ihren letzten Grund;" und „deswegen kann Nichts Naturgesetz und Natureinrichtung seyn, was nicht als im Willen Gottes gegründet gedacht werden kann, wohl gar mit demselben im Widerspruche steht" (S. 42). Aber die durch die Vernunft uns aufgegebenen Zwecke ausgenommen, müssen wir, was Gott will, erst aus der Natur und der Geschichte vernehmen; eine Erkenntniss seines Willens, die uns an und für sich berechtigte zu bestimmten Behauptungen über die Kräfte und Wirkungen der Natur und zu einzelnen Erwartungen, haben wir nicht.

Einen Weltuntergang nimmt übrigens der Vf. schon um einiger Schriftaussprüche willen an; er versteht darunter aber eine gänzliche Veränderung aller jetzt bestehenden Verhältnisse auf der Oberfläche der Erde. Seine Hypothese ist, dass diese einst plötzlich durch Veränderung der Erdaxe, etwa von einem Kometen verursacht, entstehen werde, wie es ihm wahrscheinlich ist, dass eine solche schon ehemals vorgegangen sey, worauf viele Erscheinungen auf und unter der Oberfläche der Erde allerdings hinzuweisen scheinen. Die übrigen Gründe für seine Hypothese sind teleologisch und theologisch. Nicht einmal ein Viertel der Erdoberfläche ist zum Wohnplatze für die Menschen tauglich, und dieser kleine Theil nutzt sich ab; die Metalle, ohne die wir in thierischer Rohheit leben würden, werden verbraucht. Zur Erzeugung neuer Metalle bedarf die Natur aber wohl Jahrtausende, und wahrscheinlich ist die nächste Werkstätte zu ihrer Bildung in den Bergen, die den Meeresgrund ausmachen. Sind also einmal die Metalle des nun bewohnten Theils verbraucht: so wird er Meeresgrund, und ein eben so grosses Stück des jetzigen Meeresgrundes tritt hervor, und bietet den Menschen die Schätze seines Inneren zur Benutzung dar. Und sollten denn die nutzbaren Stoffe, die ohne Zweifel unter dem Meere und unter dem ewigen Eise der Polarwelt starren, ewig unbenutzt da liegen? und die dort schlummernden Kräfte ewig schlummern?

Dass diese Hypothese dem, was wir von Gott und der Weltordnung wissen, nicht widerspricht, ist wohl gewiss; sie geht aber daraus nicht so hervor, dass alle anderen Hypothesen als verwerflich erscheinen. Sie kann dienen, eine oder die andere anmassende Behauptung zurückzuweisen, aber als Wahrheit kann sie noch nicht auftreten; dazu gehört mehr, als Unwiderlegbarkeit. Da übrigens der Vf. die Andeutungen der heil. Schrift dogmatisch nimmt, und sogar den Dichterausspruch im 102 Psalm für sich anführt: so hätte er nicht versäumen sollen, auch auf 2 Petr. III Rücksicht zu nehmen, welche Stelle mit seiner Ansicht zu streiten scheint.

HIKL.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kiel, in der akad. Buchhandl.: *Kieler Blätter*, herausgegeben von einer Gesellschaft Kieler Professoren. I — III Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Des Hn. D. *Kleuker* durch mehrere Stücke hindurch gehende *Gedanken über das evangelisch-kirchliche Gemeinwesen, und über Volksbibeln, mit besonderer Rücksicht auf die von dem Hn.... Funk.. herausgegebene*, erzählen, wie der Grundsatz der Reformatoren, die Bibel sey der einzig wahre und völlig zureichende Erkenntnissgrund, die alleinige Regel zur Beurtheilung dessen, was Glauben und Kirche betreffe, in der zweyten Hälfte des 18 Jahrhunderts von der *Allg. deutschen Bibliothek* bestritten worden sey. Wenn diese der heil. Schrift die Vernunft als einen zweyten, ihr gleichgeltenden Erkenntniss- und Entscheidungs-Grund an die Seite stellte: so weiss Hr. *Kl.*, dass dabey „kein anderer Zweck zum Grunde lag, als den gesammten Inhalt der Bibel durch gezwungene Erklärung auf die wenigen einfachen Lehren des Deismus zurückzuführen." Da Hr. *Kl.* kein Herzenskündiger ist: so sollte er über die verborgenen Absichten Anderer nicht absprechen. Wie wenn nun der Gedanke: da die Vernunft auch von Gott kommt, und zur Untersuchung der Wahrheit uns gegeben ist, so kann ihr die in der Schrift enthaltene Offenbarung nicht widersprechen — die Männer, die Hr. *Kl.* anklagt, zuerst aufgeregt, das fortgesetzte Prüfen und Forschen sie aber nachher weiter und zu Resultaten geführt hätte, an die sie Anfangs nicht dachten? War diess Letztere nicht auch bey Luther der Fall? Was die Sache der Bibel betrifft: so hat Hr. *Kl.* allerdings Recht, wenn er sagt, die Reformatoren würden (von dem Standpuncte ihrer Zeit) mit grauenvollem Abscheu die Ansicht der heutigen Rationalisten betrachtet haben. Wenn aber Luther sagt: „Ich hab nichts für Augen, denn die Sach der Wahrheit an ihr selb" (Öffentl. Erbieten, abgedruckt in *Tentzels historischem Bericht von der Reformation*, S. 496); wenn er darauf besteht, zurechtgewiesen zu werden durch die heilige Schrift *„oder durch vernünftige Ursachen"* (ebendas. S. 508), „mit öffentlichen hellen und klaren Gründen und Ursachen" (*Plank* 1 Thl. S. 387); wenn er den Wunderbeweis verwirft (*Erklärung der Bergpredigt* zu Matth. VII, 22); wenn er gerade heraussagt: „Sanct Peter irrte, nachdem er schon den heiligen Geist empfangen hatte" (Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen zur Beantwortung des ihm mitgetheilten Schreibens des päpstlichen Legaten, T. I Jen. F. 126. Epp. L. I ep. 76); wenn er frey nach seiner Ansicht über den Brief Jakobi und die Offenbarung Johannis urtheilt: so gesteht er in der That die Grundsätze zu, die, rein ausgesprochen, ihn freylich damals würden erschreckt haben. Die Foderungen, welche Hr. *Kl.* an Übersetzer, Ausleger und Glossatoren der Bibel thut, finden wir im Ganzen gegründet; nur wird sich in einzelnen Fällen nicht immer leicht und allgemein gültig entscheiden lassen, ob sie beachtet seyen oder nicht. So nimmt Hr. *Kl.* in den Erinnerungen, welche er Hn. *Funk* entgegensetzt, und welche in der That sehr Vieles enthalten, was dieser, wenigstens auf dem genommenen Standpuncte, schwerlich widerlegen kann, doch auch manche Erklärung an, die uns äusserst gezwungen und bloss aus dogmatischer Rücksicht vorgezogen scheint, z. B. Matth. XII, 27 die des Athanasius, der unter: eure Kinder — die Jünger Jesu versteht. Matth. XIX, 16. 17 soll ἀγαθός seyn: wahrhaft, gewiss von Gott gesandt; und Jesus will den Archon, sagt Hr. *Kl.*, „bey dieser Anrede festhalten. Wie kommst du dazu, dass du mich so anredest? Danach musst du ja glauben, dass ich im Stande sey, dir in dieser Sache einen wahren Unterricht zu ertheilen. Da aber Gott allein dieses thun kann, so sage mir, welche göttliche Vorschriften sind darüber bereits vorhanden?" Matth. XI, 11 soll unter dem μικρότερος der Jünger, der nach Johannes aufgetretene, nämlich Jesus selbst, gemeint seyn. So wenig übrigens Hr. *Kl.* mit den Grundsätzen zufrieden ist, welchen *F.* folgt: so behandelt er ihn doch mit Anstand und Achtung. Aber hat der Gegner der rationalisirenden Ausleger sich von ihrer Art zu denken und zu verfahren ganz rein erhalten? Man merke doch auf das, was Hr. *Kl.* über Bileam sagt. Dieser „muss von sich selbst geglaubt haben, dass er zuweilen göttliche Offenbarungen erhalte, und danach weissagen könne. Dergleichen Leute waren unter jenen Nationen, wie in jenen Zeiten, mehr Menschen von Phantasie, als eines vorsätzlichen Betruges; nur nützten sie das Wahrsagen, nachdem sie Glauben gefunden hatten, auch zum Gewinn. Bileam gehörte in die Classe der platonischen Mantiken. Wenn er, wie sich vermuthen lässt, von Zeit zu Zeit Gesichte

hatte: so läſst sich danach seine Unterredung mit dem lastbaren Thiere, welches er ritt, und die Erscheinung des Engels, welchen er zu sehen und zu hören glaubte, erklären. Will Jemand das nicht: so mag er diesen Theil der Erzählung auf sich beruhen lassen, wiewohl derselbe mit zum Hauptzweck des Ganzen gehört. Gründete sich derselbe nicht bloſs auf ein Spiel seiner Phantasie, die durch Zweifel und Vorwürfe, die er sich der Reise wegen machte, in Bewegung gesetzt war, sondern läge dieser Angabe eine göttliche Wirkung zum Grunde: so kann er das Gesicht eines Engels wirklich gehabt haben, ohne daſs die von ihm gehörte Rede aus dem Munde der Eselin gekommen zu seyn braucht, wenn er sie auch daraus zu vernehmen glaubte." Also giebt Hr. *Kl.* zu, daſs: Gott kam und sprach — in der Bibel auch da vorkommt, wo die Phantasie ihr Spiel hat, und daſs als wirklich vorgegangen erzählt wird (der Herr that der Eselin den Mund auf), was nur Ansicht oder Erklärung oder Einbildung war, der etwas ganz Anderes zum Grunde lag. Nach der Erzählung kam Gott zu Bileam und unterredete sich mit ihm, die Eselin sah lange vor Bileam den Engel des Herrn, und sie schien nicht zu sprechen, sondern der Herr that ihr wirklich den Mund auf. Was bewegt nun den Vf., hier über die Erzählung hinauszugehen, und auf die nämliche Weise zu verfahren, die er sonst für verwerflich erklärt? — Gegen *Funk* ist auch ein *Schreiben eines Geistlichen an einen der Herausgeber* (3 B. 2 H.) gerichtet, worin behauptet wird, daſs ein lutherischer Prediger, der wie Hr. *F.* verfahre, gegen seinen Eid handle und sich gegen seinen Landesherrn vergehe. Neues hat übrigens dieser Eiferer nicht gesagt. Der Aufsatz eines Ungenannten *über Bibelgesellschaften und ihren Werth, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein und die für selbige gestiftete Bibelgesellschaft* (3 B. 3 H.), vertheidigt die Bibelgesellschaft und ihre Grundsätze gegen mancherley Einwürfe mit guten Gründen und auf eine verständige Art, doch mit einigen Ausfällen, die gerade nicht nöthig waren. — Auch die in diesen Bänden enthaltenen *Gedichte* beziehen sich auf die groſsen Angelegenheiten, welche jetzt so viele Gemüther begeistern. *Der Baum vom Jordan* (2 B. 2 H.) stellt in einer am Ende freylich verunglückten Allegorie die Wahrheit dar, daſs das Christenthum bey uns eine andere Gestalt haben müsse, als im Morgenlande. Was Andere eine Scheidung der zeitgemäſsen Form von dem wesentlichen Inhalte nennen, das nennt Hr. *Twesten* in einem Nachworte zu diesem Gedichte einen Übergang zum bloſsen Deismus. Dieser sogenannte Deismus — zur näheren Bestimmung nennt er *Tellers Religion der Vollkommenen* — ist ihm „eine Abstraction ohne Farbe und bestimmte Gestalt," die „kein Gemüth in keinem Himmelsstriche erfüllen und befriedigen kann." So hatte denn der Mann kein Gemüth, der durch keine Drohungen und durch keine noch so empfindlichen Beleidigungen sich bewegen lieſs, wider seine Überzeugung zu handeln, jeden Widerspruch geduldig ertrug, und mit dem Heilande sanftmüthig sagte: Vater, vergieb ihnen u. s. w.? Rec. bekennt gern, daſs ihm das hier in Schatten gestellte Buch christlicher scheint, und unendlich mehr werth ist, als der Haufe der modischen Schriften, die kein Christenthum anerkennen, das sich nicht in gewissen Dogmen und Redensarten ausspricht, die noch dazu, wenn es zur Erklärung kommt, oft gar nicht meinen, was ehemals damit gemeint ward, sondern dem Wesen nach das Nämliche, was sie an Andersprechenden verwerfen.

HIKL.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

WIEN, b. Heubner u. Volke, u. LEIPZIG, b. Cnobloch: *Dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano*, compilato da *D. A. Filippi*. Tomo I. *Italiano-tedesco*. Parte I. A — L. 1817. 711 S. Parte II. M — Z. 1817. 658 S. gr. 8. (8 Rthlr.)

Der Tod, der den Vf. dieses Wörterbuchs während des Drucks übereilte, hat uns wahrscheinlich um den Vortheil einer Vorrede gebracht, die uns ausführlicher von der Absicht belehrt hätte, warum er es für nöthig hielt, bey so vielen vorhandenen, die Welt mit noch einem italiänischen Wörterbuche zu beschenken. So wenig wir den auf dasselbe verwandten Fleiſs verkennen wollen: so müssen wir doch bekennen, daſs er manchen Wörtern eine falsche Bedeutung gegeben, andere völlig ausgelassen, dagegen aber eine Menge von Wörtern aufgenommen hat, die gewiſs nicht in ein italiänisches Wörterbuch gehören. Um von beiden ein Beyspiel anzugeben, so fehlt *Spagnuolo, ein Wachtelhund*, ganz; ein Wort, das um so weniger fehlen durfte, da diese Hunderace ursprünglich aus Spanien kommt, daher sie auch im Englischen *Spaniel*, und im Französischen *Epagneul* heissen. Wiederum *Androna* erklärt er: *ein schmales Gäſschen zwischen zwey Häusern*, welches wahr seyn kann, aber in diesem Falle völlig provinciell ist. *Androna* ist das, was in Leipzig ein *Sack*, in Hamburg ein *Kehrwieder* heiſst, und in dieser Bedeutung kann man es angeschlagen an den Ecken jedes solchen Sackes in Triest finden, und sich die Lust, durchgehen zu wollen, vergehen lassen. Die Bedeutung des wieder umkehren müssens, des nicht durchgehen können, liegt auch so natürlich im Wort *Androna*, daſs man es in allen tropischen und figürlichen Ausdrücken allemal beybehalten. So heiſst *Androna* in den Weinbergen der durch die Wand gesperrte Raum zwischen zwey Reihen Weinstöcken, auf den Kornfeldern der enge Gang zwischen zwey aufgestapelten Reihen Korngarben; und im Zimmer ist *Androna*, was die Franzosen *ruelle* nennen, der enge, zwischen dem Bett und der Wand befindliche, und von der Hinterwand gesperrte Gang, von dem Rec. den deutschen Namen nicht zu nennen weiſs. Um nun aber zu zeigen, wie viele Wörter der Vf. in sein Wörterbuch aufgenommen, die gar nicht in ein italiänisches Wörterbuch gehören, begnügt sich Rec. nur diejenigen herzusetzen, die S. 69 stehen, welche des angeführten Wortes *Androna* wegen gerade vor ihm aufgeschlagen liegt. Rec. setzt die Versicherung hinzu

dafs man auf keiner Seite weniger, wohl aber auf vielen mehr findet: *Androdama*, *Androgino*, *Androide*, *Androlito*, *Andromeda*, *Andronico*, *Antronitide*, *Androsace*, *Androsema*, *Androtomia*, *Aneddoto*, *Anemografia*, *Anemolo* (für *Anemone*, kommt nur im gemeinen Leben, unter Leuten niedriger Stände vor; etwa wie wir *Orikel* sagen), *Anemoscopio*, *Aneurisma*, *Ansesibena*, *Ansianacro* (kann in keinem italiänischen Buche anders, als durch einen Druckfehler für *Ansimacro* vorkommen; der Vf. erklärt das Wort im Deutschen: *eine lange Sylbe zwischen zwey kurzen*; und auf der folgenden S. 70 *Ansibraco*, „eine lange Sylbe zwischen zwey kurzen"), *Ansiatrosi*, *Ansibio*. Auf einer Seite 19 Wörter, die eben so gut in einem russischen als italiänischen Wörterbuche Platz gefunden haben könnten, und von deren richtiger Dolmetschung oben angeführtes *Ansianacro* zur Probe dienen kann. — *Veraltete* Wörter bezeichnet der Vf. mit *, und neuaufgenommene mit †. Ersteres Zeichen hat auf der angeführten Probeseite *andrivieni* (welches etwa nur ein Dichter für *andirivieni*, und dann sehr richtig sagt); *Androgino* für *Ermafrodito* (eins so unitaliänisch wie das andere); *Andronico*, für *prode*, *strenuo* (kommt gar nicht vor); *Andronitide* für *appartamento degli uomini* (wie oben); *Aneghittoso* für *neghittoso* (Rec. unbekannt); *Anellare* für Haarkräuseln, ist noch jetzt in ganz Italien üblich, nur nicht im gemeinen Leben, sondern in der Dichtersprache. — Mit † bezeichnet er S. 69 b. *Anelli da bollo* (welches man und nimmermehr *Petschierringe* sind); *Anese* (für *anice*, ist nicht *neuaufgenommen*, denn es wird nie geschrieben, sondern nur von Leuten, die zu lispeln affectiren, gesprochen); *Anici in camicia* gehört so wenig in ein italiänisches Lexikon, als *Kartoffeln in Montur* in ein deutsches. — Auf eben dieser Seite sind *Anelli da cucire* durchaus nicht mit *Ditali*, Fingerhüten, zu verwechseln. — Die, einem Lexiko so sehr nöthigen Autoritäten sind nirgends angeführt, und Redensarten (deren Sinn man oft nicht versteht, wenn einem gleich die Bedeutung jedes einzelnen Wortes höchst bekannt ist) nur sehr selten. — Übrigens ist zu loben, dafs man bey veralteten Wörtern dieses Wörterbuch selten vergebens nachschlägt, und sie meist richtig erklärt findet.

D. a. h.

Kempten, b. Dannheimer: *Nuova Grammatica italiana, oder kurze Sprachlehre für Jedermann, der die italienische Sprache bald und doch gründlich erlernen will*, mit italienischen Lesestücken und italiänisch-deutschen Gesprächen u. s. w. Verfafst von *Johann George Grieser*, Lehrer an der lateinischen Vorbereitungsschule zu Kempten. 1817. XVI u. 168 S. 8.

Eine Grammatik von ganz gewöhnlichem Schrot und Korn, von der weder viel Böses noch viel Gutes zu sagen, wohl aber die Bescheidenheit zu loben ist, mit der der Vf. von sich selbst und der von ihm unternommenen Arbeit spricht. In der sieben Seiten langen Vorrede giebt er die Quellen an, aus denen er geschöpft. Diese sind *Cramers Porta maestra*, von dem er mit Recht sagt, dafs er ein sehr gelehrter Sprachlehrer war, *Jagemann*, dessen Verdienste vorzüglich in Behandlung der italiänischen Prosodie er rühmt, nicht aber, wie Hr. *Kühn*, gegen ihn polemisirt; der vom *Cellarius* verbesserte *Meidinger* und *Filippi*. Den beiden letzteren, dem Königreich Bayern fast allein bekannten Sprachlehren, sind wohl die mehresten in ihr befindlichen Fehler zuzuschreiben, und auf *Cramers*, zwar aus der Mode gekommene *Porta* hätte mehr Rücksicht genommen werden sollen. Dafs ihm *Fernows* vortreffliche Sprachlehre unbekannt blieb, läfst sich, da der Vf. in Kempten lebt, leicht begreifen. Dem Buche vorgesetzt ist das zweyte Capitel aus *Catharinus dulcis Schola italica* über den Ursprung der italiänischen Sprache, der sie, dem gewöhnlichen Schlendrian zufolge, von den in Italien eingewanderten mitternächtlichen Völkern herleiten will. Der bescheidene Vf. widerspricht zwar nicht, kann sich aber doch nicht enthalten, in einer Note hinzuzusetzen, dafs man schon zu Augusts Zeiten *au* wie *o* gesprochen, dafs das Pferd schon damals, so wie jetzt im Italiänischen, *caballus*, der Mund *bucca*, schön *bellus* u. s. w. geheifsen. Das ist nun Alles sehr wahr, und Rec. macht sich anheischig, mit Ausnahme ein paar Dutzend, durch Gothen und Longobarden eingewanderter Wörter, die übrigen alle in ächtrömischen Schriftstellern nachzuweisen. Diejenigen, welche das Italiänische aus der Völkerwanderung herleiten, berufen sich vorzüglich auf die Conjugation, und sagen: der Römer sagt: *amavi*, *legi*, *audivi*, und der Italiäner: *ho amato*, *letto*, *udito*; aber er sagt auch: *amai*, *lessi*, und wer etwas mehr lateinisch conjugiren gelernt hat, als im kleinen Bröder steht, der wird wohl wissen, dafs auch der Lateiner, wiewohl in anderer Bedeutung, sagte: *habeo amatum*, *lectum*. Sagt nicht Cicero selbst (ad Q. Fr. III, 9) *habeo absolutum*? und der alte Plautus (Merc. II, 3): *ancilla habet coctum cibum*. Und so war es auch mit der Aussprache. Wenn Kalenus in einer öffentlichen Rathsversammlung dem Cicero den Vorwurf machen konnte, dafs sein Name keinem Menschen, sondern nur den Hähnen aussprechbar sey (Dio Cass. XXXVI, 303): so wird wohl Niemand zweifeln, dafs er von jedem Gebildeten *Kikero* ausgesprochen wurde, so wie auch bekanntlich die Griechen ihn zu schreiben pflegten. Aber so wie man jetzt in Venedig *otschi della vetschia* für *gli occhi della vecchia* sagt: so hiefs auch *Kikero* im Munde des gemeinen Volkes nie anders als so, wie ihn der Italiäner noch jetzt nennet, *Tschitschero* (mit dem Russischen *Tscherf*), und der Arrius, über welchen Catull spottete: *Chommoda dicebat si quando commoda vellet*, sprach sicherlich nicht χομμοδα, sondern *tschommoda*. — Auf der ersten Seite sagt der Vf., nach unserer Ansicht sehr richtig, die Italiäner hätten keine Diphthongen, nimmt aber dieses in einem beygelegten Verbesserungsblatt zurück, und sagt, sie hätten Diphthongen, in denen aber jeder Vocal einzeln gehört würde. Ist das nicht eine *Contradictio in adjecto*? Denn wenn die Definition richtig ist, dafs zwey

mit einer Öffnung des Mundes ausgesprochene Vocale einen Diphthongen machen: so ist es schlechterdings unmöglich, aus zwey einzeln gehörten Vocalen einen Diphthongen zu bilden. Der Vf. läſst drey Verse abdrucken (er hätte eben so leicht dreytausend finden können), zu beweisen, daſs *fuor* und *au* in Versen nur Eine Sylbe ausmachen. Rec. setzt hinzu, auch in Prosa: denn er hat kein einziges lesenlernendes Kind gesehen, dem der Leser vorbuchstabirt hätte: *Bu-o-na-parte*, sondern *Buo-na-par-te*; demzufolge ist freylich *fuor* einsylbig, *aura* zweysylbig, *Europa* dreysylbig, *augelleti* viersylbig; allein daraus folgt nicht, daſs *for*, *eu* und *au* gelesen werden müsse, sondern es wird jeder Vocal allein, aber so schnell und in einander schmelzend gesprochen, daſs dieses das wahre, von einem Ausländer schwer zu erreichende Schiboleth der Sprache ist; daher man auch in den mehresten dieſseits der Alpen gedruckten Büchern den Signor *Buonaparte* in *Bonaparte* veränderte. Übrigens ist das Ganze ein Disput *de lana caprina*; hätte Hr. *G.* gleich Anfangs den Italiänern Diphthongen beygelegt: so hätte Rec. gar keine Notiz von dieser Behauptung genommen. Erkennen doch die mehresten eingeborenen Sprachlehrer selbst Diphthongen in ihrer Sprache an, die sie sehr angemessen *Duisoni* (Zweylauter, nicht *Doppellauter*) nennen, und in *distesi* und *raccolti* unterscheiden. Auch den Altrömern war diese besondere Aussprache schon eigen. Hätten sie *sylvae* wie wir in den Schulen, *silfae* gelesen: so hätten sie das Wort nie dreysylbig brauchen können; aber sie sprachen die letzte Sylbe mit dem *Duisono disteso*. Noch deutlicher sieht man dieses in dem alten Genitiv *aquaï*, der im gemeinen Leben *aquae* lautete, den sie dreysylbig brauchten, weil *ai* ein *duisono* war: das war aber bey *aque* nicht möglich.

Hr. *G.* zählt 21 Buchstaben, weil er nämlich *i* und *j* nur für einen Buchstaben gelten läſst, welches falsch ist, da er in der Praxis selbst die Zeichen unterscheidet, und z. B. *intorno* und *jeri* schreibt, obschon auch letzteres nicht *geri* (nach Berliner Accent, die den *guten Gott* zum *Juden Jod* machen), sondern *i-eri* (etwa wie die alten Römer *i-anua* sprachen) gesprochen wird, und also eines beider Zeichen im Italiänischen eben so leicht als im Lateinischen entbehrt werden könnte. Eben so erkennt er mit Recht kein *w* im Alphabete, aber in der Praxis läſst er auf eine bisher unerhörte Weise allemal *w* drucken, wo ein doppeltes *v* stehen sollte, und schreibt also *awerbio* statt *avverbio*. Da nun *w* ursprünglich nichts als ein Doppelvau ist: so ist im Grunde gegen diese Zusammenziehung eben so wenig zu sagen, als wenn man im Griechischen ἀλλα, und nicht ἀλλα schreibt. Allein es beleidigt das Auge, und ein angehender Schriftsteller zumal sollte sich hüten, mit Neuerungen hervorzutreten, die mindestens keine wahren Verbesserungen sind. — Die angehängten Lesestücke sind nicht glücklich gewählt. Sie sind gröſstentheils aus der Übersetzung des Telemach, und also in doppelter Rücksicht verwerflich, weil der Anfänger die Sprache weder aus einem Schriftsteller in poetischer Prosa, noch aus einer Übersetzung lernen soll; im Telemach treffen beide Ausstellungen zusammen; und gesetzt auch, es wäre dieses nicht, wie viele sind denn von unseren gewöhnlichen Sprachmeistern im Stande, den an Anspielungen auf Mythologie, alte Geographie, Sitten und Gebräuche so reichen Telemach, wir wollen nur sagen, selbst zu verstehen, geschweige denn ihren Schülern hinreichend zu erklären? Von den angehängten beiden Gesprächen ist das erste von des Vfs. eigener Erfindung (wir haben schon in der Anzeige von *Kühns* Grammatik (Erg. Bl. 1817. No. 68) bemerkt, daſs es stolz und anmaſsend ist, Lehrlingen eigenes Machwerk als Schreibmuster vorzulegen), das zweyte, *il diluculo*, ist noch unzweckmäſsiger vom Vf. aus *Erasmi colloquiis* übersetzt, und strotzt von Anspielungen auf Stellen griechischer Classiker, die für Erasmus Zeitalter passend genug seyn mochten, es aber nicht für das unsere sind. — Druck und Papier sind ungleich besser, als wir sie aus diesem Baierischen Winkel erwartet hätten, und gereichen Hn. Dannheimers Presse zur Ehre. Der Druckfehler giebt es viele, von denen wohl die mehresten nicht auf des Setzers, sondern auf des Vfs. Rechnung geschrieben werden müssen.

L. L. I.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Erfurt*, b. Rudolphi: *Witziges und ergötzliches Allerley.* Drey Bändchen. 1804. 8. (6 gr.)

Ein aus hundert Büchern zusammengeschriebenes Quodlibet, ohne Zweck und Ordnung. Man findet darin manche artige Anekdote, neben vielen unnützen Bemerkungen. Der Vf. dieses Gemengsels hat allerley Bücher gelesen, bey keinem etwas gedacht, aber aus jedem etwas ausgeschrieben. Es giebt in Deutschland eine Menge Zeitungen für gebildete Stände, deren Redactoren ähnliche Sammelsurien zu Markte bringen, und ihr Publicum finden. Es ist daher nicht zu zweifeln, daſs auch dieses *Allerley* gelesen werden wird. Leere Köpfe können, ehe sie in Gesellschaften gehen, sich daraus Gelehrsamkeit holen. Wenn sie z. B. S. 17 im 3. Bändchen lesen, daſs „Lucull 5000 Mäntel hatte, und daſs die Maulwürfe nach den Regenwürmer wühlen:" so können sie sich das Ansehen von Geschichts- und Natur-Forschern geben. Wir empfehlen diesen Herren das Allerley, das für sie nützlich und auch witzig seyn wird.

Chr.

Lindenstadt: Der junge Antihypochondriakus oder etwas zur Erschütterung des Zwergfelles und zur Beförderung der Verdauung. 17tes und 18tes Portiönchen. 1803. 8. (8 gr.)

Etwas zur Beförderung des Gähnens wäre ein schicklicherer Titel für diese abgeschmackte Anekdotensammlung gewesen. In dem 17ten Portiönchen findet man noch einige witzige Antworten, aber das 18te ist nichts, als ein Bund längst ausgedroschener Strohhalmen.

Chr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

SCHÖNE KÜNSTE.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Wendelgarde von Linzgau*, oder *Glaube, Liebe, Hoffnung*, von *J. C. Appenzeller*. Erstes Buch. *Glaube*. XXX und 180 S. u. V S. Noten. Zweytes Buch. *Liebe*. 224 S. und IV S. Noten. Drittes Buch. *Hoffnung*. IV u. 254 S. und II S. Noten. 1816. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Ekkehard der Jüngere erzählt in seiner Geschichte des Klosters St. Gallen, dass Ulrich, ein Graf von Linzgau zu Buchhorn, Wendelgarden, die Nichte Königs Heinrichs, geheirathet habe. Im fünften Jahr ihrer Ehe zog Ulrich gegen die Hunnen, und fiel in ihre Gefangenschaft; in seiner Heimath verbreitete sich das Gerücht seines Todes. Mit Erlaubniss des berühmten Bischofs von Constanz und Abts zu St. Gallen, Salomo von Ramschwag, nahm Wendelgarde den Schleyer, und siedelte sich zu St. Mang bey der Klausnerin Wiborade an, die ihre Lehrerin in Entsagung und Casteyung ward. Alljährlich pflegte Wendelgarde die Todtenfeyer ihres Gemahls zu Buchhorn mit Gebet und reichlicher Almosenspende zu begehen. Im vierten Jahre langte an eben diesem Tage Graf Ulrich unerkannt in Buchhorn an, und mischte sich unter die Schaar der Armen. Zudringlicher als Andere, gab ihm Wendelgarde nur ungern, er aber ergriff dabey ihre Hand, zog sie an sich und küsste die Sträubende. Das Volk wollte die Schmach der Gebieterin durch Schläge rächen, da rief der Graf: „Ich bin Ulrich! Kennet ihr mich nicht mehr?" Alsbald drängte sich grüssend Alles um ihn her. Aber Wendelgarde erseufzte: „Nun erst sehe ich, dass mein Ulrich todt ist, da ich solche Gewaltthat dulden muss." Sogleich zeigte ihr Ulrich die bekannte Narbe einer Wunde, worüber sie, wie aus einem Traum erwachend, den zurückgekommenen Ehegemahl grüsste und umarmte. Darauf erzählte sie ihm, wie sie den Schleyer genommen und ihm sich nicht nähern dürfe, bis sie durch den Bischof von ihrem Gelübde losgesprochen wäre. Der Bischof sammelte eine Synode, welche erkannte, Wendelgarde möge den Schleyer wieder ablegen, doch denselben in die Domkirche zur Verwahrung geben, damit, im Fall sie Wittwe werde, sie denselben wiedernehmen könnte. Wendelgarde ward nun gesegneten Leibes, und gelobte dem heil. Gallus, wenn sie ein Knäblein gebären sollte, dasselbe zu einem Mönche in sein Stift. Die Geburtswehen kamen zu früh; Wendelgarde starb daran, das Kind wurde von ihr geschnitten und in dem ausgeweideten Leib eines früh geschlachteten Schweines genäht. Es war ein Knäblein; sobald es ein wenig erstärkt war, brachte es der Vater auf St. Gallens Altar, und übergab es mit vielen Gütern und Zehnten dem Heiligen. Es erhielt den Namen Burkhard und den Zunamen des Ungeborenen, und wurde in der Folge Abt des Stiftes. — So weit Ekkehard. Wie Wendelgardens Name unter den Anwohnern des Bodensees noch nicht erloschen ist: so ist auch Burkhards merkwürdige Geburt noch in ihrem Andenken; Rec. wurde selbst einmal von einem alten Schiffer damit unterhalten.

Diese von Ekkehard erzählte Geschichte hat der Vf. mit der damaligen Zeitgeschichte, mit der des Stiftes St. Gallen und mit der herrlichen Gegend des Bodensees in Berührung gebracht. Was er wollte, sagt selbst am besten S. XI der Vorrede: „Beym Betrachten der alten Geschichten meines Vaterlandes glänzt unter den Frauen Alemaniens Wendelgarde von Linzgau, wie ein freundlicher Stern in trüber Nacht. Das Ausserordentliche ihres Schicksals bewegte mein Gemüth, und leitete mich auf die nächsten Begebenheiten ihrer deutschen Zeitgenossen. Mit Vorliebe für das Alterthum erfüllt, unternahm ich es, das Geschichtliche, dessen ich habhaft werden konnte, in die romantische Dichtung einzukleiden, so wie ich es früher mit Gertrud von Wart versuchte; aber ich wollte zugleich auch jene Saiten berühren, welche tiefer in der menschlichen Brust klingen: jene widerstreitenden Zustände in unserer inneren Welt, die uns bald zum Himmel emportragen, bald wieder hinabziehen in den Staub der Erde, so dass wir uns selbst zum Räthsel werden. Diese inneren tiefliegenden Widersprüche des menschlichen Herzens, suchen wir zu schildern in Wendelgardens Leben und Tod."

Wir möchten das ganze Buch ein heiteres Gemälde aus dem Anbeginn des zehnten Jahrhunderts nennen. Eben jene Stimmung, welche in uns rege wird, wenn wir in den Hallen eines altberühmten Klosters auf und abwandeln, und die Männer, welche durch inneres Leben gross waren, und wie sie einst still und durch höheren Frieden beseligt, hier wohnten, an uns vorüberschreiten lassen, umfängt uns hier, wenn wir die Gestalten eines Bischofs Salomo, der Mönche Wal-

tram, Hitto, Ekkehard und andere theuere Namen des altherrlichen Stiftes St. Gallen in ein harmonisches Gemälde vereinigt sehen. Es liegt überhaupt für phantasiereiche Gemüther ein unbeschreiblicher Zauber in der christlichen Vergangenheit, mehr als in irgend einer anderen. Wie ferne Glockenklänge schallt sie hinüber, und weckt in dem Herzen den verborgenen Gottesfunken in ahnungsvoller Sehnsucht. Wir möchten sie eine grosse Elegie nennen, und wem es gelänge, diese Vergangenheit in Schrift und Rede zurückzurufen, dass man darob vergäfse der Gegenwart, in welcher das Leben der Menschheit zersplittert, in tausend Richtungen nach Aussen sich drängend, ohne innere Tiefe erscheint, der hätte wohl den reinsten Gemüthern die heitersten Augenblicke bereitet.

Es tritt in diesem Buche ein schöner Chor edler Menschen vor dem Leser auf, nicht im Sturme der Leidenschaft oder in herbem Kampf gegen dieselbe, sondern vielmehr ein stilles, friedsames, inneres Leben lebend, in den mannichfachsten Weisen; — die heitere *Reginlinde*, frohsinnig in harmlosem Weltleben; *Himilthrude*, „die (III, 198) jenen Kinderglauben hatte, der dem Menschen eine Heiterkeit des Gemüthes schenkt, die sich mit den unschuldigen Freuden des Lebens, wie mit der lauteren Frömmigkeit gegen Gott verträgt," immer in zarter Sorge waltend um ihren betagten Oheim, den herrlichen, vom reinsten Sinn des Christenthums durchströmten Priester *Sidonius*: dieser ein edles, melancholisches Gemüth (vgl. seine Weltansicht II, 176 ff.); *Gotalinde*, das zartliebende Mädchen, mit stillem Kindersinn; die leidengeprüfte *Bertha*; *Landolin*, der wackere, wohlmeinende Diener; *Wiborade*, von Jugend an als Siegerin über Alles, was das Leben Freudiges oder Herbes beut; ihr gegenüber ihr Bruder, der milde *Hitto*; *Wendelgarde* selbst, nach dem höchsten Ziel gottgeweihter Dienerinnen ringend, glaubend, liebend, duldend; in Aller Mitte der edle *Salomo*, als Vater, Freund, Rathgeber, Bischof — mit Rath und That, in Freud und Leid immer zur nöthigen Stunde gegenwärtig; welterfahren, rastlos, fromm. Unter allen ist die schönste Erscheinung *Roderich von Wangen*, hochsinnig, lieberfüllt, in Allem wacker, ganz im schönsten Sinn eines edlen Geschlechts. Als immermehr die Kunde von Graf Ulrichs Tode in der Gegend umher erscholl, trieb ihn das Verlangen, ein Weib zu sehen, das mit solcher treuen Liebe und Zärtlichkeit an ihrem verstorbenen Gemahl hinge, und Alles verschmähe, was zu ihrer Erheiterung versucht wurde. Er ging hin, Wendelgarden zu sehen, und bezaubert von ihrer Würde, Schönheit und Frömmigkeit schien sie ihm seine entrissene Braut ersetzen zu können. Schon war aber Wendelgardens Entschluss, eine Klausnerin bey St. Mang zu werden, fest, wie sehr auch der getreue Landolin, auf Roderichs Bitte, sie davon abzuhalten versuchte. Roderichs zweytes Erscheinen auf der Burg, und einige Kunde, die sie von seinen Gesinnungen erhalten, beschleunigten ihre Abreise nach St. Mang. Am Tage ihrer Einkleidung, die Roderich beym Bischof unter der Hand zu hindern versucht hatte, erschien er unerkannt in der Kirche, und war Zeuge ihrer Treue an Ulrich. Von da an reifte der Entschluss in ihm, nicht zu ruhen, bis er bestimmte Nachricht von Ulrichs Leben oder Tod hätte, und, falls er noch am Leben wäre, nichts unversucht zu lassen, um ihn zu befreyen. Nur Salomo wusste von seinem Vorhaben, und Baldemar, ein treuer Dienstmann Ulrichs, war sein Gefährte. Roderich begab sich ins Land der Hunnen, mit sicherer Spur, dass Ulrich durch Verrath in ihre Hände gefallen sey und noch lebe. Trotzig empfing der oberste Hunnenfürst, in dessen Gewalt sich der Graf befand, die beiden, und beynahe wäre es, wo nicht um ihr Leben, doch um ihre Freyheit gethan gewesen; aber sinnig lässt der Vf. einen Harfner eintreten, einen Pilger aus der Gegend des Bodensees, der mit der Gemahlin des Hunnenfürsten durch Gesang seine tobende Wuth dämpfte, dass er in Ulrichs Freylassung unter gewissen Bedingungen einwilligte, und Roderich die schönste Krone eines edlen tapferen Männerherzens errang. Wie herrlich erscheint er nicht als eine Blume der Ritterschaft, als *vir integer* im strengsten Sinne des Wortes, besonders in dem Freundschaftsstreit mit Baldemar (III, Cap. 2 „Männerglaube und Männerstolz"), wo persönliche Gefahr und selbst Besorgniss des Misslingens seines schönen Planes ihm nicht vermögen, in eine kleine, Niemanden schädliche List zu willigen.

Wendelgarde selbst ist ein glaubensfrommes, liebevolles Gemüth. Ihr äusseres Leben ist einzig für und durch den Geliebten, und für diesen beut nur die Weihe zu einer Gottesdienerin Ersatz." Von den verschiedenen Ansichten, die ihr über diesen Entschluss gegeben werden, ist keine im Stande, sie darin wankend zu machen. Vielen Lesern möchte die Seelenläuterung, der sie sich unterzog, zu herbe und, weil ausser den Begriffen der Zeit, unwahrscheinlich vorkommen; aber wir dürfen sie historisch nennen, in sofern sie aus dem Geiste jener Zeit aufgefasst und richtig dargestellt ist. „Wendelgarde wollte es (II, 7) dahin bringen, wohin kein Sterblicher es zu bringen vermochte, und was die Gottheit von dem Sohne und der Tochter des Staubes nicht fodert: dass kein irdischer Gedanke mehr ihre Seele beflecke." Ihre Bewegung beym Erblicken von St. Mang ist psychologisch eben so wohl motivirt, wie ihr nachmaliger Kummer und ihre Herzensvorwürfe, dass sie die Klause verlassen, in ihrer ganzen Denkweise gegründet ist.

Wiboradens Grundsätze möchten freylich heutzutage Wenige mehr ansprechen; ihre Rede nach Wendelgardens Einkleidung, wie sie allem Irdischen sich entringen müsse, umfasst ganz die Lehrsätze der höchsten Mystik und des höchsten Strebens jener Zeit. Wie ernst und streng aber auch Wiboradens Foderungen an sich selbst und an Andere sind: so freut uns doch ihre fromme Gutmüthigkeit, dass sie Wendelgarden nicht durch das Lockende eines solchen Lebens beschwatzt, sondern noch vor der Einkleidung ihr das Schwere desselben in seiner ganzen Last darstellt. Was der Vf. von Wiboradens Schicksalen, beschaulichem Leben und

Lehren Merkwürdiges hineinmischt, ist getreu nach Heppidans Leben dieser Heiligen erzählt.

Wenn auch die vorkommenden Personen sich in ihrer Lebens- und Denk-Weise ziemlich ähneln: so tritt doch jede in einer bestimmten Eigenthümlichkeit auf, welche gut gehalten ist. Nebstdem hat der Vf. seinem Werke auch dadurch einen besonderen Reiz verliehen, dass er manche Begebenheit aus jener Zeit eingemischt hat, z. B. die Beschreibung der Hunnen und ihrer Kämpfe in Baierland (beides aber wörtlich aus *Zschokkes* baierischer Geschichte abgeschrieben); die Geschichte des heil. Gallus, von Sidonius erzählt, ganz wie der fromme Sinn jener Zeit sie auffassen und darstellen musste; Manches über den damaligen Zustand des Klosters St. Gallen (seine glänzendste Epoche); die Geschichte der beiden Kammerboten Berchtold und Erchanger u. s. w.

Im ganzen Buche finden wir manche schöne Ansicht über das Leben, insbesondere das innere, gottgeweihete, manche treffliche Deutung, manche herzerhebende Wahrheit ausgesprochen, und wir wünschen ihm recht viele Leser und Leserinnen.

Dieser Vortrefflichkeit wegen sähe Rec. gern dasselbe in der möglichsten Vollendung und frey auch selbst von einigen *levioris notae maculis*, dass es ganz den ungetrübten Genuss gewährte, der jetzt noch hie und da durch einige kleine Mängel gestört wird. Nicht um zu tadeln, sondern bloss in der Hoffnung, durch Angabe dessen, was ihm als störend aufgefallen ist, zur Verbesserung und Vollendung eines Buches beyzutragen, dem er so angenehme Stunden verdankt, und den Werth einer zweyten Auflage zu erhöhen, will Rec. anführen, was ihm bey sorgfältiger Durchlesung dieses Werkes aufgestossen ist.

Der Vf. hat seinen Standpunct, von welchem aus er die Personen und Begebenheiten vor uns auftreten lässt, *in* ihrer Zeit und nicht *ausser* derselbigen genommen. Dadurch erhält das Ganze gewissermassen einen dramatischen Ton, bey welchem der Vf. nicht reflectirend ausser oder über der Zeit erscheinen darf, zumal die Aufführung anderweitiger Begebenheiten, die Schilderung der Gegend, der Art und Weise jener Zeit (gewissermassen die Decorationen zu nennen, innerhalb welcher die handelnden Personen in ihrer Individualität erscheinen) darauf berechnet sind, uns völlig in das zehnte Jahrhundert zu versetzen. Diese Stimmung weiss der Vf. meist recht gut und harmonisch zu erhalten, und hat dadurch seinem Werke einen besonderen Reiz verliehen. Eben darum wird die Unbehaglichkeit um so grösser, wenn er sich vergisst, und *über jene* Zeit in dem Sinne *unserer* Zeit reflectirt; weg ist alsdann Zauber und Täuschung. Bey mehreren dieser Wendungen ist es Rec. eben so unheimlich geworden, wie einst in der Löwenburg auf der Wilhelmshöhe bey Cassel, wo ihn der Burgvogt durch die Gemächer führte, endlich zur Bibliothek, in der er statt alter Ausgaben der Löwenritter, der Heimonskinder und anderer altdeutscher Heldenbücher hinter einem Glasschranke *Veit Weberische* Sagen der Vorzeit, *Spiessische* Ritterrománchen und *Cramerische* Kerndeutsche erblickte. Der Vf. hätte da seinen alten Adam besser im Zaum halten, und Äusserungen, wie I, 12: „Aberglauben dieser finsteren Zeit" — die Note S. 85 — II, 140: „im Geschmack der Zeit" — II, 144: „fromme Tändeleyen" — 172: „neben dem Kinderglauben dieser Zeit herrschte auch die finsterste Unwissenheit" — unterdrücken sollen. Zu I, 146 wird gar der moderne aufgeklärte Stolz citirt, dass man fast fragen muss, *quid Saul??* Gar ein hässlicher Lappen ist die Note zu III, 149: dass die Insel bey Constanz, worauf später die Dominikaner ihr Kloster bauten, nur eine Indiennefabrik des Genfer Hauses Macaire sey. — Für ein topographisches Lexikon von Schwaben wäre diese Bemerkung ganz gut, aber was soll sie hier?

Roderichs Selbstgespräch I, 53 ist nicht bloss zu lang, sondern zu geziert; wir vermissen darin einfache Natürlichkeit. Leserinnen von feinem Takt wird es auffallen, dass Wendelgarde dieses nächtliche Selbstgespräch Roderichs gehört hatte. Wendelgarde konnte weder eine Lauscherin, noch ihr Schlafzimmer dem des Fremdlings so nahe seyn; aber lächeln werden sie über Wendelgardens Kunstfertigkeit, dass sie (I, 119) an *einem* Abende einen Dornenkranz, eine Sternenkrone, und zwischen beide den Namen Sidonius in einen Lappen sticken konnte. Die Schilderung des Aussehens der heiligen Wiborade (I, 162) ist unedel; die hohle, männlich dröhnende Stimme, die olivenfarbene Haut, die zum Gerippe gewordene Gestalt, macht im Gegensatz der hohen Glaubenskraft und der schon von früher Jugend an daraus hervorgegangenen Weltentsagung einen unangenehmen Eindruck. — Die Übersetzung von Heppidans 21stem Capitel — worin er erklärt, wie Menschen Gesichte haben können, hätte als etwas Verworrenes, mit dem Ganzen in wenig Berührung Stehendes, wegbleiben können, so wie Rec. — wenn er es hätte geben wollen — nie eine Geschichte aus den Erheiterungen damit hätte in Berührung bringen mögen. Der Umstand, dass Wendelgarde durch *Roderich* gegen die Tücke Guido's von Montfort geschützt wurde, ist wohl schön, aber gar unwahrscheinlich; wie wird Hedwig, die in der Nähe so viel Hülfe haben konnte, ins ferne Ungarland zu ihrem Bruder geschickt haben, damit *er* sie leiste? III, 207 ist die Erzählung dunkel, man kann sie aus dem Zusammenhange zwar errathen, aber es scheint doch etwas ausgelassen zu seyn. III, 249 heisst es von Burkhard: „das Kind kam ohne Haut auf die Welt" — dieses ist physiologisch unrichtig, aber seine Haut war so dünn und zart, dass er auch in späteren Jahren (nach Ekkehard) von jedem Mückenstich blutete. Lächerlich ist die mehrmal vorkommende Verwechselung des Wortes *Koller* mit *Goller* — dieses heisst ein Grünspecht.

Der Vf. treibt die Höflichkeit mit rangbezeichnenden Beywörtern zu weit; z. III, 89 das gräfliche Paar, 172 das hohe Paar; I, 89 nennt Himilthrude Wendelgarden ihre „gnädige Freundin"; I, 91 wird sie die „fürstliche Leidensgefährtin" genannt. Wozu das? Wenn die höchsten Momente des geistigen Lebens dargestellt werden, bey den zartesten Ergiessungen edler Herzen, wo Freundschaft und Liebe, oder Frömmig-

keit und Glaube uns bewegen, da verschwinden jene, nur für gemeine irdische Verhältnisse gestifteten Unterschiede und Rangordnungen, so wie alle Rangbezeichnung fällt vor gleichem Adel der Seele, und den allenthalben gültigen, über Erden-Glanz und Hoheit erhabenen Vorzügen des Herzens; — jenes sind eitle Klänge, die uns nur daran erinnern, dass Edle nicht immer geadelt sind.

In der Rede könnten einige kostbare Ausdrücke mit einfacheren vertauscht werden. Z. B. I, 4: „Alle hatte der Schreck(en) zu *Kindern der Furcht* gemacht;" — „er gab sich den Harmonieen der Tonkunst hin," für: er widmete sich der Tonkunst; — II, 78 „der siedende Wogentanz" für: siedendes Wasser; — III, 47 „die Gelassenheit hatte der Gräfin jenen *Silberblick* verliehen;" — III, 159 „als begegneten sie sich jenseits in *Elysiums Blüthenhainen* (für ein aus dem Wesen des Christenthums hervorgegangenes Werk unschicklich). Auch an einigen falschen Bildern stösst der Leser an. Z. B. I, 40 ein „Nagel im Herzen;" III, 59 „strahlende Perlen;" 66 „der Bilder Regenbogen;" 201 „das Lächeln glich dem falben Sonnenschein, welcher nach einem Hochgewitter auf verhagelte Saaten herabfällt."

Sonst ist die Sprache rein und edel. Nur ein paar Ausdrücke sollten nach Rec. Meinung vertauscht werden. Einen Ort *mitnehmen*, für: auf der Durchreise einkehren, ist ein Provincialismus. Dem Ausdruck II, 20 „*wie gefällt sich die Gräfin im einsamen Berghale*," für: wie gefällt es der G. — war Rec. von jeher feind, indem es ihm der vollendetste Ausdruck des modernen Egoismus schien, der allenthalben *sich* zum Mittelpunct setzt, und daher auch in unserer flachen Höflichkeitssprache der unbändigen Arroganz nicht wehe thun mag. II, 181 Ich kannte ihn als meinen *Nachbaren*, mag ein Druckfehler seyn. 209 „*Wartensees Gegenwart wusste sie nicht heim zu weisen*," — für: die Ursachen von Wartensees Gegenwart wusste sie sich nicht zu erklären, ist ebenfalls ein Helvetismus. III, 192 fühlt man, dass das Wort „*interessiren*" um seines fremden Ursprungs willen unpassend, ja anstössig ist. Auch schreibt der Vf. immer *frug* für *fragte*, *selber* für *selbst*, *voller* für *voll*, man *sazte* sich, was wohl in Luthers Bibelübersetzung vorkömmt, nun aber nicht mehr sprachüblich ist. Auch hat Rec. einen schwankenden Gebrauch des Trennungszeichens (-) bemerkt, zumal bey den Wörtern, die mit *voll* zusammengesetzt sind, wie Hoffnungs-voll, Mühe-voll, Seelen-voll — dann sollte aber nicht liebevoll, theilnehmend u. s. w. geschrieben werden.

Rec. schliesst diese Anzeige mit der Verwahrung, dass weder der Vf. noch die Lesewelt diese Rügen als Tadel eines Werkes betrachte, dem er das Prädicat vortrefflich mit der vollesten Überzeugung giebt, sondern einzig als aus dieser Überzeugung hervorgegangene Andeutungen einiger kleiner Mängel, deren Verbesserung dem Werke zu grösserer Vollkommenheit dienen wird.

f. h.

1) Züllichau, b. Darnmann: *Revenche, Lustspiel in zwey Aufzügen*, nach dem Französischen von *Friedrich Rochlitz*. 1804. 8. (7 gr.)

2) Leipzig, b. Rein u. Comp.: *Der bestrafte Argwohn. Lustspiel in einem Aufzuge.* Nach dem Französischen von *Friedrich Ludwig Schmidt.* 1804. 8.

3) Ebendaselbst: *Cervantes Portrait. Lustspiel in drey Aufzügen.* Nach dem Franz. von *Fr. Ludw. Schmidt.* 1804. 8.

Bey der bekannten Unfruchtbarkeit der deutschen Dichter in Hervorbringung origineller Lustspiele müssen wir froh seyn, dass es allezeit fertige Übersetzer giebt, welche die fremden Früchte auf deutschen Boden verpflanzen. Dabey sollten aber diese Herren nicht so undankbar gegen die Originalschriftsteller seyn, dass sie dieselben nicht nennen, während ihre eigenen Namen auf den Titelblättern mit grossen Buchstaben ganz unnützerweise prangen.

Das *erste* der drey angezeigten Lustspiele ist im Französischen, wegen der Feinheit des Dialogs, unterhaltend, und giebt guten Schauspielern Gelegenheit, den Ton der grossen Welt darzustellen. In der Übersetzung ist Alles wässerig und breit, weil der Vf. den Scherz der feinen Welt in gezierte Pedanterieen verschwemmt hat. — Das *zweyte* Stück ist mehrmal, und von Hn. *Stoll* auch in Versen übersetzt worden. Die leichtgeführte Intrigue, die einfachen, aber wahrhaft komischen Situationen geben dem kleinen Lustspiele ein Interesse, wodurch es fähig wird, sich eine zeitlang auf unseren Theatern zu erhalten. Das *dritte* Stück ist eine artige Posse, die „mit Glück auf die deutsche Bühne verpflanzt seyn wird, sobald sie in einer leichten und gefälligen Manier vorgestellt wird," worin wir mit dem Übersetzer vollkommen übereinstimmen, zugleich aber bedauern, dass unsere deutschen Schauspieler — die in den beiden grossen Hauptstädten ausgenommen — im Lustspiele meistens noch schwerfälliger sind, als unsere Dichter und Übersetzer.

L.

Wien, b. Degen: *Hutt Lustspiele.* Erstes Bändchen. 1805. 8. (20 gr.)

Der Verfasser dieser Lustspiele, die sich durch sinnreiche Erfindung, Zartheit der Behandlung und Leichtigkeit des Dialogs auszeichnen, ist leider zu früh für unsere dramatische Literatur gestorben. Seine ersten Versuche versprachen so viel, dass man berechtigt war, von seiner Muse die angenehmsten Geschenke in reiferen Jahren zu erwarten. Die einzelnen Stücke dieser kleinen Sammlung sind: 1) *Das war ich*, eine ländliche Scene; 2) *Der rechte Weg*, eine Ehestandsscene, und 3) *Hab ich nicht recht?* ein Original-Lustspiel in drey Acten. Sie sind sämmtlich in Wien mit ungetheiltem Beyfalle gegeben worden, und haben diesen auch auf anderen Theatern in Deutschland gefunden. Das erste Stück erhält sich noch jetzt auf den Repertoires der Bühnen in Wien, Berlin, München, Stuttgardt, Weimar u. s. w. Auch die anderen Stücke des Hn. *Hutt* sollten nicht vergessen werden; um so weniger, da wir an guten Original-Lustspielen einen fühlbaren Mangel haben, und also die wenigen desto mehr in Ehren halten müssen.

Chr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

MEDICIN.

Kritik
der neuesten Schriften über den contagiösen Typhus.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unter den neuesten Schriften über den Typhus ist die des Hn. *Wedemeier* (No. 15) eine der ausführlichsten und am besten gerathenen. Die treffliche Monographie des Hn. *v. Hildenbrandt* hat den Vf. bey der Bearbeitung unstreitig vorgeschwebt. Es wäre jedoch eine Ungerechtigkeit, wenn man seiner Schrift kein anderes Verdienst, als das einer gelungenen Compilation zugestehen wollte. Eine genaue Durchsicht dieses Werkes hat Rec. vielmehr überzeugt, dass der Vf. reiflich über seinen Gegenstand nachgedacht, und manche eigenthümliche Ideen dabey entwickelt hat. Nur geht ihm die Fülle der Erfahrung über den Typhus noch ab, und viele seiner Behauptungen sind mehr als das Resultat das Nachdenkens und der Lectüre, als der eigenen Beobachtung am Krankenbette anzusehen. In der *Vorrede* S. VIII gesteht Hr. *W.* selbst, dass die Anzahl der von ihm behandelten Typhus-Kranken nicht sehr gross sey. Eine Fleckfieber-Epidemie, welche er während seiner akademischen Laufbahn zu Göttingen bey einigen 70 Kranken beobachtete, begründet die Summe der von ihm über diese Krankheit gemachten Erfahrungen.

Als einen ganz besonderen Vorzug dieser Schrift kann Rec. die Vollständigkeit und gute Anordnung der abgehandelten Materien rühmen, und in sofern dieses Werk dem Studium angehender Ärzte mit voller Überzeugung empfehlen. — Das Ganze zerfällt in sechs Abschnitte. In der 1 Abtheilung verbreitet sich der Vf. über die entfernten Ursachen des Typhus und die zu seiner Entwickelung nothwendigen Bedingungen, wo das Bekannte über den miasmatischen und contagiösen Typhus bemerkt wird. Im 2 Abschnitte, über die Natur und den Charakter der Krankheit, werden die vorzüglichsten Meinungen der älteren und neueren Ärzte über die nächste Ursache der Krankheit aus einander gesetzt. Der 3 Abschnitt hat die Nosographie, die Beschreibung der Krankheit zum Gegenstande, wobey fünf Stadien, das der Vorboten, das inflammatorische, nervöse, kritische, und das der Reconvalescenz, unterschieden werden. Der 4 Abschnitt handelt von der Prognose, der 5 von den diagnostischen Verschiedenheiten mit anderen Krankheiten. In dem 6 Abschnitt wird die Behandlung der Krankheit nach ihren verschiedenen Stadien, ihrem bald regulären, bald anomalen Verlause ausführlich mitgetheilt, und das Nöthige über die *Prophylaxis* beygebracht. In der Einleitung findet sich eine ziemlich vollständige Literatur über die wichtigsten, von dem Typhus handelnden Schriften. Eine genaue Inhaltsanzeige gewährt einen leichten Überblick über das Ganze.

Hr. *W.* geht bey der Beurtheilung und Behandlung des Typhus überall von der Ansicht aus, dass dieser Krankheit Entzündung des Gehirns und der Nerven zum Grunde liege. Diese Ansicht hat er durch alle Momente mit grosser Consequenz durchgeführt. Allein so sehr er sich auch in dieser Hinsicht der Theorie des Hn. *Marcus* annähert: so weicht er doch darin von seinem Vorgänger ab, dass er die Behauptung geltend zu machen sucht, diese Entzündung des Gehirns und der Nerven gehe jedesmal in einen *indirect-asthenischen Zustand* über. Da Hr. *W.* der brownschen Lehre im Ganzen wenig zugethan ist: so bleibt es sehr auffallend, was ihn zu dieser, aus brownschem Boden entsprossenen Annahme bestimmen konnte. Er definirt den Typhus als ein acutes, ansteckendes, häufig mit einer exanthematischen Efflorescenz verbundenes Fieber, welches durch eine allgemeine entzündliche Affection des ganzen Nervensystems hervorgebracht, anfänglich einen inflammatorischen Charakter besitze, und hierauf den indirect-asthenischen, als Folge des ersteren, annehme. Gegen diese Definition läst sich mit Grund einwenden, dass nicht jeder Typhus durch Ansteckung vermittelt, die exanthematische Efflorescenz nicht selten dabey vermisst wird, endlich dass die Krankheit öfters als ein rein inflammatorischer Zustand verläuft, ohne einen nachfolgenden asthenischen Zeitraum bemerken zu lassen. — Der Vf. giebt dem Namen *Typhus* den Vorzug vor allen anderen: Rec. scheint die Bezeichnung *Nervenfieber* richtiger, da nicht bloss das Gehirn, sondern das ganze Nervensystem krankhaft afficirt ist. — Wie verbreitet schon bey den älteren Ärzten die Ansicht war, dass dem Nervenfieber ein Entzündungszustand zum Grunde liege, kann auch aus dem entnommen werden, was der Vf. im 2 Abschnitte angeführt hat. Viele der äl-

teren Ärzte glaubten nämlich, das Blut nehme durch den Krankheitsstoff eine besondere inflammatorische Beschaffenheit, und dadurch eine Neigung zur Fäulung an. Treffend ist Hn. *W's.* Bemerkung, dass die älteren Ärzte unter dem Ausdrucke von faulem Blut häufig nichts anderes, als ein durch eine höchst inflammatorische Beschaffenheit verdorbenes (verändertes) Blut verstanden hätten, indem sie auch das Blut bey der Peripneumonie für verdorben und zur Fäulung geneigt hielten. *Pringle* behauptete, dass „bey dem Typhus auch ein Theil des Hirns und des Nervensystems entzündet, und hiedurch das Fieber unterhalten würde.

Die nächste Ursache und das Wesen des Typhus beruht, nach dem Vf., in einem entzündlichen Zustande des Körpers, welcher vorzüglich das Hirn und das ganze Nervensystem angreife, und durch den specifischen Reiz des Ansteckungsstoffes hervorgebracht werde. Hr. *W.* hat sich bemüht, alle jene Momente darzulegen, aus welchen man auf den inflammatorischen Charakter der Krankheit im Anfange zu schliessen berechtiget ist. Diese Beweisgründe sind allerdings sehr sprechend, und reden der Ansicht nicht unzweydeutig das Wort, dass der Krankheit überhaupt, nicht bloss in ihrem Anfange, Entzündung zum Grunde liege. Die Ursache, warum dieser Ansteckungsstoff vorzugsweise das Gehirn und das Nervensystem entzündlich afficire, sucht Hr. *W.* durch die flüchtig reizende Natur des Contagium zu erklären, und glaubt, dass es sich damit eben so, wie mit den flüchtigen wasserstoffhaltigen Mitteln, der Naphta, dem Weine, verhalte." Der Vergleich der Wirkungsart des Typhus-Contagium mit jener der geistigen Getränke hat zwar Manches für sich; inzwischen darf hiebey nicht vergessen werden, dass die geistigen Getränke nur einen schnell vorübergehenden Eindruck auf das Sensorium machen, das Typhus-Contagium hingegen ungleich kräftiger, feindseliger auf das Gehirn und Nervensystem einwirkt. Es ist nicht zu verkennen, dass jener zu weit getriebene Vergleich den Vf. von der wahren Beurtheilung der Krankheit abgezogen, und zu grossen Irrthümern verleitet hat. Hr. *W.* hat nämlich ganz übersehen, dass der Rausch nicht als eigentliche Krankheit angesehen, und in sofern keineswegs mit dem Typhus verglichen werden könne. — Für den inflammatorischen Charakter der Krankheit erklärt sich der Vf. auch in dem Folgenden mit Nachdruck, und warnt, S. 50, sehr eindringend davor, sich durch die Erscheinungen der Krankheit, welche öfters eine Schwäche vorspiegeln, nicht irre machen, und zur Annahme einer vorhandenen Asthenie verleiten zu lassen. Dieser Wahn, welcher so viele Ärzte zur Anwendung reizender, stärkender Mittel gleich im Anfange der Krankheit bestimme, habe schon Tausenden das Leben gekostet. Wo man von einem Typhus-Kranken höre, welcher, von einem Arzte behandelt, im wüthenden Delirium rase, da könne man mit Recht vermuthen, dass eine unpassende, incitirende Behandlung vorherging, welche das einfache Fieber zur wahren Hirnentzündung steigerte. — „Dieser inflammatorische Charakter der Krankheit," heisst es S. 52, „dauert nun aber nicht die ganze Krankheit hindurch bis zur Genesung; sondern es gehört gerade zur Eigenthümlichkeit des Typhus, dass sein erstes inflammatorisches Stadium im gewöhnlichsten Falle nach 7 — 8 — 9 Tagen allmählich in ein nachfolgendes nervöses, asthenisches übergeht, welches gewöhnlich vom 7ten bis zum 14ten Tage dauert, und dann in jenes der Krise übergeht. Dieses nervöse Stadium ist Folge des vorhergegangenen, wird bedingt und hervorgebracht durch das vorausgegangene inflammatorische, richtet sich in seiner Dauer und Heftigkeit ganz nach dem ersten fieberhaften Zeitraum, und hat daher den Charakter der *indirecten Asthenie* von *Brown.*" — Aus dieser Darstellung geht hervor, dass der Vf. der Ansicht des Hn. *v. Hildenbrandt* im Wesentlichen gefolgt ist, welcher gleichfalls das zweyte Stadium der Krankheit unter der Kategorie der Asthenie subsumirte. Hn. *W's.* Ansicht unterscheidet sich nur darin von der *hildenbrandtschen*, dass er das Wesen der Krankheit in einen Entzündungszustand des Gehirns und des Nervensystems setzt, Hr. *v. Hildenbrandt* aber bloss ein inflammatorisches Stadium annimmt. Die Behauptung, dass dem Typhus jedesmal ein indirect-asthenischer Zustand nachfolge, widerstreitet eben so sehr der Erfahrung als der Theorie. Selbst nach den Ansichten des Brownianismus lässt sich diese Annahme nicht rechtfertigen. Auch steht das, von Hn. *W.* in diesem indirect-asthenischen Zeitraume empfohlene Heilverfahren im grössten Widerspruche mit den klinischen Regeln, welche die Erregungstheorie hier befolgt haben will. Wo ein indirect-asthenischer Zustand vorhanden ist, müssen, nach den Grundsätzen der Erregungstheorie, die kräftigsten Reizmittel angewendet werden, um die tief gesunkene Erregung wieder aufzurichten. Unser Vf. hütet sich aber ängstlich davor, bey diesem indirect-asthenischen Zeitraume nur einigermassen starke *Incitantia* in Anwendung zu bringen. S. 54 wirft er selbst die Frage auf, wie es komme, dass, da doch so manchen anderen inflammatorischen Fiebern kein nervöses Stadium folge, gerade dem Typhus dieses Vorrecht zu Theil werde. Die hierauf gegebene Antwort findet Rec. sehr unbefriedigend. Denn es ist irrig, dass auch anderen inflammatorischen Fiebern, wenn sie mit einem Leiden des Hirns und des Nervensystems complicirt sind, ein solches indirect-asthenisches Stadium öfters folge. Rec. sind wenigstens solche Fälle ganz unbekannt. — Den zweyten Grund sucht der Vf. in der grossen Flüchtigkeit des Typhus-Contagium, und der dadurch erregten heftigen entzündlichen Affection des Gehirns und des Nervensystems, wovon eine allgemeine Trägheit und Abspannung die unausbleibliche Folge sey. Dieses Letztere ist es aber, was Rec. am meisten bestreitet. Es ist ein irriger Wahn, welchen Hr. *W.* mit vielen neuen Ärzten gemein hat, wenn er glaubt, der primäre Entzündungszustand bey dem Typhus könne nicht andauren, *müsse nothwendig* in einen asthenischen, einen Zustand von Abspannung und Erschöpfung übergehen. Die Erscheinungen der

Krankheit in diesem zweyten, sog. nervösen Zeitraume sprechen keineswegs für einen solchen Übergang. Bey einer vorurtheilslosen Würdigung dieser krankhaften Zufälle überzeugt man sich vielmehr, dass im Grunde keine wahre Veränderung vor sich gegangen ist. Denn auch hier dauern alle Zufälle fort, welche das Leiden des Gehirns und des Nervensystems andeuten, so wie diejenigen, welche die Theilnahme des Gefässsystems bezeichnen. Der einzige Unterschied besteht bloss darin, dass alle diese Erscheinungen mit noch grösserer Intensität auftreten, Hört aber die Pneumonie deshalb auf, ein entzündlicher Zustand zu seyn, weil sich öfters nach dem 7ten Tage der Husten, die Beschwerden der Respiration, das Fieber noch heftiger wie im Anfange darstellen? Sollte es mit dem Typhus eine andere Bewandniss haben? Dauern in jenem sog. nervösen Stadium die Delirien, der Sopor, die Schwere und Eingenommenheit des Kopfes, die Affection der Sinne und alle febrilischen Zufälle nicht fort? Ist man berechtiget, auf einen veränderten Krankheits-Charakter zu schliessen, weil sich, bey dem Fortbestehen, der Zunahme der ersten, wesentlichsten Erscheinungen, noch andere beygesellen, welche die grössere Theilnahme des zuerst leidenden Systems bezeichnen? Kann der Hinzutritt der sog. Nervenzufälle vernünftiger Weise anders gedeutet werden? Spricht sich darin nicht unverkennbar das Weiterschreiten des der Krankheit ursprünglich zum Grunde liegenden Ursächlichen aus? Streitet es nicht mit den Gesetzen des Organismus, mit der Analogie anderer Krankheiten, auf einen ganz entgegengesetzten Krankheits-Charakter zu schliessen, wenn sich bey dem Fortbestehen aller eigenthümlichen krankhaften Zufälle, ihrer augenscheinlichen Zunahme, noch einige neue hinzugesellen? Gehörte der sog. nervöse indirect-asthenische Zustand zum Wesen des contagiösen Typhus: wie wäre es möglich, dass bey einem richtigen Verfahren, gleich vom Anfange an, öfters gar nichts davon bemerkt wird? In der letzteren Epidemie glückte es aber Rec. vielfach, das Nervenfieber innerhalb sieben Tagen zu heben, ohne auch nur eine Spur von jenem nervösen Stadium wahrzunehmen. Wie verträgt es sich ferner mit jener Vorstellungsart, dass viele neuere Ärzte die antiphlogistische Methode im ganzen Verlaufe des Nervenfiebers anwendeten, von Reizmitteln gar keinen Gebrauch machten, und die Krankheit dessen ungeachtet schnell und glücklich hoben? Müsste bey einem solchen Verfahren die indirecte Asthenie nicht unbedingt in den Tod übergehen, wenn sie etwas anderes als ein blosses Hirngespinnst wäre?

Wenn man alles dieses zusammennimmt: so erhält die Ansicht ein immer grösseres Gewicht, dass dem contagiösen Typhus nicht bloss im Anfange, nach der Vorstellung unseres Vfs., sondern durch ihren ganzen Verlauf, Entzündung des Gehirns und der Nerven zum Grunde liege. In dieser Überzeugung ist Rec. durch die ausserordentliche Heilkraft der antiphlogistischen Methode, besonders der Blutentleerungen, in der letzten, kaum geendigten Typhus-Epidemie immer mehr bestärkt worden. Eine neue, höchstwichtige, vom Auslande uns mitgetheilte Erfahrung ist ganz dazu geeignet, alle Zweifel in dieser Hinsicht zu verbannen. Rec. hat so eben den 5 Theil des von Hn. *Brera* herausgegebenen *Giornale di Medicina pratica* vor sich liegen, in welchem sich ein Aufsatz befindet, der in der Typhuslehre Epoche macht, und worauf er die Leser nicht genug aufmerksam machen kann. Er ist betitelt: *Betrachtungen über die Wirkung des Petechial-Contagiums, entnommen aus Leichenöffnungen*, von Dr. *Joh. Jemina.* Der gelehrte, sehr scharfsinnige Vf. dieses Aufsatzes beweist durch eine Reihe höchst lehrreicher Sectionen, dass dem Petechial-Typhus (welcher mit dem contagiösen Typhus offenbar identisch ist) jedesmal eine äusserst heftige, acute, wahre Entzündung des Gehirns zum Grunde liege. Rec. betrachtet diesen Aufsatz als eines der wichtigsten Actenstücke in der Typhus-Lehre, welches hoffentlich zur allgemeinen Verständigung dieser, noch immer so sehr bestrittenen Materie, sehr Vieles beytragen wird.

Der angenommenen Eintheilung des Typhus in den regulären und anomalen gemäss, entwickelt Hr. *W.* das von ihm empfohlene Heilverfahren nach dieser Verschiedenheit der äusseren Form der Krankheit. Bey dem inflammatorischen Stadium eröffnet er die Cur jedesmal mit einem Brechmittel aus *Ipecacuanha*, wodurch er zugleich den Ausbruch der Krankheit zu verhüten gedenkt. Die neuesten Erfahrungen haben den Nutzen der *Emetica*, als prophylaktischer Mittel gegen den Typhus, sehr zweifelhaft gemacht. Nach den Beobachtungen des Rec. hat man sich nur da von diesem Mittel etwas zu versprechen, wo man es mehr mit dem Synochus als mit dem Typhus zu thun hat. Die Verwechselung beider, sich in mancher Hinsicht so ähnlicher Krankheitsformen scheint den Ruf der Brechmittel, als Heil- und als prophylaktischer Mittel, vorzüglich begründet zu haben. Ausserdem wäre es unbegreiflich, warum die *Emetica* in der letzten Typhus-Epidemie den Erwartungen so wenig entsprochen, im Ganzen mehr geschadet als genützt haben. — Erfolgt auf die Anwendung des Brechmittels kein offener Leib: so verordnet der Vf. den *Mercur. dulc.* alle Stunden zu 1 bis 2 Gran. Hiedurch soll nicht bloss die gastrische Anhäufung im Unterleibe entfernt, sondern auch die entzündliche Affection des Gehirns gemässigt werden. Sollte der *Mercurius* allein nicht wirken: so will der Vf., dass jeder Gabe 4 bis 6 Gran *pulv. jalap.* zugesetzt werde. Er sieht es für eine Haupt-Angelegenheit an, während des inflammatorischen Zeitraums täglich 2 bis 5 Stuhlgänge hervorzubringen. Sobald der Kopf heftiger afficirt wird, das Fieber und die Hitze sich vermehren, der Leib beym äusseren Drucke heftiger schmerzt, und sich Neigung zur Verstopfung einfindet: räth Hr. *W.*, den Mercur in stärkeren Gaben zu reichen. — Zum gewöhnlichen Getränk wird *Serum lactis tamarindinatum* empfohlen. Alle erhitzenden Getränke, Speisen und Arzneyen müssen sorgfältig vermieden, und bloss Obst, Obstsuppen, Limonade u. s. w. genossen werden.

gefallen hätte, das Verhältnifs der Querschnitte des zusammengezogenen Strahls und der Ausflufs-Öffnung bey jedem Versuche beyzufügen. Der jüngere *Michelotti* hat seine eigenen Versuche (von denen die Abhandlung, welche den Anhang ausmacht, handelt) in eine Tabelle, wo diese Verhältniszahl mit aufgeführt ist, zusammengestellt, und diese hätte also desto eher den Übersetzer veranlassen sollen, auch bey den Versuchen des älteren *Michelotti* eine gleiche Vervollständigung der Übersicht anzubringen, zumal da das Raisonnement des Vfs. und seine Art, zu rechnen, es dem Leser nicht ganz leicht macht, zur Übersicht der Resultate zu gelangen. Bey der Berechnung der Querschnitte des zusammengezogenen Strahls legte *M.* die Voraussetzung zum Grunde, dass die Geschwindigkeit des Ausflusses so grofs sey, als diejenige, welche bey frey fallenden Körpern einer Höhe, die der Wasserhöhe über dem Centro der Öffnung gleich ist, zugehört; und diese Voraussetzung zeigte sich auch bey dem Ausflusse durch Öffnungen in dünnen Wänden als völlig richtig; bey dem Ausflusse durch Röhren möchte sie es wohl weniger seyn, da hier keine Contraction des Strahls zu bemerken war, und doch die Wassermenge geringer ausfiel, als sie hienach sollte.

Die Versuche des jüngeren *Michelotti* wurden in demselben Locale und auf dieselbe Weise angestellt; seine Darstellung hat aber Vorzüge vor der des älteren, indem er die Resultate besser geordnet vor Augen legt. Die Resultate dieser Versuche sind nun folgende: 1) Bey einerley Öffnung in einer dünnen Wand ist der Querschnitt des zusammengezogenen Strahles etwas kleiner bey grösseren Höhen, so dass also die Wassermenge nicht ganz im Verhältnifs der Quadratwurzeln aus den Druckhöhen wächst. Dieses Resultat scheint durch die von dem jüngeren *M.* bewerkstelligten wirklichen Abmessungen des Strahles an seiner dünnsten Stelle bestätiget zu werden; auch läst sich der Grund in der mit vermehrter Geschwindigkeit des Wassers auch verstärkten Seitenbewegung der Wassertheilchen wohl finden, und man kann also hieraus keine Zweifel gegen das Gesetz der Geschwindigkeiten herleiten. Diese Abnahme des Wasserstrahls betrug bey einer 3zolligen kreisförmigen Öffnung etwa $\frac{1}{31}$, wenn die Höhe des drückenden Wassers von 83 bis 250 Zoll zunahm. Die Versuche des älteren *M.* scheinen für ein so feines Resultat nicht genau genug gewesen zu seyn; jedoch ergeben (wie Rec. durch eine Berechnung aller Versuche findet), unter 7 Reihen von Beobachtungen (nämlich mit einer dreyzolligen, zwey zweyzolligen, einer einzolligen quadratischen, und einer dreyzolligen, einer zweyzolligen und einer einzolligen kreisförmigen Öffnung in der Wand), drey eben dieses Resultat, drey geben äusserst geringe Unterschiede, oder auch für die mittlere Höhe am wenigsten, und nur eine giebt deutlich bey grosser Tiefe den Querschnitt des Strahles grösser. 2) Die Versuche des jüngeren *M.* deuten ferner an, dass bey solchen Öffnungen in dünnen Platten, bey gleichen Wasserhöhen, der Querstrich des Strahls sich etwas schneller vermindert, als die Grösse der Öffnung. Die Versuche sind hierüber nicht ganz einstimmig, und auch aus den Versuchen des älteren *M.* läst sich nichts ganz Sicheres folgern; es möchten hier also wohl noch einige Zweifel Statt finden. 3) Bey kreisförmigen Öffnungen in dünnen Wänden ist der kleinste Querschnitt des Strahls sehr nahe um einen Abstand, der seinem Halbmesser gleich ist, von der Wand entfernt, wie eine unmittelbare, mit einem besonders dazu eingerichteten Cirkel angestellte Messung ergab. 4) Setzte man an die gleichen Öffnungen Röhren von 8 Zoll Länge, und von einem eben so grossen Querschnitte, als dem der Öffnung, an: so fand, wie bekannt, eine ansehnliche Zunahme der ausfliessenden Wassermenge Statt, und diese ward noch grösser, wenn man innerhalb cykloidisch geformte Ansatzröhren an die Öffnung befestigte. 5) Aber bey einerley Weite der Öffnung und der Röhre nahm, wenn kein cykloidisches Einleitungsröhrchen gebraucht wurde, bey grösseren Höhen die Wassermenge in etwas geringerem Verhältnifs als dem der berechneten Geschwindigkeiten zu, gerade so, als ob auch hier eine verstärkte Contraction des Strahls bey grösseren Höhen Statt fände. Da, wo cykloidische Einmündungen angebracht waren, schien eher das Gegentheil Statt zu finden; aber unter den Versuchen des jüngeren *M.* sind von dieser Art zu wenige, um etwas Bestimmtes zu entscheiden, und auch die gleichfalls wenigen Experimente des älteren *M.* lassen diesen letzten Punct unbestimmt, obgleich sie sich einigermafsen zu eben dem Resultate hinneigen. In dem Falle, da blofs Röhren aufsen an der Öffnung angebracht und keine cykloidischen Einmündungen gebraucht wurden, geben unter 6 Reihen von Versuchen des älteren *M.* zwey eine geringe Zunahme der Wassermengen, als dem Gesetze der Geschwindigkeiten gemäfs ist, drey geben ein schwankendes Resultat, und eine widerspricht der hier aufgestellten und von dem jüngeren *M.* angenommenen Regel. 6) Die späteren Versuche des älteren *M.* geben nun noch ein sehr merkwürdiges Resultat in Rücksicht auf die Wassermenge, welche durch Röhren von völlig gleichen Querschnitten ausfliesst, wenn die Röhren ungleich lang sind. Die Versuche wurden mit cylindrischen Röhren von 2 Zoll Durchmesser angestellt, und man fand, wenn die Ausflusmenge bey der einfachen Öffnung von 2 Zoll Durchmesser $= 1$ gesetzt ward, die Wassermenge am gröfsten $= 1{,}3486$ bey einer fünf Zoll langen Röhre, hingegen bey längeren Röhren geringer, und z.B. bey einer 16 Zoll langen Röhre nur $= 1{,}312$. 7) Die Versuche, welche *M.* über die Geschwindigkeit des ausströmenden Wassers unmittelbar durch Hülfe der Strahlweite anstellte, stimmten sehr nahe mit der Theorie überein; eine von Hn. *Eytelwein* beygefügte Vergleichungstafel zeigt, dass die Strahlweiten zwar etwas geringer ausfielen, als die Berechnung ergab, aber es läst sich leicht einsehen, dass dieses schon wegen des Widerstandes der Luft nicht anders seyn konnte; ja man würde geneigt seyn, nach Hn. *Benzenbergs* Versuchen (*Versuche über die Umdrehung der Erde.* S. 204) diesen Widerstand bey einer Geschwindigkeit von 20 bis 36 Fuss in einer

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

MATHEMATIK.

BERLIN, in d. Realschul-Buchhandlung: *Franciscus Dominicus Michelotti's*, Prof. d. Mathem. zu Turin, *hydraulische Versuche, zur Begründung und Beförderung der Theorie und Practik. Nebst einem Anhange, welcher die neuesten turiner Versuche von Joseph Therese Michelotti enthält.* Aus dem Italienischen übersetzt von *C. G. Zimmermann*, Prof. am Friedrichswerderschen Gymnasium zu Berlin u. s. w. Mit Anmerkungen begleitet von *J. A. Eytelwein*, königl. preuss. geheim. Ober-Baurath u. s. w. Mit 4 Kupfertafeln. 1808. XXIV u. 253 S. 4. (3 Rthl. 20 gr.)

Die in diesem Werke beschriebenen Versuche betreffen theils den Ausfluss des Wassers aus Gefässen durch Seitenöffnungen, theils die Bewegung des Wassers in Gerinnen und offenen Canälen, und die zur Abmessung der Geschwindigkeit des Wassers dienenden Werkzeuge. Ein grosser Theil derselben ist so wichtig, dass er gewiss sehr verdiente, durch eine deutsche Übersetzung bekannt gemacht zu werden.

Die Versuche über den Ausfluss des Wassers durch kleine Öffnungen sind im ersten Theile, in der ersten Abtheilung des zweyten Bandes und im Anhange enthalten, und von diesen werden wir hier zuerst reden. Der Vf. beschreibt umständlich die für diese Versuche besonders passende Gegend, wo die Versuche angestellt wurden, und die dazu getroffenen Vorkehrungen. An einem Abhange, wo man leicht dem Wasser ein plötzliches Gefälle von mehr als 20 Fuss geben konnte, ward ein diese ganze Höhe erreichender Thurm oder Wasserbehälter gebauet, welcher völlig dicht verschlossen und mit Wasser angefüllt werden konnte, wo man aber auch durch Öffnungen von bestimmter Grösse dem Wasser wieder Abfluss verschaffen konnte. War nun der Thurm einmal gefüllt: so reichte der durch Zuleitungs-Canäle beständig fortdauernde Zufluss hin, um ihn, während jene Öffnungen das Wasser ablaufen liessen, ziemlich gleich gefüllt zu erhalten, so dass man die Wasserhöhe über der Ausfluss-Öffnung beynahe als beständig ansehen konnte. Weil indess die Wasserhöhe während der Experimente doch einige Änderung litt: so ward die wahre Höhe von Minute zu Minute bemerkt, und das arithmetische Mittel aus diesen Höhen für die wahre, beständige Wasserhöhe angenommen; — eine Supposition, die freylich nicht ganz strenge genau ist, aber doch, wie man sich leicht überzeugt, wenn man einen Versuch nach der wahren Formel, wo auf das allmähliche Sinken der Wasserfläche Rücksicht genommen wird, berechnet, bey diesen Versuchen völlig genügende Resultate giebt, weil die Änderung der Wasserhöhe sehr unbedeutend gegen diese selbst war. Die Öffnungen, durch welche das Wasser abfliessen konnte, und welche abwechselnd geöffnet wurden, befanden sich in drey verschiedenen Höhen, nämlich etwa 5, 10 und 20 Fuss unter der Oberfläche, und man hatte die Einrichtung getroffen, dass durch verschiedene vorgeschraubte Platten kreisförmige Öffnungen von 1, von 2 und 3 Zoll, ja sogar von 6 Zoll Durchmesser, und quadratische Öffnungen von 1, 2 und 3 Zoll Seite angebracht werden konnten; auch änderte man die Versuche noch durch angebrachte Röhren von 8 Zoll Länge und durch inwendig angebrachte cykloidische Ansätze ab, welche letzteren dazu dienten, die Richtung des durch die Öffnung strömenden Wassers zu bestimmen, und die Contraction des Strahls zu vermindern. Die ausgeflossene Quantität Wassers ward in einem grossen Bassin von 289 Quadratfuss Grundfläche aufgefangen und genau abgemessen. Die Bestimmung dieser Wassermenge liess sich zwar nicht mit der äussersten Genauigkeit ausrichten, da ein sehr unbedeutender Irrthum in Angabe der Höhe schon sehr viel Einfluss auf die Berechnung der Wassermenge hatte; aber bey der Menge und Mannichfaltigkeit der Versuche durfte man hoffen, dass diese kleinen Ungewissheiten sich gegenseitig compensiren würden, und also die aus Vergleichung aller Experimente gefolgerten Resultate sich nicht weit von der Wahrheit entfernen könnten. Nachtheiliger für die Vergleichung der Beobachtungen konnte es seyn, dass die geringste Ungleichheit in den Seitenflächen der Öffnung die ausfliessende Wassermenge afficirte, selbst dann schon, wenn diese Irregularitäten dem blossen Auge nicht sichtbar waren. Denn da dieses eine bey jeder Öffnung constante, und gleichwohl unbestimmbare Änderung der Wassermenge hervorbrachte: so wurden hiedurch die Resultate, selbst bey jeder Vervielfältigung der Versuche, gleich unrichtig.

Die Versuche sind einzeln mit allen Umständen erzählt, und dann noch eine tabellarische Übersicht derselben beygefügt, welche letztere sehr an Brauchbarkeit würde gewonnen haben, wenn es dem Übersetzer

an ein ausländisches Original erinnert, z. B. wenn S. 250 *Beobachtungen* statt *Bemerkungen* steht, wo im Italienischen vermuthlich *osservazione* stand. Einige sonderbare Druckfehler, z. B. S. 123 Zeile 7 sind dem Rec. aufgefallen; auch S. 135 oben scheint der Vortrag durch einen bedeutenden Druckfehler entstellt zu seyn. Die Kupfer sind sehr schön gestochen.

B.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

München, b. Lentner: *Über das Beste und Höchste.* Vorlesungen gehalten zu Dillingen von *Joseph Weber*, der Theol. Dr., königl. bair. geistl. Rathe und Professor der Physik. 1807. 239 S. 8.

Der Vf. hielt am königl. baierischen Lyceum zu Dillingen in Schwaben, ausser seinen Vorlesungen über Physik, Chemie und Landwirthschaft, auch Vorlesungen über das Beste und Höchste, das die gelehrten Schulen den Studirenden auf ihre ganze Lebensreise als sicheres Geleit mitgeben können. Die Beharrlichkeit, womit beynahe alle am Lyceum Studirende diesen Vorlesungen beywohnten, die Leichtigkeit, mit der sie in die Lehren eingingen, und der Ernst, mit dem sie über dieselben nachzudenken anfingen, machten dem Vf. Hoffnung, dass die Vorträge auch anderen Studirenden zu ihrer höheren Bildung behülflich werden könnten; ja er hält dafür, dass gar Viele derer, welche sich Gebildete nennen, der Winke, die er in jenen Vorlesungen zum höheren Leben gebe, wohl gar sehr bedürfen, und er übergab daher das Werkchen dem Drucke. Dass er daran wohl gethan habe, können wir mit völliger Überzeugung sagen, und wollen unsere Leser mit dem Inhalte der Vorlesungen näher bekannt machen.

I Vorlesung. Das menschliche Leben ist eine Reise, eine wichtige, beschwerliche und gefahrvolle Reise. II. Was sind die gelehrten Schulen, und was geben sie? III. Was sollen die gelehrten Schulen seyn, und was sollen sie geben? IV. Verhältniss der Gelehrtheit zur Weisheit. V. Die Weisheit ist das Beste. VI. Die Weisheit ist das Beste, sofern sie ist Religion. VII. Wie werden die gelehrten Schulen Weisheits-Schulen? VIII und IX. Christus, die lebendige, vollendete Weisheit, der Stifter und Lehrer der vollkommenen Religion. X und XI. Das Höchste, das die gelehrten Schulen geben können, ist die Wissenschaft, die lebendige Wissenschaft des Besten.

Die Wissenschaft, von der hier die Rede ist, besteht nicht in der Gewandtheit, Begriffe von dem letzten Grunde zu bilden, diese vielseitig aufzufassen, zu analysiren u. s. w., darüber Sätze aufzubauen, diese schulgerecht (consequent) an einander zu reihen, und so ein Mannichfaltiges in Einheit, in ein System zu verknüpfen, welches alles zur Förmlichkeit der Wissenschaft gehört, wenn sie vorgetragen wird. Die Wissenschaft, sagt Hr. *W.*, nicht die gemeine, empirische, gegebene, und nicht die mathematische, formelle, sondern die Wissenschaft, welche ist das Ergreifen, Fühlen und Schauen des Reellsten — Göttlichen in jeder Form des Universums, wobey der Mensch im Hochgefühl, durch die Anschauung des Göttlichen gerührt, hingerissen, begeistert wird, seine Anschauung in einem weisen, göttlichen Leben darzustellen — eine solche Wissenschaft ist lebendig, und wer weiss, der handelt.

Der Vf. vermuthete ganz richtig den Vorwurf von Mysticismus. Er sagt daher, es sey allerdings möglich, dass Manche die Rede von einem solchen Wissen, wodurch die Anschauung und das Gefühl des Göttlichen mit einem göttlichen Leben zusammenfällt, nicht einmal verstehen, und sie dann als mystisch verunglimpfen; aber sagen sie damit etwas Anderes, als dass ihnen die lebendige Wissenschaft ein Mysterium sey? — Am Ende werden die Zuhörer ermahnt, nur erst die Probe zu machen, unmittelbar durch blosses Gefühl der Wahrheit geleitet, ein edles, göttliches Leben zu führen. Sie würden dann schon im Besitze des Besten, bey ihrer weiteren Fortbildung, sicher auch des Höchsten, der Wissenschaft, theilhaftig werden.

Ohne Rücksicht auf Schulmeinungen, oder auf irgend ein neues oder neuestes philosophisches System, müssen die vorliegenden Vorlesungen des Vfs. Jedem ein willkommenes Geschenk seyn, dem die moralische Bildung der studirenden Jugend, Besserung und Veredlung der Menschheit, und Christenthum am Herzen liegen.

LMO.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, in d. neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Moorfelds Leiden und Freuden.* Eine Erzählung von *Theodor Fröhlich.* 1812. 89 S. 8. (8 gr.)

Wenn der Vf. in der Vorrede von dieser aus dem Englischen entlehnten Erzählung meint, dass sie doch wenigstens eine müssige Stunde unschädlich ausfüllen könne: so müssen wir ihm in sofern Recht geben, als darin doch immer etwas geschieht, wenn es auch für Romanenleser von ziemlich gewöhnlicher Art ist, und nicht immer in gehöriger Verbindung steht, und in sofern der Ausgang der kleinen Geschichte den Leser eine Weile ungewiss lässt. Übrigens geben weder Erfindung, noch Verknüpfung, noch Charakterzeichnung und Darstellung dem Romanchen einen besonderen Werth. Schwarz und Weiss, Gutes und Böses ist hier ganz einfach neben einander gestellt, und überall, im Einzelnen wie im Ganzen, werden wir die Unschuld und die Unerfahrenheit eines Anfängers im Erzählen gewahr, der im Gebrauch der Mittel, die ihm gerade nöthig scheinen, immer zu dem Nächsten greift.

T. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

THEOLOGIE.

Ohne Angabe des Druckortes (Hof, b. Grau in Comm.): *Der Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht.* Zweyter Theil, 1804. 426 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der erste Theil dieser Schrift fand nicht einerley Aufnahme. Einige fällten ein gutes, die Meisten aber ein zweydeutiges oder ungünstiges Urtheil über denselben. Dieser zweyte Theil wird ein gleiches Schicksal mit seinem älteren Bruder theilen; ja, wir fürchten, dass ihm noch weit schlimmer mitgespielt werden dürfte, denn — er spielt Anderen auch sehr schlimm mit! Das Sprichwort sagt: wie man in den Wald schreyt, so schallt's wieder heraus. Möchten nur die Töne *human* seyn! — Liebe und Sinn für Wahrheit, ohne Vorurtheile, Stolz und Eigendünkel, erzeugen solche.

Im Ganzen müssen wir dem anonymen, uns unbekannten Vf. ein sehr gutes Zeugniss geben. Er verbindet mit einem ächt *historischen* Geiste Freymüthigkeit und Scharfsinn; und, in der That, es thut einem wohl, wenn man, nach den so vielen moralischen, philosophischen, psychologischen Erklärern, endlich wieder einmal auf einen Mann stösst, wie der Vf. ist. Muss auch der Leser, nach der Anordnung seines Führers, erst eine Menge Umwege mit ihm durchwandern, ehe er zum Ziele gelangt: so wird er doch nicht selten am Ende reichlich dafür entschädigt. Sein Gang ist nämlich dieser: erst wird jeder Vers wörtlich übersetzt; dann werden die älteren und neueren Commentatoren vor das jüngste (d. h. vor sein) Gericht geführt; sie sagen ihre Lectionen her; brechen sie sich nicht schon selbst den Stab: so werden sie noch mit einem besonderen kurzen Urtheile oder mit einem blossen *ohe* und dergleichen entlassen. Des Vfs. Ansicht folgt entweder gleich nach der deutschen Übersetzung, oder sie ist in die Urtheile verflochten, oder folgt am Schlusse jedes Verhörs, wenn sie sich nicht von selbst aus dem Gesagten ergiebt. Im zweyten Theile werden weit mehrere Schuldige, wie im ersten, vor Gericht geführt. Doch haben wir hier auch manche vermisst, die im ersten figurirten. Viele sind hier wie dort, ohne dass wir gerade wissen, warum, übergangen worden. Übrigens erstreckt sich dieser zweyte Band über Joh. VI, 22 bis IX, 41; also über nicht gar 4 Capitel. Allerdings eine lange Brühe zu einem wenig Fleisch, wie der Vf. selbst S. 84 sagt.

So sehr es Vielen auffallen, Anderen wohl ein Lächeln abzwingen mag: so ist es gleichwohl gewiss, dass wir, bis auf den heutigen Tag, zur Erklärung des johanneischen Evangeliums wohl mehrere gute Beyträge, aber noch nichts besitzen, das eigentlich den Namen eines Commentars desselben verdiente. Diess beurkundet das vorliegende Buch von Neuem, und es ist wahrlich nicht sein geringstes Verdienst. Wir können nicht bergen, dass wir unter diesen Umständen aus den Händen des achtungswerthen Vfs. einen ausführlichen Commentar über den Johannes gern annähmen. Wie? wenn er die Beklagten ihrem wohlverdienten Schicksale überliesse, seine Gerichtsstube zuschlösse, damit auch nicht die Acten zu stark, und für die Bedürftigen zu theuer würden, und sich jener verdienstlicheren Arbeit unterzöge? — Freylich müsste er alsdann noch viele unhaltbare Plätze, sowohl über das Ganze (wie z. B. über den Verfasser dieses Evangeliums), als über einzelne Theile desselben aufgeben, wie denn auch von seiner Wahrheitsliebe und Gewandtheit zu erwarten ist.

Im Einzelnen könnten wir mehrere Proben anführen, wo wir wenig oder nichts auszustellen wissen, z. B. Joh. VIII, 12. 46. 54 und 55. 56. IX, 3. 4. 5. Allein zweckmässiger wird es seyn, einige weniger treffende Stellen mit einem kurzen Urtheile zu begleiten. Joh. VI, 36. „Ihr habts gesehen, dass ich der Messias bin — bey der wunderbaren Speisung. Und ich habe es euch auch bereits (V. 27) gesagt." Mit εἶπον ὑμῖν ist ὅτι καὶ ἑωράκατέ με verbunden, und muss also auch damit verbunden gedacht werden. Der Vf. verfährt anders; er trennt diese Sätze, denkt bey εἶπον ὑμῖν an V. 27, und übergeht καὶ οὐ πιστεύετε ganz. Diess alles ist nicht zu billigen. Rec. erklärt: Ich habe es (V. 26) gesagt, dass ihr mich für den Messias erkannt habt, und glaubt doch nicht (dass ich der Messias bin, weil ich eure irdischen Wünsche nicht erfüllen will). Jesus hatte nämlich V. 26 gesagt: Nicht der Wunder wegen sucht ihr mich auf, sondern weil ihr durch die wunderbare Speisung gleichsam satt worden seyd, d. h. mich dadurch für den Messias erkannt habt (und mich nun zu euerem Könige machen wollt V. 15). Wirket Speise u. s. w. — Unter πᾶν V. 37 versteht der Vf. „*alle* und *jede* Menschen, welche *ächte*

Israeliten find," und meint, wenn auch Jesus die Heiden mit im Sinne gehabt: so hätte er doch nicht hoffen können, dass die damaligen Zuhörer diesen Sinn errathen würden. Wie kann aber bloss diess als Gegenbeweis dienen? Der Vf. sagt ja selbst S. 132: „Freylich war dieser Sinn für die jüdischen Zuhörer unerforschbar. Es blieb ihnen gar nichts übrig, als zu murfen." Und an vielen anderen Orten heisst es, der Evangelist habe den Zuhörern mit Fleiss schwere Begriffe geliehen, und ein Paradoxon aufs andere hingeworfen, weil sie recht extradumm hätten fragen und antworten sollen. Wie mag das zu dem *Nichterrathen* passen? Gleichwohl macht es hinterher der Vf. noch ärger, und sagt: Jesus habe jetzt noch genug mit den Juden zu thun gehabt, folglich hätten ihm in der damaligen Lage die Heiden noch nicht vorschweben können. Wir fragen, in der Lage, wo ihn die Juden durchaus nicht für den Messias annehmen wollten? Und wozu dann die grossen Entschuldigungen von V. 38—40? Etwa der *ächten* Israeliten oder der Lahmen und Krüppel wegen? (Luk. XIV, 21—24.) — V. 39. *Verlieren* sagt mehr als *sterben*. Denn ἀπολέσω und ἀναστήσω V. 37 sind gleichbedeutend. Nur der, welcher für das Reich Gottes *gewonnen* ward, erfreuete sich der Auferstehung. — V. 40: „Ihr sehet jetzt den Messias, glaubet nun auch an ihn, und ihr werdet das ewige Leben haben." Wenn sich auch die Juden das Glück wünschen, den Messias mit eigenen Augen zu sehen: so ist doch wegen V. 36 weit wahrscheinlicher, bey *sehen* an *erkennen* zu denken. — Der sehr schwierige V. 63 wird so erklärt: „Das Evangelium (die Lehre vom Messias und seinem Reiche) verschafft den Gläubigen an dasselbe das Leben (in dem Reiche des Messias). Das Gesetz Moses nützt nichts (?), und ist unfähig, die Menschen zu beleben und zu beseligen." Wenn V. 63 nicht diesen Sinn habe, sagt der Vf.: so „verstehe ich das nicht, und hoffe zu Gott, er werde ihn solches bis an sein seliges Ende nicht verstehen lassen" (?!). Der gewandte Vf. wird wohl einer freundlichen Zurechtweisung Raum geben! Wenigstens ist, nach Rec. Dafürhalten, der Sinn dieses Verses grösstentheils verfehlt. Dass πνεῦμα anderwärts im N. T. bisweilen das *Evangelium* bedeutet, und σὰρξ das *mosaische Gesetz* — diess geht uns beym Johannes überall nichts an. Wie ein so scharfsinniger Kopf diese Regel vernachlässigen konnte, nimmt uns Wunder. Ferner: erst spricht Jesus V. 48—50 von *Brod*; V. 51—57 geht diess in *Fleisch und Blut* über. Dieser Übergang beweist, dass man bey *Brod* nicht an Jesu Lehre, aber auch bey *Fleisch* nicht an das *mosaische Gesetz* denken dürfe, sondern an Jesu — Versöhnungstod. Was σὰρξ V. 51—57 bedeutet, dasselbe muss es auch V. 63 bedeuten. Die Zuhörer und selbst die Jünger nahmen das Fleischessen wörtlich; so sagte denn der Erlöser: Hänget nicht an der Schale, sondern dringet in den Geist ein! Jene hat keinen Werth, wenn ihr nicht diesen ergreifet. Mein Tod z. B. ist wie der Tod jedes *Anderen*, wenn ihr euch nicht denselben als Versöhnungstod zueignet, und dahin führt mein Unterricht! — Cap. VII, 5. Sollte der Evangelist gefabelt haben, wenn er sagt: auch Jesu Brüder glaubten nicht an ihn? Die beiden Apostel Jacobus und Judas Thaddäus sind von den Brüdern Jesu gleiches Namens wohl zu unterscheiden. — V. 6 soll keinen anderen Sinn haben können als diesen: „Nichts nöthigt mich jetzt hinauf nach Jerusalem zu gehen. Meine Zeit, in der ich alldort nach Gottes Willen leiden und sterben soll, ist noch nicht vorhanden. Ich kann also noch wegbleiben. *Eure Zeit ist allewege*, d. h. ihr seyd in eurem Thun nicht wie ich an eine bestimmte Zeit gebunden." Das Wort καιρὸς muss im ersten und zweyten Gliede einerley Bedeutung haben: entweder: meine Todeszeit ist noch nicht da, die eure aber ist zu jeder Stunde; oder: meine Zeit zur Abreise hängt vom Befehl Gottes ab, die eure hingegen nicht, d. h. ich kann nicht, wie ihr, nach eigenem Gefallen abreisen. Es kömmt nun auf den Vf. an, ob er diesen oder jenen (?!) Sinn annehmen will. Über Joh. VIII, 20. VII, 30 hätte nicht so schnell weggegangen werden sollen. Nach diesen Stellen konnte ihn nicht Furcht vor der Welt (V. 7) von Jerusalem zurückhalten, sondern der Gedanke, dass er im Einverständnisse mit Gott stehe, und überall als sein Abgesandter handeln müsse; da er nun noch diese höhere Zustimmung in sich vermisste, so war auch natürlich seine Reisezeit noch nicht vorhanden. — Joh. VIII, 21. Unter *Sünde* ist weder *Unglaube* noch *Hartnäckigkeit*, am allerwenigsten aber *Bosheit* und *Lasterhaftigkeit* zu verstehen. Der Vf. tritt auf die Seite derer, welche unter *Sünde* den *Unglauben* und unter dem *Sterben* die *Vertilgung der Ungläubigen* verstehen, mit Hinsicht auf Luk. XIX, 27. (?!) Rec. muss auch über diese verfehlte Wahl des scharfsinnigen Mannes seine Verwunderung zu erkennen geben. Wird er wohl folgende Erklärung des 24 Verses billigen? Ich habe es euch (V. 21) gesagt, dass ihr eures Unglaubens wegen werdet vertilgt werden; denn *so ihr nicht glaubet*, dass ich der Messias bin: so werdet ihr wegen eures Unglaubens vertilgt werden. Das ist doch wohl lauter Tautologie!

Je weniger sinnverstellende Druckfehler in dieser Schrift vorkommen, wie z. B. S. 393 *ein* irreligiöser statt *kein* irreligiöser: desto häufiger sind die Fehler gegen die Interpunction.

F. W.

BREMEN, b. Seyffert: *Die Göttlichkeit des Christenthums, so weit sie begriffen werden kann.* Vom Verfasser der Briefe an Emma über die kantische Philosophie. Zweyte Auflage. 1804. XI und 278 S. 8. (16 gr.)

Das Räsonnement in dieser Schrift, der hie und da eine lichtvollere Darstellung der Ideen zu wünschen wäre, lässt sich in folgende Schlussreihe zusammenfassen: Das Bedürfniss einer Offenbarung liegt im sittlichen Verfalle des Menschen, in seiner Unangemessenheit zum Sittengesetze. Diese entsteht aus einem Übergewicht der Sinnlichkeit. Hiegegen bedarf es eines Gegengewichts durch *Religion*; diese, wie sie gerade ihm in seiner Schwäche nöthig ist, kann ihm nicht aus sich selber kommen eben wegen seines

sittlichen Verfalls, mithin muss sie ihm ausserordentlich gegeben, d. i. *geoffenbart* werden. Eine solche muss aber, wenn sie als ächte Offenbarung gelten soll, gerade *den* Charakter an sich tragen, wodurch sie der übermächtigen *Sinnlichkeit* entgegen wirken kann, d. h. sie muss hauptsächlich und unmittelbar auf *Phantasie* und *Gefühl* des Menschen wirken, nämlich durch *Bilder*. Und diesen Charakter des *Bildlichen* finden wir vollkommen in den *christlichen* Religionsschriften: folglich ist *hier* wahre Offenbarung für den sittlich verfallenen Menschen; und folglich müssen die Lehren dieser Religion vornehmlich *in Bildern* vorgetragen werden. — Diess wird nun in einzelnen Partieen nach folgender Ordnung durchgeführt:

I. Zweck und Inhalt der christlichen Religionslehre; dem moralischen Unvermögen der Menschen zu Hülfe zu kommen, da sie sich selbst nicht mehr helfen konnten; desshalb wesentliche Lehren derselben: von der Genugthuung, Begnadigung und höheren Unterstützung. *II. Beweise für den höheren Ursprung derselben;* vornehmlich aus der Wirkung auf *Einbildungskraft und Gefühl* durch die Stärke, Richtigkeit und Erhabenheit ihrer *bildlichen* Darstellung der Vernunftwahrheiten. S. 55 f. *III. Unterschied der Erklärungsarten der christlichen Religions-Urkunden;* zugleich Kritik derselben, worin manches Treffende über die Accommodationsmethode; dann neue Empfehlung der *moralischen Interpretation*, wozu gerechnet wird „den grösseren Theil des N. T. als *bildliche* Darstellung und Philosopheme von Vernunftwahrheiten aufzustellen." *IV. Lehre des Christenthums von Gott. V. Schöpfung und Vorsehung;* letzter Zweck derselben: der moralische Mensch. „Da wird dem Menschen Alles gegeben, was er in einer ächtmoralischen Gesinnung bittet; ja, spräche er in dieser Gesinnung, nur von ihr geleitet, und um ihr Geheiss zu erfüllen, zum Berge, dass er sich entwurzele und ins Meer stürze: so wird geschehen, was er sagt. Wo also auch die Menschheit in ihrer Würde und Vollkommenheit erscheint und handelt, da legt sich der Sturm, da wird das Meer wie ein festes Land, da verdorrt der Baum, die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Todten stehen auf, und den Unglücklichen lacht die Freude wieder." S. 85. (Allerdings ein schönes Bild, diese so handelnde Menschheit! Fragte nur der gesunde Menschenverstand auch in Sachen der Religion nicht immer nach *reinen, klaren Begriffen*! Hiegegen sagt unser Vf. S. 86: „Diese Facta nach den Anfoderungen des Verstandes zu erklären, gehört für den gelehrten Erklärer des N. T. Allein man kennt seinen Boden nicht, wenn man für die Erbauung oder die Erweckung religiöser Empfindungen diese Untersuchung für nöthig hält.") *VI. Sittlicher Verfall des Menschen;* Allgemeinheit desselben; selbstverschuldet. *VII. Darstellung desselben im N. T.;* der erste und zweyte Adam, Bilder einer verdorbenen und einer vollendeten Menschheit. „Die furchtbare Macht und Allgemeinheit des moralisch Bösen ... kann vielleicht unter dem *Bilde des Teufels* noch immer für die Erregung der Empfindung, und um die Einbildungskraft zu rühren, am besten dargestellt werden. *VIII. Verhältniss Gottes zu dem moralisch gesunkenen Menschen;* z. B. als *Sohn*, d. i. gnädiger Erhalter und Beglücker mit richterlicher Gewalt und Herrschaft, d. i. Bild des Gedankens: Alles Sichtbare sey auch dazu eingerichtet, das unvollkommene Bestreben des Menschen nach sittlicher Vollendung zu begünstigen, und schon dabey könne er sich des Wohlgefallens Gottes erfreuen. *IX. Wiederherstellung des Menschen durch Christum.* „Nur als bildliche Darstellung kann das, was das N. T. über die höhere Natur Jesu enthält, Gegenstand eines religiösen Glaubens ausmachen." *X. Jesus Person und Geschäft.* „Eine stellvertretende Genugthuung im dogmatischen Verstande ist unstatthaft; aber sie ist religiöses Bild dessen, dass in den Leiden der sich veredelnden Menschheit der Grund der Hoffnung der Sündenvergebung liege." *XI. Wohlthaten, welche der Mensch Jesu verdankt. XII. Bedingung der Theilnahme an diesen Wohlthaten. XIII. Christliche Tugendmittel. XIV. Kirchliche Vereinigung;* dazu *symbolische Bücher*, sofern sie Verbote unmoralischer, der Ruhe und den Rechten der Staatsglieder nachtheiliger Erklärungen enthalten; *öffentliche Gottesverehrung; Taufe; Abendmahlsfeyer;* Sinn der Worte Jesu beym Brod: „Dieses, die ganze Handlung nämlich, sey euch Erinnerung meines Todes;" beym Becher: „Dieses, ebenfalls die ganze Handlung, deutet auf das neue Verhältniss, worin ihr euch künftig auf Gott um meines Todes willen betrachten dürfet," nach 1 Kor. II, 24—26. *XV. Möglichkeit der Befolgung der Grundsätze des Christenthums*, in besonderer Beziehung auf den Kaufmannsstand und auf die Politik.

Nach ihrer Haupttendenz gehört also diese Schrift mit zu den neueren Versuchen, wodurch uns ein recht schönes, *ästhetisches* Christenthum zubereitet werden soll. So müssen wir denn sehen, wie sich auch diesseits des Rheins so mannichfache Erscheinungen und Bestrebungen mit denen jenseits desselben — einer *Genlis*, eines *Chateaubriand* u. s. w. — immer mehr für diesen Zweck vereinigen! Haben es aber die Freunde eines solchen bilderreichen Christenthums für Phantasie und Gefühl wohl ernstlich bedacht, wohin diess endlich führen müsse? Zwar giebt es unser Vf. noch zu, dass die historischen Ausleger immerhin für sich mit aller Gelehrsamkeit den Grundsinn der Schrift erforschen, die Sache von dem Bilde, den reinen Gedanken von der Hülle scheiden möchten: nur wäre hievon in dem öffentlichen Religionsunterricht kein Gebrauch zu machen; da müsse man sich durch's *Bild* der Einbildungskraft und Empfindung zu bemächtigen suchen; für den Stärkeren möge es an der allgemeinen Vernunftwahrheit genug seyn: nicht so für den Schwächeren! Soll mithin der Schwächere immer so schwach bleiben? Sollen um jener Schwächeren willen die Stärkeren, die Vollkommeneren, diese besten Stützen eines *vernünftigen* Christenthums, völlig aus unseren christlichen Gottesverehrungen zurückgedrängt werden? Soll eine Kanzelrede nichts als ein reizendes Phantasiestück, — der beste Prediger *der*

seyn, welcher die Posaunen des Weltgerichts am stärksten ertönen läſst? Sollen die theologischen Gelehrten wieder Mysterienbewahrer, eine ägyptische Priesterkaste werden, die ihre Wahrheit für sich behalten, und zum Volke nur durch Zeichen und Wunder, durch Bilder und Hieroglyphen reden? Werden sie dabey nicht endlich den Sinn der Bilder selbst verlieren, und mit dem Volke völlig blinde Bilderdiener werden, wie es jene wurden? Denn Gelehrsamkeit verliert Reiz, Werth, Verehrer — das beste Schwert rostet in der Scheide, wenn man keinen Gebrauch davon machen darf! Und könnte dann noch ein ehrlicher und einsichtsvoller Mann Religionslehrer zu seyn, zu werden wünschen? — O wie sehr würden doch unsere jetzigen Interpreten missverstanden (s. S. 62 f.), wenn die Mythen und Sagen, auf welche sie aufmerksam machten, um sie von einem vernünftigen Religionsunterricht immer mehr abzusondern, sie *als solche* stillschweigend fallen zu lassen — wenn diese nun erst förmlich in denselben aufgenommen, alle verbleichten Gemälde des älteren Orients mit neuen Farben und Decorationen in voller Gallerie vor den Augen des jetzigen Occidents wieder aufgestellt werden sollten! (Statt dessen also, daſs man bildliche Darstellung zum Wesen alles religiösen Unterrichts machen will, sollte man lieber nach exegetischen, homiletischen und psychologischen Gründen ohne Vorurtheil untersuchen, welche und wie wenige jener alt orientalischen Bilder etwa in dieser oder jener Beziehung noch mit einigem Nutzen gebraucht werden könnten, ohne Missverstand zu erregen und der Schwärmerey Nahrung zu geben; welche und wie viele dagegen, die blos für jene Zeit und Gegend, für den Glauben, die Cultur und Sitte *der* Nation gehörten, z. B. alle Opferbilder, hier und jetzt, wo dieses alles anders ist, veraltet sind und bleiben müssen.) S. 36 heiſst es: „Eine Offenbarung muſs als ein erhabenes Kunstwerk betrachtet werden. Sie läſst sich nur vermittelst des Gefühls des Erhabenen auffassen. Wie nun Niemand, um den reinen Genuſs eines schönen Kunstwerks zu haben, untersuchen wird, von welchem Stoffe es sey, und nach welchem Maſsstabe es verfertiget worden: so dürfe auch der, welcher sich den ungeschwächten Eindruck einer Offenbarung zu verschaffen wünscht, die Facta, die sie aufstellt, und die Bilder, in welche sie ihre Wahrheiten kleidet, *nicht nach Verstandesgesetzen beurtheilen* wollen." Demnach würde der brauchbarste Commentar über das N. T. für Prediger eine Messiade seyn, und die Kanzeln würden wieder von ästhetischen Schwätzern entweihet werden!

Doch genug, um die Freunde eines *solchen* Christenthums, wie gut sie es auch in gewisser Hinsicht meinen mögen, auf die *gefährlichen Folgen* ihres Unternehmens aufmerksam zu machen! Und worauf *gründet* sich dieses Unternehmen? Darauf, daſs, nach S. 65, „Religion und also auch ein Unterricht in derselben ein *Product der Einbildungskraft* in Verbindung mit der moralischen Gesetzgebung der Vernunft ist, und wenn sie brauchbar seyn soll, *zunächst auf die Imagination* wirken muſs." Gleichwohl fehlt hier, wie überall noch, der *Beweis* dafür; und S. 67 gesteht der Vf. selbst, „sie sey die schönste Frucht der Ausbildung *aller* Erkenntniſs- und Empfindungs-Kräfte." Es ist hier nicht der Ort, über Principien zu streiten; allein schon dieses, daſs man das Princip der Religion fast in jeder einzelnen Kraft des Erkenntniſs- und Begehrungs-Vermögens finden zu können geglaubt hat, deutet klar genug darauf hin, daſs sie aus keiner allein sprosset, daſs sie ihre Wurzeln durch alle hin verbreitet, und aus allen gemeinsam ihre Nahrung zieht; daſs ihr mithin das Terrain der Phantasie und des Gefühls weder für ihren Ursprung noch für ihre Wirksamkeit ausschlieſslich zu bestimmen ist. Jedoch, wie und aus wie verschiedenen Quellen auch die Religion bey den *sich selbst überlassenen* Menschen hervorkommen möchte, — *jetzt* kommt sie durch Lehre und Unterricht, also durch den *Verstand* in den Menschen hinein; hier sind es also offenbar nicht Phantasie-Gemälde, sondern überzeugende *Vernunftgründe*, welche allein ihr Festigkeit im menschlichen Geiste zu geben vermögen. Ist der Verstand erst von ihren Wahrheiten gründlich überzeugt: dann mag der Religionslehrer zur rechten Zeit auch das Herz erwärmen, und hiezu ein und das andere gehaltvolle und treffende Bild, sofern es zur wirklichen Verdeutlichung der Vernunftwahrheit und zur Verstärkung ihres Eindrucks dienen kann, mit Vorsicht und Geschmack nebenher benutzen. — Fragen wir ferner nach dem *Zweck* aller Religionslehre: worin besteht er anders als darin, daſs gute *Maximen* für Denken und Handeln im Menschen befestigt werden? Lassen sich diese aber durch Exaltationen der Phantasie, durch flüchtige Sinnenrührungen dauerhaft begründen? — Was soll endlich eine Trennung zwischen Moral und Religion, mag sie noch so schulgerecht seyn, im *populären Unterricht* fruchten? Das Christenthum enthält nach Jesu Geist und Reden eine moralische Religion, die darauf berechnet ist, den Menschen nach *seinem ganzen Wesen*, nach *allen seinen Kräften* zu veredlen; aber wahrlich nicht, sich blos und zunächst bey der Phantasie und dem Gefühle desselben durch schöne Farben und Bilder einzuschmeicheln.

Diese Ideen wenigstens anzuregen, hielt sich Rec. hier verpflichtet, weil in der vorliegenden Schrift die meist noch vagen Bestrebungen für ein ästhetisch-mystisches Christenthum gewissermaſsen fixirt, auf etwas, das den Anstrich — aber auch nur den Anstrich — von wissenschaftlicher Grundlegung hat, erbauet werden sollen. Man muſs sich in der That wundern, wie Männer, nicht ohne Scharfsinn, sich hierüber selbst so täuschen, nach einem untreuen Schattenbilde greifen, und dieses für die Religion der Christen selbst halten und aufstellen mögen! *Cedat umbra soli!*

Sh.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

LITERATURGESCHICHTE.

PARIS, in der Expedit. der Bibliographie Française: *Dictionnaire de Bibliographie Française.* Tome I et II. etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Auf 2520 *Anna Rose-Tree*, folgen von 2521—2610 *Annales*; dann nach *Annamire* und einigen andern von 2618—2671 *Année*, und abermals nach einigen Zwischenartikeln von 2686—2736 *Annuaire*, und unter den *Avantures de Robinson Crusoe* stehen auch die *Avantures surprenantes*, obgleich *surprenantes* weit hinter *de* zu stehen kommen müsste. No. 4694, wo *surprenantes* nach der wahren Buchstabenreihe vorkommen sollte, wird nun ganz kurz auf obige Numer verwiesen. So sind auch 4774 und 75 die zwey nach der alten Schreibart *Advis* vorgesetzt, und folgen nach *Aviceptologie*; nachher folgen *Advis* und *Avis* unter einander, ohne dass auf die Rechtschreibung Rücksicht genommen worden wäre. Überhaupt pflegt die Mehrzahl sich an die Einzahl anzuschliessen, und auf veraltete Orthographie nur im Druck, nicht aber in der Registratur, Rücksicht genommen zu werden. Man sehe z. B. I, 393 *Ane*, *Anes*, *Asne* u. a. m. Zuweilen ist der Vf. von dieser Regel abgewichen. No. 5311 heisst *Beaux chevaux* (*Beaux-arts* nicht zu erwähnen; und doch ist auch dieses 4115 unter *Arts* (*les Beaux*) eingetragen, und auf *Beaux-arts* verwiesen). Das nämliche Buch war 4773 unter *Advis* vorgekommen: ob er es nun unter *Chevaux*, von einem Renvoy begleitet, abermals anführen wird, steht zu erwarten.

Abgesehen von dieser Bizarrerie der Classification, der gar zu grossen Weitschweifigkeit und den unnützen Wiederholungen, ist sonst das Buch sehr gut, mit eisernem Fleisse geschrieben, und so vollständig abgefasst, als es nur aus denen, bis jetzt über französische Bibliographie erschienenen Büchern (der Vf. specificirt sie S. XX—XXXVIII vollständig) zu verfassen möglich war. Dass die Bogenzahl der Bücher nicht angegeben ist, wird freylich den mehresten Besitzern dieses Buches unangenehm seyn; aber sicher hätte der, für die Befriedigung seiner Leser so sehr besorgte Vf. ihnen gern auch diese Freude, wenn es ihm nur immer möglich gewesen wäre, gemacht: denn er hat sonst nichts verabsäumt, alle ihre Foderungen zu befriedigen. Ja auch die Bogenzahl giebt er, wo er das Buch in Händen hatte, doch nicht immer mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit, an. *Scherers annales de la petite Russie* werden 2545 als 750 Seiten stark angegeben. Aber der erste Theil enthält 328 und der zweyte 384 = 712 Seiten.

Überhaupt aber ist die von Hn. *Fl.* gewählte Ökonomie diese: Erstlich steht der Titel vollständig da. Die Genauigkeit geht dabey so weit, dass, wenn von einem Werke mehr als Eine Ausgabe anzuführen ist, und der Titel der einen auch nur in einem Jota von dem der anderen abweicht, beide Titel Wort für Wort abgeschrieben werden. Hat sich der Vf. genannt: so folgt der Name desselben mit allen Attributen, die er sich selbst auf dem Titel beyzulegen beliebte; blieb er anonym, oder schrieb er unter einem angenommenen: so setzt der Vf. den wahren Namen, wenn er ihm anders bekannt war, hinzu; ja er treibt 1842 diese Sorgfalt so weit, zu sagen, dass *Calamidoro Penejo* ein angenommener Name sey, und sehr selten wird man auf undemaskirte Anonymen stossen. Zuweilen vergrössert er auch diesen Titel durch eine kleine, dem Leser gewiss angenehm eingeschobene Parenthese. No. 851 „*Adelaide et Monville par Rouget de Lille*" schiebt der Vf. ein: *Auteur de l'hymne appellé Marseillaise* — 957 *Addresse d'un Prussien* (*J. B. Cloots, qui s'est nommé depuis Anacharsis*). Übrigens sind diese Entdeckungen gewöhnlich nicht vom Vf. selbst gemacht, sondern aus *Barbiers* oben erwähntem Wörterbuche entlehnt. Dann folgt Angabe des Druckorts, des Druckers und des Verlegers, in sofern diese auf dem Titel benannt sind. Steht vor dem Namen des Verlegers *ein* Sternchen: so ist er wirklicher Verleger; wo *zwey* stehen, wird angezeigt, dass bey ihm Exemplare in Menge zu haben sind. Geht ein *signum negationis* von einem Sternchen begleitet vorher: so zeigt dieses an, dass der, in diesem Fall Römisch gedruckte Buchhändler die Auflage vom früheren Verleger an sich gekauft hat. Ist der Verleger ein Pseudonymus: so setzt Hr. *Fl.* den rechten Namen in Parenthese hinzu. Als Verleger der *Art de peter* wird auf dem Titelblatte genannt: *Florent Q. rue Pet-en-Gueule, au Soufflet*, und als Druckort *Westphalen* angegeben; aber in Parenthese heisst es: *Paris. Le Jay.* Zuletzt der Preis. Wenn einer der vorgedachten Sternchen vorhergeht: so bezeichnet diess den Ladenpreis; ist dieses nicht der Fall, und steht er in einer Parenthese: so deutet es den Ori-

ginalpreis an, für den es zur Zeit seiner ersten Erscheinung verkauft ward, der aber jetzt nicht mehr gültig ist. Ist das Französische Buch in Deutschland, England oder Russland gedruckt: so wird der Preis nicht nach Französischer, sondern nach der im Lande selbst gangbaren Münze gesetzt. Ist das Buch ganz aus dem Buchhandel verschwunden, und kommt nur noch in Auctionen vor: so wird der Preis angezeigt, für den es in dieser oder jener berühmten Bücherversteigerung verkauft worden. Sehr interessant ist es, zu sehen, zu welchen, manchmal ganz unglaublichen Preisen diess oder jenes Buch zuweilen in die Höhe getrieben ward. Ein sehr merkwürdiges Beyspiel davon steht No. 2128 a. Die Ausgabe des *Anacreon* mit Kupfern von *Eisen* (zweyte Ausgabe 1782) ward in der Steigerung des Baron Heiss 1785 mit 800 Franken bezahlt. Diesen Preis übertrifft noch die nur aus 8 Bogen bestehende *Beatitude des Chrestiens de Gottfried Vallée*, bezahlt 1769 in der Auction des Gaigna für 851 Fr. Diess kam daher, weil man diess Exemplar für das einzige in der Welt ausgegeben. Gaigna hatte sein Exemplar aus der Auction des Herzogs von Vallière für 310 Fr. Seit dieser Zeit hat man es in Frankreich, wie bey uns *Serveti restitutionem* nachgedruckt, und dieser Nachdruck ist für eine Kleinigkeit zu haben. Ganz ausserordentlich ist es auch, II, 410. 86 zu lesen, dass die unter Griechen höchst bekannte Dollmetschung des Telemachs (Ofen, 1801) in der Villoisonschen Auction mit 80 Franken bezahlt worden. Das Verzeichniss der zu diesen Preisangaben benutzten Katalogen steht S. XXXXIIII—L; der Vf. scheint sie aber nicht in Händen gehabt zu haben, sondern hat die aus ihnen excerpirten Preise aus *Brunets manuel du libraire* entlehnt. Dieses Geschenk ist um so angenehmer, da die Kataloge neu, grösstentheils aus dem gegenwärtigen Jahrhundert sind (der älteste ist der *Falconetische* von 1765, und der einzige dieses Decenniums; auch die zwey folgenden Decennien bieten nur sehr wenig dar), und also so ziemlich den jetzt in Paris bestehenden Bücherpreiscourrant darstellen. Dass es nie unterlassen wird, zu bemerken, ob ein Buch mit Kupfern und Charten geziert ist, bedarf wohl kaum einer Erinnerung; wohl aber ist es bemerkenswerth, dass der Vf. auch für die Sammler von Pinakotheken gesorgt, indem er fast jederzeit sorgfältig angezeigt hat, wenn das Bildniss des Vfs. dem Buche vorgesetzt ist. Die Namen der Verfasser sind mit Capitälchen, die der Verleger (mit Ausnahme des obenangezeigten Falles) cursiv gedruckt; so auch das Motto: denn auch dieses, wenn eins auf dem Titel steht, lässt Hr. *Fl.* mit abdrucken.

Wenn nun so der Titel eines Buchs völlig abgedruckt werden: so folgt bey den mehresten Artikeln noch eine mit Petit-Schrift gedruckte, bald grössere, bald kleinere Anmerkung, sehr gemischten Inhalts. Zwey lästige Arten derselben haben wir schon oben erwähnt; von den anderen, auf die kein Nachschlagender ohne Vergnügen stossen wird, folgen hier einige Beyspiele. Sie enthalten: 1) manche Nachrichten, die neugierigen Lesern interessant seyn können, ohnerachtet sie gewöhnlich sehr mikrologischen Inhalts sind. Nro. 10 zeigt ein Gelegenheitsgedicht des *Vicomte de la Rochefaucauld* an, das nie in Buchhandel gekommen, und also auch nie in diess Dictionnaire hätte eingeführt werden sollen: *Amaa niece qui copiait une Madame de St. Matthieu.* Bey dieser Gelegenheit merkt Hr. *Fl.* an, dass es der Vf. seinem *Ramassis* einverleibt habe, verweist auf diesen Artikel, unterlässt aber dem ohnerachtet nicht; eine vollständige Beschreibung des Buches hier einzuschalten. — Nro. 81 bey *Pingerons* Übersetzung des Rucellai, dass die vorgesetzte Abhandlung des Übersetzers eine Compilation aus *Maraldi* sey. 2) Untersuchungen über den wahren Verfasser gewisser anonymischer Schriften, z. B. 676 *Academie des Dames* über die *Aloysia. Sigaea.* Anmerkungen dieser Art sind gewöhnlich das Resultat aus *Barbier.* — 3) Zuweilen giebt die Anmerkung einen kurzen literarischen Prospectus des Buchs (Nro. 766 die Schriften der medicinischen Gesellschaft zu Lüttich; Nro. 995 *Affiches de Paris;* 1085 *Agronomie*, wo im Text selbst die Namen der 4 Redacteurs eingeklammert sind; Nro. 1466 *Amadis;* 2013 die Prachtausgabe des *Longus* vom Regenten 1718 veranstaltet; 2530 *Annales de Chymie;* 2858 *Montfaucon, antiquité expliquée;* 2867 *Antiquités d' Athènes* von *Stuart* und *Revel* (am ausführlichsten vielleicht von allen, wenn man die weitläuftige Disquisition über Telemach ausnimmt); Nro. 3897 *Lavaters* Physiognomik; 3705 *Schola Salernitana;* 3974 *L'art defensif superieur à l'offensif;* 4626 *Robinson Crousoé*, und endlich 4996 *L'Avocat Patelin*). Wohl gar die Literärgeschichte des Buchs selbst (Nro. 849 *Adelaide du Guesclin* von *Voltaire*), oder auch eine kurzgefasste Biographie des Vfs., wenn er glaubte, dass dieser dem Leser unbekannt war (1070 *Quiqueran;* Nro. 5027 *Deschamp de Saucourt*). Auch wird, wohl eine kurze das Buch betreffende Anekdote erzählt; z. B. Nro. 1144 dass des *du Ryer Alcyonee* — gedruckt 1640 — der Königin Christine so gut gefallen, dass sie sich selbige dreymal in einem Tage vorlesen lassen; oder es steht sonst irgend eine andere kritische Bemerkung, z. B. 1229 a. dass der *Almanac Americain* (in einer Parenthese wird hier der Vf. genannt) fast wörtlich aus Raynal abgeschrieben sey; Nro. 1366 dass Cochin die Platten des *Almanac iconologique* zu den Kupfern seiner Iconologie benutzt; 2764 führt er zwey Verse aus der *Antieenosophie* an, zu beweisen, dass der Vf. derselben, *Abbé Gaune* zuweilen sehr lächerliche Verse machte (elend wohl mehr als lächerlich); 4) zuweilen verbessert er auch wohl einen auf dem Titel begangenen Fehler. Zu 4629 wird bemerkt, dass *Smollet*, nicht *Fielding*, Verfasser von Randoms Reisen sey. Dass unter diese Rubrik die Nachrichten von den sogenannten *Incunabeln* gehören, versteht sich von selbst. Rec. überging sie, weil der Vf. hier nicht Autopt ist, sondern was er über sie sagt, aus *de Bure* entlehnt. Die merkwürdigsten hier vorkommenden sind: 667 zwey Ausgaben des *Abusé* (die eine *Wien* 1489. fol.), Nro. 3205 Aesops Fabeln von *Tardif, Lecteur du Charles VIII.*

Der Leser wird uns aufs Wort glauben, dass dieses

Verzeichnifs nicht allein mit mehreren Beyfpielen belegt, fondern auch weit mannichfaltiger hätte gemacht werden können: denn er wird noch auf fehr viel Anmerkungen ftofsen, die fich nicht leicht unter eine der oben gemachten Unterabtheilungen dürften bringen laffen: wir müffen uns aber diefes Vergnügen verfagen, um noch Raum für die Bemerkung übrig zu behalten, dafs die Durchlefung diefes Katalogs auf fehr intereffante Reflexionen über den Gang der Franzöfifchen Gelehrfamkeit, und den Geift diefer Nation hinleitet. Wir wollen zu diefem Zwecke nur einige der Hauptüberfchriften herfetzen, nebft beygefügter Anzahl der Numern, die fie enthalten. — A. B. C. 43 — 51. und 58 — 71 *Abrégé.* 95 — 646 *Almanac* 1228 — 1401. (Es läfst fich nicht recht einfehen, aus welchem Gefichtspunct der Vf. diefen Artikel bearbeitet. Es kommen hier auch fehr viel in Deutfchland gedruckte vor. 1244 der *Dresdner* Almanach; 1249 der *Gothaer* mit einer ganzen Gefchichtsklitterung deffelben; 1290 der *Almanach des Dames*; 1395 ein *Berliner* Calender von 1795, ohne der anderen zu erwähnen: 1259 zeigt fich auch ein *Almanach de la litterature allemande.* Paris 1805. Nepveu.) *Amant* und *Amans*, 1483 — 1551. *Amour* und *Amours*, 1800 — 2026 (in diefer langen Reihe zeichnen befonders die Überfetzungen des *Longus* fich aus, von S. 325 — 331. Von keinem Volk ift diefer Schriftfteller fo fleifsig überfetzt worden! *Amusement*, 2029 — 2117. *Analyse*, 2147 — 2293. *Anecdotes*, 2354 — 2471. *Annales*, 2521 — 2610. *Anti*, 2756 — 2837 2909 — 2917. *Antiquités*, 2847 — 2908 (unter ihnen auch die „*Antiquités westphaliennes, pour servir de preuve que les Soldats de la Garde d'Herode et de Pilate ont été des Westphaliens*", von denen doch Hr. *F.* weder Druckort noch Verleger anzugeben wufste). *Apologie*, 3225 — 3203. *Architecture*, 3357 — 3399. *Arret*, 3576 — 3629 (unter denen wohl viele ihren Platz hier nicht mit Recht einnehmen). *Art*, 3638 — 4115. Der fchon angeführte *Atlas*, 4253 — 4385 mit der verdrüfslichften Weitfchweifigkeit bearbeitet. *Aventures*, 4541 — 4706 von S. 352 — 421 von den *Telemach* allein 19 Blätter begreift. Hr. *F.* zählet 140 verfchiedene Ausgaben diefes Buches, und 87 Überfetzungen. Italiänifch, Spanifch, Englifch, Deutfch, Holländifch, Flamländifch, [Rec. gefteht nicht zu wiffen, wie diefe Sprache von der Holländifchen verfchieden feyn foll.] Schwedifch, Ruffifch, Lateinifch und Griechifch. Diefe Sammlungen gehören Hn. *Fl.* nicht eigenthümlich zu, fondern find aus den Ausgaben *Bosquillons* und *Adrys*, entlehnt, von denen der erfte 1799, der zweyte 1811 den Telemach herausgab. Hr. *F.* hat beide Nro. LXXXXVII und CXXVI bibliographifch befchrieben. Doch mit allem diefem aufgewendeten Fleifse ift die Bibliographie Telemachs noch nicht erfchöpft. Aus feinem eigenen Vorrath kann Rec. eine Portugiefifche, Dänifche, Böhmifche, Slavonifche Dolmetfchung beyfügen, die hier übergangen find. Und gefetzt auch, dafs es dem Fleifse der Hrn. A. und B. geglückt feyn follte, alle in Frankreich erfchienenen Ausgaben Telemachs zufammen zu bringen, fo ift doch alles zu wetten, dafs im Ausland noch mancher Nachdruck beforgt worden, von dem fie keine Kenntnifs erhielten, und die Fleifcherfchen Supplemente haben wie man deutlich erfieht, fich über Deutfchland hinaus nicht erftrecken können. — Endlich ift nun noch *Avis*, 4773 — 4984 unter denen fich, *velut inter ignes luna minores*, *Tiffots*, *avis au peuple* 4798 in 21 Ausgaben, und überfetzt in fieben Sprachen auszeichnet, (wiewohl es Misbilligung verdient, dafs Hr. *F.* bey diefem Buch und beym Telemach Überfetzungen anführt, da er diefes fonft, und zwar mit Recht bey anderen Büchern nicht thut; unferes Bedünkens nach wäre diefs eine, von einem *Dictionnaire bibliographique* ganz verfchiedene Überfetzer Bibliothek.) — Der Buchftabe *B* ift nur erft angefangen: *Bal*, 5071 — 5116. *Banque*, 5126 — 5138, vorzüglich aber *Barême*, 5167 — 5191. *Marmontels Belisaire* ift in diefem Buchftaben dasjenige Buch, das die mehreften Ausgaben erlebt hat; es find ihrer 21, und noch fünf andere Belisairs von fremden Autoren.

Zum Schlufs unferer Rec. theilen wir noch einige befondere Merkwürdigkeiten aus diefem nützlichen Werke mit. *Abbé Reyre*, deffen Werke 1697 und 2369 vorkommen, flüchtete fich zur Zeit der Revolution nach *Trieft*, pachtete den dem Magiftrat zugehörigen gröfseften Gafthof, (gewöhnlich *der grofse* genannt, in dem *Winkelmann* 1769 ermordet werden) und machte zugleich den Bänkelfänger der Stadt. — 1700 die in *Bertins* neuem Kinderfreund vorkommende *Histoire du petit Jacques*, ift von *Newberry*, den bekannten englifchen Kinderfchriftfteller und Buchhändler. Im Englifchen heifst der Held der Gefchichte *Thomas Tripp*, und reitet auf einem grofsen Hunde. — 1188 kommen 4 Ausgaben von den: *Amours d'Anne d'Autriche avec le Cardinal de Richelieu* vor. Sollte alfo nicht die Herzogin von Orleans (Schwiegertochter der Anne d'Autriche, deren Briefe Hr. von *Velthufen* 1789 herausgab,) *Mazarin* mit *Richelieu* vermifcht haben? Oder hat die Königin die Liebe beider Kardinäle, die des erftern in, und die des andern aufser der Ehe genoffen? Dafs fie mit Mazarin verheyrathet war, ift gewifs; und er, der nur die *minores* hatte, konnte heyrathen, nicht fo Richelieu, der früher als er den Kardinalshut erhielt, Bifchoff von Luçon gewefen war. — No. 2286 kommt auch ein *Docteur en Medecine et en Chirurgie de la Faculté de Jena* vor. Er ift ein Schweizer, heifst *Schiferli*, und hat 1805 zu Paris eine *analyse raisonnée* des Brownifchen Syftems drucken laffen. — 2324 *Garsault* hat die zu der von ihm aus dem Englifchen des *Snap* überfetzten *Anatomie du Cheval* gehörenden Kupfer felbft gezeichnet und geftochen; (ift ein Nachtrag zu dem, was in diefer Materie *Möhfen* Bilderf. §. XVII gefammelt.) — No. 3482 fteht ein 1571 gedrucktes Rechenbuch, mit dem Zufatz: *Avec l'art de calculer aux jettons*, welches die Scholiaften *Shakespears* über Othello, wo Jago den Caffio *Countereaster* nennt, benutzen können. — Vom unglücklichen Ludwig XVI kommen hier zwey Schriften vor,

die eine mit, die andere ohne seinen Namen. Letztere zuerst No. 4046. B. *Suplément à l'art du Serrurier; ou Essay sur les combinaisons mécaniques, employées particulièrement pour produire l'effet des meilleures serrures ordinaires, par Joseph Bottermann, de Tilbourg, au pays d'Osterwick, avec des figures en taille-douce; ouvrage traduit du hollandais et utile a tous, les serruriers intelligens, publié par Mr. Fleutry. Paris * Lamy 1781 in fol., avec fig.* 18 Fr. — * *Treuttel et Würz*, [kann zugleich als Probe der Genauigkeit dienen, mit welcher Hr. *Fl.* seine Titel abzuschreiben pflegt]. Der Titel des frühern ist: (II, 398) *Maximes morales et politiques, tirées de Telemaque, imprimées par Louis Auguste, Dauphin. Versailles, de l'Imprimerie de Msgr. le Dauphin, dirigée par A. M. Lottin* 1766. 8. Man hat, wie Hr. *F.* bemerkt, nur 25 Exemplare abgezogen. — No. 4443 kommt ein Gedicht auf die Schlacht bey Marengo vor: *Ausoniade, traduit de la langue Helvetienne:* was mag das für eine Sprache seyn? Rec. kennt sie so wenig als oben die Flamländische. — No. 4889 eines gewissen *Pestalossi* Buch, über die Marseiller Pest. Ob dieses ein Ahnherr unseres Kindererziehers ist? — 5290 *La double Beauté, roman etranger. Cantorbery* 1754, als Verfasser giebt Hr. *F. du Jardin* und *Gottfried Sellius* an. (Letzterer vermuthlich *Winkelmanns* akademischer Busenfreund, von dem wir auch die schöne *Historia teredinis* haben. *Utrecht* 1733. 4.)

Hr. *F.* berechnet in der Vorr. XVII den Umfang des ganzen Werkes auf 24 Bände, ohne doch das aus den einzelnen Anhängen zusammenzusetzende Supplement und die Register mit in Anschlag zu bringen. Sollte das Werk mit eben dem Fleisse vollendet werden, mit dem es angefangen ward: so ist nichts mehr zu wünschen, als dass, nach Vollendung desselben, ein deutscher Buchhändler sich entschliessen möge, es in Deutschland, in alphabetische Namenform gegossen, und von Wiederholungen gesäubert, nachzudrucken. Rec. hat sich das unschuldige Vergnügen gemacht, die Ausgaben aller hier vorkommenden Übersetzungen Griechischer und Lateinischer Schriftsteller auszuziehen, und so den Grund zu einer sehr reichhaltigen Französischen Übersetzer-Bibliothek zu legen. Es ist unglaublich, wie viel und von den frühesten Zeiten an, Franzosen in diesem Fache der Literatur gearbeitet haben. Was aber die Frivolität der Nation auch hier beurkundet, ist der Umstand, dass sie sich die Griechischen Erotiker zum vorzüglichsten Gegenstand ihres Fleisses gewählt, an denen sie auch den mehresten typographischen Luxus, vorzüglich an ihren Lieblingsschriftsteller *Longus*, verschwendet. Von diesen Erotikern fehlt kein einziger! Selbst der in der Reihe zuletzt stehende, fast von niemand gelesene *Theodorus Prodromus*, prangt hier in einer dreyfachen Übersetzung (No. 1959, 1960 und 4624) und fünf verschiedenen Ausgaben, unabgesehen von denen, so die künftige Lieferungen uns erst mitbringen werden. Auch eine Übersetzung der *Amitié exilée* des nämlichen Schriftstellers, findet sich 2745, in einer alten Übersetzung der *Anthologie.* — Doch zu solchen Betrachtungen über die Französische Literatur, im Allgemeinen sowohl als im Besondern, liefern diese Bände so viel Stoff, dass es leicht seyn würde, ein eigenes, ganz interessantes Bändchen darüber zu schreiben.

AIP.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Luzern: Frömmigkeit und Gottseligkeit eines Kirchen-Reformators des neunzehnten Jahrhunderts.* 1815. 112 S. 8.

Eine am Oberrhein erschienene *neue und wunderbare Geschichte, die sich mit dem frommen und gottseligen Herrn Weissmann, würdigsten Pfarrer in Freykirch und Dekan des Landkapitels Frommhofen zugetragen hat* u. s. w. und eine ihm beygelegte Jubelpredigt wider die *Ehelosigkeit des Priesterstandes*, bewog einen orthodoxen Katholiken, seine Stimme gegen die dort ausgesprochenen freyen Grundsätze zu erheben. Er lässt jene Predigt hier wieder abdrucken, und begleitet sie durchweg mit widerlegenden Anmerkungen. Viele von diesen sind unleugbar treffend, in sofern die Predigt als wirklich gehalten, oder als Muster zu haltender Predigten angesehen wird. Denn „das stürmische Bekämpfen und Niederreissen solcher Dinge, die nach Beschaffenheit der Personen Mittel zu religiösen Gesinnungen seyn können," streitet allerdings mit der „Pastoralklugheit;" und „Erbauung" katholischer Zuhörer kann durch „eine Rede" nicht bewirkt werden, „worin die katholische Kirche," wenn auch nicht „gelästert," doch von einer tadelnswürdigen Seite geschildert, „ihre Geistlichkeit," wenn auch nicht „verschwärzt," doch in ihrer Ausartung dargestellt, und das „Zartgefühl" der Zuhörer „beleidigt" wird. Auch giebt der Prediger manche logische und historische Blössen, die von dem Gegner zum Theil klug genug benutzt werden. Aber wenn Jener die aus der heil. Schrift angeführten Stellen nicht jedesmal richtig ausgelegt hat: so wird der Unparteyische des Widerlegers Auslegung auch selten richtig finden. Und wenn der Prediger bey seinen historischen Angaben ohne Kritik zu Werke geht: so sind des Gegners Angaben nicht zuverlässiger. Ist nicht gleich der dritte Kanon der Nicäischen Kirchenversammlung, etwa nach Bellarmin, entstellt, dass er wie ein Cölibatsgesetz lautet, was er doch nicht ist? Und heisst das wirklich kritisch und ehrlich verfahren, wenn man einzelne Äusserungen von Kirchenvätern anführt, die sich zu Gunsten der vertheidigten Lehre gebrauchen lassen, aber Alles übergeht, was für den Gegner spricht? Indess schöpfte er vermuthlich so wenig aus den Quellen, als ihm *Calixtus de conjugio clericorum* bekannt war; und dass die moralischen Gründe, welche der Anmerker aus jenen angeführten Äusserungen nimmt und geltend zu machen sucht, ihm nicht als das vorkommen, was sie sind: Scheingründe, auf falschen Voraussetzungen ruhend — ist leicht begreiflich. Wie diesem katholischen Schriftsteller die Protestanten, die er übrigens nirgends unartig behandelt, erscheinen, erhellt aus folgender Stelle: „Jeder gute Katholik muss sich noch freuen, wenn er sieht, dass unter den Lutherischen wirklich recht viele grosse Schriftsteller und Gelehrte auftreten, und dass die Anzahl ihrer Schriften die Zahl der von Katholischen verfassten Schriften überwiege. Wer konnte es wohl jenem Weibe im Evangelio verargen, ja wer musste es nicht vielmehr von ihr erwarten, dass sie, um ihr verlorenes Silberstück wieder zu finden, mehr Schritte links und rechts, vorwärts und rückwärts machte, als Jene, die nichts verloren, und das Ihrige in Ruhe und Stille für sich und die Ihrigen brauchen kann?"

HFD.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1819.

Übersicht
der neuesten Portugiesischen Literatur seit den letzten fünf Jahren.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

O poder da virtude, ou o triunfo inesperado, em tres parter por Antonio Maria Furtado. Lissabon, 1814. (200 Reis.) Eine sehr angenehme Novelle in schönem Stil.

A Lyra anacreóntica, por J. Agostino de Macedo. Lissab. 1819. 8. (400 Reis.) Enthält 100 anakreontische Oden; eine Ode des Horaz, alle im ursprünglichen Silbenmass.

Relação da viagem aerostática de Mr. Robertson filho, feita em 18 Marzo 1819, con varias notas muy curiosas, com os versos que deitóu o Aeronauta, e huma oda em seu aplauso. Lissab. 8. (160 Reis.) Ein junger Portugiese verfertigte für den jungen Robertson diese kleinen Gedichte, die Letzterer bey seinem Aufflug auswarf. Sie sind nett und voll Empfindung.

Tratado da versificaçao portugueza. Lissabon, 1817. 8. (320 Reis.) Dieses von einem angesehenem Gelehrten, dem Prof. *Pedro Jose da Fonseca*, geschriebene Werk ist das Beste, das über Versification in Portugal herausgekommen ist. Es giebt Anleitung über die mechanische Einrichtung der Gedichte, die Regeln sind mit Bestimmtheit gefasst und durch Beyspiele aus den besten Schriftstellern bestätigt.

Elementos de Música, e método de tocar Pianoforte, com exercicios em todos os géneros, seis lições progressivas, trinta preludios em todos os tous, e doze estudos; obra composta e offerecida á nação portugueza, por J. D. Bontempo. Lissabon, 1816. (2400 Reis.) Ein sehr schönes Werk, das unseren besten Klavierschulen an die Seite gesetzt zu werden verdient.

Gottesgelahrtheit.

Os precursores do Antichristo: historia profética dos mais famosos impios que tem havido desde o establecimento da igreja até os nossos dias; ou à revoluzão franceza projetizada por S. João Evangelista; com huma dissertação sobre a vinda e futuro reinado do Antichristo. Lissab. 8. (600 Reis = 20 gr.) Diess Werk wurde 1817 in Paris von einem berühmten Theologen geschrieben, und so gut in Frankreich aufgenommen, dass es in wenigen Tagen sechs Auflagen erlebte, und aus der letzten in die Portugiesische Sprache übersetzt wurde. Es giebt uns eine ausführliche Erklärung der Offenbarung Johannis, mit Vergleichung der heiligen und Profan-Geschichte, und ohne Ausfälle auf die Gegner.

Demonstração da existencia de Deos, por José Agostinho de Macedo. Lissabon, 1819 8. (240 Reis.) Ein sehr fasslicher Vortrag des bekannten Verfassers, der wieder einen Beweis von dessen philosophischem Geiste giebt.

Vida de Jesus Christo, conforme os quatro Evangelistas, posta em portuguez por Francisco Manoel do Nascimento, e dada a luz pelos devotos Congregados da Santa Via-Sacra, e Caridade do Arcanjo S. Rafael etc. a beneficio da Viuva e filhos de Manoel Monteiro de Carvalho, hum dos Réos suppliciados á 18 Outubro de 1817 par 600 Reis; für Subscribenten 480 Reis. Die Anzahl der Subscribenten auf diess schön geschriebene, und treu nach den vier Evangelisten abgefasste Werk, dessen Ertrag für die Wittwe und Kinder des unglücklichen Carwalho bestimmt war, füllt mehrere Bogen, und war so gross, dass selbst in den kleinsten Städten und Ortschaften 50 und 80 Exemplare untergebracht wurden.

Rechtsgelehrsamkeit und Gesetzkunde.

Tratado práctico compendiario de todas as acções sumarias, sua indole e natureza em geral e em especial, por Manuel de Almeida e Souza de Lobão. Für angehende Portugiesische Rechtsgelehrte ein sehr lehrreiches Werk; auch Ausländern zu empfehlen, die sich mit dem gerichtlichen Verfahren in Portugal mehr bekannt machen wollen.

Additamento geral de Leis, Resoluções, Avisos etc. desde 1603 até Julho 1817, que não entrávão no Indice chronológico, nem no Extracto das leis e seu Apéndice, ou fórao nelles apenas indicadas, e que pela mayor parte não tem sido impressas. Lissab, 1817. 8. (960 Reis = 1 Rthlr. 6 gr.) Dieses Werk enthält getreue Auszüge aus mehr denn 1090 der genannten Gesetze; und ausser denselben Auszüge aus vielen alten Regimentos, die noch im Gebrauch sind, als: das *Regimento da Fazenda dos Contadores, das Comarcas, dos Recevedores Reaes, dos Mamposteiros, das Captivos, das Corretores, das Aposentadorias, das Ordenanças, das Lezirias, do Ver-o-Pezo*, und andere; auch werden daher die Stellen angegeben, wo der Text der Gesetze nachzuschlagen

ist. Es ist daher, sowohl für das Studium der Geschichte, als auch der Portugiesischen Jurisprudenz, selbst denjenigen zu empfehlen, die sich diesem Studio eigentlich nicht gewidmet haben. Der Verfasser ist ein bekannter Gelehrter, *Manuel Borges Carneiro*, Secretär an der Junta des *Código criminal-militar.*

Tratado prdctico curioso de todas as Acções sumarias. Tom. 1 *por Manuel de Almeida Souza.* Lissab. 1817. 8. (500 Reis = 16 gr.)

Os Elementos da Prdctica formularia, ou breves ensayos sobre a Praxe do Direito Portuguez; obra do D. J. J. da Rocha Paniz. 1 *Vol. em* 4. 6. (840 Reis.)

Notas de Usoprdctico e Criticas etc. ao libro 1 *das instituições do direito civil Portuguez, do D. Pascoal José de Mello Freire, por Manuel de Almeida e Souza de Lobão.* Liss. 1816. 8. (600 Rs. = 20 gr.)

As Segundas Linhas sobre o Processo civil, por Manuel de Almeida e Souza, de Loubãa, (Lobão) primeira e segunda parte.

Extracto das Leis, Avisos, Provisões etc. publicados em Lisboa e no Rio de Janeiro desde 1807 *até Julho de* 1816 *por Manuel Borges Carneiro, Secretario da Junta, do Código criminal militar.* Lissab. 1817. 8. (600 Reis.) Hiezu gehört

Apéndice ao Extracto das Leis, Avisos, Provisões etc. publicadas em Lisboa e no Rio de Janeiro desde 1807 *até Julho de* 1816. Lissab. 1817. 8. (200 Reis.) Dieser Anfang ist von demselben Verfasser, und enthält etwa 370 Gesetze und dgl. die in jenem nicht aufgeführt, und gröſstentheils noch nicht im Druck erschienen waren.

Manual de Tabellião, ou Ensayo da Jurisprudencia Eurematica, contendo a collecção de Minutas dos contratos e instrumentos mais usuaes, e das cautelas mais precisas nos contratos e testamentos. Lissab. 1819. 8. (480 Reis.) Eine gute Anweisung für den Notarius in Portugal, und ein *Avis au lecteur* für den auswärtigen Kaufmann, der Contracte durch Portugiesen mit Portugiesen abzuschlieſsen hat, und sich gegen Irreleitung sichern will.

Collecção completa das Leis, Alvarás, Decretos, Cartas Regias etc., promulgadas no Brazil desde a chegada de El Rei nosso Senhor áquelle Reino até Mayo 1818 *com seus indices cronológicos. Lisb.* 1819. 5 *Vol. in fol.* (38400 Reis.)

Repertorio geral das Leis Extravagantes, ordenado pelo Desembargador Manuel Fernandez Thomas. Lissab. 1819. 4. 2 Tom. (600 Reis.)

Handlungswissenschaft.

Cálculo geral dos cambios (Berechnung der Geld-Curse) *da praça de Lisboa com todas as praças de Europa.* (3600 Reis = 5 Rthlr. Ein für einen jeden Mann, der Geschäfte mit Portugal und besonders mit Lissabon macht, recht sehr zu empfehlendes Werk.

O Negociante perfeito. Lissab. 8. Diese Anweisung für den angehenden Kaufmann kommt in einzelnen Nummern heraus.

Escola mercantil, sobre o comercio assim antigo, como moderno entre as nações comerciantes dos velhos continentes. Enthält die allgemeine Geschichte der Handlung und aller Zweige, die diese angehen, Landbau, Künste, Fischfang, Schiffahrt, Wechsel-Curse und dgl. eine besondere Notits über den Handel in Portugal, dessen Handlungs-Producte; eine allgemeine Darstellung der Münzen, verglichen mit denen der 36 vornehmsten Handlungsplätze in Europa; Formulare für Wechselbriefe, für Charteparties (Schiffbefrachtungs-Contracte), und andere Documente; von *Dm. Manoel Luiz da Veiga*; neu aufgelegt, verbessert und vermehrt. Lissabon, 1816. 8. (1200 Reis = 1 Rthlr. 16 gr.)

Pauta da Alfándega (Zolltarif) *da Bahia, ou Taboa das avaliações por onde pagão os reaes direitos as mercadorias e géneros na sobredita alfándega. Rio de Janeiro.* 1817. 4. (480 Reis.) Ein wichtiges Werk für den Kaufmann, der mit Brasilien Geschäfte machen will, um sich in Ansehung der ein- und ausgehenden Waaren und deren Zollabgaben in seinen Berechnungen darnach zu richten.

Ordenanzas da Companhia permanente de Seguros. Rio de Janeiro, na Impressão Regia. 1817. Diese Assurance-Compagnie wurde in *Rio de Janeiro*, unter dem Namen der *Companhia permanente de Seguros* errichtet, von der wohl wenig diesseits des Meers bekannt wird; wiewohl sie wegen der Einfachheit und Solidität, die aus den nur wenigen Artikeln deutlich hervorgehen, näher bekannt zu seyn verdient. Sie ist, wie gewöhnlich, auf Actien, die zusammen Eine Million Crusaden (578704 Rthlr. Louisdor *à* 40 *Grot per* Ducaten), ausmachen, und auf unbestimmte Zeit begründet. Kein Actionair kann mit weniger als 5 Actien, eine jede zu Einer Million Reis eintreten; und ist jeder in Solidum sowohl für das Kapital seiner Actien, als auch für jedes Risiko, das sie übernehmen, verpflichtet. Jeder Actionair schieſst sogleich 10 Procent ein, und macht sich zu jedem weitern Zuschuss, den die Umstände erfordern können, verbindlich. Leistet er dieſs nicht, so wird er ausgeschlossen, und verliert den gemachten Gewinn. Die Compagnie übernimmt alle Seegefahren, so wie diese in den darüber ausgestellten *Polizen* aufgeführt sind. — Sie hat drey Directeurs, wovon der eine Cassirer ist; und diese machen die Assurance-Geschäfte, und haben die Casse unter sich; wozu Jeder einen Schlüssel hat. Mit dem in Casse befindlichem Kapital, um es nicht müssig zu halten, discontiren sie Wechsel, die wenigstens zwey gute Firmas, und nicht über drey Monat mehr zu laufen haben. Jedem Actionair stehen die Bücher und Schriften zur Einsicht offen. — Der Cassirer bezahlt aufgemachte Schaden-Berechnungen sogleich, und mit Zuziehung der Mit-Directeurs; er hat die Prämien-Gelder einzucassiren; hält Zusammenkunft aller Mitglieder am Ende eines jeden Jahres; er macht die Bilanz, die der Einsicht aller vorgelegt wird; und *ordnet* dann die jährliche Dividende von dem eingegangenen Gewinn. Die Directeurs (Bevollmächtigte) bekommen $7\frac{1}{2}$ Procent von den wirklich eingegangenen, und nichts von den verloren gegangenen Prämien. Mit zwey Monat Auffagung können sie ihre Stelle aufgeben. Eben so kann jedes Glied mit zwey Monat austreten, nachdem seine Stelle durch ein anderes ersetzt ist. Die Compagnie übernimmt

6½ Procent Risiko auf den Kapital-Fonds in jedem Schiffe. Die Prämien müssen in Wechseln, und zwar sogleich nach Ablauf der mit dem Versicherten abgeschlossenen Zeit bezahlt werden. — Alle Geschäfte der Compagnie werden durch Mehrheit der Stimmen abgemacht. Zwey Jahre nach Einrichtung der Compagnie geht einer der drey Directeurs ab, und kommt ein anderer an seine Stelle; und von da an geht alle Jahre einer ab. Jedoch können die Abgegangenen wieder erwählt werden. Die Compagnie übernimmt keine Assurance nach verbotenen Häfen; eben so keine Assurancen auf Schiffe, die schon lange Zeit in See sind. — Tritt bey Stimmungen eine Gleichheit der Stimmen ein, dann entscheidet die Direction. Übrigens unterwirft sich die Compagnie den bestehenden Handlungs-Gesetzen der civilisirten Nationen und den Seegebräuchen.

Ökonomie.

O Agricultor instruido; obra dividida em tres partes, von *Fr. Theobaldo de Jesus Maria*. Lissabon, 1817. 8. (480 Rs. = 16 gr.) In dem ersten Theile wird von den Aussaaten und den Sämereyen gehandelt, und wie man diese vor dem Verderb bewahren kann. In dem zweyten Theile, von Baumgärten und Weinbergen, mit einer Abhandlung über den Gartenbau. Im dritten von dem Vieh, grossen und kleinen, und Hausvieh, dessen Nutzen und Heilung ihrer Krankheiten; von Bienenzucht. Ein für den Landmann sehr nützliches Werk.

Novo Méthodo de fazer o Assucar, ou reforma geral dos Engenhos do Brasil, por Manuel Jacinto de Sampayo e Mello, Bacharel em Leis, Ex-professor da Filosofia, e Senhor de Engenho na villa de Cachoeira da Bahia; mit 6 Kupfern. 1816. (1600 Reis). Ein treffliches Werk über bessere Einrichtung der Zuckerrohr-Mühlen in Brasilien, und zugleich ein schöner Beweis, wie man, seitdem der Hof von Lissabon in jene Gegenden versetzt worden, anfängt, auch diese fernen Gegenden zu cultiviren..

Pädagogik.

Theoria do discurso applicada á Lingua Portugueza em que se mostra a estreita relação e mutua dependencia das quatro sciencias intellectuaes, a saber: Ideologia, Gramática, Lógica, e Rhetórica; offerecida á S. A. o Serenissimo Senhor Dm Pedro d'Alcântara, Principe do Reino unido de Portugal, Bracil e Algarbe, por Antonio Leiti Ribeiro, Professor de Filosofia racional e moral, de historia universal, e do geografia do Real Collegio Militar. Lissab. 1819. 1 Vol. 8. (480 Reis.) Dieses Werk enthält die Anfangsgründe der schönen Wissenschaften für die Portugiesische Jugend, und ist das erste Compendium, das mit Deutlichkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Methode Alles das vorträgt, was demjenigen, der weiter in die gelehrte Laufbahn eintreten will, zur Vorbereitung nöthig ist. Auch erspart es dem Lehrer selbst viele Arbeit für seinen Unterricht.

A verdade, ou Pensamentos filosóficos sobre os objectos mais importantes á Religião, e ao Estado; por Jose Agostinho de Macedo. Liss. 1819. 8. (400 Rs.) Für den Gehalt dieses Werkes, das, wie der Vf. sich erklärt, blos für die Portugiesische Jugend bestimmt ist, und von jedem Freunde einer vernünftigen Aufklärung gelesen zu werden verdient, bürgt der Name des Vfs.

Monographieen über die Zeitgeschichte.

Correspondencia auténtica e completa dos Ministros da S. Santidade com os agentes do governo francez e commandantes do seu exército. Dieses Werkchen stellt die Beleidigungen dar, die man dem Souverain und sichtbaren Oberhaupte der Kirche angethan hat, sowie dessen Standhaftigkeit und grosse Tugenden.

Elogio que a gratidão consagra aos inmortaes triunfos do grande Wellington. Opreto, 1815. 8. (120 Rs. = 3 gr.) In dieser eleganten Schrift ist der Charakter des grossen *Fabius cunctator* deutlich dargestellt. Man bewundert die Feldzüge, die ihm in Asien und Europa den unsterblichen Namen machten; besonders die Feldzüge, denen Portugal seine erste, zweyte und dritte Wiederherstellung zu verdanken hat.

Elogio que por motivo da nossa feliz restauração consagra a gratidão aos inmortaes triunfos do grande Wellington; zweyte Auflage. Ist mit gleicher Gesinnung, als das vorhergehende, abgefasst.

Noticias biográficas de Lord Visconde Wellington, escritos por Fr. Fortunato de S. Boaventura, Doutor em Teologia pela Universidade de Coimbra. Coimbra, 1815. 8. (200 Rs. = 6⅔ gr.) Der Vf. ist einer der würdigsten Lehrer an der Universität Coimbra, berühmt durch mehrere Schriften; und ob er gleich seine Nachrichten aus Englischen Schriften zusammengezogen hat: so hat er ihnen doch Neuheit und einen leichten Überblick zu geben gewusst,

Traducção do officio (Official-Bericht) *do General Castanhos remitido por elle á junta de Estremadura, dando-lhe parte da brilhante batalha de Albufera, e energica resposta da dita junta ao General benemérito*; ohne Ort und Jahr, 8. (120 Rs. = 3 gr.) Wer sich des glücklichen Feldzuges des alten verdienstvollen Feldherrn *Castanhos*, und der siegreichen Schlacht bey Albufera, und der glücklichen Folgen daraus erinnert, wird diese Übersetzung seines Officialberichtes an die Junta in Estremadura gewiss mit Vergnügen lesen, da sie so vollkommen dem so anspruchlosen Spanischen Original gleichkommt.

Carta militar da batalha e victoria de Albufera ganhada pelos exércitos das tres nações unidas debaixo do Commando de S. Excell. o Senhor Marechal Beresford. Liss. (480 Rs.) Diese Schrift handelt von demselben Gegenstand; nur wird hier der Sieg dem Lord Beresford, als Ausführer der Plane Wellingtons, zugeschrieben. Es liegt zugleich ein militärischer Plan bey, der die Schlacht mit den nöthigen Erklärungen darstellt.

Entrevista do Ex-abbade Sieyes com o Ex-obispo Talleyrand; obra posthuma do Excellentissimo Arzobispo de Goa. Liss. 1814. 8. (160 Rs. = 5⅓ gr.) Der Vf., der in dieser Schrift den Charakter der beiden genannten Personen darstellt, zeigt: dass die (vorgebliche) Wiedergeburt Frankreichs dasselbe an den Rand des Abgrundes geführt habe; dass der Kaiser eine Geisel und Feind der Menschheit gewesen; dass dessen Plane aus Verrücktheit und Narrheit eingegeben, und mit

Tyranney angeführt worden; dass das Project einer Universalmonarchie ein Hirngespinst, und in die nämliche Classe auch die auf England meditirte Landung gehöre. Die Ausführung ist würdevoll und ernst.

O Testamento de Napoleão Buonaparte, tirado por copia do Archivo Napoleonico. Lissab. 1815. 8.

Instrucções provisorias para a cavalleria, de ordem do Illmo e Exmo Senhor Guilhemne Carlos Beresford, Commandante em Chefe do Exército da S. A. R. o Principe Regente nosso Senhor, corregida e elegantimente impressa. Liss. 1814. 8. (30 Rs. = 1 gr.)

Lysia grata (das dankbare Portugal) *aos invictos e valerosas Lusitanos, ou breve noticia dos aplausos, e festins com que fòrão recebidas as tropas portuguezas, quando depois da campanha voltárão victoriosas á esta capital de Lisboa nos fins de Agosto e principios de Septembro de 1814.* Lissab. 1815. 8. (200 Rs. = 6⅔ gr.) Diese Schrift ist in zwey Abschnitte abgetheilt; der erste enthält eine Rede über die Dankbarkeit, und der zweyte Theil stellt die Festlichkeiten dar, mit allen Triumphbogen, unter denen in der Hauptstadt Lissabon die tapferen Krieger empfangen wurden.

Reflecções sobre a conspiração descoberta e castigada em Lisboa no anno 1817, em que se mostrão as verdadeiras causas da conspiração, e a influentia que nella tiverão as máximas dos Pedreiros livres, espalhadas principalmente pelos periódicos que vem de Inglaterra, bem como a atrocidate do Plano de conspiração e os damnos que resultarão á Portugal, adoptando-se a pretendida forma de governo constitucional, e finalmente a justiça e formalidades com que se procedéo no castigo dos Réos. Lisboa, 1818. 8. *por 240 Reis, na loja da impressão regia.* Das Werk hat viel Aufsehen gemacht, und verdient bekannter zu werden, um aus der Darstellung die Meinung für und wider einzuleiten. Dann wird sich der vorurtheilsfreye Leser einen Begriff von den vergeblichen *máximas* der *Pedreiros livres* machen können, die durch die Englischen *periódicos* verbreitet worden, und den fürchterlichen Plan der *conspiração* bezweckt haben, der Portugal hätte so nachtheilig werden können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

O observador portuguez. Coimbra. 1817. 8. Eine periodische Schrift, die viele Notizen über die Portugiesische Literatur und den Zustand der Wissenschaften giebt. Die Sprache ist rein, die Orthographie aber noch nach dem alten Schlendrian.

O Jornal de Coimbra. (6 Nummern für 4800 Rs.) Ebenfalls ein periodisches Werk, dessen Fortsetzung durch die Beyträge der angesehensten Gelehrten Portugals aus allen Fächern immer mehr gewinnt.

O Investigador portuguez. Liss. 8. Ein sehr interessantes Journal, das halbjährig herauskommt, mit 1817 anfing, und für die ersten 6 Monate 5200 Reis in Metallgelde kostet (ungefähr 15 Rthlr.). Die einzelnen Aufsätze enthalten viel Wissenswerthes aus der älteren und neueren Geschichte, und geben über manche Begebenheiten Aufschlüsse, die ein tiefes Nachdenken verrathen.

Almanach de Lisboa de 1817; in der Druckerey der Königl. Akademie der Wissenschaften. (1200 Rs. = 1 Rthlr. 16 gr.). Ein für den Geschäftsmann so nöthiges als nützliches Addressbuch. Erst ein *Diario civil* oder *Kalendario cronológico* von den merkwürdigsten historischen Begebenheiten aus der Portugiesischen Geschichte, nach den Tagen, Monaten und Jahren, in welchen sie erfolgten. Dann die Angabe der Tage, an welchen die Tribunäle ihre Sitzungen halten. Hierauf das gesammte Königliche Haus, in der Reihe, in der die Könige folgten; die Königlichen Orden; Katalog der Erzbischöfe, Bischöfe des Königreichs und übrigen dazu gehörigen Länder und Reiche; Hofbedienungen; Geistlichkeit; Staatssecretariat; Kriegsrath, das gesammte Militär, mit deutlicher Angabe der Standquartiere und Commandörs; Königliche Marine; Gouverneurs; Inquisition; Admiralität; die vielen Juntas des Königreichs; das Königliche Haus Bragança u. s. w.; Infantado; Handlungsjunta; Zollhaus. Dann die Adressen der sämmtlichen Handlungshäuser, in jeder Handelsstadt diesseits und jenseits der Meere. Universitäten; Akademieen; Akademieen der Fortification; der Marine, der Wissenschaften; öffentliche Buchläden in Lissabon; Druckereyen u. s. w. mit vielen anderen interessanten Notizen.

Diccionario histórico, geográfico e mytológico para uso geral e particularmente para Seminarios, Colegios, e Aulas etc. Liss. Ein Band in Folio. (4000 Rs. = 5 Rthlr. 20 gr.) Diess Werk, zunächst bestimmt, die Fortschritte der studirenden Jugend zu befördern, ist vorzüglich wichtig für diejenigen, die sich dem Studio der Geschichte, der Erdbeschreibung und Mythologie, sowie der Dichtkunst widmen. Es werden in demselben viele Ausdrücke und Wörter, die sich nicht in den Wörterbüchern finden, weil sie Eigenwörter sind, umständlich und genau erläutert; auch werden viele Stellen aus der Griechischen und Römischen Geschichte erklärt, über welche Erläuterungen so sehr nöthig sind.

Resposta á Analyse critica dos Redactores do Investigador, contra as reflexões sobre a conspiração de 1817. Part. I. II. III. Liss. 1819. 4. (480 Rs.) In diesem Werke werden mehrere historische und politische Gegenstände abgehandelt, z. B. der Ursprung mehrerer Revolutionen in Europa; der Einfluss der *Pedreiros livres* (Freymaurerey) in das System der Staaten; die Gültigkeit des Rechts der Eroberungen; Gewissensfreyheit; Inquisition; Pressfreyheit; Ursprung der Souveränität Portugals und dessen Unabhängigkeit von der Krone Spanien; richtiger Begriff von constitutionellen Regierungen; über das Ansehen und Autorität der Cortes in Portugal u. s. w.

O Amigo das mulheres, segunda edição. Lissab. 1819. 2 Vol. 8. (480 Rs.) Der Inhalt ist durch folgende Capitel bezeichnet: 1) Von dem Stande der Frauen in der Gesellschaft. 2) Von dem Unterrichte, der für sie angemessen ist. 3) Ihre Beschäftigungen. 4) Ihre Vergnügungen. 5) Von dem Luxus der Frauen. 6) Von ihrer Reinlichkeit. 7) Von ihrem Charakter und Geisteskräften. 8) Von der Liebe und Galanterie. 9) Vom Ehestande. 10) Erziehung der Kinder. 11) Tugenden der Frauen. 12) Beschluss.

W. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1819.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(Bezüglich auf die Thesen von *Harms*.)

[Fortsetzung von No. 76.]

1) Halle, b. Bäntsch: *Theses, rationi humanae justam in rerum divinarum cognitione auctoritatem asserendi causa propositae.* Quas *Christ. Godofr. Schütz*, Eloq. et Histor. literar. Prof. ord. etc. — defendet, assumpto socio *Carolo Georgio Jacob*, Seminarii reg. philol. sodali. 1818. 32 S. 8.

2) Kiel, b. Schmidt: *Über Harms Briefe zur näheren Verständigung über verschiedene seiner Thesen.* In einem Sendschreiben an den ungenannten Vf. der Schrift: Über Vernunft und die Lutherische Kirche u. s. w. Aus dem 3ten Hefte der Gespräche im Bücherzimmer besonders abgedruckt. 1818. 86 S. 8. (8 gr.)

3) Zeitz, in Commiss. b. Webel: *Ein Pro und Contra ohne Grund und mit Beweis.* Oder auch eine bittere Arzney für die Claus-Harmse. 1819. IV u. 57 S. 8. (4 gr.)

4) Altona, b. Hammerich: *Die höchstmerkwürdigen 95 Theses oder Streitsätze* Sr. Hochehrwürden Herrn *Claus Harms*, Archidiakonus an der St. Nikolaikirche in Kiel, welche Derselbe im Jahr 1817 dem Volke wirklich durch den Druck zur Prüfung und Beherzigung übergeben hat, beleuchtet von *Einem aus dem Volke*, dem ächte Religiosität, Wahrheit und Vernunft heilig sind, 1818. 38 S. 8. (4 gr.)

Die feyerliche Veranlassung, unter welcher der Vf. von No. 1 seine gegen *Harms* gerichteten Thesen zur Vertheidigung aufs akademische Katheder brachte, ist bereits in unserem Intelligenzblatte 1818 No. 32 erwähnt worden. Der Vf. schliesst sich in seinem Vorberichte an *Schleiermacher* und *Märtens* an, und begreift nicht, wie *Ammon* in den *Harmsischen* Thesen eine *bittere Arzney* für die Glaubensschwäche der Zeit habe finden können. *Equidem*, sagt er, *in iis amari nihil, multa vero fatui et ignavi saporis inveneram.* Diess wird nun durch die hier aufgestellten Antithesen, dem akademischen Zwecke derselben gemäss, mehr witzig als mit durchgreifender Gründlichkeit gezeigt. Der Witz beruhet theils auf passenden Parallelen aus den alten Classikern, welche dem Vf. seine gelehrte Belesenheit glücklich darbot, theils auf manchen Kathederspässen, die man, als solche, nicht übel finden kann. Wir geben von beiden einige Proben. III. *Quod sapienter et ornate Virgilius* (Geo. I, 121) *de agricultura dixit, apte potest ad lente progredientem rationis culturam accommodari.* V. *Si quis inter homines exsistat, qui se divino quodam instinctu afflatuque oracula de rebus divinis fundere dicat, ei nemo, nisi stulte credulus fuerit, obtemperare potest, nisi quae ille dixerit aut scripserit, ad rationis suae normam tanquam ad obrussam exegerit. Nam si nobis occurreret fabulosa illa Fauni uxor Fatua, quae (Justino narrante lib. XLIII. c. 2) assidue divino spiritu impleta, velut per furorem futura praemonebat, nisi ipsi desiperemus, quinam esset ille divinus spiritus, ratione nostra et judicio exploraremus.* VII. Wo *Harms* sonderbare Behauptung erwähnt wird, dass der hochbelobte Wahlspruch *prüfet Alles und das Beste behaltet*, nicht zu verstehen sey von freyer Prüfung des biblischen Glaubens, heisst es: *Quid potest esse ineptius? Idem enim est ac si diceret: Paulus quidem nos jubet omnia examinare, neque tamen hoc ita intelligendum est, ac si voluisset nos omnia examinare. Nihil simile vidi, nisi forte S. Bernhardi Claravallensis commentum, qui quum vellet regulam Benedicti suis monachis praescibere, hactenus tamen ut quum Benedictini atris cucullis uterentur, suos mallet albis vestiri, dixisse fertur: S. Benedictus monachis suis atros cucullos imperavit, id est, albos.* Und XIII in gleicher Manier: *Quid autem sibi velit Harmsius, quum dicit illum, quam somniat, tentatam dei a tribunali deturbationem eo tempore accidisse, quo ecclesia nostra excubiis caruerit, equidem haud assequor. Num desiderat forte summum in ecclesia excubiarum praefectum (einen geistlichen Generalobristwachtmeister)?* Angehängt sind einige Verbesserungsvorschläge zu *Quintilian. Inst. Orat. Lib. VII—IX*, die wir den Philologen zur Beurtheilung überlassen.

No. 2. In dem Vf. der *Gespräche im Bücherzimmer* scheint der Hang zum Scherze, der auch zuweilen in das Burleske und Possenhafte ausartet, zu stark, als dass die Erinnerung fruchten möchte: das Heilige wolle und dürfe nur mit heiligem Sinne behandelt werden.

No. 3. Hr. *A. M.*, so ist die Vorrede unterzeichnet, hat „keine andere Absicht, als durch die schlichte Widerlegung der *Harmsischen* Sätze auch diejenigen weniger schädlich zu machen, welche im Stillen es dem Hrn. *A. Harms* gleich treiben und thun, und durch ihr klägliches Nachgeheule an der Stätte um so eher viel verdarben und verderben, als es der Gläubischen dort immer giebt." Deſswegen hat er *H's.* Thesen und hinter jede einen Gegensatz von sich abdrucken lassen. Das Spiel mit dem Titel, rühre es auch von dem Drucker her, kann als Zeichen von dem Werthe der Gegensätze gelten, die wahrscheinlich eine örtliche Beziehung haben. Von der angegebenen Absicht findet sich kaum eine einzelne Spur. Wer aber Gegensätze schreiben will, sollte doch wenigstens zuvor die Sätze verstehn und selbst richtig denken lernen. Nur Ein Beyspiel! Hinter Th. 15 (gegen die Trennung der Moral von der Dogmatik durch *Calixt* und *Kant's* Autonomie der Vernunft) steht folgender Gegensatz: „es ist eben so widersinnig zu sagen, dass ein Mensch die Tugendlehre von der Glaubenslehre trennte, als dass er *die von Ewigkeit her vorhandenen* (?) *Planeten und Fixsterne* nicht von einander hätte unterscheiden sollen." Ein herrliches Contra mit Beweis!

In No. 4 sind den *Harmsischen* Thesen in ruhigem Tone und in populärer Sprache Antithesen untergesetzt, zur Belehrung der Laien. Denn, sagt der Vf., wenn Jemand, wer es auch sey, vielleicht sehr gut gemeint, aber in irrem Wahne, sich erlaubt, auch nur scheinbar der Inquisition das Wort zu reden, Glaubenszwang einführen zu wollen, zu sagen, dass in einem von der Obrigkeit gebilligten Volks- und Schul-Buche der Teufel herrsche — wenn sich Jemand erlaubt, Gemeinden gegen ihren Prediger zu reizen, die Obercommissarien der Kirche in übles Geschrey zu bringen, durch dunkle Äusserungen, oder verschrobenen Sinn, oder verworrene Rede, der Ehrfurcht vor dem Gewissen Eintrag zu thun und die Vernunft mit Füssen zu treten: so ist es wohl jedem gewissenhaft Vernünftigen Pflicht, nach Vermögen das Seinige dazu beyzutragen, dass nicht ein solcher neuer Glaube und solch schädlicher Irrwahn um sich greife. — Wer wird in diesem Allen dem ungenannten Vf. nicht mit voller Überzeugung Recht geben: und wer wird es nicht höchlich missbilligen, dass Hr. *Harms* solche Streitsätze Deutsch dem Volke übergeben hat?

Wir schliessen diese Anzeige mit dem kräftigen Worte, das unlängst der ehrwürdige *Voss* (*Wie ward Friz Stolberg ein Unfreyer?* in *Paulus Sophronizon III.* S. 110) warnend und mahnend an Hn. *Harms* hat ergehen lassen:

„Der Prediger *Harms*, ein gewiss wohlmeinender, und, so weit Einsicht es verstattete, wohlwirkender Mann, wird staunen, zu welchem Zweck man ihn missbrauchen wollte, und sich besinnen, zu welchem Zweck ihn der Vater des Lichts mit Gaben gerüstet hat. Er, ein Diener des lauteren Evangeliums, und nicht menschlicher Überlieferung, wende sich gegen die heimtückischen Zwingherrn, welche, statt ihrer jüngst, auf Befehl der öffentlichen Meinung, entlassenen Leibeigenen, jetzo sogar Geisteigene verlangen. Er bekämpfe mit uns die Erbfeinde der bürgerlichen Gesellschaft, die, grausamer als Berittene der Vorzeit, unserem Himmelsgute, wodurch der Mensch vom vernunftlosen Geschöpf zum Engel strebt, hinter dem Busch auflauren. Kurz wird der Kampf des Geistes mit dem Lichtscheuen seyn; denn all ihr Thun ist Schleichen und Unverstand."

OM. MG.

BERLIN, b. Herausgeber u. b. Maurer: ידידיה *Jedidja, eine religiöse, moralische und pädagogische Zeitschrift*, herausgegeben von *J. Heinemann.* II Bandes 2 Heft. 124 S. III B. 1 Heft. 124 S. 8.

[Vgl. J. A. L. Z. Jahrg. 1819. No. 15 der Erg. Bl.]

Mit dem ersten dieser beiden Hefte schliesst der erste, mit dem letzten fängt der zweyte Jahrgang dieser Zeitschrift an. Fortgesetzt werden in ihnen die *Nachrichten von der Heinemannischen Erziehungsanstalt*, das Hebräische Gedicht, *Der Tod Abels*, und נוה צדק oder *Jüdisches Hospital zu London.*

In II B. 2 H. giebt *Büschenthal* eine sogenannte *Hymne an Gott*, und eine *biographische Skizze von D. Sam. Breinersdorf* (geb. zu Breslau 30 Jul. 1780, gest. ebendaselbst als Kön. Preuss. Medicinalrath 12 Mai 1817) nebst einer *Trauerrede* und einem *Sonett.* — Von *Friedländer* enthält dieses Heft eine *Rede über den 19 Psalm*, die mehr erinnerand und lehrend, als aufregend ist. Es sind dem Vf. einige Sprachfehler entwischt, die uns auffielen, z. B. es bedarf eines wohlgearteten Gemüths und ein *reines Herz*; nur hätte man sich *für* willkührliche Grenzbestimmungen. — Von *Günsburg* stehen hier 4 *Parabeln. G. Salomon* liefert eine Abhandlung *über das Streben nach dem Ziele der höchsten Vollkommenheit und die Mittel, dasselbe zu erreichen*, die im folgenden Hefte fortgesetzt wird. Er sagt darin recht sehr viel Gutes, hätte sich aber nicht zu lange mit der Erreichbarkeit dieses Zieles beschäftigen sollen, gegen welche sich immer Einwendungen machen lassen. — *G. J. Schlachter* giebt *Proben von Frühgebeten für Lehrer in Bürgerschulen*, die wir unbedenklich zu den besseren gedruckten Gebeten rechnen, obgleich ein Lehrer in Bürgerschulen sich öfter veranlasst sehen dürfte, die Gedanken allgemeinfasslicher auszudrücken. — Von D. *F. G. Nagel* erhalten wir *einige Worte über die Mittel, gesunkene Schulen zu heben* (Gewissenhaftigkeit, Lebhaftigkeit, Festigkeit des Willens, Geduld und weise Wahl der Unterrichtsgegenstände und der Methoden); und: *Die Petrefacten zu Thiede bey Wolfenbüttel. Bondi's kleine Denkwürdigkeiten aus der Vorzeit* sind literarischen Inhalts, und betreffen grösstentheils gelehrte Juden des Mittelalters und des 15 und 16 Jahrhunderts. Hr. *v. Baczko* hat *Blüthen und Früchte aus dem Oriente* (charakteristische Züge und weise Aussprüche) beygetragen; Hr. *K. W. Justi* eine Übersetzung vom 29 Cap. des Buches *Hiob.* Im 2 V. folgt er den Über-

fetzern, die den Wunfch: *O dafs ich wäre* — ausdrücken; follte nicht die Beybehaltung der im Hebräifchen ftehenden Frage vorzuziehen feyn? V. 4: „Da Gott noch traulich fafs in meiner Hütte." Wie man auch סוד erklären möge, von einem Sitzen *in* der Hütte ift nicht die Rede. Dem widerfpricht das עלי, obgleich auch *Herder es in* überfetzt, von dem Hr. *J.* Manches herüber genommen hat. — Unter dem Titel: *Archiv zur künftigen Gefchichte der Israeliten* foll gefammelt werden, was fich in der neueren und neueften Zeit, diefe Nation betreffend, Interelfantes ereignet. Diefsmal findet man Angaben von der Volkszahl der Juden in den Europäifchen Ländern (die Zahl der Juden in Mecklenburg-Schwerin ift nach dem Staatscalender von diefem Jahre 2849), und verfchiedene aus öffentlichen Blättern entlehnte Nachrichten von Verdienften, Belohnungen u. f. w. einzelner Mitglieder und Anftalten diefer Nation. — Noch folgen einige Recenfionen und literarifche Anzeigen.

Im 2 Jahrgange hat der Herausg. die in dem 1 Jahrgange beobachtete fyftematifche Ordnung der Materialien nach den feftgeftellten Rubriken mit einer freyeren Zufammenftellung vertaufcht. Nach den hier gegebenen Nachrichten haben in der *Heinemannifchen* Anftalt für Söhne feit ihrem Anfange (Nov. 1816) 56 Schüler aus allen Confeffionen Unterricht genoffen, und im J. 1818 wurde auch eine Unterrichtsanftalt für Töchter errichtet, da bis dahin in der Anftalt für Töchter der eigentliche Schulunterricht vorausgefetzt wurde. Fünf Israelitifche Schülerinnen feyerten in der Anftalt öffentlich ihr Religionsfeft. — Unter der Auffchrift: *Mofes Mendelsfohn. Von ihm und über ihn* — fängt Hr. Stadtrath *Friedländer* an, zu fammeln, was fich von *M. M.* noch auffinden läfst, aber auch fchon gedruckte kleine Auffätze, Briefe, Anekdoten, merkwürdige Urtheile, finnreiche Worte, welche der Augenblick gebar u. f. w. mitzutheilen, die an den Orten, wo fie ftehen, fchwerlich der heranwachfenden Israelitifchen Jugend zu Gefichte kommen dürften, auf welche Jedidja vorzüglich Rückficht nimmt. „Unferen Jünglingen, fagt Hr. *F.*, welche fich den Studien widmen, erzeigen wir einen grofsen Dienft, wenn wir fie zu ihm hinweifen, und durch diefe kleinen Auffätze fie auf feine gröfseren Werke aufmerkfam machen. Was können fie nicht von diefem Edlen lernen! Wahl der Materie, Schönheit der Sprache, Richtigkeit des Ausdrucks, vorzüglich aber Frömmigkeit der Gefinnungen und jene nachahmungswürdige Befcheidenheit, die aus allen feinen Vorträgen, wie der Geruch der Veilchen, fich fanft verbreitet. Nirgends anmafsender Ton; immer will er nur *mit* uns lernen, *mit* uns forfchen, *mit* uns denken; niemals feine Anficht ohne Gründe, auf Autorität aufdringen. Wie fehr bedürfen wir zu unferer Zeit folcher Mufter!" Ja wohl. — Zuerft *Unterhaltungen mit M., aus der Erinnerung niedergefchrieben*, worin fehr richtige Urtheile über die Art, wie man fich gegen die Vorurtheile des Volkes benehmen foll, und eine fo wahre, als begeifterungsvolle Lobrede auf die Bibel vorkommen. Ihnen folgt ein Fragment *über M., feinen Charakter, feinen Wirkungskreis und feine Verdienfte um die Israeliten*, in welchem Liebe zur Wahrheit und Wärme des dankbaren Schülers und Freundes vereinigt erfcheinen. *Fragment eines Briefes von M.* bald nach *Leffings* Tode an deffen Bruder gefchrieben. *Über die Einrichtung einer Volkslehre, nach den Begriffen des Vfs.: Über den Patriotismus* (des Minifters *von Zedlitz*).

Von *Schlachter* giebt diefes Heft unter dem Titel *Lückenbüfser* eine Reihe Aphorismen verfchiedenes Inhaltes und Werthes. „Wer dem Untergebenen hart und despotifch begegnen kann, ift gewifs ein verächtlicher Kriecher vor feinen Obern." Nicht immer. Dem Rec. find Menfchen vorgekommen, die mit demokratifcher Oppofition nach Oben despotifchen Sinn und hartes Betragen gegen Niedere verbanden. — Eine *Trauungsrede* von *Jofeph Mehrer* möchte nur durch die Art, wie die Braut an die Pflichten der Mutter erinnert wird, Manchem anftöfsig feyn. — Ein Ungenannter, *L. Z.*, hat *Klopftocks Sommernacht* Hebräifch nachgebildet, *Roch* eine Hebräifche Ode bey Aufnahme eines Oberrabbiners gefungen, und *S. Cohen Addifon's* Ode *on gratitude* ins Hebräifche überfetzt. *Bondi* hat *morgenländifche Bilder* (Erzählungen) beygetragen. Das vierte hat die Überfchrift: *Erkenntlichkeit gegen Gott im Unglück.* Sollte *Erkenntlichkeit* das rechte Wort feyn? Hr. *B.* vergleiche doch *Eberhards Synonymik* bey dem Worte *dankbar.* — *Das traurige Loos der Menfchheit, Klagen eines morgenländifchen Stammesfürften.* Unter diefer Überfchrift giebt Hr. *Jufti* eine Überfetzung von Hiob VII. Den Anfang des 16 V. überfetzt er, vielleicht durch den Syrer veranlafst: „Voll von Gefchwüren, leb' ich nicht mehr lange;" den 15: „So, dafs ich lieber wollt' — Erftickung und Tod, ftatt diefer meiner Knochen." — *Über die erften Menfchen* ift keine ganz paffende Auffchrift einer Abhandlung von D. *G. F. Nagel*, die vornehmlich zur Behauptung der Abftammung aller Menfchen von den nämlichen Stammältern gefchrieben ift. — *Das Archiv zur künftigen Gefchichte der Israeliten* wird fortgefetzt.

Sprachwidrig ift es, wenn Hr. *H.* S. 2 fchreibt: Der *fich* fo herrlich *bekundete* religiöfe Sinn. Unrichtig fchreibt auch Hr. *Salomon* S. 77: Wir finden es *unferem Zwecke gemäfs*, die Begriffe Erziehung, Unterricht und Anlage näher *beftimmen zu müffen*, ft. zu beftimmen.

J. C. F. D.

Leipzig, b. Kummer: *Der Ruffifche Kriegsgefangene unter den Franzofen* von *Moritz von Kotzebue*, Ruffifch-kaiferl. Lieutenant im Generalftabe, des St. Wladimirordens Ritter. Herausgegeben von deffen Vater, *Augufi von Kotzebue.* 1815. 299 S. 8. (1 Rthlr.)

Moritz v. Kotzebue war, da fein Bruder Wilhelm durch Krankheit zurückgehalten wurde, der einzige Officier vom Generalftab bey der Avantgarde des Wittgenfteinifchen Armeecorps unter dem General Wlaftow.

Diese Avantgarde stand, nach der Schlacht von Polozk, am 10 August a. St. 1812 bey dem Städtchen Belo, anderthalb Meilen von Polozk. Fünfviertel Meilen vom linken Flügel befand sich ein Wald, der nothwendig recognoscirt werden musste, weil er sich nach der Gegend von Polozk hin erstreckte, wo der Feind stand. Aus guter Absicht, und getrieben von dem, an sich rühmlichen Wunsch, ausgezeichnete Dienste zu leisten, entschloss sich M. v. K., *ganz allein* den Wald zu untersuchen. Dieser, nach allen Umständen betrachtet, viel zu kühne Entschluss, und die, bey einem Manne, der schon einmal die Erde umschifft hatte, leicht erklärliche kecke Ausführung desselben, brachten ihn in Gefangenschaft. Wahrscheinlich verrathen von einem Russischen Bauer, gerieth er beynahe einer Französischen Streifpartie in die Hände. Dieser entrann er jedoch durch die Schnelligkeit seines Pferdes, fiel aber in die Gewalt einer Baierischen Feldwache, deren commandirender Officier ihn mit Deutscher Biederkeit empfing, und nach Polozk zum Obergeneral Wrede sandte, der ihn zum Französischen Heerführer St. Cyr begleitete, von welchem (dem gegenwärtigen Kriegsminister) K. manches Gute berichtet. Von Polozk wurde der Gefangene über Wilna, Tilsit, Königsberg, Berlin (wo der edle König selbst ihn sprach und beschenkte), Halle, Erfurt (von hier aus durfte er seine Grossmutter in Weimar besuchen, wo die Huld der Erbgrossherzogin durch Wort und That den Hülfsbedürftigen und seine Unglücksgefährten aufrichtete und freygebig unterstützte) nach Mainz gebracht. Über alle diese und andere Örter, durch welche der Weg führte, macht der Vf. manche angenehm unterhaltende, viele leichte und flüchtige, mitunter auch, aus Mangel an richtiger Beobachtung oder aus Lust, etwas Witziges zu sagen, unrichtige Bemerkungen. Merseburg z. B. ist nicht so gross, als St. Petersburg, aber es ist auch nicht, wie Hr. *v. K.* S. 166 sagt, „so klein, dass wenn der Burgermeister an einem Thore niest, der Rathsdiener am anderen Thore Prosit sagen kann." Solche und ähnliche Witzeleyen sind zu alltäglich und ohne Witz: aber durch das Spöttische, zuweilen Höhnische, das aus ihnen zu sprechen scheint, beleidigen sie den Geschmack und das Zartgefühl, und reizen Manchen zu Unwillen und Erbitterung. Der verblichene Vater des Vfs. hat durch Ein- und Ausfälle solcher Art seiner Achtung, Wirksamkeit, seinem Interesse sehr geschadet, und wir wünschen um so mehr, dass der Vf., der mit den Vollkommenheiten des Vaters viele gerbt, und in der Art zu sehen, zu beobachten, zu bemerken, zu beschreiben grosse Ähnlichkeit mit ihm hat, vor dieser Unvollkommenheit sich verwahre. In Mainz erhielt Hr. v. K. die Weisung, auf dem geraden Wege nach Soissons — dem ihm bestimmten Aufenthaltsorte — zu gehen. Unterwegs aber wird er durch einen Reisegefährten und durch die Begierde, Paris, „dieses Babylon," zu sehen, bewogen, auf gut Glück den Umweg über Paris zu nehmen. Das Wagestück gelingt ihm so ziemlich gut, so dass er in der Folge noch Gewagteres unternimmt. In Soissons nämlich befindet er sich Anfangs gar nicht nach Wunsch, bis er zu der Familie Letierce ins Haus zieht, deren männliche und weibliche Glieder ihn so anziehen, dass er, da er nach 8 Monaten mit den übrigen Russischen Gefangenen nach Dreux gebracht wird, sich wie „vom Donnerschlage" getroffen fühlt. Letierce begleitete ihn bis an den Wagen. „Als er die Hausthür verschloss, war es mir, als ob mir der Himmel auf ewig verschlossen würde." Als die Russen sich Soissons näherten, ersuchte Letierce den Russischen General Tuschkow, der auch als Gefangener in Dreux war, um einen Schutzbrief. Der General wollte seine Briefe der Post nicht anvertrauen. M. v. K. entschloss sich „rasch" (der Vater nennt S. 284 den Entschluss eine Unbesonnenheit) den Brief selbst, ohne Erlaubniss des Commandanten, nach Soissons zu bringen. Die Ausführung dieses Entschlusses gereut ihn zwar, da der Brief der Familie sehr nützlich geworden, noch jetzt nicht: aber für ihn hatte diese Handlung die gesetzliche Folge, dass er seiner bisherigen Freyheiten beraubt, und nach St. Malo in strenge Gefangenschaft abgeführt wurde. Hier blieb er bis nach dem Einzuge der Alliirten in Paris im April 1814.

Wer *A. v. Kotzebue's* Flucht nach Paris, seine Reisebemerkungen über Italien u. s. w. gelesen hat, hat auch von dieser Schrift einen Begriff. Sie ist in gleichem Sinn, Geist und Ton geschrieben.

In einer Nachschrift setzt der Herausgeber seinem Sohne Wilhelm, der als Officier im Generalstabe des Grafen von Witgenstein an den, bey Verfolgung des Feindes nach der Erstürmung von Polozk erhaltenen Wunden gestorben, ein „hochverdientes" Denkmal. Der junge, nach dem Zeugniss derer, die ihn kannten und beurtheilen konnten, „zum General geborene" Mann ist dieses Denkmals werth.

GL.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Prag*, b. Widtmann: *Ausserlesene Geschichten, Erzählungen, Anekdoten und Gedichte*, theils zur Belustigung, theils zur Warnung und Belehrung, von *Michael Kajetan Hermann*, bischöfl. Bezirksvicär, k. k. Schuleninspector, Consistorialrathe und Dechant zu Dehlau. 1818. 552 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Titel dieses Buches giebt seinen Inhalt und Zweck richtig an. Der grösste Theil dieser Erzählungen wird nicht ohne Interesse gelesen werden.

K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1819.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über das Synodal- und Kirchenverfassungs-Wesen.

(Fortsetzung.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1819. No. 216. 217.]

1) Schwelm, b. Scherz: *Für Kirche, Kirchenverfassung, Cultus und Amtsführung.* Eine Vierteljahrsschrift, zunächst für Geistliche. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von *W. Aschenberg.* I Band. 1 Heft. 224 S. 2 Heft. 195 S. 8. 1818. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Breslau, b. Max u. Comp.: *Jahrbuch des protestantischen Kirchen- und Schul-Wesens von und für Schlesien*, herausgegeben von D. *Joachim Christian Gass.* Erster Band für das J. 1817. — 1818. X u. 484 S. 8. (2 Rthlr.)

3) Heidelberg, b. Mohr u. Winter: *Auch die Deutsche evangelische Kirche bedarf kirchlicher Stände aus dem Volk zur Rettung von dem drohenden Untergang.* Geschrieben im Juni 1819. 24 S. gr. 8. (4 gr.)

4) Königsberg, b. Unzer: *Kirchen- und staatsrechtliche Erörterung des Verhältnisses akatholischer Landesherrn zu dem Papste.* Von *Joh. Severin Vater*, Dr. u. Prof. der Theologie. 1819. 36 S. gr. 8. (5 gr.)

Seitdem zu einer künftigen Synodalverfassung der evangelischen Kirche in Preussen der Grund gelegt worden, fühlten die einzelnen Synoden sich von einander isolirt, und durch kein gemeinschaftliches Band näher verbunden. Die Berathungen sowohl in den Kreis- als in den Provincial-Synoden waren daher durchaus von einander unabhängig, frey, selbstständig; kein fremder Einfluss unterdrückte das Gefühl des Wahren und Rechten, kein Regierungsbeamter hemmte oder beobachtete auch nur als Zeuge die Freyheit der Verhandlungen. Was demnach berathen, beschlossen ward, das hat der freye Geist gethan, und die Königl. Preuss. Regierung, welche diese Synodalberathungen durchaus frey gab, steht in der That in einer erhabenen Würde da, und mit einem Vertrauen zu der Geistlichkeit des Landes, welches diese nicht nur, wenn es möglich wäre, noch fester an die erhabene Person des Königs knüpfen, sondern auch alle einmüthig begeistern muss, einem so edlen Vertrauen zu entsprechen. Um aber einen Austausch der Gedanken unter den verschiedenen Synoden herbeyzuführen, um sich gemeinschaftlich unter einander zu verständigen, manche wichtige Puncte noch vielseitiger und gründlicher zu erwägen, als es in den Synoden geschehen konnte, und so den höheren Behörden ein vielgeprüftes Urtheil vorzulegen, fehlte es bis jetzt an einem Magazin, in welchem Glieder der verschiedensten Synoden ihre Ansichten und Forschungen öffentlich darlegen konnten. Diesem Bedürfniss hilft nun No. 1 im Allgemeinen, und No. 2 für die Provinz Schlesien insbesondere ab. In den westlichen Provinzen des Königreichs Preussen waren zwar schon früher liberale Ideen über Kirchenverfassung und liberale Einrichtungen zu finden; die östlichen aber sind hinter jenen nicht zurückgeblieben, und durch das ganze Land herrscht nur Ein einstimmiges Verlangen nach einer Synodalverfassung und nach einer gerechten und innigen Vereinigung der Kirche mit dem Staate, ohne dass die erstere ihr eigenthümliches Leben und die religiöse Beseelung des Staates einbüsse.

Die Mitarbeiter an No. 1 sind bis jetzt nur aus den westlichen Provinzen. Der erste Aufsatz des ersten Heftes redet *über die symbolischen Bücher der evangelischen Kirche, mit Rücksicht auf die Vereinigung ihrer beiden Confessionen.* Das Resultat dieser Untersuchung ist: dass die Provincialsynoden einen Beschluss fassen, und die Landessynode bestätigen solle, dass die Bekenntnissbücher beider Kirchen, namentlich der Heidelberger Katechismus und die Augsburgische Confession, in ihrer Eigenschaft als symbolische Bücher für die evangelische Kirche ihr Ansehn und ihre Gültigkeit behalten; dass nach der Übereinstimmung in denselben und mit der h. Schrift die Rechtgläubigkeit der Lehre beurtheilt werden solle; — dass aber in Betreff der Differenzpuncte, namentlich der beiden Naturen in Christo, von der absoluten Gnadenwahl, von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im h. Abendmahle u. s. w. Niemand wegen seiner Meinung in Anspruch genommen werden dürfe, und dass man diese Puncte nicht als wesentliche, zur Seligkeit erfoderliche Glaubensartikel urgire. Übrigens soll die Union keine *unio absorptiva* seyn, wo eine Partey förmlich zur anderen übergeht, noch eine *temperativa*, wo eine Partey der anderen Etwas nachgiebt, und über das Mehr

und Minder feilscht; sondern eine *conservativa*, wo jede Kirche ihr Eigenthümliches behält, und mit der anderen sich in Liebe verbindet. Der zweyte Aufsatz enthält den *Entwurf einer Verfassung für die evangelische Kirche in der Grafschaft Mark*, von *Bäumer*, Prediger zu Badelschwings. Der hellsehende Vf. überschaut und ordnet hier das ganze Kirchenwesen nach untadelhaften Principien, so dass dessen Ideen besonders von der künftigen Landessynode Beherzigung verdienen. Was §. 107 ff. von der richtenden Behörde und der verschrieenen Disciplin gesagt wird, benimmt dieser das Gehässige, womit man sie so gerne befleckt. Gleicher Aufmerksamkeit würdig ist der dritte Aufsatz: *Entwurf einer neuen Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden in der Grafschaft Mark*, von dem Generalsuperint. *Bädecker*. Der Entwurf gestattet keinen Auszug, und wir bemerken nur, dass die Anmerkungen des Hn. Justizraths und Landrichters *von den Berken*, der in No. 4 noch überdiess selbst einen Entwurf einer Synodalverfassung und Ordnung für die evangelische Geistlichkeit der Grafschaft Mark giebt, einen humanen, evangelischen, die Gewissensfreyheit durchaus ehrenden Geist verrathen. Von grossem Interesse ist vorzüglich der sechste Aufsatz: *Die evangelisch-christliche Kirche im Herzogthum Nassau*, welcher die sämmtlichen Verhandlungen über die dort zu Stande gebrachte Vereinigung der beiden Confessionen vollständig mittheilt, und wodurch man mit hoher Achtung nicht nur gegen den Herzog, sondern auch gegen die Nassauische Geistlichkeit erfüllt wird.

Das zweyte Heft setzt theils die abgebrochenen Abhandlungen von *Bäumer* und *Bädecker* fort, theils hat es noch andere anziehende Aufsätze. Wir wünschen dem Unternehmen recht viele Theilnehmer und Beförderer.

Wie No. 1 besonders die Grafschaft Mark berücksichtigt: so No. 2 Schlesien. Die ausführlichsten und gehaltreichsten Abhandlungen sind von dem würdigen, wissenschaftlich forschenden Herausgeber selbst. Dieser erste Band hat drey Abtheilungen, wovon die erste *Abhandlungen*, die zweyte *Synodalangelegenheiten*, die dritte *kirchliche Verordnungen* enthält. Schon diese Ordnung spricht für die Umsicht und Wichtigkeit dieses Jahrbuches, insbesondere für Schlesier. Der Abhandlungen sind vier, und in der ersten handelt der Herausgeber *von den Bestrebungen unserer Zeit, der protestantischen Kirche eine verbesserte Form zu geben.* Der ruhig prüfende Vf. hebt damit an: So wie das Christenthum den Gegensatz bildet zwischen der antiken und modernen Zeit, eben so der Protestantismus zwischen dem Mittelalter und der neueren Geschichte. Das protestantische Princip aber hat sich in ein kirchliches und politisches getheilt, und das Ziel der Richtung ist Eintracht der Kirche und des Staates. Der Vf. führt dann den gegenwärtigen Zustand der kirchlichen Gemeinschaft vor das Auge, und lässt hierauf eine ausführliche Prüfung dessen folgen, was das innere und äussere Gedeihen der kirchlichen Gemeinschaft fördern kann. Er sagt: der lebendige und *würdige* Antheil an der öffentlichen Gottesverehrung hat sich vermindert; das schöne Verhältniss zwischen den Geistlichen und ihren Gemeinden ist höchst lose geworden; die kirchliche Disciplin ist verschwunden, so dass der Geistliche kaum noch die freundlichste Admonition wagen darf; der Einfluss des Christenthums auf die Sitten und deren Beurtheilung im allgemeinen Verkehr des Lebens ist unsichtbar geworden; der Grund liegt in Fehlern, die seit der Reformation gemacht worden sind, man umstrickte die Freyheit des Glaubens mit dogmatischen Bestimmungen; die Kirche, als habe sie kein inneres eigenthümliches Leben, keinen eigenthümlichen Zweck, ist zu einem blossen Institute des Staates herabgesunken, so dass sie sich ohne Vorschrift des Staates weder regen noch bewegen kann. Im Protestantismus ist daher die Einheit der Kirche untergegangen. Bey der Erneuerung der protestantischen Kirche kommt es nach dem Vf. hauptsächlich an auf einen verbesserten Cultus, auf höhere Bildung des geistlichen Standes, und eine allgemein geltende Kirchenordnung. (Wo bleibt aber die Verfassung, oder das äussere Verhältniss zum — und die Eintracht mit dem Staate?) In das Einzelne können wir dem Vf. nicht nachfolgen, und erwähnen daher nur Einen Punct. Dass die verlangte Selbstständigkeit, die der Vf. nur mit anderen Worten reclamirt, die alte Opposition zwischen Staat und Kirche erneuere, behauptet zwar der Vf., beweist es aber nicht, und gesteht offen, dass er von der Selbstständigkeit der Kirche *keine klare* Einsicht habe. Wenn er aber vermuthet, es werde darunter ein ausschliesslich von Geistlichen geführtes Kirchenregiment verstanden: so verräth er *eine ganz falsche* Einsicht, welches auch daraus hervorgeht, dass er diese Selbstständigkeit nicht als die Totalität des Wesens der Kirche und als den Grund ihres eigenthümlichen Seyns und Bestehens, sondern als etwas Zufälliges, Erwerbbares, durch Vertrag *zu Bewirkendes* ansieht. Allein die Selbstständigkeit der Kirche ist ja nichts Anderes, als das ihr inwohnende, eigenthümliche Leben, ohne welches sie weiter nichts als eine Branche und ein Stück des Staates wäre, von Menschenhänden gemacht. Überbescheiden wäre dann der Staat, dass er sich nur ein *jus circa Sacra* beylegt, da er doch, wenn der Kirche keine Selbstständigkeit zukäme, einen kirchlichen Staatsglauben und eine Staatsbibel selbst machen könnte. Wenn der Vf. später wieder sagt, dass die Kirche ihr Recht in sich selbst habe, und es nicht erst durch Vertrag empfange: so spricht er die gefoderte Selbstständigkeit selbst aus, so wie seine unklare Einsicht, indem diese Selbstständigkeit durch Vertrag nicht erworben, sondern anerkannt und sichergestellt werden soll. — Der *zweyte* Aufsatz: *Sendschreiben an seine Amtsbrüder in Angelegenheiten des kirchlichen Lebens*, vom Hn. Pastor *Peters* in Rogau, ist eine klare, kräftige Protestation gegen den neulichen Rath des Ministeriums des Inneren, uns nicht mehr Protestanten zu nennen. Nachdem der Vf. bemerkt hat, „dass der Sprachgebrauch nicht zu dem Departement des Inneren gehöre, und ausser dem Bereich seiner Verfügung stehe," zeigt er, dass damit verlangt werde: wir sollten aufhören, uns jeglicher

Anmaßung und Satzung in Glaubensfachen entgegenzusetzen. Allein so lange es eine Römische Kirche, einen Papst und eine weltliche Autorität gebe, die nicht müde wird, ihre Herrschaft in das eigentliche Gebiet der Kirche auszudehnen, könne dieses Protestiren nicht aufhören. Die *dritte* Abhandlung: *Versuch, einige Missverständnisse, betreffend die Behandlung der Jugend in den Volksschulen, auszugleichen*, vom *Herausgeber*, ist eine herrliche gründliche Untersuchung, die von dem Grundsatze ausgeht: *nichts könne im Leben sich wirksam bewähren, was kein Bestehen hat in der Wissenschaft.* Die gehaltreiche Abhandlung verstattet keinen Auszug, und Rec. bedauert, dass dieselbe in diesem Jahrbuche vielleicht Vielen nicht zu Gesichte kommt, denen des Vfs. Ideen willkommen und segensreich seyn würden. — Die *vierte* Abhandlung: *Die Predigt im Geiste des Protestantismus*, von D. *Schirmer*, Privatdocenten an der Universität zu Breslau, philosophirt nach *Fichte*'schen Principien über den Protestantismus als Vernunftidee und über die Predigt, stellt den Protestantismus als etwas Ewiges dar, wovon die Veranlassung, die dieser Idee den Namen gab, nur eine äussere Erscheinung des Ewigen sey. Der Protestantismus, gewöhnlich nur von seiner negativen Seite, eine Hemmung aufhebend, gefasst, wird hier vorzüglich von der positiven Seite dargestellt. Rec. zweifelt aber, ob diese Art zu philosophiren denjenigen verständlich sey, die nicht zu der philosophischen Schule des Vfs. gehören.

Die zweyte Abtheilung enthält die Resultate der ersten Synodalverhandlungen in Schlesien. Vom Herausgeber. Nach Rec. Dafürhalten sind diese Resultate nicht für das grosse Publicum geeignet, sondern nur Vorarbeiten für die Provincialsynoden. Die Bekanntmachung derselben kann aber dazu dienen, um den Geist zu bezeichnen, der in den Synoden, in Schlesien wie allerwärts, herrschte, um das Vertrauen der grossen Gemeinde zu den Synoden zu begründen und zu rechtfertigen, und zu einem Zeugniss wider die Gespensterseher, die, um den Despotismus nicht aufzugeben, über Hierarchie schreyen. — Die *Nachrichten und kirchlichen Verordnungen* endlich in der dritten Abtheilung enthalten manches Merkwürdige, auch für andere Länder Lehrreiche, und erfreulich ist der gute Geist, aus welchem jene Verordnungen flossen.

No. 3 will die Untersuchung über die rechte Kirchenverfassung nicht weiter führen, sondern ein ungenannter Freund der Kirche regt hier nur die Idee einer repräsentativen (Presbyterial-) Verfassung in seinem Vaterlande an, und diese Anregung im südlichen Deutschland ist höchst zeitgemäss, da die Kirche in Gefahr ist, in einzelne Secten sich aufzulösen, die Römische und Deutsch-katholische Kirche, die ohnehin auf festeren Regierungsprincipien ruhet, Alles anwendet, ihre Consistenz zu sichern, während die evangelische Kirche ohne alle innere eigenthümliche Haltung da steht. Möge des Vfs. Stimme kein Rufen in der Wüste seyn!

No. 4 ist eine wichtige, zeitgemässe, gelehrte, aus einem tiefen Studium der Kirchengeschichte geflossene Untersuchung, mit einer reichen Literatur und historischen Beweisquellen unterstützt. Nach mehreren einleitenden wichtigen Belehrungen, z. B. über den Missgriff, den protestantischen Fürsten *jura episcopalia* beyzulegen, weil ihre Vorfahren, die *Bischöfe und Landesfürsten* waren, dieselben ausübten; dass akatholische Fürsten bey katholischen Unterthanen nie vor der *reservatio mentalis* sicher seyen, wie die Hierarchie ihren Druck gerade darauf gründe, dass akatholische Fürsten aus wahrhaft christlichem Sinne handeln u. s. w. kommt der Vf. der Hauptsache näher, und bestimmt das Verhältniss akatholischer Fürsten zum Papste als ein *bloss äusseres*, staatsrechtliches, so dass sie mit dem Papste, in welchem sie nur den Fürsten anerkennen, unterhandeln, wie mit jedem anderen Fürsten. Auch *Concordate*, als Verträge zwischen zwey unbeschränkten Gewalten, können — besonders bey akatholischen Landesfürsten — nicht anders als staatsrechtlich betrachtet werden. Was nun die Römische Curie selbst katholischen Fürsten einräumte, das steht um so mehr den akatholischen zu. Die Wichtigkeit dieser gelehrten Untersuchung *für Staatsmänner* — leuchtet in die Augen. Cm.

MAGDEBURG, in der Creutzschen Buchhandl.: *Branden Fürst der Brennen, oder Brandenburgs Gründung.* Romantische Erzählung, untergelegt die Sagen der Vorzeit aus dem achten Jahrhundert, von *H. C. G. Flamma*, Verfasser Wittekinds des Grossen und seiner Sachsen. 1817. 380 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

So wenig wir dem System derjenigen Ästhetiker beypflichten, welche alle Dichtungs-Arten nach ihrer Classification in bestimmte Formen pressen, mithin auch verwerfen, was nicht genau in diese Formen passt, und so weit auch der Kreis des *Romans* gezogen werden mag: so müssen wir doch bekennen, dass uns der *historische* Roman, er sey nun aus geschriebener Geschichte oder Traditionen entlehnt, dem Princip der Ästethik am allerwenigsten zuzusagen scheint. Diese Vermischung der Wahrheit mit Dichtung ist an sich eben so unnatürlich, als dem Studium der Geschichte, das man doch nicht einzig bey Gelehrten, sondern bey allen gebildeten Classen antreffen sollte, nachtheilig. Wahrheit, Welt und Natur ist der Spielraum der Geschichte; Idealisation der Spielraum der Phantasie; Beide haben ihr eignes abgesondertes Gebiet, das sich nicht berühren muss.

Wenn vollends die Bearbeitung in solche Hände fällt, so muss man dieser Gattung abhold werden! Denn diesen Bombast, diese Kostbarkeit der Sprache, diese Schwulst, diese Unnatur, Überhäufung und Überladung der Bilder und Beywörter, können wir unmöglich dichterisch finden.

Man höre nur den Anfang: „der *Vollmond* glitt sanft über den Erdball hin, und stand wie ein *schützender Engel* über dem Angesichte der Menschen, deren viele in *süssen* Schlummer gesenkt, den *schön-*

sten Frieden der Erde genossen." — „Endlich als das schimmernde Nacht-Gestirn die Mitte des blauen Himmels durchschnitten, stand er (Adalbert) auf vom bethautem Hügel und sah, gestützt auf sein Schwerd, hin auf die weite schlafende Natur, wo sich nichts regte, als das *flatternde* Licht der Sterne, als der nahe Berg-Strom der rauschend ins Thal sank. Das Bild des ewigen Wechsels, — die grosse Zeit —!! ging an ihm vorüber, und zeigte mit der erhobenen Riesenhand nach Westen und Osten, wo Sterne hervortraten, und wieder verschwanden, gleich als wollten sie *durch ihr Schimmern* das empörte Herz beruhigen, u. s. w."!!! — Wahrhaftig, man glaubt, sich in die Zeiten Lohensteins und Zieglers v. Klipphausen zurück versetzt, dessen *Banise* mit nicht weniger Pathos anhebt.

Wir wollen damit dem Hrn. *F.* keineswegs Talent absprechen. Er hat Dichtergabe und Imagination, aber er zügle sie; seine Sprache ist correct, aber seine Phantasie und sein Vortrag sind es nicht. Wird er sich gewöhnen, alles was er im Feuer der ersten Begeisterung niederschrieb, später ruhig zu prüfen, alle Unarten, alle üppigen Auswüchse wegzuschneiden, an das Wahre, Natürliche, Einfache sich zu halten: so wollen wir ihm auf seiner Laufbahn gerne wieder sehen.

J — s.

MAGDEBURG, b. v. Schütze: *Ataliba, letzter Inka (Ynka) von Peru.* Ein historisch-romantisches Gemälde aus der Eroberungsgeschichte dieses Reiches durch die Spanier unter Pizarro, im 16ten Jahrhundert, von *F. Hartger.* 1818. 154 S. 8. (14 gr.)

Ein Herr *W. L.*, der sich unter dem kurzen Vorwort auch bey diesem Werkchen des Vfs., wie bey einigen andern, als Herausgeber angiebt, sagt im Eingange: „Es sind jetzt Aller Blicke, denen die grosse Sache der Menschheit nicht gleichgültig ist, auf die Insurrection in Südamerika gerichtet. Die jetzigen Blutscenen daselbst sind ein merkwürdiges Gegenstück zu der schrecklichen Eroberung von Peru im J. 1529, *welche der Hauptgegenstand der folgenden Blätter ist.*" Hiernach könnte man eine grösstentheils historische Darstellung der Eroberung Perus und des Geschicks seines letzten unglücklichen Herrschers erwarten, gekleidet viel leicht, um dem ganzen Titel zu genügen, in den Schmuck einer romantischen Darstellung; davon aber wird dem Leser eben nicht viel gereicht. Zwar entfernt sich der Vf. in Schilderung seiner Charaktere, namentlich dem der Ynka, nicht weit von der Grenzlinie des geschichtlich Wahren; die Art aber, wie er es thut, kann nicht füglich *romantisch* genannt werden, eben so wenig wie der Ton des ganzen Werkchens sich eignen dürfte, den „leidenden Helden der Geschichte in einer Würde darzustellen, welche bey einer auffallenden Verkettung trauriger Schicksale, ihm Achtung, Theilnahme und Mitleid verdienen." Diess würde vielmehr durch eine einfache, treue Auffassung und Wiedergebung jener Begebenheiten geschehen seyn, wodurch vor 300 Jahren ein sanftes, harmloses Volk der Wuth, dem Fanatismus und der Habsucht einer Handvoll Abentheurer hingegeben ward, die von ihrem Geburtslande ausgestossen, den Ocean durchschifften, um auf fremde Küsten ihre Laster und Verbrechen hinzutragen. Eine romantische geschichtliche Darstellung bleibt immer eine Zwittergattung, welche nie die Wirkung einer klaren geschichtlichen Schilderung erreichen wird, so wenig wie sie den Zauber hervorbringt, den ein ganz ins Reich der Poesie gezogener historischer Stoff gewährt, wenn solches nur von Dichter-Händen geschieht. Wie anziehend, ohne den sogenannten *romantischen* Zusatz, die einfache Schilderung irgend einer merkwürdigen Begebenheit der Geschichte werden kann, für jeden Menschen, selbst für die, deren Neigung es sonst nicht ist sich mit dergleichen Gegenständen zu beschäftigen, hat z. B. *Schiller* durch seine historischen Arbeiten bewiesen. Da ist nichts von Romantik, kein Zusatz, kein Veredeln oder Verschlechtern der handelnden Charaktere, und dennoch eine Lebendigkeit, ein Fluss der Rede, gleichweit entfernt von trockener Gelehrsamkeit, wie von dem breiten Geschwätz hohler Phrasen. Hat man die Geschichte des dreyssigjährigen Krieges von diesem Dichter gelesen: so hat man die würdige klare und fassliche Erzählung einer merkwürdigen Zeit gehabt; bey Lesung von Hrn. *H's.* Ataliba weiss man aber nicht, ob es Geschichte, ob es Roman ist, was man erhielt, und eben dieses ist es, was dem übrigens interessanten Stoff dieses Werkchens schadet, das durch einen schwerfälligen Periodenbau nicht gehoben wird.

G.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Breslau*, b. Holäufer: *Wahrheiten, in allegorisch-moralischen Gedichten.* Nebst Fabeln, Erzählungen, Räthseln, Dialogen u. s. w. zur gesellschaftlichen Unterhaltung von *H. Sieg. Oswald*, K. G. Rath. 1817. 296 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Sammlung enthält Gedichte von verschiedenem Werthe; bey mehrern finden sich Mängel, von welchen wir einige Beyspiele anzeigen *wollen. S. 45 heisst es vom sechsten Sinne*, dem Glauben;

„Ihn aber giebt nicht die Natur
Die Gnade — kann ihn geben *nur*.

S. 160 Als Junker Fritz die Scene sah,
Und was da vorgefallen,
Ging es ihm *tief* im Herzen *nah*;
Sein Blut fing an zu wallen;
Denn ach! er liebte den *Stieglitz*
Daher erklärte Junker Fritz
Der Wachtel — stante *pede*
Aus Rache — blut'ge Fehde.

S. 185 Er hat sogar die Augen nöthig *nicht*."

Dergleichen Sprachfehler finden sich in dieser Sammlung mehrere; sie enthält aber auch Gedichte die als vorzüglich gelten können.

K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Frölich: *Leben des C. Julius Cäsar* von *A. G. Meissner* und *J. C. L. Haken*. 1—4 Thl. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

So wird im ersten Theil (S. 248 ff.) Cäsar gegen den Verdacht, dass er an der Verschwörung des P. Crassus mit dem P. Sulla und L. Antronius Antheil gehabt, vertheidigt. Die Beweise *für* Cäsars Theilnahme sind allerdings nicht hinreichend. Aber die hin und wieder gehende Sage lässt doch auf einiges Mitwissen schliessen. So unzeitig auch damals des jungen Mannes Streben nach dem zweyten Range in der Republik seyn mochte, und so gewiss er in reiferem Alter auf eine so tollkühne Unternehmung nicht eingegangen wäre: so konnte ihn damals doch wohl der Jugendmuth verleiten, einigermassen für den Plan der Verschwörung sich zu interessiren, weniger, um selbst thätigen Antheil zu nehmen, als in sicherem Hinterhalte den Erfolg abzuwarten, und vielleicht für sich, wenn es gelang, Vortheile daraus zu ziehen. Wenigstens ist das kein genügender Beweis dagegen, dass „Cäsar und Crassus sonst erklärte Feinde waren, oder wenigstens nie vorher gemeinschaftliche Sache gemacht hatten." Auch die Verschworenen konnten es immer der Mühe werth halten, einen so unternehmenden, und damals schon so hervorragenden, wenn auch noch nicht mit höheren Würden bekleideten, darum vielleicht um so leichter zu brauchenden Mann für sich zu gewinnen. Giebt aber *M.* zu, dass diese ganze Geschichte, wenn nicht durchgängig Erdichtung, doch eine nahe an Erdichtung grenzende Vergrösserung sey: so bleibt immer der Verdacht einiger geheimer Theilnahme Cäsars, und eine solche hat man ihm auch nur Schuld gegeben. — So scheint er auch in Beziehung auf die Catilinarische Verschwörung nicht hinreichend gerechtfertigt. Das sieht man wohl, es liessen sich nicht vollgültige Beweise, die seine Gegner gewiss gern benutzt hätten, oder auch nur etwas wahrscheinliche gegen ihn aufbringen. Aber der feine Cäsar konnte wohl, auch wenn er Mitwissender war, sich so gestellt haben, dass selbst die eingezogenen Verschworenen nichts gegen ihn auszusagen vermochten, wie denn gewiss noch andere angesehene Römer, die nie förmlich angeklagt werden konnten, in das Geheimniss eingeweiht waren. Cäsars Rede zur Rettung der Gefangenen von der Todesstrafe, eine Rede, von der *M.* behauptet, dass nur der ganz Unbesonnene oder der Schuldlose sie halten durfte, konnte auch ein Cäsar, ohne unbesonnen oder schuldlos zu seyn, wohl wagen. Denn je grösser damals die damit verbundene Gefahr war, je unvermeidlicher bey einer solchen Vertheidigung der Schuldigen der Verdacht einer Mitschuld scheinen mochte: um so gewisser konnte auch ein Mitwissender, wenn er nur keck genug war, und in seinem Hinterhalte sich sicher wusste, durch die Nichtachtung des naheliegenden Verdachtes sich als ganz schuldlos darstellen.

Hr. *H.* hat seltener eine besondere Rechtfertigung seines Helden aufgestellt, als mehr einer ungünstigen Ansicht eine günstigere Wendung gegeben, ohne das offenbar Unlöbliche und Tadelnswerthe zu verhehlen. Gegen einige seiner Entschuldigungen möchte man Bedenken finden, wie wenn bey der Erzählung der, über den P. Ligarius verfügten Todesstrafe, „das erste entschiedene Beyspiel von Strenge, das Cäsarn zur Last gelegt werden kann, dem aber nachher mehrere folgten," in der Anmerkung hinzugefügt wird: „Doch warum eben auch „„zur Last gelegt?"" — Auch nach unseren heutigen Begriffen würden Kriegsgefangene, die auf das Versprechen, nicht weiter gegen den Sieger zu dienen, entlassen worden, im Übertretungsfalle das Leben verwirkt haben." Dass P. Ligarius ein solches Versprechen geleistet, wissen wir nicht. Und Ligarius, ein römischer Bürger, der, wenn auch Cäsars Gegner, doch immer für die Sache der Republik kämpfte, darf nicht gerade „wiederholter Treulosigkeit" beschuldigt werden, wenn er, schon einmal von dem siegreichen Dictator begnadigt, aufs Neue in die Reihen seiner Gegner eintrat. Ein persönlicher Widerwille wirkte hier wohl bey Cäsar, dessen Grossmuth bey Anderen auch erneuerte Kämpfe gegen seine Person verzieh.

Mit vieler Feinheit und Geschicklichkeit ist Cäsars Streben nach der königl. Würde von Hn. *H.* motivirt, und dabey keine falsche apologetische, desto mehr aber psychologische Kunst und historischer Scharfblick aufgewendet worden. Wir möchten zwar nicht Alles, was hier beygebracht ist, unterschreiben; aber im Ganzen ist diess ein sehr vorzüglicher Abschnitt des Werkes. Die äussere und die innere Geschichte die-

ses letzten gewaltigen Bemühens des ehrbegierigen Römers finden wir se eindringend, als treu und anschaulich, aufs Zweckmäſsigste verbunden. Nur davon können wir uns nicht überzeugen, daſs Cäsar für seine anderweitigen Pläne des Königstitels, oder des „gesetzlich anerkannten *Königthums*“ bedurft hätte, daſs er als *König*, nicht aber als *Dictator*, auf geraume Zeit von Rom sich zu entfernen wagen durfte, „ohne die Furcht, die Parteyen in ihre inneren Zuckungen zurückfallen und sich wechselseitig zerfleischen zu sehen.“ — Er, der die freylich entarteten, aber, wie ihm die nächsten und ersten Erfahrungen bey seinem Versuch überflüſsig zeigten, ein römisches Königthum noch immer gründlich verabscheuenden Römer gar wohl kannte, er konnte sichs kaum bergen, daſs Viele von denen, welche dem gegenwärtigen Allgewaltigen, wenn auch mit dem stärksten inneren Widerstreben, doch aus Furcht das Diadem zuerkennen möchten, wenn er auf längere Zeit Rom verlieſs, und in der Ferne vielleicht in übermächtige Verhältnisse verwickelt ward, diese nächste günstige Gelegenheit nicht unbenutzt lassen würden, unwilliger und feindseliger noch dem Könige, als dem Dictator, seine Würde zu entreiſsen. Selbst der *König*, der zwar der Form nach, im Geiste der Römer aber nimmermehr als ein *gesetzlicher* erscheinen konnte, vermochte nicht, die Banden noch fester zu schlingen, die das vordem freye Rom ihm unterwarfen, und die Pläne der Freyheitsfreunde fesselten, als der Dictator schon gethan. Und hätte Cäsar sich wirklich das Königthum, das ihm doch nur dem gefürchteten Namen nach noch fehlte, selbst als das einzig sichere Mittel zur Ausführung seiner übrigen Pläne gedacht (was wir anzunehmen durch kein geschichtliches Zeugniſs befugt sind): so hätte jener andere Plan ihn in Beziehung auf alle anderen, wie es zu geschehen pflegt, verblendet. Wirklich zeigt sich in dem sonst so klugen und scharfblickenden, Alles aufs sorgsamste erwägenden, selbst in der Hitze der Leidenschaften sich nur selten vergessenden Cäsar bey diesem Ringen nach seinem reizendsten Ziele eine Verblendung, die Hr. *H.* zu wenig bemerkbar gemacht hat. Indem Cäsar Roms König zu werden trachtete (obwohl keine Zeit noch solchem Plan so günstig gewesen, und Keiner demselben sich so gewachsen fühlen durfte, wie Er!), sah er in der unverwandten Richtung nach diesem Ziel auch das nicht, was einem minder geübten und feinblickenden, aber leidenschaftlosen Manne gewiſs nicht entgangen wäre, wie er gänzlich vergaſs, welches Ende sein Oheim Marius, nach der Oberherrschaft in Rom strebend, gefunden hatte.

Umständlicher in das Einzelne dieses Werkes einzugehen, verstatten uns die Grenzen dieser Blätter nicht. Jeder Band würde Stoff und Veranlassung zu mehreren Bedenken und Verhandlungen darbieten. Wir müssen uns begnügen, eine allgemeine Ansicht von dem Buche zu geben, und wenige besondere Bemerkungen herauszuheben.

Die Schreibart beider Vff. dürfen wir als bekannt voraussetzen; sie haben sich beide bemüht, hier das Beste zu geben, was sie vermochten. Hr. *H.* suchte die Manier seines Vorgängers, wo möglich ohne ihre Flecken, sich anzueignen; ist aber doch, besonders im 4 Bande, seiner eigenen Weise gefolgt. Wer möchte das tadeln? Ein Geschichtswerk kann nur dann tüchtig werden, wenn man jede Manier abwirft, und seinem eigenen Genius vertraut. Indeſs ist die Disharmonie im Werke nicht zu grell. Hr. *H.* fühlte (wie die Vorrede zum 3 Bande bezeugt) gar wohl die Schwierigkeit einer solchen Fortsetzung; und wir dürfen ihm das Zeugniſs geben, daſs er seine Aufgabe ziemlich glücklich gelöst hat, wiewohl weder des Einen noch des Anderen historischer Stil meisterhaft genannt werden kann. Beiden ist eine gewisse Breite eigen, die nicht gerade in unnützer Wortfülle, sondern in etwas steifer Umständlichkeit besteht, und sich bisweilen auch da nicht verleugnet, wo der Strom der Thatsachen sie selbst lebhaft mit fortreiſst. *M.* konnte sich nicht enthalten, seine eigenen Betrachtungen einzuweben, wahrscheinlich weil er dieſs für das Wesen des Pragmatismus hielt; so pragmatisirt hat Hr. *H.* seltener, dafür aber hin und wieder mehr rhetorisirt. Auch sieht man ihm manchmal die Verlegenheit an, wie er dieses oder jenes noch beybringen und erzählen könne. Wir wollen dahin nicht gerade die Stelle rechnen, wo er von Cäsars schriftstellerischem Verdienst redet. Es geschieht dieſs mitten in der Erzählung von Cäsars eilendem Zuge nach Hispanien gegen die Söhne des Pompejus und die dort versammelte Macht der Pompejaner. Die gezwungene Unthätigkeit dieser successiven Ortsveränderungen (heiſst es da) habe der Ungeduld „in einem solchen Feuerkopfe“ nicht entsprochen, und, sich selbst zu entfliehen, habe er während dieser Reise ein Gedicht geschrieben, — und so seyen auch mehrere seiner geschätztesten Schriften unter ähnlichen Umständen, zur Ausfüllung solcher Zeiten der Muſse, zusammengetragen worden (z. B. der *Cent. Cat.* unter den Unruhen und Märschen, die der Schlacht von Munda vorhergingen). Um wieviel höher müſse die Bewunderung dieses auſserordentlichen Mannes steigen, dessen schriftstellerisches Verdienst, auch ohne Rücksicht auf die Weise der Entstehung, die rühmlichste Anerkennung seiner Zeitgenossen fand, und in den auf uns gekommenen Resten eben sowohl die höchste Würdigung aller Zeiten sich erzwungen, als das Bedauern über das Entbehrniſs (?) der vielen verloren gegangenen Werke erregt hat.“ — So kurz nun diese und andere sich anschlieſsende Bemerkungen, sammt den beygefügten Noten, sind: so scheinen sie doch hier, während der Leser mit Cäsar nach Hispanien eilt, und ungern sich gehemmt sieht, sehr zur Unzeit eingewebt. Hr. *H.* mochte den Eindruck verstärken wollen, wenn er den Leser eben so ungeduldig auf den Fortgang der Reise harren lieſs, wie Cäsar ungeduldig sie zurücklegte. In sofern stehen jene Bemerkungen freylich nicht ganz an unrechter Stelle. Denn der Geschichtschreiber soll nicht bloſs der Neigung der Leser, den Faden der Geschichte sich abspinnen zu sehen, gefällig schmeicheln, sondern oft auch da, wo sie am liebsten dem Fluſs der Begebenheiten folgen möchten, sie festhalten, und zur Betrach-

tung, die den Gegenstand allseitiger kennen lehrt, reizen. Es ist immer besser, so den ganzen Menschen in allen seinen Erscheinungen lebendig zusammenzufassen, als, wenn die Geschichte aus ist, und der Held todt, ihn noch besonders als Menschen, als Staatsmann, als Schriftsteller u. s. w. zu anatomiren.

Der Ausdruck ist bey beiden Vff. im Ganzen edel und würdig, wiewohl auch beide einige Sonderbarkeiten lieben. Einzelne unziemliche Ausdrücke zu rügen, finden wir keinen Raum, sonst wäre ausser der Stelle im 1 Theil: „Sulla winkte und M. Piso verstiess mit heldenmüthigem Gleichsinn eine Gemahlin, die in seinen Armen kaum warm geworden seyn konnte“ — wo eben sowohl das hohe Wort *heldenmüthig* gemissbraucht, als das „*in den Armen warm werden*“ dem Geschichtsstil durchaus unanständig ist; ausser Hn. *H's.* „*Menschenklumps*“ (im 4 Theil) noch manches Andere zu bemerken. Ausdrücke, wie: „nicht lange währte dieser sich selbst angelegte Zwang,“ — „wegen der Staatscassen äussersten Armuth,“ — „er stellte seine *ganzen* Truppen u. s. w.,“ — „Cäsar wagte nicht die Anhöhen heranzuklimmen“ (wo das *hinan* nothwendig ist); — oder bey Hn. *H.*: „Wenige, die zur Höhe *seiner* Tugend sich so *instinctmässig* (?), wie Er (Cato) erhoben;“ — „eine Feuerseele, wie sie in Cäsars Busen flammte,“ u. s. w. sind nicht zu billigen. *M.* schrieb auch „in Senat gegangen,“ — „in Kerker zurückgebracht,“ — „auf eine*n* weite*m*, unbegränzte*m* Meere;“ — Hr. *H.*: „Cäsars Leichnam hätte in die Tiber geschleift, sein Vermögen eingezogen, seine Verordnungen aufgehoben, und er für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden sollen;“ — anderer Nachlässigkeiten in der Schreibart nicht zu erwähnen. Besonders anstösig ist die öftere Wiederholung des Wortes *schier*, und ähnlicher Lieblingsformeln, sowie einige eigensinnige Sonderbarkeiten. *M.* schrieb *samle*, *samlete*, *konte*, *solte*, *bestimt*, *ersezt*, *gehoft*, *Blöse*, *bekanter*, und blieb sich darin nicht gleich; auch Hr. *H.* hat *erfült*, *zugeselte*, *erhelt*, *vol* u. s. w. — was zu den orthographischen Grillen gehört, die nicht zu rechtfertigen sind. Bemerken wollen wir noch für die Sprachreiniger, dass *M.* für das barbarische *Fouragiren* Futter-Eintreibung zweckmässig gebraucht, und auch Hr. *H.* einige fremde Eindringlinge mit Glück vermieden hat.

e.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) LEIPZIG, b. Gräff: *Leiden und Freuden des edlen Baron Just Friedrich auf der Semmelburg.* Von *Carl Gottlob Cramer.* 1. 2 Theil. 1817. 284 und 313 S. 8. (2 Rthlr.)

2) STRALSUND, in der königl. Regierungs-Buchhandl.: *Sehnsucht und Liebe.* Geschichte Eduards von ..... aus den Papieren seines Freundes. Von *Friedrich Gleich.* 1816. 287 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

3) ERFURT, b. Armann: *Kunigunde von Austerlitz, oder man macht zuweilen sein Glück auch im Zuchthause.* 1816. 237 S. 8. (20 gr.)

4) MAGDEBURG, b. Creutz: *Die Familie Barring, oder das Scheinverbrechen*, von *Carl Friedrich.* 1816. 286 S. 8. (1 Rthlr.)

5) LEIPZIG, in der Weygandschen Buchhandl.: *Der Waldmann.* Ein abentheuerlicher Roman. 1817. 1 Thl. 166 S. 2 Thl. 187 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

6) BRAUNSCHWEIG, b. Lucius: *Die Geheimnisse der Abtey von Santa Columba*, oder *der Ritter mit den rothen Waffen.* A. d. Englischen, von dem Verfasser des Admirals. 1816. 1 Thl. 352 S. 2 Thl. 320 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es gab ehemals ein Journal, das sich ausschliesslich mit der Kritik der Romane und Schauspiele beschäftigte; aber es wurde nicht gelesen und musste aufhören. Wer mochte es auch lesen? Die Schaulustigen sowohl als die Leselustigen fragen nicht nach Kritiken, urtheilen selbst, greifen nach sogenannten Lieblingslectüren, und bekümmern sich nicht um kritische Urtheile, denen sie weder Geschmack noch Glauben abgewinnen können. Viele Leser haben einmal ihre Schriftsteller, haben ihre Gattungen von Romanen, und diesen kann nicht gerathen werden. Indess in einem kritischen Institut von grösserem Umfange darf dieser Zweig der Literatur nicht fehlen. Es wird aber in den meisten Fällen genügen, das Daseyn dieser Schriften zu allgemeiner Kenntniss zu bringen, dabey einige Winke und Bemerkungen einzustreuen, und dann dem Publico zu überlassen, was es thun will. So werden die Leser die kurzen Anzeigen der Romane finden, und ihrer Befriedigung gehe ihr Zutrauen voraus.

No. 1. Hr. *Cramer*, ein alter Freund und Bekannter des Lesepublicums, dessen Schriften allen Lesebibliotheken von jeher willkommen waren, tritt nach einer langen Pause wieder auf, seinen Herzen Luft zu machen. Noch immer werden ihn die Leser dieses Romans kennen, zwar nicht mehr so erfinderisch in Situationen, wie ehemals, aber noch eben so gesprächig, oft eben so breit im Erzählen, wie sonst. Auch seine Gleichnisse erinnern an das Alte. Sie sind fast nur für Forstliebhaber berechnet, und für ein allgemeines Publicum haben sie kein Interesse. Die Charakterzeichnungen sind geblieben, wie sie in des Vfs. Werken immer waren; oft frappant genug, aber nicht immer consequent und rein.

No. 2. Auch dieses Vfs. Art zu erzählen ist den Lesern schon aus mehreren Producten desselben bekannt. Sie ist gefällig und anständig. Tief dringt er nicht ein; seine Erzählung gleicht einem leichten Frühlingsregen, der wenigstens erfrischt. Was wollen die meisten Leser mehr?

No. 3. Es ist nicht zu leugnen, dass es oft gar sonderbare Arten, sein Glück zu machen, in der Welt giebt, und das kann auch, wie der Vf. erzählend darthut, im Zuchthause geschehen; aber dass der Erzähler sein Glück bey dem Publico machen wird, daran ist gar sehr zu zweifeln; und sollte er auch den Helden von Austerlitz selbst ins Zuchthaus gebracht haben.

No. 4. Mittelgut, zuweilen in poetische Prosa gehüllt, gewöhnlich aber ganz unverhüllt zur Schau gestellt. Übrigens scheint es ganz redlich gemeint zu seyn, von der „bleyernen Canaille" an (S. 19) bis zum „Satansjungen" (S. 257), und endlich zum Scheinverbrechen. Deshalb stürzt auch, *in calce*, der Held der Erzählung seinem Vater in die Arme, „und die Seligen feyern in namenlosem Entzücken das Fest der Auferstehung." Hier fehlt noch ein Schlusschor.

No. 5. Nach dem *Waldmann* müssen die Lesebibliotheken greifen. Es ist derselbe ein unterhaltendes Stück Arbeit, wiewohl das Unterhaltende sehr steif und schleppend erzählt ist. Beynahe möchten wir es für eine Übersetzung halten, an der Jemand seine erste Kraft geprüft hat.

No. 6 wird in keiner Lesebibliothek vergebens prangen. Er ist feyerlich und schauerlich genug, wie auch recht gut übersetzt. Dem Versprechen des Titels ist sein Recht geschehen, und der Vf. des Admirals kann also eben so sehr mit sich selbst zufrieden seyn, als es das leselustige Publicum mit ihm seyn wird. Der deutschen Sprache wird der Übersetzer künftig ein wenig mächtiger zu werden suchen.

N. E.

Leipzig u. Züllichau, b. Darnmann: *Neue Erzählungen von Friedrich Rochliz*, in zwey Bänden. Erster Band. 312 S. Zweyter Band. 376 S. 8. 1816. (3 Rthlr. 12 gr.)

Die Manier dieses anmuthigen Dichters ist bekannt. Er verbindet Tiefe mit Leichtigkeit, blühenden Stil mit Natur, Wahrheit und Fülle der Imagination.

Diese Sammlung enthält Erzählungen und Aufsätze, die grossentheils zerstreut in der musikalischen Zeitung und anderen Zeitschriften schon abgedruckt, aber hier in einen schönen Straus zusammengebunden sind. Im ersten Bande: 1) das so herzliche, einfache und rührende *Schreiben des alten Instrumententrägers Abraham Blechschmidt* an die Redaction der musikalischen Zeitung, von seinem Sterbebette gesandt. 2) *Reime* zwar überschrieben, aber der Benennung *Gedicht*, im vollen Sinne des Wortes, würdig. 3) *Luzie*, eine höchst anziehende Erzählung, ohne romanhafte Verwickelung und doch mit überraschender Entwickelung. 4) *Calamitäten* eines Recensenten der musikalischen Zeitung; wenn auch nicht wahr, doch sinnreich erfunden. 5) *Erinnerungen aus einem Reise-Journal*. Beytrag zur Französischen Revolutionsgeschichte; trefflich erzählt. 6) *Dora und Alonzo*, eine Spanische Novelle. 7) Anhang: *die Neuvermählten*, Lustspiel in Einem Act. Niedlich, aber so zart gehalten, dass es nur von höchstgebildeten Künstlern darstellbar wäre. — *Zweyter Band.* 1) *Musikalische Reise.* Ein allerliebster, unterhaltender Aufsatz. 2) *Joachim von Sandrart.* Ein sehr schätzbarer Beytrag zur Kunstgeschichte. 3) *Die Versorgten zu W.* Eine tieferschütternde, herzergreifende Erzählung. 4) *Tage der Gefahr.* Aus der Geschichte der Schlacht bey Leipzig; von hohem Interesse. — Möge der liebenswürdige *Rochliz* unsere Lesewelt mit mehreren Bänden dieser Sammlung beschenken, wovon Einer schwerer wiegt, als 100 gewöhnliche Romane.

J. S.

Jena, b. Schmidt u. Comp.: *Cäcilie, oder der Zögling der barmherzigen Schwestern.* Aus dem Französischen der Gräfin *von Choiseul Meuse.* 1816. 590 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieser Roman hätte gar wohl unübersetzt bleiben können. Auffallend ist, dass eine Dame eine solche, die weibliche Delicatesse verletzende Fabel wählen konnte. — Denn Cäcilie ist die Frucht einer *Nothzucht*, die der Bruder ihres Vaters an ihrer kränklichen Mutter in einer Ohnmacht verübt! Und diess ist der Knoten, der die ganze Geschichte schürzt, und am Ende auf eine ziemlich unwahrscheinliche und abentheuerliche Weise gelöst wird. Wahrhaftig schon um desswillen dürfte manche fein fühlende Leserin das Buch aus der Hand legen, obgleich das Buch sonst ganz gute Grundsätze enthält. Am besten ist dem Vf. noch die nur etwas zu flüchtige Zeichnung einiger Charaktere, z. B. der treuen Negerin Nixe, der bösartigen Dem. l'Etoile, der launenhaften Mylady und ihrer Tochter, gelungen, und verräth Kenntniss des menschlichen Herzens.

Aber was soll man zu der Übersetzung sagen? Steifer, hölzerner, holpriger ist uns noch keine vorgekommen. Wer weder den Periodenbau der Sprache, aus der er übersetzt, noch seine Muttersprache kennt, ist doch wahrlich nicht zum Übersetzer berufen. Oft ist der Sinn der Urschrift ganz und gar entstellt; oft muss man ihn errathen; kurz man kann diese Übersetzung nicht einmal eine flüchtige Fabrik-Arbeit nennen.

J. F.

Leipzig, b. Gräff: *Der Oberförster Kraft und seine Kinder.* Darstellungen der Häuslichkeit und Liebe. Von der Verfasserin der gesammelten Briefe von Julie. 1817. 270 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Vfn. zeichnet sich zwar nicht durch genialische lebendige Darstellungsgabe aus, und ihre Charakterzeichnung enthält keine kühnen kräftigen Pinselstriche; aber doch sind die Charaktere gut gehalten, die Begebenheiten kunstlos an einander gereiht, der Vortrag ist leicht, die Sprache blühend und correct, — die Tendenz rein moralisch, und über das Ganze schwebt ein wohlthuendes weibliches sanftes Sittengefühl. Wir können also diesen Roman als eine angenehme Lectüre empfehlen.

J. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Berlin, b. Maurer: *Sophoclis Philoctetes.* E Brunckiana potissimum recensione cum commentario perpetuo *J. Henr. Christ. Barby*, Profess. Berol. 1803. VI u. 240 S. 8. (16 gr.)

2) Berlin, b. Maurer: *Sophoclis Antigone.* E Brunck. potiss. rec. c. comm. perp. *Jo. Henr. Christ. Barby*, P. B. 1806. 234 S. 8. (21 gr.)

3) Berlin, in der Realschulbuchhandl.: *Sophoclis Oedipus Rex.* Ex Brunck. potiss. rec. c. comm. perp. *Jo. H. Chr. Barby*, P. B. 1807. 286 S. 8. (1 Rthlr.)

Als Hr. *Barby* es unternahm, den *Sophokleischen Philoktetes* für ungeübte und jugendliche Leser zu bearbeiten, war allerdings die *Erfurdtische* Ausgabe des herrlichen Tragikers noch nicht erschienen: eine Ausgabe, die bey manchen, längst eingestandenen Mängeln doch nicht ohne vielseitigen Einfluss auf fernere rege Beschäftigung mit diesem Dichter geblieben ist. Vorhanden waren indess zwey einzelne Versuche, die gleichfalls mehr pädagogische, als rein philologische Zwecke verfolgten, beide schätzbar nach dem Standpunct, auf welchem damals dieser Theil der Sprach- und Alterthums-Forschung stand, und auch noch für einen Nachfolger aus späterer, begünstigterer Zeit lehrreich: wir meinen *Gedike's* Philoktetes, schon vom J. 1781, und *Schefflers* Elektra von 1794. Hinzugekommen waren wenigstens *Hermanns* erste metrische Werke und *Porsons* Arbeiten über den Euripides: ausserdem hatte der erweckte Geist für tiefere und beseeltere Durchforschung der Sprache als Sprache schon manche bedeutende Erscheinungen veranlasst.

Wir bedauern es, hievon keinen anderen Einfluss auf Hn. *Barbys* Ausgabe entdecken zu können, als hie und da verderblichen: schlimmer ists, dass der Herausg. überdiess durch eine sonderbare, keineswegs rechtliche und anständige Art zu arbeiten, sich im Voraus um alles Gelingen und um die Neigung seiner aufmerksamen Leser gebracht hat.

Dass der *Brunck*'sche Text durchaus zu Grunde gelegt ist, war im Jahr 1803 bey einem Manne nicht zu tadeln, der keine Ansprüche auf wissenschaftliche Selbstständigkeit macht. Das „*e Brunckiana potissimum recensione*" auf dem Titel geht im Grunde nur auf die metrischen Änderungen, die *Hermann* in den Büchern *de metris* mit erster Reformatorkühnheit gewagt hat. Ihre schwachen Seiten wahrzunehmen, war damals nicht so leicht, als es jetzt durch *Hermann* selbst geworden ist: wir wollen also mit Hn. *Barby* seiner Schnellgläubigkeit wegen nicht rechten, wenn er nur so consequent und bescheiden, und mit so viel Einsicht verfahren wäre, als auch damals einem Bearbeiter des Philoktetes zuzumuthen war. Denn was ihn z. B. V. 831 f. bewogen haben mag, die *Hermannische* Versanordnung in die Anmerkungen zu verweisen, wird er wohl selbst kaum wissen. Am schlimmsten ist es ihm aber mit V. 205 und dem antistrophischen ergangen, wo er sich mit grosser Zuversicht einredet, dass die *Brunckische* Lesart, die allen Rhythmus zerstört, dem Metrum einzig entspreche! Man sieht, er will von Dingen mitreden, von denen er nichts versteht, und glaubt ganz sicher zu seyn, wo er *Brunck'sche* Waffen trägt, doch nur als Schildknappe.

Ausserdem hat ihm nur *Vossens* Ansehen gewichtvoll genug gedünkt, um V. 1091 das bekannte, sinnreiche, doch noch nicht ganz ausgefochtene πταδες in den Text zu nehmen. Die Vorschläge zu 333 und 715 von *Locella* und *Wakefield*, denen *Erfurdt* unbedingt beytrat, werden nur in der Anmerkung empfohlen.

Doch das wäre Kleinigkeit, hätte Hr. *Barby* nur die eigentlich pädagogische Seite der Wortkritik erkannt und geltend gemacht! Was aber soll *sein* Leser mit Varianten, deren Verdammungsurtheil darin liegt, dass sie auf *Triclinius* zweydeutigem Ansehen beruhen? Was mit solchen, über welche Abzählung oder Abschätzung der Handschriften allein entscheidet? Was mit solchen, die als reine Schreibfehler reinen Unsinn darbieten? Was endlich frommt die Erwähnung und vornehm kurze Abfertigung überflüssiger Änderungen von *Auratus, Toup, Gedike* u. A.? Daran lernt der Jüngling keine Kritik üben; am wenigsten, wenn der Lehrer selbst sich wohl hütet, sein *bene* und *male* ohne *Brunckischen* Rückenhalt auszusprechen. „Benutze nie Varianten da, wo die richtige Lesart von einer historischen Gelehrsamkeit abhängt, von der Menge und dem inneren Werthe der Codices: dagegen nimm auf diejenigen Rücksicht, deren Werth theils aus dem Gedanken selbst, theils aus dem Zusammenhange derselben unter einander, besonders aber aus der Grammatik entschieden werden muss." Wer dieser Anfoderung eines unserer geistvollesten Schulmänner (*Mathe-*

matik und Sprachen von Bernhardi) nicht genügen kann, lasse aus Ausgaben, die keine kritischen seyn sollen, allen Variantenwust weg; besonders *Brunckische* Noten von halben und ganzen Seiten. Denn wie groſs auch ihr wissenschaftlicher Werth sey, hier sind sie bloſser Papierverderb.

Das bloſs Überflüſsige indeſs ist nicht immer wirklich schädlich: man braucht es ja nur ungelesen zu lassen, und das denken wir denn auch von aller Kritik und Metrik des Hn. *Barby*. Nicht eben so nachsichtig ist über verkehrte und irrige Richtungen in der Auslegung zu urtheilen. Daſs hierin ein sicherer, sich selbst gleicher, zu einem wohlbedachten Ziel führender Weg eingeschlagen werde, können wir fodern. Man hat das bisher für das Leichteste gehalten: mit welchem Rechte, das lehren die aus diesem Wahn erzeugten Früchte. Wieviel erträgliche erklärende, besonders dem jüngeren Leser zweckmäſsig erklärende Ausgaben können wir wohl den für Kritik und Gelehrsamkeit nicht kärglich vorhandenen gegenüberstellen? Die *Barbyschen* wahrlich nicht.

Die beiden hier am meisten zu benutzenden gegebenen Hülfsmittel waren die *Scholien* und *Gedike*: zwey andere, Sprachkenntniſs und gediegenes Urtheil, wurden dadurch nicht entbehrlich. Die *Scholien* und *Gedike* sind denn benutzt. Von jenen sind nur Erlesene mitgetheilt, *ut adolescentes eorum et utilitatem et vanitatem cognoscant*. Der sonderbare Gedanke ist von *Gedike* entlehnt, und recht bequem: man kann ihn im halben Schlummer ausführen. Denn was Zweckmäſsiges ausgehoben ist, rechtfertigt sich selbst; was Ungehöriges, das kommt nun nicht auf Rechnung der Beschränktheit des Wählers, sondern gehört zu der Ironie, die er mit seinen Schülern zu treiben behaglich findet. Mag doch der Lehrer mündlich des Lehrlings Urtheil erproben, wie er will, da er es dann zugleich lenken kann: so etwas in Druckwerken zu thun, ist lächerlich, und kann auf manche Weise nachtheilig werden, ohne einen denkbaren Gewinn in die andere Wagschale zu legen; ja es würde, wenn man folgerecht seyn will, die elendesten Schulausgaben zu den besten stempeln. Denn wo hat die kritische Jugend reichlichere Gelegenheit, sich ihre Sporen zu verdienen! Oft hat indeſs Hr. *Barby* seinen Schülern dieſs anmaſsliche Vergnügen nicht bereitet; was er aus den Scholien mittheilt, ist wenig und unbedeutend.

Nicht eben so, was wir aus *Gedikes* Commentar bald wörtlich, bald dem Inhalt nach uns wiederkäuen lassen müſsen. Wir wollten das nicht geradehin tadeln, wenn der wackere Vorgänger fleiſsig, sorgsam und dankbar *benutzt* wäre: aber vom *Benutzen* ist *Ausschreiben* und — Hn. *Barbys* eigenthümliches Talent! — *Umschreiben* noch sehr verschieden. Von vorn herein wird *Gedike* fast gar nicht bey Namen genannt: so gehören auf den ersten Bogen ihm die Anmerkungen zu V. 2. 3. 7. 8. 12. 16. 20. 22. 29. 32. 35. 38. 43. 55. 57. 61. 72. 83. 87 u. s. w., obgleich die Einkleidung hie und da geändert, die Darstellung bald gedehnt, bald abgekürzt ist. Nennt aber Hr. *Barby* seinen Vorgänger doch, wie zu V. 26. 29. 43. 49. 55. 64. 103 u. s. w.: so geschieht es nur, um ihn zu meistern und ein scheinbares Übergewicht an den Tag zu legen: freylich nur ein scheinbares: denn ohne *Brunck* und *Struve* würde dieſs Besserwissen nicht weit getrieben seyn. Beide müſsen die Waffen gegen *Gedike* bieten, doch ists ihnen dafür erlassen, namentlich in die Schranken zu treten; der Herausg. nimmt Alles auf seine Schultern. Von der Mitte des Buches an ändert sich die Sache: *Gedike* wird öfter und auch mit Lob genannt: es werden Stellen seines Commentars mit seinen Worten ausgehoben, und sein Name wird hinzugefügt. Ist das Planlosigkeit, oder soll der minder Aufmerksame glauben, dieselbe Rechtlichkeit walte durch die ganze Ausgabe? Warum wird dann in der Vorrede der *Koppenschen* Ausgabe des Philoktet, eines reinen Abdrucks nach *Brunck* mit vielen Worten, der *Gedikeschen* mit keiner Sylbe gedacht? Leider geht aber daneben auch der Schleichhandel seinen leisen Gang bis zu Ende fort. Auſserdem werden stillschweigend ausgeschrieben *Camerarius*, *Struve* und *Brunck*: Letzterer sehr oft und auch über seine Anmerkungen zum Philoktet hinaus. So ist Alles zu V. 14 aus *Br. ad Oed. Col.* 1259, V. 90 Alles aus *Br. ind. v.* πρός herbeygeholt. Genannt wird er gemeinhin, wo zwischen Lesarten zu wählen ist: darin scheint ihm Hr. *Barby* eine ziemliche Untrüglichkeit beyzumessen.

Da wir so den ganzen kritischen Theil der Ausgabe auf *Brunck*, den erklärenden auf *Gedike* zurückzuführen haben: so ist es uns nicht gestattet, den Grund oder Ungrund der einzelnen Bemerkungen zu prüfen. Denn es ist nicht dieses Ortes, die längst gekannten Vorzüge und Mängel jener zwey Gelehrten noch einmal ins Licht zu stellen. Selbst von der Art, wie Hr. *Barby* gewählt hat, kann nicht die Rede seyn, da sich nirgends ein Princip seines Verfahrens kund giebt, das Zufall und Bequemlichkeit allein bestimmt haben müſsen.

Was ihm indeſs unbestrittenes Eigenthum bleibt, sind viele Spracherörterungen zu ganzen und halben — Zeilen: z. B. ἕδρειν stehe *Attisch* für ἕδραιν, was wir uns gern hätten beweisen lassen. Τῳ stehe Attisch für τινι, κεῖνον ionice für ἐκεῖνον, ὡς für γάρ. In κλεὶς ὡς πρὸς οἴκοι soll ὡς auf eine elegante Weise mit πρός verbunden seyn, in κέκλευκας τοῦ πρώτου στόλου der Genitiv von einem ausgelassenen ἐπί abhängen; überhaupt ist das ganze Hinzudenkungswesen, wo man das Vorhandene sich nicht klar machen kann, hier recht eigentlich zu Hause, und spielt denn natürlicherweise das dienstbare κατά die Hauptrolle.

Dieſs sind die Bestandtheile, aus denen der *Barbysche Philoktetes* zusammengesetzt ist. Im *König Ödipus* muſs *Kuinoel* dieselben Dienste leisten, welche dort *Gedike*. So heiſst es gleich zu Anfang:

bey *Kuinoel*:	bey *Barby*:
Magnificum fabulae exordium! Conspiciuntur in scena palatium Oedipi, altare prope illud, pueri ac senes humi ante altare procumbentes etc.	*En magnificum fabulae exordium! Conspiciuntur in scena Oedipi ante domum regiam arae, pro quibus pueri ac senes in genua submissi sunt etc.*
V. 5. παιάνων. intelliguntur carmina ad Apollinem pro de-	*παιάνων i. e. hymnorum vel carminum ad Apollinem pro*

bey Kuinoel:	bey Barby:
pellenda peste missa. Triclin. ad 187. *Sic occurrit παιάν. Hom. Il. α,* 173. *v. Cuper. obss.* 1, 1.	*depellenda peste. Triclin. ad* 187. *Sic occurrit παιάν. Hom. Il.* 1, 473. *cf. Spanh. ad Call. in Jov.* 1 *et Cuper. Obss.* 1, 1. *Res nota!*
V. 25. *Sequitur nunc elegans descriptio calamitatum quae pestis esse soleant comites. Verbis ipsis inest gradatio. Seneca Oed.* 156. 49.	*Jam senex depingit calamitates, quae pestem sequi solent, in qua descriptione gradatio observanda est. — Paullo doctius eadem in re Seneca Oed.* 49 *et* 156.

So geht es fort von Blatt zu Blatt, und *Kuinoel* empfängt dafür denselben Lohn, welchen *Gedike*, höchst selten einmal als Herr seines Eigenthums zu erscheinen, wo es nicht wieder auf ein Zurechtweisen und Besserwissen hinausläuft, wie V. 14. 99. 209. 236. 519. 532. 569 u. s. w. Ins Komische fallen denn nach unzähligen Diebstählen Prachtstücke von Gewissenhaftigkeit, wie: „*cf. Callim. in Cer.* 28, *quem locum jam laudavit Kuinoel.*"

So wie in unredlicher Benutzung der Vorgänger ist auch in allem Übrigen diese Ausgabe der des Philoktetes gleich: dem Herausg. wird wenig Eigenes und Eigenthümliches bleiben, als Unrichtigkeiten, wie ἐξ ἴσου *Homerica forma pro* ἴσως, und Barbarismen, wie p. 59 *carmen choriacum*, oder Antig. p. 252 *versus Dochmaicus*.

So nahmen wir nicht ohne Neugier Hn. *Barby's* Bearbeitung der *Antigone* zur Hand, bey der keinem *Gedike*, keinem *Kuinoel* bequemlich nachgetreten werden konnte, wurden aber angenehm durch das Ergebniss überrascht, dass der Mangel an Vorarbeitern offenbar des Herausgebers eigene Kräfte mehr in Anspruch genommen habe, so dass wir kein Bedenken tragen, diese Bearbeitung hoch über die beiden anderen zu setzen.

Es ist hie und da ein eigenes kritisches Urtheil gewagt, dem man gern beytritt. Dahin rechnen wir gleich in dem verrufenen 4ten Vers die Ablehnung der vielgepriesenen *Coray'schen* Änderung ἄγης ἄτερ statt ἄτης ἄτερ, die allerdings matt genug ist; obschon auch hier, wie sonst einigemal, wieder etwas Schleichhandel mit *Astischen* Noten getrieben wird. *Asts* ἄχης ἄτερ hat *Erfurdt* in übeln Geruch gebracht, und auch den Urheber selbst so sehr davon überzeugt, dass dieser neuerdings ἄχους ἄτερ anrieth. Aber schon das hätte behutsam machen sollen, dass sehr viele Substantive in beiden Formen gebräuchlich waren, wie ἄγχος und ἄγχη (s. *Coray zum Heliod.* T. 2 p. 113. 372), ἄγος und ἄγη, ἄνθος und ἄνθη, νάπος und νάπη, νεῖκος und νείκη; ἄχη in der Bedeutung von ἄχος hat überdiess Hesych. T. 1 c. 189 anerkannt. Damit wollen wir indess der *Astschen* Verbesserung keinesweges beytreten, noch weniger der *Brunckschen*. Was *Valckenaer* zu Hippol. 276 von einer anderen Stelle sagt: *quibus erunt ad manum hac voce utentium Tragicorum loca, hi vocem* ἄτης *hoc in loco mutatum nolint*, finden wir auch für die gegenwärtige ganz anwendbar. Nehmen wir ἄτερ nur mit *Triclinius* ohne nähere Beziehung auf ἄτης, und verbinden es mit dem ganzen Satz: so fällt jede Schwierigkeit weg: οὐδὲν γὰρ ἄτερ ἐστιν, οὔτ' ἀλγεινόν, οὔτ' ἄτης. Zwar haben wir kein Beyspiel von ἄτερ in dieser unabhängigen Stellung, brauchen aber auch keins, da sich der Sprachgebrauch in χωρίς und δίχα genugsam entschieden hat. S. *Schäfer* zum Dionys. de comp. p. 292. *Heindorf* zu Plat. Prolog. p. 556. Eben so wenig kann die Gleichstellung des Adjectivs mit dem Genitiv, ἀλγεινόν und ἄτης, den befremden, der Stellen, wie Aeschyl. Pers. 8. und 76, im Gedächtniss hat. — Löblich ist der Vertheidigungs- und Auslegungs-Versuch bey V. 551. 52, wenn er auch für diese wirklich schweren Worte nicht so genügt, wie die Behauptung der alten Lesart zu V. 653. V. 598 ist mit Recht *Bruncks* οὐδ' ἔχει μίαν λύσιν beybehalten: *Erfurdt* hat den strophischen Vers schlimm gestützt, weil er mit Recht keiner Autorität glauben wollte, οὐδ' εἷς könne für οὐδεὶς stehen: aber auch nicht in seiner eigenen, ganz analogen, Antig. 875. OT. 285 und sonst oft wiederkehrenden — *auch nicht Ein Lösungsmittel giebts.* —? V. 632 ist es noch von allen Herausgebern übersehen, dass *Brunck* ψῆφον τελείαν im Text hat: wahrscheinlich eben so wenig ein Druckfehler, als die von *Seidler* zu Eur. Troad. 397 dafür erklärte merkwürdige Abweichung im Aj. 1062, sondern eine absichtliche Änderung, die *Brunck* nach seiner Art anzumerken und zu rechtfertigen versäumte. Diese zerfällt indess leicht, da die Ausdrücke δίκην τελεῖν und ψῆφος τελεία ganz herrschende, gerichtliche waren: daher heisst bey Aeschyl. Suppl. 753 ψῆφος τελεία, was vorher 616 παντελῆ ψηφίσματα waren. Gleichbedeutend ist ψῆφος κρανθεῖσα bey Eurip. Hec. 223. V. 758 ist das Komma nach ἴσθ' ὅτι getilgt, wie auch *Erfurdt* that, und vor beiden *Heindorf* zu Plat. Gorgias p. 135. Rec. ist überzeugt, dass diese Wörter immer als Zwischensatz stehen, und dass ein folgerechtes Verfahren nur dann möglich ist, wenn man sie dem gemäss überall in Kommata einschliesst. Was will man sonst mit allen den Stellen machen, die mit dieser Formel enden, wie die bey *Schaefer. melet.* p. 92? V. 1106 ist die bekannte Lesart einer Augsburger Handschrift in den Text gerückt, ohne alle Noth. Sonderbar ist es freylich, wie *Erfurdt*, καρδίας ἐξίσταμαι durch πείθομαι zu erklären, und daher die Construction mit dem Infinitiv abzuleiten: vielmehr fällt es, wie des *Karkinos* ἐξέστην τοῦ bey *Valck. diatr.* p. 13 a, ziemlich mit ἀνιέναι zusammen, und ist der Infinitiv τὸ δρᾶν aus einer vermeinten Ellipse des ὥστε zu erklären, die Sophokles liebt: s. *Schäfer* zu L. Bos. ell. p. 784. zu Soph. El. 543. „*Nur ungern entsage ich meinem Willen, um zu thun, wie ihr es wünscht.*" V. 1241 hätte ja nicht ἐν Ἅιδου geschrieben werden sollen mit *Brunck*, eben so wenig ἐν γ' Ἅιδου mit *Heath* und *Erfurdt*, sondern εἰν Ἅιδου mit allen Handschriften, denen neuerdings *Osann annal. critica*, p. 203 beygetreten ist. Dass man diese Form noch bey keinem Tragiker gefunden hat, thut gar nichts, da εἰκαί auch nur ein einziges Mal im Trimeter, und zwar an einer ganz ähnlichen Stelle epischen Charakters, bey Soph. El. 711, gefunden wird. Dort hat noch Niemand zu ändern gewagt, weil die Stelle selbst alle solche Unternehmungen abwehrt. Die blosse Leichtigkeit oder Mög-

lichkeit zu ändern wird aber hoffentlich Niemand als hinlänglichen Änderungsgrund betrachten wollen.

Ausserdem hat Hr. *Barby* den *Brunckschen* Text nur noch Ein Mal verlassen, V. 952, um *Erfurdts* ὄγκον statt ὄμβρος in den Text zu nehmen, ein Vorschlag, der zwar leicht und sinnreich, aber keinesweges in diesem Grade überzeugend ist. Rec. möchte sich die Lesart der Handschriften so leicht nicht entziehen lassen. Dass die Chorgesänge allemal auch hier getreulich nach *Hermann* angeordnet sind, versteht sich; wie es mit Hn. *Barbys* eigenen metrischen Einsichten bestellt ist, lehrt Eine Stelle zur Genüge V. 918: οὔτε τοῦ γάμου μέρος λαχοῦσαν, οὔτε παιδείου τροφῆς. „*pro* παιδείου *Aldus claudicante versu edidit* παιδίου."

Die Erklärungsweise dringt nirgends gründlich in die Tiefe, weiss aber verschiedene Fehler mit ziemlicher Geschicklichkeit zu umgehen. Neues von einiger Bedeutung, wozu Gelegenheit nicht gefehlt hätte, ist uns nichts aufgestossen; indess wer darf das von einer Schulausgabe gerade fodern? Von der übergrossen Leichtigkeit, mit der wir über die schwierigsten Stellen hinweggeschwatzt werden, würden wir sehr irren, wenn wir glauben könnten, dass nach *Erfurdts* kleinerer Ausgabe von der *Barbyschen* noch einiger Gebrauch gemacht werde. Um die Schwierigkeiten eines Schriftstellers glücklich zu überwinden, ist erstes Erfodernis, dass man sie erkenne, dass man schwer und leicht zu unterscheiden wisse. So weit ist aber Hr. *Barby* noch nicht gelangt; liest man seine Commentare: so muss man glauben, im Sophokles sey keine dunkele Stelle mehr, oder unser Herausgeber der scharfsichtigste, durchschauendste aller Sprachgelehrten, so viele deren waren und sind, oder man muss unserer Überzeugung beytreten.

Im Allgemeinen müssen wir uns wundern, dass Hr. *Barby* die *Musgravesche* Ausgabe, die gerade seinen Zwecken so viel Erspriessliches darbeut, überall nicht gekannt und benutzt hat.

Für die Ökonomie der Bearbeitungen ist es bezeichnend, dass jede Tragödie in fünf Acte zerfällt ist, „*licet non ignorem*, wird jedoch bemerkt, *hac in re non prorsus eandem veterum quam recentiorum fabularum fuisse rationem*." Die scenischen Angaben vom Auf- und Abtreten der Personen, meist überflüssig an sich, hätten billig unter den Text gestellt, nicht in denselben hineingeschoben werden sollen. Glaubt man etwas darüber bemerken zu müssen: so gehört das in den Commentar: sonst müsste man auch alle etwanigen Glossen gleich über die Wörter schreiben, zu denen sie gehören. Nach Antig. 326 finden wir bemerkt: *Creon abit*, und gleich darauf nach 331 wieder: *Creon et Onotos abeunt.* Welches ist hier des Herausgebers wahre Meinung? Mit dem fleissig ausgezogenen *Ast* stimmt das Letztere überein: auch *Solger* hat diess vorgezogen. Rec. hält das Erste für das Wahre: unmöglich konnte der ohnehin schon erbitterte Kreon die letzten, ziemlich naseweisen Worte des Wächters mit anhören, und dieser beginnt kecker, sobald der König sich entfernt hat.

So sehr wir denn die Bearbeitung einzelner Sophokleischer Tragödieen für jugendliche Leser wünschen, besonders da auch die kleineren *Erfurdtschen* Ausgaben diesem Zweck durchaus noch nicht genügen: so wollen wir doch hoffen, dass auf diesem Wege Niemand dergleichen mehr versuchen wird.

F. P.

Leipzig, b. Barth: *Luciani Samosatensis dialogi deorum et marini, in usum scholarum selecti.* Cum criticis contextus castigationibus, singulorum dialogorum concisis argumentis, et adnotationibus grammaticis, mythologicis et aestheticis passim adspersis. Edidit *Johann. Theoph. Lehmann*, AA. LL. M. Lyc. Luccav. Corrector. Accesserunt etiam scholia codd. Voss. et Graev. et index verborum, nominum et idiotismorum Graecorum. 1815. 276 S. 8. (18 gr.)

Der Spötter Lucian hat sich bisher noch immer in mehreren Schulen als Lesebuch erhalten, und Rec. erinnert sich noch aus seinen Jugendjahren, dass ihm und seinen Gespielen diese Lectüre ganz anmuthig war. Indess stimmt er doch mit voller Überzeugung denen bey, die sich neuerlich gegen die öffentliche Lesung und Erklärung desselben auf Schulen erklärt haben. Die Knaben und Jünglinge unserer Zeit sind nicht mehr so unbefangen und züchtig, wie vor 50 Jahren, und daher ist ihnen Manches anstössig, und regt Empfindungen und Vorstellungen auf, was man ehemals unbedenklich lesen konnte und durfte. Selbst die freye Spötterey des Lucian, mit der er alles Heilige seiner Zeit rücksichtslos angreift, wirkt nicht glücklich auf junge Gemüther, indem sie zu ähnlicher Frivolität stimmt, und Xenophon, Herodotos und die anderen griechischen Historiker bieten auf jeden Fall den jungen Gemüthern eine weit gesündere Nahrung. Eine verständige Auswahl aus seinen Schriften beseitigt freylich zum Theil diese Nachtheile, und liefert der Jugend ein ganz angenehmes Lesebuch. Hr. *L.* hat diese in der vorliegenden Schrift zu treffen gesucht, und durch den hinzugefügten vollständigen Index, sowie durch die untergelegten, theils kritischen, theils erklärenden Noten dieselbe recht brauchbar ausgestattet. Die aufgenommenen Lesarten sind gut oder doch gut vertheidigt, und geben dem Lehrer Anlass und Stoff an die Hand, das Urtheil seiner Schüler zu bestimmen. Bisweilen geht er jedoch auch mit denen sehr hart um, deren Conjecturen er verwirft; z. B. S. 3, wo *Seybold* statt μισθὸν μῦθον vorgeschlagen hatte, wozu freylich das Verbum ἀποτίσεις nicht passt, aber desto besser das folgende ἀναγκαῖον ἡμῖν ὄντα, was diesen auch hauptsächlich zu dieser Conjectur verführte. Wozu solche Polemik in einer Schulausgabe? Männer von einem Fach dürfen sich tadeln, müssen aber nicht sich gegenseitig beschimpfen. Was die Wahl der Dialogen anlangt: so wird Jeder wünschen, dass nicht so viele Liebschaften des Zeus herausgehoben worden wären. Welcher Jüngling darf so etwas ohne Erröthen übersetzen? Druck und Papier sind gut.

St. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(Bezüglich auf das Jubelfest der protestantischen Kirche.)

Die Schriften, welche als Vorbereitung auf dieses grosse Fest erschienen, häufen sich dergestalt, dass wir, um die Anzeige derselben nicht zu verspäten, und dennoch die gewöhnliche monatliche Reihenfolge der Hauptfächer in unserer A. L. Z. nicht zu stören, diese Ergänzungsblätter zu Hülfe nehmen müssen.

Jena, b. Mauke: *Vertraute Briefe über Christenthum und Protestantismus*, bey der dritten Jubelfeyer der Lutherischen Reformation geschrieben. Von D. *F. A. Klein*, Privatlehrer d. Philos., Collab. Min., u. der grossherzogl. lat. u. mineral. Soc. zu Jena Mitglied. 1817. XVI u. 382 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der noch jetzt sehr lebhafte Streit unter den Theologen unserer Kirche, ob das Christenthum einzig aus der Vernunft oder auch aus einer übernatürlichen Offenbarung abzuleiten sey, musste nothwendig auch eine Entzweyung über den Geist und das Wesen des Protestantismus herbeyführen. Hr. *Kl.* macht den Versuch, diese Frage zur Entscheidung zu bringen, und der sogenannten rationalistischen Partey durch seine Schrift den endlichen Sieg zu verschaffen. Diesem Zwecke sind die 9 ersten Briefe (S. 1 — 259) bestimmt; dann erklärt er sich noch im 10 (S. 243 — 259) über die Vereinigung der christlichen Parteyen, und im 11 und 12, den beiden letzten (S. 285 — 361), über die ihm nöthig scheinenden Reformen des Cultus und des geistlichen Standes. Als Beylage folgen noch (S. 362 — 382) an einander gereihete Aussprüche Luthers über die besprochenen Gegenstände. Da der Vf. mit redlichem Herzen die Wahrheit zu erstreben sucht: so sollen wenigstens die Hauptideen seiner Schrift angegeben werden. Sie sind folgende: In jedem Menschen ist etwas Göttliches (S. 45), das sich, als solches, nicht zergliedern oder beweisen läst, sondern weil es das Höchste, der Uranfang unseres eigenen Selbst ist, seine Beglaubigung aus sich selbst hat. Dieses Göttliche in uns ist die Religion, welche in ihrer höchsten Potenz zunächst nur Sache des Gefühls und der Phantasie, jedoch unter Leitung der Vernunft, ist, und spricht sich am deutlichsten und stärksten (S. 57) in der Sehnsucht nach dem Gotte ausser uns und in dem Gewissen, aber auf verschiedene Weise, aus. Sobald die Religion (S. 47) in der Erscheinungswelt festgehalten werden soll, gestaltet sie sich zu bestimmten Dogmen, welche die objective Religion ausmachen und der Speculation anheim fallen. Der höchste Grundsatz für alle Religionstheorieen (S. 53) scheint aber nur dieser zu seyn: glaube, damit du handeln kannst. Befördert der Glaube, der schon seiner Natur (S. 63) nach nur immer subjectiv wahr ist, mein sittliches Handeln, und als Folge davon meine Glückseligkeit in einem höheren Grade: so hat er seinen Zweck erreicht, und ist für mich der vollkommen wahre. Die Geschichte sagt uns, dass alle Religionen sich von jeher auf eine göttliche Autorität (S. 65) stützten, und darum scheint die *positive* Form des Gemeinglaubens eine für die Menschen nothwendige zu seyn. Grossen und edelen Menschen war es vergönnt, zum Lohn (S. 70) für ihre Reinheit und Heiligkeit einen tieferen Blick in des Geistes Heiligthum zu werfen; ihr Wort war eine göttliche Offenbarung im vollkommneren Sinne: denn Niemand war mit der Gottheit so innig vertraut, hatte ihre Spuren in seinem Herzen so deutlich erkannt, ihre Sprache so schön zu deuten gewusst. Allein die Offenbarung, welche die Herolde des göttlichen Geheimnisses (S. 71) hatten, kann von der unserigen *nicht der Art*, sondern nur *dem Grade* nach verschieden seyn. Jesus folgte (S. 89) seinen eigenen Offenbarungen; die Religion, welche er selbst für seine Person hatte, und von Hn. *Kl. Christianismus* genannt wird, war also rationalistisch. Von der Stimme seines inneren Gottes hatte Jesus (S. 90) auch den Auftrag erhalten, öffentlich als Verkündiger seiner Überzeugung aufzutreten. Dadurch musste seine Vernunftreligion einen positiven Charakter annehmen, eben weil sie die *Lehre Jesu Christi* seyn sollte, und seine Zeitgenossen, damit sie sicher den Weg zum Himmel wandelten, einer fremden, als gültig anerkannten Autorität bedurften. Darum fodert er Glauben an sich, als an einen, der da rede in dem Namen Gottes, wofür uns auch sein strenges, sittliches Leben Bürge ist, that, weil er sich (S. 91) nach der im A. T. herrschenden Vorstellungsweise und den Vorurtheilen seiner Schüler bequemen musste, Wunder, und setzte seine ganze Lehre mit der Messiasidee der Juden in genaue Verbindung. Weil der in einen Messianismus verwandelten Vernunftreligion Jesu noch ein grosser Theil des Judaismus anklebte, und die Apostel den Messianismus noch nach jüdischen Vorstellungen erweiter-

ten, dass man bey ihrer Darstellung (S. 95) fragen muss: welches ist der *wahre Jesus?* so kann für uns nicht der Buchstabe zur Glaubensnorm gemacht werden. Es ist jetzt an der Zeit, sich von dem jüdischen Messianismus und Apostolicismus, welche man nun seit fast 18 Jahrhunderten für die eigentliche Religion Jesu selbst gehalten hat, völlig (S. 101) loszusagen. Wir müssen durch die zeitliche Hülle hindurchdringen, und den positiven Christianismus (S. 102 und 246), *welchen der Meister in unseren Tagen lehren würde*, in seiner reinen, aus der Vernunft entsprungenen und für die Vernunft gegebenen Form auffassen. Wir dürfen nur den erhabenen Geist, welcher sich in den Schriften des N. T., besonders in den Reden Jesu (S. 251), so herrlich ausspricht, zu einem Ganzen verbinden, und wir haben *die Religion, welche in dem Gemüthe unseres Herrn lebte.* Allein bloss zur Sicherheit gegen Irrthum (S. 249) unterwirft sich der Mensch dem Geiste des Herrn, weil wir nicht immer fähig sind (S. 250), in das Heiligthum unseres Geistes einzugehen. Grosse Weise (S. 251) versprechen, den reinsten Lichtglanz der Wahrheit uns erblicken zu lassen; aber sie reden nur nach ihrer Schule von dem, was *sie* sehen. Doch wie ganz andere Gefühle regen sich bey dem Anschauen dessen, der da gesagt hat: ich und der Vater sind Eins! Die Gottheit in ihrer reinsten Offenbarung erblicken wir in ihm, und sie hat eine *wahrhaft menschliche Form*, sie können wir fassen. Die grossen Geheimnisse in uns enthüllt der *Gottmensch* durch sein Wort und sein Leben. Der Protestantismus ist nun Hn. *Kl.* ein rein formaler (S. 136) Grundsatz, und daher kann man auch auf ihn Alles anwenden, was von den formalen Principien einer Wissenschaft gilt. Wenigstens bey den Unkundigen muss (S. 116) eine falsche Vorstellung erweckt werden, wenn man, was so häufig geschieht, von einer protestantischen Religion spricht. Es giebt ja Eine christliche Religion, und wer diese zu einer anderen macht, als sie wirklich ist, spricht sich selbst das Verdammungsurtheil. Der Protestantismus *Luthers* ist daher (S. 135) die Denkungsart, nach welcher ein Jeder seinen Glauben aus der h. Schrift, als der einzigen Quelle, selbst schöpft, den wahren Sinn derselben immer vollkommener zu erforschen strebt, seine Überzeugung, *in sofern es die Rechte Anderer gestatten und das Heil der guten Sache es fodert*, frey bekennt, eine jede menschliche Autorität, als solche, nicht nur in Beziehung auf den inneren Glauben, sondern auch vor dem Gerichtshofe der äusseren Kirchengewalt geradezu verwirft, und gegen Gewissenszwang seine Rechte ungescheut vertheidigen darf und will. Das Grundprincip des Protestantismus ist ein christlicher Rationalismus (S. 184), in sofern wir nicht als Heiden oder Türken, sondern als geborene Mitglieder der christlichen Kirche von unserer Vernunft Gebrauch machen. Wir wollen nicht bloss vernünftige Menschen, wir wollen auch *Christen* seyn, und da versteht es sich von selbst, dass wir uns auch an die Urkunde der christlichen Religion halten. Protestantismus (S. 251) ist philosophisches Christenthum. Daher darf uns (S. 187) auch die grosse Verschiedenheit der Meinungen in unserer Kirche nicht wundern. Ein jeder Protestant ist Philosoph und nun — so viel Köpfe, so viel Sinne. Wo viel Widerstreit (S. 258) in den Meinungen herrschet, da herrschet auch viel Protestantismus. Die Vernunft ist die Basis des Protestantismus. Doch in ihm giebt es auch ein *Glauben und Ahnden.* Sie bilden (S. 222) zusammen die *heilige Trias*, welche das Eine Wesen des Menschen ausmacht, und in dem Christenthume sich nachgebildet hat. Jesus ist für den Christen die Thüre des Lebens; wer durch ihn nicht eingeht, kommt nicht zu einem festen Glauben an den Vater, und vernimmt nimmer etwas vom heiligen Geiste. Alle Dinge sind durch diese drey, und Alles, was im Himmel und auf Erden ist, erfasset der Mensch in diesen dreyen.

Dieses sind die Hauptgedanken, welche Hr. *Kl.* in dieser Schrift ausgeführt hat, mit seinen Worten selbst. Unstreitig würden jene sich leichter auffassen und in ihrem Zusammenhange übersehen lassen, wenn es dem Vf. gefallen hätte, bey dem Niederschreiben seiner Ansichten und Vorstellungen sich nicht einen vertrauten, Alles leicht zugebenden, Freund, welchem er sie mittheilt, sondern sogleich die Leser, welche er sich wünscht, zu denken. Über den Gehalt der hier aufgestellten Meinungen von Christenthum und Protestantismus darf Rec. nicht urtheilen, weil er eines anderen Glaubens ist, als Hr. *Kl.* und diesen Glauben auch nach dem Lesen dieser Schrift nicht hat aufgeben können. Zwar hätte Rec. nicht zu fürchten, dass Hr. *Kl.* „das Recht der Nothwehr (S. XI) auf Leben und Tod" gegen ihn gebrauchen könnte, weil er Niemanden seinen Glauben aufzwingen will; allein in folgender Stelle weiset der Vf. schon jeden Supranaturalisten, wie Rec. ist, im Voraus, als unfähig, zu urtheilen, ab (S. 225): „Sie gestehen mir ein, werthgeschätzter Freund, dass das in den vorigen Briefen angestellte Raisonnement für Sie völlig überzeugend gewesen sey, und Ihre Achtung gegen den auf Vernunft gegründeten Protestantismus von Neuem erhöhet habe; allein Sie meinen, die Gegner der Vernunft würden doch alle jene Beweise von sich abzulenken glauben, wenn sie sich nur auf eine ausserordentliche Offenbarung berufen, und von diesem Standpuncte aus die ganze Sache betrachten. Allerdings können sie dieses thun, aber dann habe ich, wie ich schon neulich bemerkte, mit diesen Leuten nichts mehr zu schaffen. Denn sie gründen dann ihren Glauben an eine wundervolle Offenbarung nicht auf vernünftige Gründe, sondern auf blosses Hörensagen, auf blosse Gefühle, oder richtiger gesagt, *auf gar nichts;* sie wollen dann zuerst Christen seyn, ehe sie Menschen sind, und machen dadurch das grösste Hysteronproteron, worüber der gesunde Menschenverstand sich je geärgert hat." Von dem Standpuncte des gesunden Menschenverstandes aus möge daher über die Behauptungen des Vfs. von Seiten ihrer inneren Übereinstimmung nur Folgendes stehen: 1) Gern wird jeder der Vernunft in abstracto das hohe Lob zugestehen, welches ihr Hr. *Kl.* ertheilt. Wenn aber grosse Weise (S. 251) zwar versprechen, uns den

reinsten Lichtglanz der Wahrheit erblicken zu lassen, aber nur nach ihrer Schule von dem reden, was *sie* sehen; wenn der Mensch zur Sicherung (S. 249) gegen Irrthum sich dem Geiste des Herrn unterwerfen muss; wenn Niemand zu einem festen Glauben an den Vater (S. 222) kommen kann, der nicht durch Jesum eingeht: wo ist denn da die Vernunft in dem einzelnen Menschen, welche das Göttliche durch sich zu finden und rein aufzufassen vermöge? Muss nicht eben diese Unfähigkeit (S. 250), stets in das Heiligthum unseres Geistes einzugehen, eben diese Gefahr des Irrthumes, eine ausserordentliche Hülfe Gottes in der Religion wünschenswerth machen? 2) Wenn Jesus seinen eigenen Offenbarungen (S. 89 f.) folgte; wenn historisch nicht auszumitteln ist (S. 95), welches der wahre Jesus ist: woher kann ich wissen, dass er der Reinste unter den Reinen (S. 249), dass er ein Gottmensch (S. 251) ist? Vielleicht durch die Vernunft? Allein um diese gegen Irrthum zu sichern, bedürfen wir ja der Lehre Jesu: was sichert sie gegen Irrthum bey der Annahme, dass Jesus, der Gottmensch, durch sein Wort und sein Leben die grossen Geheimnisse in uns enthülle? 3) Der Protestantismus des Vfs. ist eine blosse Negation; allein wie die positive Form (S. 65) des Gemeinglaubens für die Menschen überhaupt schon nothwendig zu seyn scheint: so ist sie für die, welche eine Kirche bilden wollen, unentbehrlich. Wie ist da eine religiöse Vereinigung möglich, wo der Grundsatz (S. 187 vgl. 258) herrscht: so viel Köpfe, so viel Sinne? 4) Hr. *Kl.* beschränkt die Freyheit, seine Meinung zu bekennen, S. 136 selbst dahin: in sofern es die Rechte Anderer gestatten und das Heil der guten Sache es fodert: welche Kriterien giebt es, nach welchen über die Rechte Anderer und über das Heil der guten Sache entschieden wird? 5) S. 231 wird gesagt: „Man gestatte doch immerhin (dem Prediger) eine völlige Lehrfreyheit, denn welcher vernünftige Mann wird wohl eine Meinung, die offenbar falsch ist, vorzutragen wagen? Er muss ja fürchten, als ein Unsinniger von seiner Gemeinde, in welcher sich doch auch einige denkende Menschen befinden, verlacht und verachtet zu werden.“ Der gewissenhafte, die Würde seines Amtes ehrende Prediger bedarf allerdings keiner Beschränkung; allein wird der Vf. Predigern, wie er sie S. 241, 310 und 338 selbst schildert, und deren leider jede Gegend wenigstens einige aufzuweisen hat, diese Freyheit zugestehen wollen? Ist Rec. nun auch durch diese Schrift nicht überzeugt worden: so scheidet er doch von dem Vf. mit grosser Achtung, welche dessen Eifer für die Wahrheit, Wärme für die Religion, unerschrockene Freymüthigkeit und Streben nach dem Höchsten verdienen.

O. P. B.

Erfurt, b. Keyser: *Luther an unsere Zeit, oder Worte Luthers, welche von unserem Zeitalter besonders beherzigt zu werden verdienen.* Aus dessen sämmtlichen Werken zusammengestellt von D. *Karl Gottlieb Bretschneider*, Ober-Consistorial-Rath u. Gen. Sup. zu Gotha, und der lat. Gesellsch. zu Jena Ehrenmitgl. Mit einem Bildniss von Luther, nach Cranach, von F. Bolt gestochen. 1817. VIII u. 272 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Es ist in vielfacher Hinsicht anziehend und lehrreich, die Äusserungen eines geistreichen, originellen und erfahrenen Mannes aus ferner Zeit über Gegenstände zu lesen, welche das jetzt lebende Geschlecht vorzüglich beschäftigen. Ausser dem Vergnügen, das es schon an und für sich gewährt, zu wissen, wie ein grosser und edler Mensch über das vor Jahrhunderten urtheilte, was jetzt unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht und uns das Herz bewegt, bietet es auch reichen Stoff zu Vergleichungen zwischen der Vergangenheit und Gegenwart dar, führt zu neuen Ansichten, und lehrt wahre Weisheit. Es ist daher ein sehr verdienstliches Unternehmen, dass Hr. *Br.* die Stellen aus Luthers Schriften ausgehoben hat, welche auf den Zustand und das Streben unserer Zeitgenossen sich beziehen, da *Lomler* mit dem Geiste aller Schriften Luthers, und *die Weisheit Luthers* nur mit seinen vorzüglichsten Erklärungen kleiner Abschnitte der Bibel bekannt macht. Unter 24 Rubriken, welche grösstentheils wieder in §§. mit besonderen Überschriften getheilt sind, ist hier Alles, was Hr. *Br.* als Wort an unsere Zeit betrachtet, geordnet. Diese Rubriken können nicht alle einzeln hier aufgezählt werden, weil es zu viel Raum einnehmen würde. Nur so viel werde hier bemerkt, dass zuerst I—V über das grosse Thema der Zeit, die Politik (Regenten-Adel, Staatsmänner, Völker, die deutsche Nation), dann VI—XVI über die Religion (Reformation, Verhältniss zwischen Staat und Kirche, Cultus, Mysticismus, Rationalismus u. s. w.), und endlich XVII—XXIV noch über verschiedene andere Gegenstände (Schulen, Ehestand und weibliches Geschlecht, gemeine Frauenhäuser, Büchernachdruck u. s. w.) die Äusserungen des grossen Reformators angeführt werden. Kaum wird irgend etwas, was unsere Zeit zu erstreben sucht, übergangen seyn; darum hat auch §. 42 die Turnkunst ihren Platz gefunden. Von Hn. *Br.* darf nicht erst versichert werden, dass er die wichtigsten und passendsten Stellen ausgehoben habe; vorzüglich zahlreich sind die Stellen mitgetheilt, welche Luthern als Rationalisten charakterisiren sollen. Hie und da hat Hr. *Br.* auch Anmerkungen beygefügt, welche theils berichtigend, theils erläuternd sind. Bey Luthers Äusserungen über den Adel wird einige Male darauf hingewiesen, welche Vorzüge durch seine Bildung der Adel unserer Zeit vor dem zu den Zeiten der Reformation habe. In den Bemerkungen über Luthern als Rationalisten und Supranaturalisten hätte Rec. gewünscht, dass Luthers frommer Sinn, der in allem Guten Gott, wie in allem Bösen den Teufel sah, mehr wäre hervorgehoben worden. Befremdend ist, wenn sie nicht in besonderen Verhältnissen ihren Grund hat, die feyerliche Protestation (S. V), dass Hr. *Br.* nicht die Absicht gehabt habe, seine Meinungen unter Luthers Autorität der Welt mitzutheilen. Auf der einen Seite kann dieses wohl keine Gefahr bringen, und auf der anderen Seite werden doch die

Stellen, welche Jemand aus einer fremden Schrift abdrucken läfst, in fofern deffen Eigenthum, dafs er ihnen eine befondere Wichtigkeit für feine Zeit beylegt. Doch nicht blofs den Freunden Luthers, fondern des Wahren und Guten überhaupt wird diefe Chreftomathie ein fchätzbares Gefchenk feyn.

O. P. B.

Leipzig, b. Dürr: *Praktifche Erklärung der Texte, welche zur Feyer des dritten Jubelfeftes der Reformation in dem Königreiche Sachfen vorgefchrieben worden find.* Nebft einer Jubelpredigt und Schulpredigt. Von *Gottlieb Lange*, Prediger zu Pötewitz bey Zeitz. 1817. XIV u. 86 S. gr. 8. (8 gr.)

Hr. *L.* bearbeitet feit dem J. 1804 die Texte, welche an den jährlichen 3 Bufstagen im Königreiche Sachfen vorgefchrieben werden, und hatte dadurch einen äufseren Beruf, für die Bedürftigen feiner Amtsbrüder auch am Jubelfefte zu forgen. Bekanntlich wird diefes Feft in Sachfen 3 Tage gefeyert, und es find folgende Texte angeordnet: 1ter Feyertag, Vormitt. Pf. CXXVI, 3. Nachmitt. Eph. I, 3; 2ter Feyertag, wo blofs eine Schulpredigt gehalten werden foll, 2 Tim. III, 15; 3ter Feyertag Vormitt. Matth. V, 16. Nachmitt. Offenb. Joh. III, 21. Hr. *L.* giebt über jeden diefer Texte zuerft eine populäre Erklärung, dann einige Gedanken zum weiteren Nachdenken, und endlich 3 Difpofitionen zu Predigten. Die Erklärungen der an fich leicht verftändlichen Texte zeugt von einer vertrauten Bekanntfchaft mit der Bibel. Die Gedanken zum weiteren Nachdenken follen Stoff zu Predigten liefern. Dabey hat Rec. zu erinnern, dafs manche Angaben mit anderen Worten wieder daffelbe enthalten, z. B. S. 24 eine Erinnerung an die gefegneten Folgen, welche die Reformation auch für den verbefferten Schulunterricht gehabt hat. — Die Verdienfte Luthers und feiner Gehülfen um die Verbefferung des Schulwefens. — Luther, ein grofser Freund der Schulen und ihrer Lehrer. — Wie wohlthätig fich der Verbefferungsgeift, welchen die Reformation erzeugte, auch über die Schulen verbreitet hat. Andere Angaben ftehen nicht in genauer Verbindung mit dem Fefte, z. B. S. 25, dafs es für jeden Ort das gröfste Unglück fey, wenn die Schulanftalten deffelben fchlecht find, und nichts für ihre Verbefferung gethan wird; S. 35, wie fehr wir die Ehre Gottes befördern, wenn wir dem Evangelio gemäfs leben. Die Difpofitionen find logifch, und beynahe alle der Feftfeyer und ihrer Gefchichte entfprechend. Vorzüglich ift die über das Thema: Betrachtungen über das, was Luther zur Verbefferung der Schulen gethan hat. Die beiden Predigten (S. 53 — 85) find zum Vorlefen für Schulmeifter beftimmt, wenn ein Prediger gehindert würde, felbft zu predigen. Sie find in einem fehr ruhigen, faft kalten Tone abgefafst, und leiden zuweilen an einer gewiffen homiletifchen Breite. Die Schulpredigt hat viele fehr gute Bemerkungen. Kann aber ein Schulmeifter feiner Gemeinde, ohne anftöfsig zu werden, vorlefen, wie hoch fein Stand jetzt geachtet werde, und diefes auch verdiene?

O. P. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Zürich, b. Ulrich: *Rede über den phyfifchen, ökonomifchen und fittlich-religiöfen Zuftand der öftlichen Berggemeinden des Cantons Zürich*, der Zürcherifchen Synode vorgelefen den 18 Sept. 1816 von *Johann Hirzel*, Pfarrer zu Wildberg und Decan einer Ehrwürdigen Elgyäums-Claffe; fammt der Reflectionsrede (!) von *Conrad von Orell*, Pfarrer an der Predigerkirche und Chorherr in Zürich. (Ohne Jahrzahl.) 61 S. 8.

Es ift im Canton Zürich eingeführt, dafs nach einer beftimmten Reihenfolge eines der eilf Capitel, in welche die Geiftlichkeit des Cantons eingetheilt ift, ein Mitglied auswähle, welches an der jährlichen Synode den Regierungsabgeordneten die Wünfche der Geiftlichkeit, oder irgend einen kirchlich und fittlich wichtigen, der Hülfe bedürfenden Gegenftand vortrage. Die Regierung verdankt diefen Vorträgen manche fpecielle Kenntnifs des Landes und feiner Bewohner, welche nur die Beobachtung und langjährige Erfahrung verfchiedener Ortsgeiftlichen ihr an die Hand geben konnten. Einige diefer Vorträge find dem Publicum durch den Druck mitgetheilt worden, und verdienen allerdings Berückfichtigung. Der gegenwärtige zeigt uns die bisher wenig bekannte Noth einer Gegend des Cantons. Das Elend ift nur in der Ausdehnung geringer als im Canton Glarus, aber, wo es drückt, eben fo fchwer; gleiche Urfachen, wie dort, liegen ihm zum Grunde, und Religiofität und Sittlichkeit leiden hier nicht minder darunter, als dort. Die Rede endigt in die Bitte an die Regierung um Hülfe, und giebt einige zweckmäfsige Vorfchläge hiezu an. Die zweyte Rede, welche die Betrachtungen über die erfte anftellen foll, verweilt mehr im Allgemeinen bey dem grofsen Gegenftande der Volksaufklärung, wie fie gehindert, auf falfchem Wege gefucht, und wie fie gefördert wird.

H.

Schaffhaufen, in der Hörterfchen Buchhandl.: *Zwo Reden über die Gefchichte, den Zweck und die Einrichtung des Collegii Humanitatis zu Schaffhaufen*(;) Gehalten bey der Eröffnung und am Schlufs der öffentlichen Prüfungen in demfelben am 17 u. 18 März 1817, von *Johann Jakob Altorfer*, Prof. der Theol. u. der lat. Sprache. Herausgegeben von *Johann Georg Müller*, Oberfchulherr (Präfidenten des Schulraths) und Profeffor. 1817. 28 S. 8.

Im J. 1515 wurde zu Schaffhaufen ein Gymnafium errichtet; den Grund zu einer höheren Lehranftalt legte nachmals im J. 1659 eine Frau Catharina Peger (welche auch den Philologen Matthias Bernegger zur Herausgabe claffifcher Autoren mit Geld unterftützte) durch ein Vermächtnifs von 4000 Gulden; andere Beyträge machten den Fonds. Die Anftalt dient vornehmlich dazu, Jünglinge, welche Theologie ftudiren, mit den nöthigen Vorkenntniffen zur Akademie zu bereiten. Aber wer Anfpruch auf Bildung machte, hatte in *früheren* Zeiten daran Theil genommen. Obwohl Sprachen, Philofophie, Theologie, Mathematik u. a. gelehrt, und manche Jünglinge anderer Kantone gleich von da aus zum geiftlichen Stande ordinirt werden: fo mufs doch jeder Kantonsangehörige, der fich diefem Stande widmet, einem fchon lange beftehenden weifen Gefetze zufolge, zwey Jahre auf einer ausländifchen Univerfität ftudiren.

f. h.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1817.

JURISPRUDENZ.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Neues Archiv des Criminalrechts.* Herausgegeben von *Gallus Aloys Kleinschrod*, Hofrath und Professor zu Würzburg, *Christian Gottlieb Konopak*, Consistorialrath u. Prof. der Rechte zu Rostock (nunmehr zu Jena), und *C. J. A. Mittermaier*, Hofrath und Profess. zu Landshut. *Erster* Band. 1 — 4 Stück. 1817. 684 S. 8. (2 Rthlr.)

Das (nun alte) *Archiv des Criminalrechts* nahm im Jahr 1798 seinen Anfang. Es kamen davon bis 1810 *sieben Bände*, jeder zu *vier Stücken*, heraus, doch ist das 4te St. des VII Bandes, welches (nach S. 419 B. VII St. 3) ein Register über das Ganze enthalten sollte, noch immer nicht erschienen. Die ersten Herausgeber dieses Archives waren bekanntlich der verstorbene *Ernst Ferdinand Klein* und Hr. Hofr. *Kleinschrod*. Mit dem 3 Stücke des IV Bandes trat auch Hr. Prof. *Konopak* als Mitherausgeber hinzu. Der Hauptzweck dieses Archivs war (nach S. 183 I B. 1 St.) Aufbewahrung und schnelle Bekanntmachung der auf das Criminalrecht sich beziehenden merkwürdigsten Gesetze, Einrichtungen, Begebenheiten und Schriften. Hiebey sollten nur solche Abhandlungen geliefert werden, welche sich durch Gemeinnützigkeit oder Neuheit, oder durch ihre Beziehung auf nützliche Reformen, oder durch Darstellung oder Vergleichung des Zustandes des Criminalwesens zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auszeichneten. Diesem Zwecke hat das Archiv wirklich auch in der meisten Beziehung entsprochen, wenn gleich nicht geleugnet werden kann, dass die darin aufgenommenen Aufsätze am Werthe einander ziemlich ungleich gewesen sind.

Über den Plan bey diesem neuen Archive haben sich die Herausgeber nicht erklärt. Nach dem Inhalte des vorliegenden Bandes aber zu urtheilen, verfolgen sie den des alten. Auch hier findet man wieder Aufsätze aller Art, nämlich Erörterungen theoretischer und praktischer Gegenstände, und historische und literarische Nachrichten. Unbezweifelt ist das Ganze den Freunden der Wissenschaft eine sehr angenehme Erscheinung. Der gröfste Theil der hier aufgenommenen Aufsätze betrifft wichtige und interessante Gegenstände, und stellt diese auf eine gründliche und interessante Art dar. Dass Aufsätze von minderem Werthe, ja selbst sehr entbehrliche, hier mit vorkommen, ist, Rec. selbst bey Anerkennung der Verdienste der Herausgeber und ihrer Mitarbeiter nicht befremdend gewesen. Institute dieser Art geben gar zu leicht Veranlassung, dass Gelehrte so manchen Aufsatz, der sonst ungedruckt bleiben würde, in das Publicum bringen. Der Eine rechnet darauf, dass unter mehreren Guten auch etwas Mittelmäfsiges unterlaufe; ein Anderer will seine einmal gegebene Zusage, Beyträge zu liefern, gern lösen, und begnügt sich, wenn er diess auch nur der Form nach gethan haben sollte. Für die Herausgeber entsteht hiedurch eine sehr kritische Lage. Je verdienstvoller der Mitarbeiter, desto schwerer fällt es ihnen, eine Abhandlung von ihm zurückzuweisen, oder ihn auch nur zur Verbesserung derselben zu veranlassen. Auch sie lassen sich am Ende gern mehr von der Hoffnung auf die Nachsicht des Publicums wegen des mehreren Guten, als von ihrem Urtheile über den Werth des angebotenen Beytrags, bestimmen. Allein diess Alles gereicht zu keiner Rechtfertigung, und es kann daher Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, dass die Herausgeber bey der Wahl der in dem Archive aufzunehmenden Aufsätze stets mit rücksichtsloser Strenge verfahren möchten.

Eine umständliche Relation und Beurtheilung sämmtlicher hier mitgetheilter Aufsätze würde zu weit führen. Rec. begnügt sich daher mit einer kurzen Anzeige derselben.

Das *erste* Stück enthält: I. *Grundzüge der Lehre von Zurechnung der Verbrechen.* Von *Kleinschrod*. Bey den vielen, und selbst schon im alten Archive vorhandenen Abhandlungen über diese Materie würde Rec. diesen Aufsatz nicht an die Spitze des neuen Archives gesetzt haben. Er enthält allerdings verschiedene Berichtigungen einzelner hierüber aufgestellter Behauptungen, aber auch zugleich schon mehreres Bekannte. Es würde ein verdienstliches Werk seyn, die so vielfach von den Gelehrten, zum Theil nur unter verschiedenen Formen aufgestellten Grundsätze über die Zurechnung der Verbrechen zusammenzustellen, und nicht allein die eigentlichen und wesentlichen Verschiedenheiten derselben, sondern auch insbesondere den Einfluss zu zeigen, den diese und jene Ansichten bey der Bestrafung selbst hervorbringen. — II. *Criminalfall einer Testamentsverfälschung*, bearbeitet mit besonderer Rücksicht auf Untersuchungsführung von D. *Pfister*, Stadtdirector in Heidelberg. S.

56. Der Fall ist eine schon oft vorgekommene Betrügerey bey der Übergabe eines Testaments, durch Unterschiebung einer falschen Person als Testator. Auch die Untersuchung hat nichts Merkwürdiges. Das Verfahren, welches der untersuchende Richter hier zur Entdeckung des Betruges eingeschlagen hat, ist gut, aber nicht ausgezeichnet. Jeder Richter, der nur einigermaßsen auf Klugheit Ansprüche machen will, wird auf diese Art handeln. — III. *Über Leumundserforschungen und ihren Werth im Criminalprocesse.* Von *Mittermaier.* S. 67. Es ist hier nicht bloss von Leumundserforschungen, d. i. von Untersuchungen, ob und in wie fern die im Publico angenommene gute oder böse Meinung von Jemanden in der Wahrheit beruhe, sondern von den Erkundigungen nach dem Lebenswandel des Inculpaten überhaupt die Rede. Der Vf. entwickelt mit vieler Gründlichkeit, worin diese Erkundigungen eigentlich bestehen müssen; wie bey der Wahl der Zeugen darüber und der Abhörung derselben zu verfahren sey; welchen Werth sie für den untersuchenden und entscheidenden Richter haben, und wie sie insbesondere zu Indicien und Entdeckung anderer Verbrechen führen können, wie nothwendig sie sind, und zu welcher Zeit sie angestellt werden müssen. Für Fälle, wo die Kenntniss des früheren Lebenswandels des Inculpaten einen Einfluss auf dessen Behandlung während der Untersuchung und auf das ihm zu sprechende Urtheil haben kann, ist dieser Aufsatz gewiss sehr belehrend, da er dem Richter für jede Rücksicht dabey Klugheitsregeln giebt. Rec. hätte nur aber für junge und erst angehende Inquirenten eine Weisung beygefügt gewünscht, das Gesagte *cum grano salis* anzuwenden. Denn in der Regel reichen die allgemeinen Notizen über das frühere Leben des Inculpaten schon aus. Man weiss gewöhnlich genug, wenn man weiss, ob der Inculpat schon einmal in Untersuchung gewesen sey, und was die Veranlassung dazu gegeben habe, ob er ein rechtlicher, arbeitsamer, ordentlicher Mensch, oder das Gegentheil davon gewesen sey u. s. w. Untersuchungen, die mehr ins Detail gehen, würden, wenn man sie als Regel annehmen wollte, nur zu überflüssigen Weiterungen führen. Indess sind für ausserordentliche Fälle die Ausführungen hier, wie gesagt, vollkommen befriedigend. — IV. *Über den criminalistischen Begriff: Dolus indirectus, unter der beschränkteren Rücksicht auf Homicidien.* Von D. *J. Fr. Ch. Meister*, Criminalrath und Professor in Breslau. S. 106. Der Vf. will, wie er am Ende seines Aufsatzes sagt, die Vielen als veraltet erscheinende Idee des *indirecten* Vorsatzes, besonders in Homicidien retten. Dazu führt er nach Aufstellung der Definitionen unter anderen besonders §. 1 des Österreichischen, §. 806, 969 und 971 des Preussischen und Art. 41 des Baierischen Gesetzbuches an, in welchen man den *dolus indirectus* oder die *Eventual-Ergebung* in den schlimmsten Erfolg, ohne dass jedoch der Name gebraucht worden sey, anerkannt habe. Eine Widerlegung der gegen die Idee von *dolus indirectus* aufgestellten bekannten Gründe hat der Vf. nicht unternommen, und so beruht Alles auf den angeführten Gesetzstellen. Rec. kann sich nicht überzeugen, dass die Idee des *dolus indirectus* für gerettet angesehen werden könnte, wenn auch jene Stellen dieselbe wirklich aufgenommen hätten. Er glaubt aber auch nicht Unrecht zu haben, wenn er behauptet, dass jene Stellen den Fall eines sogenannten *dolus indirectus* gar nicht betreffen. Sie bezwecken insgesammt nur die Bestimmung, dass keinem Verbrecher so geradezu geglaubt werden solle, wenn er nicht die hervorgebrachte Wirkung, sondern nur eine geringere beabsichtigt zu haben behauptet. Diese Ansicht hat, soviel das Österreichische Gesetz betrifft, auch der Commenter desselben, *Jenull*, Th. I S. 124 f. — V. *Beyträge zur richtigeren Bestimmung und naturgemässeren Entwickelung der Theorie über das Verbrechen des Betruges und der Fälschung in seinen verschiedenen Arten.* Von D. *Carl Klien*, vormals in Wittenberg, jetzt ord. Prof. der Rechte zu Leipzig. S. 124. Hier ist nur der erste Theil der Abhandlung enthalten, der zweyte folgt im *zweyten* Stücke unter No. VIII S. 218 — 255. Der Vf. hat vorzüglich die Berichtigung der Grundsätze über die Fragen zum Zwecke: welche Handlungen als Betrug betrachtet werden können, und wann der Betrug für vollbracht zu achten sey. Das Ganze ist durchaus gehaltvoll und belehrend, und kein Criminalist darf diese Abhandlung ungelesen lassen. Besonders sind die Erörterungen der Fälle vollendeter und unvollendeter Betrügereyen höchst interessant, und werden die Anhänger der Meinung, dass bey den Strafbestimmungen der *Eintritt des beabsichtigten Erfolges* berücksichtiget werden müsse, in nicht geringe Verlegenheit setzen. Denn jene Theorie geräth hier mit der Strafwürdigkeit auf eine Art in Collision, die für ihre Erhaltung nothwendig fürchten lassen muss.

Das *zweyte* Stück enthält: VI. *Beyträge zur Lehre vom Versuche der Verbrechen.* Von *Mittermaier.* S. 165. Der Leser wird auch in dieser Abhandlung des Hn. *M.* Vieles zur Berichtigung und weiteren Ausführung der bisher in dieser Lehre aufgestellten Grundsätze antreffen. Auch Rec. verkennt ihren Gehalt nicht. Nur darin ist er mit dem Vf. nicht einverstanden, dass er die Frage über die Strafbarkeit verbrecherischer Handlungen bloss nach der Lehre von dem Versuche und der Vollendung *benannter* Verbrechen erörtert. Es ist nicht zu leugnen, dass jedes Gesetzbuch, wie der Vf. S. 184 f. sagt, bey jedem einzelnen *(benannten)* Verbrechen einen besonderen Thatbestand desselben annehme, und z. B. zum Giftmorde Gift, zum Abortus ein Abortivmittel erfodere; dass dieser besondere Thatbestand und das Daseyn desselben dann die Bedingung der Strafanwendung sey, und dass der *Versuch* eines *gewissen* Verbrechens mithin auch diesen besonderen Thatbestand haben müsse, wenn es *(als solches)* gestraft werden solle. Denn allerdings kann man nicht von einer *Gift*mischung reden, wenn Jemand klaren Zucker statt des Giftpulvers in eine Speise mischte; nicht von einem Abortus, wenn ebenfalls nur Zucker statt des abtreibenden Mittels gebraucht wurde; nicht von einer Tödtung, wenn der Mensch, auf den man aus der Ferne schoss, schon

todt war u. s. w. Aber der Gesetzgeber ist nicht auf *besonders benannte* Verbrechen beschränkt. Er muss jede verbrecherische *Handlung* mit Strafe bedrohen, sobald sie nur die allgemeinen Bedingungen der Strafbarkeit hat, wenn schon sie wegen Mangels der speciellen nicht Giftmischung, Tödtung u. s. w. oder nicht *versuchte* Giftmischung, Tödtung u. s. w. genannt werden kann. Denn das Strafgesetzbuch muss (was der Vf. S. 187 leugnet) allerdings von dem Grundsatze ausgehen, *dass, wer ein Verbrechen begehen will und dazu thätig wird, auch als Verbrecher betrachtet werde.* Es muss die Strafbarkeit des *Subjectes* im Auge haben, denn es soll die Bürger vor Rechtsverletzungen durch Strafdrohung sichern, und *gefährdende* Handlungen, Handlungen, durch welche die Bürger in den Zustand der Furcht vor dem Verlust gewisser Rechte gesetzt werden, sind auch Rechtsverletzungen. Nach Rec. Überzeugung kommt es bloss darauf an, dass eine Handlung die *allgemeine Bedingung* der Strafbarkeit, nämlich eine *Thätigkeit zum Unrecht*, enthalte. Unter dieser Voraussetzung wird dann keinesweges, wie der Vf. fürchtet, die *blosse Absicht*, sondern die *That selbst* gestraft. Das *Wie?* ist eine andere Frage, die hieher nicht gehört; auch kann es hier ganz dahin gestellt gelassen werden, ob man die Absicht zu tödten, abzutreiben u. s. w. nur durch sein Geständniss erfahren könne oder nicht. Es gilt bloss die Frage, ob der Mensch, der einen Todten schoss, weil er nicht wusste, dass er schon todt sey, oder einem Anderen Zucker gab, weil er es für Gift hielt, kein Verbrechen begangen habe, bloss weil seine Handlung nicht ein Versuch der *Tödtung, Giftmischung* u. s. w. *genannt* werden kann? — VII. *Unterschiede des gemeinen Deutschen und königl. Baierischen Criminalrechts in der Lehre von der Verjährung der Verbrechen.* Von *Kleinschrod.* S. 203. Der Aufsatz ist durch die Behandlung allgemein interessant. — VIII. Fortsetzung der *Klien*'schen Abhandlung vom Betruge. S. 218. — IX. *Betrachtungen über den Entwickelungsgang des Strafrechts und der Strafrechtswissenschaft.* Von D. *H. W. E. Henke*, Prof. der Rechte an der Akademie zu Bern. S. 256. Man findet hier eine Anwendung der Lehre *von Savigny* über Rechtswissenschaft und Gesetzbücher auf die Strafrechtswissenschaft und Strafgesetzbücher. „Selbst ausser der Sphäre der Wissenschaft beginnt (wie es S. 257 heisst) der Strom des Lebens sich an jenen zahlreichen Gesetzbüchern zu brechen, an deren Hervorbringung eine wissenschaftliche Armuth und Einseitigkeit und das Streben des Despotismus, *mit der Herrschaft des Buchstabens selbst, eine Knechtschaft der Geister einzuleiten*, einen gleich grossen Antheil haben.“ „Nur die wahre, die ächte Wissenschaft vermag uns den ersehnten Beystand zu gewähren, jene, welche die ewige Idee in ihrer zeitlichen Entwickelung verfolgt und jedes Mal nur dem Bedürfniss einer bestimmten Zeit und eines beschränkten Raumes versuchend, aus diesem Boden auch selber neue Lebenskraft saugt.“ „Geistvolle Rechtslehrer haben in unseren Tagen der erstorbenen Wissenschaft den lebendigem Odem ihres Geistes einzuhauchen versucht. Dass das Recht nicht etwas durch und nach Willkühr Gemachtes sey, dass es aus dem Inneren der Völker (?) sich herausbildend in lebendiger Eigenthümlichkeit nur da erscheine, wo es ein treuer Abdruck ihres Geistes, ihrer Weltanschauung, und ihrer durch die äusseren Einwirkungen der Natur bestimmten geselligen Verhältnisse ist, dass es darum nicht lebe in dem ewig todten Buchstaben der geschriebenen Satzung, sondern nur in dem lebendigen Bewusstseyn des Volkes: das ist die Summe ihrer Lehre.“ „Möge daher die angeblich philosophische, seit den zwey letzten Decennien herrschend gewordene Behandlungsweise der Strafrechtswissenschaft — bald der ernsten geschichtlichen und darum ächtphilosophischen (?) weichen, die in sicherer Erkenntniss der äusseren Bedingungen, welche die Bedeutung der Strafe für alle Mitglieder der Gesellschaft bestimmen, die Regeln vorzeichnet, die einen gegebenen Staat in einer bestimmten Periode seines Daseyns in der Ausübung der Strafgewalt leiten müssen.“ — Nach solchen Bemerkungen liefert der Vf. Einiges aus einer historischen Entwickelung des Strafsystems bey den Deutschen. Wem *v. Savigny's* Lehre, verstanden oder nicht verstanden, gefällt, dem wird dieser Aufsatz ansprechen. Rec. hat sich nie hiemit einverstehen können. Er hat nie begreifen können, wie sich das Recht aus dem Inneren der Völker herausbilde, wenn die Entscheidungen über streitig gewordene Fälle von den wechselnden Meinungen einer Schule, oder von dem Ansehen eines *Capito* oder *Labeo* u. s. w. abhängen, er hat auch noch nirgends nachgewiesen gefunden, wie die zahlreichen (?) Deutschen Gesetzbücher eine Knechtschaft der Geister bewirken könnten, und in wiefern sie gegen die jetzigen Lebensverhältnisse des Deutschen Volkes anstossen. So lange ihm diess Alles noch nicht nachgewiesen ist, kann er auf die Erscheinung der Strafgesetzbücher nicht zürnen. — X. *Über die Wirkung des beschränkten Geständnisses im peinlichen Processe.* Von D. *Borst*, Stadtgerichtsassessor in Bamberg. S. 279. Beantwortet die Frage, in wie weit die Beschränkungen eines Geständnisses, wenn deren Unwahrheit nicht ausgemittelt werden kann, mit dem Geständnisse als wahr angenommen werden müssen. — XI. *Beytrag zur Geschichte der ehemaligen Hexenprocesse.* Von *Konopak.* S. 304. Enthält zugleich sehr interessante Bemerkungen über die Möglichkeit solcher Untersuchungen: denn die Schuld gegebenen Thaten waren an sich so unglaublich, und widerlegten sich ja selbst durch die Unfähigkeit der Angeklagten, mit Hülfe ihrer angeblich verbündeten bösen Geister den Unternehmungen des Richters zu widerstehen.

Drittes Stück. XII. *Bemerkungen über Geberdenprotocolle im Criminalprocesse.* Von *Mittermaier.* S. 327. Es gilt hier, wie schon die Überschrift zeigt, die gerichtliche Aufzeichnung des Benehmens einer vor Gericht vernommenen Person. Das Zuviel und Zuwenig hiebey ist allerdings nicht leicht zu treffen. Die richtige Beurtheilung des Benehmens ist oft sehr schwierig, und erfodert Menschenkenntniss und Ruhe in der Beobachtung. Der untersuchende Richter fin-

det hier über Alles, was ihm dabey zu thun oder zu lassen nöthig ist, sehr instructive Bemerkungen. — XIII. *Dass sich die Urtheilssprecher in der Nothwendigkeit befinden können, eine gesetzwidrige Strafe zu bestimmen, um ein gerechtes Urtheil zu sprechen*: durch einen vorgekommenen Fall erläutert vom Hof- und Justiz-Rath und geheimen Referendar Ritter D. *C. A. Tittmann* in Dresden. S. 352. Der hier zum Grunde genommene Fall betrifft das Verbrechen der Nothzucht, und zeigt, dass bey Bestimmung der Strafe für dieses Verbrechen mehr Rücksichten genommen werden müssen, als die bisherigen Gesetze dabey zu nehmen pflegen, und dass sie insbesondere den Urtheilssprechern wegen der Mannichfaltigkeit der Fälle eine grössere Wahl unter den Strafen dafür lassen müssen. — XIV. *Andeutungen über Wesen und Reform der Criminalrechtspflege und Gesetzgebung*. Von *H. B. Weber*, k. W. Criminaltribunalsrathe zu Esslingen. S. 363. Enthält zwar mehrere sehr schätzbare Bemerkungen, bleibt aber nur bey dem Allgemeinen stehen, und wird daher den mit Organisation des Criminalwesens beauftragten Geschäftsmännern nicht befriedigend seyn. — XV. *Über den Krieg und seine Beziehungen auf das Criminalrecht*. Von D. *von der Becké* zu München. Mit Bemerkungen von *Mittermaier*. S. 399. Der Vf. geht davon aus, dass die Kriege den Rechtszustand nur zwischen den kriegführenden Staaten, als solchen, und den sich gegenüber stehenden Armeen aufheben. Der Rechtszustand der Bürger der einzelzelnen Staaten bleibt dabey unangegriffen. Es bleiben daher auch die sonst in den Staaten geltenden Gesetze in voller Wirksamkeit, und verbinden die Bürger rechtlich, wie sonst. Dagegen giebt es viele Gesichtspuncte, welche, durch den Krieg bedingt, die Strafbarkeit rechtswidriger Handlungen begründen oder zerstören, herabsetzen oder erhöhen. Auf der einen Seite nämlich kann sich der Gesetzgeber bewogen finden, in Zeiten des Krieges einen strengeren Gehorsam von den Unterthanen zu verlangen, und daher die Übertretung seiner Gebote mit geschärfter Strafe zu bedrohen; auf der anderen Seite kann der Krieg Handlungen, welche sonst strafbar gewesen wären, völlig entschuldigen, oder ihre Bestrafung mindern. Der bedrängte Bürger kann durch den Zustand des Kriegs zu übereilten Entschlüssen getrieben werden, deren Folgen er nicht in dem Masse, wie sonst, zu verantworten hat. Eine in Friedenszeiten höchst strafbare Handlnng kann da, wo sie zur Rettung des bedrohten Vaterlandes abzweckt, straflos, erlaubt oder sogar pflichtgemäss werden, und leichter entschuldigt das Criminalgesetz den Patrioten, welcher im Eifer seines entzündeten Gefühls die Schranken des Rechts überschritten hat. Der Richter muss auf die durch den Krieg bewirkte ausserordentliche Lage bey Anwendung der Strafgesetze Rücksicht nehmen. Nach diesen Grundsätzen betrachtet der Vf. 1) das Verhältniss der sich feindlich gegenüberstehenden Militärpersonen zu einander; 2) die Verletzungen von nicht militärischen Personen an feindlichen Soldaten; 3) das Verhältniss der Soldaten zu Civilpersonen des feindlichen Staates; 4) das Verhältniss der Einwohner eines occupirten Landes zu ihrer Regierung und der feindlichen Macht; 5) die Verbrechen der Soldaten an fremden und einheimischen Civilpersonen sowohl, als an ihren Mitsoldaten, und 6) die Verbrechen der Privatpersonen an einander während des Kriegs. Hiebey werden die Eigenthümlichkeiten militärischer Strafgesetze und die Gründe der höheren und minderen Strafbarkeit, welche der Kriegszustand bey Verbrechen erzeugt, aus einander gesetzt. Niemand wird diesen reichhaltigen und gehaltvollen Aufsatz ohne Vergnügen lesen. — XVI. *Neueste königl. Würtembergische Verordnung über das Verfahren bey Vollziehung von Todesstrafen v. 1 Mai 1816. Mit Bemerkungen.* S. 433. Diese Verordnung enthält im Ganzen sehr zweckmässige Bestimmungen, und schafft so manche noch hie und da gewöhnliche Missbräuche ab, z. B. indem sie den Besuch des Verurtheilten von Neugierigen verbietet u. s. w. Allein noch immer lässt sie Ceremonieen zu, welche wohl auf das Theater, nicht aber auf den Richtplatz gehören, oder sonst nicht schicklich und passend sind. Der Stab wird z. B. noch gebrochen und dem Verurtheilten mit den Worten: „Euer Leben ist verwirkt, Gott sey Euerer Seele gnädig!" der zerbrochene Stab vor die Füsse geworfen. Der Schuljugend wird ein besonderer Platz zum Ansehen der Execution angewiesen. Zwey Geistliche müssen den Verbrecher zum Richtplatz begleiten, und einer derselben soll nach der Execution eine Rede an das Publicum halten. — XVII. *Merkwürdiges Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen im Ministerium des Inneren über zwey auf den Kindermord sich beziehende Fragen.* S. 442. Ist abgedruckt aus *von Kamptz* Jahrbüchern für die Preuss. Gesetzgebung u. s. w. XIV H. S. 199. Wozu dieser *Abdruck?* — XVIII. *Über die gerichtlich-medicinische Beurtheilung der Tödtlichkeit der Verletzungen* von D. *Adolph Henke*, Hofrath und ordentl. öffentl. Lehrer der Medicin in Erlangen. S. 445. Ist hier nur der erste Theil der Abhandlung, der zweyte ist unter No. XXIV S. 534 im folgenden IV Stücke enthalten. Man findet hier eine sehr zweckmässige Zusammenstellung der verschiedenen Theorieen hierüber und lehrreiche Bemerkungen dazu. — XIX. *Ein paar Worte zur Vertheidigung meines Lehrsatzes, dass das Römische Recht auf Attentate der Homicidien und der Parricidien keine Todesstrafe verordne.* Vom Criminalrath und Prof. *Meister* in Breslau. S. 466. Ist eine Vertheidigung gegen *Cropp, de praecept. jur. Rom. circa puniendum conatum delinquendi.* S. 83 f.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

JURISPRUDENZ.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Neues Archiv des Criminalrechts.* Herausgegeben von *H. A. Kleinschrod, C. G. Konopak* und *C. J. A. Mittermaier* u. s. w. *Erster* Band. 1 — 4 Stück.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

XX. *Übersicht der Literatur des peinlichen Rechts, von den Jahren* 1804 — 1813. Von *Kleinschrod.* S. 471. (Die Fortsetzung hievon im folgenden IV Stück unter No. XXIX S. 661.) Das Archiv hat von jeher solche Übersichten geliefert, und es ist zu wünschen, dass sie auch künftig regelmäsig von *jedem* Jahre geliefert werde. Hier hätte aber das Versäumte gleich ganz nachgeholt, und die Anzeige auf alle bis zu Ende des Jahres 1816 erschienenen Schriften erstreckt werden können. Diese Zusammenstellung hätte den Überblick erleichtert und den Zweck mehr befördert. Auch die Abtheilung dieser Übersicht in zwey Stücke kann Rec. nicht billigen. Sie erschwert das Aufsuchen ohne Noth. Bey Verzeichnissen, die nur auf den Zeitraum eines oder einiger Jahre beschränkt sind, kann freylich kein vollständiges System befolgt werden. Indess wäre doch möglich, bestimmte Rubriken für die Übersichten jedes Jahres beyzubehalten. Der Vf. hat hier folgende angenommen: 1) über das Criminalrecht im Ganzen, 2) allgemeiner Theil des Criminalrechts, 3) die Lehre von Verbrechen und Strafen insbesondere, 4) peinlicher Process, und 5) peinliche Gesetzgebung verschiedener Staaten in alphabetischer Ordnung. Rec. findet diese Rubriken nicht ganz ausreichend. Die Schriften über Criminalpolitik und Gesetzgebung z. B. bleiben dabey zu versteckt. Über beide Gegenstände wären eigene Rubriken nöthig gewesen. *Schildeners, Pfitzers* u. A., Schriften über die Criminalgesetzgebung stehen S. 473 unter den Schriften über das ganze Criminalrecht; dagegen stehen *Henke's* Beyträge zur Criminalgesetzgebung S. 476 unter den vermischten Schriften über das Strafrecht. Überhaupt liessen sich wohl verschiedene Ausstellungen gegen die Richtigkeit der Aufführung einiger Schriften unter diesen und jenen Rubriken machen. So z. B. gehörten wohl *Zachariä's* Anfangsgründe u. s. w. nicht unter die Rubrik *Compendien;* die Schriften über den Thatbestand, über Verjährung, über Rechtsfälle und über Räuberbanden nicht zu den Schriften über den peinlichen *Process.* Gegen die Vollständigkeit dieser Übersicht muss Folgendes erinnert werden. So, wie die 6te Auflage von *Quistorp's* Grundsätzen angegeben ist, muss man glauben, das ganze Werk sey vollständig. Es fehlt aber noch bis jetzt der ganze Theil vom Process; auch ist nicht mit bemerkt, dass 2 Bände von dieser Auflage erschienen sind, und dass Hr. Prof. *Konopak* diese Auflage nach *Klein's* Tode besorge. Ausser anderen fehlen die sehr wichtigen Abhandlungen in *von Zeiller's* jährl. Beytr. zur Gesetzkunde und Rechtswissenschaft in den Österreichischen Erbstaaten. 1 — 4 B.; *Zachariä's* Annalen der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in Sachsen, 1 und 2 B., und in *Baurittels* jur. Magazin, 1 — 3 St. Unter der Rubrik: peinliche Gesetzgebung verschiedener Staaten, vermisst man: 1) die Rubrik *Baden*, wo das Organisations-Edict vom J. 1806, wovon 1812 eine vermehrte Auflage nebst *Sammlung der Erläuterungen über das Edict wegen der Strafgerechtigkeitspflege* erschienen ist, anzuführen war; 2) bey *Baiern*, den *Feuerbachschen* Entwurf, München 1810; 3) die Rubrik *Holland*, wo das *Criminalgesetzbuch für das Königreich Holland.* A. d. Holländ. übers. von *E. W. Zimmermann* und *H. Brückner*, Aurich b. Tapper. 1809. zu bemerken gewesen wäre; 4) bey *Österreich* die Gründe zu dem Österreichischen Strafgesetzbuche in *von Zeillers* angeführten Beytr. Th. I und II, und über das Österreichische Wuchergesetz, ebendas. Th. II und III; 5) bey *Preussen*, *von Zeillers* Kritik ebendas. Th. III, und 6) bey *Westphalen* die Anzeige der Gesetze selbst, z. B. Codex des Verfahrens in peinlichen und correctionellen Sachen für das Königreich Westphalen (mit der Rede des Staatsrath *Leist*), Cassel, 1809.

Im *vierten* Stücke ist enthalten: XXI. *Beobachtungen über Recognitionen im Criminalprocesse*, von *Mittermaier.* S. 495. Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Recognitionen der in Frage gekommenen Personen und Sachen wird hier unter Anführung sehr passender Beyspiele gezeigt, und dem Inquirenten über die Art und den Zweck ihrer Anstellung zu beherzigende Winke gegeben. — XXII. *In wiefern unterliegen Fehler in der ärztlichen Behandlung einer criminellen Untersuchung?* S. 513. Enthält nur eine Auffoderung, die aufgestellte Frage zu beantworten, und hätte daher wohl nicht in die Reihe der Abhand-

lungen gestellt werden sollen. — XXIII. *Entwickelung der Lehre vom Complott* von *Wilhelm v. Schirach*, Etats- und Obergerichts-Rath zu Glückstadt. S. 516. Der Vf. setzt das Wesen des Complottes sehr richtig in die Verbindung zu *gemeinschaftlich bezweckten* und durch *gemeinschaftliche Thätigkeit* hervorzubringenden Verbrechen, bestreitet mit trifftigen Gründen die Meinung, dass ein Complott eine *stillschweigende* Verbindung seyn könne, zeigt, dass die Eingehung eines Complottes die Strafbarkeit *an sich erhöhe*, weil die Totalität der zur Hervorbringung eines Verbrechens vereinigten Kräfte eine grössere Gefahr für den rechtlichen Zustand hervorbringe, als Einzelne, und stellt noch andere dergleichen interessante Erörterungen über diese Lehre an, die man mit Vergnügen liest. — XXIV. *Über die gerichtlich-medicinische Beurtheilung der Tödtlichkeit der Verletzungen* von D. *Adolph Henke*. S. 534. Beschluss der unter No. XVIII enthaltenen Abhandlung. — XXV. *Über das Beichtsiegel und die daraus abgeleitete Freyheit des Beichtpriesters von der Zeugschaft.* Von D. *Andres*, Hofrath und Professor zu Landshut. S. 556. Ist hier nur der Anfang. Die hier angestellte Erörterung ist ziemlich umständlich. Schwerlich dürfte das Resultat derselben lohnend genug seyn. — XXVI. *Über die Einrichtung der Strafanstalten in Österreich. Mit einer Beylage.* S. 578. Ist an sich interessant, und giebt über mehrere Bestimmungen im Österreichischen Strafgesetzbuche Aufschluss. Die Beylage enthält eine Vorschrift über das Verhalten der Sträflinge. Möchten mehrere dergleichen Nachrichten für das Archiv eingesendet werden! — XXVII. *Über die Gelüste, besonders der Schwangeren und ihren Einfluss auf die rechtliche Zurechnung; auch ein Beytrag zur Criminalpsychologie* von dem Prof. *Hoffbauer* zu Halle. S. 602. Des Vfs. geistreiche Arbeiten der Art sind bekannt. Rec. braucht über den vorliegenden Aufsatz nichts weiter zu sagen, als dass er jenen ganz ähnelt. Nur wenn die Vernunft über solche Begierden, von welchen hier die Rede ist, ihre Herrschaft in dem Grade verloren hat, dass der damit Behaftete für seine Handlungen nicht mehr einstehen kann, nimmt der Vf. Straflosigkeit an, und behauptet sehr richtig, dass der Behaftete in diesem Falle unter Aufsicht gestellt werden müsse. — XXVIII. *Criminalgerichts-Ordnung für die Mecklenburg-Schwerinschen Lande. Mit Bemerkungen* von *C. G. Konopak*. S. 642. Diese Criminal-Ordnung, aus welcher hier ein Auszug in gedrängter Kürze geliefert wird, ist vom 31 Januar 1817. — XXIX. *Übersicht der Literatur des peinlichen Processes* u. s. w. von *Kleinschrod*. S. 661. Ist der Beschluss von No. XX im dritten Stücke. — XXX. *Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften.* S. 671. Die hier recensirten Schriften sind 1) Merkwürdige Criminalrechtsfälle u. s. w. von *Pfister*; 2) Über captiöse Fragen von *Stecher*; 3) Handbuch der Literatur des Criminalrechts von *Böhmer*; 4) Über Mord und Todtschlag u. s. w. von *Egger*; 5) Die Strafrechtspflege in völkerrechtlicher Rücksicht u. s. w. von *Tittmann*, und 6) Über das von Mehreren begangene Homicidium u. s. w. von *Birnbaum*. Da es so viele Recensionsanstalten giebt: so könnten Recensionen in diesem Archive vielleicht entbehrt werden. Rec. würde rathen, diese nur von den wichtigsten Schriften, und nur wenn sie *gemeinschaftliches* Urtheil *sämmtlicher Herausgeber* wären, zu liefern.

Nächst dem Titelblatte zu jedem Bande ist künftig auch noch ein Blatt mit einem Inhaltsverzeichnisse über den ganzen Band zu wünschen.

.—.

GESCHICHTE.

GIESSEN, b. Tasché und Müller: *Washington und die Amerikanische Revolution.* 2 Theile. 1807. 478 S. 8. (20 gr.)

Diess Buch gehört zu den seltsamen, die eine Zeitlang in Ungewissheit lassen, wie man mit ihnen daran sey. Kein Verfasser ist genannt, keine Vorrede giebt Aufschluss über Plan und Absicht, über die Begründung und Beglaubigung der ganzen Arbeit; selbst keine Quelle ist angeführt. Man wird versucht, zu glauben, dass der Herausgeber selbst über seine Arbeit nicht mit sich einig gewesen sey. Mitten im Werke findet sich ein neuer Titel für den zweyten Band; auf dem ersten ist nichts von einem ersten Bande bemerkt. Eine Geschichte, das sieht man wohl, soll das Buch geben. Aber was soll eine so unbeglaubigte Geschichte? — Bey historischen Werken taugt überhaupt die Anonymität gar nicht: auch begreift man hier am wenigsten, was den Herausgeber bewegen konnte, seinen Namen zu verschweigen, hier, wo dem Geschichtschreiber die strengste Wahrheit nicht gefährlich werden konnte. Die Scheu, die ihn trieb, in das Dunkel der Ungenanntheit sich zurückzuziehen, hätte ihn vielmehr bewegen sollen, ganz die Hand von dem Werke zu lassen. Welche unlöbliche Täuschung musste man beabsichtigen, wenn man jeden Aufschluss, woher das Werk stamme, worauf es sich gründe, wodurch es Glauben gewinnen könne, so [illegible] zurückhielt! Gegen Schriftstellerey dieser Art muss jeder Freund der Deutschen Literatur sich nachdrücklich erklären, und die Kritik ist nur gerecht, wenn sie ein solches Buch geradezu verwirft, zumal da es nur den besseren den Weg versperrt.

Eine Geschichte *Washingtons* und *der Amerikanischen Revolution*, dieser grossen und an gewaltigen, noch unberechneten Folgen so reichen, für die neuere Geschichte, auch *Europas*, so hochwichtigen Epoche, wer nähme sie nicht mit Begierde in die Hand? Wer betrachtet mit universalhistorischem Blick die gegenwärtige Zeit, und ergriffe nicht dankbar jeden Aufschluss, jede treue Darstellung, auch nur des schon Bekannten von jenem hohen Wendepuncte der neueren Menschengeschichte? — Das edlere Interesse, das uns für diesen Gegenstand erfüllt, muss uns mit Unwillen gegen die vorliegende Bearbeitung erfüllen.

Wir halten das Buch gewiss nicht mit Unrecht für eine Übersetzung, und zwar für eine sehr misslunge-

ne. Dafs wir kein Original vor uns haben, verräth fich allenthalben im Stil des ganzen Werkes. Das höchfte Verdienft, das etwa dem Bearbeiter zugeftanden werden könnte, möchte das feyn, dafs er vielleicht mehr als Ein fremdes Original dabey benutzt hat, wiewohl fich diefes in beiden Bänden eben nicht bewährt. Wahrfcheinlich lag ihm ein Franzöfifches Werk vor; was von Englifchen Wendungen in feiner Arbeit fich findet, kommt vielleicht auf Rechnung des Gegenftandes, oder ift daher zu erklären, dafs das Franzöfifche Buch felbft nur eine Überfetzung aus dem Englifchen war, oder doch Englifche Materialien verarbeitete. Der Quelle genauer nachzuforfchen, lohnt fich nicht der Mühe.

Der Herausgeber fcheint nicht einmal in der Wahl feiner Quellen fehr glücklich gewefen zu feyn. Zwar finden wir keine erheblichen Verftöfse gegen die Gefchichte *Washingtons* und der *Amerikanifchen Revolution*, fo weit uns jene bekannt ift: aber wir bemerken auch keine neuen wichtigen Auffchlüffe über den grofsen Gang der Begebenheiten, keine glückliche Zufammenftellung, keinen hohen Standpunct, aus dem der Held und die Ereigniffe anzufehen wären, nirgend einen tiefen hiftorifchen Geift. Alles ift trockene Anreihung der Begebenheiten, dürrer Auszug aus bekannten Büchern, matte Erzählung des Gefchehenen, ohne durchdringenden und belebenden Geift. Wie fchlecht auch die Deutfche Bearbeitung ift: fo kann man über den geringen Werth des Originals, deffen Dürftigkeit fie überall durchblicken läfst, nicht in Zweifel gerathen. Von eigentlicher biographifcher Kunft ift in dem Werke keine Spur, und doch foll der grofse *Washington* dargeftellt werden! Auch die Amerikanifche Revolution ift nicht genügend entwickelt. Es gebührt dem Helden wohl, feine Lebensgefchichte mit der Gefchichte der Revolution, in der fein Geift, fein Wirken fich verherrlichte, deren Seele Er war, innig zu verbinden, ja jene kann überhaupt von diefer nicht getrennt werden; aber wie unvollkommen ift hier beides aufgefafst und entwickelt! —

Die Einleitung befteht in einer matten Reflexion über das Verhältnifs grofser Männer („*Herren*" heifst es hier) zur Gefchichte ihrer Zeit, und einem anticipirten Panegyricus auf Washington. Damit wird der Lefer gleich in Befchlag genommen, damit er ja nicht anders, als der Schreiber, den Helden und feine Gefchichte anfehe. Dann findet fich der feine Übergang: „Wir zweifeln nicht, dafs der Lefer die Charakterzüge, die wir hier von W. hinwarfen, in der Gefchichte feines Lebens, zu deren Darftellung wir jetzt übergehen, werde hinlänglich beftätigt finden." Darauf folgt eine kurze trockene Erzählung von W's. Jugendgefchichte, in der auch nicht eine Spur von der Entwickelung feines Geiftes zu den nachfolgenden grofsen Thaten, zu feinem ganzen Seyn, bemerkbar ift. Etwas beffer ift die Darftellung der Urfachen und der allmählichen Entwickelung der Revolution, obwohl auch hier jenes lebendige Ergreifen der inneren Verhältniffe, das den Lefer befriedigen könnte, fich nicht zeigt. Dann läfst der Vf. feiner Erzählung ihren matten Lauf. Und nicht einmal beendet ift das Werk. Der 2te Theil (ein dritter Theil ift uns wenigftens nirgends vorgekommen) fchliefst mit dem Frieden von Verfailles und W's. Niederlegung feiner Feldherrnwürde (1783). Der Deutfche Bearbeiter endet da, wo wahrfcheinlich fein Original fchlofs. Die Amerikanifche Revolution kann zwar mit jenem Friedensfchluffe beendet fcheinen, aber was ihm folgte, ift es nicht, wo keine Fortfetzung des eigentlichen Revolutionszuftandes, doch des inneren fruchtbaren Lebens der Revolution? Und W., deffen Name auf dem Titel voranfteht, fah er die Revolution, fah er das ganze grofse Werk mit jenem Frieden für beendigt an? Wo bleibt fein thatenreiches Leben von 1783 bis zum 14 December 1799? —

In Hinficht auf die Darftellung und den Stil des Buches, fagen wir nicht zu viel, wenn wir daffelbe felbft für ein Schulexercitium zu fchlecht erklären. Wie wollte man fertig werden, die zahllofen, beym erften Anblick entgegenfpringenden Schnitzer und Flecken aufzuführen! Da ift faft keine Seite ohne grobe Verftöfse gegen Grammatik und Sprachreinheit; und wenn wir auch noch fo viele Druckfehler annehmen wollten (die allerdings häufig genug find): fo bleiben doch noch unzählige Sprachfünden aller Art. Damit das Urtheil nicht ungerecht fcheine, heben wir nur Einiges gleich aus den erften Bogen heraus. S. 11 wird W. „in einem Alter von 19 Jahren *aus* Majorsrang zum General-Adjutanten von Virginien ernannt." S. 13 „durch Muth und Beharrlichkeit und durch die Klugheit, *womit* er fich gegen die Indianer betrug, wufste er *fie* zu überwinden." Die Indianer? Der Schreiber meinte die Schwierigkeiten, von denen im vorigen Satze die Rede war. S. 20 verläfst W. „feine Retraite;" S. 43 finden „die Weifern im Lande — ein neues *Motiv*, fich ihrer *Tendenz*, fich mit Gewalt Recht zu fchaffen, zu überlaffen." — S. 25 „tritt der grofse *Pitt* an *der* Spitze des Minifteriums." S. 34 bedarf es, „um bey dem grofsen Haufen *den* regfamen Trieb zu widerftehen, zu überwältigen, auf einen befondern Gegenftand zu richten, nur eines geringen Anftofses; leidenfchaftlich — — bildet *er* fich leicht ein, in feinen Rechten gekränkt zu werden, und berechtigt zu feyn, feinen Unwillen in Thätlichkeiten zu äufsern; und fobald *es* (der grofse Haufen? — wahrfcheinlich das Volk!) die Macht fich zu rächen zu haben glaubt, ift *es* auch immer bereit, von ihr Gebrauch zu machen." S. 59 betrachteten die Coloniften „ihr eigenes Schickfal, wie mit dem, was jene Stadt haben würde, unzertrennlich verknüpft." S. 89 kommen einige Perfonen „auf die Idee einer Unternehmung, um fie (die Poften) zu überrumpeln." — Wie nachläffig das Ganze gearbeitet ift, kann man daraus abnehmen, dafs S. 19, nachdem der Vf. W'n. bis dahin zum Oberften befördert hat, doch plötzlich „der *General* W." auftritt, obwohl S. 20 ff. uns wieder der „*Oberft* W." begegnet. — Doch zur Probe genug und übergenug.

Rec. kann den Wunfch nicht unterdrücken, dafs wir doch bald eine gründliche und geiftreiche Ge-

schichte *Washingtons* und der *Amerikanischen Revolution* erhalten möchten in Deutscher Sprache. Es ist dazu eine grosse Menge von Materialien, von Sammlungen mannichfacher Actenstücke, und von grösseren und kleineren Geschichtswerken vorhanden. Die Amerikaner selbst haben schon eine ganze Bibliothek, auf ihre Geschichte sich beziehend. Eins der reichhaltigsten und wichtigsten Werke ist: *The Life of G. Washington etc. compiled under the inspection of the honourable Bushrad Washington, from original papers etc.* Philadelphia, 1805 — 7. 5 starke Bände in gr. 8. Der 1 Band enthält eine weitläuftige Einleitung, die Geschichte der nordamerikanischen Colonieen bis zur Revolution; die folgenden geben ein treues Bild von Washingtons Leben und Wirken. Der 6 endet mit seinem Tode. Auch ein neueres Werk verdient wegen seiner Reichhaltigkeit und historischen Treue hier ausgezeichnet, und den Deutschen Geschichtsforschern empfohlen zu werden. Es führt den Titel: *History of the United States, from their first settlement ar english colonies, in* 1807 *to the year* 1808 *etc. — — by David Ramsay, M. D. continued to the treaty of gent by S. S. Smith etc.* 3 Bände gr. 8. Philadelphia, 1816—17. Auch hier sind die besten Quellen benutzt, und selbst eine blosse Übersetzung dieses Werkes wäre eine Bereicherung unserer Literatur, besonders für die neuere Geschichte Amerika's.

Se.

ERDBESCHREIBUNG.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp: *Reisen durch die südlichen, westlichen und nördlichen Provinzen von Frankreich während der Jahre* 1807 — 1809 *und im Jahre* 1815. Mit einer Reihe von Beylagen über französisches Literaturwesen, so wie über die spanische Revolution und über die baskische Sprache. 1816. I B. 394 S. II B. von 395 bis 836 S. 8. (4 Rthlr.)

Mit wahrem Vergnügen haben wir den Vf. auf seiner Reise durch Tirol nach Mailand, Turin, dann nach Lyon, Paris, Bordeaux, Bayonne, Bagneres, Toulouse, Montpellier, Nismes, Aix, Marseille, Avignon, Lyon, Genf (wo er den 22 October 1808 schliesst) begleitet; mit gleicher Theilnahme haben wir uns an den Orten seines Aufenthalts von ihm unterhalten und belehren lassen. Er erzählt so leicht und angenehm, er sieht so wahr und treu, er beobachtet so unbefangen und allseitig, er hält sich so fest an ergreifende, das Gemüth und den Geist ansprechende Gegenstände, er ist so bekannt mit den neuesten Hülfsmitteln der Literatur, oft so treffend in den hervorspringenden Puncten, dass, wenn auch die Hauptmasse dieses Werkes den Jahren 1807 bis 1809, also nicht der zurückgeführten Ordnung der Dinge angehört, sie dennoch einen Werth für die Gegenwart hat. So wenig wir daher auch Auszüge wegen dieser Veraltung zu geben geneigt sind, um unser Urtheil zu bestätigen: so können wir dennoch uns nicht enthalten, uns auf die bereits aus anderen Zeitschriften bekannten Auszüge zu berufen, und im Allgemeinen auf jedes Capitel zu beziehen, deren 24 in diesen beiden Bänden vorkommen, und wovon jedes fast die Belege zu dem Gesagten liefert. Rec. darf noch hinzusetzen, dass er mit dem Vf. fast zu gleicher damals so äusserst denkwürdigen Zeit sich in Bayonne aufhielt, und gleich unparteyischer Beobachter der Tagesbegebenheiten war. — Alles, was der Vf. über diese Epoche (vom 30 April 1808 bis 9 September) mittheilt, ist Rec. aus der Seele geschrieben; Rec. weiss nichts zuzusetzen, nichts abzunehmen, nichts anders zu stellen. Auch verdenkt er dem Vf. das Bekenntniss nicht, dass er dem K. Napoleon wegen seiner rastlosen Thätigkeit, wegen seines Scharf- und Überblickes, wegen seiner eisernen Consequenz huldige, und dass er hie und da den glücklichen Zustand nicht misskennt, worin sich das Französische Volk befand. — Hätte er diese Ansichten von der Sache weggewischt: so würde er an den schneidendsten Puncten mit ihr in Widerspruch gewesen seyn. Nicht dadurch, dass er mit den Tänzern auf der Haut des todten Löwen, wie er sich ausdrückt, herumspringt, sondern durch Wahrheit und Aufrichtigkeit, durch reine Verkörperung der Gefühle adelt man den Namen eines Deutschen, und welchen Preis er auf diesen Namen setzt, hat er mit diesem unverhohlenen Bekenntnisse, mit der Abneigung gegen den lockenden Dienst bey einem ruhmgekrönten Volke, und mit der Freude über die errungene Deutsche Freyheit sattsam bekundet. Eine schätzbare Mitgabe sind die Beylagen, und besonders: 1) die Rückgabe der Kunstwerke, wobey ausführlich alle die künstlichen Gründe angeführt sind, womit die Franzosen die Erhaltung des Raubes vertheidigen wollten; 2) der Aufenthalt in Paris, wobey er einige Criminal-Entscheidungen über Verbrechen fremder Art, die berüchtigte, aber wenig bekannte Auferstehungsgeschichte des Comnenischen Kaiserhauses, und die Gebrechen der Unterrichtsanstalten in Frankreich mittheilt; 3) historische Nachricht über Don M. Godoy, Alv. de Faria, Friedensfürsten, aus dem Spanischen; 4) Nachrichten über die baskische Sprache und Literatur. Dem Vf. scheint *W. v. Humbold* nicht bekannt zu seyn, letzterer wird aber auch diese Erane willkommen annehmen.

H. P. E.

In No. 74 S. 207 Z. 9 der *Ergänzungsblätter* st. *Leser* l. *Lehrer.* Ebendas. S. 208 Z. 12 v. unten st. *Regenwürmer* l. *Regen Würmer.* In No. 75 S. 214 Z. 11 st. *nur* l. *nun.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Prag, b. Sommer: *Die Mosaischen Schriften, übersetzt nach Mendelssohn und mit erläuternden Anmerkungen*, vorzüglich zur Beförderung des religiösen und moralischen Gefühls, begleitet von *Peter Beer*, öffentl. Lehrer der Moral der israelitischen Gymnasial- und Hauptschul-Jugend in Prag. *Für Leser von allen Confessionen.* Erstes Buch. 1815. XXVIII u. 194 S. gr. 8. (18 gr.)

2) Berlin, in der Maurerschen Buchhandl.: *Die heilige Schrift: Tora (Thorah), Newiim, Kesubim (Ketubim) in einer deutschen Übersetzung aus dem Grundtext.* Herausgegeben von *J. Heinemann*, vormaligen (vormaligem) Konsistorialrath (Consistorialrathe). Erster Theil: Tora (Thorah) die fünf Bücher Mose (mit Grundlegung der M. Mendelssohnschen Übersetzung). Ausgabe für Schulen. 5576 (1815). 72 S. 8.

3) Breslau, b. Holäufer: *Der hebräischen Chrestomathie zweyter Theil*; von *Imman. Moritz Neumann*, Oberlehrer und erstem Inspector der königl. Wilhelmsschule zu Breslau. 1817. 154 S. 8.
Auch unter dem Titel: *Des hebräischen Elementarbuches zweyten Theils zweyte Abtheilung*; enthaltend einen Auszug aus den historischen Büchern des A. T. (Der hebräische Titel lautet: ספר תורת האלהים u. s. w.)

4) Kopenhagen, b. Bonnier: *Chabakuk.* Aus dem Ebräischen übersetzt von *Gottlieb Euchel.* 1815. 27 S. 8. (4 gr.)

Wenn man No. 4 abrechnet, so gehören die hier angezeigten Schriften sämmtlich ins Fach der populären Schrifterklärung, und sind daher nicht sowohl nach wissenschaftlichen Gesichtspuncten, als vielmehr in Rücksicht auf ihre praktische Brauchbarkeit und in Beziehung auf die Bedürfnisse der jüdischen Nation, für welche sie bestimmt sind, zu beurtheilen. Aber eben desshalb sind auch diese Schriften eine erfreuliche Erscheinung zu nennen, weil sie den Beweis liefern, dass die Bekanntschaft mit der h. Schrift unter den Juden immer allgemeiner, und mithin die Hoffnung einer allmählichen Verbesserung dieses Volkes immer grösser werde. Denn darin stimmen die Einsichtsvolleren und Besseren unter den Juden und Christen schon längst überein, dass es zur Entwöhnung vom Talmudismus und zur Verbannung des verderblichen Rabbinismus kein besseres Mittel gebe, als wenn Jugend und Volk zu der ursprünglichen und lauteren Erkenntnissquelle, zurückgeführt und mit den Grundsätzen eines gereinigten Israelitismus vertraut gemacht werden. Daher verdienen alle jüdischen Lehrer, welche für diesen Zweck thätig sind, nicht nur den Dank ihrer Nation, sondern auch den Beyfall aller Kosmopoliten, welchen die Veredelung der jüdischen Nation nicht gleichgültig seyn kann. Auf einen solchen Dank können auch die Vff. gegenwärtiger Schriften, wenn gleich nach verschiedenen Graden, vorzugsweise aber die beiden ersten, Anspruch machen. Auch der Versuch, die Mendelssohnsche Bibelübersetzung, welche freylich nur den Pentateuch und Psalter umfasst, zu einer Art von Kirchen- oder Gemeinde-Übersetzung, wie es in der evangelischen Kirche die Lutherische und bey den Katholiken die *Vulgata* ist, zu erheben, verdient Beyfall, obgleich der Ausführung mehr Einheit und Consequenz zu wünschen wäre.

An No. 1 wird, wenn es nach der mitgetheilten Probe vollendet wird, die jüdische Nation ein Bibelwerk haben, wodurch für die Bedürfnisse der Laien auf eine zweckmässige Art gesorgt wird, und woran es, soviel wir wissen, noch durchaus fehlt. Das meiste Lob verdienen die unter die Übersetzung gesetzten Anmerkungen, welche fast in allen Fällen, wo die Übersetzung nicht verfehlt ist, den Sinn richtig auffassen, und der Fassungskraft und dem Bedürfniss des ungelehrten Lesers gemäss darstellen. Man überzeugt sich leicht, dass Hr. B. keine gemeine Fertigkeit in der praktischen Schriftauslegung besitzt, und den rechten Ton der Belehrung für das Volk zu treffen weiss. Statt aller führen wir die Erklärung von 1 Mos. 24 S. 175 ff. zum Beweis an. Weit weniger können wir mit der Übersetzung zufrieden seyn, weil sie nach keinen festen Grundsätzen gearbeitet ist, bald sich treu, selbst wörtlich und buchstäblich ans Original anschliesst, bald wieder ohne Noth frey und modern wird, und mehr den Charakter einer Paraphrase an sich trägt. Nach unserem Dafürhalten wäre es besser gewesen, wenn Hr. B. die Mendelssohnsche Übersetzung ganz beybehalten, und sich nur dann von ihr entfernt hätte, wenn sie, was doch so oft nicht vorkommt, den Sinn erweislich falsch darstellt. Was hierüber S. XXIV ff. angeführt wird, scheint Rec. nicht genügend. Die Freyheit und Selbstständigkeit der Untersuchung und

Sinnesbestimmung, welche der Vf. mit Recht für jeden Ausleger fodert, konnte dabey immer bestehen. Auch in Ansehung der Eigennamen vermisst man Übereinstimmung und Consequenz. In demselben Capitel findet man *Isaak* und *Rivka* (Rebeka).

In dieser Hinsicht verdient die Übersetzung No. 2 offenbar mehr Lob. Sie ist, obgleich *Mendelssohn* ebenfalls nur theilweise zum Grunde liegt, mehr aus Einem Stücke, treuer und in vielen Stellen fliessend und körnigt im Ausdruck. Anmerkungen und Inhaltsanzeigen der einzelnen Bücher und Abschnitte fehlen gänzlich; nur selten wird ein erläuternder Ausdruck, die Übersetzung hebräischer Wörter (z. B. 1 Mos. 21, 31: *Beer-Scheba*, Brunnen des Schwurs) u. dgl. unter dem Texte beygebracht. Ein paar Proben mögen beweisen, wie sich beide Übersetzer zu einander und dem Originale verhalten. 1 Mos. 1, 1 — 6:

Hr. *Beer:*

Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde aber war öde und unförmlich, Finsterniss auf der Fläche des Abgrundes, und *Gottes Wille war wirkend über dem Wasser.* Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Gott sah das Licht, dass es gut sey, und unterschied zwischen dem Lichte und der Finsterniss. Das Licht nannte er Tag, die Finsterniss Nacht, und so ward Abend und Morgen ein Tag.

Hr. *Heinemann:*

Im Anfange erschuf Gott die Himmel und die Erde. Die Erde aber war unförmlich und verworren; Finsterniss auf der Fläche des Abgrundes, und der göttliche Geist (die bildende Kraft Gottes) webend auf den Wassern. Da sprach Gott: Es werde Licht, so ward Licht. Gott sahe das Licht, dass es gut sey, und unterscheidete (unterschied) zwischen dem Licht und der Finsterniss. Gott nannte das Licht Tag, und die Finsterniss nannte er Nacht; da ward Abend und ward Morgen, ein Tag.

Kenner werden leicht einsehen, dass keiner von beiden Übersetzern tadellos sey, sobald man nach strengen Grundsätzen kritisiren will; den meisten Tadel aber verdient Hr. *B.*, weil er den Satz V. 2: רוח אלהים מרחפת על־פני המים gänzlich verfehlt hat. 1 Mos. 1, 27:

Hr. *Beer:*

Gott schuf also den Menschen nach seinem Ebenbilde. Zum Bilde Gottes schuf er ihn *im männlichen und weiblichen Geschlecht.*

1 Mos. 3, 14: Nun sprach Gott zur Schlange: weil du das gethan hast, so sollst du *unglücklicher* als alle zahme und wilde Thiere seyn, du sollst *gekrümmt dich fortwinden*, und Staub essen, so lange du lebst.

1 Mos. 6, 1 — 3: Als die *gemeinen Menschenkinder* anfingen, sich auf der Erde zu vermehren, und ihnen Töchter geboren wurden; da sahen die *Söhne der Vorzüglicheren*, dass die Töchter des *gemeinen Mannes* schön sind, und nahmen sich Weiber nach ihrem Gefallen. Damals sprach Gott: Ich will nicht *den Menschen allfort vertheidigen, dass er auch Fleisch (sinnlich) sey*; nur hundert und zwanzig Jahre noch sollen seine Fristtage seyn.

Hr. *Heinemann:*

Da erschuf Gott den Menschen *in* seinem Ebenbild, *in* dem Ebenbild Gottes erschuf er ihn, Mann und Weib erschuf er sie.

— — Da sprach das ewige Wesen, Gott, zur Schlange: weil du dieses gethan hast, sey verflucht vor allem Viehe und vor allem *Gewilde* des Feldes; auf deinem Bauche sollst du gehen und Staub essen alle Tage deines Lebens.

— — Als nun das menschliche Geschlecht anfing sich zu vermehren auf Erden und ihnen Töchter geboren wurden; da sahen die *göttliche (göttlichen) Menschen* die Töchter des gemeinen Mannes, dass sie schön waren, und nahmen sich Weiber, welche sie sich erwählten. Da sprach der Ewige: Mein Geist wird nicht immer in dem Menschen *streiten, dieweil er doch Fleisch auch ist;* es sollen aber seine Fristtage noch seyn hundert und zwanzig Jahr (Jahre).

Eine fortgesetzte Vergleichung würde zeigen, dass Hr. *H.* in den meisten Fällen treuer und richtiger übersetzt, als Hr. *B.*; dass aber beide zuweilen in denselben Fehler verfallen. Dennoch wünschen wir, des nützlichen Zweckes wegen, beiden einen glücklichen Fortgang ihres Unternehmens. Ob eine Fortsetzung erschienen sey, ist uns unbekannt. No. 1 schliesst mit 1 Mos. Cap. 24, No. 2 aber mit 2 Mos. Cap. 2.

Der erste Theil von No. 3 ist bereits von uns J. A. L. Z. 1816. No. 34 als ein nützlicher Auszug aus der h. Schrift empfohlen worden. Die gegenwärtige Fortsetzung, womit diese Chrestomathie beendigt wird, verdient noch mehr das Lob einer zweckmässigen Auswahl solcher Stücke, wodurch die Hauptmomente aus der Geschichte des israelitischen Volkes erläutert, und auf die Güte und Weisheit der göttlichen Vorsehung bey den verschiedenen Schicksalen desselben nachdrücklich hingewiesen wird. Unter den Händen eines geschickten Lehrers kann diese Chrestomathie nicht nur als eine Übung beym grammatikalischen Unterricht, sondern auch als Leitfaden einer fruchtbaren Religionsgeschichte mit Nutzen gebraucht werden.

Hr. *Euchel*, der Vf. von No. 4, scheint, nach der kurzen Vorrede zu urtheilen, seinem Erstlingsversuche in der Bibelinterpretation einen weit höheren Werth beyzulegen, als ihm Rec., selbst auf die Gefahr hin, dass ihn der Vf. unter die „parteyischen Richter" rechnen, und ihm das Stimmrecht absprechen sollte, zugestehen kann. Dass er mit der biblischen Literatur noch nicht sehr vertraut seyn müsse, beweist theils die Behauptung, womit die Vorrede beginnt, dass kein Buch des A. T. fleissiger bearbeitet worden, als Chabakuk und Hiob; theils die Versicherung, dass manche Erklärung neu sey, da sie sich doch schon bey älteren Auslegern findet. Dahin gehört sogleich die Erklärung von Cap. 2, 6. Schon *Michaelis* u. A. haben עבטיט von עבט hergeleitet, und durch *Schuldenlast* übersetzt. Die Ableitung von עב und טיט s. *densum lutum*, welche wir bey dem Syrer und Hieronymus finden, ist nur von einigen neueren Auslegern, z. B. *Wahl*, *Bauer* u. A. gebilliget worden. Cap. 3, 1 wird שגינות durch *Irrthümer* übersetzt, ohne auf die anderen Deutungen: Klaglieder, Gesang u. s. w. Rücksicht zu nehmen, und die schon von den Alten angenommene Bedeutung näher zu begründen. Überhaupt fehlt es in den 3 Seiten langen Anmerkungen durchaus an philologischen und hermeneutischen Gründen. In der Übersetzung ist manche Stelle ziemlich gelungen; bey vielen aber vermisst man tiefere Sprachkenntniss, feste Grundsätze und einen geläuterten Geschmack. Was der Vf. in der Einleitung über Inhalt, Zusammenhang

und Zeitalter des Buches sagt, ist unbestimmt und unklar. Es heisst S. 7: „Ich gestehe, dass ich keinen Mangel an Zusammenhang im Chabakuk finde; finde aber auch keine Verkündigung vom Untergange des jüdischen Reichs darin.“ Wäre das Alles nur besser bewiesen! Will Hr. *E.* in diesem Fache fortfahren: so empfehlen wir ihm zuvörderst ein gründlicheres Studium der früheren Ausleger und Hülfsmittel eben so dringend, als eine grössere Sorgfalt auf deutschen Stil, Grammatik, Orthographie u. s. w., wogegen häufige Verstösse vorkommen. M. cr.

Breslau, b. Holäufer: *Über Alter und Werth einiger morgenländischer Urkunden*, in Beziehung auf Religion, Geschichte und Alterthumskunde überhaupt, mit einer Kupferplatte. Von *J. G. Rhode.* 1817. XIV u. 144 S. 8. (20 gr.)

Bey dem regen Eifer, womit die Gelehrten in Frankreich, England, Dänemark, Schweden und Deutschland seit einer Reihe von Jahren die reichen Schätze der persischen und indischen Literatur allgemeiner zu verbreiten bemüht waren, und bey der nicht unbedeutenden Zahl von Schriften, worin das Bramanensysten, die Zend- und Vedams-Bücher u. s. w. erläutert werden, fehlt es bis jetzt doch noch an einem Werke, worin die bisherigen Vorarbeiten zu einer allgemeinen Übersicht verarbeitet würden, und welches als eine Revision der bisherigen Untersuchungen in diesem Zweige des Wissens betrachtet werden könnte. Dass eine solche Übersicht des Wissenswürdigen aus der persisch-indischen Literatur, wenn sie mit Einsicht, Unbefangenheit und Sorgfalt gegeben wird, ein sehr verdienstliches und nützliches Unternehmen sey, leidet keinen Zweifel. Denn, wenn auch der Gewinn für Menschheit und Wissenschaft, den Viele von den Ufern des Ganges und Indus erwarten, nicht so gross seyn sollte, als Manche hoffen und wünschen: so ist doch die Sache selbst ein Gegenstand der höchsten Wichtigkeit. Es kommen hier Fragen vor, welche ins Wesen der Wissenschaft und Kunst unmittelbar eingreifen; es gilt nichts Geringeres, als in der Geschichte und Theologie eine Totalreform zu bewirken, und der ganzen Religionsphilosophie und Mythologie eine neue Richtung zu geben. Wie könnte also Einer, der auf den Namen eines Gebildeten Anspruch macht, bey solchen Untersuchungen gleichgültig bleiben? Da nun aber, eigene Forschungen in einer so dunkelen Region anzustellen, nur Wenigen vergönnt ist, und da es den Meisten selbst an Zeit und Musse fehlt, sich durch die vielen Hülfsmittel hindurch zu arbeiten: so wird gewiss ein Werk, welches aus den wichtigsten, bisher bekannt gewordenen Quellen und Hülfsmitteln die Quintessenz in einer treuen und fasslichen Übersicht darlegt, den Wünschen und Bedürfnissen des Publicums auf eine erfreuliche Weise entsprechen. Ein solches Werk nun hat der schon durch andere literarische Arbeiten vortheilhaft bekannte Vf. (Professor an der Kriegsschule und Theaterdirector zu Breslau) ausgearbeitet, welches er unter dem Titel: *Die heiligen Sagen und das Religionssystem der alten Baktrier, Meder und Perser, mit Beziehung auf die Hindu und Hebräer*, herauszugeben gesonnen ist. Diese Schrift wird wieder nur die besondere Abtheilung eines grösseren, auf 6 Bände berechneten Werkes: *Die heiligen Sagen und religiösen Systeme der berühmtesten Völker des Alterthums*, ausmachen. Hr. *R.* verdient, nach unserer Überzeugung, alle Ermunterung, da die Brauchbarkeit eines solchen Werkes nicht erst erwiesen zu werden braucht, und da der Vf. wegen der vertrauten Bekanntschaft mit diesem Gegenstande, welche ihm ein vieljähriges eifriges Studium erworben, wegen der Unbefangenheit seines Urtheils, und wegen der Bündigkeit und Klarheit seiner Darstellung vor vielen Anderen, welchen, bey grösserer historischer Gelehrsamkeit und Sprachkenntniss, diese unentbehrlichen Eigenschaften mangeln, dazu geschickt seyn dürfte.

Die vor uns liegende kleine Schrift ist nur als Vorläufer und als eine Art von Einleitung zu dem grösseren Werke zu betrachten. Aber auch bey dieser Bestimmung und Gestalt enthält sie einen Reichthum an grossen Ideen, indem sie die Hauptresultate in ihrer allgemeinen Begründung aufstellt, und bloss die Beweisführung für die einzelnen Sätze und Behauptungen dem grösseren Werke vorbehält. Da indess das Letztere für die kritische Würdigung gerade die Hauptsache ist: so ergiebt sich von selbst, dass gegenwärtig noch keine vollständige Kritik, sondern nur eine Anzeige dieser interessanten Schrift geliefert werden könne.

Unter den 4 Abhandlungen, welche den Inhalt dieser Schrift ausmachen, verdient die erste: *Über Alter und Werth der Zendschriften und einiger Samskrdamischer Urkunden, nebst einer vorläufigen Vergleichung der in ihnen enthaltenen heiligen Sagen*, S. 1—81, unstreitig die meiste Aufmerksamkeit. Der Gesichtspunct von der Authentie der Zoroastrischen Schriften wird S. 4 in folgende Frage gefasst: „Sind diese Schriften dieselben, oder Bruchstücke derselben heiligen Schriften, welche die alten Perser vor der Zerstörung ihres Reiches durch Alexander besassen und dem Zoroaster zuschrieben?“ Nach Hn. *R.* ist diese Frage unbedenklich zu bejahen, und die Ächtheit dieser Schriften unterliegt, sowohl nach äusseren als inneren Gründen, welche indess hier mehr angedeutet als entwickelt werden, nicht dem geringsten Zweifel. Wird aber auch die Ächtheit zugegeben: so ist (nach S. 19) das eigentliche Alter derselben dadurch doch noch wenig bestimmt; „es ist nur gesagt, dass sie etwa *drey* oder *vier hundert* Jahre vor unserer Zeitrechnung schon vorhanden waren.“ Sie enthalten aber auch innere Merkmale, oder historische Andeutungen, welche auf eine nähere Bestimmung führen. Nachdem Einiges hierüber beygebracht worden, heisst es S. 37: „Vergleicht man mit unparteyischer Prüfung die Geschichte der Zend-Bücher mit den Nachrichten des Ktesias und Herodot und aller übrigen alten Ge-

schichtschreiber: so wird man schlechterdings gezwungen, anzunehmen, dass die Verfasser der Zendschriften in dem alten Baktrischen Reiche lebten, und die Geschichte des Volkes erzählen, ehe es von den Assyrern unterjocht wurde." Mit den Zendschriften sind nach unserem Vf. die heiligen Bücher der Hindu aufs Genaueste verwandt, so dass man sich zur Annahme einer gemeinschaftlichen Quelle, woraus beide geflossen, genöthigt sieht. Das durch *Jones* zuerst bekannt gemachte, und durch die Übersetzung *Hüttners* auch in Deutschland bekannte *Gesetzbuch Menu's* aber hält Hr. R. so wenig für das älteste Buch, dass er es nicht einmal unter die alten Quellen der Religion und Gesetzgebung der Hindu zählen will. Die für diese Behauptung S. 53 ff. beygebrachten Gründe verdienen alle Aufmerksamkeit, und beweisen, dass Hr. R. auf die Stimme der Kritik keinesweges unachtsam sey. Indess wollen wir nicht verhehlen, dass uns gleichwohl das kritische Verfahren in dieser Abhandlung nicht zuverlässig und scharf genug scheint, und dass besonders gegen die für das Alter der Zendschriften beygebrachten *äusseren* Gründe viel zu erinnern seyn dürfte. Bey der versprochenen und gewiss von allen sachkundigen Lesern gewünschten näheren Begründung aller dieser Hypothesen wird sich ergeben, in weit es dem nicht gemeinen Scharfsinne des Vfs. gelinge, diese nicht unerheblichen Zweifel der Kritik zu beseitigen. Die am Schluss S. 71 ff. zusammengestellten Hauptlehren, welche die Arier (d. h. die Zend-Glaubigen) und Hindu mit einander gemein haben, wollen wir vorläufig als richtig und das wahre Resultat dieser orientalischen Gnosis annehmen, wiewohl gegen die Auffassung einzelner Puncte noch viel zu erinnern wäre; dennoch möchten wir darin nicht „die Grundpfeiler aller geoffenbarten Religionen, und die Ursysteme, aus denen sich so sichtbar alle neueren Religionssysteme entwickelt haben," erblicken.

Übrigens scheint die hin und wieder geäusserte Besorgniss des Vfs., als ob vorzüglich die Theologen, welche sich an die Autorität der h. Schrift halten, sein System anfeinden würden, keinen hinlänglichen Grund zu haben. Denn wenn (nach S. IX) dieses uralte Religionssystem „der erhabenste und reinste *Supranaturalismus*, der den Naturdienst in sich aufnimmt oder gleichsam verschlingt," genannt werden muss, und wenn es richtig ist, dass, wie S. XI behauptet wird, die *Hebräer* jene alte Offenbarungssage, „obwohl unvollständig," aus ihrem ursprünglichen Vaterlande nach Palästina mitbrachten: so wüssten wir doch nicht, was die Schrift-Theologen, welche die erste Offenbarung Gottes von Abraham, der aus Ur-Casdim nach Canaan kam, herleiten, wider diese Theorie mit Grund einzuwenden hätten. Ob das höchste, unendliche Wesen *Zervane Axerene*, oder, nach der Hebräersprache, *El-Schadai*, *El-Eljon*, *El-Elohim* u. s. w. genannt würde, könnte doch nur für den Supranaturalisten, der sclavisch am Buchstaben der Offenbarung hinge, einen wesentlichen Unterschied machen. Dagegen möchten wir dem Vf. an den sogenannten Rationalisten in der Theologie, sowie an sämmtlichen Hellenisten, eine nicht geringe Schaar von Gegnern prophezeihen. Die Gefahr kann indess für ihn so gross nicht seyn, sobald es ihm gelingt, die Strenge der historischen Kritik, die sich durch keine Autorität bestechen lässt, und auf keine möglichen und wirklichen Folgen Rücksicht nimmt, zu befriedigen.

Die drey anderen Abhandlungen haben folgende Titel: II. *Von der Lichtschöpfung Ormuzd, der Nachtschöpfung Ahriman's; vom Ursprunge der Begriffe rein und unrein in der Körperwelt, und der religiösen Ansicht der Thierwelt überhaupt, nach den Zendschriften.* S. 82 — 100. Bey der Reichhaltigkeit dieser Rubrik sind mehrere Puncte zu kurz und transitorisch abgehandelt. Am längsten verweilt der Vf. bey den *Wunderthieren*, indem er mit vielem Scharfsinn und Kunstkenntniss *Heerens* Deutungen im Einzelnen bestreitet, obgleich er die Hypothese dieses Gelehrten im Allgemeinen billigt. Der Vf. hat auf der beygefügten Kupfertafel seine Ideen anschaulich zu machen versucht. Was S. 84 — 85 zur Vergleichung mit den Mosaischen Verordnungen über reine und unreine Thiere bemerkt wird, verdient alle Aufmerksamkeit, und erregt den Wunsch einer weiteren Ausführung, um welche wir den Vf. recht sehr bitten. III. *Der Mithra der Perser.* S. 101 — 110. Der Vf. bestreitet die gangbare Meinung, nach welcher Mithra die Sonne bedeuten soll, und glaubt, dass Herodot, ob er gleich in mehreren Bestimmungen irrte, die richtige Ansicht gab, indem er *Urania* (Aphrodite), *Mylitta*, *Alitta* und *Mithra* für gleichbedeutend erklärte. IV. *Von Begrabung der Todten und den Grabmälern der Könige von Persien.* S. 131 — 144. Da dieser Aufsatz, worin die Nachrichten des Herodot, Xenophon, Strabo u. w. erläutert werden, keines Auszugs fähig ist: so mag es genug seyn, bloss das Hauptthema (nach S. 131) anzugeben. Allen Anhängern der Ormuzd-Lehre war das Begraben der Todten ein Gräuel; es war, als eine Erfindung Ahrimans, im Gesetz streng verboten, und sollte nach dem Tode in der Hölle bestraft werden. Die todten Körper wurden an einem abgesonderten Orte so hingelegt, dass die Sonne sie bescheinen, Regen und Thau sie treffen, und die fleischfressenden Vögel dazu kommen konnten. War nun alles Weiche, Auflösliche von den Knochen getrennt: so waren diese, gebleicht und trocken, nicht mehr unrein. Ja der ganze Körper, wenn er zufällig, statt zu verwesen, ausgetrocknet und als Mumie ein Jahr alt war, hörte auf, unrein zu seyn.

Schon das Angeführte wird das Interesse der gegenwärtigen und die Wichtigkeit der angekündigten Schrift hinlänglich beweisen.

M. cor.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

MEDICIN.

Bamberg, b. Kunz: *Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin* von *Adolph Henke*, der Arzneykunde und Wundarzneykunde D., Prof. der Medicin an der Königl. Baier. Universität zu Erlangen u. f. w. *Zweyter Band.* 1816. XII und 315 gr. S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auf den vorzüglichen Werth dieser Abhandlungen haben wir die Leser bereits bey der Anzeige des ersten Bandes (J. A. L. Z. 1816. No. 6) aufmerksam gemacht. Dem verdienstvollen Vf. sagen wir im Namen der Wissenschaft Dank, dass er die versprochene Fortsetzung so bald hat folgen lassen. Auch hier sind Gegenstände zur Sprache gebracht, welche für den gerichtlichen Arzt das grösste Interesse haben, und wegen vieler obwaltender Dunkelheiten, und Entgegensetzung der Ansichten einer strengen kritischen Beleuchtung so sehr bedürfen. Der Vf. verbreitet sich nämlich über die dunkele Lehre von der Möglichkeit der Überfruchtung; über die gerichtlich-medicinische Bestimmung der Tödtlichkeit einiger, vormals für unbedingt tödtlich gehaltener Verletzungen; — die Revision der Lungen- und Athem-Probe; — endlich über die gerichtsärztliche Beurtheilung der psychischen Krankheitszustände zum Behuf der Rechtspflege. — Eine genaue Darlegung des Inhaltes dieser verschiedenen Abhandlungen wird beweisen, mit welcher Umsicht, Klarheit und Scharfsinne sich der gelehrte Vf. über alle diese Gegenstände ausgesprochen, wie Vieles er zur Aufhellung mancher schwieriger, zweifelhafter Puncte beygetragen hat. Um so mehr hoffen wir, dass Hr. *H.* das dritte Bändchen, welches sich über die Vergiftungen, über Früh- und Spät-Geburten verbreiten soll, bald erscheinen lassen werde.

Obgleich *die Lehre von der Überfruchtung*, wie der Vf. treffend bemerkt, ein grösseres Interesse für den Physiologen, als für den gerichtlichen Arzt besitzt, da Fälle der Art höchst selten in Praxi vorkommen: so war es doch ein verdienstliches Unternehmen, diese Materie einmal recht umständlich abzuhandeln. — Die Überfruchtung wird hier als die zweyte Schwängerung einer bereits Schwangeren durch einen später, im Verlaufe der Schwangerschaft, unternommenen Beyschlaf definirt. Die Möglichkeit dieses Vorganges, welche *Hebenstreit*, *Metzger* und *Blumenbach* geradezu leugnen, wird gegenwärtig unter gewissen, nur selten eintretenden Bedingungen: bey einem gedoppelten oder getheilten *Uterus*, auch bey einem einfachen *Uterus*, wo der ersten Schwängerung nach kurzem Zwischenraume die zweyte folgte, endlich bey der *conceptio extrauterina*, von den meisten Schriftstellern angenommen. Mit vielem Scharfsinne beleuchtet Hr. *H.* die von Mehreren, besonders von dem genialen *Rose* gemachten Einwendungen gegen die Möglichkeit der Überfruchtung. Rec. kann nicht verhehlen, dass ihn die von Hn. *H.* mitgetheilten Gründe nicht ganz befriedigt, noch seine Zweifel völlig gelöst haben. Der Vorgang der Befruchtung ist unstreitig ein so geheimnissvoller, wunderbarer Process, dass wir wohl schwerlich jemals zu einer vollkommen klaren Anschauung desselben gelangen, und die Frage über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Überfruchtung jemals mit Sicherheit zu beantworten im Stande seyn möchten. Das Schwankende dieser Lehre geht besonders aus den angeführten Thatsachen hervor, welche als Beweise wirklich geschehener Überfruchtung gelten sollen. Nicht mit Unrecht verwerfen die Gegner unter anderen die Folgerung, dass Überfruchtung beym menschlichen Weibe schon deshalb als möglich anzunehmen sey, weil sie erwiesenermassen bey mehreren Säugthieren Statt finde. Man habe hiebey gar nicht bedacht, äussern die Gegner, dass die meisten Säugthiere eine gedoppelte Gebärmutter besitzen, der menschliche *Uterus* aber einfach ist. Der Vf. will zwar glauben machen, Überfruchtung werde auch bey Thieren mit einfacher Gebärmutter beobachtet, und führt den Fall einer Stute an, welche ein Füllen und einen Maulesel zu gleicher Zeit zur Welt brachte. Wer verbürgt aber die Ächtheit dieser Beobachtung, welche schon deshalb etwas verdächtig ist, weil sie, trotz der grossen Literaturkenntniss des Vfs., hier so ganz isolirt steht? — Die Thatsache, dass Weiber, welche in der Gebärmutter eine todte, ja wohl gar eine verknöcherte Frucht trugen, empfingen und lebende Kinder gebaren, worauf bekanntlich *Haller* so grosses Gewicht legte, beweist eben so wenig für die Überfruchtung, da solche todte Früchte mehr fremden Körpern gleich zu achten sind, wobey die Gebärmutter

wieder in den eigenthümlichen ungeschwängerten Zustand, mit der Empfänglichkeit zu concipiren, zurückkehrt. — Die zahlreichen Beobachtungen von Weibern, die gleichzeitig, oder in einem Zwischenraume von wenigen Tagen, Kinder von sehr ungleicher Ausbildung geboren haben, beweisen nichts für die Überfruchtung, da die Ausbildung von Zwillingen durch manche Umstände retardirt oder beschleunigt, und hiedurch die frühere Geburt eines Kindes vor dem anderen bedingt seyn kann. — Ausserdem will man auch Fälle beobachtet haben, wo das eine von zwey Kindern eine beträchtliche Zeit nach dem anderen geboren wurde, und zwar das eine lebend, das andere todt, das eine ausgetragen, das andere unreif, oder beide Kinder ausgetragen, lebend und gesund. Hr. *H.* legt viel Gewicht auf diese Thatsache, und nimmt mit *Haller* an, man könne in solchen Fällen nicht behaupten, es seyen zu gleicher Zeit empfangene Zwillinge, deren einer in seinem Wachsthum zurückgehalten sey, weil man sonst eine Spur von Krankheit an dem muthmasslich langsamer Ausgebildeten wahrnehmen müsste. Diese Nothwendigkeit sieht Rec. nicht ein, und hält es für weit sinniger, in solchen Fällen eine, aus unbekannten Ursachen verhinderte Ausbildung eines der Kinder anzunehmen, als in der allen Gesetzen des Organismus widersprechenden Überfruchtung seine Zuflucht zu suchen. Auch ist es Hn. *H.* keineswegs gelungen, *Rose's* Einwurf zu widerlegen, dass die vermeinte Ursache der Überfruchtung, nämlich Beyschlaf nach schon geschehener Empfängniss, so häufig vorkomme, dass, wenn dadurch Überfruchtung entstehen könnte, sie nicht zu den höchst seltenen, vielmehr zu den sehr häufigen Fällen gehören müsse. Mit Recht betrachtet der Vf. die Fälle, wo eine Schwangere zugleich, oder bald nach einander Kinder von zweyerley Art (ein weisses und einen Mulatten) gebar, als den vollgültigsten Beweis Statt gefundener Überfruchtung. Hr. *H.* führt vier Beobachtungen dieser Art an, gegen deren Ächtheit aber uns immer noch Zweifel übrig bleiben. Es fehlt ihnen die nöthige Bestimmtheit und Ausführlichkeit der Darstellung. So heisst es von dem ersten Falle: *Gare* erzählt, dass eine Person nach einem Beyschlaf mit einem Europäer, und dann mit einem Neger kurz nach einander Zwillinge geboren habe, wovon der eine ein weisser, der andere ein Mulatte war. Wer kann das Vage dieser fabelhaft klingenden Erzählung verkennen? Nicht anders verhält es sich mit den von *Delmas*, *William Dewees* und *Osiander* mitgetheilten Beobachtungen. So lange Fälle dieser Art, woraus so wichtige Folgerungen gezogen werden, nicht mit der allergrössten Genauigkeit dargelegt, nicht gerichtlich erhoben sind, kann man es Niemand verargen, wenn er ihre Ächtheit in Zweifel zieht. — Beobachtungen von gedoppelter Gebärmutter bey Weibern sind nicht selten. Man sollte glauben, bey einem solchen Baue müsste die Überfruchtung am häufigsten vorkommen: allein diess stimmt mit der Erfahrung nicht überein. Diese Thatsache allein hätte die Ärzte gegen die Möglichkeit der Überfruchtung sehr misstrauisch machen sollen, da sie sich bey einer Bildungsbeschaffenheit nicht ereignet, welche sie so sehr zu begünstigen scheint. — Die Anwendung der Lehre von der Überfruchtung in der gerichtlichen Medicin findet sich hier ausführlich entwickelt. Gerichtsärztliche Entscheidung über mögliche oder wirkliche Überfruchtung wird dann nöthig, wenn eine Wittwe bald nach dem Tode ihres Ehemannes ein todtes Kind zur Welt brächte, später von einem lebenden entbunden zu seyn behauptete, und dasselbe für ein rechtmässiges, durch Überschwängerung erzeugtes Kind ausgäbe. Oder, wenn eine Ehefrau, nach der Abreise des Mannes, zu zwey verschiedenen Zeiten innerhalb 9 Monaten niederkäme, der Ehemann die Ächtheit des zuletzt geborenen Kindes bezweifelte, die Frau sich aber auf Überfruchtung beriefe. Endlich wenn eine unehelich Geschwängerte, welche zwey Kinder zu gleicher Zeit, oder nach kurzem Zwischenraume gebiert, verschiedene Männer wegen der Unterhaltungskosten in Anspruch nimmt. — Dass in allen diesen Fällen höchst selten Überfruchtung, vielmehr ein grober Betrug, zum Grunde liege, ist wohl Jedem einleuchtend.

Eine der wichtigsten, lehrreichsten Abhandlungen in dieser Schrift ist die folgende: *über die gerichtlich-medicinische Bestimmung der Tödtlichkeit einiger, vormals für unbedingt tödtlich gehaltener Verletzungen.* Unter die Kategorie der absolut tödtlichen Verletzungen wurden in den Compendien über gerichtliche Medicin mehrere aufgeführt, welche die, in der neuesten Zeit so sehr vervollkommnete Wundarzneykunst unter begünstigenden Umständen zu heilen gelehrt hat. Dahin gehören Wunden und Verletzungen der grossen Kopfschlagader, die Verletzung des Halses mit gänzlicher Durchschneidung der Luftröhre und Einschnitte in die Speiseröhre, endlich die Verletzungen des Oberarmes mit Verletzung der *Arteria subaxillaris*, und die des Oberschenkels mit Verletzung der *Arteria cruralis.* Es ist daher nöthig, diese Verletzungen aus der Zahl der unbedingt tödtlichen auszustreichen, und nichts so sehr zu wünschen, als dass durch die fortschreitende Vervollkommnung der chirurgischen Technik die Zahl der absolut tödtlichen Körperverletzungen immer mehr verringert werde. — Dass *Wunden und Verletzungen der grossen Kopfschlagader* geheilt werden können, wenn es an schneller und zweckmässiger Kunsthülfe nicht gebricht, wissen wir gegenwärtig aus Erfahrung. So erzählt *Larrey* einen Fall von der Verletzung der *Carotis externa* durch einen Flintenschuss, welche glücklich geheilt wurde. Wir wissen ferner aus mehrfacher Erfahrung, dass der gemeinsame Stamm der inneren und äusseren Kopfschlagader, ohne Nachtheil für das Leben und die Verrichtung des Gehirns, unterbunden, und Schlagadergeschwülste der Carotiden mit glücklichem Erfolg operirt werden können. Die Englischen Wundärzte, welche in der energischen Ausübung ihrer Kunst den dortigen Ärzten ganz gleich sind, haben die bisher für unmöglich gehaltene Unterbindung der *Carotis* mehrmals unternommen, nachdem *Astley Cooper* einmal

das Beyspiel gegeben. So wird auch im 2 Bande von den *Verhandlungen der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu London*, Jahrgang 1813, ein, von Hn. *H.* nicht erwähnter, merkwürdiger Fall einer glücklich abgelaufenen Unterbindung des Stammes der *Carotis* mitgetheilt. Hr. *Traves*, Demonstrator der Anatomie am Guys-Hospital zu London, unternahm diese kühne Operation. — Diesem Beyspiele der Engländer ist der treffliche *Walther* zu Landshut mit vielem Glücke gefolgt. — Auch *die Verletzungen des Halses, mit gänzlicher Durchschneidung der Luftröhre und Einschnitt in die Speiseröhre* sind, wenn solche ohne Verletzung der Kopfschlagader Statt finden, in neuerer Zeit, namentlich von Hn. Prof. *Rust*, glücklich geheilt worden. Die ausführlich mitgetheilten Fälle verdienen in der Schrift selbst nachgelesen zu werden. Der Vf. zieht daraus folgende Schlüsse: 1) Schnittwunden am vorderen Theile des Halses können durch die Luft- und Speise-Röhre dringen, ohne dass gleichzeitig die Drosseladern verletzt oder durchschnitten seyn müssen, welches beym versuchten Selbstmorde öfter, als man glauben sollte, geschieht. 2) Nach solchen Resultaten der Erfahrung können wir eine gänzliche Durchschneidung der Luftröhre, mit oder ohne gleichzeitige Verletzung des Schlundes oder der Speiseröhre, nicht mehr für absolut tödtlich erklären. 3) Berechtigt uns selbst die gleichzeitige Verletzung einer Drosselschlagader nicht, eine solche Verwundung als absolut letal zu erklären, da die neuere Chirurgie bewiesen hat, dass sowohl die Schlüsselbein- als Drossel-Schlagader mit gutem Erfolg unterbunden, folglich die ehedem tödtlichen Blutungen heut zu Tage bey schneller Hülfe gestillt werden können. — Auch die *Verletzungen des Oberarmes, welche mit Verletzung der Arteria subaxillaris, und die des Oberschenkels mit Verletzung der Arteria cruralis*, gehören in gewisser Beziehung zu denen, welche die neuere Chirurgie zu heilen versteht. Dieses gilt besonders von dem ersten Falle, da die Auslösung des Armes aus dem Achselgelenk schon so häufig mit glücklichem Erfolg unternommen wurde, dass an der Ausführbarkeit dieser Operation, mithin an der Möglichkeit, die Subaxillararterie zu unterbinden, kein Zweifel mehr obwaltet. — Weit seltener ist die Auslösung des Schenkels aus der Gelenkpfanne mit einem glücklichen Erfolg unternommen worden. So machte *Larrey* diese Operation dreymal, aber jedesmal mit einem tödtlichen Ausgange. Um so interessanter ist Hn. *Wendelstadt's* mitgetheilte Beobachtung von einem Engländer, den er selbst gesehen und untersucht hat, welcher in der Schlacht bey Abukir durch eine Kanonenkugel einen Schenkel verlor, die Auslösung des Schenkels aus der Gelenkpfanne glücklich überstand, und jahrelang überlebte. — Sollte dieser Fall auch der einzig glücklich abgelaufene seyn: so vermag er doch darzuthun, dass diese Verletzung nicht zu den absolut tödtlichen zu rechnen ist. — Für die gerichtliche Medicin zieht der Vf. aus dem Mitgetheilten die richtige Folgerung, dass, obgleich jene Verletzungen nicht mehr zu den unbedingt tödtlichen gehören, daraus keinesweges hervorgehe, dass eine der genannten Verletzungen, wenn im gegebenen Falle wegen mangelnder Kunsthülfe der Tod schnell erfolgt, nicht *in foro* für *in concreto* nothwendig tödtlich erklärt werden könne. Eben so treffend ist die Bemerkung, es könne von der Gefahrlosigkeit, oder der möglichen Beseitigung der Gefahr der Verletzung eines grossen Gefässes, die bey chirurgischen Operationen vorsetzlich gemacht wird, durchaus kein gültiger Schluss auf die gerichtlichen Fälle gemacht werden, wo die Tödtlichkeit einer Beschädigung mit Verwundung desselben Gefässes beurtheilt werden soll. Denn bey chirurgischen Operationen ist die Hülfe der Kunst mit allen ihren Mitteln zur Hand, da hingegen der Tod in gerichtlichen Fällen oft schon erfolgt, ehe nur die Kunsthülfe hätte gesucht werden können. Dagegen kommt bey Beurtheilung der Tödtlichkeit einer Verletzung der genannten Gefässe, durch ihre später eintretenden Folgen, allerdings die erwiesene Möglichkeit der Unterbindung jener Gefässe sehr in Betracht.

Die dritte Abhandlung: *Revision der Lehre von der Lungen- und Athem-Probe*, ist nur eine erweiterte und verbesserte Umarbeitung des bereits im *Hornschen Archiv* vom Jahr 1811 abgedruckten Aufsatzes. Die von neueren Schriftstellern seitdem gemachten Versuche, die darin gegen die untrügliche Beweiskraft der Lungen- und Athem-Probe aufgestellten Gründe zu widerlegen und zu entkräften, hat der Vf. hier einer strengen Prüfung unterworfen. Auch sind alle neueren glaubwürdigen Beobachtungen und Erfahrungen, welche über zweifelhafte Puncte Aufschluss geben, namhaft gemacht, und mit den früheren zusammengestellt und verglichen. Hr. *H.* hofft, dass der siegenden Kraft der Wahrheit, und der aus so vielfachen, von den verschiedensten Beobachtern gemachten Wahrnehmungen fliessenden Überzeugung auch die eigensinnigsten Anhänger *Metzgers* nicht länger Widerstand leisten können. S. Vorr. VI. — Der beschränkte Raum verstattet nicht, die allerdings sehr gehaltvollen Einwürfe des Vfs. gegen die unbedingte Beweiskraft der Lungen- und Athem-Probe hier gehörig zu würdigen. Nur eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, dass nämlich Hr. *H.* in einen ähnlichen Fehler wie *Metzger* verfallen zu seyn scheint. Wie jener treffliche Arzt ein leidenschaftlicher Vertheidiger der Lungen- und Athem-Probe war: eben so stellt sich Hr. *H.* als ein leidenschaftlicher Gegner dieser Lehre dar, und bietet allen Scharfsinn auf, der Lungen- und Athem-Probe ihren wissenschaftlichen Werth zu rauben, und hiedurch den Gerichtsärzten das wichtigste Prüfungsmittel über stattgefundenes Leben oder Nichtleben neugeborener Kinder zu entziehen, ohne etwas Haltbares dafür zu substituiren.

Die vierte Abhandlung: *über die gerichtsärztliche Beurtheilung der psychischen Krankheitszustände zum Behuf der Rechtspflege*, enthält einen Schatz von treffenden Bemerkungen über die Beurtheilung der oft mit einem so tiefen Dunkel umhüllten Gemüths-

krankheiten, weſshalb wir ſie den Gerichtsärzten zum ernſten Studium nicht dringend genug empfehlen können. Nachdem der Vf. in einer lehrreichen Einleitung die von älteren und neueren Schriftſtellern verſuchten Definitionen und Claſſificationen der Gemüthskrankheiten dargeſtellt, auf ihre geringe Übereinſtimmung aufmerkſam gemacht hat: zeigt er, daſs die relativen Schwierigkeiten, welche bisher die richtige und zweckmäſsige Beurtheilung zweifelhafter Geiſteszerrüttungen zum rechtlichen Behufe ſo ſehr erſchwerten, vorzüglich in dem nicht hinlänglichen Einverſtändniſſe zwiſchen der Rechtswiſſenſchaft und der gerichtlichen Medicin oder Pſychologie begründet waren. Daher ſey es gekommen, daſs die Richter ſo oft unpaſſende Fragen gethan, die Ärzte ſo häufig unrechte Antworten gegeben haben; daſs man den eigentlichen Punct der Unterſuchung verfehlte, und das an ſich richtige, mit groſser Umſicht und vieler Kenntniſs entworfene Gutachten doch für den rechtlichen Zweck unzureichend befunden wurde, und dem Richter die nöthige Aufklärung nicht gewährte. In 5 Abſchnitten verbreitet ſich Hr. *H.* über die wichtigſten, dieſen Gegenſtand betreffenden Puncte. Im *erſten* wird die Frage beantwortet: was iſt dem Richter zu wiſſen nöthig, wenn derſelbe im Falle des bürgerlichen oder des Straf-Rechts gerichtliche Medicinalperſonen über den zweifelhaften pſychiſchen Zuſtand der in Unterſuchung befindlichen Perſonen befragt? Die Antwort geht im Ganzen dahin, daſs die *Freyheit*, oder das Vermögen der Selbſtbeſtimmung nach Vernunftgründen, das Princip ſey, in welchem die Rechtsgelehrten und die Ärzte hier zuſammentreffen müſſen. Denn die Rechtsgelehrten bedürfen darüber Aufſchluſs, wenn ſie dem Ärzte die Begutachtung zweifelhafter Geiſteszerrüttungen abfodern. Die Ärzte ſind es, welche über vorhandene Freyheit oder Unfreyheit der in Unterſuchung Befangenen Auskunft geben müſſen, wenn ihre Gutachten dem Zwecke der Rechtspflege entſprechen ſollen. — Nach dieſem Princip, ob die in Unterſuchung befangene Perſon frey oder unfrey geweſen, d. h. mit Selbſtbewuſstſeyn, nach reinen Vernunftgründen gehandelt habe oder nicht, löſt der Vf. mit vielem Glück die ſchwierigſten, ſich hier darbietenden Probleme. Dieſer Idee kann demnach die gröſste praktiſche Wichtigkeit nicht abgeſprochen werden.

(*Der Beſchluſs dieſer Recenſion folgt im nächſten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Prag*, b. Calve: *Die chroniſchen Krankheiten (im weiteren Sinne) in einer Tabelle dargeſtellt* von D. *Ignatz Rudolph Biſchoff*, Prof. der praktiſchen Medicin für Wundärzte zu Prag. 1817. (21 gr.)

Wie die von uns bereits angezeigte, und nach Verdienſte gewürdigte Tabelle über die *acuten Krankheiten* (J. A. L. Z. 1817. No. 204), ſo gewährt auch die vorliegende Tabelle über die ſogenannten *chroniſchen Krankheiten* eine ſehr belehrende Überſicht, und empfiehlt ſich ganz beſonders durch Vollſtändigkeit und gute Anordnung der abgehandelten Materien. Nur ihre Form will Rec. nicht recht behagen; wegen des groſsen Reichthums des Stoffes konnte nicht Alles auf einem Blatte verzeichnet werden, weſshalb zwey Tabellen, eine gröſsere und eine kleinere, dazu benutzt ſind. Deſſenungeachtet iſt die eine Tafel ſo ſehr groſs, daſs dieſes ihren Gebrauch merklich erſchwert. — Der Begriff einer ſogenannten chroniſchen Krankheit iſt noch immer ſo unbeſtimmt und vag, die Ärzte zum Theil noch ſo uneinig darüber, welche Krankheiten unter der Kategorie der acuten oder der chroniſchen ſubſumirt werden müſſen, daſs man mit dem Vf. nicht zu ſtreng darüber rechten darf, wenn er manche Krankheiten den chroniſchen beyzählt, welche wohl mehr zur Claſſe der acuten gehören, z. B. die hier mit aufgezeichnete Hydrophobie, Artritis, Tobſucht u. ſ. w. Die Hauptſache bleibt doch immer die zweckmäſsige Anordnung und die Vollſtändigkeit bey einer ſolchen tabellariſchen Überſicht, und in ſofern wird kein Unbefangener der Arbeit des Hn. Prof. *Biſchoff* den Beyfall verſagen können.

X.

Heidelberg, b. Engelmann: *Laeſionum letalitatis claſſificationum cenſura, utriusque praeſtantioris expoſitio.* Auctore D. *Franciſco Joſepho Zipff.* 1811. 50 S. gr. 8. (6 gr.)

Der Vf. zeigt die Unbeſtimmtheit der von den Neueren bis zur Abfaſſung dieſes Schriftchens angenommenen Eintheilung der Tödtlichkeit der Verletzungen, und kehrt dann zu der älteren, als der vorzüglichſten unter allen, zurück, die er alſo beſtimmt: I. Unbedingt tödtliche, wenn ſie die unmittelbare, bleibende, einzige und zureichende Urſache des Todes ſind, ſo daſs dieſer nothwendig darauf erfolgen muſs, und auf keine Art abgewendet werden kann. II. Zufällig tödtliche, wenn die Verletzung nicht die einzige und bleibende Urſache des Todes enthält, ſondern 1) aus einer verneinenden Urſache die Wunde unmittelbare Urſache des Todes wird (bey nicht angewandter Hülfe der Kunſt); oder 2) wenn ſchon vor der Verletzung Urſachen im Organismus vorhanden waren, wozu der Thäter nichts beytrug: A. Krankheiten erzeugende Urſachen: prädisponirende (Idioſynkraſie, Temperament, Leidenſchaften, Abnormitäten des Organismus); veranlaſſende α) im Körper, a) bleibend (in einem ganzen Syſteme, oder in einem einzelnen Theile), b) vorübergehende (Schwangerſchaft, Monats- oder Goldader-Fluſs), c) fremde Schädlichkeiten (mechaniſch wirkende, oder durch feinere Entwickelung z. B. Rauſch, oder auf beide Arten zugleich, z. B. Überladung des Magens, Unreinigkeiten der erſten Wege, Würmer u. dgl.); β) auſser dem Körper (Klima, auſserordentliche Beſchaffenheit der Witterung, Miasma); B. Bereits gegenwärtige Krankheiten, vorzüglich Fallſucht, Schwind- und Lungen-Sucht, ſcrophulöſe und ſcorbutiſche Conſtitution, veneriſche Krankheit, Hypochondrie und Hyſterie, Hautkrankheiten (*impetigines*), Kolik; 3) aus begangenen Fehlern von Seiten des Arztes und Wundarztes (fällt wohl mit 1) zuſammen), des Verwundeten und der ihn Beſorgenden.

Der Stil iſt nicht der beſte, und wohl nicht immer durch die ziemlich häufigen Druckfehler zu entſchuldigen.

Ks.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

MEDICIN.

Bamberg, b. Kunz: *Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medicin* von *A. Henke* u. s. w. Zweyter Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der 2 Abschnitt beantwortet die Frage, in wiefern das bisherige Verfahren der Gerichtspersonen bey der Abfassung der auf zweifelhaften psychischen Zustand Bezug habenden Fragen, und der Gerichtsärzte bey der Abfassung der Antworten, dem Zwecke der Wissenschaft angemessen gewesen sey. Der Mangel eines leitenden Princips veranlasste die Richter sehr häufig zu unpassenden einseitigen Fragen, z. B. ob die zu unter- suchende Person zur Zeit der vollzogenen gesetzwidrigen Handlung rasend, wahnsinnig, blödsinnig gewesen sey. Hier erfolgt oft eine verneinende Antwort, ohne dass der Richter über die Hauptsache den ihm nöthigen Aufschluss erhält. Denn jene psychischen Zustände können nicht verhanden, und die Menschen dennoch unfrey gewesen seyn. Der Fehler der Ärzte aber bestand darin, dass sie in Strafrechtsfällen entweder aus falschem Mitleiden jedesmal einen Gemüthszustand, welcher die Zurechnung aufhebt, nachzuweisen suchten, oder dass sie sich zu ängstlich und streng an die Beantwortung der ihnen vorgelegten Fragen hielten. Denn in gegebenen Fällen kann es sich zutragen, dass der Inculpat weder für rasend, noch wahnsinnig oder blödsinnig anzusehen ist, nichts desto weniger aber als unfrey, zur Zeit einer begangenen gesetzwidrigen Handlung, erscheint. — Im 3 Abschnitt entwickelt Hr. *H.* die Bedingungen, welche von Seiten der Rechtsgelehrten und der Ärzte zu erfüllen sind, wenn der Zweck der gerichtsärztlichen Untersuchung psychischer Zustände erreicht werden soll. Die Hauptbedingung ist die gründliche Beantwortung der Frage, ob der Angeklagte frey oder unfrey gewesen, wobey es für den rechtlichen Zweck der Untersuchung weniger wichtig ist, zu wissen, welcher psychische Zustand, welche Krankheit, oder welcher Grad derselben eigentlich vorhanden war. Der Vf. läst hierauf eine Widerlegung der Einwürfe und Zweifel folgen, welche man gegen den aufgestellten Grundsatz erheben könnte: der Arzt habe die Freyheit oder Unfreyheit der wegen zweifelhafter psychischer Zustände untersuchten Personen zu beurtheilen. Bey dieser Gelegenheit wird auch der Annahme *Reils* und *Hofbauers* über die Unfreyheit ohne Zerrüttung des Verstandes gedacht. Hr. *H.* unterwirft im 4 Abschnitt diese Theorie einer strengen Prüfung. *Reil* nahm bekanntlich an, es gäbe eine Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes, einen automatischen Drang zur Grausamkeit, oder einen blinden Trieb zu Gewaltthätigkeiten und blutdürstigen Handlungen, der bloss durch körperliche Gefühle geweckt, aber nicht durch Erkenntniss eines Zweckes oder Objects zur Thätigkeit bestimmt werde. Zur Bestätigung dieser Annahme führte *Reil* einen von *Pinel*, und einen von ihm selbst beobachteten Fall an. Hr. *Hofbauer* behauptet gleichfalls das Vorkommen einer Manie ohne Verstandeszerrüttung, und äussert, es sey durch psychologische Beobachtungen ausser Zweifel gesetzt, dass Menschen, die übrigens ihres Verstandes ganz mächtig sind, so dass sie völlig richtig und zusammenhängend urtheilen, und dabey von allen Anfällen des Wahnsinnes frey sind, doch durch einen unwiderstehlichen Hang zu gewissen Handlungen hingerissen werden. — Mit überzeugenden Gründen beweist Hr. *H.* die Irrigkeit dieser Annahme, indem er darthut, dass es keine Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes, und keine Manie oder überhaupt Tollheit ohne Verstandeszerrüttung gebe, noch geben könne. Er führt zur klarsten Evidenz den Beweis, dass der *Pinel*'sche Kranke an einer remittirenden Manie gelitten, in den lichten Zwischenräumen zwar zusammenhängend urtheilte und sprach, dagegen in dem Anfalle der Manie seines Verstandes nicht mächtig, daher unfrey gewesen sey. Dieselbe Bewandtniss habe es mit dem, von Hn. *Reil* beobachteten Kranken, wo offenbar eine periodische Verrücktheit Statt gefunden. Alle Folgerungen, welche daher *Reil* und *Hofbauer* aus diesen Geschichten für die Psychologie gezogen haben, erklärt der Vf. mit Recht für null und nichtig. Eben so gründlich werden *Hofbauers* psychologische Beweise für das Daseyn einer Manie ohne Verstandeszerrüttung widerlegt. — Der 5 Abschnitt handelt von der Beurtheilung der aus Leidenschaft und Geisteszerrüttung wirklich oder scheinbar zusammengesetzten psychischen Zustände. Durch mehrere hier mitgetheilte, sehr lehrreiche Criminalfälle beweist Hr. *H.*, dass es oft äusserst

schwer sey, zu bestimmen, ob ein Mensch zur Zeit einer gesetzwidrigen Handlung nur im Zustande des Affectes und der Leidenschaft, oder im Zustande wahrer Geisteszerrüttung sich befunden habe. Die Defensoren sind sehr geneigt, die Behauptung durchzuführen, dass der Zustand des Affectes, in welchem eine gesetzwidrige That geschah, von der körperlichen Anlage und dem Temperament abhänge, wobey sie sich auf fehlerhafte Mischung des Blutes, krankhafte Stimmung der Nerven u. s. w. berufen. Auf solche Weise könnte die Entschuldigung der Unfreyheit fast jedem Verbrecher ohne Ausnahme zu Gute kommen, und hiedurch offenbare Verbrecher von der gesetzlichen Strafe befreyt werden. — Die Frage, ob der Zustand der Unfreyheit, der durch Affecte oder Leidenschaften bedingt wird, der Geisteszerrüttung, nach Grundsätzen der gerichtlichen Psychologie, gleichgesetzt werden könne, wird mit Recht verneinend beantwortet. Denn darin besteht die Würde und der Adel der menschlichen Natur, dass der Mensch vermöge der Vernunft im Stande ist, den Antrieben der Leidenschaften zu widerstehen, seine Begierden zu beherrschen. Es ist daher ein eiteles und verwerfliches Unternehmen der Sachwalter, wenn sie den Todtschläger und Mörder dadurch von der gesetzlichen Strafe zu befreyen suchen, dass sie auf sein cholerisches Temperament, hitziges Blut, unbändigen Jähzorn hindeuten, und behaupten, er sey unwiderstehlich zu der That getrieben worden. Eine Ausnahme hievon machen jene Fälle, wo ein an sich zu entschuldigender Affect bis zu dem Grade steigt, wo gänzliche Aufhebung des Bewusstseyns und der Freyheit eintreten. Zum Schluss zeigt der Vf., dass es wirklich solche psychische Zustände gebe, in welchen verborgene Geisteszerrüttungen mit Affecten gemeinsam wirken, deren Beurtheilung *in foro* mit vielen Schwierigkeiten verbunden sind. — Sehr zweckmässig aufgestellte Regeln zur Beurtheilung der aus Leidenschaft und verborgener Geisteszerrüttung wirklich oder scheinbar zusammengesetzten Zustände beschliessen diese lehrreiche Abhandlung.

X.

Dessau, b. Schlieder: *Tabellarische Übersicht der Mineralwässer Deutschlands*, nach ihren wirksamsten Bestandtheilen classificirt von *F. Kretschmar*, Med. D. Nebst einem Anhang über die eigenthümliche Mischung und Wirksamkeit der Mineralwässer. 1817. 8. (16 gr.)

Ungeachtet der schon vorhandenen Tabellen über die Mineralwasser von *C. A. Hoffmann* und *Remmler* sind diese keineswegs unbrauchbar, sondern vielmehr brauchbarer und vollständiger, da seit der Erscheinung jener mehrere neue Mineralquellen entdeckt und andere genauer untersucht worden sind. Die verschiedenen Mineralwasser selbst sind nach ihren Hauptbestandtheilen in drey Classen: salinische, Eisen- und Schwefel-Wasser, und jede dieser Classen wieder in besondere Gattungen abgetheilt. Eine andere Tabelle enthält das alphabetische Verzeichniss derselben mit Angabe der Analytiker und der Schriften über ihre Analysen.

Hbm.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Friedensthal b. Pyrmont, (ohne Ang. des Verlegers): *Neues Lehrgebäude der Englischen Aussprache* (der Aussprache des Englischen), *nicht allein zum Gebrauche für Lehrer und Schulen, sondern auch für den Selbstunterricht bearbeitet* von *Ludwig Seebohm.* 1815. VIII und 182 S. 8.

Wenn der Vf., welcher als Lehrer der Englischen Sprache in Hamburg lebt, und welchem man eine gründliche Kenntniss der Aussprache des Englischen nicht absprechen kann, die vorliegende Sammlung der Regeln über diesen schwierigen Theil der Englischen Sprachlehre (*Lehrgebäude* scheint dafür doch eine unschickliche Benennung) *neu* nennt: so kann das nur von der Anordnung des Ganzen verstanden werden, die Rec. allerdings sonst nicht so gefunden zu haben sich erinnert. Hr. *S.* handelt nämlich seinen Gegenstand in einer Reihe von Capiteln so ab, dass er zuerst die allgemeinen Regeln über die Aussprache der Vocale, Diphthongen und Consonanten aufstellt, und dann in besonderen Regeln und Nebenregeln die Abweichungen davon und die Einschränkungen folgen lässt, die jene Gesetze durch Verschweigung, Zusammenziehung und gänzliche Veränderung mancher Laute auf eine so mannichfaltige Weise erleiden. Einer jeden Regel sind mehrere Beyspiele hinzugefügt, so dass neben dem Englischen Worte die von dem Vf. gewählte Bezeichnung der Aussprache und die Deutsche Übersetzung desselben angegeben ist. So haben wir denn lauter Regeln, und das gehässige Wort *Ausnahme* ist, bis auf einige wenige Anmerkungen, in denen es noch von dem Vf. gebraucht ist, gänzlich verschwunden. Aber der ganze Vortheil, auf den der Vf. ein grosses Gewicht zu legen scheint, ist offenbar nichts, als eine leidige Täuschung. Denn was sind denn diese besonderen Regeln und Nebenregeln anders, als Ausnahmen von den allgemeinen Regeln, unter welche sie nach streng logischer Ordnung eigentlich gestellt werden sollten? Für einen eingebildeten Gewinn hat der Vf. die nothwendigste Eigenschaft einer solchen Anleitung aufgeopfert, nämlich gedrängte Zusammenstellung und leichte Übersicht. Statt bey jedem Zeichen die verschiedenen Laute, die dadurch ausgedrückt werden, auf einmal zu übersehen, muss der Leser ein jedes derselben durch viele Capitel im ganzen Buche verfolgen; mit Verdruss wird der Anfänger den festen Boden, auf dem er in den ersten Capiteln zu stehen meint, in jedem folgenden stückweis sich wieder entrissen sehen, und am Ende aus dem Labyrinthe vielfältig sich durchkreuzender, einander widersprechender und aufhebender Regeln nur ein verwirrtes undeutliches Bild seines Gegenstandes davon bringen.

Verwandte Wörter, deren Aussprache, neben einander aufgeführt, leicht sich behält, sind durch die in diesem Buche befolgte Methode auf das Unnatürlichste aus einander gerissen; und nachdem man z. B. von vorn herein die Aussprache des Wortes *beau* gelernt hat, erfährt man weit davon erst den verschiedenen Laut dieser Sylbe in den abgeleiteten *beauty* und *beautify*. Zum Nachschlagen also, um in zweifelhaften Fällen sich Raths zu erholen, ist dieses Buch sehr unbequem; man müsste seinen Inhalt erst ziemlich auswendig wissen, um was man sucht leicht finden zu können. Dazu kömmt hie und da eine unnöthige Weitläuftigkeit, mit welcher der Vf. ganz ähnliche Dinge in mehrere einzelne Regeln getrennt hat. So sind im 8 Capitel, das von dem Zusammenfliessen der Consonanten mit den Vocalen handelt, nicht weniger als *sieben* Nebenregeln aufgestellt, die recht gut in eine einzige hätten zusammengezogen werden können.

So viel über die von dem Vf. beliebte Methode, die bey dem mündlichen Unterrichte wohl recht nützlich von ihm angewendet werden mag, aber in einer besonders auch zum Selbstunterrichte bestimmten Schrift gewiss ihrem Zwecke mehr hinderlich als förderlich ist. In der Bezeichnung der Aussprache der Englischen Laute ist Hr. *S.* nicht viel glücklicher gewesen, als so viele seiner Vorgänger; und wer nicht Gelegenheit hat, diese Laute aus dem Munde eines Engländers oder eines Deutschen, der das Englische richtig spricht, zu lernen, der wird durch die hier gewählte Darstellung derselben in den meisten Fällen kaum eine Ahnung von ihrer wahren Aussprache bekommen. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Bezeichnung der Aussprache Englischer Wörter mit Deutschen Buchstaben nie viel mehr als ein Nothbehelf werden kann. Denn wenn auch viele Consonanten des Englischen Alphabets sich mit den ihnen entsprechenden des unserigen vergleichen lassen: so ist dieses doch nicht der Fall bey allen, und bey den Vocalen und Diphthongen ist es schlechterdings unmöglich. Hierin hat die Englische Sprache so vieles Eigenthümliche, dass jeder Versuch, es mit den Schriftzeichen einer anderen Sprache darzustellen, im Voraus als misslungen angenommen werden kann. Die einzige zweckmässige Methode, die Rec. kennt, ist diejenige, welche *Sheridan* und *Walker* in ihren, vornehmlich zum Behuf der Aussprache ausgearbeiteten Wörterbüchern befolgt haben, dass man nämlich die verschiedenen Laute der Vocale und Diphthongen in wenigen, allgemein richtig ausgesprochenen Wörtern, worin sie vorkommen, und die der Ausländer aus mündlichem Vorsprechen lernen muss, als Grundlaute feststellt, und danach die Aussprache aller anderen Wörter bestimmt. Diess haben *Sheridan* und *Walker* in Ansehung der Vocale durch kleine, über dieselben gesetzte Ziffern, die sich auf jene Musterwörter beziehen, und in Ansehung der übrigen Laute durch eine gleichförmig angenommene Bezeichnung derselben bewirkt, die sie bald durch genaue Beschreibung der Art, wie diese Laute durch die Sprachwerkzeuge gebildet werden, bald durch Vergleichung derselben mit ähnlichen Lauten der Französischen Sprache zu erläutern sich bemüht haben. Wenn es aber bey aller dieser sorgfältigen Bestimmung doch für den Ausländer, auch für den geübteren, grosse Schwierigkeiten hat, aus den genannten Wörterbüchern seine Aussprache des Englischen zu bilden und zu berichtigen: wie viel weniger ist zu glauben, dass man bey dem Selbstunterrichte durch Deutsche Buchstaben, die die Englischen Laute dem Auge vormalen sollen, auch nur nothdürftig zu seinem Zwecke gelangen werde! Dazu kommt, dass Hr. *S.* unter mehreren Arten, wie der Englische Laut bezeichnet werden konnte, nicht immer die passendste und sicherste gewählt hat. Um den Zischlaut des *g* vor *e*, *i* und des *j* darzustellen, ist *dsj*, welches nach seinen Bestandtheilen die meisten Anfänger wahrscheinlich falsch aussprechen werden, unseres Erachtens ein unschickliches Zeichen, so oft es auch von früheren Sprachlehrern und Lexikographen dazu schon gebraucht worden ist, und *dsch* ist auf alle Fälle passender, wenn man nur darauf aufmerksam macht, dass das Zischen des *sch*, wie bey dem Französischen *ge*, *gi* und *j* gehörig gemässigt werden muss. Wenn ferner Hr. *S.* das kurzbetonte *u* der Engländer in *cut*, *gun* mit *ö* bezeichnet: so weiss Rec. recht gut, welche vornehmlich durch das scharfe Abstossen mit der Zunge hervorgebrachte Modification des *o* dadurch angedeutet werden soll; aber da diese Modification doch ohne mündliche Anweisung und Übung nicht erlernt werden kann: so hätte der Vf. weit besser gethan, es bey der gebräuchlichen Bezeichnung durch *o* zu lassen, als *ö* dafür anzunehmen, welches gewiss neun Mal unter zehn zu einer ganz falschen Aussprache verleiten wird. Auch in der Erklärung, die der Vf. von den Lauten Englischer Buchstaben giebt, hat er zuweilen die Aussprache noch unsicherer gemacht, als das dafür gebrauchte Deutsche Zeichen ohne Erklärung gethan haben würde. Das härtere *g* vor *a*, *o*, *u* soll nach S. 33 lauten, wie das Deutsche *g* in *Bürger*, *Krüger*, *Schwager*, *Finger*, oder am Ende eines Wortes, wie in *frug' ich*, *Aug' um Auge*. Vermuthlich hat der Vf. Recht nach der in seiner Provinz üblichen Aussprache dieses Buchstabens in den angeführten Wörtern, aber in dem übrigen Deutschland wird diese Vergleichung auf eine unrichtige Aussprache führen. In ganz Obersachsen wird in eben diesen Wörtern das *g* so weich gehört, dass es mit dem Englischen *g* in *good*, *god*, *fig* nicht verglichen werden kann. Wenn Hr. *S.* S. 49 den Laut des *th* so beschreibt, dass man die Spitze der Zunge ganz lose an die Zähne drückt, so dass sie mehr die oberen als die unteren berührt, und den Athem über die Zunge heraushaucht, indem man zu gleicher Zeit sich bemüht, das *th* wie ein *ss* auszusprechen: so hat er dabey den wesentlichen Umstand vergessen, dass die Zunge über die Zähne heraus zu liegen kommen muss, worin bekanntlich eben das Eigenthümliche dieses

Lautes besteht; — auch besiehlt *Sheridan*, in der benannten Lage der Zunge nicht ein *st*, sondern ein *t* auszusprechen.

Sehr wichtig ist der Unterschied zwischen *langbetonten* (gedehnten) und *kurzbetonten* (geschärften) Sylben, da vornehmlich hiedurch die Aussprache der Vocale bestimmt wird. Auf ihn hat der Vf. in den Regeln, die er giebt, überall die bestimmteste Rücksicht genommen; und diese Genauigkeit ist ein Hauptvorzug dieser Anweisung. Aber da das Englische gewöhnlich nicht mit Accenten gedruckt wird, und *richtig* accentuirte Lesebücher zum Behuf der Englischlernenden noch so gut als gar nicht vorhanden sind: so bleibt freylich immer dem Anfänger als eine grosse, ohne Lehrer unübersteigbare Schwierigkeit die Frage übrig, welche Sylben lang und welche kurz betont sind, da sich bekanntlich ausreichende Regeln darüber nicht geben lassen, bis er es endlich aus der Übung lernt. Sehr richtig ist ferner, was Hr. *S.* über den Unterschied der feyerlichen Aussprache von der Aussprache des gemeinen Lebens bemerkt, dass nämlich viele Laute, besonders in unbetonten Sylben, welche in jener ganz bestimmt gehört werden, in dieser durch die Schnelligkeit, mit welcher der Sprechende darüber hingleitet, fast ganz verloren gehen. Eben so richtig hat der Vf. die Veränderungen angeführt, welche die Tonsylbe in der Aussprache der übrigen Sylben hervorbringt. Überhaupt ist Rec. bey allen zum Theil unvermeidlichen Mängeln, die er an diesem Buche gerügt hat, doch weit entfernt, den Werth desselben zu verkennen. Wenn er es auch für Anfänger, besonders zum Selbstunterricht, weder ausreichend noch zweckmäsig finden kann: so glaubt er es doch mit gutem Gewissen Lehrern der Englischen Sprache und solchen empfehlen zu dürfen, die ihre Aussprache zu berichtigen und auf feste Grundsätze zu bauen wünschen; sie werden darin Alles, was zur Sache gehört, fleissig gesammelt finden. Nur Weniges hat sich Rec. angemerkt, was er für unrichtig halten muss. *Horse* wie *hass* auszusprechen, ist zuverlässig nicht Sitte der Gebildeteren; in *narrow* und *fellow* hat Rec. *ow* niemals, wie der Vf. will, wie *ö* aussprechen hören; in *create*, *creator*, *creation* lautet das *e* nicht wie *ih*, sondern wie *e* in *Seele*; *pour* (welches Hr. *S. pohr* aussprechen lehrt) ist nach *Sheridan* zweysylbig und lautet *pu-or*. Von einem tieferen Tone des *ai* in *hair*, *fair*, *pair*, *air* weiss die gute Aussprache nichts, eben so wenig als davon, dass *raisin* wie *rishn* klingen soll. *W* und *y* vor einem Vocal sind unrichtig unter den Consonanten aufgeführt, da sie in dieser Verbindung wirkliche Diphthongen bilden. *Inweigh* S. 96 für *inveigh* und *langbetont* (S. 156 in der elften Regel) für *kurzbetont* sind Druckfehler.

Kl.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Schweidnitz*, gedr. b. Stuckart: *Salzbrunn, oder das Schlesische Selterwasser.* Von D. *August Zemplin*, Reichsgräfl. von Hochbergscher (m) Brunnenarzt zu Salzbrunn, ausübender (m) Arzt zu Waldenburg. 1817. X u. 188 S. 8. (12 gr.)

Salzbrunn liegt im Schweidnitzischen Fürstenthum desselben Kreises, 9 Meilen von Breslau, 4 1/2 M. von Reichenbach und 2 1/2 M. von Schweidnitz. Seine Entdeckung fällt in eine sehr frühe Zeit. In einer Urkunde Bolko II, gegeben Landshut *tertia feria post laetare* 1337, in welcher Freyburg das Meilenrecht erhält, wird schon seiner gedacht. Lange aber waren seine heilsamen Wirkungen nur in einem kleinen Kreise bekannt, bis in neueren Zeiten der Regierungsrath D. *Mogolla* durch seine Schrift: die Mineralquellen in Schlesien und Glatz, Breslau 1812, ihn in Ruf brachte. Er sagte zuerst, dass er den Selterbrunnen vollkommen ersetze. Seit dieser Zeit wurden auch die ersten Versendungen gemacht. Nach der Analyse des Prof. *Fischer* in Breslau enthalten die Quellen zu Salzbrunn, deren fünf an der Zahl sind, vorzüglich Natrum, Glaubersalz, Kochsalz, kohlensaure Kalkerde, kohlensaure Talkerde, Kieselerde, sehr wenig Eisen und Kohlensäure. An Kohlensäure und Kochsalzgehalt stehen sie Selters nach, dem sie jedoch übrigens sehr nahe kommen. Besonders heilsam haben sie sich in verschiedenen Krankheiten des Unterleibes, der Luftröhre und der Lungen bewiesen. Der Vf. führt davon mehrere sehr günstige Beyspiele an. Aber auch die ungünstigen Erfolge verschweigt er nicht, wie dieses heutzutage manche Brunnenärzte zu thun pflegen. Das Büchlein ist gut geschrieben, nur hie und da mit gar zu vielen bunten Floskeln geschmückt.

Hbm.

Vermischte Schriften. *Erlangen*, b. Palm: *Theodor und Friedrich, oder der Pfarrer und Schullehrer, wie jeder seyn sollte.* Herausgegeben von *Philipp Jacob Karrer*, Pfarrer in Woringen bey Memmingen. 1815. 115 S. (6 gr.)

Rec. ist durch den Titel sehr getäuscht worden. Er dachte in diesem Buche Ideale würdiger Amtsführung aufgestellt zu finden. Statt dessen giebt der Herausgeber zwey Lebensbeschreibungen von zwey Männern, die im vorigen Jahrhunderte gelebt haben, und wohl recht gute Menschen mögen gewesen seyn, aber sonst weder durch ihre Schicksale, noch durch ihr Wirken sich besonders auszeichneten. Wenn der Herausgeber nun nach der Vorrede glaubt, dass, weil die Lebensbeschreibungen *Semlers*, *Nösselts*, *Reinhards* für Jeden Interesse erregt hätten, auch diese vorliegenden unterhaltend und belehrend seyn würden: so weiss man eigentlich nicht, was man dazu sagen soll. Von Theodor, dem Pfarrer und zuletzt Superintendenten, wird sehr umständlich erzählt, dass er als Student und Hofmeister sich zum Theil sehr armselig habe behelfen müssen, dass er einmal fünf Carolins, S. 8, ein andermal ein halb Dutzend feine Hemden bekommen habe, S. 11; aber dagegen erfährt man von seiner eigentlichen Bildung zum Theologen kein Wort. Eben so dürftig ist auch die Lebensbeschreibung des Schulmeisters, an deren Ende es heisst S. 104: „Er konnte ziemlich wacker katechisiren; hier eine Probe über Joh. 3, 16: Also hat Gott u. s. w. Lehrer: Wo steht dieser Spruch? Kind: Im Evangelio Johannis. L. Wer mag dieses Wort gesprochen haben? u. s. w. Gerade so fragen am Geiste arme Schullehrer, wenn sie sich nicht zu helfen wissen.

— B —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

GESCHICHTE.

Paris, b. Eimery: *Histoire du Brésil, depuis sa découverte en 1500 jusqu'en 1810 etc.* Par M. *Alphonse de Beauchamp*, Auteur de l'histoire de la guerre de la Vendée etc. Orné d'une nouvelle Carte de l'Amérique Portugaise et de deux belles gravures. III Tomes. 1815. T. I. 388 S. T. II. 500 S. T. III. 516 S. 8. (23 Fr. 50 Centim.)

Frau *von Staël* sagt in ihrem Werke über Deutschland, die Deutschen verstünden trotz ihrer Gelehrsamkeit kein Buch zu machen. Nun wahrlich, dem Verfasser des gegenwärtigen Werkes kann man, nächst dem Hn. *Pradt*, nicht absprechen, dass er das Handwerk vortrefflich verstehe.

Die Stürme, die Europa mehrere Jahrzehende lang zuletzt bewegt haben, trugen, indem sie den Continent Amerikas isolirten, nothwendig dazu bey, die politischen Formen desselben zur Reife zu bringen; sie brachen die Fesseln, wodurch die ausgedehnten Colonieen von den Mutterstaaten abhängig erhalten wurden, und gaben jenen Selbstständigkeit und politisches Leben. Was könnte daher erfreulicher seyn, als dass der Griffel der Geschichte nunmehr auch die Schicksale der auf diese Art gebildeten Staaten jenes Welttheils aufzeichnete; dass Forschungen über die wenigen Quellen, welche geschichtliche Nachrichten über Nord- und Süd-Amerika liefern, angestellt würden, und dass der neue Continent eine geübte Hand zu Aufzeichnung seiner Jahrbücher fände.

Brasilien, jenes an Flächeninhalte so ausgedehnte, an Erzeugnissen aller Art so reiche, und wegen seines Handels für Europa so interessante Land, ist durch den Drang der Zeiten, der das Haus Braganza von Europa nach Amerika trieb, vom Colonieenlande zum Hauptlande geworden, und sieht einer durch milde Regierungsgrundsätze und durch häufige Einwanderungen aus Europa bald allgemeiner sich verbreitenden Cultur entgegen. Diese Rücksichten machen es der Aufmerksamkeit der Europäischen Welt vorzüglich würdig, und es wäre zu wünschen gewesen, dass ihm ein fähigerer Historiograph erstanden wäre, als der, dessen Werk uns gegenwärtig vor Augen liegt.

Hr. *B.* giebt zwar in der Vorrede zu seinem corpulenten Werke eine bedeutende Anzahl von Schriften an, die er als Quellen benutzt haben will, jedoch mit solcher Unordnung und so unvollständig — mehrere sind nämlich zweymal, von den meisten aber ist nur der Name des Autors genannt — dass sowohl diese Notiz durchaus unbrauchbar wird, als auch, dass er die Vermuthung veranlasst, als habe er weder die Werke selbst gelesen, noch auch nur genaue Kenntniss davon gehabt.

Nachdem das erste Buch als Einleitung einige Haupt-Data aus der Portugiesischen Geschichte, und die verschiedenen, von den Portugiesen in Asien und Afrika gestifteten Colonieen angegeben hat: folgt im zweyten Buche die Entdeckung Brasiliens durch Cabral und die Erzählung der Streitigkeiten zwischen Spanien und Portugal über die ersten Niederlassungen; im dritten Buche eine magere Beschreibung des Zustandes des Landes und seiner Einwohner bey der Entdeckung. — Buch 4. J. 1500 — 1521. Die Errichtung der erblichen Capitanerieen und der vorzüglicheren Colonieen in denselben, als da sind: St. Vincent, St. Amaro, Tamaraca, Paraiba, Espiritu Santo, Porto-Seguro, Os-Ilheos und Pernambuco. — Buch 5. J. 1510 — 1540. Die Beschreibung des Reconcave und der darin angelegten Stadt San Salvador de Bahia. Die ersten Feindseligkeiten zwischen den Eingeborenen, Tupinambos, und den Colonisten beginnen. Das 6 Buch erzählt dann die Erweiterungen der Colonieen und den Anfang der Streitigkeiten zwischen den Portugiesen von Brasilien und den in Paraguay niedergelassenen Spaniern. Das siebente Buch ist hauptsächlich der Darstellung der Verdienste der Jesuiten-Missionäre, insbesondere Anchieta's und Nobrega's, um die Cultur der Brasilianischen Völkerschaften gewidmet. Die Geschichte der vom Französischen Admiral Villegagnon in Rio-Janeiro gestifteten Französischen Niederlassung wird dann (Buch 8) ausführlich erzählt. Hierauf ununterbrochen, abwechselnde Feindseligkeiten der Portugiesen wider die Französische Niederlassung, oder wider die eingeborenen wilden Völkerschaften (B. 9 und 10. J. 1560 — 1572). Die Portugiesische Flotte unter dem Befehle von Vasconcellos wird zerstört, wobey 69 darauf befindliche Jesuiten ums Leben kommen. B. 11, J. 1572 — 1581. Die Folgen der Revolution, die nach Sebastians unglücklichem Afrikanischem Feldzuge den Thron Portugals in die Hände Philipps II von Spanien bringen, werden auch im Portugiesischen Amerika fühlbar, und Brasilien erkennt die Oberherrschaft Philipps an. B. 12. — Statistische Darstellung des

Zustandes von Brasilien zu dieser Epoche. — Lange noch sollten die Colonieen in Brasilien zu keiner dauernden Ruhe gelangen. B. 13. J. 1583 — 1595. Vom Mutterlande zu wenig unterstützt, und in sich selbst bey Weitem nicht mächtig, um auch nur schwächeren Angriffen zu widerstehen, werden sie von Englischen Seeräubern auf mehreren Puncten angegriffen und verwüstet. B. 14 u. 15. J. 1608 — 1614. Die schon im Süden von Brasilien angesiedelten Franzosen gedachten nun auch den Norden dieses schönen Landes anzugreifen. Die Portugiesischen Colonieen widersetzten sich mit Hülfe der Eingeborenen, denen sie mit Undank lohnen. Obgleich die Gesetze den Grausamkeiten gegen die bedrückten wilden Völkerschaften Schranken zu setzen, und die Jesuiten-Missionäre unter diesen Bildung zu verbreiten und sie mit den Europäern im Einverständnisse zu erhalten bemüht waren: so lief doch das Benehmen der Letzteren dem gerade entgegen. — Während der Jahre 1613 bis 1624 stritten sich die Portugiesen und Franzosen um den Besitz der schönen Insel und Provinz Maranham, so wie um die Provinz Para am Ausflusse des Amazonenstromes (B. 16 — 17), bis die Portugiesen im Besitze derselben sich festsetzten, und ein eigenes Gouvernement daraus bildeten. Die schönen Erzeugnisse Brasiliens und sein reicher Handel lockten den Geiz der Holländer, die eine bedeutende Expedition rüsteten, womit sie Brasilien angriffen, und San Salvador eroberten (B. 18. J. 1621 — 1624). Auch die Spanische Regierung rüstet sich nun, um die Portugiesischen Besitzungen zu erhalten. Ihre Expedition landet, und setzt die Portugiesen in den Stand, mit abwechselndem Glücke sich den Fortschritten der Holländer zu widersetzen, die durch die Thaten des Admiral Petrid und durch neue Zufuhr festeren Fuss gewannen (B. 19 — 26. J. 1624 — 1636). Matthias von Albuquerque zeichnet sich als Anführer der Brasilianer aus, während der Mulatte Calabar, welcher verrätherischer Weise zu den Holländern übergeht, der Sache der Portugiesen den grössten Abbruch thut, und Zerstörung und Verwüstung um sich verbreitet. Die während dieser Unruhen ins Innere des Landes entflohenen Negersclaven, von den Palmenwäldern *Palmarosen* genannt, machen sich unabhängig, und bilden eigene Niederlassungen. Moritz von Nassau, dem nun 1637 (B. 27 und 28) der Oberbefehl der Holländischen Colonieen übertragen wird, bringt Ordnung in dieselben und befestigt sie, scheitert aber in seiner Unternehmung gegen San Salvador. Eben so fruchtlos bleiben die Versuche der Engländer, sich in der Provinz Para niederzulassen. Das 30 Buch liefert sodann eine ausführliche Beschreibung der auf Veranstalten des Generalgouverneurs von Pedro Teixeira auf dem Amazonenflusse gemachten Entdeckungsreise (J. 1639). Nach vielen Trübsalen endlich fängt das Schicksal an, den Portugiesen Brasiliens, doch nur unter grossen Anstrengungen und Aufopferungen, günstiger zu werden (B. 32). Die Revolution vom 1 Dec. 1640 bringt das Haus Braganza auf den Portugiesischen Thron und Brasilien unter die Herrschaft Portugals zurück. Nassau wird von den Holländern zurückgerufen, und die Holländischen Provinzen und Niederlassungen kommen in Verfall. Da tritt Fernandez Vieira, der Held Brasiliens, auf, um die eroberten Provinzen durch Aufruhr von dem fremden Joche vollends zu befreyen (B. 33 — 38. J. 1643 — 1654). Mit mannhafter Stärke und Entschlossenheit, mit weiser Vorsicht und Klugheit, mit bewundernswerther Seelengrösse führt er den Krieg, opfert überall sich und sein Interesse der gemeinen Sache, und befreyt, von der Portugiesischen Regierung Anfangs verlassen, und dann nur schwach unterstützt, den von den Holländern unterjochten Theil Brasiliens. — Das 50 Buch beschäftigt sich nun mit der Geschichte der Paulisten oder Brasilianischen Mammelucken, die sich unabhängig bilden, die reichen Goldgruben von Jaragua und Sabara entdecken und anbauen, und die Städte St. Paul und Villarica anlegen.

Nun beschäftigen den Vf. noch die Angelegenheiten des Continents, dann die Streitigkeiten der in Paraguay angesiedelten Spanier und Franzosen mit den Portugiesen in Brasilien, und die Angriffe auf die südlichen Colonieen; worauf er in den drey letzten Büchern seines Werkes mit unglaublicher Schnelligkeit und Oberflächlichkeit den Zeitraum von 1713 bis zu den neuesten Zeiten durchläuft, und die allmähliche Ausbildung des schönen Landes, so wie die Auffindung seiner reichen Gold- und Diamant-Gruben, und die politische Gestaltung des Reiches historisch darzustellen versucht.

Was den Stil des Vfs. anlangt, so ist er nichts weniger, als einer pragmatischen Geschichte angemessen. Wenn zuweilen eine gelungenere Stelle vorkömmt, wie die Beschreibung einiger Angriffe und kriegerischer Auftritte — B. 2 S. 464 und B. 3 S. 208 f. —: so werden sie durch viele Weitschweifigkeiten und rhetorische Ausfälle theuer erkauft, wie z. B. durch mehrere müssige, willkührlich eingeschaltete Reden, zu denen unter anderen die zur Ungebühr lange des Portugiesischen Generals Baretto, Bd. 3 S. 300 f., gehört.

Die dem Werke beygefügte Landcharte Brasiliens gehört wohl zu den allerunvollkommensten, die wir von diesem Theile der neuen Welt haben, und wird für das Buch selbst dadurch fast ganz unbrauchbar, dass viele Örter und Flüsse, deren Bestimmung von Wichtigkeit gewesen wäre, ganz mangeln, so z. B. Cabedello oder St. Catharina, die Festung Rio-Grande, Garassu, die Festung des Recif, Bella, Pojoca, Serinhaem, und die Flüsse Almarico, Napo und Paganino, ingleichen der von Texeira bey seiner Expedition von 1638 durchzogene Landstrich u. s. w.

Weit entfernt also, diesem Werke einen Deutschen Übersetzer anzuwünschen, müssen wir hoffen, dass es durch eine gänzliche Umarbeitung geniessbarer gemacht werde. K.

München, b. Lindauer: *Lor. von Westenrieder's*, königl. wirklichen geistlichen Rathes und Canonicus, *Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik.* X Band. (Auch mit dem Nebentitel: *Neue Beyträge.* II Band.) 1817. 451 S. 8.

Diese fortgesetzten Beyträge enthalten: I. *Nachrichten aus dem Leben des Freyherrn Jos. Mandel*, welcher unter Maximilian I während des ganzen dreyssigjährigen Kriegs die wichtigsten Angelegenheiten des Staats besorgt, auch die vormundschaftliche Regierung des jungen Kurfürsten Ferdinand Maria als Kammerpräsident mitgeführt, am Ende aber auf eine sehr undankbare und unzarte Art auf die Seite gedrückt worden. Es wäre zu wünschen, dass die Familie selbst aus den vorhandenen wichtigen Privatpapieren eine umständliche Geschichte dieses Ehrenmannes herstellen liesse. II. *Memorabilien aus der Lebensgeschichte des Kanzlers Joh. Adlzreiter*. Unter den von ihm selbst angeführten Druckschriften findet sich seine Baierische Geschichte nicht erwähnt, die man ohnediess dem Jesuitenbeichtvater Verveaux zuschreibt. Aus diesem schlechten Deutschen Aufsatze zu schliessen, wäre er zu einem solchen Vortrage, wie in seiner angeblichen Geschichte, durchaus unfähig gewesen. III. *Memorabilia Coenobii SS. Annae et Joachimi Monachii*, nach Hn. *v. W's.* Ansicht *ein Kleinod* ächthistorischer Darstellung der Zeitdenkart und Zeitsitte. Das habe sich geändert, *und werde sich abermal verändern* (eitle Mönchshoffnung!). Uns hat diese platte Mönchslegende auf 68 vollen Seiten vielen Ekel verursacht. Der verrückte Held Onuphrius a S. Wolfgango, 1657 zu Warngau in Oberbaiern geboren, hat sich mit einem anderen würdigen Cumpan dahin verbrüdert, dass der eine Gottes Esel, der andere sein Ochs seyn wolle. Wie mag man so etwas Gemeines einen *Zeitgeist*, und damals noch, nennen? — IV. *Über eine bisher noch unbekannte Tochter des H. Ludwigs I*, von *Zirngibl* — nach allen Umständen eine *uneheliche*. Hr. Z. mag aus tiefem Respect für den verstorbenen Herzog zierlichst depreciren, so viel er will. V. *Des Emeraner Abts Alberts Rechnung vom Jahr* 1328. Mit Anmerkungen von *Zirngibl*. Rechnung und Anmerkungen enthalten auf vierthalb Bogen nicht Eine Zeile Merkwürdiges oder Unbekanntes. — VI. *Über die Heilung der Gebrechen, deren die ersten XVI Bände der Monument. Boic.* *unlängst* (?) *bezüchtiget worden seyen*. Hr. *v. W.* scheint es vergessen zu haben, oder unterdrücken zu wollen, was längst schon *Semler*, und er selbst in seiner Geschichte der Akademie, den Monumenten vorgeworfen, die *Er selbst* als gleichsam im Schlaf zusammengesteppelt bezeichnet hat. Nun höre man aber die neue diplomatische Lehre des Hn. *v. W.*: „Es sey ein groser Unterschied zwischen *falschen* oder verfälschten, und zwischen *erdichteten* Urkunden. Das Verfertigen falscher Urkunden sey ehrlos. Mit dem *Erdichten* der Urkunden aber, zumal wenn man sich damit keines fremden Gutes bemächtigen wolle, habe es eine ganz andere Bewandtniss. Es sey etwas Unverfängliches, wenn man veraltete oder beschädigte Urkunden wieder *nachmale*, selbst mit einiger Abweichung." Hierauf erwiedern wir zuvörderst: Hr. *v. W.* irrt sich, wenn er falsche und *verfälschte* (interpolirte) Urkunden für einerley hält. Insofern die Verfälschung an einer ächten Originalurkunde durch Zusatz oder Löschung begangen worden: so mag freylich das historisch noch bestehen bleiben, was die ächte vor der Verfälschung *erweislich* noch enthalten hat; *verdächtig* aber und zu einem juristischen Beweis ungeeignet bleibt sie bis zu ihrer wiederhergestellten Integrität allezeit. Hingegen zwischen *erdichteten* und *falschen* Urkunden (*falsis et suppositiis*) besteht weder in den weltlichen noch geistlichen Rechten ein Unterschied; wobey wir uns nur ohne Weiteres auf den Decretalen-Titel *de fide instrumentorum*, und auf das merkwürdige Decret Papst Innocenz III berufen, wo alle die sauberen, von Hn. *v. W.* vertheidigten Erdichtungen in einer namentlichen Reihe verworfen werden. Eine Geschichte auf Erdichtungen, also auf *Lügen* gegründet, ist ja ein Widerspruch in sich selbst, und wären auch der Lügenurkunde einige wahre Umstände eingewebt oder untergelegt: so müsste diese auf eine andere Art erweislich gemacht werden. Nun fährt Hr. *v. W.* weiter fort: „dass in den *Mon. Boic.* die Aufsätze vielfältig erdichtet und in weit späteren Zeiten gefertigt worden, *sey nicht zu leugnen*. Aber das thue gar nichts, wenn nur die Sache wahr sey (und durch andere Urkunden als wahr bewiesen werden kann. Der Herr Defensor lässt seinen Inquisiten schon ziemlich stecken). Wer nicht schon zu der Zeit gelebt habe, da die *M. B.* angefangen, dürfe sich auch nicht herausnehmen, darüber zu urtheilen, weil er seine Kenntniss nur vom Hörensagen haben könne. Ein solcher lebendiger Zeuge sey aber Er, Hr. *v. W.* Schon 1810 habe man dem Hn. *Günthner* aufgetragen, einen dreyfachen *Indicem* über die Monumente zu fertigen. Dieses lasse durchaus nichts weiter zu wünschen übrig (?). Überdiess habe aber auch ein allerhöchstes Rescript vom 19 Jun. 1815 eine Commission *zur Prüfung*, darunter der Hr. *v. W.* selbst, niedergesetzt. Mit diesem Rescript könne sich die Nachwelt gar wohl beruhigen, und aller weiterer Zweifel und jede Einstreuung für immer zurückgewiesen werden. Einstweilen wolle aber Hr. *v. W.* hiemit *Bürgschaft* (!) geleistet haben, dass die kritische Prüfung ergeben werde, wie wenig die Sache solch ein grosses Aufsehen verdient habe." Hr. *v. W.* spielt also in der Sache eine vierfache Rolle, als vermeintlicher einziger tüchtiger Zeuge, als Anwald und Bürge, als einer, der zugleich bereits Partey ergriffen hat, und endlich auch noch als Richter. Es fehlt nichts, als dass die sonderbare Bürgschaft noch in einen Kampf auf Gottesurtheil verwandelt werde. Weder die Jetztwelt noch die Nachwelt lässt sich in der Geschichte mit Rescripten abspeisen. Hätte man lieber in diesen drey Jahren die speciellen Anklagen des Hn. *von Lang amtlich* dadurch widerlegt, dass man wenigstens nur vom angegriffenen ersten Monumenten-Bande in beglaubter Art die Urkunden, deren Existenz im Original er geleugnet, vorgelegt, und eben so durch amtlich beglaubte Abschriften bewiesen, dass die Abdrücke in den Monumenten die Fehler, Auslassungen und Verstümmelungen wirklich nicht haben, die er namentlich hat bezeichnen wollen. Aber durch Stillschweigen von Seiten derjenigen, die reden könnten und sollten, wird auf alle Fälle kein Gegenbeweis geführt. —

VII. *Über die Ambronen in Baiern.* Eigene Rechtfertigung des Hn. *v. W.* gegen Hn. *v. Pallhauſſen*, welcher behauptet, daſs es vor Hn. *Mannert* noch keinem vernünftigen Menſchen eingefallen, die Ambronen in Baiern an der Ammer zu ſuchen. — VIII. *Miſcellanea*, meiſtentheils recht ſehr mittelmäſsig und unbedeutend. — IX. *Centum Theſes*, und zwar unter anderen folgende: Es können nicht zwey Religionen wahr ſeyn. Die geprieſene Toleranz iſt daher nichts weiter, als eine miſsliche Begünſtigung der Unwahrheit. Vor den *berüchtigten* Bücherſchreibern *Voltaire* und *Rousseau* wird mit Recht gewarnt. *Voltaire's* Schriften haben den Untergang der Franzöſiſchen Nation und ihrer Könige herbeygeführt. Man ſollte ſeinen Augen nicht trauen, daſs ſich noch die Münchner politiſche Zeitung nicht enthalten will, über ſolche Ausſprüche der Prieſter zu ſpötteln. Eine Religionsvereinigung iſt unmöglich, weil der Katholicismus durchaus gar nichts nachlaſſen kann. Eine Moral ohne Religion führt zum Wahnſinn. Unter Krummſtab bleibt ewig gut zu wohnen. Wer ſich ſcheut, zu München in geiſtlicher Kleidung auszugehen, iſt *miſerabilis Vappa, homulus vacui capitis, immo homullus.* Was die Baieriſche *Nation* (vermuthlich die Million Bojoarier mit den *zwey Millionen* Franken, Schwaben und Rheinländern) jetzt ſey, das wäre ſie einzig und allein durch ihre Geiſtlichen, dieſes koſtbarſte Geſchenk des Herrn, geworden. Wer wider die Herſtellung der Jeſuiten declamire, declamire immer wider ſich ſelbſt (?). Nicht vom Namen der Jeſuiten, ſondern nur von einer groſsartigen Staatsanſtalt, welcher die meiſterhafte äuſsere Verfaſſung der Jeſuiten zu Grunde zu legen wäre, könne jetzt die Rede ſeyn. Es fragt ſich nur, wie kommen alle dieſe erbaulichen Gedanken in die Beyträge für vaterländiſche Hiſtorie u. ſ. w.? — X. *Briefe über und aus Gaſtein.* Im Ganzen möchte es ſcheinen, daſs dem Sammler der eigentlich intereſſante Stoff ziemlich ausgegangen, und daſs es ſich nunmehr allenthalben nur allzudeutlich offenbare, wie ſehr der Vf. im Geiſt der Zeit und in der ganzen Literatur zurückgeblieben.

D. d. n. n.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Glarus*, b. Freuler: *Darſtellung der bedrängten Lage des Cantons Glarus und Vorſchläge zur Verhütung* [Bewahrung] *deſſelben vor fernerer Verarmung, mit beſonderer Hinſicht auf die ökonomiſchen Verhältniſſe ſeiner Bürger.* Dem hohen Rath beider Confeſſionen eingegeben im März 1817. 43 S. 4.

Obwohl Schriften, wie die gegenwärtige, eigentlich nur einen örtlichen und zeitlichen Zweck haben, und nicht unter die literariſchen Producte gezählt, wenigſtens nicht als ſolche beurtheilt werden können: ſo iſt doch die Veranlaſſung derſelben, das Elend, welches ein ſonſt achtbares Volk drückt, von ſolcher Beſchaffenheit und Gröſse, daſs es die Aufmerkſamkeit, nicht bloſs der nächſten Zeugen, ſondern aller derer, welche den Gang der Menſchheit in ihren einzelnen Theilen und Erſcheinungen gern beobachten, und die hier ein Vorbild ſehen von demjenigen, was wir leider in kurzer Zeit noch in mehreren Gegenden der Schweiz erblicken werden, nothwendig erregen muſs. Rec. will aus vorliegender Schrift nur einige der merkwürdigſten geſchichtlichen und ſtatiſtiſchen Angaben herausheben.

Unter einer Bevölkerung von 30,000 Köpfen zählt der Canton Glarus 6000 ganz Arme. Die Unterſtützungen, welche ſie erhalten, ſind äuſserſt gering. Einzig die Gemeinden Linthal, Betſchwanden, Elm, Schwanden und Mühlihorn zählen über 1500, welche aus Mangel an Kleidung weder Kirchen noch Schulen beſuchen können, das ganze Jahr mit ſchwerem Hunger ringen. Ihre Zahl iſt, ſowie die Bevölkerung überhaupt, im Steigen begriffen. Ungeachtet ihres Elendes „ſehen wir (S. 15) unter ihnen eine zarte Scheu vor Unrecht, und den Tod einem Verbrechen vorziehen, womit ſie zwar den Foderungen der Natur genügen, aber ihre Seele beflecken würden. Diebſtähle und Criminalfälle aller Arten ſind eine äuſserſt ſeltene Erſcheinung unter uns; Gefühl für Rechtlichkeit und Achtung für das Eigenthum Anderer hingegen charakteriſtiſche Züge unſeres Volkes." Wollte man nun jene Nackten in der dürftigſten Jahreszeit mit den nöthigſten Erdäpfeln unterſtützen: ſo würden 9660 Gulden erfodert, und das Vierfache, wenn man dieſe Wohlthat allen durch Hunger Gequälten wollte zukommen laſſen. Suchte man ihren Zuſtand durch eine Zulage auf den Spinnerlohn zu verbeſſern: ſo würden nur durch einen Kreuzer auf den Schneller (deren man täglich auf die Perſon zwey rechnet) jährlich 29,200 Gulden erfodert; was wäre das unter ſo Viele, und erſt noch woher nehmen? — Übervölkerung und Verſiegung der bisherigen Hülfsquellen ſind die Urſachen des Übels. Gegen *jene* können keine Geſetze gegeben werden, *dieſe* muſs man ſuchen auf andere Weiſe wieder zu öffnen. Durch die veränderte Lage des Handels erleidet der Canton einen jährlichen Verluſt von 600,000 Gulden; der ausgetheilte Pflanzboden, von geringem Umfange, ſchlecht, bey dem Mangel an Mitteln zu ſeiner Bepflanzung kann nicht hinreichend erweitert werden; die Verſetzung der Ärmſten auf den Linthboden bringt wenig Erleichterung für die anderen; die Verarmung dringt raſchen Schrittes voran; die Kriegsjahre von 1798 bis März 1801 koſteten dem Canton 2,164,512 Schweizerfranken; Gemeinden, Haushaltungen verloren ihr Vermögen, geriethen in Schulden, ſeitdem ſinkt Alles von Jahr zu Jahr; 2000 Haushaltungen ſtehen an der Grenze der Armuth, 1000 andere nähern ſich ihr, um ſo mehr, da die Güterpreiſe fallen, müſſen zuletzt die meiſten Liegenſchaften in die Hände Weniger gerathen. Die Vorſchläge zur Hülfe ſind folgende:

1) Gemeindeweiſe Einführung der Knochengallerte zur Nahrung der Armen; 2) beſſere Forſtverwaltung, um des Holzbedarfes unbeſchadet gröſsere Strecken für den Pflanzboden zu gewinnen; 3) Aufſicht, daſs die Alpen mit nicht mehr Schafen beſtoſsen werden, als erlaubt iſt, weil hiedurch nur die Habſucht der Reichen Gewinn findet, aber die armen Wildhauer auch noch um dieſen Erwerb gebracht werden; 4) Beſchränkung der Weiden überhaupt, und Einſammlung des Futters für die Armen, damit dieſe Vieh nähren und Dünger für ihren Pflanzboden gewinnen könnten; 5) Benutzung der Linthſümpfe zu Colonieen; 6) Eröffnung inländiſcher Erwerbsquellen nach dem Beyſpiel anderer Gegenden, wozu Anfangs die Regierung aufmuntern ſoll; 7) Anlegung einer Erſparniſscaſſe. Die Schrift iſt warm, kräftig, voll edlen Eifers geſchrieben; etwas Polemik gegen den „Rettungsentwurf," in ſofern ſich derſelbe als einzige Grundlage der Rettung und Hebung des herrſchenden Elendes ankündigt, läſst ſich nicht verkennen; und wie traurig, daſs ſogar hier, wo Hülfe ſo Noth thut, die Verſchiedenheit der Confeſſionen, in welche das Land geſpalten iſt, oftmals (wie wenigſtens die Schrift ziemlich vernehmlich andeutet) der Ausführung des Heilſamſten feindſelig in den Weg tritt. — Der Vf. unterſchreibt ſich *Johannes Kundert*, der Jüngere, Lehrer am ehemaligen Inſtitut.

J. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

THEOLOGIE.

Schriften, die Funkſche Bibelausgabe betreffend *).

Darf und ſoll die Bibel ausgelegt werden? Geradezu wird dieſe Frage ſchwerlich ein vernünftiger Menſch verneinen. Aber *wie* ſoll ſie ausgelegt werden? Wenn man antwortet: *richtig* —: ſo kann das nichts Anderes heiſsen, als: ſo, daſs den Worten und Sätzen der Sinn beygelegt wird, den der, welcher ſprach oder ſchrieb, dachte und von dem Hörer oder Leſer gedacht wiſſen wollte, und daſs die Abſicht angegeben wird, welche der Redende oder Schreibende hatte. Allein dieſes iſt ſchon bey Schriftſtellern unſerer Zeit, unſeres Volkes und unſerer Sprache kein leichtes Geſchäft, und daher iſt Verſchiedenheit der Auslegung unvermeidlich; wie viel mehr wird ſie unter Selbſtforſchern Statt haben müſſen bey Schriftſtellern entfernter Zeiten, eines fremden, ganz von dem unſerigen verſchiedenen Volkes, alter, einen ganz anderen Geiſt hauchender Sprache! Der Ausleger muſs ſich in die Zeit, die Lage und die Denkungsart des Schriftſtellers verſetzen: das iſt aber offenbar deſto ſchwieriger, je weiter dieſer der Zeit, der Lage, der Denkungsart nach von uns entfernt iſt. Regeln reichen hier nicht aus; vieles kann nur nach dem Gefühle entſchieden werden. Und ſelbſt in Abſicht gewiſſer allgemeiner Regeln wird die Vereinigung nicht ganz leicht ſeyn. Man ſtellt z. B. für den Bibelausleger die Regel auf, die Bibel müſſe durch die Bibel ausgelegt werden. Muſs man nun auch dieſe Regel in gewiſſer Hinſicht für richtig erkennen: ſo werden doch nicht Alle einſehen, warum der ſpäter lebende Schriftſteller, deſſen Buch mit älteren Schriften nachmals in Eine Sammlung aufgenommen iſt, nun auch als authentiſcher Ausleger jener Schriften müſſe angeſehen werden. Und wenn ſich nun gar verſchiedene Auslegungen der nämlichen Stelle in der Sammlung ſelbſt finden?

Mag auch die Verſchiedenheit der Bibelauslegung ein Übel ſeyn: ſie hat mit manchen anderen Dingen, die wir auch wohl Übel nennen, das gemein, daſs ihr nicht abgeholfen werden kann, ohne viel Gutes zu verhindern und gröſsere Übel zu bewirken. Wer ihr abhelfen will durch Feſtſetzung einer Musterauslegung, — wer ſie einer menſchlichen Autorität unterwerfen will, darf wenigſtens die Reformation nicht billigen, und *Luther'n* nicht zum Muſter vorſtellen. Denn daſs dieſer (nebſt ſeinen Gehülfen) nach eigener Einſicht die Schrift auslegen zu dürfen behauptete, keinem Machtſpruche ſich unterwerfen, ſondern nur der überzeugenden Belehrung nachgeben wollte, ging daraus nicht die Reformation hervor?

Aber nicht bloſs Freyheit der Auslegung, ſondern auch Freyheit des Urtheils über den Inhalt der Bibel muſs in derjenigen Kirche, welche die Grundſätze Luther's und der Reformation anerkennet, Statt haben, wenn ſie nicht mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſeyn will. „Es ſey denn, daſs ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift *oder mit öffentlichen hellen und klaren Gründen und Urſachen überwunden und überweiſet werde, und ich alſo überzeugt, und mein Gewiſſen in Gottes Wort gefangen iſt; ſo kann und will ich nichts widerrufen, weil weder ſicher noch gerathen iſt, Etwas wider das Gewiſſen zu thun.*" — Dieſe Worte Luther's ſprechen den Geiſt aus, der ihn trieb, und manche ſeiner bekannten, auch von uns ſchon ſonſt angeführten Ausſprüche beweiſen unwiderſprechlich, daſs er auch den Inhalt der Schrift ſeinem Urtheile unterworfen hielt, oder daſs er die Übereinſtimmung mit dem, was er als Wahrheit zur Gottſeligkeit erkannte, zum Merkmale der Göttlichkeit eines Buches machte.

Sollten nun wohl diejenigen, welche ſich gegen die Bibelausgabe des Herrn Paſtors und Ritters *Funk* ſo nachdrücklich erklärt haben, ächte Geiſtesverwandte Luther's ſeyn? Wer kann Etwas dawider haben, daſs ſie ihre abweichenden Anſichten und ihre Urtheile über *Funk's* Erklärungen ſo ſtark und gründlich, als ſie es vermögen, ausdrücken? Aber ihm das Recht ſtreitig machen, ſeine Anſichten in Anmerkungen zur Bibel vorzutragen, iſt Papismus, und ſein Beginnen aus böſem Vorſatze herleiten, ohne Herzenskündiger zu ſeyn, iſt unchriſtlich, wenn auch das Verdammungsurtheil in noch ſo fromm klingenden Worten ausgeſprochen wird. Allerdings ſind manche Erinnerungen vorgebracht worden, die nicht *F's.* Recht, ſondern nur das Zweckmäſsige der *Funk*'ſchen Anmerkungen in Anſpruch nehmen, die ſie wegen des Anſtoſses, den ſie geben, wegen des Miſsbrauches, der davon gemacht werden dürfte, tadeln. Aber wenn *F.* für ſich von dem Nutzen ſeiner Anmerkungen für Viele überzeugt war, durfte er ſich nicht

*) Die *Funkſche Bibelausgabe* ſelbſt iſt von einem anderen Mitarbeiter in der Jen. A. L. Z. 1816. No. 79 recenſirt worden.

wegen der möglichen nachtheiligen Folgen beruhigen? Dürfen wir ihm unsere Ansicht von diesen Folgen aufdringen? eine verschiedene zum Vorwurfe machen? Und sind denn die Herren, die aufgetreten sind, mit der Lehre vom Ärgernissgeben so ganz im Reinen? Und, die alle Anmerkungen von der Bibel abgesondert wissen zu wollen sich das Ansehen geben, sind sie durchaus mit sich einstimmig? Man wird finden, dass fast Alle es nicht anstössig gefunden haben würden, wenn *ihre* Ansichten durch die *Funk'*sche Bibel verbreitet wären, und dass die Anmerkungen nicht unschicklich würden gefunden seyn, wenn *F.* seiner Ankläger exegetische und dogmatische Grundsätze befolgt hätte.

Rec. ist mit Hrn. *F's.* Erklärungsgrundsätzen gar nicht ganz einverstanden, und der Meinung, dass derselbe *Erklärung* und *Urtheil* über das zu Erklärende nicht immer genug von einander geschieden habe. Auch finden wir, wie schon früher von uns anerkannt ist (EBl. 1817. N. 74), viel Treffendes in *Kleuker's* durch mehrere Stücke der *Kieler Blätter* hindurchlaufenden *Gedanken über das evangelisch-kirchliche Gemeinwesen und über Volksbibeln* u. s. w. Aber es ist auch schon angedeutet, wie selbst aus dieser Abhandlung, unseres Wissens der ersten, die über *F's.* Bibel erschienen ist, hervorgehe, dass die Anwendung der richtigsten Regeln nicht in allen Fällen leicht sey, und dass auch der erklärteste Widersacher sogenannter rationalistischer Ansichten hin und wieder sogar zu rationalistischen Erklärungen sich gedrungen fühlen könne. Auch würden diejenigen sehr irren, die dem Vf. die gemeine Inspirationsansicht zuschreiben wollten: denn er sagt: „dass etwas unleugbar Gesagtes augenscheinlich unrichtig sey, wird bey der Bibel nur selten der Fall seyn können." Wenn es aber doch der Fall seyn kann: so darf der blosse Ausspruch der Bibel nicht als über die Wahrheit entscheidend gelten, und so wird man am Ende denen Recht geben müssen, welche die Wahrheit nicht annehmen, weil sie in der Bibel steht, sondern der Bibel glauben, weil und wiefern sie Wahrheit enthält. — In einem anderen Tone, als Hr. *Kl.*, auch, ob er gleich in manchen Meinungen mit ihm übereinstimmen mag, in einem ganz anderen Geiste spricht der Vf. folgender Schrift:

KIEL, in der akadem. Buchhandlung: *Belehrende Warnungen an die Leser der Altonaer Bibel; oder Sendschreiben an den Herrn Pastor und Ritter N. Funk über verschiedene Noten und (?) Anmerkungen in seiner zum Druck gebrachten Bibel.* Von *F. W. Dieck*, Pastor zu Witzwort in der Landschaft Eyderstedt. Mit einer Zugabe von *J. L. Ewald.* 1816. 176 S. gr. 8.

Hr. *D.* sandte sein Schreiben handschriftlich dem Hrn. *Funk* zu, und dieser gab ihm „die freundschaftliche Zusicherung, dass der Inhalt desselben bey einer zweyten Auflage der Altonaer Bibel, falls er denn noch lebe, so weit es von ihm abhänge, sicher benutzt werden solle." Allein da Hr. *F.* die von Hrn. *D.* „ihm so dringend ans Herz gelegte Bitte: ungesäumt die besten Wege und Mittel zu erwählen, die Leser seiner Bibel zu warnen, und sie vor dem Schaden zu sichern, welcher durch viele seiner Zusätze und Noten verursacht werden könne," — nicht erfüllte: so konnte Hr. *D.* es „auf jene Zusicherung nicht ankommen lassen, ob tausend oder mehrere Menschenseelen gefährdet werden! Es betrifft," setzt er hinzu, „das ewige Wohl oder Wehe seiner" (also des Hrn. *Funk?*) „so theuer erlöseten Menschen — es betrifft die allertheuersten Wahrheiten, die zweifelhaft gemacht, verdunkelt und unvermerkt weggetilget werden in dieser Bibel durch Noten!" Dass nun Hr. *D.* sein Urtheil über *F's.* Bibel drucken lässt, das, was er für Wahrheit erkennet, vertheidigt und empfiehlt, und sein Büchlein von Allen gelesen wünscht, in deren Händen die A. Bibel ist, darf nicht gemissbilliget werden. Die *Bitte* aber, über deren Nichterfüllung er unzufrieden ist, darf man wohl seltsam nennen, wenn sie unbedingt geschah. Ist denn nun dadurch, dass Hr. *D.* anders denkt, als *F.*, es schon ausgemacht, dass dieser Unrecht hat? Oder soll dieser gegen sich selbst warnen, ohne eines Anderen überzeugt zu seyn? Oder ist das, was Hr. *D.* sagt, so ausgemacht und Jedermann unwiderstehlich überzeugend, dass nur böser Wille entgegengesetzte Ansichten vertheidigen kann? Das Letzte scheint Hr. *D.* wirklich zu glauben. Wie könnte er sich sonst zu den schändlichen Beschuldigungen berechtiget halten, wovon, so leise er Anfangs auftritt, seine Schrift voll ist? Nach Hrn. *D.* geht nämlich Hr. *F.* darauf aus, gewisse *unleugbare Wahrheiten der Bibel zu verdunkeln, in ein falsches Licht zu stellen, oder gar weg zu erklären*, und macht es, wie *Satan*, der *mit schändlicher Schlangenlist der Eva das Ziel verrückte und sie von Gott abwendig machte!* Da nun Hr. *D.* vorher, wie er in dem Sendschreiben erklärte, *F's.* gute Absichten nicht verkennen, sondern, weil oft die besten Absichten, missverstanden, die traurigsten Folgen gehabt haben, ihn warnen wollte, jetzt aber, nach Hrn. *F's.* Antwort, ihm eine ganz andere Absicht beylegt und ihn als einen bösen Mann darstellt: so muss Hr. *D.* der Meinung seyn, dass durch seine Belehrung nur ein boshaftes Herz nicht gewonnen werden könne.

Jene „unleugbaren, ewig gewissen Bibelwahrheiten" sind, nach dem Vf., „der Ursprung des Verderbens und die Allgemeinheit dieses Verderbens bey allen Menschen; die Unmöglichkeit, durch sich selbst von diesem Verderben befreyet zu werden; die Wahrheiten von der Gottheit Christi, von dem uns mit Gott versöhnenden Mittlertode J. Chr., von der wesentlichen Persönlichkeit und ausserordentlichen Wirkung des heil. Geistes, von der Vergebung der Sünden um des stellvertretenden Leidens und Sterbens J. Chr. willen u. s. w." — Angenommen, dass Hr. *F.* diese Lehren in dem Sinne, worin Hr. *D.* sie für „unleugbar" hält, nicht als Lehren der Bibel vorstellte: folgt daraus, dass er der Wahrheit widerstrebte?

Es folgt nur, dass er anders auslegte und urtheilte, als Hr. *D.*, und es ist offenbare Voraussetzung des zu Erweisenden, wenn dieser seine Ansicht als „unleugbare Wahrheit" aufstellt und anerkannt wissen will, im Gegensatze gegen *F's.* Irthümer oder Verdrehungen. Hr. *F.* dürfte mit gleichem Rechte die Behauptung umkehren.

Hat denn nun über jene Lehren und über die Stellen der Schrift, auf welche man sie gründet, der Vf. Etwas gesagt, das noch nicht gesagt oder von den Andersdenkenden noch nicht beachtet war? Das können wir nicht finden.

Manches Wahre und Treffende enthalten des Vfs. Bemerkungen gegen Hrn. *F.* nach unserer Überzeugung allerdings. Gegründet z. B. scheinen uns seine Erinnerungen gegen die gezwungenen Auslegungen von 1 B. Mos. III (S. 19 ff), von 1 B. M. XIX, 26 (S. 27 ff) u. s. w. Aber ist denn die Erklärung, welche den Satan in die Geschichte vom Falle hinein bringt, nicht eben so gezwungen, und muss man, um sie geltend zu machen, den Worten nicht eben so grosse Gewalt anthun, als irgend eine Erklärung des A. B. dem Texte angethan hat? Wenn Satan durch die Schlange oder statt der Schlange sprach: so ist ja nicht wahr, dass *die Schlange listiger war, als alle Thiere des Feldes;* und wie passt denn die Strafe, die Gott über die Schlange verhängte? „Eva und Adam," sagt uns Hr. *D.* (S. 121), „würden in der Meinung gelassen, dass die Schlange gesprochen — und das musste für sie ein sehr demüthigender Gedanke werden, dass sie vermittelst eines Thieres sich zu thierischen Gelüsten hatten verleiten lassen." Aber nicht bloss „gelassen" wurden sie in der Meinung, sondern Gott sprach so, dass sie bey ihr bleiben mussten: denn nur unter der Voraussetzung, dass die Schlange schuldig war, hat der 14 V. einen Sinn. Der Vf. scheinet es also Gottes gar nicht unwürdig zu finden, dass er die Menschen mit Unwahrheit behandele. Denn dass er ihnen dabey „zu verstehen gab, Satan mit seiner Schlangenlist" (einer List, die den Satan der Schlange ähnlich machte? aber worin besteht denn die List der Schlange?) „sey ihr eigentlicher Verführer gewesen," würde jene Rede nicht wieder gut machen, wenn es sich auch behaupten liesse. Allein nur, wenn Adam und Eva des Hrn. *Dieck* Dogmatik im Kopfe hatten, konnten sie den 15 V. so verstehen, wie er ihn auslegt. Vom Teufel weiss übrigens und vermuthet Hr. *D.* sehr Vieles. „Dass wir Satans Wirkungen und seinen" (von den Wirkungen noch verschiedenen?) Einfluss auf Menschen nicht mehr so auffallend erfahren, das verdanken wir lediglich den Todesleiden Jesu, durch welche Satan das Misslingen seiner Wirksamkeit so empfindlich und stark erfahren hat, dass seine Kraft so gelähmt worden ist, — dass er nur noch entfernt, schleichend und leise zu Werke gehen darf" (S. 68 f.). „Jesus musste da anfangen — wo die ersten Menschen angefangen hatten, wider den Willen Gottes zu handeln. Er musste durch sein Gutbleiben beweisen, dass die ersten Menschen von Gott gut geschaffen waren, und dass sie hätten gut bleiben können, wenn sie so, wie er, durch Vertrauen auf Gott, durch Festhalten am Worte Gottes, jede Reizung — wider den Willen Gottes zu handeln — abgewiesen hätten" (d. h. wenn sie gut geblieben wären). Wie kann Jesu Gutbleiben das beweisen, wenn er höherer Natur war, als die Menschen? Doch die Dogmatik weiss auch hier zu helfen; sie stellt die beiden Naturen in Christo so neben einander, dass jede bald besonders für sich seyn und handeln, bald ihre Eigenthümlichkeit der anderen mittheilen kann.

Hr. *F.* sagt bey Hebr. I, 2: „Ob der Apostel hier die Schöpfung im eigentlichen Sinne des Wortes, oder bildlich die Veredelung der Menschheit durch Christum, die sehr oft als eine neue Schöpfung im N. T. dargestellt wird, gemeint habe, lässt sich wohl schwerlich mit Sicherheit entscheiden. Der Sprachgebrauch leidet Beides, so wie es mindestens nicht unmöglich ist, dass der Vf. beide Begriffe habe ausdrücken wollen." Mag Hr. *F.* hierin Recht haben oder nicht: — dass er ohne Verletzung der Redlichkeit so sich äussern konnte, sollte man ihm doch nicht ohne andere Gründe streitig machen. Aber Hr. *D.* sagt: „Wenn Sie von einem Höheren, als Sie sind, aufgefodert würden, eine gewissenhafte, bestimmte Antwort zu geben, ob der Vf. hier von einer physischen oder moralischen Schöpfung rede; ... ob es hier schwer oder leicht, mit Sicherheit oder nicht zu entscheiden sey, dass der Sohn Gottes, J. Chr., der Schöpfer des Weltalls im eigentlichen Sinne ist: .... *so würden Sie mit der vollesten Überzeugung antworten:* nach dem Wortverstande, so wie nach dem Context, kann hier an keine moralische Schöpfung gedacht werden .... ohne alle Schwierigkeit ist hier mit der völligsten Sicherheit zu entscheiden, dass der Vf. dieses Briefes von der Präexistenz, also (??) von der Gottheit Jesu ausgehe, nach welcher er auch der Schöpfer der Welt im eigentlichsten Verstande sey; nach seiner menschlichen Natur sey er aber, um der persönlichen Vereinigung mit der Gottheit willen, der Erbe, und habe auch als Mensch das Eigenthumsrecht über alle Dinge" u. s. w. „Wenn Sie dieses, um der Wahrheit als Wahrheit zu huldigen, *mit innigster Überzeugung* antworten müssten und würden: wozu denn diese Ausschweifung in Ihrer Note?" (S. 164 f.). Ein Hauptbeweis für die Gottheit Jesu und des heiligen Geistes ist Herrn *D.* 1 Joh. V, 7. Dass diese Stelle keinen Ausspruch des Apostels Johannes enthält, auch von Luther nicht übersetzt, sondern lange nach seinem Tode erst in seine Bibelübersetzung eingeschoben ist, davon scheint er Nichts zu wissen; dass aber, wenn sie auch ächt wäre, aus ihr sich nicht beweisen liesse, der Verfasser habe die kirchliche Lehre von der Dreyeinigkeit angenommen, sondern dass von der Einigkeit des Zeugnisses die Rede sey, und dass, wer behauptet, *Eins* müsse hier: der einige Gott — heissen (S. 165), mit der Erklärung von Joh. XIII, 21 in Verlegenheit gerathe, hätte dem Herrn Pastor doch wohl einfallen mögen, wenn er auch bloss die gangbare Kirchenübersetzung kennte.

Bey 2 B. Mos. XIII sagt Hr. *E.*, dass „einige Ausleger die Wolken- und Feuer-Säule für eine säulenförmige, oft vom Blitzen erhellete Gewitterwolke, andere für ein an einer aufgerichteten Stange unterhaltenes Feuer halten" u. s. w. Dass diese Deutungen dem Hrn. *D.* „widersinnig" und „Früchte eines verwirrten Verstandes" scheinen, darf man nicht übel nehmen; dass er aber dem Hrn. *F.* eine offenbare Lüge Schuld giebt und (S. 39) sagt: „Niemand hat es gewagt, dergleichen Dinge in die Bibel hinein zu tragen" — ist Unwissenheit und Unverschämtheit.

Die Geschichte *Bileam's* nöthigte auch Herrn *Kleuker*, ein wenig zu rationalisiren, und Hr. *Dieck?* „Obgleich," sagt er S. 49, „es dem Allmächtigen ein Geringes ist, zu bewirken, dass ein unvernünftiges Thier menschliche Worte ausspricht, ohne deren Sinn zu fassen oder Begriff davon zu haben — (kann man ja Thiere üben, gewisse Worte, ja selbst zusammenhängende Sätze zu sprechen): so ist doch ein vernünftiger Grund denkbar" (wollte Hr. *D.* nur dieses sagen?), „anzunehmen, *dass hier der Eselin das in den Mund geleget ward, was der dem Bileam unsichtbare Engel an der Stelle der Eselin sprach.*" Also: der Herr that der Eselin den Mund auf — kann auch heissen: der Engel sprach so, dass die Eselin zu sprechen schien? Diese Auslegung ist eben so ungezwungen, als das Geschäft würdig ist, welches Hr. *D.* dem Engel überträgt. Dergleichen Erklärungen können wohl nicht „dazu beytragen, die Bibel verächtlich zu machen und ihrem untrüglichen Texte einen entgegengesetzten Sinn unterzuschieben"? (S. 56)?

Wenn Hr. *F.* sagt, dass man ehemals „Krankheiten, deren Ursachen man sich nicht zu erklären wusste, besonders Wahnsinn u. s. w., der Einwirkung böser Geister zuschrieb, wie es der Aberglaube auch noch wohl thut:" — so bürdet Hr. *D.* ihm den Schluss auf: „wenn einfältige Menschen zu unserer Zeit etwa wahnsinnige und melancholische Menschen für Teufelsbesessene halten, so ist das auch der Fall mit den von Teufeln Besessenen zu den Zeiten Jesu gewesen." Und was folget? „Jesus, der diesem Unwesen nie widersprach u. s. w., musste also im höchsten Grade unwissend, abergläubisch und voll von Vorurtheilen seyn, oder, er war nicht aufrichtig, meinte er mit den Menschen nicht so, wie er sich das Ansehn gab u. s. w." (S. 77). Wer aber ein recht arges Beyspiel von Consequenzmacherey haben will, der lese, was S. 97 ff. über *F's.* Note zu Joh. XX, 22—25 gesagt ist. Was S. 110 ff. von der Sünde, von der Unmöglichkeit, sie wieder gut zu machen, oder bey Gott Etwas zu verdienen, behauptet wird. Wo mag Hr. *F.* das geleugnet haben? — S. 114 heisst es: „Niemand kann Jesum einen Herrn heissen ohne durch den heiligen Geist. ... Natürlich also, wer den heiligen Geist leugnet, welcher uns in alle Wahrheit leitet, ... dem bleibt Gott ein verborgener Gott." Sehr richtig; aber leugnet denn der den heil. Geist, die göttliche Hülfe, der unter heil. Geist nicht eine dritte Person der Gottheit denket? — Alles, was S. 121 ff. wider die Vorstellung gesagt wird, „dass die Leiden und der Tod Jesu keinen anderen Zweck haben, als uns ein Beyspiel zu geben, wie die vollkommenste Tugend mit Geduld und Gelassenheit die qualvollesten Leiden über sich ergehen lasse," ist auf dem Standpuncte des Vfs. ganz richtig; aber ist dieser Standpunct der allein mögliche? der ausgemacht einzig richtige? und folgt, wenn der Vf. in der Bestreitung jener Vorstellung Recht hat, darum schon, dass seine Ansicht der Erlösung die wahre, und die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung in dem gewöhnlichen Sinne ächt und allein christlich ist? Übrigens führt Hr. *D.* für diese Lehre die bekannten Stellen an, lässt sich aber weder auf eine genauere Bestimmung des Dogma, noch auf eine Erörterung der gegen sie erhobenen Bedenklichkeiten ein.

Als Hr. *D.* sein Sendschreiben dem Hrn. *E.* schon mitgetheilt hatte, empfing Jener eine Beurtheilung der *Funkischen* Noten von einem Anderen, und er mochte uns dieses kostbare Stück nicht vorenthalten, sondern schaltete die darin enthaltenen Bemerkungen bey dem Abdrucke seinem Sendschreiben ein. „Wir haben nun gehört," schliesst dieser (oder diese?) Fromme, „um unser Antlitz zu verhüllen, in die Stille zu gehen, uns satt zu weinen und zu Gott inbrünstig empor zu flehen: dass er das ernste Strafgericht von diesem Lande noch abwende, wo solche Gotteslästerungen" (die letzte war der Sinn, den Hr. *F.* in 1 Joh. V, 7 findet) „ohne Scheu ausgesprochen werden dürfen! wo das christliche Predigtamt gebraucht wird, um Jesus Christus herabzuwürdigen, und den Herrn der Herrlichkeit zu verleugnen!"

Die Zugabe des Hrn. *Ewald* beantwortet die Frage: „wann und in welcher Hinsicht braucht der Christ Rücksicht auf den Einfluss des Satans zu nehmen?" — „Nie und in keiner Hinsicht!" entscheidet Hr. *E.*, ob er gleich, nach der Bibel, glaubt, dass Satan gewirkt habe, mittelbar und unmittelbar, und nicht leugnen mag, dass er noch wirke.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Vogel: *Erstes elementarisches Lesebuch für Kinder zum Lesenlernen* von M. *Gottfr. Leopold Schrader,* Prediger zu Grehu bey Freyburg. Dritte, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1817. VI u. 239 S. 8. (8 gr.) Die Veränderungen, welche dieses nützliche Lesebuch erfahren hat, bestehen im Wesentlichen in möglichster Berichtigung des Deutschen Ausdrucks, jedoch mit steter Hinsicht auf die kleinen Leser, und in Vermehrung des Lesestoffs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

THEOLOGIE.

Schriften, die Funksche Bibelausgabe betreffend.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hamburg: *Kurze Ehrenrettung der Altonaer Bibel gegen die in dem Sendschreiben des Herrn Pastor Dieck dagegen aufgestellten Beschuldigungen, von einem ausserhalb Schleswig und Holstein lebenden Geistlichen.* Im September. 1816. 8.

Man muss zugeben, dass dem ungenannten Vf. der Beweis, Hr. *F.* „statuire eine dritte Person der Gottheit", nicht sonderlich gelungen, auch manches Andere misslungen sey, und dass dagegen in folgender Schrift einige nicht ungegründete Erinnerungen gemacht werden:

Lüneburg, b. Herold und Wahlstab: *Ist die Ehre der von* (dem) *Herrn Pastor und Ritter Funk herausgegebenen Altonaer Bibel gegen die belehrenden Warnungen des Herrn Pastor Dieck gerettet?* Beantwortet von einem *Prediger im Herzogthum Holstein.* 1816. 53 S. 8. (4 gr.)

Im Ganzen sind aber auch diese Blätter sehr unbedeutend. Hr. *D.* hat dem Vf. in Allem Recht. Die Ansicht der Religionslehren, welche seit 50—60 Jahren in der protestantischen Kirche sehr allgemein geworden ist, hat ihren Grund darin, dass Manche „bey treuer Anhänglichkeit an das kirchliche System keine Gelegenheit fanden, als Reformatoren, als Aufklärer zu glänzen, dass die sonst in der Bibel begründet gefundenen Lehrsätze den Stolz, die Eigenliebe der Menschen beugten, sie in ihrer Verdorbenheit, Kraftlosigkeit zum Guten und Hülfsbedürftigkeit darstellten" u. s. w. So wussten bekanntlich auch die Päpstler gewiss, dass *Luther* aus blosser Ehrsucht von dem Hergebrachten abwich! Übrigens könnte man auch diesem Vf. gar leicht den Vorwurf machen, dass es ihm mit der Behauptung einer dritten Person der Gottheit nicht ganz Ernst sey: denn er kommt S. 21 nur zu dem Resultate, dass der „durch die Handlung der Taufe und des Handauflegens mitgetheilte Geist Gottes nicht allein in hellerer Einsicht in das ganze Werk Jesu, sondern auch in mancherley Wundergaben bestand," welches auch von solchen behauptet werden kann und behauptet worden ist, welche die Persönlichkeit des heil. Geistes nicht annehmen; und selbst die ganze Strafrede, welche S. 23 f. denen gehalten wird, die „das unselige Bestreben" sich zu Schulden kommen lassen, „die Lehre von dem heil. Geiste zu vernichten," hat mit der Persönlichkeit des heil. Geistes Nichts zu thun. — Die Behauptung, dass die von *Löffler* aufgestellte Hypothese von der biblischen Versöhnungslehre schon oft und hinlänglich in ihrer Unhaltbarkeit dargestellt sey, sagt weiter Nichts, als dass der Vf. die Gründe der Gegner für siegend hält, wogegen sich um so weniger Etwas einwenden lässt, da er für überflüssig gehalten hat, sich weiter darüber auszulassen. Wie diese Schrift, was der Vf. wünschet, beytragen möge zur Befestigung des wankend gewordenen Glaubens an die Bibel als an Gottes Wort, vermögen wir nicht einzusehen, da es ihr an aller Gründlichkeit fehlt.

Ohne Benennung des Ortes: *An die Leser der, durch Herrn Pastor Funk besorgten Bibelausgabe, in Beziehung auf die, unter dem Titel: „Belehrende Warnungen ..... neulich erschienene Schrift.* Von einem *Unparteyischen.* 1816. 32 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. dieser Bogen zeigt das Unchristliche in des Hrn. *D.* Art zu streiten, macht bemerklich, wie dieser dadurch seiner eigenen Absicht entgegen arbeite, und verbreitet sich mit einiger Ausführlichkeit über eine Stelle des Sendschreibens, worin *D.* behauptet, „dass Vieles mit der höchsten Vernunft in der vollkommensten Übereinstimmung stehen könne, was uns vernunftwidrig zu seyn scheine." Sehr richtig sagt der Vf. unter anderen: „Wenn das ist, so können wir uns auch auf unseren Glauben an die Bibel, als göttliche Offenbarung, nicht verlassen: denn dieser Glaube muss doch wohl auf Gründen ruhen, welche von unserer Vernunft für gültig und hinreichend erkannt werden. ... Sollen aber die Gründe, welche uns bewegen, Etwas für geoffenbart zu halten, überzeugende Kraft haben: so müssen wir auch annehmen, dass die Regeln, nach welchen unsere Vernunft in ihrem jetzigen Zustande denkt, .. die richtigen seyen, oder dass wir wenigstens in unserem jetzigen Zustande ihnen gemäss urtheilen müssen." Am Schlusse

macht der sehr gesund urtheilende Vf. noch die treffende Bemerkung: „Bey den Verhandlungen über die Frage, ob Bibeln mit Noten zulässig seyen oder nicht, scheint man häufig ganz zu vergessen, dass eine übersetzte Bibel schon eine Bibel mit, wenn gleich unsichtbaren, Noten ist, und dass bey uns Protestanten *Luther's* Übersetzung zwar im allgemeinen kirchlichen Gebrauch ist, aber ohne die Art von kirchlicher Autorität zu haben, welche bey den Katholiken die Vulgata hat." Doch gesteht er, dass es mit manchen deutenden Noten in einer Bibelausgabe, wie die Altonaer, allerdings eine missliche Sache sey, indem es hier an Raum fehle, das Gesagte zu rechtfertigen, und dem Missbrauche, der etwa davon gemacht werden könnte, vorzubeugen.

Ohne Ortsangabe: *Einige Ermunterungen zu dem einzig Nothwendigen, sein Heil in Christo Jesu zu begründen, veranlasst durch die Noten des Herrn P. und R. Funk zu seiner Bibelausgabe,* nebst mehrere *(sic)* in dieser Hinsicht erschienene Schriften. 1817. 48 S. 8.

Diese Blätter, deren Vf. nicht nöthig hatte, zu sagen, dass er nicht zu der Classe der Gelehrten gehöre, haben die Absicht, „aufmerksam zu machen auf Hauptsachen, die Hr. *F.* entweder anders nimmt, als sie wahrlich (soll heissen: nach der Meinung des Vfs.) sind, oder doch auf eine auffallende Weise sie zu erklären vermeidet (diesem Vf. erklärt also Hr. *F.* nicht genug), und diess ist (diese sind) 1) der Sündenfall und die daher nöthig gewordene Menschwerdung des Sohnes Gottes, 2) die Dreyeinigkeit Gottes, und davon besonders die 2te und 3te Person, 3) die Begnadigung eines sündigen Menschen vor Gott." Im Grunde sagt der Vf. über alle diese Lehren Nichts, was einen Andersdenkenden zurechtweisen könnte. Aber es muss sich auch Jeder „selber durch den Geist Gottes die Sünde aufdecken und aus dem Schlafe der Sicherheit wecken lassen; dann erst kommt die rechte Noth, und nun sucht ein solcher mit kindlichen (m) Glauben und innigen (m) Herzenshunger den Trost, der uns alle (n) aus göttlichen (m) Erbarmen vor Grundlegung der Welt in Christo Jesu geleget worden." Geradezu begegnet der Vf. Hn. *F.* nicht unanständig, ob er es gleich nicht verbergen kann, wie gern er sähe, dass „den Supperklugen, welche ihre eigene Weisheit der Lehre vom Kreuz Christi vorziehen (d. h. welche eine andere Ansicht von manchen Lehren des Christenthums haben, als der Ermunterer), das Amt des öffentlichen Lehrens genommen, und solches mit denen, die keine andere Wege wissen, als um des Verdienstes Christi willen selig zu werden, besetzt" würde. — Wenn Hr. *F.* meint, Jesus habe sich (Joh. VIII, 6) niedergebückt, „um über eine treffende Antwort *nachzusinnen*:" so fragt unser Vf.: „Wo bleibt hier die göttliche Allwissenheit von Jesu?" Aber drang sich ihm die nämliche Frage nie bey Jesu eigenem Ausspruche Matth. XIII, 32 auf? — In *Diecks Sendschreiben* findet er einen „gottesfürchtigen Sinn, der Niemand ohne Noth kränket," und er hofft, derselbe werde „sich schon am Herzen legitimiren;" die gegen *D.* erschienenen Schriften „versteht" er „nicht anders als Pasquillen zu nennen." Aber „alle ihm (dem P. *D.*) angethane Schmähungen müssen als Perlen in seiner himmlischen Krone glänzen, indem er um der Wahrheit willen leidet."

Angehängt hat der Vf.: *Sieg der Wahrheit, eine wahre Erzählung, aus einem Buch der Baseler Gesellschaft.* — Der *zweyte Anhang* ist überschrieben: *Der freymüthige Zuhörer an seinen Lehrer* — ein Schreiben, worin einem Prediger vorgehalten wird, dass er seine Zuhörer nicht zum seligmachenden Glauben anleite. Des Vfs. System lautet (nach S. 35) so: „Jesu leidender und thuender Gehorsam wird den Menschen von Gott zugerechnet (wie dieses mit der Gerechtigkeit Gottes bestehen möge, darüber läst der Vf. sich nicht aus), und es wird an unserer Seite nichts weiter erfodert, als der Glaube, der dieses Heil in Jesu fasst, und dazu wird ein jeder Mensch erweckt; aber als ein bloss Erweckter hat er noch Nichts gethan, kennt noch keine Arbeit der Busse, sondern der heil. Geist zündet nun erst das Licht in seinem Herzen an, giebt ihm seinen inneren Seelenzustand zu erkennen, und rückt ihm die längst vergessenen Sünden ins Gemüth zurück, durch *dessen* Anblick die Seele ihre Krankheit anfängt zu fühlen, und dann wirkt der treue Geist Gottes ein sehnendes Verlangen nach dem Seelenarzt J. C., und durch den Glauben an ihn erlangt er Kraft zur Nachfolge Jesu." Warum sehnt sich aber der Briefsteller so sehr nach der Leitung des Predigers, da er selbst den rechten Weg schon so genau kennt, und da er sich ja nur dem Geiste Gottes zu überlassen braucht? — Ein noch beygefügtes Lied redet Jesum unter anderen auf folgende Weise an: „Brich durch meine Herzensthür; warum stehest du dafür? Siehe doch die Liebespein, die muss ja gefüllet (soll wohl *gestillet* heissen) seyn."

Ohne Ortsangabe: *Einige Bemerkungen, veranlasst durch Hn. P. Funks Ausgabe der Lutherischen Bibelübersetzung mit Anmerkungen:* Von *J. G. Scheibel,* ausserord. Prof. der Theol. und Prediger zu Breslau. 1817. 19 S. 8.

Wie Hr. *Scheibel* immer „mit allem pflichtmässigen, von dem Herrn selbst verlangten Ernst" redet: so auch hier. Um gegen *F's.* „verfälschte Bibel zu warnen," welche offenbar die Absicht hat, „Heidenthum und den ihm angehörigen Sadducäismus unter den armen Verführten noch mehr zu verbreiten, — zeigt er zuerst, „dass *F.* weder den Hebräischen noch (den) Griechischen eigenthümlichen Sprachgebrauch der Bibel versteht. Dieser betrifft," nach dem Vf., „nichts als gewisse theologische Worte" (Wörter). „Was unter diesen zu verstehen sey, muss man durch *tiefes* Studium des Originaltextes erforschen." (Was werden hiezu Hr. *Dieck* und der Verfasser der *Ermunterungen* sagen?) — Hr. *Sch.* erinnert dieses nicht nur, er ist auch zugleich so gütig, durch einige Beyspiele zu „zeigen, wie diess gemacht werden muss." Man höre also! „1) Was heisst *Christus* und *Sohn Gottes?* Das

erste ist nichts Anderes, als der Begriff des A. T. vom Messias. (Wir haben bisher geglaubt, dass es *nur der* Griechische *Ausdruck* für diesen Begriff, die Übersetzung des Hebräischen, ihn bezeichnenden Wortes sey.) Denn so übersetzen z. B. das Hebräische Maschiach schon die LXX Dan. IX, 25 Χριστός, und nun sagen überdiess die ersten Schüler Jesu (Joh. I, 45): Wir haben den gefunden, von welchem u. s. w. (vgl. V. 49); und so geht namentlich durch den ganzen Matthäus die Idee: Jesus von Nazareth sey der Messias, der Christ. 2) *Sohn Gottes.* Der *Grund dieser Idee* ist in den Psalmen aufzusuchen. Nämlich Ps. LXXXII, 6 heissen allerdings die Obrigkeiten der Juden überhaupt Kinder Gottes, *weil nämlich das Wort Gottes sie von Neuem geistig erzeugt;* vgl. Jesu Deutung davon Joh. X, 35 (in welcher freylich nur „tiefes Forschen" diesen Sinn finden kann). Aber ausserdem wird noch *Gott selbst Ein besonderer Sohn* beygelegt, den er erzeugt hat (Ps. II, 7). Allerdings haben zwar *die* Ausleger, die nach dem Hn. Vf. (*Funk*) die *besten* sind, hier *erzeugen* für *erklären* genommen, sind aber den philologischen *Beweis* aus den Stellen, wo das hebräische *jalad* vorkommt, schuldig geblieben. Die in *Rosenmüllers Scholien* und *Paulus Clavis* angeführten Beweisstellen besagen gar nicht, was sie sollen. Dieser Sohn Gottes ist nun der Messias (Ps. II. XLV u. s. f.). *Sohn Gottes* und *Christus* ist also nicht *Ein Wort*" (man sollte kaum glauben, dass solchen Unsinn Jemand gesagt hätte; aber es muss doch geschehen seyn, denn würde sonst der gelehrte Hr. *Sch.* sich die Mühe nehmen, ihn zu widerlegen?), sondern *Christus* ist *Sohn Gottes.* Das ist Bibellehre. So sagt Petrus (eine Hauptbeweisstelle, Joh. VI, 69): Wir haben geglaubt ... dass du bist Christus, d. S. d. leb. Gottes! Welche Tautologie würde entstehen, wenn Petrus gesagt hätte: Wir haben u. s. w., dass du bist Christus, Christus, wie manche Neuere wollen." Schade, dass Hr. *Sch.* noch „den philologischen Beweis aus den Stellen, wo das hebräische היום vorkommt, schuldig geblieben" ist, dass *heute* soviel ist, als *von Ewigkeit her:* denn so lange dieser Beweis nicht geführt ist, werden die Ungläubigen, wenn sie auch auf alles Andere Nichts zu antworten wüssten, mit einigem Scheine sagen, dass der Schluss, den Hr. *Sch.* S. 9 in den Worten: *Sohn Gottes, also Gott selbst* — macht, nicht zu rechtfertigen sey. — Eben so unwiderlegliche Beweise eines „tiefen Studiums des Originaltextes" und eben so lehrreiche Anweisungen dazu giebt Hr. *Sch.* ferner in Absicht der Ausdrücke *heiliger Geist, Engel, Teufel* und *Versöhnung.* „Nach Gen. VI, 3, nach 1 Reg. XXII, 21 und 2 Chron. XVIII, 20 wird offenbar der Geist Gottes als etwas Persönliches, mit Gott dem Vater Verbundenes, aber auch nicht Gott der Vater selbst, dargestellt." Hieraus lernen wir denn zugleich noch mehr, als der Vf. ausdrücklich angedeutet hat, nämlich 1) dass auch der Mensch einen von dem Menschen verschiedenen persönlichen Geist hat, der forschet, sich ängstiget u. s. w., wie aus Ps. LI, 19. LXXVII, 7. CXLII, 4. CXLIII, 4. Ez. XIII, 3. Hagg. I, 14 und vielen anderen Stellen unwidersprechlich erhellt, sobald man sie nach Hn. *Sch's.* Winken auslegt; 2) dass der Geist Gottes auch lügen und betrügen kann, nach den von Hn. *Sch.* angeführten Stellen 1 Reg. XXII und 2 Chron. XVIII, woraus denn manche auffallende Äusserungen heutiger unleugbar von Gottes Geiste getriebener Schriftsteller zu erklären sind, ob es gleich nicht auf den ersten Blick einleuchtet, warum nun Lügner und Verführer, wie *Funk, de Wette* u. s. w., so heftig gescholten werden müssen. Aber freylich, *duo cum faciunt etc.* — „Πίστις — so werden wir S. 9 belehrt — von πείθω, *persuadeo*, heisst überall im Griechischen *Überzeugung* von einer Sache, Glaube an sie; und *diess Letztere* (welches war denn das Erstere?) heisst πίστις εἰς τινά" (an eine Sache!). Dass künftig Niemand sich einfallen lasse, πείθειν irgendwo durch *lenken*, und πείθεσθαι durch *gehorchen* zu übersetzen! Denn könnte der Unglaube daraus nicht, „tiefes Studium" vorgebend, die „seltsame" Erklärung von πίστις, dass es *Gehorsam* bedeute, rechtfertigen?

Nachdem Hr. *Sch.* nun bewiesen hat, dass Hn. *F's.* Erklärungsart durchaus nichts tauge, wirft er die Frage auf, woher sie denn komme. „Offenbar, antwortet er, daher, weil der Vf. sich bemüht, seine Vernunftreligion in die Bibel hineinzutragen." Und nun sagt er es zugleich gerade heraus, dass „alle Prediger, die bloss Moral vortragen, und während des ganzen Jahrganges keine Predigt über Gottheit, Versöhnungsopfertod Christi u. s. f. halten, offenbar keine Christen sind. Sie werden zwar," fährt Hr. *Sch.*, ihre Heucheley aufdeckend, fort, „Christum noch sonst erwähnen, mit Ehrfurcht erwähnen; aber weder die vermeinte Moral (die christliche, nicht genug zu predigende Moral gründet sich auf die Liebe zum Gekreuzigten) noch die vermeinte Glaubenslehre auf *ihn* gründen." Und auf dass erfüllet würde das Wort des Recensenten von *Ammons Magazin* (Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1817. No. 1 und 2), das von Hn. *Ammon* so sehr gemissdeutete Wort, das er nun aber wohl verstehen wird, sagt es Hr. *Sch.* auch ihm freymüthig und unverholen, dass er kein Christ ist. Es ist zwar „in *Ammons* Predigten Eine über die Versöhnung sogar, aber es ist gar nicht die *christliche* Lehre, wenn man genauer liest: denn da haben die *Vernunftgläubigen* allerley Wendungen, um darum herum zu kommen: sie sagen z. B. Gott hat uns seine Gnade durch Jesu Tod *versichert;* er ist uns das *Unterpfand* seiner Gnade; nicht aber, wie die Schrift so *ausdrücklich* sagt, Christus ist *für uns, statt unserer* gestorben; um *seinetwillen* sind wir erst vor Gott gerecht; ohne *Blut* ist keine Versöhnung; das *Blut* J. C. ... mache uns rein v. a. S." — Endlich erfahren wir auch, dass die „Vernunftreligion Nichts ist, als der Glaube jener heidnischen Philosophen in der alten Griechischen Stadt Athen, Apostelgesch. XVII," und erhalten einen bündigen Beweis, dass, „fragen wir die Vernunft, wir zwey Götter annehmen müssen," also die „Vernunftreligion," die *F.* der Bibel unterschob, „Nichts als Heidenthum ist."

STUTTGARDT u. TÜBINGEN, b. Cotta: *F. A. Koethe Bemerkungen über den neuen Abdruck der heiligen Schrift nach Luthers Übersetzung unter Zustimmung des Hn. Generalsup. Adler bearbeitet und herausgegeben von Nic. Funk* ....; in der *Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit*, 1 Bandes 3 Heft, und daraus besonders abgedruckt. 1817. 8.

Hr. Prof. *Koethe* setzt voraus, und glaubt es „mit gutem Grunde zu dürfen," dass *F.* „es ehrlich meinte, dass seine Absicht *wohlmeinend* war, dass er nicht nur mit innerer Überzeugung, sondern auch mit Wahrheitsliebe die Bearbeitung der h. Schrift unternahm." Dass Hr. *K.* aber diese Wahrheitsliebe für eine „sich selbst täuschende" erklärt, dass er an Hn. *F.* hinlängliche „Bescheidenheit, Schärfe des Urtheils und Gründlichkeit der Einsicht" vermisst, ihm also keinen „wahrhaften Beruf zu einer solchen Arbeit zugesteht," dass er seine Unzufriedenheit mit *F's.* Ansichten und seinen Unwillen gegen den Geist der *Funk*'schen Bibelerklärung unumwunden zu erkennen giebt, darüber darf Niemand mit ihm hadern, so wenig als darüber, dass er „den Neologen überhaupt Befugniss zu einer solchen Arbeit" abspricht. Wenn er aber diese Leute beschuldigt, dass sie „uns eine neue Autorität aufbürden, die gebeugte Christenheit zum Glauben an die Weisheit der hocherleuchteten Schrifterklärer verführen, und so statt Eines Papstes, dem wir nicht gehorchen, uns in ihrer Schaar eine Unzahl von Päpsten aufdringen:" so ist uns Eines Theils davon Nichts bekannt geworden, anderen Theils scheinen uns manche eingewebte Beschuldigungen mit dem Sinne nicht ganz zusammenzustimmen, welchen Hr. *K.* Anfangs zu erkennen giebt. — Was er sagt, um zu zeigen, dass überhaupt unsere Zeit noch den Beruf nicht habe, „eine durchaus erläuterte Bibel zu liefern," enthält manches Treffende; und wenn es unter anderen heisst: „Keiner soll sich anmassen, seine Ansichten und Erklärungen, die erst die Prüfung und Läuterung bestehen müssen, jetzt schon mit dem Bibeltexte selbst zu verflechten, wofern er nicht etwa nur das, was die Prüfung schon wahrhaft bestanden hat, was durch sein wirksames Leben, durch die Zeugnisse der erleuchtetsten Lehrer der Religion und durch einmüthige Überzeugung der christlichen Gemeinde bewährt ist, unvermischt mit wechselnden Zeitansichten mittheilen will:" so soll diess allerdings das Ideal seyn, dem man nachstrebe, wenn eine Bibelausgabe mit Erläuterungen für das Volk zu Stande gebracht werden soll. Aber wann wird man, und wer wird allgemein gültig entscheiden können, was die Prüfung schon wahrhaft bestanden habe, und welche Lehrer die erleuchtetsten seyen? und in wie wenigen Dingen, worauf es bey der Bibelerklärung ankommt, wird die Überzeugung der christlichen Gemeinde einmüthig seyn! Wenn ferner Hr. *K.* sagt: „Alle Versuche in der Schrifterklärung können wir dulden; nur soll man den unveränderlichen Schrifttext selbst, so weit eine gründliche und gerechte Kritik ihn als wirklich authentisch anerkennt, von solchen Versuchen rein erhalten:" so liegt die Frage nahe: Ist denn eine Übersetzung der unveränderliche Schrifttext selbst? — Aber Luthers Übersetzung ist „unübertrefflich," und „wenn auch nicht zu leugnen ist, dass diese oder jene Stelle anders, besser übersetzt werden könnte: so ist doch wohl eben so unleugbar, dass auch nicht durch Eine der Verbesserung fähige Stelle in Luthers Dolmetschung der ächte Sinn so entstellt ward, dass das reine Auffassen irgend einer wesentlichen Glaubenswahrheit oder einer Pflichtenlehre dadurch gefährdet würde. Nur wenn diess der Fall wäre, wenn Luther einen wichtigen Irrthum durch Eine Stelle seiner Übersetzung erzeugte oder nährte, hätte man Ursach, davor zu warnen." Allein wird nicht über die Wichtigkeit das Urtheil ebenfalls verschieden seyn? Und wird es nicht Manche geben, die jeden Irrthum für wichtig genug halten, und der Wahrheit schuldig zu seyn meinen, ihn zu berichtigen? Und besserte nicht Luther selbst nach? Und wollte er nicht gern, dass Andere versuchen möchten, es noch besser zu machen? Würde er also, wenn er sich auch ausbat, seine Arbeit ihm nicht zu verändern, was aber in unserer Kirche gar nicht beachtet ist, es gemissbilligt haben, dass man seine Übersetzung mit berichtigenden Anmerkungen herausgebe? Überhaupt scheint Luther über das Anstössigwerden etwas andere Grundsätze gehabt zu haben, als heutiges Tages und auch bey dem Streite über die *Funk*'sche Bibel geltend gemacht werden wollen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Kleine Geographie oder Abriss der mathematischen, physischen und besonders politischen Erdkunde nach den neuesten Bestimmungen für Gymnasien und Schulen* von D. *Christ. Gottfr. Daniel Stein*, Profess. am Berlinisch-Kölnischen Gymnasium zum grauen Kloster u. s. w. Mit einer hydrographischen Charte der ganzen Welt. Achte verbesserte und vermehrte Auflage. 1817. XXXIX und 222 S. 8. (16 gr.) (S. die Recension J. A. L. Z. 1814. No. 138. 1816. No. 271).

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 7.

THEOLOGIE.

Schriften, die Funk'sche Bibelausgabe betreffend.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Die Bemerkungen, welche ins Einzelne gehen, und unter denen wir gegründete, aber auch ungegründete finden, haben den Fehler mit den anderen Gegenschriften gemein, dass sie oft nur anzeigen, wie Hr. *F.* anders erklärt, eine andere Ansicht hat, und also als ausgemacht voraussetzen, das von Hn. *Köthes* dogmatischen Ideen und Auslegung Abweichende sey verwerflich. Ausgeführt wünschten wir von dem Vf. den Beweis, „dass der Glaube an eine Offenbarung eben aus der Offenbarung selbst entstand," und bestimmt angegeben das Kriterium einer „unmittelbaren Offenbarung" und der „ausserordentlichen Einwirkung Gottes auf die Abfassung der heil. Bücher." — Die Ansicht, welche Hr. *K.* denen leiht, die eine stellvertretende Genugthuung nicht annehmen, werden wohl Wenige für die ihrige erkennen. Muss denn Jeder, dem jene Vorstellungsart anstössig ist, und der sie für keine wesentliche Lehre des Christenthums hält, auf seine „sich selbst genugthuende Veredlung" trotzen, und wähnen, „Gott *müsse* um ihretwillen dem Menschen gnädig seyn, und den höchsten Seelenfrieden gewähren"? — Grundirrthum des Hn. *F.* in alle dem, womit er seine neue Bibelausgabe hat zieren wollen, ist, nach unserem Vf., die Beziehung der ganzen Religion auf Sittenlehre, welcher er jedoch, „indem er vom Glauben abführt, ihre Stütze raube, und seiner eigenen Absicht entgegenwirke." — Was nun auch hiegegen und gegen manches andere Urtheil des Hn. *K.* zu erinnern und zu fragen seyn mag: so verdient doch seine Abhandlung bey einer etwanigen neuen Ausgabe der Altonaer Bibel wohl beherziget zu werden.

Angehängt sind 2 Beylagen, welche dem Herausgeber von einem „Freunde und Kenner der Bibel mitgetheilt" worden. Die erste enthält Anmerkungen über *Funks* Bearbeitung des Alten, die zweyte über die des Neuen Testaments. Der Vf. führt eine Menge Stellen an, aus welchen seiner Meinung nach hervorgeht, „dass alle Thatsachen, welche die göttliche Offenbarung begründen, durch die *Funk*'schen Erklärungen ihres göttlichen Ansehens beraubt werden, und Nichts als der blosse todte, ja selbst gemissdeutete Buchstabe übrig bleibe," und „dass Hr. *F.* gänzlich anders, als die gesammte christliche Kirche, Jesum Chr. darstelle, ja als Jesus Chr. sich selbst in ewiger Herrlichkeit seiner Kirche geoffenbart habe." Wir theilen nur zwey Rügen des Vfs. ganz mit: „Es wird in allen, sowohl vor, als nach der Augsburgischen Confession herausgegebenen Bibeln in dem Hohenliede die Braut als die Kirche Gottes, Christus als der Bräutigam angedeutet. Die *Funk*'sche Bibel entscheidet peremtorisch, das Hohelied bestehe in einer Sammlung kleiner Gedichte, in welchen keusche Liebe und eheliche Treue besungen werden. — Allen christlichen Dolmetschern der Bibel war stets J. Chr. der Hauptinhalt beider Testamente, und wie wäre es auch möglich, den Glanz seiner göttlichen Herrlichkeit im N. T. zu erblicken, ohne Ihn als den gleich im Anbeginn verheissenen Erlöser, als das angekündigte Heil der Welt, schon im A. T. gefunden zu haben?"

Hamburg, b. Gundermann: *Über die Altonaer Bibel. Ist es zu wünschen, dass über diese Bibel nichts weiter geschrieben werde, und dieselbe bey einer neuen Auflage nicht ferner mit Zusätzen und Anmerkungen, oder doch nicht ferner in solcher Gestalt, mit dem Königl. Privilegio versehen, erscheine?* In Beziehung auf die Friedensworte in dem 8 Heft der Schlesw. Holst. Provincialberichte 1816 verneinend beantwortet von einem *Holsteinischen Geistlichen.* Nebst einer Nachschrift über den Aufsatz II in den Kieler Blättern, 4 B. 1 H. 1817. 56 S. 8. (6 gr.)

In den Schlesw. Holstein. Provincialberichten war das *Dieck*'sche Sendschreiben einer scharfen Kritik unterworfen, und diese gab zu mehreren Aufsätzen Anlass. Der Verfasser des „Friedenswortes" that den Vorschlag, nicht mehr öffentlich, wenigstens nicht in Schriften, die dem grossen Publicum vor Augen kommen, über die Altonaer Bibel und die sie betreffenden Streitfragen zu schreiben, bey einer neuen Auflage der Bibel aber alle Anmerkungen wegzulassen, und diese allenfalls allein herauszugeben. Der Vf. der oben genannten Schrift gesteht, dass es gut gewesen wäre, wenn man die Altonaer Bibel ihrem Schicksale überlassen, und in Beziehung auf sie wie Gamaliel gedacht, oder auch nur *Diecks* Schrift unbeantwortet gelassen hätte. Nun aber, da Verdacht erregt und das grosse Publicum

in das Interesse gezogen ist, darf man, meint der Vf., nicht auf Ein Mal aufhören, die Sache öffentlich zu verhandeln. „Der unselige Verdacht gegen die sogenannten neuen Lehren würde fortdauern, und auf die Religiosität und Sittlichkeit der Menge aufs Nachtheiligste wirken; die aufgereizte Animosität mancher Nichttheologen, denen die Sache der Religion an sich nicht vom geringsten Werth ist, das Festhalten und die blinde Anhänglichkeit des Volkes aber an herkömmlichen Lehrsätzen und Meinungen aus mancherley Ursachen rathsam und nöthig scheint, würden vollen Spielraum behalten." Aber des Schimpfens und Zankens sollte aufhören, im christlichen Geist und Sinne, mit Liebe sollte man seine Überzeugungen vortragen und Andere widerlegen. „Auch die Freunde des Lichts und der oft fälschlich verschrieenen Aufklärung haben gar keine Ursache zu schweigen, und dem grossen Publicum ihre Überzeugungen zu verbergen; sie haben vielmehr gerade in unseren Tagen alle Ursache, ihre Sache dem Volke ins rechte Licht zu setzen, und den heilsamen Einfluss der wahren Aufklärung darzustellen, und dagegen die verderblichen Folgen der Finsterniss, des Wahns und Vorurtheils und der blinden Anhänglichkeit an dem Buchstaben und an hergebrachten Meinungen zu zeigen. Ja, sie müssen sich dazu verpflichtet fühlen, da einerseits in unseren Zeiten auch die unteren Stände mehr zum Nachdenken angeleitet und einer höheren Belehrung fähig geworden sind, andererseits nicht nur so manche religiös gesinnte und lebhaft fühlende Theologen für den Buchstaben und die hergebrachten Meinungen sprechen, und auf die Anregung eines blossen innigen, wenn auch nur dunkelen Gefühls hinarbeiten, sondern auch sonst Männer von Verstand und Bildung, ja selbst Gelehrte aus den nichttheologischen Facultäten, die bisher grossentheils über Religion sich hinwegsetzten, ja eine gänzliche Vernachlässigung der Religion und ihrer Übungen, und selbst Religionsverachtung und Spötterey sich zur Ehre rechneten, auf Einmal vom Unglauben zum Aberglauben, von Religionsspötterey zur Frömmeley, von Verleugnung aller religiösen Lehren, Gesinnungen und Gefühle zum Wiederergreifen des leeren unverstandenen und selbst unverständlichsten Buchstabens, der längst unter die eines denkenden Menschen unwürdigsten Meinungen verwiesenen Irrthümer und abergläubischen Vorstellungen, kurz zu den Fabeln und Mährchen (2 Tim. IV, 3. 4) übergegangen sind, und zu erkennen geben, dass sie das Stillestehen in Sachen der Religion und ein blosses dunkeles Gefühl zum Grundsatz und zur Hauptsache machen, und also die Finsterniss verewigen wollen." Der Vf. hält es für nöthig und hohe Zeit, das Volk zu belehren, dass alle Puncte, von welchen in den bisherigen Verhandlungen über die Altonaer Bibel die Rede gewesen sey, nicht das Wesentliche der Religion betreffen, und dass der Glaube der Christen in unseren Tagen mit dem Glauben an den Teufel, an Bileams Esel, an die Wolken- und Feuer-Säule und die in der Bibel erzählten Wunder wenig zu thun habe. Und dabey zeigt er an, worauf nach seiner Überzeugung hingearbeitet werden müsse. Er sucht ferner die Nothwendigkeit einer glossirten Bibel darzuthun, dringt auf Verbesserung der Lutherischen Übersetzung, ficht die von den Bibelgesellschaften angenommenen Grundsätze an, und will, dass Hr. *F.* bey einer neuen Auflage keine Veränderung vornehme, die nicht aus seiner Überzeugung und aus fortschreitender Vollkommenheit hervorgehe. Dann sucht er die Begriffe von dem Sinne des Königl. Privilegiums und der Billigung des Generalsuperintendenten zu berichtigen. Über Alles dieses, so wie über die angebliche Abweichung *F's.* von den symbolischen Büchern, verdient der einsichtsvolle, nur zuweilen etwas zu wortreiche Vf. wenigstens gehört zu werden.

Ohne Angabe des Orts (Nürnberg, b. Raw): *Worte der Warnung nebst gelegentlichen Schriftauslegungen veranlasst durch die irrlehrenden Anmerkungen des Herrn Compastors und Ritters Nic. Funk zur privilegirten neuen Altonaer Bibel* (.) *Zweyte veränderte Ausgabe* von *Johann Arnold Kanne,* Professor in Nürnberg. 1817. 98 S. gr. 8.

Die erste Ausg. dieser Bogen ist dem Rec. nicht zu Gesichte gekommen. Der „rechtgläubige" *K.* beschäftigt sich vornehmlich mit den messianischen Weissagungen, welche der „neologische" *F.*, der schwache, leichtsinnige und blind nachbetende Gegner der Offenbarung," entstellt, d. h. nicht nach *K's.* Sinne ausgelegt hat. Am ausführlichsten entwickelt er den 68 Psalm nach seiner Ansicht. Als Probe der Auslegungsart des Vfs. geben wir Etwas von dem, was er über 2 Sam. VII, 19 sagt. „Offenbar ging das vorher in diesem Capitel Erzählte auf Salomo, der es 1 Kön. V, 5 auch selbst auf sich bezieht. Aber wie in den Weissagungen überhaupt das nahe Künftige als Vorbild, mit dem entfernten Künftigen, als der eigentlichen Erfüllung, mehrmals in einer und derselben Prophezeihung zusammen ausgesprochen ist, z. B. Jerusalems Zerstörung mit dem Weltgericht: so hier die Zukunft Salomons oder des *Friedenmannes*, unter welchem das äusserliche Reich äusserlichen Frieden genoss, mit Christo als dem eigentlichen *Friedefürsten* Jes. IX, 6, welcher den inneren Frieden mit Gott gestiftet, der höher ist als alle Vernunft, und dessen Evang. eine Botschaft jenes Friedens ist, den Gott durch Ihn den Menschen hat verkündigen lassen. Seine *Ruhe*, heisst es, ist seine Ehre (Jes. II, 6), und da er geboren ward, sangen die Engel. .... Nur in sofern, als in Nathans Weissagung der Messias gemeint war, konnte der Stuhl von Davids Sohn *ewiglich* stehen (V. 13), und Davids Haus und Königreich beständig seyn u. s. w. (V. 16). David blieb, nachdem ihn Nathan verlassen hatte, *vor dem Herrn*, und während dieses Bleibens .., dieses Umgehens mit Ihm allein, muss sich seinem erleuchteten Gemüth Nathans Verheissung jetzt heller aufgeschlossen haben, dass er nun in die Zukunft des Messias *eigene* weissagende Blicke that. ... Jetzt .. sprach er jene wichtigen Worte, die man nach ihrer ganzen Wichtigkeit

bisher noch nicht verstanden hat.... Wie kommt es, hätte Hr. *F.* fragen sollen, dass hier gerade Gott, in so fern er David Nichts als ein lange dauerndes weltliches Reich verspricht, heissen muss: *ein Mensch, welcher Gott der Herr ist*, also *Gottmensch?* Unbestreitbar haben wir an dieser Stelle einen verheissenden Gottmenschen. Aber Luther hat gefehlt, und die Stelle heisst: „Das ist dir nicht genug gewesen (mir so viel zu versprechen), sondern du hast dem Hause deines Knechts auch noch vom fernen Zukünftigen gesagt, und diess (nämlich das f. Zukünft.) ist das Gesetz (die neue Gotteslehre) eines Menschen, welcher Gott der Herr ist.“ Folglich sagt uns schon diese ältere Bibelstelle eines histor. Buchs, was etwa 300 Jahre später Micha in s. 4 Messianischen Capitel ankündigte: V.. s. —

Hr. *K.* nimmt es Herrn F. sehr übel, dass er in der Auslegung einiger Psalmen sich nicht durch die Apostel und den Brief an die Hebräer leiten lässet, welcher Hrn. *K.* ein ausgemacht apostolischer ist. Ähnliche Vorwürfe herrschen in fast allen gegen *F.* erschienenen Schriften. Die Herren mit *Luther's* Pantoffeln in der Hand, mit *Lessing* zu reden, wissen nicht oder vergessen, dass auch *Luther* in dem Briefe an die Hebräer einiges „Holz, Stroh oder Heu“ fand, ihn für keines Apostels Werk hielt, und selbst die Apostel gegen Irrthum gar nicht gesichert glaubte. Ein gar arges Verbrechen ist es in Hrn. *K's.* Augen, dass Hr. *F.* sogar von *Socin* — man denke! — Etwas gelernt hat, so wie es an einem anderen Schriftsteller beyläufig bitter gerügt wird, dass er sich unterwunden hat zu wünschen, man möge den *Pelagius* aus der Ketzerliste streichen. *In quae nos reservasti tempora!*

J. C. F. D.

Brandenburg, b. Leich: *Unterricht in den wichtigsten christlichen Glaubens- und Sitten-Lehren, nebst einer dazu erfoderlichen Sammlung guter Liederverse.* Aufgesetzt von *G. T. Hiebendahl*, Prediger zu Golzow, Cammer und Pärwitz bey Brandenburg. 1804. 144 S. 8. (6 gr.)

Obgleich die Anzahl solcher Bücher weit über die Gebühr vermehrt werden würde, wenn jeder Prediger, wie der Vf. dieses Büchelchens, den Unterricht, den er Katechumenen und Anderen giebt, drucken lassen wollte: so muss doch Rec. bekennen, dass dieses kurze Lehrbuch, nicht in Frag und Antwort, bey dem Luthers Katechismus grossentheils zum Grunde gelegt und recht gut erklärt ist, eben nicht zu den überflüssigen gehört. Der Vf. geht eine Mittelstrasse zwischen Altem und Neuem, und hat, was sehr zu loben ist, mehr auf die biblischen als philosophischen Beweise der christlichen Religionswahrheiten Rücksicht genommen, um die Jugend auf die Bibel achtsam zu machen, was, besonders jetzt, nicht bloss den Jungen, sondern auch den Alten ausserordentlich Noth thut, und doch von so manchem Religionslehrer unverantwortlich, aber gewiss auch zu seinem eigenen Schaden, vernachlässigt wird. Mit dem, was für Theologen und nicht für Kinder gehört, hat der Vf. — doch aber nicht immer — seine Schüler verschont. Die Liederverse sind grösstentheils gut gewählt, die meisten aus dem Berlinischen Gesangbuche; am Ende jedes Verses ist die Nummer aus dem Gesangbuche beygesetzt. Er entschuldigt den Abdruck dieser Verse damit, dass noch nicht in allen Kirchen und Schulen der Preussischen Lande dieses Gesangbuch eingeführt ist. Hoffentlich wird man sich dort jetzt nicht mehr mit dem alten Porstischen und anderen dergleichen behelfen! Ob überhaupt aber Obrigkeiten und Predigern, die ein neues Gesangbuch einführen können, es aber nicht wollen, wenigstens nicht sichs gehörig angelegen seyn lassen, und solcher mags leider wohl mehrere geben, diese Indolenz zur Ehre gereiche, diess ist eine Frage, die Jeder leicht beantworten wird. — Die Sprache in diesem Unterrichte ist, so wie der Preis desselben, den Lehrbedürftigen, mit denen der Vf. es zu thun hat, angemessen. Angehängt sind dem Büchelchen die 5 Hauptstücke des Katechismus Luthers und das Einmaleins. Wie kommt das letzte hieher?

JJ.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Vier Zeitpredigten* von *Joh. Christian Friedr. Dietz*, D. der Philosophie und Prediger zu Ziethen im Fürstenthum Ratzeburg. Angehängt ist ein Scherflein zur Geschichte des Jahres 1813. 1814. II u. 112 S. 8. (6 gr.)

Vor Richtern aus der Schule der neuen Mystiker, die vorzugsweise und beynahe ausschliesslich das Gefühlsvermögen beschäftigt wissen wollen, und auf Predigten, die sich hauptsächlich Belehrung zum Ziele setzen, und moralischen Inhaltes sind, bey jeder Gelegenheit verächtliche Seitenblicke thun, möchten diese Predigten des durch mehrere philosophische Schriften rühmlich bekannten Vfs. schwerlich Gnade finden. Wer dagegen, wenn er auch mit jener Schule die Überzeugung theilt, dass in einer bloss verständigen Ansicht der Religion kein Heil für die Menschheit zu finden sey, sich doch von dem Wahne frey erhält, dass es durchaus unbegriffener Gefühle und unaussprechlicher Worte bedürfe, um das Gemüth für das Höhere und Himmlische zu erwärmen; wer, obgleich sich aufrichtig zu dem Glauben an Offenbarung, Wunder und Geheimnisse in der Religion bekennend, doch auch einer von der seinigen verschiedenen Ansicht Gerechtigkeit wiederfahren, und Geheimnisse, eben weil es Geheimnisse sind, lieber in ihrem heiligen Dunkel ruhen lässt, als dass er viel von ihnen reden sollte, wird dem Vf. das Zeugniss nicht versagen können, dass er die Kunst verstehe, wichtigen Wahrheiten die Seite abzugewinnen, von welcher sie seinen Zuhörern eindringlich gemacht werden können, aus dem, was sich über einen Gegenstand überhaupt sagen lässt,

das auszuheben, was für Zeit und Ort passt, und durch einen, ohne Verletzung nothwendiger Regeln frey sich bewegenden Vortrag den Verstand zu überzeugen und das Herz zu ergreifen. — In der *ersten* zu Ratzeburg am 21 Januar 1810 gehaltenen Predigt führt der Vf. mit vieler Klarheit und in einer herzlichen Sprache den Satz aus, dass ein reines Gemüth unter allen Verhältnissen Trost und Beruhigung gewähre. Die *zweyte* an einem Buss- und Bet-Tage den 11 Dec. 1812 gehaltene Predigt über Pf. 119, 59. 60 macht auf die Hindernisse des Guten, die in den Zeitumständen liegen, aufmerksam, und ermuntert, sie zu überwinden. Die *dritte* am ausserordentlichen Bettage beym Anfange der Bemühungen Deutschlands, sich zu befreyen, am 20 April 1812 über Pf. 97, 9 — 11 zeigt, wie vortheilhaft das eine Zeitlang getragene Französische Joch für die Deutschen werden könne, indem es sie zur Besinnung bringe, und sie lehre, wie werth ihnen Manches seyn sollte, was sie sonst zu gering achteten, und ermuntert, für die Hoffnung der Befreyung muthig zu handeln, weil bey längerer Dauer jenes Joches jene Vortheile verloren gehen würden. — Mit Vergnügen haben wir in dieser Predigt den wahrhaft trefflichen Aufruf des verstorbenen Grossherzogs von Mecklenburg-Strelitz an seine Unterthanen gelesen. — Die *vierte*, eine Neujahrspredigt 1814, weist auf die Erfahrungen des verflossenen Jahres zurück, wie es zwar in mancher Rücksicht ein Jahr der Trauer, aber auch in anderer ein Jahr des Heils sey, und sucht diess zur Ermunterung und zum Troste der Zuhörer zu benutzen. — Sehr zu loben ist es, dass der Vf. nur von der religiösen Ansicht der Welt und der Weltbegebenheiten ausgeht, und sich nicht in politische Betrachtungen verliert. Hin und wieder hätten wir seiner Sprache mehr Feuer und Begeisterung gewünscht.

Der Anhang S. 73 — 112, eine Schilderung der Unfälle, die den Vf. und seine Familie im J. 1813 trafen, enthaltend, ist nicht bloss wegen der lehrreichen Einleitung, worin der Vf. die göttliche Weltregierung zu rechtfertigen versucht, und mit Deutschem Sinne, aber auch zugleich mit lobenswürdiger Mässigung wider das Französische Unwesen eifert, sondern auch wegen manches charakteristischen Zuges auch für solche, die nicht zu den näheren Freunden des Vfs. gehören, des Lesens würdig. Folgender Zug verdient unter den vielen, worin der Leichtsinn des gewöhnlichen Franzosen so ausgezeichnet hervortritt, ausgehoben zu werden. „*Courage*, rief Goute-Forges" (ein Adjutant des General Loison, der ebenfalls in der Geschichtserzählung des Vfs. von keiner rühmlichen Seite erscheint) „mir endlich zu, *Mr. le Curé, tout sera reparé*, und als ich ihn fragte: *Qui le reparera!* antwortete er mir in die Höhe weisend: *le bon Dieu*. — Goute-Forges stahl mir in der Folge mein Pferdegeschirr, vermuthlich darauf rechnend, dass es dem lieben Gott ein Leichtes sey, mir auch das noch zu ersetzen."

Wir ergreifen diese Gelegenheit, um auf eine frühere Predigtsammlung unseres Vfs. (Rostock gedruckt in der Müllerschen Officin. 1795) aufmerksam zu machen, die wir auch in unseren Zeiten, wo freylich eine ganz andere Art zu predigen als die allein richtige sich geltend machen zu wollen scheint, wegen des sich darin aussprechenden eigenthümlichen Geistes ihres Vfs. empfehlen zu dürfen glauben.

— m —

Aurich, b. Tapper: *Vier Predigten vor Missionsversammlungen in London gehalten*, im May und Juni 1808; übersetzt von *G. S. Stracke*, Prediger zu Hatshusen und Agenvolde in Ostfriesland. XXVIII u. 142 S. 8. (12 gr.)

Es sind Predigten von *Samuel Lowel*, über die Triumphe des Messias, nach Jes. 40, 4. 5 — von *Joh. Mason* über des Messias Thron, nach Hebr. 1, 8 — von *G. Townsend* über die Herrlichkeit des Messias, nach Jes. 66, 19 und von *Ch. Simeon* über Christus Erniedrigung als eine Thatsache für den Glauben und ein Muster zur Nachfolge, nach Phil. 2, 5 — 8. Man sieht aus diesen Predigten, dass der neueste Englische Missionsgeist grösstentheils auf übertriebenen Vorstellungen von der christlichen Religion beruht, so wie bey der Erklärung und Anwendung der Texte durchweg eine vorgefasste Exegese zum Grunde liegt. Nach der ersten Predigt soll die Stelle Jes. 40, 4. 5 sich auch auf die Englische Missionsgesellschaft und den Effect derselben beziehen. Der Vf. hat keine geringere Aussicht, als den Fall des Papstthums, „der Mutter der Huren," die Bekehrung der Juden, und — ihre Rückkehr nach Palästina, wodurch denn die Türkey, die grosse Tatarey und China zum Christenthum bekehrt werden soll, zu welcher grossen Katastrophe — die jetzigen Missionäre die Vorläufer sind.

Der Übersetzer hätte sich seine Mühe ersparen können, da auch schon in Elberfeld eine Übersetzung dieser Predigten erschienen ist. Rec. hat zwar die Originale nicht gesehen, aber die Übersetzung scheint ziemlich ängstlich zu seyn, so wie auf die Politur und Ründung des Stils wenig Fleiss verwandt ist. Nach der Vorrede, worin der Herausgeber einige historische Nachrichten mittheilt, hat die Mission nach Otaheite und Afrika noch keine sonderlichen Fortschritte daselbst gemacht, und wird gewiss, wegen des dortigen Mangels an aller Civilisation, dergleichen doch die Apostel bey der ersten Ausbreitung des Christenthums überall vorfanden, und bey den geringfügigen Qualitäten der bis jetzt abgesandten Missionäre, viele unnütze Mühe und Geldausgaben erfodern.

Cg.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1817.

JURISPRUDENZ.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Das Weide-Recht.* Von *C. E. Münter*, D. und Procurator bey der Justiz-Canzley zu Zelle. 1804. VI und 366 S. 8. (1 Rthlr.)

Ohne Zweifel gehört das Weiderecht nicht zu denjenigen Gegenständen, welchen die positive Gesetzgebung eine besondere Sorgfalt gewidmet hat; die in den wissenschaftlichen Bearbeitungen jenes Rechtstheils aber annoch herrschenden Streitfragen, halbwahren Begriffe und Lehrsätze gelten als eben so viel Gründe zur Revision und zu einer neuen Bearbeitung dieses Rechts, der es an einem allgemeinen Interesse um so weniger fehlen könnte, da die grosse Brauchbarkeit jenes Zweiges der Rechtswissenschaft im Leben entschieden ist, und durch die tägliche Erfahrung verbürgt wird. Den gerechten Foderungen, welchen eine solche Arbeit Genüge leisten müsste, entspricht aber obige Abhandlung keinesweges, und der Geist der Wissenschaft, welcher sein Product immer nur als ein wahres, organisches Ganzes zeugt und ausbildet, hat seine Gegenwart in ihr nicht bewährt. — In 27, mit verschiedenen Überschriften versehenen Stücken behandelt der Vf. seinen Gegenstand, ohne einen bestimmten Plan, ohne Absonderung dessen, was nicht hieher gehörig ist, ohne eine sorgfältige und genügende Kritik der hier einheimischen Begriffe und Lehrsätze, ohne eine ausreichende Untersuchung der hieher gehörigen Streitfragen. Wenn man auch die vielen unnützen und hieher nicht gehörigen Dinge in den 4 ersten Stücken (von Grundstücken überhaupt — von den Äckern — von den Wiesen — von der Weide überhaupt) übersehen will: so muss man doch wohl darüber erstaunen, wie der Vf. es wagen mochte, sein Publicum in einer Abhandlung des Weiderechts mit solchen Dingen zu unterhalten, als er im 12ten und den folgenden Stücken (von der Viehzucht — von der Wandlung beym Viehhandel — von den Hirten — von der Pfandung, *actione de pauperie*, *legis Aquiliae* und *de pastu* — von der Mastung — von den Pferden — von dem Hornvieh — von den Schaafen — von den Ziegen — von Hunden — von den Katzen — von den Gänsen und Enten — von den Hünern und Putern — von den Tauben — von dem *Contractu socidae* — von der Aufhebung der Gemeinheiten) wirklich vorgetragen hat. Hier findet man — um nur von Vielen Etwas auszuheben — im 14 Stück (von den Hirten §. 167) die Wichtigkeit der Hirten aus der Römischen, Polnischen und Böhmischen Geschichte nachgewiesen; hier sagt der Vf. im ganzen 17 Stück (von den Pferden) nicht mehr und nicht weniger als Folgendes: „Über diesen Gegenstand habe ich das praktisch Brauchbare schon in meinem Versuche über den Rosstausch abgehandelt, und darf mich daher hier darauf beziehen, und nur *ex amoenitatibus scientiae* einige Beobachtungen aus dem Alterthume, als Epilog, aufstellen. In dem Wettstreite Minervas und Neptuns, wer von beiden das Nützlichste dem Menschengeschlechte aufschaffen würde, brachte jene den Ölbaum, dieser das Pferd hervor. Jedem wurde sein Geschöpf geheiligt, und das Pferd führt daher oft das Epitheton *Neptunius*. Weisse Pferde schlachteten vorhin schon die Magier dem Flusse Strymon zum Opfer, und in den Angriffen der Scythen auf Darius Lager kam den Persern das Geschrey ihrer Esel und Maulthiere zu Hülfe, welche das dermalige Scythische Gebiet nicht hervorbrachte, und wodurch die verscheuchten Pferde der Scythischen Reiterey in Unordnung geriethen. Gäbe es doch mehrere Gelegenheiten zu solcher Brauchbarkeit der Esel.“ Hier wird im 18 Stück (von dem Hornvieh) die Geschichte des Ochsens und der Kuh, des Aber- und Un-Glaubens von ihnen aus alten und neuen Zeiten zum Besten gegeben, und manche Reflexion auch über die Erhaltung des — Gemeinde- oder Heerd-Ochsens mitgetheilt; hier spielt im 21 Stück (von Hunden) *Hennings* mit seinem Werke über Ahnungen der Thiere eine Rolle, und manches Mährlein von Hunden findet hier sein Unterkommen; hier wird im 22 Stück (von Katzen) der mythologische Ursprung der Katze gezeigt, und ihrer Heiligkeit bey den Ägyptiern auf eine ehrenvolle Weise gedacht; hier liest man im 23 Stück (von Gänsen und Enten) das Lob der Gänselebern und der aus ihren gebratenen Schwimmfüssen bereiteten Leckerbissen, das unsterbliche Verdienst der Gänse ums Capitol — —!!! Beym Vortrage dieser in einem Weiderecht ganz unerwarteten Dinge hat es der Vf. nicht verabsäumt, Alles sein reichlich mit wörtlich ausgehobenen Stellen aus den Römischen Dichtern und Prosaikern zu verzieren.

Die eigentliche Abhandlung des Weiderechts hat der Vf. im 5. 6. 7. 8. 10 und 11 Stück (unter den Rubriken: von der Ausübung der Weidegerechtsame

auf Privatweiden — von der Ausübung der Weidegerechtsame auf Gemeinweiden — Kann die Weideservitut als Personalgerechtsame ausgeübt werden? — Von der Koppelweide — von der Erwerbung der Weidegerechtsame — von der Auflösung der Weidebefugniss und von der Trift) geliefert. Neue Ansichten der Sache, Untersuchungen, welche ein neues Licht über dunkele Gesetze, über die gewöhnlichen Streitfragen und Meinungen der Rechtsgelehrten, über hergebrachte Begriffe und Lehrsätze verbreiteten, findet man hier nicht. Dagegen stösst der Leser hie und da auf Behauptungen, deren Verträglichkeit mit einander oder deren zureichender Grund eben nicht wohl einzusehen ist. Rec. will auch hier von Mehrerem nur Etwas anführen. In §. 62 S. 95 erklärt der Vf. die Privatweide, als Recht genommen, für eine Befugniss, welche man auf den Weiden seines Grenznachbars ausübt. Eine Einschränkung, die offenbar grundlos ist, und wider das Recht und die Erfahrung läuft. S. 227 sagt der Vf.: Die öffentlichen Hirten wählt die Commune, *und der Beamte nimmt sie in Eid und Pflicht.* Allein ein Jeder weiss, dass diess nicht allgemein Rechtens ist. Ferner wenn es S. 104 §. 69 heisst: „Einräumung einer Weidebefugniss in allgemeinen Ausdrücken, ohne bestimmte Benennung derjenigen Thierarten, mit denen sie ausgeübt werden soll, legt dem Acquirenten auch ein Recht zur Eintreibung solcher Thierarten bey, die zu der Zeit der Einräumung auf dem *praedio dominante* nicht unterhalten wurden, weil unbestimmte Verträge zum Nachtheile desjenigen erklärt werden sollen, der etwas einräumt," und man nun gegenüber S. 117 §. 82 die Behauptung findet: „Ist die Weidegerechtsame in einem Walde durch einen Vertrag bestimmt: so muss dieser, selbst wenn er den Ausdruck Mastgerechtsame enthält, restrictiv interpretirt, und die Mast ausgeschlossen werden, weil Servituten nur im engsten Sinne zu verstehen sind": so fragt es sich, wie beide Sätze in einem Systeme bestehen? — In der Auslegung und Anwendung des Römischen Rechts ist der Vf. mehr denn einmal nicht glücklich gewesen. So z. B. belegt er den §. 92 aufgestellten Satz: die Ausübung der Weidegerechtigkeit auf Gemeindeweiden hat nur mit denjenigen Viehraçen Statt, die einmal hergebracht sind — durch das *arg. l. 12 pr. ff. de servit. praed. rust.* In §. 64 entscheidet der Vf. die Streitfrage, ob der Eigenthümer des *praedii servientis*, welcher sein Grundstück neben dem des *praedii dominantis* mit zu behüten ein Recht hat, diesem, wenn das Futter für beide nicht hinreicht, obgleich keiner mehr Vieh auf die Weide bringt, als er von eigener Gräsung auszuwintern vermag, weichen müsse, — bejahend und zu Gunsten des Eigenthümers des *praedii dominantis*, und zwar auf den Grund der *l. 13 ff. de S. P. R.* Bey dieser Gelegenheit interpretirt der Vf. die von seinen Gegnern angeführte *l. 6 Cod. de Serv. et aqua.* Er sagt nämlich: Nach dem Inhalte dieses Gesetzes soll der *Praeses provinciae* dem Eigenthümer des *praedii dominantis* nicht gestatten, dass er dem Eigenthümer des *praedii servientis* den Gebrauch des Wassers entziehe — über das Mass und Ziel, welches durch den bisherigen Besitz bestimmt ist (*contra statutam consuetudinis formam*). „Analogisch auf die vorliegende Frage angewendet, fährt nun der Vf. fort, würde also diese Gesetzstelle so zu interpretiren seyn; bey der *Servitute pascendi* ist durch das Herkommen, *statuta consuetudinis forma*, dass dem dienenden Nachbargrunde eine grössere Anzahl Viehes nicht aufgedrungen werden kann, als deren Durchwinterung mit dessen eigentlicher Fütterung möglich macht." Wenn man nun auch nicht danach fragen will, ob der Vf. die Bedeutung der Gesetzesworte, *statuta consuetudinis forma*, richtig gefasst habe, indem er sie vom Besitz, vom Herkommen (die beide himmelweit von einander verschieden sind) versteht; wenn man es ferner übersehen will, dass der Vf. bey seiner analogischen Anwendung das Wort *usus* ganz übersah, und dass, nach der Analogie, das Gesetz gar nicht verordnet: der *Praeses provinciae* soll nicht gestatten, dass der Eigenthümer des *praedii dominantis* eine grössere *Anzahl Vieh contra statutam consuetudinis formam* weidet; sondern dass das Gesetz vielmehr festsetzt: der *Praes. prov.* soll nicht gestatten, dass dem Eigenthümer des *praedii servientis* die *Benutzung* seiner Weide *contra statutam consuetudinis formam* entzogen werde (*Praes. prov. usu aquae — contra statutam consuetudinis formam, carere te non permittet*); wenn man diess Alles übersehen will: so setzt doch jenes Gesetz ganz bestimmt den Fall voraus, dass die Streitfrage schon vermöge der *statuta consuetudinis forma* entschieden sey, allein bey obiger Controvers, wer von beiden Berechtigten im Collisionsfalle zurückstehen müsse, ist ja die Voraussetzung nicht angenommen, dass *statuta consuetudinis forma* den Streitpunct entschieden habe. Dieser Umstand, der doch das Urtheil über die Anwendbarkeit jenes Gesetzes bestimmt, ist ganz unberührt geblieben. Über die vom Vf. der *l. 13 ff. de S. P. R.* beygelegte Beweiskraft liessen sich manche Zweifel erheben. Die Anwendbarkeit desselben ist mit Nichts gerechtfertigt.

Die Schreibart des Vfs. ist von Provincialismen und Unrichtigkeiten nicht frey, und überhaupt sehr mittelmässig, oft auch geschmacklos. So z. B. liest man S. 193: „es erwacht die Servitut wieder, die unter dem Schatten der Ehe schlummerte;" desgleichen S. 148: „Deutschlands Alterthum bildete diese tumultuarische Rechspflege vollkommen aus, welche so ganz den Geruch des Faust- und Kolben-Rechts um sich stinkt" u. s. w.

Diess wird zur Anzeige dieser, dem Publicum ohnehin nicht mehr unbekannten Abhandlung hinreichend seyn.

ק—ן—r.

Dresden, in der Waltherischen Hofbuchhandlung: *Über die Verbindung der Criminal- und Civil-Gerichtsbarkeit*, von D. *Friedrich Chr. Tittmann*, Vice-Stadtrichter zu Dresden. 1817. 74 S. 8. (8 gr.)

Diese Schrift enthält das dankbare Geschenk, welches Hr. *T.* am Jubeltage seinem Vater überreichte.

Sie enthält einen schönen Beweis der Geschäftskenntniss und Beobachtungsgabe des Vfs.; noch in keinem Buche sind die Vortheile, welche aus der Übertragung der Civil- und Criminal-Gerichtsbarkeit an Eine Behörde entstehen, so vollständig und überzeugend dargestellt, als es der Vf. gethan hat. — Man organisirt jetzt fast in allen Deutschen Staaten eigene Criminalgerichte, und vergisst nur zu oft, geblendet von einigen scheinbaren Vorzügen dieser Einrichtung, die Nachtheile derselben. Der Vf. betrachtet beide Arten der Gerichtsbarkeit nur als Gehülfen, deren sich die Gesetzgebung bedient, um ihre Anordnungen in Wirksamkeit zu erhalten, und will schon deſswegen eher Nachtheil als Nutzen von ihrer Trennung erwarten, da sie ihrer Bestimmung zufolge sich mit Gegenständen beschäftigen müssen, die oft zu genau in einander eingreifen. Die Verschiedenheit des Wirkungskreises beider Arten der Gerichtsbarkeit soll (S. 10) sich nur auf die Art, nicht aber auf das Wesentliche des Wirkens beziehen, während gerade der gemeinschaftliche Zweck eine ganz nahe Verwandtschaft begründe. Auch die Eigenschaften, welche der Civil- und der Criminal-Richter haben müssten, begründen nach dem Vf. S. 18 keine Trennung, da der Civilrichter die Eigenschaften des Inquirenten ebenso besitzen müsse, der Criminalrichter hingegen gröſstentheils es nur mit der gemeinen Classe von Menschen zu thun habe, während der Civilrichter mit jedem Gerichtsuntergebenen und so vielen Fremden in Verbindung komme, wobey seine Persönlichkeit wohl Einfluss äussere. Der Mechanismus der Geschäftsführung hindere die Verbindung gar nicht (S. 24). Die Form der Gerichtshöfe sey nicht im Wesentlichen abweichend, die Verbindung vereinfache den Geschäftsgang, erleichtere die Arbeiten, und mache ein Ersparniss am Gerichtspersonal möglich. Die gemeinschaftliche Ausübung der Civil- und Criminal-Justiz sey kein Hinderniss der Ausbildung des Gerichtspersonals; die Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der Geschäfte mache vielmehr das Personale gewandter und umsichtiger, während die beständige Beschäftigung mit der Untersuchung gemeiner Verbrecher auf Geist und Gefühl der Richter von dem nachtheiligsten Einflusse seyn müsse. Der Umfang der Geschäfte könne gegen die Verbindung keine Einwendung begründen, wenn nur das Gericht so besetzt wird, dass es den ihm übertragenen Geschäften gehörig gewachsen ist. Die verschiedenen Jurisdictionsrechte und die drückenden Kosten können keine Hindernisse der Verbindung beider Gerichtsbarkeiten seyn. — In der Abtheilung B. giebt der Vf. die besonderen Vortheile der Verbindung der Criminal- und Civil-Gerichtsbarkeit an: 1) In Beziehung auf Criminalgerichtsbarkeit. Als ein Vortheil wird die genauere Kenntniss der Gerichtsuntergebenen bemerkt, indem der Richter, welcher zugleich Civilrichter ist, und dadurch Kenntniss von dem Vermögenszustande, von den Geschäften, von dem moralischen Charakter der Amtsuntergebenen erlangt, den Vortheil erhält, dass er bey Einleitung einer Untersuchung mit den darin verwickelten Personen schon bekannt ist, und so bey dem Anfange und bey der Fortsetzung der Untersuchung wichtige Anhaltspuncte gewinnt, auf Handlungen, die sonst unbestraft geblieben wären, und auf verdächtige Personen aufmerksam wird. 2) Bey Vergehungen, bey denen es theils ungewiss ist, ob sie ihrer Natur nach dazu zu rechnen sind, wo theils die Persönlichkeit des Interessenten vorzügliche Vorsicht im Verfahren nöthig macht, kann der Criminalrichter, welcher zugleich Civilrichter ist, die ersten Einleitungen in dieser Eigenschaft treffen, dadurch den Ruf und die bürgerliche Existenz des Angeschuldigten schonen, und doch die nöthigen präparatorischen Schritte thun, deren Resultat dann erst berechtigt, die förmliche Untersuchung einzuleiten. Wichtig wird diess auch in Fällen, wenn sich bey einem wirklichen Vergehen Verdachtsgründe gegen eine Person darstellen, der man wegen ihres Standes oder ihrer Verhältnisse eine Theilnahme nicht zutrauen sollte; wo die nothwendigen präparatorischen Einleitungen sicher und schnell unter dem Titel der Civilrechtspflege getroffen werden können. 3) In Gegenständen der Criminaljustiz, welche mit Civilstreitigkeiten zusammenhängen, sich von ihnen herschreiben oder dadurch entstanden sind, hat die Verbindung beider Arten der Gerichtsbarkeit theils bey dem Verfahren, theils bey der Entscheidung Vortheil, z. B. bey Bankerutt, bey Wucher u. dgl., indem der nämliche Richter mit den civilrechtlichen Beziehungen, die der Criminalrichter kennen muss, schon vertraut ist. 4) Auch die Schonung des Rufes des Angeschuldigten ist ein Vortheil, da, wenn das Criminalgericht ganz allein besteht, dasselbe eine nachtheilige Gestalt bekömmt, indem jede Vorladung das Ansehen des Criminalverfahrens gewinnt, und jede vorläufige Befragung für den Befragten höchst nachtheilig und gefährlich ist. II. In Beziehung auf die Civilrechtspflege soll die Verbindung 1) den Vortheil einer richtigeren Beurtheilung der gangbaren Civilstreitigkeiten gewähren, indem der Richter dadurch in den Stand gesetzt wird, die Natur des ihm vorgetragenen Rechtsstreites gehörig zu ergründen, theils die Handlungsweise der Streitenden genauer zu beurtheilen, und neue Vergehungen zu verhüten, theils endlich bey der Entscheidung selbst mit mehrerer Sicherheit zu verfahren; 2) auch diess soll Vortheil seyn, dass der Civilrichter durch die Verbindung Kraft und Gelegenheit bekömmt, die Folgen der bereits verübten Vergehungen zu unterdrücken, und dem Beeinträchtigten schneller zu seinem Rechte zu verhelfen; 3) die aus einem Vergehen entspringenden Schädenansprüche lassen sich dadurch leichter ausführen, und 4) wenn der Civilrichter zugleich Criminalrichter ist: so werden seine Gerichtsuntergebenen sich sorgfältiger in Acht nehmen müssen, ihm nicht verdächtig zu werden, oder unter seinen Augen Handlungen zu begehen, die sein Strafamt in Anspruch nehmen könnten. — Man kann dieser Darstellung des Vfs., welcher seinen Gegenstand gründlich und mit rühmlicher Klarheit behandelt hat, den Bey-

fall nicht versagen, und muss, auch wenn man nicht einverstanden seyn kann, doch gestehen, dass Hr. *T.* alle möglichen Gründe, welche gegen die Einrichtung eigener Criminalgerichte sprechen können, vollständig aufgeführt habe. Bekanntlich haben die Weimarischen Landstände bey Gelegenheit der Einführung des Baierischen Strafgesetzbuches sich kräftig für die Nothwendigkeit solcher Criminalgerichte erklärt, nach Rec. nicht mit Unrecht, wenn nur nicht ein Hinderniss wäre. Sobald man eigene Criminalgerichte organisirt, werden diese, weil Criminaluntersuchungen doch nie so häufig vorkommen, als Civilprocesse, einen sehr ausgedehnten Gerichtsbezirk erhalten, es werden z. B. für einen ganzen Kreis höchstens zwey solche Gerichte bestimmt werden; geschieht diess: so leidet die Criminaljustiz, theils weil die Beamten zu entfernt von dem, oft 12 Stunden vom Sitze des Criminalgerichts entlegenen Orte der Verübung eines Verbrechens sind, weil daher die Erhebung eines Thatbestandes nur mit Mühe geschehen kann, theils weil bey dem Zusammentreffen mehrerer an verschiedenen, von einander sehr entfernten Orten die Untersuchung erschwert, theils weil die Sammlung von Indicien gegen einen Verdächtigen nicht leicht möglich ist, vorzüglich aber weil es zu drückend für die als Zeugen vorgerufenen Personen ist, oft eine Tagereise zu dem Sitz des Criminalgerichts zu machen, und zu Hause ihre Arbeiten zu versäumen. Will man die Zeugen ansehnlich entschädigen: so sind die Kosten sehr bedeutend für das Aerar; thut man es nicht: so sucht Jeder vom Zeugnisse loszukommen. Am vortheilhaftesten möchte die Einrichtung seyn, nach welcher bey jedem Civilgerichte ein Beysitzer vorzugsweise zu den Criminalgeschäften verwendet wird, so dass junge Männer, welche besondere Neigung zu dem Criminalfache haben, sich auch dafür ausbilden können, und Aufmunterung hiezu erhalten; durch diese Einrichtung, nach welcher der Criminalinquirent immer auch unter dem Ansehen des Civilgerichtes, welchem er angehört, handeln kann, gewinnt der Staat alle Vortheile, welche der Vf. als Folgen der Verbindung der Civil- und Criminal-Gerichtsbarkeit schildert, und erhält zugleich bessere Inquirenten, welche da, wo umfassende civilistische administrative und criminalistische Ausbildung von dem nämlichen Beamten gefodert wird, selten anzutreffen sind.

Wz.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Köln*, b. Du Mont u. Bachem: *Auflösung der Rechtsfrage, ob den geistlichen und weltlichen öffentlichen Anstalten und Gemeinden der einen Rheinseite Entschädigung für diejenigen Güter und Einkünfte gebühre, welche sie auf der anderen Rheinseite ehemals besessen haben.* 1816. VI und 66 S. 8. (6 gr.)

In der *Einleitung* wird die Veranlassung, diese Rechtsfrage zu erörtern, angegeben; in dem *ersten* Abschnitt der Abhandlung ein Auszug aus den mit Frankreich gepflogenen öffentlichen diplomatischen Verhandlungen, in sofern sie auf die Beantwortung der aufgestellten Frage Bezug haben, und zwar a) aus den Rastädter Friedensunterhandlungen, b) aus dem Lüneviller Friedensschlusse, und c) aus den Verhandlungen und Beschluss der ausserordentlichen Reichsdeputation, geliefert; im *zweyten* Abschnitt aber werden die ausgezogenen diplomatischen Verhandlungen auf die Frage selbst angewendet. Der Vf. nennt seine Auflösung bescheiden einen *Versuch* einer richtigen Anwendung jener Verhandlungen. Die Gründe für die bejahende Beantwortung der aufgeworfenen Rechtsfrage lassen sich auf folgende Momente zurückführen: weil 1) die den öffentlichen Anstalten zugehörigen Güter und Gefälle keineswegs unter die Kategorie (nicht *Cathegorie*) der zur Entschädigung der Erbfürsten bestimmten geistlichen Güter gehören, sondern vielmehr durch den Art. IX des Lüneviller Friedensschlusses ausdrücklich davon ausgenommen worden (§. 9 und 10, §. 19, §§. 25 und 26); weil 2) der anscheinlich im Wege stehende §. 37 des Deputationsschlusses vom J. 1803 durch Französische Übermacht erzwungen und der Regensburger Reichdeputation gegen ihre vom Reich erhaltene Instruction und Vollmacht aufgedrungen worden (§. 11 und §§. 20 und 21); weil 3) die gedachte Deputation, zur Zeit, wo die Französischen Minister derselben freye Hand gelassen, durch den §. 63 einer jeden Religion den Besitz und ungestörten Genuss ihres eigenthümlichen Kirchengutes und Schulfonds zugesichert, und dabey die Verordnung des Westphälischen Friedens zur Regel angenommen hat, nach welchem solche Institute auch ihrer in anderer Herren Länder fallenden Einkünfte ungestört gesichert seyn sollen; weil 4) der §. 63 des angezogenen Deputations-Hauptschlusses in ganz allgemeinen Ausdrücken fromme und milde Stiftungen wie jedes Privateigenthum erhalten wissen will (§. 16 und §§. 23 und 24); weil 5) der Französische Minister zu Regensburg selbst das Rechtliche dieser Erhaltung der milden Stiftungen, wie jedes Privateigenthums, durch das wegen der Dessauer Armenstiftung gegebene Beyspiel anerkannt (§. 26), und 6) das Königl. Preussische Ministerium entschieden hat, dass literarische Institute, Privatfamilienstiftungen und sogenannte Blutspräbenden als Privatfamilieneigenthum der Secularisation und Einziehung nicht unterworfen seyn, auch die Bergische Regierung gleiche Grundsätze aufgestellt, und die von ihr geschehene Einziehung der Kölnischen Schul- und Stiftungs-Fonds als eine Massregel der Reciprocität officiell erklärt hat (§. 27).

Allein dieser angeführten Gründe ungeachtet möchte das auf Friedensschlüsse und Staatsverträge gebaute sogenannte *Jus postliminii* weder nach positivem, noch nach naturrechtlichem Völkerrechte, und zwar gegen Preussen um so weniger geltend gemacht werden können, als jene Friedensschlüsse *acta inter alios* sind, welche bekanntlich einem Dritten weder etwas schaden, noch nutzen können, solche auch unter der stillschweigenden Clausel: *rebus sic stantibus* zu verstehen sind. — Preussen hat von den der Stadt Köln entrissenen Stiftungen nichts entzogen, vielmehr hat solches die Stadt Köln unter anderen zur Entschädigung wegen des in dem letzten Kriege erlittenen Verlustes, nicht aber zur Vergütung derjenigen Güter und Einkünfte erhalten, welche gedachte Stadt auf der anderen Rheinseite ehemals besessen hat. Eben desswegen möchte der von dem Vf. angerathene Recurs an den Bundestag von wenigerem Nutzen seyn, als die Verwendung an des Königs von Preussen Majestät um die bereits erbotene Vertretung der bedrängten Stadt bey den betheiligten Mächten und Staaten.

MM.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1817.

GESCHICHTE.

ALTENBURG, b. Brockhaus, u. BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Rufslands und Deutschlands Befreyungskriege von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Buonaparte in den Jahren* 1812 — 1815. Von D. *Carl Venturini. Zweyter Theil. Krieg in Deutschland* 1813. Mit Kupfern. 1817. XXII und 599 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Von dem ersten Theile dieses Werkes haben unsere Blätter (Jen. A. L. Z. 1816. No. 67) eine Anzeige geliefert, auf welche Rec. in sofern sich berufen zu können glaubt, als Hr. *V.* in dem gegenwärtigen zweyten Bande dem in dem ersten angegebenen Plane treu geblieben ist. Nach einer, gleichfalls *Geist und Übersicht dieses Werkes* überschriebenen Inhaltsanzeige trägt der Vf. in sechs Abtheilungen seine Ansicht der Begebenheiten vor. No. 1 ist eine einleitende Abhandlung, in welcher *der Befreyungskrieg Deutschlands im J. 1813 als welthistorisches Ereigniss in Beziehung auf dessen Ursachen und pragmatischen Zusammenhang betrachtet* wird, die folgenden fünfe sind der Erzählung der Begebenheiten gewidmet, und zwar: No. 2 von der Flucht der Französischen Heere von der Weichsel bis zu Napoleons Rückkehr nach Deutschland, Ende Aprils; No. 3 bis zu dem Waffenstillstande im Junius; No. 4 während des Waffenstillstandes; N. 5 von der Mitte des Augusts bis zum Ende des Septembers; No. 6 bis zur völligen Vertreibung Napoleons aus Deutschland und bis zum Schluss des Jahres.

Das Buch wird bey den Vorzügen eines glänzenden Vortrages, einer lebendigen Darstellung und einer, zur vortheilhaften Übersicht des Ganges der Begebenheiten im Grossen glücklich gewählten Anordnung gewiss ein zahlreiches Publicum finden, die Fehler der ersten Anlage müssen jedoch bey der Fortsetzung desselben immer merklicher werden. Der Ton des Vortrags und die Keckheit der Urtheile waren wohl nur für einen Zeitpunct berechnet, wo die frische Neuheit der Ereignisse noch alle Gemüther befangen hielt. So lange es gilt, die Herzen zu grossen Beginnen und zu schweren Aufopferungen zu begeistern, fodert man keine logische Bündigkeit der Schlussfolgen; die Heiligkeit des Zweckes adelt die Mittel, und was zum Ziel führt, ist das Rechte. Da mag denn auch in der Schilderung des bereits Geschehenen oder noch im Werden Begriffenen die Nothwendigkeit, den Schwachen zu ermuthigen, den Zweifelnden fortzureissen, Alle für das Eine zu beseelen, dem Darsteller eine ungebundene Freyheit erlauben: aber die *pragmatische Geschichte*, zu welcher der Vf. im ersten Theil seinen Beruf angekündigt hat, fodert eine strengere Prüfung der Angaben, und eine ganz andere Art der Behandlung des Stoffes.

Sie soll deshalb keinesweges sich auf eine magere Aufzählung der Ereignisse beschränken; sie soll ihren Gegenstand mit Liebe umfassen, und darf gar wohl ihren Darstellungen eine Hauptidee zur Beziehung geben: aber die Begebenheiten müssen von der Idee unabhängig bleiben, am allerwenigsten ihr angepasst werden. Das Urtheil des Geschichtschreibers soll nicht immer laut vortönen, keine besondere Ansicht ihn vergessen lassen, dass seine Musse eine Priesterin des Rechts und der Wahrheit ist. Sie erniedrigt sich, wenn sie das bloss Zweckmässige, das im Augenblick Wirkende, vielleicht durch die Nothwendigkeit Gebotene auch als das streng Gerechte verkündigt. Es kann ihr erlaubt seyn, wo sie auf Gegenstände dieser Art trifft, auf den Drang der Verhältnisse hinzuweisen, die Klugheit der Massregel und die wichtigen Erfolge ins Licht zu setzen, aber der Gegenstand selbst bleibt demungeachtet, was er war, und das Resultat über die Rechtmässigkeit desselben darf nicht durch die Nützlichkeit bestochen werden.

Dass der Vf. dieses nicht gewollt hat, erhellt selbst aus den Widersprüchen, in welche er sich bey solchen Gelegenheiten verwickelt. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur z. B. den vorschnellen Ausspruch über den Fürsten Schwarzenberg und das Österreichische Volk (S. 43) mit dem vergleichen, was er (S. 59) mit mehr Billigkeit über denselben Gegenstand nachholt. Gleich ungerecht nennt er (S. 51) die Waffen der Staaten zweyter Ordnung „banditische Waffen," weil sie Napoleons Fahnen gedient haben. Hält er ungezügelte Derbheit des Ausdrucks für Kraft: so sollte er wenigstens die Besonnenheit nicht darüber verlieren; wie konnte er nur vergessen, dass, das unzugängliche England ausgenommen, alle grösseren Mächte Europas wechselsweise auch Bundesgenossen des Eroberers gewesen sind, ihre Truppen zu den seinigen haben stossen lassen, und dass die Schwächeren unmöglich verweigern konnten, was die Starken im Drang der Umstände zugestehen mussten? — Nur durch den unaufhaltsamen Strom seines rednerischen Vortrages konnte der Vf. sich zu solchen Missgriffen hinreissen

lassen; er scheint auch selbst gefühlt zu haben, dass dieser Ton mit der höheren Ruhe des pragmatischen Geschichtschreibers sich nicht verträgt, er nennt daher in diesem Bande sein Werk lieber *ein historisches Epos* (S. 54), dessen Zweck ist, zu zeigen, dass nicht die Kabinette das grosse Werk der Befreyung Europas begonnen und vollendet, dass sie nur gelenkt haben, was von den Völkern ausging, und „die Gemüther so zu fassen, dass sie noch einmal in der Rückerinnerung fühlen, was damals sie so allgewaltig bewegte.“ Seine Darstellung soll „jene schwänzelnde Kriecherey, die das Grosse und Herrliche so gern in ihren erbärmlichen Kreis herab (hinab?) ziehen möchte, gewaltig überbieten, und sie selbst in ihre finsteren Höhlen zurückscheuchen“ u. s. w. — Das, sagt er, ist die Aufgabe dieser Geschichte; sie auch nur zum Theil gelöst zu haben, möchte nicht unverdienstlich seyn.

Nach dieser Erklärung, in welcher der Vf. den Charakter seiner Darstellungen so bestimmt angedeutet hat, bleibt der Kritik über das eigentlich Geschichtliche des Buches wenig zu erinnern übrig. Wer an grosser Redseligkeit und an häufigen Wiederholungen keinen Anstoss nimmt, wird in der Abhandlung No. 1 viel Gutes und Wahres, und durchaus einen schönen Enthusiasmus finden. Unrichtigkeiten muss man übersehen, z. B. dass (S. 50) Talleyrand noch 1811 als Lenker der Französischen Politik aufgestellt wird, da er doch schon vier Jahre früher von Napoleon zurückgesetzt worden war, ein Zeitpunct, mit welchem der letzte Schein des Anstandes und der Mässigung aus dem Kaiserlichen Kabinette verschwand. — Mit demselben glühenden Eifer des Vfs. muss man es entschuldigen, wenn er (S. 19) „die einzigen wahren Deutschen, die es noch giebt,“ nur unter dem Bauernstande finden will; wie wenig dieses buchstäblich zu nehmen sey, beweist die spätere, der Wahrheit gemässe Schilderung von der „Bereitwilligkeit Aller“ (S. 69), wo die „Jugend der *höheren Stände* zu den Waffen fliegt, und selbst Staatsbeamte die Gefahren des Vaterlandes in Reih und Glied theilen.“

Jenes epische Feuer des Vfs. scheint übrigens in der ersten Abtheilung sich erschöpft zu haben, die folgenden erzählen die Begebenheiten nach den bekannten, bis jetzt gedruckten Quellen. Neue Aufschlüsse findet man darin nicht, hie und da wird selbst die Erzählung dürftig, z. B. bey dem Gefechte von Kalisz, wo nicht eine kleine von Winzingroda abgeschickte Abtheilung, sondern die Division Lanskoy die Reste von Reyniers Corps angriff. Andere nicht bedeutendere militärische Vorgänge werden desto umständlicher entwickelt, der Vf. ist aber in solchen Darstellungen nie recht glücklich, sie misslingen ihm im Grossen wie im Kleinen, weil er ohne Sachkenntniss seine Quellen abschreibt. Berichte von Kriegsbegebenheiten im Einzelnen sind ohne eine genaue Beschreibung des Bodens durchaus unverständlich, und sie werden völlig unbrauchbar, wenn sie in Beziehung auf eine Charte entworfen waren, und nun ohne diese mitgetheilt werden. Der Vf. würde wohlgethan haben, solche Gemälde lieber gar nicht, dagegen aber allgemeine strategische Übersichten zu geben. Eine eben so schöne als dringende Veranlassung dazu, bey der Wiedereröffnung des Feldzuges nach dem Waffenstillstande, scheint er ganz übersehen zu haben, als durch den Beytritt Österreichs zu den Verbündeten auf einmal die ganze Gestalt des Krieges verändert, Napoleon um den Besitz des linken Elbufers und um alle Anlehnungspuncte gebracht, und dadurch sein Untergang in Sachsen, wenn er es nicht auf der Stelle verliess, unwiederbringlich entschieden wurde. — Taktische Urtheile anderer Schriftsteller sollten nur mit Vorsicht widerlegt werden, eine blosse Abfertigung verräth oft nur die eigene Blösse. Die Ebne von Lützen beweist allerdings, dass auch flacher Boden (S. 146 Anmerk.) durchschnitten seyn kann, und die Frage: „Konnte man die Dörfer wegschaffen?“ ist fast gar zu naiv. (Die Aufgabe des Feldherrn besteht nicht darin, den Boden zu ändern, sondern den ihm vortheilhaftesten zu wählen.) Als ein „herrlicher Sieg“ kann eine bestimmt verlorene Schlacht (S. 156) nie „mit vollgültigem Rechte verkündet werden,“ wohl aber als ein ehrenvoller Kampf; was die Klugheit im Augenblicke gebietet, darf die Geschichte nicht irre machen. Die Stärke der Heere ist dagegen für sie von grosser Wichtigkeit; welcher Angabe soll man aber glauben, wenn z. B. (S. 73) Preussen den Kampf mit „einem, 150,000 M. starken, *schlagfertigen* und *wohlgeübten* Heere“ begonnen hat, und doch (S. 94) nur 50,000 M. „vollkommen geübte“ Truppen, 15,000 M. in den Festungen und 35,000 M., „deren Bildung noch nicht vollendet war,“ aufstellen kann? Rechnet man selbst die (ebend.) erwähnten 10,000 Kranken hinzu: so fehlen doch an der ersten Summe noch volle 40,000 M. — Solche Widersprüche findet man fast überall, wo von der Truppenzahl die Rede ist, hier aber gründet der Vf. sogar noch sein Urtheil über den bedächtigen Kutusow darauf, dem es doch wohl nicht zum Vorwurf gereichen kann, wenn er „als ein ächter Russe“ stimmte.

Ist es aber selbst jetzt noch mit Schwierigkeiten verknüpft, die Kriegsbegebenheiten, über welche doch Sachkenner und Augenzeugen schon manche Aufschlüsse gegeben haben, mit Bestimmtheit darzustellen: wie viel weniger lässt dieses von dem Getriebe im Inneren der Kabinette erwarten? Wir besitzen darüber nur die öffentlich bekannt gemachten Nachrichten, die auch hier mitgetheilt werden. Wo der Vf. sie nach eigenen Ansichten ergänzt, wäre seinen Behauptungen etwas weniger Zuversichtlichkeit zu wünschen. Um über die Verhandlungen während des Waffenstillstandes Aufklärungen zu geben, ist es nicht genug, den Blick nach Prag oder in die Hauptquartiere zu richten; nicht minder wirksame Anstösse sind vielleicht von London und von Paris selbst ausgegangen. Hätte der Vf. die inneren Verhältnisse Frankreichs und Napoleons Stellung gegen mächtig sich erhebende Staatsparteyen nicht ganz aus dem Gesichte verloren: so würde er den Usurpator nicht bloss mit diesem Namen belegt, sondern ihn auch als einen solchen, und nicht als einen bloss durch äussere Stürme auf seinem fest gegründeten Throne erschütterten Erbfürsten betrach-

tet haben. Die Aufgabe, den Gewaltigen darzustellen, wie er in jenem Zeitraume wirklich erscheint, als einen Ball des Schicksals, welches er sich selbst bereitet hatte, zu Maſsregeln genöthigt, die, wäre ihm noch Freyheit der Wahl geblieben, seine Klugheit verworfen haben würde, und durch die Unmöglichkeit des Zurückgehens gezwungen, endlich Alles auf einen einzigen, mehr als gewagten Wurf zu setzen, — würde sich mit der Idee dieses Werkes wohl vertragen, und in dem historischen Epos der Schilderung des bösen Princips, das darin eine so wichtige Rolle spielen muſs, eine Wahrheit gegeben haben, welche sie durch schlechthin ausgesprochene Urtheile nie erlangen wird.

Die Kupferstiche bey diesem Bande liefern theils Portraits, theils militärische Costume, das kleine Chärtchen ist ganz unnütz, denn ein Homannisches oder Schreiberisches Blatt von Deutschland findet man wohl in jedem Hause; für welches Publicum mag aber wohl das Titelkupfer berechnet seyn?

Dnd.

BERLIN, in der Realschulbuchhandl.: *Über das Studium der Preussischen Geschichte.* Zur Ankündigung seiner Vorlesungen über dieselbe. Von D. *Friedrich Rühs*, ord. Prof. der Geschichte an der Universität zu Berlin. 32 S. gr. 8. (4 gr.)

Diese gut geschriebene, eine angenehme Erwartung für geschichtliche Literatur anregende Einladungsschrift zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Theil. Der erste macht auf die, jetzt mehr als sonst anerkannte Nothwendigkeit, sich mit der Landesgeschichte zu beschäftigen, aufmerksam. „Die lebendigere Theilnahme an allem, was das uns umgebende gesellschaftliche Leben angeht, weist bestimmt und einleuchtend auf die Vergangenheit zurück. Die, in der Geschichte unserer Zeit Epoche machende Französische Staatsumwälzung, so feindselig sich auch ihre, oft nur vom Augenblicke abhängigen Sprecher und Machthaber gegen das Alte und alle Erinnerung daran aufgelehnt haben, spricht am lautesten für die Wahrheit dieser Behauptung; diese ungeheuere Erscheinung, nicht bloſs Alles erschütternder und vielzerstörender Blitzstrahl, sondern unabsehbar weit hinaus wirksam und eingreifend in den Zustand künftiger Geschlechter, wird nur von denen verstanden und gehörig gewürdigt, die den Faden, an welchem sie sich entwickelt hat, rückwärts zu verfolgen und historisch zu fassen im Stande sind. Bey Alten und Neuen erweist sich die Beschäftigung mit geschichtlichen Kenntnissen als Hauptbestandtheil volksmäſsiger Bildung, am fruchtbarsten für Erzeugung und Nahrung staatsbürgerlicher Denkart und Kraft. Dieſs wird in vorüglichem Maſse bey den Britten sichtbar; das Parlament erkennt es an durch groſsartige Vorsorge für Sicherstellung dessen, was die Geschichte des Landes und Volkes urkundlich begründet. Seit 1800 ist eine Commission zur Untersuchung, Anordnung und Verzeichnung der Urkundenvorräthe niedergesetzt worden; der Kostenaufwand belief sich bis zum J. 1812 über 77,123 Pf. St., und noch immer wird die Arbeit rasch und mit glücklichem Erfolge fortgesetzt. Das Geschäftsleben der Gegenwart zieht hievon keinen unmittelbaren Nutzen, und es würde kleinliche Gemeinheit seyn, nur auf diesen achten zu wollen. Tiefere Betrachtung zeigt, wie S. 11 sehr richtig bemerkt wird, „daſs gerade die gründliche Kenntniſs der Vergangenheit, die in einem Staate, dessen Institutionen fest, nicht jedem Winde der Laune und der Meinung ausgesetzt sind, und ihre Wurzeln in fernen Jahrhunderten haben, nur auf diesem Wege erlangt werden kann, in einem genauen Zusammenhange mit der Gegenwart stehe, und daſs die Brittischen Staatsmänner, die mit diesen Arbeiten beauftragt waren, von einem geübten praktischen Sinn geleitet wurden, den man anderwärts eben sowohl für bloſse Pedanterie und Antiquitätenkrämerey halten mag, als die Beschäftigung eines Pitt oder Fox mit griechischer Metrik oder Verfassungskunde." Die reiche und dem Kunstsinne zusagende historische Literatur der Britten ging aus der allgemeineren Theilnahme an geschichtlichen Untersuchungen und Darstellungen hervor. „Es ist (S. 12) ein groſser Irrthum, wenn man glaubt, daſs ohne classische oder selbst allgemein lesbare Darstellungen keine rechte Bekanntschaft mit der Geschichte eines Volkes möglich sey; selbst die vortrefflichsten allgemeinen Geschichtsbücher können nur anregen, das historische Gefühl schärfen, das Verständniſs erleichtern, aber niemals ein fortdauerndes Selbststudium entbehrlich machen; ihr vornehmstes Verdienst besteht eigentlich darin, daſs sie dieses Hervorbringen gewissermaſsen erleichtern." — Die Deutsche Geschichte hat deſshalb nicht glücklich bearbeitet werden können, weil es dem Deutschen Volke an politischer Einheit gebrach; sie gerieth in der Juristen Hände, und wurde durch diese einträgliches Zunftwissen für vornehme Advocaten, welche nur die äuſsere Gestalt beachteten, für Wahrnehmung der, diese hervorbringenden inneren Kraft keinen Sinn, kein Geschick und keinen Antrieb hatten. Aber in unseren Tagen wird begriffen, daſs Beschäftigung mit vaterländischer Geschichte Grundbedingung Deutscher Volksbildung ist; die Arbeiten zu diesem Behufe gehen am angemessensten vom Einzelnen aus; geschieht dieſs auf die rechte Weise: so hat es für alle Werth. Und so geht der Vf. S. 15 zur Bearbeitung der Preussischen Geschichte über, von welcher im zweyten oder besonderen Theile gehandelt wird.

Ihre Nothwendigkeit, besonders auch für den Beamten, der durch historische Bildung heimatliche Gerechtsame erlangt, wird mit einleuchtenden Gründen dargethan. Über mehrere Provinzen sind gute Geschichtsbücher vorhanden; aber der dadurch gewonnene Reichthum an Stoff ist doch nur scheinbar; die eigentlichen Quellen sind zum Theil noch gar nicht oder unvollständig und unkritisch ans Licht gestellt, und keineswegs so benutzt, wie eine geläuterte Ansicht von der Geschichtsforschung fodert. Am nachtheiligsten wirkt ein oft vorwaltender provincieller Particularismus, der das Einzelne, mit Beeinträchtigung des Ganzen, überschätzt und sich wohl gar anmaſset, den Werth des Ganzen durch Vergleichung mit der angeblichen

Wichtigkeit des Einzelnen, in Zweifel und Schatten zu stellen. Die Hauptfrage bleibt demnach: „wie soll die Preussische Staatsgeschichte als Einheit, und doch so, dass das provinzielle Einzelne darin nicht untergehe, behandelt werden?" Die verschiedenartigen Staaten, aus welchen der Preussische Staat erwachsen ist, und deren jeder seine eigene Geschichte besitzt, können nur durch ein, allen gemeinschaftliches politisches Band zusammengehalten und zu einem Ganzen politisch-historisch erhoben werden; und das ist um so leichter ausführbar, weil fast alle Bestandtheile Deutsch oder germanisirt und zum Deutschen Reiche gehörig sind; bey weitem das Mehrste von dem, was in ihnen geschehen ist, und sicher das Trefflichste und Bleibendste muss als Gemeingut des Deutschen Volkes betrachtet werden.

Keine Provinz darf übergangen und in dunklen Hintergrund gestellt, aber auch keine, wie es mit der Mark Brandenburg und mit dem Herz. Preussen versucht worden, als die wichtigste, auf welche sich alle beziehen, hervorgehoben werden. Eben so wenig ist *Reitemeier's* Experiment, zwischen den Slavischen und Germanischen Ländern zu unterscheiden, die ersteren als Grundlage zu behandeln, und die letzteren einzuschalten, gelungen; es ist nicht zu Ende gebracht, und so hat der Erfolg selbst dagegen entschieden.

Dass der wahre einende Mittelpunct der Preussischen Staatsgeschichte das regierende Haus ist, darin stimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey; weniger in der Art und Weise, nach welcher dieser Grundgedanke verwirklicht werden soll. Der Vf. gedenkt nämlich, den Stoff nach folgender Anordnung so viel wie möglich zu erschöpfen, und zu veranschaulichen: 1) Geschichte der einzelnen Staaten bis auf den Zeitpunct, da sie von dem regierenden Hause gewonnen werden; mit Ausnahme der Besitzungen, welche integrirende Theile anderer Staaten waren. 2) Preussische Staatsgeschichte seit dem Regierungs-Antritte des grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. 3) Anknüpfung des abgerissenen Fadens, d. h. Fortführung der besonderen Geschichte der einzelnen Länder seit ihrer Verbindung mit dem Preussischen Reiche.

Dass eine solche Anordnung keine historische Einheit zulässt, sieht wohl Jeder eben so richtig, als Rec., der schwer begreifen kann, wie Hr. *R.* auf diesen Plan verfallen konnte. Nicht einmal zu erträglicher Übersicht ist er tauglich; auch bey Vorlesungen muss er, noch so wacker ausgeführt, theils ermüden, theils verwirren. Von künstlerischer Gestaltung lässt sich dabey gar nichts denken. Der erste Abschnitt würde lauter Specialgeschichten neben einander gestellt enthalten, die selbst nicht bis zu einer bestimmten Zeit fortgeführt werden können, weil sie in, zum Theil weit von einander abliegenden Jahren mit dem Preussischen Staate verbunden wurden; und schon ihre Zerrissenheit und Vereinsamung bringet einen widrigen Eindruck hervor und erkräftigt geradezu den Particularismus, dem entgegen gearbeitet werden soll; der Ungerechtigkeit und historisch folgenreichen Unvollständigkeit nicht zu gedenken, welche in der Ausschliessung sogenannter integrirender Theile anderer Staaten liegt. Der zweyte Abschnitt kann Ründung und Einheit haben; muss aber vieles aus dem ersten ergänzend wiederholen. Der dritte erscheint gewissermassen als Lückenbüsser, und spricht das Urtheil über einen Entwurf, in dem er nothwendig befunden wird.

Nach Rec. Dafürhalten kann nur ein anschaulich mit allen seinen Theilen in einander greifendes Ganzes hervorgehen, wenn das Einzelne nicht untergehet im Ganzen, aber auch nur als Einzelnes bis dahin, wo es mit dem Ganzen verbunden wird, erscheint, und das Ganze in seinem äusseren und inneren Wachsthum durch die Erwerbung des Einzelnen versinnlicht wird. Diess scheint ihm nach folgender Anordnung ausführbar zu seyn. Von der Geschichte des regierenden Hauses, seinem Familienbesitz und seinen Verhältnissen zum Deutschen Reiche wird ausgegangen. Was der Zeitfolge nach erworben wird, veranschaulicht die allmählige Gestaltung des Ganzen. Jede Erwerbung berechtiget zu einer Episode, welche die frühere Geschichte des erworbenen Landes nach seiner gesammten Individualität darstellt und zugleich den Standort anweiset, von welchem aus die Erwerbung und ihr Verhältniss zum werdenden Ganzen zu betrachten seyn dürfte. Das Persönliche des Fürsten, der Zustand der Verfassung und Verwaltung des Staats, das Allgemeinere in Beziehung auf das Ganze, und das Besondere, in Beziehung auf einzelne Provinzen, ordnet sich selbst nach der Eigenthümlichkeit, die im Stoffe liegt; jede sogenannte systematische Regel würde mit der Manniehfaltigkeit in Bewegung und Zustand des Menschen- und Staatenlebens in Widerspruch seyn. Dieser Plan empfielt sich wenigstens dadurch, dass er einfach und naturgemäss ist. Den wackeren Vf. der Einladungsschrift, dem nach öffentlichen Nachrichten Zutritt und Benutzung aller urkundlichen Vorräthe in der Preussischen Monarchie bewilligt worden sind, und dessen bewährter Forschungsfleiss herrliche Ausbeute erwarten lässt, braucht Rec. nicht erst um nochmalige Prüfung seines Entwurfs, dessen Ausführung ohnehin viele Jahre erfodert, zu bitten; der ihm einwohnende edle Wahrheitssinn bürget dafür, dass er alle Bedenklichkeiten berücksichtigen, und auf Vervollkommnung eines lang ersehnten Nationalwerkes mit würdigem Eifer bedacht seyn wird.

MK.

Jena, gedruckt bey Carl Wilhelm Theodor Joch.

